

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

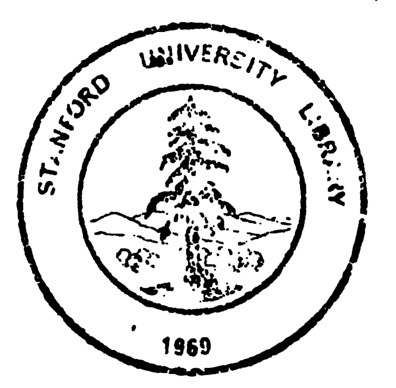
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



~~V 1056a (21.)~~

E. u. G. I. (21.)



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ALLGEMEINE
Encyclopädie
der
WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

PROFESSOREN zu HALLE.

EIN UND ZWANZIGSTER THEIL

mit Kupfern und Charten

Nachträge:

CABERA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig bei Johann Friedrich Gleditsch, 1830.



Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Ein und zwanzigster Theil

mit Kupfern und Charten.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1830.

AE 27
A6
Sect. 1
v. 21

MF78

Vorwort.

Nur mit Bedauern kann der Herausgeber bemerken, daß ihm sein Plan bei diesem Theile nicht gelungen ist. Er hatte gewünscht und durfte hoffen, nicht vergebens gewünscht zu haben, daß er in diesem Theile die sämtlichen Nachträge zu C — zu denen er sich nothgedrungen hatte entschließen müssen — würde liefern können, selbst wenn der Band zu einer ungewöhnlichen Stärke anwüchse. Die Verlagshandlung, welche es sich höchst angelegen hat seyn lassen, lange verabsäumte Verbindlichkeiten gegen die Theilnehmer und Mitarbeiter an der Encyclopädie zu erfüllen, hatte sich auch zu diesem Opfer entschlossen: allein ihr und des Herausgebers bester Wille vermochten nicht das Unmögliche möglich zu machen. Mehre der Herren Mitarbeiter waren durch unvermeidliche Umstände behindert, ihre Artikel zu liefern, die Artikel selbst aber von solcher Art, daß man nur durch eine Bearbeitung von eben diesen Gelehrten, welche sie übernommen, die Kenner zu befriedigen hoffen durfte, wie diese, nach Erscheinung jener Artikel gewiß gern zugestehen werden. Dies nöthigte uns denn, die wir treu an dem Grundsatze halten, den Gehalt vor allem zu berücksichtigen, zu den Nachträgen in diesem Theile noch einen kleinen Nachtrag im folgenden zu liefern. Diese Inkonvenienz zu vermeiden, stand nicht in unserer Macht; wir hoffen aber, der Nachsicht

~~V 1056a (21.)~~

E. u. G. I. (21.)



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ALLGEMEINE Encyclopädie der WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE,

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber,

PROFESSOREN zu HALLE.

EIN UND ZWANZIGSTER THEIL

mit Kupfern und Charten

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig bei Johann Friedrich Gleditsch, 1830.

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber
Professoren zu Halle.

Ein und zwanzigster Theil
mit Kupfern und Charten.

Nachträge:
CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1830.

AE 27
A6
Sect. 1
v. 21

MF78

Vorwort.

Nur mit Bedauern kann der Herausgeber bemerken, daß ihm sein Plan bei diesem Theile nicht gelungen ist. Er hatte gewünscht und durfte hoffen, nicht vergebens gewünscht zu haben, daß er in diesem Theile die sämtlichen Nachträge zu C — zu denen er sich nothgedrungen hatte entschließen müssen — würde liefern können, selbst wenn der Band zu einer ungewöhnlichen Stärke anwüchse. Die Verlagshandlung, welche es sich höchst angelegen hat seyn lassen, lange verabsäumte Verbindlichkeiten gegen die Theilnehmer und Mitarbeiter an der Encyclopädie zu erfüllen, hatte sich auch zu diesem Opfer entschlossen: allein ihr und des Herausgebers bester Wille vermochten nicht das Unmögliche möglich zu machen. Mehre der Herren Mitarbeiter waren durch unvermeidliche Umstände behindert, ihre Artikel zu liefern, die Artikel selbst aber von solcher Art, daß man nur durch eine Bearbeitung von eben diesen Gelehrten, welche sie übernommen, die Kenner zu befriedigen hoffen durfte, wie diese, nach Erscheinung jener Artikel gewiß gern zugestehen werden. Dies nöthigte uns denn, die wir treu an dem Grundsatze halten, den Gehalt vor allem zu berücksichtigen, zu den Nachträgen in diesem Theile noch einen kleinen Nachtrag im folgenden zu liefern. Diese Inkonvenienz zu vermeiden, stand nicht in unserer Macht; wir hoffen aber, der Nachsicht

der Herren Theilnehmer um so mehr versichert seyn zu können, je gewisser wir schon jetzt die Zusage zu ertheilen vermögen, daß diese Inkonvenienz nie wiederkehren wird. Schon mit diesem Bande hoffen wir den Beweis geliefert zu haben, daß es uns höchst angelegen ist, alle unsere Verbindlichkeiten auf das redlichste zu erfüllen, und man wird sich bald überzeugen, daß wir darin nicht nachlassen. Von dem, was geschehen wird, mag der Herausgeber nicht reden; nach Erscheinung noch einiger Theile aus allen drei Abtheilungen möge man entscheiden, ob wir aufs eifrigste bemüht gewesen sind, einen gerechten Wunsch unerfüllt zu lassen.

Halle, im August 1830.

Gruber.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein und zwanzigster Theil.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Verzeichniſs der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Ein und zwanzigsten Theile der allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

---

*) In dem Art. Contrapunkt. S. 341. Sp. 2. Z. 5. ist statt: Terzdecime oder Tredecime zu lesen: Quindecime.

CABEREA.

CABEREA, eine neue von Lamouroux gestiftete Cellarien-Gattung, ein verästeltes, gegliedertes walzenförmiges, etwas zusammengedrücktes Polypengehäuse, dessen Zellen nur auf einer Seite geöffnet sind, auf der entgegengesetzten hingegen nichts als eine geradlaufende Längenfurche zu bemerken ist und wo die Seitenhaare abstehen. Die Zellen sind sehr klein und zahlreich an der hintern Fläche gewölbt, und deutlich durch die zwischendurch laufende Längenfurche zu unterscheiden. Auch die Querfurchen, die Zelle von Zelle trennen, sind deutlich zu erkennen, so wie die zahlreichen langen Haare, die von den Zellenkelchen ausgehen und sich an den Seiten der Aeste zurückkrümmen. Diese Species stamt aus der Südsee und ist ebenfalls von Lamouroux in seinem Buche sur les polypiers flexibles p. 130. no. 240. pl. 2. fig. 5. A B C und in der französischen Ausgabe des Ellis Solandersehen Kupferwerks p. 5. Tab. 64. fig. 17—18. als die einzige Species dieser Gattung Caberea dichotoma abgebildet und beschrieben worden. (*Tilesius.*)

CABESTERRE, das Hochland. So heißt auf mehren westindischen Inseln der höher gelegene Theil gegen den niedrig gelegenen oder Basseterre, als auf Martinique, auf Guadeloupe, wo auch ein Marktflecken so benant wird, der auf der Ostküste belegen ist und 1 Kirche und 1788 mit seinen Umgebungen 4483 Einw. hatte, auf S. Lucia u. s. w. (*Hassel.*)

CABO ROXO, Dorf auf der S.W. Spitze der spanischen Insel Puerto Rico, hat 1540 Einw. und einen kleinen Hafen, der blos leichten Schiffen zur Zuflucht dient, da das Meer hier mit äußerst gefährlichen Klippen umgeben ist. Aus einer von den Fluten ausgehöhlten tiefen Lagune wird so vieles Salz abgeschlämt, daß ein Theil der Insel damit versorgt werden kann. (*Hassel.*)

CABRA, Städtchen der spanischen Provinz Cordova, unweit des Ursprungs des Flusses Cabra, mit 6000 Einwohnern, 6 Klöstern und einem Gymnasium, war unter den Gothen und in den ersten Zeiten der Araber der Sitz eines Bischofs. Diego Fernandez von Cordova, auf Baëna, Villaizan, Villacisla, Mazariegos, Bascones und Revenga, Marschall von Castilien, Alguazil Mayor von Cordova und Alcayde de los Donzeles, regierte zugleich das Städtchen Cabra, welches früher dem Orden von Calatrava gehörte und worin er bedeutendes Grundeigenthum erworben, als Alcayde. (Er war des Gonsalvo Fernandez von Cordova, des 1sten Herrn von Aguilar, dritter Sohn). Diego bildete am 17. Januar 1425 aus Baëna, Doña Mencia, den Gütern in Cabra, Cordova und Bermejo, ein Majorat für seinen zweiten Sohn, Peter, während der ältere, Johann, Posa in Altcastilien, nordöstlich von Burgos, Villaquiran, Villacisla, Bascones und Revenga erhielt, den mütterlichen Geschlechtsnamen, Rojas, annahm, und der Ahnherr der nachmaligen Markgrafen von Posa wurde. Peters Sohn, Diego Fernandez de Cordova, auf Isnajar, Baëna, Rute und Rambla (sämtlich in der nächsten Umgebung von Cabra gelegen), Marschall von Castilien, und Alguazil Mayor von Cordova, erhielt Cabra von Heinrich IV. als eine Grafschaft, was er um so mehr verdiente, da seine standhafte Anhänglichkeit an diesen unglücklichen Regenten ihm die Feindschaft aller seiner Nachbaren zugezogen, und ihn in eine Reihe blutiger Fehden mit seinem Vetter, dem Alfons von Cordova, 6ten Herrn von Aguilar, der ganz in der Nähe das weitläufige Gebiet von Priego und Aguilar besaß, verwickelt hatte. Vornehmlich wurde um den Besitz von Cordova und Bujalance gestritten. Auch den Königen Ferdinand und Isabella leistete der Graf die wichtigsten Dienste gegen Granada und Portugal, daher sie ihn auch mit Gnaden überschütteten und unter andern verordneten, daß das Kleid, welches die Königin von Castilien am Epiphanien- oder Ostertage tragen würde, der jedesmaligen Gräfin von Cabra gehören sollte. In der Kunstsprache heißt diese wunderliche Gnadenbezeugung, von der in Spanien mehre Beispiele vorkommen, Merced del Brial de la Reyna.

Diegos Sohn, auch Diego genant, 2ter Graf von Cabra, übertraf noch den Vater in kriegerischem Ruhm. In dem Treffen bei Lucena, den 21. April 1483, in welchem der große Capitain sich die Spornen verdiente, schlug er mit weniger Mannschaft der Mohammedaner zehnfach überlegenes Heer; ihr König, Abo-Abdeli, gerieth selbst in Gefangenschaft, und 5000 seiner Soldaten wurden getödtet oder gefangen. Zur Belohnung wurde dem Grafen von Cabra ein Jahrgehalt von 100,000 Maravedis, samt der Erlaubniß, seinem Wapen das Bild eines Königs, mit der Krone auf dem Haupte, und 9 Standarten (so viele hatten er und sein Neffe, der Alcayde de los Donzeles, den Mohren entrissen) einzuverleiben. Diegos II. Enkel, Ludwig Fernandez de Cordova, 4ter Graf von Cabra, heirathete des großen Capitains,

des Gonsalvo von Corbova, einzige Tochter, Elvira, und brachte hiedurch die Herzogthümer Sessa, in Terra di Lavoro, Terranova, in Val di Noto, und S. Angelo, in Terra di Bari, die Markgrafschaft Bitonto und Andria (Andria wurde im J. 1552 um 100,000 Dukaten an den 4ten Grafen von Ruvo, Fabrizius Caraffa, verkauft), in Terra di Bari u. s. w. an sein Haus. Der einzige Sohn dieser Ehe, Gonsalvo, 3ter Herzog von Sessa und 1ster Herzog von Baëna, vermöge königlichen Patents vom 19. August 1566 (hiedurch wollte ihn der König wahrscheinlich wegen des Verlustes von Terranova entschädigen), starb indessen 1578 kinderlos, seine gesamten Besitzungen fielen an seine älteste Schwester, Francisca, und nach deren unbeerbtem Abgange, an den Anton von Cardona, den Sohn der jüngern Schwester, Beatrix, welche mit Ferdinand Folch von Cardona, 2tem Herzog von Soma, in Terra di Lavoro, Grafen von Palamos (unweit Gerona, in Catalonien), Calonge und Olivito, Baron von Belpuch (unweit Cervera) und Linola, Herrn von Val de Almonacid, (nördlich von Segorbe, in Valencia) verheirathet gewesen. Die weitern Schicksale des Majorats Cabra, wozu auch Baëna, Rute, Doña Mencia und Iznajar, ein Vizcondado gehören, s. unter dem Art. Sessa. (*v. Stramberg.*)

CABRAS, ein Eiland auf der Westküste von Afrika und zu dem portugisischen St. Thomas, auf dessen N. O. Seite es belegen ist, gehörig; es ist nur klein, aber gebirgig und voller Antilopen; daher der Name, weil die Portugisen diese Thiere für Ziegen hielten. (*Hassel.*)

CABRERA, Burg und eine der 12 alten Vizcondados der spanischen Provinz Catalonien, in der Vegeria de Gerona, unweit la Junquera und der französischen Festung Bellegarde gelegen, hat einem berühmten Hause den Namen gegeben, das, wenn es auch nicht von dem Herzoge Bernhard von Septimanien abstammen sollte, doch immer zu den ältesten Geschlechtern in Europa gehören würde. Gerhard, Graf von Cabrera, bemeistert sich 1228 der Grafschaft Urgel, nachdem der letzte Graf, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, gestorben war. Diese, Aurembiassa, ruft den König Jakob I. um Hilfe an. Gerhard wird vorgeladen, sich zu rechtfertigen, dem Ungehorsamen Wilhelm von Cardona zum Vorsprecher verordnet, und nach einem förmlichen Rechtsverfahren die Grafschaft auf dem Reichstage zu Barcelona, 1228, der Aurembiassa zuerkant. Gerhard meint, sich durch Waffengewalt in deren Besitze erhalten zu können, allein von der einen Seite dringt der König mit Heereskraft auf ihn ein, anderwärts beunruhigt ihn Raymund von Moncada, der Gräfin Vetter, und dem Gerhard bleibt, nachdem Balaguer, die wichtigste Stadt der Grafschaft, dem Könige die Thore geöffnet, nichts übrig, als Unterwerfung. Späterhin fiel die Grafschaft Urgel dennoch an Gerhards Erben, und der kinderlose Hermenegild von Cabrera, Graf von Urgel († im Juli 1319), vermacht solche seiner Schwester Tochter, Theresia von Entença, unter der, am 10. Nov. n. J. erfüllten Verbindlichkeit, den Infanten Alfons, König Jakobs II. Sohn, zu heirathen. — Die jüngere Linie des Hauses, die der Vizconden von Cabrera, blühet indessen fort. Bernhard v. Cabrera, König Peters IV. Rath und Liebling, soll 1347 in Murviedro, 1348 in Valencia durch die Aufrührer ermordet werden, entgehet zwar jedesmal durch die Flucht ihrer Wuth, findet sich aber hiedurch dermaßen verletzt in seinem Gemüthe, daß er alle Ehrenstellen niederlegt, und sich in die Einsamkeit eines Klosters vergräbt. Es dauert indessen nicht lange, so vermißt ihn Peter IV. allerOrten, er erhob sich selbst nach dem Kloster, wo Cabrera weilte (1349), und nöthigte ihn, auf das neue die oberste Leitung der Statsgeschäfte zu übernehmen. Im J. 1353 befehligte Cabrera die wider die Genueser bestimte Flotte; als er eben im Begriffe, sich einzuschiffen, schenkt ihm der König noch Bassi, ein Vizcondado. Er erficht, nachdem er der Venediger Flotte an sich gezogen, Angesichts von Alghéri, den 27. August 1353 einen herrlichen Sieg, welcher den Genuesern 8000 Mann, darunter die Gesamtheit ihres vornehmsten Adels, und 33 Galeeren kostet. Algheri, für dessen Rettung Genua so viel gewagt, ergibt sich, Cabrera aber setzt seine Landungstruppen aus, und schlägt den rebellischen Richter von Arborea bei Quart. Im folgenden Jahre unternimt er nochmals die Belagerung von Algheri, und nochmals wird die Stadt genöthigt, ihre Thore zu öffnen. Solche und andere wichtige Dienste zu belohnen, schenkt der König 1356 Bernhards Sohne, auch Bernhard genant, die Stadt und Grafschaft Ossona oder Vique, in Catalonien. Im J. 1358 befehligt Bernhard gemeinschaftlich mit dem Grafen von Cardona die Flotte, welche der von Peter dem Grausamen in Person geführten Armada entgegen gesetzt wird; die Castilianer vermeiden jedoch das angebotene Treffen, und kehren unverrichteter Dinge nach dem Hafen von Carthagena zurück. Im J. 1360 bricht Cabrera in Begleitung des Grafen von Trastamara, mit einem kleinen Heere in Castilien ein; sie nehmen Najera, fechten aber unglücklich unter den Mauern dieser Stadt mit dem Könige von Castilien, und entgehen einzig durch Peters unerwarteten Rückzug dem unvermeidlichen Verderben. Im folgenden Jahre, 1361, schließt Bernhard, Namens seines Königs, mit Castilien den Frieden von Tudela. Der letzte Dienst, den er dem State leisten konte, war in dem neuen Kriege mit Castilien die Erhaltung von Saragossa (1363), denn im folgenden Jahre gelingt es der Königin, dem Könige von Navarra, den Grafen von Trastamara und Ribagorza, die sich sämtlich zu seinem Untergange verbündet hatten, ihn dem Könige verdächtig zu machen. Cabrera, dessen große Eigenschaften ihn dem Könige ganz unentbehrlich gemacht, so daß dieser nicht das mindeste ohne seinen Rath, bei welchem er sich auch jederzeit wohl befunden, unternahm, meint, da die Feinde, die er sich hauptsächlich dadurch zugezogen, daß er in allen Lagen und Verhältnissen allein das Interesse von Stat und König beachtet, zu mächtig, dem Sturme auszuweichen und in Frankreich eine Zuflucht zu suchen. Er wurde aber zu Carcastillo ereilt, nach Saragossa gebracht, damit er seine Mitschuldigen nenne, auf die grausamste Weise gefoltert, endlich, in Gefolge durchaus unerwiesener Anschuldigungen, zum Tode verurtheilt, und den 26. Juli 1364 zu Saragossa öffentlich enthauptet. Wenn dem Mariana zu trauen, so hätte der

Prinz, Herzog von Gerona, in höchsteigener Person an seinem vormaligen Hofmeister das Henkeramt geübt. Was Cabrera's Schicksal gar sehr beförderte, war die Erklärung der Stände von Catalonien, daß sie nur alsdann die verlangte Kriegssteuer bewilligen würden, wenn der verhaßte Minister mit dem Kopfe büße. Seine Güter, worunter auch die Grafschaft Urgel, wurden confiscirt.

Während aller dieser Ereignisse schmachtete Cabrera's Sohn, der jüngere Bernhard, im Kerker zu Sevilla, nachdem er 1362 in dem Versuche, der hart bedrängten Stadt Calatayud zu Hilfe zu kommen, in castilianische Gefangenschaft gerathen war. Endlich 1367 durch Heinrich von Trastamara befreiet, folgte er demselben nach Frankreich, wie zu der zweiten Eroberung von Castilien; in der Belagerung von Tordehumos, welches noch für König Peter hielt, fand er 1368 seinen Tod. Sein Sohn Bernhard erhält 1372 die Grafschaft Ossona und die übrigen confiscirten Besitzungen seines Großvaters, mit alleiniger Ausnahme von Urgel, zurück, wobei der König von Aragonien erklärt, er habe in Cabrera's Verurtheilung einzig den Verläumdern und Feinden dieses großen Mannes geglaubt, weil er aber jetzt seinen Irrthum erkenne, fühle er sich verpflichtet, das Geschehene, so viel möglich, wieder gut zu machen, und namentlich den Enkel in alle Besitzungen und Würden dieses Hauses wieder einzusetzen. Bernhard erwarb sich bald auch die persönliche Zuneigung und das Vertrauen seines Königs, wie er denn bereits 1479 die Flotte, welche König Peter abschickte, um sich Sicilien unterwürfig zu machen, befehligte. Im J. 1392 übertrug ihm König Johann I. den Oberbefehl über eine Flotte von 100 Segeln, die er ausgerüstet, um dem Hause Aragonien den Besitz von Sicilien zu versichern, und auf welcher sich des Königs Bruder, der Herzog von Montblanc, dessen Sohn, Don Martin, und dessen Schwiegertochter, die Königin von Sicilien, einschifften. Cabrera geht den 25. März von der Punta del Fangar, oder der östlichen Mündung des Ebro aus unter Segel, landet bei Trapani, und unternimt die Belagerung von Palermo, welches von den Hauptrebellen, dem Andreas von Chiaramonte, Grafen von Modica, von dessen Bruder Jakob u. a. vertheidigt wird. Er zwingt sie, die Stadt zu übergeben; Modica wird den 1. Juni auf dem Markte enthauptet, den 20. halten die Königin, ihr Gemahl und der Herzog von Montblanc ihren Einzug, und den 30. Juni 1292 wird die confiscirte Grafschaft Modica, die wichtigste Besitzung Siciliens, dem siegreichen Feldherrn als Belohnung verliehen. Im folgenden Jahre 1393 wurde der Prinz Martin samt seiner Gemahlin, der Königin, von den Aufrührern in Catania belagert. Der König von Aragonien versprach, ihnen zu Hilfe zu kommen, wurde aber durch mancherlei Ereignisse in Sardinien aufgehalten, da versetzt Cabrera seine Güter in Catalonien für eine bedeutende Geldsumme, bringt mittelst derselben ein kleines Heer zusammen, setzt solches nach Sicilien über, und befreiet die Könige aus der dringendsten Gefahr. Er tritt in ihre Dienste als Proto Justitiarius, und regiert eine Reihe von Jahren durch Sicilien mit beinahe uneingeschränkter Gewalt. Als aber König Martin, vor dem Zuge nach Sardinien, in welchem er starb, die Königin Blanca, seine zweite Gemahlin, zur Regentin ernant, sucht Bernhard, sobald die Nachricht von des Königs Tode eingetroffen (1409), diese Anordnung umzustoßen, und sich an der Spitze einiger Kriegsvölker der Stadt Catania, wo die Königin sich hinbegeben, zu bemeistern. Ein Befehl des Königs von Aragonien, nicht die Grenzen seiner Grafschaft Modica zu überschreiten, zwingt ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Nachdem aber auch der ältere König Martin im J. 1410 gestorben war, Messina ausschließlich das Recht, ihm einen Nachfolger zu geben, üben, hiezu zwar einen aragonischen Prinzen wählen, der verwitweten Königin aber blos den Titel einer Regentin lassen will, glaubt Cabrera hierin das geheime Bestreben, Sicilien von Aragonien loszureißen, zu erkennen. Er weigert sich, dem auf den Betrieb von Messina zusammenberufenen Parlament beizuwohnen, und nachdem er die aragonischen und catalonischen Herren für seine Ansicht gewonnen, bringt er, von ihnen und von dem auf Messina eifersüchtigen Palermo unterstützt, verschiedene Städte, theils mit Gewalt, theils durch sein Ansehn, unter der Königin Gehorsam. Auch Syracus, der Königin Leibgeding, muß ihm die Thore öffnen, die Königin aber, die dort ihren Aufenthalt genommen, zieht sich, mit dem Admiral Lihorri, in die Burg Morquetto, auf dem Isthmus, der Syracus mit dem festen Lande verbindet, zurück. Hieraus schließen die Moncadas, daß Cabrera sich der Person der Königin bemeistern wolle, um unter ihrem Namen ungestraft zu sündigen, daß das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als wolle er die Königin zwingen, ihn zu heirathen, um hierdurch sich die Krone von Sicilien aufzusetzen, nicht ganz grundlos seyn müsse, sie erklären sich daher gegen ihn, für die Königin. Johann von Moncada eilt zu ihrer Hilfe herbei, und nach einem scharfen Gefechte mit Bernhards Leuten, welche Morquetto förmlich belagerten, gelang es ihm, in die Burg einzudringen, und die Königin an Bord einer Galeere, und sodann nach Palermo zu bringen. Der Kampf der Parteien dauert indessen fort; da Cabrera darauf besteht, sich an den Moncadas und dem Lihorri zu rächen; die feindlichen Heere stehen einander bei Palermo gegenüber, da wird Cabrera unvermuthet von des Admirals Lihorri Völkern überfallen (1412), ergriffen und nach dem Schlosse Motta S. Anastasia, unweit Taormina, in Val Demone gebracht, wo seiner die unwürdigste Behandlung harrte. Er wurde in eine Cisterne geworfen, die zwar für den Augenblick trocken, ihm jedoch, nachdem sie sich bald wieder mit Wasser gefüllt, tausendfältige Qual und beständige Lebensgefahr bereitete. Sodann wurde er in einem hohen Thurme verwahrt, und da er sich von demselben, mit Hilfe eines Wächters, der ihn aber verrieth, an einem Seile herunter lassen wollen, wurde es so angeordnet, daß er nackend, in einem ausgespanten Netze, zwischen Himmel und Erde hängen, und in solcher Lage einen ganzen Tag durch dem Volke zur Lust und zum Spotte blieb. Endlich wurde er, auf die gemessensten Befehle Ferdinands I., des neuen Königs, dem es wohl bekant, daß der alte, treue Diener niemals gedacht hatte, die Königin Blanca zu heira-

then, oder sich die Krone von Sicilien anzumaßen, in Freiheit, und, nachdem er sich über alle Anschuldigungen seiner Gegner gerechtfertigt, in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt (1416). Er starb bald darauf, mehr an den Folgen dessen, was er im Gefängnisse erlitten, als an Altersschwäche. Sein Sohn, abermals Bernhard genant, leistete dem König Alfons in dem Kriege um Neapel wichtige Dienste; namentlich führte er demselben, als er 1423 von Sforza in der Stadt Neapel selbst belagert, eine bedeutende Verstärkung zu, die den König in den Stand setzte, sich wenigstens in seinen Positirungen zu behaupten, auch befehligte er 1436 die Flotte, welche die Catalonier dem König zur Fortsetzung des neapolitanischen Kriegs bewilligt hatten. Im J. 1461 führte der Graf von Modica das Heer, welches die Stadt Barcelona aufgestellt, um dem Prinzen von Viana seine Freiheit wieder zu verschaffen, welches auch gelang, nachdem der Graf Lerida und Fraga genommen. — Anna von Cabrera, des Grafen Johanns III. von Modica Erbtochter, brachte die Grafschaft an ihren Gemahl, Ludwig Henriquez, 2ten Herzog von Medina de Rioseco (verm. 1518), und Modica ist seitdem dem Schicksale von Medina de Rioseco gefolgt; die Güter in Catalonien, Cabrera selbst, Ossona und Bassi, waren bereits früher an die Moncada gekommen.

Ob Andreas von Cabrera, der Ahnherr der Markgrafen von Moya, zu diesen catalonischen Cabrera gehörte, ist nicht ganz ausgemacht, zumal er den Beinamen Perez führte; auch war er von Geburt ein Castilianer, aus Moya, in dem Bezirke und der Provinz von Cuenca. Ihm, seinem Mayordomo, vertraute Heinrich IV. den Alcazar von Madrid (1649), und späterhin den von Segovia an. Diesen wichtigen Platz erhielt er dem Könige, trotz aller Versuche des Markgrafen von Villena, endlich nahm er, 1473, die Infantin Isabella in solchen auf, die also endlich eine Stelle fand, ihr Haupt niederzulegen, einen festen Punkt, sich darin gegen alle ungeziemenden, von der Schwachheit ihres Bruders ausgehenden, oder begünstigten, Anträge zu verwahren, und einen Waffenplatz für ihre Anhänger. Sie erkante auch vollkommen die Wichtigkeit des Dienstes, den ihr Andreas geleistet, und nicht zufrieden, ihm, nach seinem Wunsche, Moya als eine Markgrafschaft gegeben zu haben, verehrte sie ihm an dem Tage, wo sie in Segovia als Königin ausgerufen worden, den 13. December 1474, bei Gelegenheit eines feierlichen, in dem Alcazar eingenommenen Mahls, die goldene Schale, woraus sie getrunken, mit dem Zusatze, daß von nun an für ewige Zeiten die goldene Schale, woraus der König von Castilien an diesem Tage trinken würde, dem Andreas, oder seinen Abkömlingen gegeben werden solle. Des Andreas Enkelin, Aloysia Perez de Cabrera, brachte Moya an ihren Gemahl, Diego Lopez Pacheco, 3ten Herzog von Escalona; die Seitenlinie, welche die bedeutende Grafschaft Chinchon, bei Aranjuez, erworben, blühete jedoch noch geraume Zeit.

Vergl. Don Aloys de Salazar y Castro: Genealogia de la Casa de Cabrera, und Genealogia de los Condes de Modica. — Francesco Pinel de Monroy: El Retrato del buen Vasallo, copiado en la vida y hechos de Don Andrés de Cabrera, primero Marques de Moya. — Panegyrico al Conde de Chinchon, Virrey y Capitan General del Peru. En Lima 1633.

(*v. Stramberg.*)

CABRERA, weitläufiges Gebiet der spanischen Provinz Leon, von dem gleichnamigen Flusse, der hier aus dem Gebirgsee von la Baña, westlich von dem Städtchen la Baña (dem Hauptorte der Herrschaft) seinen Ursprung nimt, durchströmt, nördlich von dem Ländchen Vierzo, oder Ponferrada, und dem Monte-Teleno, südlich von der Grafschaft Castagneda, oder der Sierra Segundera begrenzt, wurde in ältern Zeiten durch eingeborne Grafen regiert. Pontius, Graf von Cabrera, stirbt 1169 zu Zamora, und wird in der dasigen Domkirche beigesetzt. Nachher erscheinen die mächtigen Osforio als Besitzer von Cabrera: Alvaro Nugnez Osforio, Herr von Cabrera und Ribera (unweit Leon), wird 1328 von König Alfons XI., dessen Privado und Mayordomo mayor er war, zum Grafen von Trastamara, Lemos und Sarria ernant, aber noch im n. J. als Hochverräther geächtet, und von Ramiro Guzman getödtet. Seines Ururenkels, des Grafen von Lemos, Peter Alvarez Osforio, Tochter, Beatrix oder Johanna, war an Ludwig Pimentel, des 3ten Grafen von Benavente ältesten Sohn, verheirathet. Sie betrachtete sich, nach des Vaters Tode, als rechtmäßige Erbin der Grafschaft Lemos, während ihres früher verstorbenen Bruders natürlicher, doch legitimirter Sohn, Roderich, gleichen Anspruch macht. Beide Theile greifen, ihre Gerechtsame geltend zu machen, zu den Waffen; Roderich bemächtigt sich der meisten, Pimentel einiger zu der Grafschaft Lemos gehörigen Plätze (1483). Die mehre Jahre durch fortgesetzte Fehde wird so bedeutend, daß, solche zu vertragen, die katholischen Könige selbst sich nach Galizien erheben müssen. Sie sprechen die Grafschaft Lemos dem Roderich, Cabrera aber, Ribera und Villafranca dem Pimentel zu; vielleicht war ihnen die Gelegenheit, die große Gewalt des Hauses Lemos in diesen festen, von einem streitbaren Geschlechte bewohnten Gebirgen zu brechen, nicht unwillkommen. Ludwig Pimentel, 1ster Markgraf von Villafranca del Vierzo, 1497, starb den 27. November n. J., seine einzige Tochter, Maria, wurde an Peter Alvarez de Toledo, des 2ten Herzogs von Alba jüngern Sohn, verheirathet. Ihre Nachkommen, die Herzoge von Ferrandina haben Cabrera, Ribera und Villafranca über 200 Jahre lang besessen; des Hauses letzte Erbin war die verstorbene Herzogin von Alba, deren unermeßliche Güter die ephemeren Cortes bekantlich zu Tilgung der Statsschuld verwenden wollten.

(*v. Stramberg.*)

CABU ABBAS, Bezirk der Prov. Logodori auf der Insel Sardinien, 60 ital. Q. M. groß, enthält 7 bewohnte und 2 wüste Ortschaften mit 6000 Einw., welche Getreide-, Wein-, Obstbau und Viehzucht treiben. (Nach Mimaut. Neue allg. geogr. und stat. Ephem. 23. Bd. Weimar 1827. S. 297.) (*Leonhardi.*)

CADAVAL, Flecken der portugisischen Provinz Estremadura, in der Correiçaõ de Torres Vedras, hoch, doch fruchtbar gelegen. Er zählt 120 Häuser, und war in ältern Zeiten das Eigenthum des in der portugisischen

Geschichte hochberühmten Hauses Castro. Johanna von Castro, Johanns Tochter und Erbin, brachte Cadaval an ihren Gemahl, Ferdinand von Portugal, 1sten Herzog von Braganza. Alvaro, der dritte Sohn dieser Ehe, erhielt in der Erbtheilung Tentugal in Beira als eine Grafschaft, Galveas in Alentejo in der Correiçaõ de Aviz, und Cadaval, und war mit Philippa von Melo, des Grafen Roderich Alfons von Olivenza Tochter und Erbin, verheirathet. Sein Sohn Roderich, verm. in 1ster Ehe mit der Tochter Franzens von Almeyda, des ersten Vicekönigs von Indien, nahm den mütterlichen Geschlechtsnamen Melo an, und wurde 1ster Markgraf von Ferreira an der Guadiana in Alentejo, während sein jüngerer Bruder, Georg von Portugal, Graf von Galveas, durch seine Vermählung mit Isabella Colon, der Ahnherr der spätern Herzoge von Veragua und la Vega geworden ist. Roderichs Ururenkel, Nuno Alvarez Pereyra de Melo y Portugal, 5ter Markgraf von Ferreira, Graf von Tentugal, wurde 1649 von König Johann IV. zum Herzoge von Cadaval ernant. In den Händeln zwischen König Alfons VI. und dem Don Pedro, nahm er des letztern Partei, daher er späterhin dessen Premier-Minister geworden; den zwei Frauen, die er nach einander, aus der französischen Linie des Hauses Lothringen gehabt, ist es zuzuschreiben, daß Portugal für eine Reihe von Jahren in so entschiedene Abhängigkeit von Frankreich gerieth. — Unter den Großen Portugals ist der Herzog von Cadaval noch heute der bedeutendste, obgleich Dalrymple seine Einkünfte nur zu 80,000 Crusaden berechnet; ihm gehören, außer Cadaval, Arega in der Correiçaõ de Thomar, Mugem in der C. de Santarem, Grandola in der C. de Setuval, sämtlich in Estremadura, in Beira, in der C. de Coimbra, Buarcos, Villa nova de Anços, Pena Cova, Tentugal, Santa Christina, Rabaçal und Alvaiazere in Alentejo, in der C. de Beja, Ferreira, Villa-Alva, Agua de Peixes, Albergaria de los Fusos und Villa-Ruiva. (*v. Stramberg.*)

CADOVIUS, Johann, war erst seit 1670 Rector an der lateinischen Schule zu Esens in Ostfriesland, dann von 1675 Prediger in dem nicht weit davon entfernten Dorfe Stadesdorf, wo er als solcher 1725 starb. Sein Vater war der ostfriesische Generalsuperintendent Dr. Matthias Cadovius, der schon als Gymnasiast zu Hamburg verheirathet gewesen war, wo ihm dieser Sohn 1650 geboren wurde. Er verheimlichte indeß nachher diese Vaterschaft; doch ließ er seinen Sohn unter dem Namen Müller studiren, und verhalf demselben, noch unter diesem Namen, in Ostfriesland, wo er selbst 1670 Generalsuperintendent geworden war, zu den oben erwähnten Stellen. Nach des Vaters Tode 1679 meldete sich der sogenante Müller als Erbe desselben, doch wollten die andern Kinder ihn nicht als ihren Bruder anerkennen. Dies veranlaßte ihn, das Geheimniß seiner Geburt zu verlautbaren und seine Legitimität zu erweisen, worauf er sich seitdem Cadovius nante [1]). — Er ist besonders merkwürdig als großer Liebhaber und Forscher der altfriesischen Sprache, und schrieb darüber: Memoriale linguae frisicae antiquae, offte thi Gehögenisse van de ohle Freeske Mems-Tale; darinnen enthalten, Ostfriesische Vocabula, Verba, etliche Friesische Redensarten, wie auch die Ostfriesische Münz, Maß, Gewichte, Zahl, mit dem kleinen und großen Einmaleins. Ein Register der meisten Friesischen Namen, wie auch die 5 Haupt-Stücke des Catechismi Lutheri, mit der Lehre und Formula der Beicht und Absolution, und dem Symbolo des Concilii Niceni und S. Athanasii. A. 1691 [2]). Das Buch ist indeß nie gedruckt, jedoch noch in der Handschrift in Ostfriesland vorhanden. Der Verfasser meldet in der Vorrede, daß zu seiner Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts, in der nördlichen Gegend von Ostfriesland, oder eigentlich in dem dazu gehörenden Harrlingerlande, wo er wohnte, und auf den ostfriesischen Inseln die altfriesische Sprache noch von verschiedenen Familien geredet wurde [3]). Aus der Conversation mit diesen sammelte er die von ihm angeführten Wörter. Zwar sind diese größtentheils nicht mehr echt-altfriesisch, sondern haben schon mehr Ähnlichkeit mit dem Niedersächsischen und Plattteutschen; doch sind manche noch von altfriesischer Abkunft, auch läuft hier und da noch ein echtes altfriesisches Wort mitunter, mithin ist ihre Samlung immer verdienstlich und schätzbar. Es ist demnach sowol in Hinsicht der Geschichte der niedersächsischen, als auch der altfriesischen Sprache zu bedauern, daß dieses Werk nie gedruckt worden, und nun in der Handschrift zuletzt, und vielleicht bald, ganz untergehen wird. Zu seiner Zeit erregte es sogar die Aufmerksamkeit sehr bedeutender teutscher Gelehrten, und Meier in Bremen gedenkt desselben in einem Schreiben an Leibnitz in Collect. etymol. P. II. p. 158. unter dem Namen Müller, den Cadovius damals noch führte, und dem Titel: Indicis frisici Ms. [4]). Auch hat Herr Wiarda es bei seinem altfriesischen Wörterbuch (Aurich 1786) benutzt [5]). — Cadovius hatte sich übrigens auch neben der Theologie mit der Arzneiwissenschaft beschäftigt, und praktizirte als Prediger zugleich in der letzteren. Außer dem Memoriale hinterließ er ebenfalls in der Handschrift: Köstlicher Tausch vom türkischen Unglauben zum wahren Christenthum, zur Vorbereitung zweier gebornen türkischen Schwestern zu ihrer Taufe, in der Information vorgetragen [6]). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

CAGLIARI. 1) Die Provinz C., der südlichste Theil der Insel Sardinien, ist 2900 ital. Q. M. groß und in folgende 17 Bezirke getheilt: 1. Cagliari, 2. Decimo, 3. Nora, 4. Parte Ippis, 5. Nuraminis, 6. Trexenta, 7. Parte Olla, 8. Siurgus, 9. Gerrei, 10. Seulo, 11. Ogliastra, 12. Chirra, 13. Sarrabus, 14. Sulci, 15. Cixerro, 16. San Antioco, 17. San Pietro. — 2) Der Bezirk C., aus angebauten Ebenen bestehend, und nur im östlichen Theile gebirgig, erzeugt, des selte-

1) Reershemius ostfries. Prediger-Denkmal, Aurich 1796. S. 384.

2) *Bertrami* Parerga, Brem. 1740. p. 114. 3) Wiarda's Geschichte der altfries. Sprache, Bremen 1784. S. 29. 4) v. Wicht's ostfriesisches Landrecht, Aurich (1746). Vorrede, S. 40. 5) In der Vorrede dazu, S. 47. 6) Reershemius a. a. O.

nen Regens und der Trockenheit des Bodens wegen, wenig Getreide, aber desto mehr und guten Wein, Obst, Gemüse und Küchenkräuter; in den Berggegenden macht man sehr gesuchte Schaafkäse und zieht bei Quarto Stuten und Füllen, welche zum Austreten des Korns gebraucht werden. Das wichtigste Product aber ist das Salz, welches aus den Salinen in der Nähe der Hauptstadt gewonnen wird. Der Bezirk umfaßt ungefähr 160 ital. Q.M. und, ohne die der Hauptstadt, in seinen 12 Ortschaften eine Bevölkerung von 20,000 Selen. — 3) C., die Hauptstadt, deren Einwohnerzahl von Azuni auf 35,000 und von Cossu auf 25,000 angegeben wird, hat gegenwärtig nicht mehr als 21,000 Einwohner*). (*Leonhardi.*)

CAJANA, auch Cajana-Län genant, eine (im J. 1820) von 18,227 Menschen bewohnte Landschaft von 180 Quadr.-Meilen im nordöstlichen Finnland, Theil des Län Uleåborg; begrenzt im Norden von Kusamo-Lappmark, im Osten vom alt-russischen Karelien, im Süden vom neu-russischen Karelien und von Savolax, im Westen von Osterbotten; mit vielen Seen, die meist sich in den Uleåfluß entladen, und großen Waldungen, wo Theerbrennerei, Jagd und Fischfang die bedeutendsten Nahrungszweige sind. Das Klima ist sehr gesund, so daß die Menschen oft ein hohes Alter erreichen. Einiges Korn wird gebauet.

In kirchlicher Hinsicht umfaßt Cajana-Län die Propstei Cajana, welche 3 Pastorate enthält, nämlich:

1) Pastorat Paldamo, bestehend aus der Muttergemeinde Paldamo, im J. 1820 mit 1777, der Kapell- (Filial-) Stadt- und Landgemeinde Cajana, jene mit 367, diese mit 1055, und der Kapellgemeinde Säräsniemi mit 1366 Selen (mithin ist die Selenzahl des gesamten Pastorats 4565).

2) Pastorat Hyrynsalmi, bestehend aus der Muttergemeinde Hyrynsalmi mit 824, der Kapellgemeinde Suomussalmi mit 2684, der Kapellgemeinde Puolango mit 1683, der Kapellgemeinde Ristijärwi mit 925 Selen. (Insgesamt 6116 Selen.)

3) Pastorat Sotkamo, bestehend aus der Muttermeinde Sotkamo mit 4202, und der Kapellgemeinde Kuhmoniemi mit 3344 Selen. (Insgesamt 7546 Selen.)

Die einzige Stadt der Landschaft ist Cajana, im J. 1820 mit 367 Einwohnern, am Flusse gleiches Namens, der in der Nähe den etwa 10 Ellen hohen Wasserfall Ämmä bildet, angelegt; 1 Meile von der Mutterkirche Paldamo, 17 Meilen von der Stadt Uleåborg, im J. 1651 durch den um Finnland hochverdienten General-gouverneur, Reichsdrost, Grafen Pehr Brahe, dem ein weiter Landstrich umher als Baronie 1650 verliehen worden war. In der Stadt besteht ein Pädagogium (höhere Elementarschule) mit 1 Lehrer. Nahe an der Stadt liegt das verfallene Schloß Cajaneborg, erbauet unter König Karl IX., vollendet durch den genanten Grafen Pehr Brahe. (*v. Schubert.*)

*) Als Nachtrag zu dem Art. Cagliari Thl. XIV. 2. Abth. S. 72. nach des Hrn. Dr. A. Hörschelmann Auszug aus *Mimaut's* Hist. de Sardaigne, ou la Sardaigne ancienne et mod., considérée dans ses lois, sa typographie, ses product. et ses moeurs. Avec cart. et fig. Paris 1825. 2 Vol. 8. in den neuen allg. geogr. u. statist. Ephemerid. 23. Bd. Weimar 1817. S. 257 ff. Diesem zufolge zerfällt die Insel S. in vier große Provinzen: Cagliari, Arborea, Logodori und Gallura, wogegen Hassel (Vollst. Handb. d. neust. Erdbeschr. 6. Thl. S. 470) die Eintheilung in Capo di Cagliari und C. di Sassari, wie es scheint mit Unrecht, als die richtigere annimt.

CALANDO. In der Musik bezeichnet das Beischreiben des Wortes Calando ein Nachlassen, entweder der Stärke des Tones, oder der Geschwindigkeit der Bewegung, oder beider. Ersteres wird bezeichnet durch den Beisatz calando nella forza (und insofern ist es gleichbedeutend mit diminuendo); das andere durch calando nel tempo (so viel wie rallentando, slargando oder ritardando), beides zusammen durch calando nell tempo e nella forza. Oft wird aber das Wort Calando auch ganz allein beigeschrieben, und dann bleibt es freilich ungewiß, was der Tonsetzer damit gewollt; gewöhnlich versteht man aber auch in diesem Falle darunter ein Nachlassen sowol der Tonstärke, als der Bewegung: und insofern ist es ziemlich gleichbedeutend mit rilasciando, morendo oder smorzando. Nach Manchen bedeutet aber das allein stehende Wort Calando nur ein Abnehmen der Tonstärke, z.B. nach Koch's Lexicon. (*Gottfr. Weber.*)

CALANDRONE ist der Name eines unter den Landleuten in Italien gebräuchlichen, sehr unvollkommenen Blasinstrumentes. Der Name komt vielleicht vom Worte Calandra, Calandro oder Calandrino, welches im Italienischen einen Vogel, ein Vögelchen, figürlich auch einen geschwätzigen Menschen bedeutet, woraus sich dann auch der Charakter des Instrumentes einigermaßen abnehmen läßt. (*Gottfr. Weber.*)

CALASCIONE, auch Colascione, französisch Colachon, ist der Name eines ziemlich rohen und unvollkommenen, aber in Italien unter den Landleuten beliebten guitarren- oder lautenähnlichen Saiteninstruments, mit einem verhältnißmäßig sehr kleinen Schallkörper, und langem, mit Bunden versehenen Halse, nur mit 2 Saiten bezogen, welche meistens in die Quinte gestimt, und entweder mit den Fingern der rechten Hand, oder mit einem Stückchen Fischbein, Holz oder Rinde angeschlagen, oder angekneipt werden. Nach Koch's Lexicon soll das Instrument auch Collissoncini heißen, und dieser Name ihm namentlich dann beigelegt werden, wenn es mit einem besonders langen Halse versehen ist.

(*Gottfr. Weber.*)

CALATRAVA, das alte Oretum, der Oretaner Hauptstadt, komt unter der neuen Benennung zum ersten Male im J. 1013 vor, als Suleiman, des mohrischen Königs von Cordova rebellischer Feldherr, den Ort mit stürmender Hand einnahm. Im J. 1082 wurde Calatrava von Aben Habet, dem Könige von Sevilla, auf seinem Kriegszuge gegen Hiaya, den König von Toledo, erobert, und allmählig, nach dem Verluste von Toledo, einer der wichtigsten Punkte, den die Mohren noch im Norden der Sierra Morena inne hatten, und von dem aus sie die Mancha ohne Unterlaß beunruhigten. Die wohlverwahrte Burg war einem Alcayden anvertraut. Als die Besitzungen der Almoraviden in Spanien in drei

Theile zersplitterten, 1145, folgte Calatrava für einen Augenblick dem Schicksale von Cordova; im Januar des J. 1146 wurde der Ort aber bereits von Alfons VIII. eingenommen, und hiemit die Unterwerfung der Mancha vollendet. Alfons übergab die neue Eroberung den Tempelherren zur Vertheidigung (1149), die jedoch nach Alfonsens Tode, und nach nur 8jährigem Besitze, erschreckt durch die in Andalusien von den Mohren errungenen Vortheile, und ihre noch größeren Zurüstungen, das gefährliche Geschenk dem eben zur Regirung gekommenen König Sancho III. zurückgaben (1157). Der König ließ hierauf öffentlich verkündigen, daß der Ort jedem, der seine Vertheidigung übernehme, erblich zugehören sollte. Unter allen Rittern des Landes fand sich keiner, der wagen wollte, was den Tempelherren zu waglich geschienen; da hörte ein Cisterziensermönch aus der Abtei Fitero, heut zu Tage der Merindad von Tudela in Navarra zugetheilt, Diego Velasquez, der zufällig dem Hoflager folgte, von der Gefahr und dem Lohne, die des Vertheidigers von Calatrava harrten. Diego, früher ein Kriegsmann, und begeistert durch eine große Idee, belästigte seinen Abt St. Raymund so lange, bis dieser sich den gefahrvollen Posten von dem Könige erbat, und damit im J. 1158 belehnt wurde. Raymund erhielt zugleich die Erlaubniß, zu Vertheidigung seiner neuen Erwerbung einen eigenen Ritterorden zu stiften, von dem Erzbischofe von Toledo aber, neben einer schweren Geldsumme, mancherlei geistliche Gnaden für diejenigen, welche auf irgend eine Weise das Gedeihen der frommen Colonie fördern würden. Hiedurch sahen sich St. Raymund und Diego in den Stand gesetzt, ein kleines Heer zu bilden, mit welchem sie im n. J. 1158 in Calatrava einzogen, auch die Veste solchermaßen zu bewehren, daß die Mohren nicht weiter daran dachten, sie anzugreifen. Von dieser Seite beruhigt, konte Raymund sich mit den innern Angelegenheiten seines Stifts beschäftigen. Von dem General-Capitel zu Cisterz erbat er sich eine Regel für seinen Orden, und, um seine Erwerbung nutzbar zu machen, (denn das ganze, an 20 Meilen im Umkreise haltende Gebiet von Calatrava war zur Wildniß geworden,) entführte er aus Fitero alles, was der weiten Reise Beschwerlichkeiten gewachsen, Mönche, Unterthanen und Heerden. Über 20,000 Menschen wurden durch Raymund nach der Mancha verpflanzt, der, nachdem er dem Orden durch 5 Jahre vorgestanden, im J. 1163 zu Ciruelos, unweit Toledo, das Zeitliche gesegnete.

Nach seinem Tode wollten die Ritter, die doch meistens Converse des Cisterzienserordens, keine Mönche mehr unter sich dulden, keinem Abte ferner gehorchen. Sie erwählten sich aus ihrer Mitte, in der Person des Don Garcias, einen Großmeister, und die Mönche wanderten nach Ciruelos, von wo aus sie die Ritter wegen des Eigenthums von Calatrava gerichtlich belangten; ein Proceß, dem bald durch Vergleich ein Ende gemacht wurde. Die Ritter traten den Mönchen St. Pedro de Gumiel, im Bisthum Osma, ab, woraus diese sogleich ein Kloster machten, und dagegen allem weitern Anspruche entsagten. Diego Velasquez beschloß seine Tage in dem neuen Kloster zu Gumiel, Don Garcias aber starb 1168 oder 1169. Sein Nachfolger, Ferdinand Escaça, erwarb dem Orden Zorita (bei Guadalaxara) durch die Hilfe, die er dem Könige bei Eroberung dieser Veste geleistet, Cogolludo, Almoguera, Maqueda und Aceca, und machte seine Gesellschaft dermaßen berühmt, daß der König von Aragonien ihn um eine gewisse Anzahl seiner Ritter bitten ließ, welche auch dem Könige die wichtigsten Dienste erwiesen. Nach einem glücklichen Zuge, der ihn bis an die Ufer des Guadalquivir geführt, legte der bejahrte Großmeister seine Würde nieder. Ihm folgte Martin Perez de Siones. Auch er beunruhigte ohne Unterlaß seine ungläubigen Nachbaren, und während er auf der einen Seite bis in das Herz des Königreichs Jaen eindrang, gelang es ihm auf der andern Seite, den Mohren die Burg Almodovar del Campo (südlich von Calatrava), von der aus sie noch immer die Mancha beunruhigten, zu entreißen. Indessen wäre der wichtige Sieg bei Fuencalda, am Eingange der Sierra Morena, ihm beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte nämlich die in dem Treffen gemachten Gefangenen, 1200 an der Zahl, niederhauen lassen: hierüber entstand großes Murren, denn viele Ritter meinten, man hätte die Gefangenen besser verkaufen, oder zur Auswechselung gefangener Christen verwenden können. Dieses Murren ging so weit, daß Martin abgesetzt, und ihm ein Nachfolger gegeben wurde. Die Ordenspriester, die zu der neuen Wahl nicht berufen worden, gaben ihm Nachricht von dem Vorgefallenen; er verließ sogleich Almodovar, dessen Befestigung ihn bisher beschäftigt, und stellte sich in Calatrava seinen Gegnern kühn entgegen. Zu schwach zum Widerstande, zogen sie mit ihrem Großmeister nach Salvatierra, und nicht lange, so kehrten sie zum Gehorsam zurück. Im J. 1179 erbauete Martin zu Guadalerza, in den Bergen von Toledo, ein Hospital für die Ritter oder Ordensvasallen, die im Kriege verwundet würden: im folgenden J. 1180 schenkte der König von Aragonien, dankbar wichtige Dienste erkennend, dem Orden die Großcomthurey Alcañiz an dem Guadalope. Martins (gest. 1182) Nachfolger, Nugno Perez de Quignonez, erschien 1187 auf dem General-Capitel zu Cisterz, und bat um genauere Verbindung seines Ordens mit dem des h. Bernhards. Die versammelten Väter schrieben den Rittern eine neue Lebensregel vor, der ursprünglich angenommenen nicht unähnlich, und untergaben sie dem Abte von Morimond in Champagne, als ihrem Visitator. In dem unglücklichen Treffen bei Alarcos, den 18. Julius 1195, fielen des Ordens tapferste Streiter, Calatrava selbst wurde von den Mohren durch Capitulation eingenommen, und der Großmeister mußte mit den wenigen Rittern, die dem Tode entgangen waren, nach Ciruelos flüchten. Kaum war hier der Convent (zu dessen besserm Unterhalt schenkte der König Ronda, früher der Ritter von Truxillo Besitzung) einigermaßen hergestellt, so ergab sich in dem Orden eine neue Spaltung. Die aragonischen Ritter wählten einen aus ihrer Mitte, den Garcias Lopez de Moventa, zum Großmeister von Alcañiz, des Ordens von Calatrava, sagten sich auch, unterstützt von dem Könige von Aragonien, dem der castilianische Einfluß auf den in Castilien residirenden Großmeister mißfällig seyn mochte, von aller Verbindung mit dem Convent in Ciruе-

los los. Moventa erkante jedoch selbst die Thorheit seines Unternehmens, that Buße, und wurde mit seinen Rittern in die Gemeinschaft des Ordens wieder aufgenommen: doch blieben ihm die Güter in Aragonien samt dem Titel eines Großcomthurs. Im J. 1198 nahm Martin Martinez, der Großcomthur, der Namens des hochbejahrten Großmeisters den Orden regirte, durch Überfall die Veste Salvatierra, wohin er sogleich den Convent verlegte; in Salvatierra, wovon die Ritter sich seitdem nanten, wurde Martinez bereits zum Großmeister erwählt, indem Nugno Perez jetzt endlich seine Würde niederlegte.

Roderich Diaz, des Martinez Nachfolger, erwählt 1206, bekriegte zuerst die Mohren mit Glück: er nahm ihnen, nach Ablauf des Waffenstillstandes 1209, die Schlösser Montoro, Fessira, Ribafuente und Viltez, welches letztere er, mit seiner Wichtigkeit bekant, stärker befestigen, die übrigen schleifen ließ. Bald aber wendet sich das Glück, und selbst das hartnäckig vertheidigte Salvatierra muß sich Ende Septembers 1211 dem Mahomed, König von Marocco, ergeben. Zum vierten Male wird der Convent, und zwar nach Zurita, verlegt. Aber bereits im folgenden Jahre erobert König Alfons III. Calatrava, die Stadt, mit Sturm, durch Capitulation die Citadelle, gibt solche dem Orden zurück, und Calatrava wird neuerdings das Ordenshaus. Nach des Roderich Diaz Tode wird Roderich Garcias zum Großmeister erwählt: er schenkt 1213 den Rittern von Aviz zwei Paläste, welche der Orden in Evora besaß, samt verschiedenen Gütern, dagegen müssen sie sich den Statuten und der Visitation des Ordens von Calatrava unterwerfen. Duegnas, am Fuße der Sierra Morena, wird den Mohren entrissen und dem Orden geschenkt (im Februar 1213). Neue Versuche der aragonischen Ritter, sich Unabhängigkeit zu erringen, veranlassen den Großmeister zu einer Reise an die Ufer des Ebro: er stirbt in Aragonien. Sein Nachfolger, Martin Fernandez, verlegt, wegen der höchst ungesunden Lage von Calatrava, das Ordenshaus 1217 zum fünften Male an die Stelle, die solches noch heute einnimt, in der Nähe von Salvatierra, und verleihet im J. 1218 den Rittern St. Julians, oder von Alcantara, wie sie seitdem hießen, die Stadt Alcantara: auch sie müssen sich der Visitation, Correction und Reformation des Großmeisters von Calatrava und seiner Nachfolger unterwerfen. Dem Martin Fernandez (gest. 1218) folgt Gonsalvo Yanez, oder Ibagnez, welcher im ersten Jahre seiner Regirung ein Kloster für Nonnen seines Ordens (bisher hatte man keine Nonnen von Calatrava gekant) zu Barrio de S. Felices, unweit Amaya, stiftete. (Diese Klosterfrauen wurden 1538 in die Stadt Burgos versetzt.) Im J. 1227 wird Gonsalvo von dem heil. Ferdinand mit der Bewahrung des Schlosses zu Baeza, welches Mahomed, der König von Baeza, als Pfand seiner Treue überliefern müssen, beauftragt. Unerwartet bricht in der Stadt eine furchtbare Empörung aus, Mahomed wird ermordet, und Gonsalvo in der schlecht bewehrten Veste durch eine zahllose, enthusiastische Menge belagert: sein tapferer Widerstand gibt jedoch dem Könige von Castilien Zeit, zum Entsatze herbei zu eilen, und die Stadt selbst, den 30. Nov. 1227, zu erobern. Weniger günstig war dem Orden das Jahr 1244: in Martos, welches ihm der h. Ferdinand samt vielen umliegenden Ortschaften geschenkt, lag der Comthur Don Isidor, als der König von Granada, Aben Alhama, sich mit seinen Scharen dem Orte näherte. Statt ihn hinter den Mauern zu erwarten, zog ihm der Comthur keck entgegen: er büßte seine Verwegenheit mit dem Tode; die wenigen, die der Niederlage entkamen, retteten sich kümmerlich in die Veste.

Der 22te Großmeister, Roderich Ponce, schlägt die Mohren in einem blutigen Treffen unweit Jaen 1295, stirbt aber den zweiten Tag nach dem Siege an seinen Wunden. Über die Bestimmung des Nachfolgers geräth der Convent in große Zwistigkeit, indem die eine Partei den Garcias Lopez de Padilla, die andere den Walther Perez zum Großmeister erwählt: zwischen beiden sollen, da keiner dem andern weichen will, die Waffen entscheiden. Vier Jahre lang wurde gestritten, endlich beliebt, daß beide Competenten die von ihnen besetzten Plätze an den Großmeister von Alcantara, als Sequester, übergeben, und ihre Ansprüche dem heiligen Vater vorlegen wollten. Wen dieser als rechtmäßigen Großmeister erkenne, dem solle der andere willig nachstehen. Der Papst entschied 1301 zu Gunsten des Padilla, sofort wenden die Leiter der Gegenpartei, namentlich der Scepterträger, sich an den König, und schildern den Großmeister als einen Unruhestifter, einen Aufrührer. Der König schickt den Abt von S. Pedro de Gumiel, als damaligen Ordensvisitator, nach Calatrava, die Anklage zu untersuchen: der Abt, nur den Scepterträger und dessen Freunde hörend, entsetzt den Großmeister seiner Würde, die sofort dem Comthur von Zorita, Alaman, verliehen wird. Padilla begab sich persönlich nach Rom, um bei Bonifacius VIII Hilfe zu suchen: der Papst verwies ihn an das General-Capitel von Cisterz, welches 1302 alle Handlungen des Abtes von Gumiel cassirt, und den Großmeister in seine Rechte wieder einsetzt.

Im J. 1316 wurde ihm von dem Papste die Einrichtung des neuen Ordens von Montesa aufgetragen. Nachdem er lange genug damit gezögert, bevollmächtigte er den dringenden Auffoderungen des Königs von Aragonien nachgebend, hiezu den Großcomthur von Alcagniz, Gonzalo Gomez. Am 22. Julius 1319 wurde von diesem Wilhelm Eril zum 1sten Großmeister von Montesa ernant, nachdem zwei Ritter von Calatrava, Alvarez de Luria und Mendoza, die Statuten des neuen Ordens entworfen, und 10 Ritter von Calatrava waren die ersten, welche das Kleid desselben annahmen. Daher ist derselbe auch stets von dem von Calatrava abhängig, und der Gerichtsbarkeit, Visitation und Correction des Großmeisters von Calatrava unterworfen gewesen.

Seines hohen Alters ungeachtet, glaubte Padilla sich noch immer verpflichtet, rastlos die Ungläubigen zu bekämpfen. Auf einem seiner Züge durch überlegene Streitkräfte eingeschlossen, gelang es ihm zwar für seine Person zu entkommen, aber seine ganze Schaar wurde beinahe, nach tapferm Widerstande, in Stücken gehauen. Er selbst wurde beschuldigt, wie der Kampf noch zweifelhaft gewesen, mit der großen Ordensfahne entflohen z

seyn — nach den Begriffen des Mittelalters und in dem Geiste der Ritterorden das schmählichste Vergehen — der Scepterträger, Johann Nuñez de Prado, wiegelte die Ritter wider den Großmeister auf, und die Einwohner von Ciodad-Real, die einem gepfändeten Herren nicht ferner unterthänig seyn wollten, machten Anstalten, ihn in der Burg Miguelturra, in welche er sich eingeschlossen, zu belagern. Padilla wollte den Angriff nicht abwarten, er zog den Aufrührern entgegen, wurde abermals geschlagen und gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Jetzt stellte Nugnez eine förmliche Klage auf Hochverrath gegen ihn an; er wurde zum zweiten Male abgesetzt, und Nugnez an seine Stelle erwählt, 1328. Nochmals wurde Padilla durch das General-Capitel von Cisterz in das Großmeisterthum eingewiesen, aber Nugnez, im Besitze der wichtigsten Festungen, versagte den Vätern von Cisterz den Gehorsam, und Padilla verzichtete endlich im J. 1329, sich die Einkünfte aus Aragonien und die Comthurei Zorita vorbehaltend. Im n. J. 1329 geschah es, daß ein Untergebener des Comthurs, Pedro Ruiz de Cordova, dem dieser die Vertheidigung der zu seiner Comthurei gehörigen Stadt Priego anvertrauet hatte, solche dem Könige von Granada verkaufte, gleichwie 1333 ein anderer Ordensritter, Pedro Diaz d'Aguayo, den Mohren die Ordensburg Cabra überlieferte. So schnell hatte der Obern Beispiel in dem Orden Lehre und Ehre erstickt.

Der Vertrag zwischen Nugnez und Padilla wurde bald gebrochen. Jener hatte einem Vetter die Comthurei Zorita, welche sich dieser vorbehalten, verliehen. Padilla, hierüber mit Recht entrüstet, nahm nochmals den Titel eines Großmeisters an, und führte ihn bis an sein zu Alcagniz im J. 1336 erfolgtes Ende. Sofort versammelten sich die Ritter aus den Königreichen Aragonien und Valencia, zu welchen auch einige Castilianer traten, und erwählten, mit Genehmigung des Königs und des Abtes von Morimond, nach einander zwei Großmeister, zuerst den Alfons Perez de Goro, und, nach dessen Tode, den Johann Fernandez. Dieser wußte Nugnez zu gewinnen, daß er das Großmeisterthum niederlegte, und sich mit der Comthurei Alcagniz begnügte. Nugnez erreichte es endlich, sich allgemein als Großmeister anerkant zu sehen, wahrscheinlich nur, damit die endliche Bestrafung seiner Vergehungen um so allgemeiner bekant werde. Seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien erregten den Verdacht Peters des Grausamen. Misvergnügt und besorgt zugleich, verließ der Großmeister 1353 den Hof von Castilien, angeblich, um die Besitzungen des Ordens in Aragonien zu besuchen. Aber bereits im folgenden Jahre, 1354, ließ er sich verleiten, nach Castilien zurückzukehren. Er wurde auf der Reise in Almagro verhaftet, und nachdem er, sein Leben zu retten, auf die großmeisterliche Würde verzichtet, zu Maqueda enthauptet. An seine Stelle wird Diego Garcias de Padilla, der Donna Maria Bruder, der vorzüglichen Theil an des Nugnez traurigem Ende gehabt, erwählt: auch seine Regirung war stürmisch. In dem unglücklichen Treffen bei Guadix, den 15. Januar 1362, wurde er von den Mohren gefangen, jedoch von dem Könige von Granada, ohne Lösegeld, freigegeben. Heinrich von Trastamara setzte ihm den Peter Estevagnez-Carpeintero als Großmeister entgegen, und nachdem Peter der Grausame diesen mit eigener Hand getödtet, gerieth Padilla durch den täglichen Wechsel der Begebenheiten und der Herrschaft in noch drückendere Noth. Schon hatte er dem König Heinrich gehuldigt, da erinnert ihn Peter schriftlich, daß er, der wahre König von Castilien, der Maria de Padilla rechtmäßiger Gemahl sey, daß seine, des Großmeisters, Neffen demnach berufen, dereinst über Castilien zu herrschen, daß Heinrich nur ein Thronräuber, und bietet ihm, solchen gewichtigen Worten noch mehr Eingang zu verschaffen, für den Fall, daß er neuerdings seinem königlichen Schwager dienen wollte, Andujar, Talavera und Villa Real zu Eigenthum an. Padilla zog die Sache in Überlegung, und überlegte noch, als die Schlacht bei Najera, den 3. April 1367, Peter den Grausamen nochmals zum Beherrscher von Castilien machte. Jetzt eilt Padilla, dem Sieger seine Reuter zuzuführen: er wird nach Verdienst empfangen, und in engem Gewahrsam nach dem Schlosse Alcala gebracht, worin er auch sein Leben im J. 1369 beschloß.

Der neue Großmeister, Martin Lopez de Cordova, ein vielversuchter Krieger, sollte, so hatte König Peter befohlen, seine Regirung mit der Hinrichtung der vornehmsten Herren in Cordova antreten (1367): statt dessen warnt er die Bedrohten. Der König, erzürnt, also seine Beute zu verlieren, verspricht dem Comthur von Martos, Peter Giron, das Großmeisterthum, wenn er dem Martin das Leben nähme. Es fügte sich, daß dieser, dem Unwillen des Königs zu entfliehen, in Martos Zuflucht sucht, und alsbald versichert sich Giron des arglosen Feindes. Während nun Peters Befehle eingeholt werden, findet Martin Gelegenheit, dem Könige von Granada seine Noth zu klagen, und der mächtigen Fürbitte dieses seines ungläubigen Freundes hat der christliche Großmeister, der beste Ritter in Castilien und Leon, allein Leben und Freiheit zu danken. Nach Peters des Grausamen Tode war Martin der letzte Castilianer, der für seine Kinder stritt; der König Heinrich ließ ihn, nachdem er die Prinzen in Carmona bis auf das Äußerste vertheidigt, wider sein gegebenes Wort umbringen (1371). Peter Mugniz de Godoy, den Heinrich noch vor der Schlacht bei Najera dem Padilla als Großmeister entgegengesetzt, wird nun im ganzen Orden als solcher anerkant, hält ein General-Capitel, das erste seit langer Zeit, und wird, nach 15jähriger Regirung, zum Großmeisterthum von St. Jago befördert. In Calatrava folgt ihm 1384 der vormalige Prior von Crato, Peter Alvarez Pereyra, und nachdem dieser im nämlichen Jahre ermordet worden, Gonsalvo Nugnez de Guzman, einer der sechs Regenten, die König Johann I. für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohnes, Heinrichs III. ernant.

Unter eben diesem Heinrich III. entstand im Orden eine neue Spaltung. Nach Guzmans Tode, 1404, wurde, auf des Königs Betrieb, Heinrich von Villena, derkein Ordensritter war, nachdem er sich in der Geschwindigkeit, ex capite impotentiae, von seiner Gemahlin scheiden lassen, zum Großmeister erwählt. Da es aber mit der Ehescheidung nicht ganz richtig hergegangen, traten

los los. Moventa erkante jedoch selbst die Thorheit seines Unternehmens, that Buße, und wurde mit seinen Rittern in die Gemeinschaft des Ordens wieder aufgenommen: doch blieben ihm die Güter in Aragonien samt dem Titel eines Großcomthurs. Im J. 1198 nahm Martin Martinez, der Großcomthur, der Namens des hochbejahrten Großmeisters den Orden regirte, durch Überfall die Veste Salvatierra, wohin er sogleich den Convent verlegte; in Salvatierra, wovon die Ritter sich seitdem nanten, wurde Martinez bereits zum Großmeister erwählt, indem Nugno Perez jetzt endlich seine Würde niederlegte.

Roderich Diaz, des Martinez Nachfolger, erwählt 1206, bekriegte zuerst die Mohren mit Glück: er nahm ihnen, nach Ablauf des Waffenstillstandes 1209, die Schlösser Montoro, Fessira, Ribafuente und Viltez, welches letztere er, mit seiner Wichtigkeit bekant, stärker befestigen, die übrigen schleifen ließ. Bald aber wendet sich das Glück, und selbst das hartnäckig vertheidigte Salvatierra muß sich Ende Septembers 1211 dem Mahomed, König von Marocco, ergeben. Zum vierten Male wird der Convent, und zwar nach Zurita, verlegt. Aber bereits im folgenden Jahre erobert König Alfons III. Calatrava, die Stadt, mit Sturm, durch Capitulation die Citadelle, gibt solche dem Orden zurück, und Calatrava wird neuerdings das Ordenshaus. Nach des Roderich Diaz Tode wird Roderich Garcias zum Großmeister erwählt: er schenkt 1213 den Rittern von Aviz zwei Paläste, welche der Orden in Evora besaß, samt verschiedenen Gütern, dagegen müssen sie sich den Statuten und der Visitation des Ordens von Calatrava unterwerfen. Duegnas, am Fuße der Sierra Morena, wird den Mohren entrissen und dem Orden geschenkt (im Februar 1213). Neue Versuche der aragonischen Ritter, sich Unabhängigkeit zu erringen, veranlassen den Großmeister zu einer Reise an die Ufer des Ebro: er stirbt in Aragonien. Sein Nachfolger, Martin Fernandez, verlegt, wegen der höchst ungesunden Lage von Calatrava, das Ordenshaus 1217 zum fünften Male an die Stelle, die solches noch heute einnimt, in der Nähe von Salvatierra, und verleihet im J. 1218 den Rittern St. Julians, oder von Alcantara, wie sie seitdem hießen, die Stadt Alcantara: auch sie müssen sich der Visitation, Correction und Reformation des Großmeisters von Calatrava und seiner Nachfolger unterwerfen. Dem Martin Fernandez (gest. 1218) folgt Gonsalvo Yanez, oder Ibagnez, welcher im ersten Jahre seiner Regirung ein Kloster für Nonnen seines Ordens (bisher hatte man keine Nonnen von Calatrava gekant) zu Barrio de S. Felices, unweit Amaya, stiftete. (Diese Klosterfrauen wurden 1538 in die Stadt Burgos versetzt.) Im J. 1227 wird Gonsalvo von dem heil. Ferdinand mit der Bewahrung des Schlosses zu Baeza, welches Mahomed, der König von Baeza, als Pfand seiner Treue überliefern müssen, beauftragt. Unerwartet bricht in der Stadt eine furchtbare Empörung aus, Mahomed wird ermordet, und Gonsalvo in der schlecht bewehrten Veste durch eine zahllose, enthusiastische Menge belagert: sein tapferer Widerstand gibt jedoch dem Könige von Castilien Zeit, zum Entsatze herbei zu eilen, und die Stadt selbst, den 30. Nov. 1227, zu erobern. Weniger günstig war dem Orden das Jahr 1244: in Martos, welches ihm der h. Ferdinand samt vielen umliegenden Ortschaften geschenkt, lag der Comthur Don Isidor, als der König von Granada, Aben Alhama, sich mit seinen Scharen dem Orte näherte. Statt ihn hinter den Mauern zu erwarten, zog ihm der Comthur keck entgegen: er büßte seine Verwegenheit mit dem Tode; die wenigen, die der Niederlage entkamen, retteten sich kümmerlich in die Veste.

Der 22te Großmeister, Roderich Ponce, schlägt die Mohren in einem blutigen Treffen unweit Jaen 1295, stirbt aber den zweiten Tag nach dem Siege an seinen Wunden. Über die Bestimmung des Nachfolgers geräth der Convent in große Zwistigkeit, indem die eine Partei den Garcias Lopez de Padilla, die andere den Walther Perez zum Großmeister erwählt: zwischen beiden sollen, da keiner dem andern weichen will, die Waffen entscheiden. Vier Jahre lang wurde gestritten, endlich beliebt, daß beide Competenten die von ihnen besetzten Plätze an den Großmeister von Alcantara, als Sequester, übergeben, und ihre Ansprüche dem heiligen Vater vorlegen wollten. Wen dieser als rechtmäßigen Großmeister erkenne, dem solle der andere willig nachstehen. Der Papst entschied 1301 zu Gunsten des Padilla, sofort wenden die Leiter der Gegenpartei, namentlich der Scepterträger, sich an den König, und schildern den Großmeister als einen Unruhestifter, einen Aufrührer. Der König schickt den Abt von S. Pedro de Gumiel, als damaligen Ordensvisitator, nach Calatrava, die Anklage zu untersuchen: der Abt, nur den Scepterträger und dessen Freunde hörend, entsetzt den Großmeister seiner Würde, die sofort dem Comthur von Zorita, Alaman, verliehen wird. Padilla begab sich persönlich nach Rom, um bei Bonifacius VIII. Hilfe zu suchen: der Papst verwies ihn an das General-Capitel von Cisterz, welches 1302 alle Handlungen des Abtes von Gumiel cassirt, und den Großmeister in seine Rechte wieder einsetzt.

Im J. 1316 wurde ihm von dem Papste die Einrichtung des neuen Ordens von Montesa aufgetragen. Nachdem er lange genug damit gezögert, bevollmächtigte er den dringenden Auffoderungen des Königs von Aragonien nachgebend, hiezu den Großcomthur von Alcagniz, Gonzalo Gomez. Am 22. Julius 1319 wurde von diesen Wilhelm Eril zum 1sten Großmeister von Montesa ernant, nachdem zwei Ritter von Calatrava, Alvarez de Luria und Mendoza, die Statuten des neuen Ordens entworfen und 10 Ritter von Calatrava waren die ersten, welche das Kleid desselben annahmen. Daher ist derselbe auch stets von dem von Calatrava abhängig, und der Gerichtsbarkeit, Visitation und Correction des Großmeisters von Calatrava unterworfen gewesen.

Seines hohen Alters ungeachtet, glaubte Padilla sich noch immer verpflichtet, rastlos die Ungläubigen zu bekämpfen. Auf einem seiner Züge durch überlegene Streitkräfte eingeschlossen, gelang es ihm zwar für seine Person zu entkommen, aber seine ganze Schaar wurde beinahe, nach tapferm Widerstande, in Stücken gehauen. Er selbst wurde beschuldigt, wie der Kampf noch zweifelhaft gewesen, mit der großen Ordensfahne entflohen z

seyn — nach den Begriffen des Mittelalters und in dem Geiste der Ritterorden das schmählichste Vergehen — der Scepterträger, Johann Nuñez de Prado, wiegelte die Ritter wider den Großmeister auf, und die Einwohner von Ciodad-Real, die einem gepfändeten Herren nicht ferner unterthänig seyn wollten, machten Anstalten, ihn in der Burg Miguelturra, in welche er sich eingeschlossen, zu belagern. Padilla wollte den Angriff nicht abwarten, er zog den Aufrührern entgegen, wurde abermals geschlagen und gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Jetzt stellte Nugnez eine förmliche Klage auf Hochverrath gegen ihn an; er wurde zum zweiten Male abgesetzt, und Nugnez an seine Stelle erwählt, 1328. Nochmals wurde Padilla durch das General-Capitel von Cisterz in das Großmeisterthum eingewiesen, aber Nugnez, im Besitze der wichtigsten Festungen, versagte den Vätern von Cisterz den Gehorsam, und Padilla verzichtete endlich im J. 1329, sich die Einkünfte aus Aragonien und die Comthurei Zorita vorbehaltend. Im n. J. 1329 geschah es, daß ein Untergebener des Comthurs, Pedro Ruiz de Cordova, dem dieser die Vertheidigung der zu seiner Comthurei gehörigen Stadt Priego anvertrauet hatte, solche dem Könige von Granada verkaufte, gleichwie 1333 ein anderer Ordensritter, Pedro Diaz d'Aguayo, den Mohren die Ordensburg Cabra überlieferte. So schnell hatte der Obern Beispiel in dem Orden Lehre und Ehre erstickt.

Der Vertrag zwischen Nugnez und Padilla wurde bald gebrochen. Jener hatte einem Vetter die Comthurei Zorita, welche sich dieser vorbehalten, verliehen. Padilla, hierüber mit Recht entrüstet, nahm nochmals den Titel eines Großmeisters an, und führte ihn bis an sein zu Alcagniz im J. 1336 erfolgtes Ende. Sofort versammelten sich die Ritter aus den Königreichen Aragonien und Valencia, zu welchen auch einige Castilianer traten, und erwählten, mit Genehmigung des Königs und des Abtes von Morimond, nach einander zwei Großmeister, zuerst den Alfons Perez de Goro, und, nach dessen Tode, den Johann Fernandez. Dieser wußte Nugnez zu gewinnen, daß er das Großmeisterthum niederlegte, und sich mit der Comthurei Alcagniz begnügte. Nugnez erreichte es endlich, sich allgemein als Großmeister anerkant zu sehen, wahrscheinlich nur, damit die endliche Bestrafung seiner Vergehungen um so allgemeiner bekant werde. Seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien erregten den Verdacht Peters des Grausamen. Misvergnügt und besorgt zugleich, verließ der Großmeister 1353 den Hof von Castilien, angeblich, um die Besitzungen des Ordens in Aragonien zu besuchen. Aber bereits im folgenden Jahre, 1354, ließ er sich verleiten, nach Castilien zurückzukehren. Er wurde auf der Reise in Almagro verhaftet, und nachdem er, sein Leben zu retten, auf die großmeisterliche Würde verzichtet, zu Maqueda enthauptet. An seine Stelle wird Diego Garcias de Padilla, der Donna Maria Bruder, der vorzüglichen Theil an des Nugnez traurigem Ende gehabt, erwählt: auch seine Regirung war stürmisch. In dem unglücklichen Treffen bei Guadix, den 15. Januar 1362, wurde er von den Mohren gefangen, jedoch von dem Könige von Granada, ohne Lösegeld, freigegeben. Heinrich von Trastamara setzte ihm den Peter Estevagnez-Carpeintero als Großmeister entgegen, und nachdem Peter der Grausame diesen mit eigener Hand getödtet, gerieth Padilla durch den täglichen Wechsel der Begebenheiten und der Herrschaft in noch drückendere Noth. Schon hatte er dem König Heinrich gehuldigt, da erinnert ihn Peter schriftlich, daß er, der wahre König von Castilien, der Maria de Padilla rechtmäßiger Gemahl sey, daß seine, des Großmeisters, Neffen demnach berufen, dereinst über Castilien zu herrschen, daß Heinrich nur ein Thronräuber, und bietet ihm, solchen gewichtigen Worten noch mehr Eingang zu verschaffen, für den Fall, daß er neuerdings seinem königlichen Schwager dienen wollte, Andujar, Talavera und Villa Real zu Eigenthum an. Padilla zog die Sache in Überlegung, und überlegte noch, als die Schlacht bei Najera, den 3. April 1367, Peter den Grausamen nochmals zum Beherrscher von Castilien machte. Jetzt eilt Padilla, dem Sieger seine Reuter zuzuführen: er wird nach Verdienst empfangen, und in engem Gewahrsam nach dem Schlosse Alcala gebracht, worin er auch sein Leben im J. 1369 beschloß.

Der neue Großmeister, Martin Lopez de Cordova, ein vielversuchter Krieger, sollte, so hatte König Peter befohlen, seine Regirung mit der Hinrichtung der vornehmsten Herren in Cordova antreten (1367): statt dessen warnt er die Bedrohten. Der König, erzürnt, also seine Beute zu verlieren, verspricht dem Comthur von Martos, Peter Giron, das Großmeisterthum, wenn er dem Martin das Leben nähme. Es fügte sich, daß dieser, dem Unwillen des Königs zu entfliehen, in Martos Zuflucht sucht, und alsbald versichert sich Giron des arglosen Feindes. Während nun Peters Befehle eingeholt werden, findet Martin Gelegenheit, dem Könige von Granada seine Noth zu klagen, und der mächtigen Fürbitte dieses seines ungläubigen Freundes hat der christliche Großmeister, der beste Ritter in Castilien und Leon, allein Leben und Freiheit zu danken. Nach Peters des Grausamen Tode war Martin der letzte Castilianer, der für seine Kinder stritt; der König Heinrich ließ ihn, nachdem er die Prinzen in Carmona bis auf das Äußerste vertheidigt, wider sein gegebenes Wort umbringen (1371). Peter Mugniz de Godoy, den Heinrich noch vor der Schlacht bei Najera dem Padilla als Großmeister entgegengesetzt, wird nun im ganzen Orden als solcher anerkant, hält ein General-Capitel, das erste seit langer Zeit, und wird, nach 15jähriger Regirung, zum Großmeisterthum von St. Jago befördert. In Calatrava folgt ihm 1384 der vormalige Prior von Crato, Peter Alvarez Pereyra, und nachdem dieser im nämlichen Jahre ermordet worden, Gonsalvo Nugnez de Guzman, einer der sechs Regenten, die König Johann I. für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohnes, Heinrichs III. ernant.

Unter eben diesem Heinrich III. entstand im Orden eine neue Spaltung. Nach Guzmans Tode, 1404, wurde, auf des Königs Betrieb, Heinrich von Villena, der kein Ordensritter war, nachdem er sich in der Geschwindigkeit, ex capite impotentiae, von seiner Gemahlin scheiden lassen, zum Großmeister erwählt. Da es aber mit der Ehescheidung nicht ganz richtig hergegangen, traten

einige Comthure zusammen, und wählten einen andern Großmeister, den Ludwig Guzman, des Gonsalvo Sohn, der seinen Sitz in Aragonien nimt. Nach König Heinrichs III. Tode wurde Villena von allen seinen Anhängern verlassen (1406), und Guzman nochmals auf eine regelmäßige Art erwählt; Villena fuhr jedoch fort, sich als Großmeister zu benehmen, bis das General-Capitel von Cisterz 1414 seine Wahl für null und nichtig erklärte. Ludwig, als alleiniger Großmeister, verbindet sich 1426 mit den Königen von Aragonien und Navarra und ihren Brüdern, erkent jedoch seinen Fehler, und dient seitdem seinem Herrn mit seltener Treue. Zur Belohnung erhält er 1430 aus der Confiscation der Güter des Infanten Heinrich, die Stadt Andujar als persönliches Eigenthum. An dem wichtigen Siege über die Mohren in der Ebene von Granada, gewöhnlich de Figueroas genant (24. Juni 1331), nimt er den entscheidendsten Antheil. Durch eine päpstliche Bulle, wovon er doch allein Gebrauch gemacht zu haben scheint, soll er sich und seinen Rittern die Erlaubniß zu heirathen erwirkt haben. In seinem Alter wurde der Orden vornehmlich durch den Scepterträger Ferdinand de Padilla regirt. Im J. 1442 verbreitet sich das Gerücht von des Großmeisters Tode. Sofort verlangt sein Sohn, der Großcomthur, Johann Ramirez de Guzman, von dem Infanten Heinrich, dessen Dienste er sich gänzlich gewidmet, Truppen, um sich der Festungen des Großmeisterthums zu bemächtigen. Er erhält das Erbetene, und bricht, mit 200 Helmen und 100 leichten Reutern in das Gefilde von Calatrava ein. Der Scepterträger zieht ihm entgegen, schlägt ihn bei Barajas nach 3stündigem Gefechte auf das Haupt, und nimt ihn, samt seinem Sohne und zwei Brüdern, gefangen. Auf des Großmeisters Befehl werden die Gefangenen in den Alcazar von Calatrava verwahrt. Unerwartet entbietet der König dem Scepterträger zu zweien Malen, den Großcomthur und die Seinigen sogleich in Freiheit zu setzen. Beide Male erwiedert der Scepterträger, daß ihm dieses unmöglich, nachdem der Großcomthur sich des verabscheuungswürdigen Verbrechens schuldig gemacht, bei Lebzeiten des Großmeisters sich mit Waffengewalt in das Großmeisterthum eindrängen zu wollen: dem Großmeister allein, auf dessen Befehl er ihn gefangen halte, stehe es zu, den Schuldigen zu bestrafen, oder über seine Person zu verfügen. Gehorsam von den Rittern zu erzwingen, führt der König ein Heer ins Feld, doch die erste Stadt, die er auf seinem Wege trifft, Talavera, verschließt ihm die Thore, und es bedarf einer ernstlichen Belagerung, sie zu eröffnen. Nicht geringer sind die Hindernisse, die der König auf dem fernern Marsche trifft. Mittlerweile stirbt der Großmeister Guzman zu Almagro 1443, und die Comthure erwählen einmüthig den Scepterträger zu seinem Nachfolger, während der König dazu den Don Alfons, seines Todfeindes, des Königs von Navarra, natürlichen Sohn, bestimt hat. Hierüber kömt es zu heftigen Streitigkeiten, und der König vergißt sich so weit, daß er sogar des Padilla Vater an ihn sendet, um ihn zur Nachgiebigkeit und Entsagung zu vermögen. Peter Lopez de Padilla kann aber von seinem Sohne nichts weiter, als die Freilassung des Johann Ramirez de Guzman, der noch dazu dem Don Ferdinand, als seinem Großmeister, huldigen muß, erhalten.

Nun endlich erklärt der König dem Großmeister und den Comthuren, wie jede ohne seine Zustimmung getroffene Wahl ungiltig sey, und er den Don Alfons allein als Großmeister anerkennen werde, er verbietet, den Don Ferdinand für einen Großmeister zu achten, oder ihm das Mindeste von den, dieser Würde anklebenden Einkünften verabfolgen zu lassen; endlich erhielt der Infant Heinrich den Befehl, diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verschaffen. Bei des Prinzen Annäherung verschließt Padilla sich in dem Kloster Calatrava, entschlossen, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen. Der Infant, in dessen Heere man über 800 Lanzen zählt, muß eine förmliche Belagerung vornehmen. Mehre Stürme werden abgeschlagen, in dem letzten trifft der Stein einer Schleuder, die Don Ferdinands Schildknappe wider die Angreifenden gebraucht, den Großmeister selbst an den Kopf, daß er wenige Stunden darnach sterben muß. Seine Brüder öffnen, bedingungsweise, die Thore, und Don Alfons wird als Großmeister anerkant, am spätesten von Johann Ramirez de Guzman, der sich aller Festungen des Ordens im Königreiche Jaen, namentlich der Burgen Martos, Arjona und Porcuna bemeistert, und den von dem Könige wider ihn ausgesandten Comthur von Segura, aus dem Orden von St. Jago, Rodrigo Manrique, in offener Feldschlacht bei Ardon, zwischen Andujar und Arjona, überwunden hatte (1443).

Nach dem Siege bei Olmedo (1445) befiehlt der König den Comthuren, sich zu versammeln, um dem Großmeister Alfons, als einem Aufrührer, den Proceß zu machen, und ihm einen Nachfolger zu geben. Sie gehorchen, die wenigen ausgenommen, welche das von dem Alfons nach Alcagniz ausgeschriebene Capitel besuchen; können sich aber über die Person des Nachfolgers nicht vereinigen, indem die eine Partei den Johann Ramirez de Guzman, die ungleich stärkere den Peter Giron wählt. Guzman nimt sogleich den Titel eines Großmeisters an, und bemächtigt sich verschiedener Ordensfestungen, wie z. B. Ossuna, Martos u. a.; aber auch Giron ist nicht müßig, und im Begriffe, seinem Gegner ernstlich zu Leibe zu gehen, als der König und der Prinz gemeinschaftlich einen Waffenstillstand von 30 Tagen gebieten, und während derselben folgenden Vergleich vermitteln. Guzman erkent den Giron als Großmeister an, behält alle Comthureien, die er im eigenen oder seines Sohnes Namen besitzt, und soll für seine Lebtage jährlich aus den Tafelgütern des Großmeisters 150,000, und von dem Könige ebenfalls 150,000 Maravedis beziehen, endlich 300 Vasallen in Castilien haben. Alfons appellirt von dem ihm mitgetheilten Conventsbeschluß, jedoch ohne Wirkung, nach Rom, und sieht sich, nachdem auch der Versuch fehlgeschlagen, das Großmeisterthum mit gewaffneter Hand wieder einzunehmen, genöthigt, in dem Vertrage von Agreda 1454 förmlich zu verzichten.

Giron benutzt seine Alleinherrschaft einzig, um die Regirung zu beunruhigen (nur daß er 1462 den Mohren Archidona genommen), so daß es zweifelhaft, ob die grenz-

zenlose Verwirrung des Reichs eigentlich ihm, oder seinem Bruder, dem ränkevollen Markgrafen von Villena, zuzuschreiben. Vorzüglich waren Andalusien und die Mancha der Schauplatz von Peters Gewaltthätigkeiten. Mit dem J. 1465 hatte er bereits beinahe ganz Andalusien dem Könige entfremdet: den Prior der Johanniter, einen der wenigen, welche seinen Künsten widerstanden, lud er zu einer Unterredung ein. Während derselben nahm er den Prior gefangen: Lora und andere Plätze des Priorats fielen ihm sofort ohne Widerstand, Consuegra, der Johanniter Hauptveste, nach kurzer Belagerung in die Hände. Die Belagerung von Jaen mußte er jedoch aufheben, und die Bürger wurden hiedurch ermuthigt, mit denen von Andujar vereinigt, einen Einfall in das Gebiet von Calatrava zu thun, und dasselbe mit Plünderung und Verwüstung schwer heimzusuchen. Der König, der bereits früher versucht, den Großmeister durch Wohlthaten zu gewinnen (so gab er ihm z. B. Moron, unweit Marchena; Pegnafiel, in der Provinz Valladolid; Briones in der Rioja, und Santivagnos, nördlich von Burgos, als Eigenthum), versucht jetzt, aller weitern Mittel, den Bürgerkrieg zu gewältigen, beraubt, das Äußerste, und verspricht in dem Tractat von 1466 dem Großmeister die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Isabella, wogegen Giron sich anheischig machte, samt seinem Bruder und dem Erzbischofe von Toledo, den Infanten Alfons zu verlassen, und dem Könige gegen alle seine Feinde mit 3000 Lanzen zu dienen. Gleichzeitig wurde der Papst gebeten, den Großmeister von seinen Gelübden zu entbinden. Pius II., erfreuet über die Aussicht, Castilien zu beruhigen, ertheilet ohne Anstand die gewünschte Dispensation, erlaubt sogar, daß Giron das Großmeisterthum seinem natürlichen, kaum achtjährigen Sohne, Rodrigo Tellez Giron, dem der Markgraf von Villena als Coadjutor beigegeben wird, abtrete. Giron versammelt demnach die Dreizehner, läßt seinen Sohn als Großmeister anerkennen, und bereitet sich, die Heirath, vermittelst welcher er dereinst über Castilien zu herrschen vermeinet, trotz des entschiedenen Widerspruchs der Prinzessin, zu vollziehen. Mit einem eben so zahlreichen als glänzenden Gefolge verließ Giron Almagro, die widerspenstige Braut einzuholen, und er hatte kaum Villa rubia de los Ojos de la Guadiana erreicht, als er sich von einem hitzigen Fieber ergriffen fühlt, welches am vierten Tage, den 2. Mai 1466, den Faden seines Lebens und seiner ehrgeizigen Entwürfe abschneidet.

Der neue Großmeister, der, wegen seiner Jugend, geraume Zeit unter der Vormundschaft seines Oheims Villena steht, ergreift, gleichwie seine Vettern, in dem großen Kampfe um das Erbrecht von Castilien, die Partei des Königs von Portugal, nimt verschiedene Plätze, namentlich Ciodad Real, welches er doch bald wieder verliert, weg (1475), und ist einer der Großen, welche den König von Portugal auf dessen vermeintem Siegeszuge in Plasencia empfangen, während der Scepterträger, Garcias Lopez de Padilla, und ein Theil der Ritter von Calatrava für die Königin Isabella streiten. Nachdem die Entwürfe der Portugisen gescheitert waren, bittet Giron 1476 um Gnade, und sie wird seiner unerfahrnen Jugend nicht verweigert. Er diente hierauf den katholischen Königen gegen die Mohren von Granada mit Treue und Auszeichnung, und wurde endlich in dem Gefechte bei Loja, den 23. Juli 1482, nur 26 Jahre alt, durch einen Pfeilschuß getödtet. Sein Nachfolger, der bisherige Scepterträger Garcias Lopez de Padilla, starb, nach vierjähriger Regirung, 1486, als der 29ste und letzte Großmeister, denn als die Comthure sich zu neuer Wahl versammelten, wurde ihnen eine päpstliche Bulle vorgelegt, worin Innocentius VIII. sich für dieses Mal die Ernennung des Großmeisters vorbehielt. Ihr folgte eine andere, worin der Papst dem Könige Ferdinand, auf dessen Lebzeiten, die Verwaltung des Großmeisterthums übergab. Nach Ferdinands Tode schritten die Comthure, ohne die Verbote des Cardinals Adrian, der solchen Ausgang freilich nicht erwarten konte, zu beachten, zu einer neuen Wahl; sie fiel auf den König Karl, und wurde von Papst Leo X. bestätigt. Adrian, welcher nicht lange darnach den Thron Leos X. bestieg, verband für immer das Großmeisterthum von Calatrava, von St. Jago und von Alcantara mit der Krone von Spanien; ein Geschenk, dessen pecuniäre Wichtigkeit man beurtheilen wird, wenn man erfährt, daß die großmeisterlichen Einkünfte aus dem einzigen Königreiche Jaen im J. 1758 an 1,700,000 Reales de Vellon betrugen.

Dem Orden hingegen ist diese Verbindung nicht sehr nützlich geworden; ursprünglich ein geistlicher und kriegerischer Orden, ist er hiedurch allmählig zu einem gewöhnlichen Hoforden geworden, und nicht einmal sein Besitzthum haben die Könige ungekränkt erhalten. So gingen unter ihrer Verwaltung die Comthureien Ossuna und Maqueda, woraus man sogleich Herzogthümer bildete, verloren, und auch das für Karls IV. Liebling Godoy errichtete Herzogthum Alcudia besteht, wenn wir nicht irren, aus dem westlichen Theile des alten Klostergebietes von Calatrava. Im J. 1700 besaß der Orden 74 Flecken und Kirchdörfer, namentlich Almagro, Almodavar, Calatrava und Manzanares in Mancha, Almonacid de Zorita in der Provinz Madrid, Martos, St. Jago de Calatrava, Arjonilla, Higuera de Calatrava und Torre Don Ximeno in Jaen, Belmez in Cordova, Cazalla in Sevilla, Alcagniz in Aragonien; 54 Comthureien, 16 Priorate und 3 Nonnenklöster, welches alles in fünf Bezirke, Almagro und Campo de Calatrava, Martos, Almonacid de Zorita, Almodavar del Campo und Almaden vertheilt war. Die beiden ersten dieser Bezirke wurden durch wirkliche Ordensritter (der General-Vicarius des Bezirks von Martos bezieht jährlich 3000 Dukaten), die andern durch Groß-Alcalden regirt. Die Comthureien ertrugen damals zusammen 110,000 Silberdukaten, oder, nach einer Angabe vom J. 1763, 1,073,576 Reales de Vellon. Die wichtigsten Comthureien sind Manzanares, deren Einkünfte man im J. 1786 zu 30,000 Dukaten berechnete; Zorita, Martos (3000 Pesos im J. 1758), Herrera, Castellanos, Havanilla, Malagon, Moral, Riebla, Sevilla. Dignitarien sind: der Großcomthur von Castilien (111,576 Reales de Vellon Eink.), der Scepterträger, der Großcomthur von Alcagniz, der Prior, der Groß-Sacristan, der Baumeister. Alle Comthureien und Dignitäten zusammen

versteuern 300 Lanzen oder Ritterpferde. Die Stellen des Priors und Groß-Sacristans, so wie die 16 Priorate, sind ausschließlich den Ordenspriestern bestimt. Der Prior ist ein infulirter Prälat, der seinen Untergebenen die minores ertheilet. Zwei der Priorate sind förmliche Klöster für Ordensmönche, die andern zum Theil nur einfache Pfarreien. Die Nonnen von Calatrava unterscheiden sich allein durch das Ordenskreuz von den übrigen Töchtern St. Bernhards. Des Nonnenklosters zu Barrio de St. Felices oder Burgos haben wir bereits gedacht. Ein zweites wurde 1479 zu St. Salvador de Pinilla, in dem Sprengel von Siguenza; das dritte und ansehnlichste zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, von dem Großcomthur Walther von Padilla in der Stadt Almagro zu Ehren von U. L. F. Himmelfahrt gestiftet. Die Klosterfrauen, oder, wie sie eigentlich heißen, die Comthurinnen von Almagro, müssen, gleich den Rittern, eine Ahnenprobe bestehen. Das Ceremonienkleid der Ritter besteht, nachdem der Antipapst Benedict XIII. im J. 1397 erlaubt, Scapulier und Mozette abzulegen, in einem weißen Mantel mit einem rothen Lilienkreuze auf der linken Seite. Nachdem auch im J. 1540 den Rittern erlaubt worden, zu heirathen, haben sie nur noch die Gelübde der Armuth, des Gehorsams und ehelicher Keuschheit, welchen sie 1652 ein viertes, das der Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß, hinzufügten. Im n. J. 1652 wurde die Ordensregel zum letzten Male revidirt. Nach den ältern Statuten waren die Ritter wahre Mönche: sie trugen wollene Hemden, mußten völlig angekleidet schlafen, im Oratorium, in dem Refectorium, in der Küche Stillschweigen beobachten. Derjenige, der einen Bruder geschlagen, oder dem Großmeister ungehorsam gewesen, durfte in den nächsten sechs Monaten weder Waffen tragen, noch ein Pferd besteigen, mußte auch während dreier Tage sein Mahl von der Erde nehmen. Wer sich einer Unkeuschheit schuldig gemacht, mußte ein ganzes Jahr lang von der Erde speisen, drei Mal wöchentlich bei Wasser und Brod fasten, und alle Freitage die Disciplin nehmen. — Des Ordens Wapen ist ein rothes Lilienkreuz im silbernen Felde. Gleich den übrigen spanischen Ritterorden steht auch der von Calatrava unter dem 1489 errichteten Consejo real de las Ordenes, bei dem er seinen eigenen General-Procurator und Fiscal hat. Vergl. Francesco Caro de Torres: historia de las Ordenes Militares de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara, des de su fundacion harta el Rey Don Phelipe II. En Madrid 1629. fol. — Fr. Francesco Rades de Andrada: Coronica de las tres Ordenes y Cavallerias de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara. En Toledo 1572. fol. Gabriel Laso de la Vega: Discursos de las Ordenes militares de Espanna. Msp. Hieronymo Mascarenhas: Apologia historica por la Illustrissima Religion y inclita Cavalleria de Calatrava, su Antiguedad, Extension y Grandezas entre las militares de la Espanna. En Madrid 1651. 4. — Ej. Raymundo Abad de Fitero de la Orden de Cister, fundador de la sagrada Religion y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1653. 4. — Ej. Definiciones de la Orden y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1661. fol. — Ej. La historia del sacro Convento de Calatrava. Msp. — Joseph Miqueli y Marquez Teatro de la Cavalleria militar. En Madrid, 1642. fol.

Aus dem Gesagten geht übrigens hervor, daß zwei verschiedene Orte den Namen Calatrava führen. Der eine, Calatrava la vieja (Oretum), ein Marktflecken, liegt auf dem südlichen Ufer der Guadiana, nordöstlich von Ciodad-Real, auf einer Höhe, das Kloster hingegen und des Ordens eigentlicher Sitz, südlich von Ciodad Real, auf einem Berge, in der Mitte mehrer Dörfer, worunter Bilbis das bedeutendste. Campo de Calatrava, das Gefilde von Calatrava, heißt das Hügelland, welches sich über die Flächen Mancha erhebt, und sie mit der Sierra Morena verbindet. Es ist zugleich das ursprüngliche Klostergebiet. (*v. Stramberg.*)

CALCAR, Johann van, oder auch Hans und Jan van Kalker genant, ein berühmter Maler aus der niederländischen Schule und Nachfolger des Johann van Eyck [1]). Er wurde etwa 1500 zu Calkar, einer Stadt im Herzogthum Kleve, geboren, von welcher er seinen Zunamen führte, da er sonst mit seinem eigentlichen Namen Hans Stephanus hieß. Von seiner Herkunft und Jugendgeschichte, und von wem und wie er zuerst zu seiner Kunst angeleitet worden, ist nichts bekant. Seine Hauptmuster in derselben waren theils Johann van Eycks Gemälde, theils aber auch Titians Meisterwerke. Wahrscheinlich genoß er auch den Unterricht des letzteren. Denn in den Jahren 1536 oder 1537 war sein Wohnsitz oder doch sein Aufenthalt in Venedig, wo ebenfalls Titian sich zu der Zeit aufhielt. Van Calcar lebte daselbst mit einem Mädchen aus Dortrecht, das entweder schon mit ihm nach Venedig gegangen, oder ihm dahin nachgefolgt war, und ihr elterliches Haus heimlich verlassen hatte. Von den Eltern derselben wurde nachher durch den Magistrat in Dortrecht entdeckt, daß sie daselbst eine Mordherberge hielten, und bereits seit Jahren mehre Reisende, die Geld bei sich führten, auf die schändlichste Weise umgebracht und in ihren Keller begraben hatten. Auf Verlangen des Dortrechter Magistrats wurde die nach Venedig entflohene Tochter daselbst vors Gericht gezogen, und gestand, daß sie aus Abschcu vor den Gräuelthaten ihrer Eltern das Haus derselben verlassen hätte, doch wäre sie als ihr Kind nicht im Stande gewesen, sie der Obrigkeit anzuzeigen, worauf man sie in dieser Hinsicht wieder frei ließ. Man glaubt, daß dieser Vorfall mit van Calcars Gesellschafterin, der natürlich zu Venedig Aufsehen erregen mußte, ihn veranlaßt habe, von dort nach Neapel zu ziehen. Hier sollen ihn einige italienische Maler aus Eifersucht und Neid seines Gesichts beraubt haben. Er starb daselbst in den besten Jahren seines reiferen Alters im Jahr 1546.

Van Calcar ist unter den niederländischen Malern ein Genie und Künstler vom ersten Range, und hat ins-

---

1) Quellen: Het Leven der nederlandsche en eenige Hoogduitsche Schilders, door Karel *van Mander* en Jac. *de Jongh*. I. Deel. Amsterd. 1764. p. 102—105. 249. 250. — Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste. II. Bd. Hannover 1817. S. 463. 464. 86. — Johann van Eyck und seine Nachfolger, von Johanna Schopenhauer. II. Bd. Frankf. a. M. 1822. S. 175 f. 145 und andere zerstreute Nachrichten.

besondere den Vorzug, daß er von allen seinen Landsleuten, die seine Kunst geübt haben, den großen italienischen Meistern am nächsten, ja fast gleich komt, ohne sich jedoch von der Natur jemals zu entfernen. Seine Gemälde sind in Hinsicht ihrer Gegenstände durchaus eigene und geniale Schöpfungen; in der Manier aber folgte er vorzüglich dem Titian, dessen Darstellungsart er so nahe kam, daß selbst große Kenner und Künstler seine Arbeiten für Titiane hielten. Unter andern wurde einst Goltzius zu Neapel durch einige Gemälde v. Calcars so getäuscht, daß er in Gegenwart verschiedener Maler sagte: Diese sind von Titian. Die anwesenden Maler erwiederten: Euer Urtheil ist recht und gut; nur sind diese Gemälde nicht von Titian's Hand, sondern von Johann van Calcar, dessen Manier der titianischen so gleich ist, daß die kundigsten Beurtheiler sie nicht unterscheiden können. Auch nach Vasari's Urtheil [2]), der in Neapel van Calcar persönlich kennen lernte, war seine Manier so schön und geschmackvoll, daß man sie nicht für eine niederländische halten konte.

Seine Gemälde sind selten. Eins davon, eine Mater dolorosa, befindet sich in der Boisseréeschen Samlung, und ist von einer hohen Schönheit. Die geist- und geschmackvolle Johanna Schopenhauer macht davon folgende anziehende Beschreibung [3]): „Ein weiter, dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichsten Faltenwurf die schöne Gestalt, wahrscheinlich das Portrait einer edlen, noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei doch herzergreifender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den schönen Zügen dieses Gesichts. Und doch ist über dem Ganzen eine so unbeschreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden, ein solches Leid so getragen zu sehen. Sie weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen sind längst vergossen; sie klagt nicht, denn ihr Schmerz ist zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Trost mehr für sie auf Erden, aber sie hat sich darein ergeben, nicht aus weiblicher Schwäche, sondern im festen Vertrauen in Gott und seinen Willen. Die Linke der schönen Hände ruht auf der noch schmerzlich wogenden Brust; die Rechte ist erhoben, als deute sie auf einen Gegenstand außer dem Bilde, zu welchem das Gegenstück, wahrscheinlich ein Ecce homo, verloren ging."— Ein paar andere, sehr schöne Gemälde van Calcars befinden sich in der kaiserlich östreichischen Galerie zu Wien. Das eine, von vorzüglicher Schönheit, stellt eine Geburt des Heilandes vor, und insbesondere, wie Joseph an der Krippe desselben die Hirten empfängt. Wie in Correggio's berühmter Nacht strahlt dabei von dem Kinde ein vorzüglich schönes Licht. Dieses Gemälde, das nur sehr klein und kaum über eine Spanne groß ist, besaß einst Peter Paul Rubens, und legte darauf einen so hohen Werth, daß er es immer von solchen Stücken abgesondert hielt, die er wol abstehen wollte. Nach seinem Tode kaufte es der berühmte teutsche Maler, Joachim von Sandrart, und verkaufte es wieder an den Kaiser Ferdinand III., der es mit sich nach Prag nahm, von wo es im Verfolg nach Wien gekommen ist. — Das andere, eben daselbst vorhandene Gemälde van Calcars, stellt das Bildniß eines bärtigen Mannes dar, in schwarzer Kleidung, und einen Brief in der Hand haltend. Vor ihm steht ein Tisch, auf dem ein Buch und verschiedene Schriften liegen. Es ist eine halbe Figur in Lebensgröße, und auf Leinwand gemalt [4]). — Außerdem besitzt die kaiserliche Galerie in Wien, nach Fiorillo [5]) noch zwei Portraits von v. Calcar. — Auch in der Galerie des Museums zu Paris ist ein Gemälde van Calcar's befindlich; das Portrait eines schwarz gekleideten Mannes vorstellend, mit dem rechten Arm an den Schaft einer Säule gelehnt, den linken bedeckt ein Mantel [6]). — Noch wird ein in der Collegiat-Kirche zu Xanten befindliches schönes Gemälde für eine Arbeit van Calcars gehalten. Es stellt den Heiland vor, wie er zwölf Jahre alt mit seinen Eltern nach Jerusalem geht. Es ist ein großes Stück, mit vielen Figuren, und sehr kunstvoll in Hinsicht der Gesichter und Fleischfarbe. Vorzüglich schön ist der Kopf des göttlichen Knaben. Das Ganze hat ein buntes, prächtiges Colorit. Fiorillo behauptet indeß, daß dieses Gemälde nicht von v. Calcar, sondern weit älter sey.

Van Calcar war übrigens auch ein vorzüglicher Meister im Zeichnen, sowol mit Kreide, als auch mit der Feder. Besonders gelangen ihm dabei die Schraffirungen, und auch hierin steht er mit Titian auf Einer Höhe, so daß er in seiner Manier von diesem großen Meister fast nicht zu unterscheiden ist. Von seiner Hand sind die herrlichen anatomischen Figuren in dem berühmten Werk des Arztes Andreas Vesalius [7]), die man fälschlich dem Titian zugeschrieben hat. Auch die Bildnisse der Maler, Bildhauer und Architekten in Vasari's Beschreibung von dem Leben derselben, rühren größtentheils von v. Calcar her; sie sind mit einer festen Hand schön und kräftig gezeichnet. Sodann besaß der Stempelschneider Marmé bei der Münze zu Utrecht in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Geschlechtstafel von dem Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz, worauf sich mehre sehr feine Zeichnungen von altteutschen Fürsten in ihrer zeitgemäßen Tracht befanden, die von v. Calcar verfertigt waren.

Van Calcar's Bildniß, in Kupfer gestochen, hat Karl van Mander in seinen Lebensbeschreibungen berühmter holländischer und teutscher Maler, im 1. Theil bei S. 104 aufbehalten. Es ist zwar ziemlich roh gearbeitet, doch nicht ohne andeutende Züge von Feinheit des Gemüths und Tiefe des Sinnes.

(*J. Ch. H. Gittermann.*)

CALCATURCLAVIS, Calcaturtaste, Calcaturhebel, Balgclavis, Balgtaste, Balghebel, heißt an der Orgel derjenige Hebel, auf welchen der

2) In dessen Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, zuerst 1550, und nachher in wiederholten Auflagen.
3) In dem angef. Werk, S. 177.
4) Beschreibung der Gemälde der k. k. Gallerie. Wien 1796. Erste Abtheilung. S. 52.
5) In dem angeführten Werk, S. 464.
6) Notice des Tableaux exposés dans la Galerie du Musée. Paris 1814. p. 24. No. 206.
7) Anatomia, seu de hum. corporis fabrica, Libri 7.

Balgtreter oder Calcant mit dem Fuße trit (calcare), um denselben durch das Gewicht seines Körpers (wie eine Taste, Clavis, daher der Name Calcaturclavis) niederzudrücken und dadurch den Orgelbalg aufzuziehen. Die Reihe der neben einander liegenden Calcaturclavis oder Balghebel wird eben darum auch die Calcaturclaviatur genant. (Adelung i. f. musica mechanica organoedi, schreibt überall „Calculaturclavis!“ und Herr Schlimbach in s. Buche über die Orgel schreibt es ihm überall nach!!).

Von dem richtig abgemessenen Verhältnisse dieses Hebels hängt die richtige Wirkung der Bälge sehr wesentlich mit ab. Vergl. die Art. Balg und Balgclavis.

(Gfr. Weber.)

CALEDONISCHE MUSIK (hochschottische oder gäelische). Es wird, bei der noch immer gewöhnlichen Vernachlässigung des Geschichtlichen der Musik unter den Musikern selbst, kaum befremden, wenn wir gewahr werden, daß auch selbst die geschätztesten Meister in der Composition nicht den geringsten Begriff von der musikalischen Eigenthümlichkeit eines Volkes haben, das schon allein durch Ossians Namen der Beachtung aller gebildeten Kunstfreunde werth und theuer seyn sollte. Eine seltsame Verwechselung des Alt- und Neuschottischen ist selbst in neuen wissenschaftlichen Schriften über Musik beinahe zur Regel geworden, wozu wahrscheinlich J. Haydn's Samlungen schottischer Gesänge und L. Beethoven's schottische Lieder nicht wenig beigetragen haben mögen. L. Beethoven bildete sich in seiner Phantasie ein ganz eigenes Utopien, unter welchem er sich Schottland vorstellte, und gab nach diesem Gebilde in seinen sogenant schottischen Liedern etwas, was ihm und seiner reichen Erfindungsgabe allein angehörte — und J. Haydn verarbeitete schottisch gewesene, entweder bereits durch Zuthaten und Änderungen verallgemeinerte, oder durch ihn selbst und durch seine melodischen Einschiebungen umgestaltete, durch die Hinzufügung des gewöhnlich Harmonischen unserer Setzkunst vollends ganz unkentlich gemachte Weisen, die nichts weniger, als echt schottische genant werden können. Wenn auch eine und die andere Melodie, wie sie von dem letzt genanten Meister und von einigen andern Componisten gegeben wurde, wirklich in dem heutigen Niederschottland gesungen werden sollte: so würde man doch auch in diesem Falle sie nur mit Unrecht als eigentlich schottische Melodien betrachten, da bekantlich Niederschottland seine alterthümlichen Sitten völlig abgelegt hat, und in allen Dingen, sogar in der Sprache, ganz eigentlich engländisch geworden ist. Man würde sich einen hinlänglichen Begriff von dem Wesentlichsten der altschottischen Gesänge nicht sowol durch die nebenbei berührten Beschreibungen derselben von ältern musikalischen Schriftstellern (z. B. von Burney „Abhandlung über die Musik der Alten;“ von Rameau ꝛc.), sondern hauptsächlich aus genauer Betrachtung altcaledonischer Melodien, davon uns zum Glück nicht wenige übrig geblieben sind, und die in neuern Zeiten aus dem Munde des Volks genommen, und in unsere Noten übergetragen wurden, bilden können. Schon der Character der Hochschotten, ihr treues Halten an gewohnten väterlichen Sitten, das bei Bergvölkern bekantlich öfter gefunden wird, als bei den Bewohnern ebener Strecken, würde eine nicht geringe Gewährleistung für das Echte derselben abgeben, wenn die ganz eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Melodien, die in allen caledonischen Gesängen unverändert wiederkehrt, nicht einen viel haltbarern Beweis dafür lieferte. Wir besitzen eine ganze, sehr schätzenswerthe Samlung echt gäelischer Nationallieder, die Hr. Macdonald, Mitglied der Edinburger Gesellschaft, herausgab, die ihren Werth noch ganz besonders dadurch sehr erhöht, daß überall mit der größten Genauigkeit die Provinz oder die Insel (der Hebriden) angegeben worden ist, wo sie vom Volke gesungen wurden. Sie ist aber so theuer, daß nur sehr wenige Exemplare derselben nach Teutschland gekommen sind, so daß also nur Einzelne hin und wieder Gelegenheit haben können, sich daraus zu unterrichten.

Seit Ossians ehrwürdige Bardengesänge auch unter uns Aufsehen erregten, welches durch mancherlei nicht unwichtige Streitigkeiten eben so sehr, als durch verschiedene Übersetzungen jener wundersamen Wehmuthsdichtungen, besonders durch die Verteutschungen von Ahlwardt und Rhode, bedeutend gehoben wurde, wendeten auch die Aufmerksamern und Lernbegierigern unter uns ihr Augenmerk wieder lebendiger den seltsamen Musikweisen jenes alten merkwürdigen Volkes zu. Hr. Ahlwardt, der in seiner Vorrede so belehrend über Ossians Verse und überhaupt über die ganze Art der Dichtung jenes Heldensohnes gesprochen; und uns unter andern auch verheißen hatte, künftig sich einmal noch über die gäelischen National-Melodien zu erklären, wurde verschiedentlich aufgerufen, sein Versprechen möglichst bald zu erfüllen: es ist aber, so viel uns bekant ist, nichts von ihm darüber geschrieben worden. Neueres verdrängte in Teutschland den alten Wunsch, und es erschien, so viel ich weis, unter uns nichts einiger Maßen Ausführliches über die Musik der Caledonier, als mein kurzer Versuch einer übersichtlichen Darstellung in der Leipz. musikal. Zeitung Nr. 2. vom Jahre 1823. Ein französisches Werk des Herrn L. A. Necker de Saussure, Professors der Mineralogie und Geologie zu Genf, das in Paris und Genf 1821 in 3 Theilen erschien, und am meisten sich über Geognosie verbreutete, nahm im 5ten Cap. des 3. Bandes auch einige Rücksicht auf Dichtkunst und Musik der Caledonier, und brachte den Gegenstand von Neuem in Anregung. Wenn die Bemerkungen des Reisenden in Hinsicht auf Ossians Dichtungen auch bereits durch Ahlwarts Belehrungen weit übertroffen, und auch die musikalischen Berichte etwas zu weitschweifig und dunkel gerathen waren: so hatte sich der Hr. Verf. doch schon um der Aufmerksamkeit willen, die er auf Gegenstände verwendete, die ihm nur Nebendinge seyn mußten, den Dank Vieler mit allem Rechte verdient. Seitdem ist die Sache ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, und von keinem genauer untersucht worden. Das Wissenswürdigste von der altschottischen Musik besteht in Folgendem:

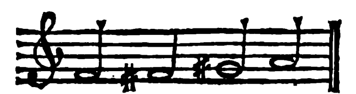
Die Hochschotten haben eine von der unsern ganz verschiedene Scala, deren Alterthum sich kaum genau ermitteln lassen dürfte, und deren Eigenheit ihrer Musik einen von der unsern ganz verschiedenen Character mittheilen

muß. Es hat etwas sehr Auffallendes, daß diese ihre Scala ganz dieselbe ist, die sich bei vielen asiatischen Völkern des grauen Alterthums, namentlich bei den Chinesen und Hindu's entschieden vorfindet. In welchem Zusammenhange diese bemerkenswerthen Erscheinungen mit einander stehen, gehört nicht hieher, sondern für ein eigenes Werk, dessen Ausarbeitung mich noch beschäftigt, und das, will man es, den Liebhabern solcher Gegenstände noch im Laufe dieses Jahres übergeben werden kann.

In allen echt caledonischen Gesangweisen fehlen nämlich stets die Quarte und Septime unserer gewöhnlichen Tonleiter in jeder Tonart gänzlich. Ihre Tonleiter gestaltet sich folglich so:



Da diese Tonreihe immerfort gleichmäßig wiederkehrt, und bei mehren Völkern gerade auf dieselbe Art angetroffen wird: so wird man die mangelnden Töne nicht für blos zufällig weggebliebene ansehen können, vielmehr wird man diese Übergehungen der Quarte und Septime für uralte, weit verbreitete Regel, die Tonleiter auf- und absteigen zu lassen, anzusehen haben. Daß eben diese Tonleiter eine uralt gesetzliche gewesen ist, sehen wir deutlich aus dem, was wir von der Musik der Chinesen wissen, die wir gleichfalls in diesem Werke, vorzüglich nach P. Amiot, behandelt haben. Wir sehen dort, daß den Chinesen seit langer Zeit alle 12 halben Töne, in welche unsere Octaven-Eintheilung noch zerfällt, genau bekant waren. Dennoch hielten sie an ihrer alten, nach unsern Begriffen mangelhaften, Tonleiter fest und behaupteten sogar, daß in dieser vorzugsweise eine nicht zu beschreibende großartige Wirkung ihrer heiligen Musik zu suchen sey. Troß dem, daß man die Mittel in den Händen hatte, jener uns sonderbar vorkommenden Tonleiter das Fehlende hinzuzufügen, hielt man im Gegentheil diesen Mangel für einen hohen Vorzug, und überließ andern ihre vollständigern Tonleitern mit nationalem Stolze. Wenn auch die Frage, wie irgend ein Volk auf seine Tonleiter gekommen sey, durchaus nur muthmaßlich, im allgemeinen nur mit „nach und nach; in verschiedenen Zeiträumen, wie bei der Schöpfung, bis sich irgend eine gefällige Ordnung aus dem Chaos entwickelte" beantwortet werden kann: so dürften sich doch einige Gründe auffinden lassen, die dem Alterthume der chinesischen und caledonischen Tonleiter vor der unsern das Wort reden. Dabei wollen wir auf das vorgeblich ungeheure Alterthum des chinesischen Volkes gar keine Rücksicht nehmen, und allein auf die Natur der Sache sehen. Wir haben dabei auf zweierlei National-Richtungen in Ansehung der Musik zu achten. Einige haben in ihren musikalischen Anfangsversuchen sich mehr zu einigen Instrumenten, als zum Gesange geneigt: die meisten jedoch haben den Gesang vor allen Dingen hoch gehalten, und sich an und durch ihn bis auf eine gewisse Stufe der Bildung emporgehoben. Hätte es mehr Völker gegeben, die nicht das natürlichste musikalische Werkzeug, die menschliche Stimme, den anfangs sehr armen künstlichen Instrumenten hätten vorziehen müssen: so würde die Verschiedenheit der alterthümlichen Tonleitern noch viel größer seyn, als sie wirklich ist. Wo mehr Musikinstrumente vorzüglich gelten, und die ersten musikalischen Annahmen veranlassen, da muß sich die erste einigermaßen genügende Tonleiter hauptsächlich darnach richten, was man mit einiger Reinheit auf solchen Tonwerkzeugen herausbringen kann. Ein Beispiel der Art bieten uns, nach Hrn. Banks Nachrichten, die Insulaner auf Otahaiti. Diese liebten vorzugsweise eine Pfeife oder Flöte, die sie noch dazu, seltsam genug, mit der Nase anbliesen. Da sie nun auf ihrem Lieblingsinstrumente nicht mehr als 4 Töne rein hervorzubringen im Stande waren, so bestand auch der ganze Umfang ihres Tonbereichs nur aus diesen 4 Tönen, die also in aufsteigender Ordnung ihre Tonleiter ausmachen mußten.



Welche Armuth! und dennoch wird zum Lobe menschlicher Erfindungskraft versichert, daß sie mit diesen geringfügigen Mitteln recht angenehme Melodien zu schaffen gewußt hätten. Weit weniger Zufälligkeiten waren dagegen diejenigen Völker unterworfen (und es waren natürlich die meisten), die ihr angeschaffenes Tonwerkzeug so lange gebrauchten, bis sie es zu irgend einer Fertigkeit gebracht, und etwas genau Wiederkehrendes darzustellen gelernt hatten. Unter diese müssen auch namentlich Indier und Caledonier gerechnet werden, deren Instrumente nur zur Begleitung des Gesanges da waren, und erst in der Folge, wiewol auch dann noch äußerst selten, für sich allein benutzt wurden. Hier scheint es nun dem Naturgange der Tonbildung vor allem angemessen, daß zuerst weder zu große, noch zu kleine Tonentfernungen nach und nach so festgehalten werden, daß sie wiederkehren, und dadurch eine gewisse Reihenfolge bilden können. Die natürlichsten Tonhöhen, was wir noch täglich an unsern Kindern bemerken können, sind aber eben diejenigen, die in der chinesischen und celadonischen Scala wirklich vorhanden sind. Wir sehen, daß die ganze Tonleiter keinen einzigen (sogenant) halben Ton enthält, und daß sie nur aus ganzen Tönen und kleinen (nicht großen) Terzen besteht. Und gerade diese Tonverhältnisse sind es, die unsere, für Musik auf gewöhnliche, nicht außerordentliche Art begabten Kinder am ersten und bestimmtesten treffen lernen. In der Regel liegen ihnen halbe Töne zu eng, und es vergeht nicht selten eine geraume Zeit, ehe sie das Verhältniß von e zu f gehörig festhalten lernen. Gewöhnlich geben sie f viel zu hoch an: und doch sind sie von Kindheit auf an unsere Tonleiter durch das Gehör gewöhnt! Wie viel, wie ohne allen Vergleich schwieriger mußten also die Verhältnisse der halben Töne Völkern werden, die noch gar kein Tonverhältniß kanten, sondern sich erst irgend eines zu suchen hatten! Sie können keine andern, als die leichtesten, d. i. weder zu nahe noch zu entfernte Tonverhältnisse anfangs aufgefaßt, und in irgend eine Ordnung gebracht haben. Wie es mit der na-

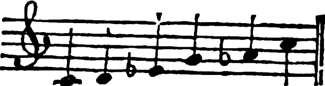
türlichen oder großen Secunde ist, so ist es auch mit der kleinen Terz (nicht mit der großen). Die große Terz erfodert eine gewisse scharfe, mehr aufwärts schwebende Tonfestigkeit, die von unsern Kindern anfangs nur selten rein hervorgebracht wird. Hier ziehen sie in der Regel unter, und nähern sich oder erfassen auch wol viel eher die kleine, als die große Terz, weil die erste sich näher an die am leichtesten gefundene Secunde anschließt. Die große Terz hingegen scheint ihnen schon zu fern zu liegen. Auch scheint eine gewisse Trägheit der Stimmwerkzeuge sie anfangs abzuhalten, die hinaufleitende große Terz rein darzustellen. — Nehmen wir nun zu den natürlichen Schwierigkeiten, halbe Töne und große Terzen anfangs rein und sicher hervorzubringen, noch den natürlichen Bezug aller Folgetöne einer Scala auf ihren Grundton: so wird es sehr begreiflich, warum f und h anfangs aus der Tonleiter wegblieben, und weshalb gerade die kleinen Terzen von e zu g und von a zu c weit leichter getroffen werden mußten, als alle nähern und entferntern Tonhöhen. Und so scheint uns dann diese Tonleiter weit naturgemäßer und für den Anfang einer musikalischen Gesangtonleiter viel geeigneter, als viele, verwöhnt durch die jetzige, die man nur zu leicht für die einzig mögliche zu halten geneigt wird, auf den ersten Anblick zugeben werden. — Mag man aber auch in der Erklärung dieser Sache nicht mit uns übereinstimmen wollen, so wird doch Niemand das Factum selbst zu leugnen im Stande seyn. Kurz diese chinesische, indische und caledonische Scala ist die älteste, die wir kennen; sie hat unter verschiedenen Völkern lange Zeit existirt, ist bei manchem, wie bei den Bergschotten, die einzige geblieben; ja sie existirt in manchen Hindustämmen noch bis auf diesen Tag, und hat sich folglich ein Völkerrecht erworben, dem man nichts als Willkürlichkeit entgegenzusetzen hat. Daß man nun diese Tonleiter durch Gewohnheit lieb gewann, daß besonders solche Völker, die an ihren alten Sitten mit treuer Vorliebe festhingen, sie nicht wieder aufgeben wollten, daß sich ihre Art, musikalisch zu empfinden, ganz und gar mit dieser Tonleiter verschmolzen hatte, wird jeder nur zu natürlich finden. Die regelmäßige Behandlung dieser Scala, und die nach und nach aufgefundenen Übergänge aus einer Tonart in die andere, wovon wir weiter unten reden werden, setzen ein uraltes System voraus, das uns im Laufe der Zeit zwar fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, das aber jenen Völkern als das beste erschien, auch noch zu einer Zeit, wo sie bereits andere Musikweisen kennen gelernt hatten. Daß hingegen andere, in allem Übrigen auch viel ungebildetere Völker, so weit als wir nämlich zurückzublicken im Stande sind, gleich anfangs unsere gewöhnliche Tonleiter gebrauchten, sehen wir an den Lappen und Kosacken; eben so, daß unter einigen unser Dur, unter andern unser Moll, und unter verschiedenen keins von beiden, sondern eine ganz eigenthümliche Scala vorherrschte, und ihnen die natürliche geworden ist — das alles beweist nur, daß in dieser Sache die größte Verschiedenheit obwaltete und auch obwalten mußte. — Aus allen diesen Thatsachen ergibt sich, daß es lächerlich genant werden muß, wenn wir unsere nun gewöhnliche Durtonleiter schlechthin die *natürliche* zu benennen uns anmaßen, mit welchem Beiworte jede andere aus gleichen Gründen gleichfalls benant werden könte. Ich wüßte in der That nicht, wo uns die Natur selbst irgend eine unserer Tonleitern dargeboten hätte!

Nur vermische man in dergleichen Dingen die Gegenstände nicht mit einander. Es ist etwas ganz anderes, wenn man fragt: Welche Tonleiter ist die schicklichste für harmonische Verwebungen? oder wenn gefragt wird: Welche Tonleiter ist die älteste und welche konte am wahrscheinlichsten am ersten aufgefunden und festgehalten werden? Über die letzte Frage haben wir uns erklärt: die erste dagegen wird freilich von den Meisten dahin beantwortet werden, daß man, wie gewöhnlich, den Beweis für die unsere aus dem Erfolge selbst nimt. Allerdings hat man die Erfahrung für sich, wenn man unserer Scala in harmonischer Hinsicht das Wort redet. Dehnt man die Regel einer mit Harmonietönen zu bereichernden Scala dahin aus, daß man einen Umfang von 8 Tönen, vom Grundtone bis zur Octave darunter versteht, und nicht bei unserm Dur und Moll allein stehen bleibt, vielmehr die sogenant griechischen, oder richtiger die Kirchentöne mit dazu nimt: so gibt es allerdings keine Scalen weiter, auf welche man jemals eine musikalische Harmonie nach unserm Sinne (des Wortes) gebauet hat. Es werden sich demnach unsere harmonischen Gesetze auch nur nach unsern Tonleitern richten können, und durchaus auf keine andern, als auf solche, deren Umfang auf Octavenreihen gegründet ist, anwendbar seyn. Daß aber unsere, auf Octaven-Tonleitern gegründeten harmonischen Regeln durchaus nichts gegen solche Tonleitern beweisen können, auf welche sie nicht angewendet werden können, ist schon daraus klar, daß damals, als jene Scalen entstanden, noch nicht im geringsten an eine Nothwendigkeit der Harmonie in unserm musikalischen Sinne gedacht wurde.

Kein einziges Volk hat im Beginn seiner musikalischen Kunst die Harmonie (was wir darunter verstehen) gekant oder nothwendig gefunden, selbst die alten Griechen nicht. Was man auch in Hinsicht auf die Griechen in unsern Tagen wieder dafür hat vorbringen wollen: nichts davon hat nur einigermaßen Stand gehalten; auch scheint die Annahme nicht minder gegen alles Geschichtliche, als gegen die Natur der Sache zu verstoßen. Chinesen, Indier, Ägypter, Perser, Caledonier und selbst Hebräer und Griechen kanten keine mehrstimmig harmonische, nur melodische Musik. Daß nun für melodische Zwecke die Tonreihe, von welcher hier die Rede ist, höchst Wirksames schaffen konte, ergibt sich aus den musikalischen Überbleibseln namentlich unsers Volkes (der Hochschotten) so siegreich, daß Niemand von Geschmack auch nur das Geringste dagegen einzuwenden haben kann. Dagegen widerstrebt die Eigenthümlichkeit dieser auf caledonische Tonleiter gebaueten Melodien unsern harmonischen Fortschritten so sehr, daß die allermeisten dadurch nur durchwässert werden. Ob aber deswegen diese alterthümliche Scala gar keiner Harmonie fähig sey, ist eine andere Frage, die wir keinesweges geradezu mit Nein beantworten möchten. Wer wollte wol mit Zuverlässigkeit zu behaupten sich getrauen, daß unsere Harmonie-Gesetze die einzig möglichen wären? Leicht möglich, daß sich in der

Folge in unserm eigenen, auf unsere Tonleiter gebaueten Harmonie-Systeme manches anders gestalten kann, was bis jetzt für unumstößlich ausgegeben wird. Es hat sich schon vieles geändert, und was sonst unter das Häßliche gesetzt wurde, wird jetzt bereits den Schönheiten zugezählt. Es hat sich also noch nicht auf den Hochpunkt der Untrüglichkeit emporgeschwungen. Daß demnach unsere Harmonie-Gesetze nicht die einzig möglichen sind, und daß auch für die altschottische Tonleiter irgend ein Harmonie-System (nur ein anderes, als das unsrige) aufgefunden werden könte, ist mir eben so gewiß, als es unumstößlich ist, daß unsere Tonleiter nicht als die einzige und allein natürliche angesehen werden darf. Wären jene Völker nicht in ihrer Eigenthümlichkeit der Bildung gehemt, theils durch willkürliche Gewalt zu tief niedergebeugt, theils ganz und gar auf andere Bildungswege fortgerissen worden; so würden sie höchst wahrscheinlich mit der Zeit selbst dahin gekommen seyn, sich ihre eigenen Harmonien-Gesetze zu bilden, die von den unsern eben so verschieden, als ihre Tonleiter da stehen würden. Wie weit sie es darin gebracht hätten, wer wollte darüber rechten? — Sprechen wir aber auch ihrer Musik die Möglichkeit einer eigenthümlichen, folgerichtigen Harmonisirung zu; so müssen wir ihr doch auf das Zuverlässigste alle Harmonie nach unserm Sinne in der Wirklichkeit absprechen. Alle ihre Gesänge wurden unisono, es versteht sich von Kindern und Frauen um eine Octave höher, vorgetragen. Nur selten finden wir, daß eine Quinte dazu schlägt, und bei den Hochschotten brumt der Dudelsack einen einförmig fortlaufenden Baß, was noch keine Harmonie genant werden kann.

Dennoch finden sich in den caledonischen Gesängen gewisse Modulationen, die aus einer Tonart in die andere führen. Aber auch diese gehören einzig dem Bau der Melodie an, und beziehen sich keineswegs auf eine Änderung der fortsummenden, das ganze Lied begleitenden Töne. Diese melodischen Modulationen müssen für einen, wenn auch noch geringen, doch schon bestimten Regeln unterworfenen Fortschritt caledonischer Tonkunst angesehen werden: denn in den ältesten Gesängen sind sie nicht vorhanden; diese bleiben in der Regel genau in ihrer Tonart. Dahin gehören alle ossianischen Gesänge. Da nun diese unter ihnen in dem höchsten Ansehen standen, und bis in die neueste Zeit vorzüglich im westlichen Theile des Berglandes und auf den Hebriden gesungen wurden; so haben sich auch die meisten Lieder der Art noch erhalten. Viele haben nur eine einzige Melodienreihe, wie die Recitativ-ähnlichen Weisen, nach denen die meisten Verse Ossians gesungen wurden. Andere, gleichfalls nur einer Tonart angehörende, setzen zur Melodie des Vorsängers noch eine besondere des Chores, wie die Jorrams oder Schifferlieder, die also aus zwei Theilen bestehen. Nach Ossians ruhmgekrönten Zeiten verließ man diese Einfachheit, und fing an in den melodischen Verwebungen einige Ausweichungen zu versuchen. Diese Ausweichungen gaben sich sogleich durch Töne kund, die in der eben herrschenden Scala des Grundtones nicht liegen, wol aber in derjenigen, in welche eben übergegangen wird. Wie lange also ein späterer Gesang in seiner ersten Tonart bleibt, hört man an der fehlenden Quarte und Septime. Mangeln die Töne f und h, so geht das Lied aus C; fehlen g und cis, so geht es aus D ꝛc. Trit nun in einer solchen Melodie aus C einmal F ein: so ist es ein Beweis, daß das Lied in B oder D modulirt. Denn die Caledonier hatten sich auch eine eigene Moll-Scala gebildet, die dadurch entstand, daß sie den dritten und den fünften Ton ihrer Tonleiter um einen sogenant halben Ton erniedrigten, z. B.



Hr. Necker de Saussure nent diese Tonreihe eine höchst barbarische, was wir nicht finden. Er gesteht jedoch zu, daß sich noch einige solcher Minore-Gesänge erhalten haben. Ob nun, wie wir vermuthen, diese Moll-Scala sich schon zu Ossians Zeiten gebildet hatte, oder ob sie ein Erzeugniß späterer Zeiten ist, wo man schon anfing, einige Mannigfaltigkeit in die einfachen Weisen zu bringen, können wir nicht mit Bestimtheit nachweisen. So viel ist aber ausgemacht, daß diese Moll-Scala sich weit öfter in spätern Liedern findet, die schon einiger Modulation unterworfen waren. Man scheint sie also mehr in gemischten Liedern, als für sich allein bestehend, angewendet zu haben; was aber noch keinen Beweis gibt, daß diese Moll-Scala nicht schon früher da gewesen und als selbständig für sich allein benutzt worden wäre. Mir ist kein solches Lied mit der Molltonleiter zu Gesicht gekommen. Der dazu gehörige Text derjenigen, die noch übrig sind, wird am besten zeugen, ob man diese Minore-Melodien vor oder nach Ossians Zeiten zu setzen habe.

Wenn auch in den Übergängen der aus verschiedenen Tonleitern zusammengesetzten Lieder eine sehr mannigfache Freiheit herrscht; so bemerkt man doch in den meisten schon eine gewisse Regel. Gewöhnlich geht man aus einem Haupttone gleich in den nächstfolgenden Grundton sowol über als unter dem ersten Hauptgrundtone. Hebt das Lied in ihrem Dur an, so wird meist in den nächsten darüber liegenden Ton modulirt. Hebt es dagegen in ihrem Moll an, so wird gewöhnlich in den nächsten tiefern Ton fortgeschritten. Auch pflegen sehr oft Dur und Moll mit einander zu wechseln. Wäre z. B. die Haupttonart Dmoll (d e f a b d), so würde die nächste Modulation Cdur seyn; Gmoll würde also in Fdur übergehen. Geht man aus einem Dur-Tone in einen andern über, so steigt man meist um einen Ton höher. Demnach würde man aus Cdur in Ddur fortschreiten. Sollte man nach genauern Untersuchungen nicht finden, daß man in solchem Falle lieber in Dmoll fortgeschritten wäre? oder vielleicht auch so, daß in der zweiten Tonleiter Dur und Moll sich vermischte, und der Gang der Tonleiter etwa folgender gewesen wäre: d e f a h d? — Ehe diese Übergänge eintreten, wird jedes Mal zu der noch herrschenden Tonleiter ein fremder Ton gesetzt, welcher der folgenden angehört, den man den Leiteton in eine andere Tonreihe nach ihrem Systeme nennen könte. Man wird sich also vorsehen müssen, daß man diesen Andeutungston eines Überganges, der erst im nächsten Tacte erfolgt, weder

zur gälischen Scala rechnet, noch daß man, wo sich in einem Liede eine scheinbare Quarte oder Septime hören läßt, ein solches Lied gleich ohne alle genauere Ansicht für nicht echt erklärt. Ist es echt, so wird die Modulation im nächsten Tacte den sichersten Beweis dafür geben. Nicht ganz ungewöhnlich ist es auch, daß diese Modulation schon im 2ten Tacte begint und von einem Tacte zum andern regelmäßig wiederholt wird.

Wenn übrigens Hr. Necker de Saussure, nachdem er ganz richtig gefolgert hat, daß sich zu solchen Melodien gar keine ihrem Charakter angemessene Harmonie-Begleitung nach unserm Systeme geben lassen könne, ohne dadurch eine andere als eine widerwärtige Empfindung zu erregen — behauptet, daß die Begleitungsbässe immer nur die nächsten Töne, z. B. auf C gleich D oder B seyn könten; so ist das nur ein großer Irrthum. Diese aus verschiedenen Tonarten gemischten Gesänge waren ja nicht eher aufgekommen, als bis auch der Dudelsack mit seinem fortlaufenden Brummtone unter den Hochschotten heimisch geworden war. Da nun diese Art Gesänge auch sehr häufig mit diesem Instrumente begleitet wurden; so mußte ja auch in der Modulation derselbe Brummbaß fortklingen, gerade so, als ob in der Melodie keine Tonleiter-Veränderung vorgefallen wäre. Wie aber die alten Caledonier mit ihren Harfen u. s. w., außer den dazu gegriffenen Unisono-Tönen, sonst noch ihre Lieder begleitet haben, ist uns völlig unbekant. Sehr wahrscheinlich ist es jedoch, daß auch bei Harfenbegleitung von gar keinen Accorden die Rede gewesen ist, es wäre denn, daß zuweilen zum Grundton mit seiner Octave noch eine Quinte, vielleicht auch, um der Einrichtung ihres Dudelsacks willen, den wir bald werden kennen lernen, noch eine große Terz (in Dur) statt der Quinte dazu gegriffen, und also ein unvollständiger Dreiklang angeschlagen worden wäre. Von einer eigentlichen Theorie der Musik, wie sie unter den Chinesen, die im Bau ihrer Liederweisen den Caledoniern vollkommen gleichen, Statt gehabt hat, kann hier kaum die Rede seyn, man müßte denn die eben dargestellten Anfänge einer etwas künstlichern Anordnung und Durchführung ihrer Melodien schon mit diesem Namen belegen wollen.

Eben so wenig kann ihnen mit Grund irgend eine Notenschrift beigemessen werden. Denn wenn auch Einige um der Volksverwandtschaft willen gemeint haben, daß die Caledonier wahrscheinlich ihre Melodien, wie die alten Gallier, mit Buchstaben-Noten aufgezeichnet hätten; so hat sich doch bis jetzt auch nicht ein einziges Denkmal zur Unterstützung dieser Meinung auffinden lassen wollen, was, wären dergleichen Notirungen da gewesen, um so eher sich gefunden haben würde, da mehre alte, wenn auch nicht uralte, Handschriften caledonischer Gedichte vorhanden sind, von denen einige mit längst vergessenen, am meisten noch den altsächsischen Schriftzügen ähnelnden Buchstaben aufgezeichnet wurden. Von Allen wird dagegen zugestanden, daß ihnen die Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen völlig unbekant gewesen sind. Das wird jedoch nicht hindern, daß die beiden Dur- und Moll-Scalen seit den Zeiten, wo man anfing beide mit einander zu verbinden, zuweilen einen Unterscheidungston von einander aufnahmen, wenn das frische Gefühl der dichtenden Sänger es erheischte. Solche Verschmelzungen verschiedener Tongänge sind unter allen Völkern, die noch keine feste Regel der Aufzeichnung ihrer Melodien kennen, nichts seltenes; vielmehr mischen sich da die Töne oft so wunderbar und schweben so eigenthümlich, daß man kaum weiß, wie man sie nach unserer Art andeuten soll. Da nun die spätern Aufzeichner solcher Volksmelodien, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt hatten, Kreuze und Bee hinzugefügt haben; so mag wol auch dadurch zuweilen dem eigenen Wesen jener alterthümlichen, von den unsern völlig abweichenden Gesänge manche Gewalt angethan worden seyn.

Daß die alten Iren (Irländer) mit den Caledoniern einen und denselben Volksstamm ausmachen, daß dieselbe Sprache und Art der Kunst, obwol mit kleinen nicht mehr überall genau anzugebenden Unterscheidungen beide nicht weniger, als ihre Mythologie und der von ihren Riesen erbauete Meerdamm von Basaltsäulen verband, ist schon aus Ossians Gesängen jedem bekant. Wie sehr und wie lange aber vorzüglich diese von den Engländern unterjochte Insel gedrückt worden ist; wie nach oft wiederholten, nicht selten entsetzlichen Rebellionen das alte Volk in seiner Ursitte nach und nach völlig vernichtet worden ist, so daß eben hier kaum noch ein Schattenbild des alten Lebens übrig geblieben ist; braucht nur kürzlich angedeutet zu werden, um auf dieser Insel jetzt nichts echt Alterthümliches unter den wenigen, die noch Iren genant werden, zu suchen. Was man also in unsern Zeiten irische Melodien nent, weil sie dort gesungen werden, hat mit dem Alterthümlichen meist nichts mehr gemein. Am meisten alterthümlicher Sinn herrscht noch auf einigen Inseln der Hebriden.

Die Instrumente, die unter den Caledoniern gewöhnlich waren, sind die Harfe, der Cruth und der Dudelsack.

Die gälische Harfe heißt in ihrer Sprache Clairseach, war nicht mit Darm- sondern mit Stahlsaiten bezogen, und wurde mit den Nägeln gerissen. Jedermann weiß, daß diese Harfe Ossians Lieblingsinstrument war, mit welchem er alle seine Gesänge begleitete. Überhaupt war sie der Liebling aller alten Barden, nicht blos der caledonischen und irischen, sondern auch der gallischen. So lange ihre Töne alle ausgezeichneten Tage ihres Lebens verschönerten, so lange glänzte auch jenen Völkern ihre goldene Zeit. Seitdem sie in Abnahme kam, seitdem die uralte, sehr einfache Art dieses Barden-Instruments sich zu verändern anfing, verschlimmerten sich die Tage der Söhne der Berge und der Wellen immer mehr. Ihr Gebrauch wurde seltener. Zwar hing das treue Volk lange an den heiligen Sitten seiner Väter; lange hielt sich jeder Clan seinen eigenen Barden, der für ihn besonders ein ganz eigenes Lied, das ihm und den Seinen allein gehörte, zu dichten und mit seiner Harfe zu begleiten hatte: allein die alles überwältigende Zeit brachte auch diesen Gebrauch nach und nach zur Ruhe. Lange schon schläft der Barden-Liebling mit seinen Sängern vereint in den Nebelbergen der Hochschotten unter bemoosten Steinen. Vor mehr als 100 Jahren wanderte dort der letzte Harfner

sänger, Rory oder Roderick Dal, von Schloß zu Schloß, und wurde überall freundlich aufgenommen. So wie aber die alt-patriarchalische Regirung der Clans völlig zu Grabe gegangen war, schwieg auch die Harfe ihrer Sänger, als hätte sie den Untergang ihrer Beschützer nicht überleben wollen. Zwar wanderten vor einiger Zeit (wahrscheinlich ist es noch jetzt der Fall) in Irland und Wallis einige Harfenspieler umher: aber die alten Barden sind es nicht; selbst ihre Harfen haben sich verändert, sie sind melodischer, und, wenn man will, vollkommener, oder doch vielsaitiger geworden. Die alten Bardenharfen waren viel kleiner und hatten nur eine kleine Anzahl Drahtsaiten, die nach der diatonischen Tonleiter (wahrscheinlich mit Abweichungen von der unsern) gestimt waren, um aus verschiedenen Tönen spielen zu können. Es sind uns noch einige Stücke für die alte, echt caledonische Harfe übrig geblieben. Es sind Lieder von langsamen Rhythmen und von sehr klagendem Gesange, wodurch sie den alt-chinesischen sehr ähnlich werden, auch im Ausdrucke.

Der Cruth war eine Art Guitarre oder unförmliche Videl mit langem Bauche (Kasten), und auf dem Stege waren 5 oder 6 Darmsaiten gespant, die mit einem Bogen, wie die Saiten der Violine, gestrichen wurden. Er hat Ähnlichkeit mit dem Crooth der Gallier, und eine etwas entferntere mit der einen Art des chinesischen Kin, dessen Erfindung dem Fou-hi zugeschrieben wurde, und von dessen Wunderwirkungen nicht genug gerühmt werden konte. Er gehört gleichfalls zu den uralten Instrumenten der Caledonier, und ruht schon längst, wie die Harfe. Man findet ihn in ihren ältesten Gedichten nicht selten erwähnt.

Der Dudelsack (gäelisch „piob gäëlich" genant) ist zwar in sehr alter Zeit unter ihnen schon bekant gewesen, scheint jedoch lange unter den Barden kein besonderes Ansehen erlangt zu haben, und wird in keinem ihrer Gedichte erwähnt. Er ist also wol später erst in das Land gebracht worden, und hat sich nur nach und nach unter dem Volke Ansehen zu verschaffen gewußt, so daß er immer mehr zum Lieblings-Instrument geworden ist, das jetzt unter den Bergschotten überall und bei jeder Gelegenheit gehört wird. In Gesellschaft mit der Trommel feuert er sie zu Schlachten an, und verschönert ihre häuslichen Feste. Seine Einrichtung weicht von der gewöhnlichen etwas ab. Der caledonische Dudelsack hat 3 Schnarrpfeifen (bourdons), selten nur 2, und eine einzige Schalmey, die auf der Vorderseite 7 Löcher und auf der Hinterseite eins hat. Der tiefste Ton ist g, und die 7 Vorderlöcher geben die Töne a h c d e f g. Die tiefste Schnarrpfeife läßt den tiefsten Ton der Schalmey (g) um eine Octave tiefer hören, die mittelste läßt die Terz h, und die kleinste die höhere Octave der tiefsten ertönen. Diese 3 Schnarrtöne bilden einen unvollständigen Begleitungs-Accord aller neueren gäelischen Lieder.

So groß nun auch dadurch die Einförmigkeit ihrer Musik seyn muß; so erweckt doch noch jetzt der Ton ihres Dudelsacks den Schotten dieselbe Empfindung, wie den Schweizern ihr einfacher Kuhreigen, wozu die Liebe zu ihren Bergen und zu ihren anderweitigen Lebensgewohnheiten gewiß nicht wenig beiträgt. Ihre Melodien haben durchaus etwas Klagendes, wie von einer wunderbaren Wehmuth Durchdrungenes, und der seltsam elegische Hauptcharakter derselben ist ein treues Abbild ossianischer Dichtungsart. Überall, wo die Kunst der Musik sich noch in ihrer Kindheit befindet, also auch bei den Schotten, wird man bemerken, daß Volk und Dichter am lebendigsten von der Vorzüglichkeit und von den Wundern ihrer Tonkunst erfüllt sind. So war es bei den Chinesen und Indiern, so bei den alten Ägyptern und Griechen, und nicht anders verhält sich's bei den Caledoniern. Was auch die genanten Völker des Alterthums Wundersames von den höchst einfachen Weisen ihrer Tonkunst gerühmt haben: der schottische Wunderglaube steht ihnen nicht im geringsten nach. Mit Wenigem von jeher war und ist noch die einfache Kindheitsnatur zufrieden; was ihr das Leben verschönt, dem weiht sie dankbar ihre Liebe, und schmückt es aus mit den glänzendsten Farben einer Phantasie, die ihren Schattengestalten leuchtendere Schönheiten andichtet, als ihnen die lachendste Wirklichkeit nicht zu geben im Stande wäre. *(G. W. Fink.)*

CALEPIO, Ambrogio da, Calepinus oder, wie er sich per anagramma zuweilen nante: Pellicanus, wenn auch nicht der erste, doch der berühmteste aller früheren Lexikographen, so daß lange Zeit in Italien und Frankreich ein Lexikon überhaupt ein Calepin genant wurde. Er war aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Calepio, in oder bei Bergamo 1435 geboren, und trat 1451, oder nach andern 1458, in den Augustinerorden. Dies, und daß er im hohen Alter erblindete, sind beinahe die einzigen Umstände seines Lebens, die man kent. Er starb zu Bergamo 1511. Er arbeitete viele Jahre an einem lateinischen Lexikon, welches wahrscheinlich zuerst zu Reggio 1502. Fol., unter dem Titel: Dictionum interpretamenta erschien, woraus Jöcher ein besonderes Werk gemacht zu haben scheint. Mit vielen Verbesserungen gab er es noch zweimal, 1505 und 1509, heraus. In den folgenden Jahrhunderten ist es sehr oft von verschiedenen mit Erklärungen in mehren Sprachen bearbeitet und herausgegeben worden, so daß die spätern Ausgaben den ursprünglichen wenig ähnlich sehen. Die vollständigste und reichste Ausgabe ist die: Basel 1590 und dann 1627, in 11 Sprachen, worunter auch polnisch und ungrisch. Andere geschätzte Ausgaben sind: Lyon 1586, 2 Vol. Fol. in 10 Sprachen, und Ebendaselbst 1681, 2 Vol. Fol. in 8 Sprachen. Facciolati besorgte zu Padova 1758 in 2 Vol. Fol. eine Ausgabe in 8 Sprachen, wovon 1772 ein neuer Abdruck in 7 Sprachen erschien, und früher hatte Passerat einen Auszug, Leyden 1654 in 4. ebenfalls in 8 Sprachen herausgegeben. Jöcher führt noch ein Werk von Calepino an: De laudibus inclytae civitatis Venetiarum, wovon Tiraboschi nichts weiß, welcher nur von einigen ungedruckt gebliebenen Oden redet, dem h. Augustin und der h. Clara zu Ehren, welche nebst dem Original-Manuscript des Wörterbuchs im Augustiner-Kloster zu Bergamo aufbewahrt wurden. *(Blanc.)*

CALICHON. Nach Koch's musikal. Lexikon war dies der Name eines ehemaligen lautenähnlichen Saiteninstruments mit 5 Saiten, in der Stimmung g c f a d

(soll wol heißen ä). — Nicht unwahrscheinlich ist aber der Name Calichon nur das unrichtig geschriebene Wort Colachon, und dann gleichbedeutend mit Colascione.
(*Gottfr. Weber.*)

CALIX-ELF, der, (Fluß), einer der größeren Ströme des schwedischen Lapplands, entspringt aus mehren zusammenhängenden großen Seen, am Fuße der norwegischen Grenzalpen, weit im Westen der Kirche Jukkasjervi, und bildet die Grenze von Gellivare- und Jukkasjervi-Lappmarker, bis er in das Pastorat Öfver-Torneå trit, hier beim Dorfe Tärende den Tärende-Elf, einen Arm des Flusses Torneå, aufnimt, und dann mitten durch die norrbottenschen Pastorate Öfver-Calix und Neder-Calix sich den Weg zum Meere bahnt. Bis Tärende läuft der Calix 14 oder 15 Meilen lang parallel mit dem, nur einige Meilen entfernten, Torneåfluß, geht dann 10¼ Meilen ganz südlich zur Kirche Öfver-Calix, von welcher bis zur Mündung ½ Meile im Süden der Kirche Neder-Calix, die Entfernung nur 6½ Meile beträgt. Der Calixstrom hat viele, zum Theil unfahrbare, Wasserfälle; die Ufer sind meist eben und steinig, doch auf weiten Strecken fruchtbar und wohl angebauet.

Nach und in dem 9 Meilen langen und 4 Meilen breiten Pastorate Öfver-Calix gibt es keine Fahrwege; der Calixstrom bildet die einzige Verbindungsstraße. Das Pastorat Öfver-Calix ist mit Bergen ausgefüllt; der Kirche gegenüber liegt der Lappberg, welcher um Johannis einen freien Standpunkt zur Beobachtung der Mitternachtssonne darbietet; um Weihnachten kann man freilich kaum 2 Stunden bei Tage lesen; weite fruchtbare Landstriche umgeben die Kirche; doch ist Theerbrennen der Hauptnahrungszweig. An den Ufern der Flüsse erreicht das Gras zuweilen eine Länge von mehr denn 2 Ellen, ohne deshalb unschmackhaft zu seyn. Die Einwohnerzahl war im J. 1815. 1609; die Zahl der Gebornen war im J. 1816. 62, der Gestorbenen 27.

Das Pastorat Neder-Calix ist 6 Meilen lang und 6 Meilen breit; die Zahl der Einwohner war im J. 1815 aber 3653, denn es bauet viel Korn und treibt ansehnliche Viehzucht und Fischerei; Robben und Seevögel werden erlegt, auch Schiffe gebauet; denn ein Theil des Pastorats grenzt an den bothnischen Meerbusen; das ansehnliche Dorf Töre hat einen trefflichen Hafen, Brettermühlen und Stabhammer. Im J. 1816 wurden im Pastorat geboren 127 und starben 66. Im Norden ist das Pastorat mit Bergen ausgefüllt. Über „Herr Börja's Frühstück" oder das Geschenk Karls IX. an die Pfarre Neder-Calix vergl. meine Reise durch Schweden rc. Bd. 2. Leipz. 1823. S. 167. 168. — In Ober-Calix wohnen meistens Schweden, wenige Finnen; in Neder-Calix sind alle Einwohner schwedischer Abkunft. (*v. Schubert.*)

CALKOEN, Jan Frederik van Beek-C., ein berühmter holländischer Mathematiker und Astronom. Er wurde geboren zu Gröningen 1772 am 5. Mai, und da sein Vater als reformirter Prediger nach Amsterdam berufen wurde, seit seinem vierten Jahr daselbst erzogen. Er studirte anfangs Theologie, und zwar auf der Universität zu Utrecht, wo er darin Bonnets (s. diesen Artikel) Schüler wurde; doch wandte er auch großen Fleis auf Sprach-, Alterthums- und Geschichtskunde, unter der Leitung der Professoren Rau und Saxe, so wie auf Naturkunde und Philosophie, unter der Anweisung des Professors Rossyn. Insbesondere aber benutzte er den Unterricht des Professors Hennert in der Mathematik und Astronomie, so daß er dadurch bewogen wurde, sich diesem Fach ganz zu widmen, und das Studium der Theologie aufzugeben. Er blieb sieben Jahr als Student zu Utrecht, dann aber besuchte er die teutschen Universitäten zu Leipzig, Göttingen und Jena, und hielt sich acht Wochen zu Gotha auf, wo er täglich die dortige Sternwarte besuchte, in Begleitung des damaligen Directors derselben, des Herrn von Zach, mit dem er eine genaue Freundschaft schloß, und nachher einen fortdauernden Briefwechsel führte. Sodann machte er bei seinem Aufenthalt in Teutschland die Bekantschaft des Herrn von Lindenau, jetzigen Directors der gothaischen Sternwarte, und des berühmten berlinischen Astronomen Bode, so wie anderer vorzüglicher Gelehrten seines Fachs, die ihm bei seiner damals schon ausgezeichneten Gelehrsamkeit ihre Freundschaft schenkten, und nachher einen wissenschaftlichen Briefwechsel mit ihm unterhielten. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1799 erst außerordentlicher, dann 1804 ordentlicher Professor der Astronomie auf der Universität zu Leyden, bald aber, 1805, zu Utrecht, als Nachfolger seines dort verstorbenen Lehrers Hennert. Nicht nur auf seinem Posten strebte er seinen Lehrlingen und den Wissenschaften nützlich zu seyn, sondern auch als Correspondent der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und als Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Haarlem, Rotterdam, Utrecht, Leyden und in Seeland. In der Kommission für die Maße und Gewichte des Königreichs Holland war er so thätig, daß er dafür von dem Könige Ludwig (Bonaparte) ein öffentliches Belobungsschreiben erhielt, und von demselben zugleich zur Anerkennung seiner Verdienste als Gelehrter zum Ritter des Unions-Ordens, und bei der Stiftung des holländischen Instituts der Wissenschaften zu Amsterdam zum Mitglied der ersten Klasse desselben ernant wurde. Für seinen Ruhm als eines der ersten und vorzüglichsten Gelehrten seines Landes, sprechen die vielen von ihm nachgelassenen Schriften, die er theils besonders, theils in den Werken der gelehrten Gesellschaften, wozu er als Mitglied gehörte, in verschiedenen Sprachen herausgegeben hat. Die meisten derselben betreffen die erhabensten Gegenstände der Mathematik und Astronomie. Er war übrigens auch ein freisinniger Philosoph, wie dies sein ästhetisches Werk in holländischer Sprache: Euryalus, über das Schöne, Haarlem 1802, beurkundet. Seine lateinische Abhandlung: Über die Uhrwerke der Alten, zeigt tiefe Alterthumskentnisse. Allgemein interessant ist seine von der Taylerschen Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preisschrift: Über den Ursprung des mosaischen und christlichen Gottesdienstes, zur Widerlegung des Werks von Dupuis: Origine de tous les cultes. Er würde bei einem langen Leben der Welt noch manche reife Früchte seiner ausgebreiteten Kentnisse und großen Gelehrsamkeit geliefert haben; aber er starb bereits, an einem unheil-

baren Übel, in der vollen Kraft seines Lebens, 1811 am 25. März. Mehre seiner vollendeten und halb vollendeten gelehrten Arbeiten sind durch seinen frühen Tod in der Handschrift liegen geblieben. Mit einem rastlosen Fleis in seinem Wirkungskreise verband er, obgleich ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, einen echt-religiösen Sinn, und zeigte solchen insbesondere auch in seinen letzten Gesprächen mit verschiedenen Freunden, indem er unter andern den eigenthümlichen Wunsch äusserte, daß er, wenn es möglich wäre, — unter der Anhörung einer wohl überdachten, aus Überzeugung und aus dem Herzen fließenden, vernünftig-christlichen Predigt von der Unsterblichkeit der Seele — sein irdisches Leben beschließen möchte! (Aus holländischen Nachrichten.) (*J. Ch. H. Gittermann.*)

CALLIONYMUS, Calirrhous, Elaeorhous Baïcalensis, Fettfisch, Abgrundfisch, sind synonym, sie bezeichnen den Baical-Spinnenfisch, den Pallas im 3ten Bande s. Reisen, Anh. S. 207, Nr. 49, und Nov. Act. Petrop. I. p. 349. tab. 9. fig. 2, 3. und im 3. Bande seiner Zoographia Rosso-Asiatica, p. 122. beschrieben hat. In dem letztern Werke nent er ihn *Elaeorhous*, weil er gefunden hatte, daß die Merkmale und Eigenthümlichkeiten seines Körpers dem Genus Callionymus, der Gattung der Spinnfische, nicht entsprachen, da dieser fettgallertartige Baïcalfisch keine Bauchflossen, wie die übrigen Callionymi, und überdies ganz abgelösete Kiemendeckel und gabelförmige Schwanzflosse hat. Dabei ist dieser ungewöhnliche und seltene Fisch, welcher eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Baïcalsees ausmacht, ganz nackt, ohne Schuppen, glatt, weich, farbenlos und so fett, daß er bei warmem Wetter bis auf die Gräten zerfließt. Seiner äußerlichen Gestalt nach sieht er einiger Maßen den Seehähnen (Triglis) ähnlich. Die zunächst am Baïcalsee wohnenden Russen nennen ihn Golomsaenka, welches soviel bedeutet, als Grundfisch, weil er nur in den tiefsten Abgründen dieses Sees zu leben scheint. Die Tungusen aber nennen ihn Olotkan. Er fällt nie in die Netze der Fischer, die im Baïcal fischen, sondern wird bloß nach heftigen Stürmen, welche die Abgründe des Baïcals aufzuwühlen scheinen, in großer Menge todt am Ufer ausgeworfen, oder oben auf dem Wasser fuderweise umhertreibend gefunden, besonders aber in Haufen am südlichen Ufer des Sees. Die Russen kochen, sobald sie mehre Haufen dieser Fische eingetragen haben, den Thran aus, und verkaufen oder vertauschen ihn an die Chinesen, welche davon, wie man aus ihrer häufigen Nachfrage vermuthet, einen vortheilhaften, aber bis jetzt nicht bekant gewordenen Gebrauch machen sollen. Die Russen brauchen diesen Fischthran bloß um das durch Wasser und Sonne hart gewordene Leder damit zu erweichen und wieder geschmeidig zu machen: denn genießbar ist dieses Fett nicht, und selbst die Krähen und Möven mögen diese ausgeworfenen Fische nicht verzehren. Dieser Fisch ist sowol der ungewöhnlichen Substanz seines Körpers, als seinem ganzen abenteuerlichen Baue und seiner Gestalt, selbst seinem besondern Aufenthalte und Todesart nach, ein seltenes, anomales und merkwürdiges Thier, welches, meines Wissens, noch in keiner europäischen Fischsamlung, außer etwa in einigen wenigen Samlungen von Petersburg und Moskau aufbewahrt wird. Pallas, welcher sich im Juni und Juli 1772 an den Ufern des Baïcalsees aufhielt, wußte sich deren mehre durch einige nach Posolsk abgefertigte Boten, theils getrocknet, theils in Spiritus aufbewahrt, zu verschaffen. In den Gläsern voll Brantewein, in welchen die letztern aufbewahrt wurden, schwamm der Thran, der aus ihrem halbdurchsichtigen Körper ausgeschmolzen war, tropfenweise oben auf. Die einzige Abbildung, die wir bis jetzt von diesem merkwürdigen Fische besitzen, befindet sich im ersten Bande der Nov. Act. Petrop. p. 349. Tab. 9. fig. 2. 3., ist aber sehr schlecht. Eine bessere habe ich nach einem von spätern Reisenden an das Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eingesandten wohlerhaltenem Exemplare gemalt. Pallas versichert in seiner Reisebeschreibung, 3. Bd. S. 290, daß diese Fische noch nie lebendig zum Vorschein gekommen sind. Man muthmaßet, sagt er, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß sich diese Fische nur in den tiefsten Schlünden des Baïcals aufhalten, welche in der Mitte und selbst an vielen Orten nicht weit von dem nördlichen steilen Gebirgsufer mit Leinen oder Tauwerk, das eine Länge von 3 bis 400 Klaftern hatte, nicht haben ergründet werden können. — Was für Ursachen und Veränderungen in dem See selbige nur todt in die Höhe bringen, ist schwer zu sagen. Ich halte diese Ursachen für vulkanische Ausbrüche im Grunde des Sees, in dessen Schlünden Kiese durch das eindringende Wasser zersetzt werden, wodurch diese Thiere plötzlich und in Menge getödtet werden, die, als Grundbewohner im See, lebendig (sonst nie) gesehen worden sind. Pallas selbst sagt auch ausdrücklich: „Gemeiniglich werden diese Fische im Sommer nur durch heftige, von der steilen Bergseite her wehende oder nördliche Stürme hauptsächlich an die Posolskische Küste und um die Selengische Mündung ausgeworfen. Man sieht sie auch nach einer unruhigen See oft felderweise todt an der Oberfläche schwimmen, und manche Jahre sind sie so häufig ausgeworfen worden, daß sie wie ein Wall am Strande hin gelegen." In einer folgenden Stelle, S. 291, wird diese neue Vermuthung durch die besondere Charakteristik dieser eigenthümlichen Art der Stürme, die man Typhoone nent, und die vulkanischen Ausbrüchen auf dem Grunde des Meeres ihren Ursprung verdanken, bestätigt. „Die Baïcalfahrer haben einen besondern Compaß, auf welchem nur 3 Winde verzeichnet sind. Alle zwischen Nord-Ost und Süden wehenden Winde, mit welchen man von der Selengischen Mündung geschwind über den See kommen kann, heißen Bargusin, weil sie von diesem Orte (Bargusin) gleichsam her wehen. Alle Winde zwischen Nordwest und Südwest, die gleichsam aus der großen Bucht des Baïcals kommen, werden Kultuk genant, und endlich werden die gerade aus Norden oder von der gebirgigen nördlichen Küste streichenden mit einem allgemeinen Namen Gornaja Pogoda, d. i. Bergwinde, belegt, und diese sind

unerwartete und recht wüthende Orcane, die zwar von kurzer Dauer, aber desto gefährlicher sind, weil sie bei geringer Breite die Schiffe an der südlichen seichten Küste zum Stranden oder Scheitern bringen, auch wol gar, wenn die Segel nicht geschwind genug eingerefft werden können, in Gefahr setzen, umzuschlagen oder wenigstens den Mast zu verlieren. Bei den übrigen Winden ist so viel Gefahr nicht, als bei diesem" u. s. w. Noch mehr Bestätigung und Gewißheit erhält meine Meinung durch die Schilderung des Bodens und der Gebirgsform, in welcher man die Natur und Wirkung vulcanischer Ausbrüche nicht verkennen kann. „Die Tiefe des Baïcals in der Mitte und am nördlichen Ufer ist so groß, daß man oft mit mehren Lothleinen keinen Grund hat finden können. Der See ist gleichsam eine ungeheure Kluft, welche das von einander gerissene Gebirge aufgethan hat, und in welche sich die umliegenden Ströme ergossen haben. Das gebirgige Ufer selbst zeigt überall Spuren der gewaltsamsten und mächtigsten Veränderungen (Erdrevolutionen), zugleich aber des höchsten und grauesten Alterthums Kennzeichen." Diese gesamten Schilderungen und die Übereinstimmung derselben mit allen den Erscheinungen, die ich selbst am Cap-Sangar, an den offenbar von einander gerissenen Felsenufern in der Van Diemens Straße und allen übrigen furchtbaren Merkmalen des Typhoons, den wir auf unserer Erdumsegelung erlebten, gesehen habe, lassen mir keinen Zweifel übrig, daß jene große Menge todter Fische im Baïcalsee, die man sonst nie lebendig zu sehen bekomt, Opfer der Erdbrände oder vulcanischen Ausbrüche in den Abgründen des Sees geworden sind. Man denke sich nur, wie die Schwefeldämpfe der Solfataren über dem Wasser und in der Luft schon alle athmende Thiere ersticken; man erinnere sich der Erscheinungen bei Thieren in der Hundsgrotte, und man wird es sehr natürlich finden, daß auch im Wasser das Athmen der Fische dadurch gehemt werden müsse. Durch keinen Sturm, er sey auch noch so heftig, kann aber das Meer so sehr beunruhigt und in so hohem Grade zur sogenanten Klappsee (Seap Sipp der Engländer) bewegt werden, als durch vulcanische Ausbrüche auf dem Boden desselben, die an den japanischen und chinesischen Küsten nichts Seltenes sind, und fast in jedem Jahre ihre Schiffe versenken und zertrümmern.

Diese Fische, wenn man sie im Sommer nach den sogenanten Bergstürmen in großen Haufen todt am Ufer des Sees ausgeworfen findet, sind fast alle von gleicher Größe, meistens 6 bis 7 Zoll lang. Da man sie noch niemals lebendig gesehen, nie ihre Lebensweise, Nahrung, Fortpflanzung u. s. w. in den tiefen Abgründen des Sees hat beobachten können, so weiß man bis jetzt nicht, wo sie laichen, wovon sie leben, welchem Thiere sie wieder zur Beute werden, ja man kent ihren Magen, ihre Eingeweide, den ganzen innern Bau ihres Körpers und ihre ganze thierische Ökonomie noch nicht einmal. Die ganze Beschreibung beschränkt sich bloß auf die äußern Theile.

Der große, viereckige Kopf des Fisches ist unten an der Grundfläche eckig, oben auf dem Scheitel platt, und hat an den Schläfen eine kielförmige Gräte mit 2 Knöpfen und weichen, kurzen, glatten Kiemendeckeln, die an ihrem Umfange mit 5 Eindrücken oder Gruben markirt sind, und hinten einen kleinen dreieckigen Kiemendeckel als Zugabe haben. Die lang vorgestreckten Kiefer bilden einen Schnabel, welcher platt, breit und vorn abgerundet ist, und wenn sie geöffnet werden, einen weiten Rachen, in welchem die halb knorpeligen, halb knochigen Kiefer als die festesten Theile erscheinen; ihr Rand ist dick und erhaben nach außen gekehrt, und mit sehr vielen kleinen, hackenförmigen Zähnchen besetzt, so daß er ganz rauh anzufühlen ist. Der Unterkiefer ist etwas schmäler als der obere, hat aber eine glatte, vor dem Oberkiefer vorstehende Spitze. Hinten im Rachen ist alles glatt, und man bemerkt eine stumpfe Zunge. Die Kiemenbögen sind lang mit doppelten, stumpfen Zähnchen besetzt. Die Kiemenhaut ist schmal, von der Kehle rückwärts aus einander weichend, und durch 6 sehr von einander abstehende Knorpelstrahlen unterstützt; man bemerkt auch noch einen siebenten, aber dieser ist mit den Kiemendeckeln verwachsen. An der platten Stirn steht auf jeder Seite ein schwarzes, großes Auge, mit einer Nickhaut bedeckt, und einfache Nasenlöcher unter denselben. Der Körper ist ganz weich, schuppenlos, blaß, schlüpfrig, weißlich, sieht aus wie ein Stück Fett oder Seife, ist zusammengedrückt, läuft verdünnt vom Kopfe bis zum Schwanze herab. Das Oberhäutchen ist dünnglatt, die Seitenlinie ist matt und undeutlich, so daß man sie kaum bemerkt, und liegt dem Rücken näher als dem Bauche. Merkwürdig ist an diesem Fische, daß ihm die Bauchflossen fehlen, doch hat ihn Bloch im Systeme weder unter den Hexapterygia als neues Genus aufgenommen, noch unter den Octopterygia als Callionymus angenommen, wofür ihn Pallas früherhin ausgegeben hatte. Auch hat Schneider, der Herausgeber des Bloch'schen Systems, ob er gleich sonst alle Pallas'sche Entdeckungen benutzt hat, diesen Fisch, so viel ich gesehen habe, nirgends eingeschoben.

Unter allen seinen Flossen sind die Brustflossen die längsten: denn sie sind fast halb so lang, als er selbst. Jede Flosse hat 13 dünne, steife, borstenartige und bogenförmige Strahlen, die insgesamt sich in dünne, bewegliche, weiße Ährchen oder Fasern endigen; diese fadenförmigen Fasern aber hängen insgesamt mit der breiten, weißlichen, durchsichtigen Haut zusammen, welche die Flossenstrahlen mit einander verbindet, bis an ihr äußerstes Ende, wo sie immer schmäler wird und gleichsam ausgeschnitten erscheint; die ersten 10 Flossenstrahlen sind die längsten. Die erste Rückenflosse ist klein und hat 8 kurze Strahlen, die ziemlich weit von einander stehen. Die zweite Rückenflosse ist größer, und hat 28 steifere, am Ende eben so gefaserte Strahlen, wie die Brustflossen, von denen der dritte bis zum 15ten die längsten sind, und vor den übrigen herausragen. Alle Flossenstrahlen der Rückenflossen haben unten an der Wurzel einen weißen Knoten oder undurchsichtigen Punkt an der Stelle, wo die Borstenstrahlen eingelenkt sind. Diese Punkte haben das

Ansehen der Fettkörner. Der After liegt weiter vom Kopfe als vom Schwanze entfernt, ungefähr im vierten Viertheil der ganzen Länge, und nicht weit hinter ihm beginnt die Afterflosse, welche der zweiten Rückenflosse gerade gegenüber steht, und mit ihr von gleicher Größe ist; sie enthält 32 Strahlen, von denen die beiden ersten sehr kurz sind, der dritte aber bis zum 16ten länger werden. Die gabelförmige Schwanzflosse ist unter allen übrigen am stärksten und ausgebildetsten; sie hat 13 feste, getheilte oder verästelte Strahlen, welche durchaus deutlich gegliedert sind.

Dies ist ungefähr die Beschreibung des wohlerhaltenen Exemplares, welches ich abgezeichnet hatte. Jetzt noch die Ausmessung der einzelnen Theile.

Die ganze Länge des Fisches betrug 6 Zoll 10 Linien, die Länge des Kopfs 1 Zoll 11 Linien, die Weite des Rachens 1 Zoll. Der Raum von der Mitte des Schnabelrandes bis zu den Nasenlöchern 4½ Linie, die Augen 9½ Linie, der Abstand beider Augen von einander 4 Linien, Raum zwischen beiden Nasenlöchern 5 Linien, bis zur Kiemenöffnung 1 Zoll 4 Linien, bis zu den Brustflossen 1 Zoll 11 Linien, Länge derselben 2 Zoll 6 Linien, Abstand des Afters von der Schnabelspitze 2 Zoll 7 Linien, Raum zwischen dem After und der Afterflosse 4 Linien, Länge derselben 2 Zoll 6 Linien, von dieser bis zur Schwanzflosse 9½ Linie, Länge der Schwanzflosse mit ihrer Theilung oder beiden Lappen 11 Linien, Abstand des Schnabels von der ersten Rückenflosse 2 Zoll, Länge derselben 8½ Linie, Raum zwischen ihr und der zweiten Rückenflosse 3½ Linie, Länge der zweiten Rückenflosse 2 Zoll 7 Linien, Raum von ihr bis zum Schwanze 7½ Linie. (*W. G. Tilesius.*)

CALLISEN, Heinrich, geb. den 11. Mai 1740, gest. zu Kopenhagen am 5. Febr. 1824, war der Sohn eines Predigers zu Prentz im Holsteinschen. So gern auch sein Vater den viel versprechenden Jüngling auf der Schleswiger Domschule hätte fortstudiren lassen, so sah er sich doch durch seine beschränkte Lage, und bei eilf Kindern genöthigt, ihn im 15. Jahre nach Kopenhagen zu dem Amts- und Regimentschirurg Spierling in die Lehre zu schicken, und als Barbierburschen einschreiben zu lassen. Im Jahre 1758 zum Gesellen losgesprochen, ward Callisen von dem Justizrath und Generaldirector der Chirurgie, Simon Krüger, auf besondere Empfehlung, ins Haus genommen, unter dessen und des Dr. Heuermann Leitung er sich nicht nur unermüdet im Zergliedern und in der Verrichtung anatomischer Operationen übte, sondern auch durch Benutzung der Krüger'schen Bibliothek der Literatur seiner Wissenschaft immer mehr Geschmack abgewann.

Allein der schon 1759 erfolgte Tod seines Vaters gebot den verwaisten Sohn, nun auf Mittel zu seiner Selbsterhaltung zu denken. Nachdem er ein Jahr Gehilfe eines Landchirurgen gewesen war, kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo ihn Spierling als Compagniechirurgus anstellte. Zu dieser Zeit (1760) starb sein Wohlthäter Krüger, und Callisen würde wol seinen jetzt drückenden Verhältnissen haben erliegen müssen, wenn er nicht, entrüstet über die Insolenz, mit der ihm ein Officier begegnete, seinen Abschied genommen, und sich an den Justizrath und Generaldirector Hennings gewendet hätte. Dieser stellte ihn beim anatomisch-chirurgischen Amphitheater als Oberschiffschirurg an, in welchem Posten er 1761 und 62 ein paar Seestreifzügen beiwohnte. Hierauf ward er Pensionär des Amphitheaters, und kurz darnach Unterwundarzt des Friedrichshospitals, wo ihm, als Prosector des Generaldirectors, alle wichtige anatomische und chirurgische Operationen zugetheilt wurden. Im Jahr 1766 unterwarf er sich bei der medizinischen Fakultät dem Examen rigor. in lateinischer Sprache, nachdem er schon ein Jahr lang über Anatomie und Chirurgie Lehrvorträge gehalten hatte.

Im Jahr 1767 setzte ihn ein königl. Reisestipendium in den Stand, eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich zu unternehmen. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Frankreich besuchte er London, und schrieb hier, so wie früher zu Paris, in seinen Zwischenstunden Abhandlungen, die ihm den Zutrit in die Versamlungen der dortigen Societäten und Akademien verschafften. Da sein Stipendium nicht ausreichte, ihn in London zu ernähren, so trieb er, in Verein mit dem Dentisten Marchetti, einen einträglichen Handel mit Zahnpulver und Zahnbürsten.

Im Jahre 1771 ward er vom König Christian VII. als Oberchirurg der Flotte und des Seekrieghospitals, gleichwie als Divisionschirurgus der zweiten Abtheilung der Seeleute nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er sogleich seine öffentlichen chirurgischen Vorlesungen eröffnete, und 1772 bei der Universität die medizinische Doctorwürde annahm. Seine Privatpraxis gewann bald einen bedeutenden Umfang, und von dieser Zeit an stieg Callisen von Stufe zu Stufe.

Er erhielt 1773 die Professur der Chirurgie, mit Beibehaltung seiner Admiralitäts-Wundarztstelle, und mit dem Versprechen, Hennings als Generaldirector zu succediren. Im Jahr 1774 ward er ordentliches Mitglied des Collegii medici, in demselben Jahre Mitvorsteher der chirurgischen, dann der medizinischen Übungsgesellschaft, 1776 Arzt des Seekadettencorps, und zugleich Mitglied einer Commission zur Bildung junger, vaterländischer Wundärzte, 1778 Mitglied der Commission, welche für die neue Einrichtung des Seekrieghospitals Sorge tragen mußte; und 1784 erhielt er den Titel eines wirklichen Justizraths.

Einen Ruf als erster Professor an der chirurgischen Lehranstalt in Berlin, der an ihn 1787 erging, lehnte er ab, erhielt dagegen 1791 seinen Sitz neben dem Generaldirector in der Kopenhagener Akademie, und nahm im folgenden Jahre seinen Abschied als Divisionschirurgus. Nach Hennings Tode (1794) ward er wirklicher Generaldirector und erster Professor der Chirurgie, auch 2 Monate später Mitdirector des k. Friedrichshospitals, legte nun aber seine übrigen Statsämter nieder. Dennoch blieb ihm in seinen Lehrvorträgen und in seiner immer ausgebreitetern Privatpraxis ein sehr ausgedehnter Wirkungskreis, dem er bis in sein höchstes Alter mit seltener Sorgfalt und Thätig-

keit vorstand, weshalb ihn auch sein König 1802 zum wirklichen Etatsrath, 1809 zum Ritter des Dannebrogordens, 1812 zum Conferenzrath, und 1813 zum Commandeur des Dannebrog ernante.

Zu Anfang des Jahres 1805 bekam er die gewünschte Entlassung von seinem akademischen Lehramt, das er 40 Jahre rühmlichst verwaltet hatte, mit Beibehaltung des Generaldirectoriats und seines Jahrgehalts. Am Schlusse seiner letzten öffentlichen Vorlesung überreichten ihm seine dankbaren Schüler eine große goldene Medaille mit dem Brustbilde des Greises und einer passenden Umschrift.

Erst 10 Jahre später schränkte er seine Praxis mehr auf ärztliche Consultationen ein, nahm aber noch mit besonderer Vorliebe an den Arbeiten der Vaccinationscommission Theil, deren Jahresberichte an die k. dänische Kanzlei damals fast alle von ihm abgefaßt wurden. Erst in den letzten Jahren seines Lebens fühlte er immermehr die Bürde des Greisenalters, und verschied mit der Ruhe, die das Bewußtseyn treuerfüllter Pflichten und ein reines Gewissen schenkt, betrauert von seiner Witwe, 6 Kindern und 22 Enkeln.

Die vorzüglichsten, von Callisen hinterlassenen Schriften sind folgende: *Disput. inaugur. de praesidii Classis regiae sanitatem tuendi methodo*, praes. *C. G. Kratzenstein. Havniae* 1772. 8. *Institutiones chirurgiae hodiernae, in usum academ. adornatae. Havn.* 1784. 8. Teutsch übersetzt: Frankf. und Leipz. 1786. I. II. 8. Theoretische und prakt. Wundarzneikunst für unsere Zeiten, oder Callisens Grundsätze der ganzen Chirurgie, zum allgemeinen Gebrauch eingerichtet von Aug. Alex. Richter. Halle 1785. 8. System der neuern Wundarzneik., aus dem Lat. übers. von K. G. Kühn. Neue von dem Verf. verm. u. verbess. Aufl. Kopenhagen 1800. I. u. II. Thl. 8. *Principi del systema della Chirurgia moderna.* 7 Vol. 8. *Physisk mediziniske Betragtninger over Kjöbenhavn etc.* Kopenh. mit Callisens Portrait; I. 1807. II. 1809. 8. Ein und zwanzig in der k. medizin. Gesellschaft vorgelesene, und späterhin gedruckte Abhandlungen, 20 lateinische und 1 dänische sind in den Schriften dieser Gesellschaft aufgenommen, außer mehren in derselben vorgelesenen, die sich zum Theil in der Bibliothek der k. chirurg. Akademie, als Mskript., finden. Fünf dänische Abhandlungen, welche in den Denkschriften der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften eingerückt, und zugleich einzeln in Quart abgedruckt sind.

Callisen's Nekrolog s. in dem Literar. Anzeiger der Allgem. medicin. Annalen von 1825. 6tes Heft. S. 861 ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CALMAR, eine alte Seestadt an der Ostsee, auf der Küste und auf Qvarnholmen, einer kleinen Insel an der Küste Smålands, der Insel Öland gegenüber, regelmäßig gebauet, im J. 1815 mit 4536 Einwohnern; die meisten Häuser sind von Holz; einer der beiden Märkte ist mit Bäumen bepflanzt; der Hafer ist vorzüglich; der Handel wird ins In- und Ausland in (im J. 1814. 75) eigenen Schiffen mit Eisen, Alaun, Brettern, Kalkstein von Öland ꝛc. getrieben; die Stadt hat 2 Schiffswerfte. An Fabriken findet man eine Pottaschen- und mehre Schnupftabaksfabriken.

Von der Stadt haben Calmare Län (der östliche Theil oder das Küstenland der Provinz Småland, nebst der Insel Öland, welche Insel nur 1819 bis u. mit 1824 ein eigenes Län bildete), und Calmare Stift (Bisthum, welches den südlichen Theil von Calmare-Län und Öland begreift) den Namen, weil der Landshöfding und der Bischof in der Stadt Calmar (einer der drei Städte — Westervik und Wimmerby — des Län) ihren Sitz haben. Das Stiftsconsistorium bilden, unter Präsidium des Bischofs, ein Dompropst und die 6 Lectoren des Gymnasiums (gestiftet 1692), neben welchem eine Trivialschule, als niedere Schule, beide im alten Bischofshause (denn das neue Schulgebäude brante ab mit dem theologischen Theil der Bibliothek) besteht; jetzt (1817) zählt die Gymnasialbibliothek 3 bis 4000 Bände, auch einige arabische Manuscripte, und sind mit derselben ein ansehnliches Münzkabinet und eine kleine naturhistorische Samlung verbunden.

Am großen Markte liegt das Rathhaus, und mitten auf dem Markte die prächtige Domkirche aus Öländischem Stein; die mächtigen Gewölbe tragen sich selbst ohne Pfeiler. Außer der Dom- oder Stadtgemeinde hat Calmar eine Schloßgemeinde, zu welcher der (älteste) Theil von Calmar, der auf dem festen Lande liegt, gehört: die kleine Schloßkirche befindet sich im Schlosse. In diesem alten, ehemals sehr festen Schlosse, ward der Reichstag gehalten, wo am 20. Juli 1397 die Calmar-Union beschossen wurde, die aus Schweden, Norwegen und Dänemark ein Reich unter einem dänischen Könige bildete: jetzt dient der Unions-Saal zum Kornmagazin der Krone; in dem wohl erhaltenen Schlafzimmer der Königin Margaretha wird die kleine Bibliothek der Landhaushaltungsgesellschaft (gestiftet 1811) des Län Calmar, deren Direction in Calmar ihren Sitz hat, aufbewahrt; in dem anstoßenden Audienzsaale hält die Gesellschaft ihre Versamlungen; im Trabantensaale sind die landwirthschaftlichen Instrumente aufgestellt. Im Burgring des zweiten Stockwerks findet man einen Stein mit Schneckengängen, auf welchem die Ritter nach der Mahlzeit ihren Umgang halten mußten, ihre Nüchternheit zu zeigen. Von einem der 4 Thürme hat man eine weite entzückende Aussicht auf das Meer, über Öland, Calmar und die freundliche Umgegend, auch das nahe im Süden gelegene Vorgebirge Stensö, wo im Mai 1520 Gustav I., von Lübeck kommend, landete, um sein unterdrücktes Vaterland zu befreien; Ludwig XVIII., welcher als Flüchtling auf Öland ans Land stieg, und sich einige Zeit in Calmar aufhielt, ließ zu Stensö, zum Gedächtniß des großen Königs, eine schöne steinerne Tafel mit Inschrift errichten. Im alten Schlosse haben ferner ihr Locale die Arbeits- und Correctionsanstalt der Stadt (für umherstreichende Müßiggänger) und die Schule des Arbeitshauses, in welcher arme Kinder weiblichen Geschlechts

Wohnung, Arbeit, Unterricht, Kleidung und Nahrung erhalten; Theil der großen Arbeitsanstalt, die, im J. 1811 gestiftet, mittelst freiwilliger Abgaben und Beiträge besteht, auch erwachsene Arme außerhalb der Anstalt durch monatliche Austheilungen und Arbeit unterstützt.

Der Stadtkirchhof liegt in der Norder vorstadt. In der Stadt findet man das Läns-Lazareth, mit welchem ein Hospital (für Irren) vereinigt ist. Die alten Festungswerke der Stadt, wie die Hafenschanzen Fredriksskants und Grimskär, werden nicht mehr unterhalten. — Eine Buchdruckerei besteht, in welcher eine Zeitung „Posten" erscheint. Die Bibelgesellschaft des Stifts hält in Calmar ihre Versamlungen; auch findet man noch eine Armenschule und eine Sonntagsschule. Vor Kurzem erhielten das Kirchen- und Schulwesen, wie die milden Stiftungen der Stadt Calmar bedeutende Legate durch Pehr Wijk, der früher schwedischer Generalconsul in Tanger war. — Der Sund, welcher die Ostküste Smålands von der Insel Öland trent, führt den Namen Calmarsund; er ist bei Calmar 1 Meile, ober- und unterhalb bis 2½ Meilen breit. (*v. Schubert.*)

Caloscirtes s. Chlamys.

CALYPTRA (Entomologie) nent Ochsenheimer eine Gattung der Schmetterlinge aus der Familie der Eulen, die aus sechszehnfüßigen Raupen hervorgehen, und durch sehr große Taster sich auszeichnet. Er bringt Bomb. thalictri und libatrix Fabr. dahin. Latreille (Fam. natur. p. 476.) behält die Benennung Calyptra nur für erstere bei, und errichtet für letztere die Gattung Gonoptera. (*Germar.*)

CAMALDOLENSER, Einsiedler und Mönche eines Ordens, dessen Stifter Romuald, aus Ravenna, war. Er leitete seinen Ursprung von den Fürsten von Ravenna her, und brachte seine erste Jugend in Wohlleben und Ausschweifungen zu. Auf der Jagd gerieth er einst in eine stille, einsame Waldgegend. Die Abgeschiedenheit des Ortes ließ ihm die Stimme seines erwachenden Gewissens vernehmen, und zum ersten Male ergriff ihn der Gedanke, daß Abgeschiedenheit, für ein beflecktes, belastetes Gemüth, wol der passendste Zustand seyn dürfte. Ein unglücklicher Zweikampf, in welchem sein Vater einen nahen Verwandten tödtete, und bei welchem Romuald, gezwungen, gegenwärtig war, erschütterte ihn so, daß er sich in das Benedictiner-Kloster von Monte-Cassino begab, um dort 40 Tage lang Buße zu thun, nach Sitte derer, die einen Meuchelmord begangen hatten; denn Romuald achtete sich schuldig, obschon er keinen unmittelbaren Theil an jenem Ereignisse genommen hatte. In dieser Zeit machte er eine genaue Bekantschaft mit einem der Mönche, welcher ihn bestürmte, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Romuald war anfangs sehr abgeneigt; als ihm aber dieser die Erscheinung des heil. Apollinaris verhieß, und Romuald denselben in zweien Gesichten erblickte, so trat er in den Orden wider den Willen seines Vaters, dessen Zorn er lange zu fürchten hatte. Jetzt bewies er einen solchen strengen Eifer in Beobachtung der Klosterregeln, daß er seinen Mitbrüdern ein beschämendes Beispiel ward, und durch bittern Tadel noch überdies ihren Unwillen reizte. Sie beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen; Romuald aber, von ihrem Vorhaben benachrichtigt, entfernte sich aus dem Kloster mit der gern ertheilten Erlaubniß seines Abts, zu einem berühmten Einsiedler, Marino, in das Venedigsche zu gehen. Dieser nahm ihn willig auf, behandelte ihn aber sehr hart. Er pflegte täglich alle Psalmen auswendig zu singen, wobei ihm Romuald beistehen mußte. So oft diesen nun sein Gedächtniß verließ, erhielt er von seinem Meister einen Schlag auf das linke Ohr mit einem Stäbchen. Er bemerkte bald, daß er anfange das Gehör auf diesem Ohre zu verlieren, daher bat er seinen Lehrer, ihn künftig lieber auf das rechte Ohr zu schlagen, welche Demuth denselben so rührte, daß er ihn fortan milder behandelte, ja selbst die größte Hochachtung für ihn faßte. Romuald ging bald darauf mit ihm und einigen andern nach Catalonien in Spanien, wo er gleichfalls als Einsiedler lebte. Er kehrte jedoch wieder nach Italien zurück und erfuhr, daß sich sein Vater in das Kloster des heil. Severus, bei Ravenna, begeben habe, um der Welt zu entsagen, aber in seinem Entschlusse schon wieder wankend werde. Sogleich eilte Romuald zu ihm, seinen geistlichen Beistand zu leihen. Da er aber kein Gehör fand, so legte der fromme Sohn seinem Vater Fesseln an, setzte ihn ins Gefängniß, ließ ihn fleißig fasten, und bewirkte so eine gänzliche Zerknirschung, nach welcher er im Kloster bleiben wollte, und auch in demselben starb. Der Ruf von Romualds Heiligkeit verbreitete sich, und der Kaiser Otto III. übertrug ihm die Oberaufsicht in dem Kloster Claße. Doch auch hier misfiel er den Mönchen wegen seiner Strenge, weshalb er selbiges wieder verließ. Er legte hierauf noch vier Klöster in Italien an; doch in keinem wollten die Mönche die vorgeschriebenen Regeln genau beobachten, deshalb ging jetzt Romuald in eine einsame Gegend, auf den Apenninen, welche Camaldoli, von Campo Maldoli, hieß, entweder nach dem Besitzer Maldoli, oder nach dem verstümmelten Namen: campus amabilis. Hier sah er im Traume eine Leiter, welche bis in die Wolken reichte, auf welcher Männer in weißen Kleidern auf- und abstiegen. Er nahm dieses für einen Befehl, einen neuen Orden zu stiften, und so errichtete er 1012 zu Camaldoli eine Brüderschaft von Einsiedlern, welche, nach ihrem ersten Wohnorte, Camaldolenser genant wurden. Nach dem gehabten Traumgesichte schrieb er ihnen vor, sich weiß zu kleiden; ein langer Rock, ein Scapulier, eine runde Capusche und Schuhe machten ihre Bedeckung aus; Hemden trugen sie nicht. Die Regel war streng. Jeder Einsiedler wohnte in einer abgesonderten Zelle, und nur bei dem gemeinschaftlichen Gebete sahen sie sich. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand in Wasser und Brod, Sonntags und Donnerstags ausgenommen, wo sie Gemüße aßen. Fleisch war für immer verboten, wovon nur Krankheit und Altersschwäche entbinden konten. Einige beobachteten bei den gewöhnlichen großen Fasten ein unverletzliches Schweigen, andere aber hundert Tage hinter einander. Nach diesen Einrichtungen begab sich Romuald nach Sitria in Umbrien, bei Sorpo Ferrato, schloß sich dort ein, und verlebte sieben Jahre in einem ununterbrochenen Schweigen. Viele Verehrer und Anhänger strömten ihm zu

keit vorstand, weshalb ihn auch sein König 1802 zum wirklichen Etatsrath, 1809 zum Ritter des Dannebrogordens, 1812 zum Conferenzrath, und 1813 zum Commandeur des Dannebrog ernante.

Zu Anfang des Jahres 1805 bekam er die gewünschte Entlassung von seinem akademischen Lehramt, das er 40 Jahre rühmlichst verwaltet hatte, mit Beibehaltung des Generaldirectoriats und seines Jahrgehalts. Am Schlusse seiner letzten öffentlichen Vorlesung überreichten ihm seine dankbaren Schüler eine große goldene Medaille mit dem Brustbilde des Greises und einer passenden Umschrift.

Erst 10 Jahre später schränkte er seine Praxis mehr auf ärztliche Consultationen ein, nahm aber noch mit besonderer Vorliebe an den Arbeiten der Vaccinationscommission Theil, deren Jahresberichte an die k. dänische Kanzlei damals fast alle von ihm abgefaßt wurden. Erst in den letzten Jahren seines Lebens fühlte er immermehr die Bürde des Greisenalters, und verschied mit der Ruhe, die das Bewußtseyn treuerfüllter Pflichten und ein reines Gewissen schenkt, betrauert von seiner Witwe, 6 Kindern und 22 Enkeln.

Die vorzüglichsten, von Callisen hinterlassenen Schriften sind folgende: *Disput. inaugur. de praesidii Classis regiae sanitatem tuendi methodo*, praes. *C. G. Kratzenstein. Havniae* 1772. 8. *Institutiones chirurgiae hodiernae, in usum academ. adornatae. Havn.* 1784. 8. Teutsch übersetzt: Frankf. und Leipz. 1786. I. II. 8. Theoretische und prakt. Wundarzneikunst für unsere Zeiten, oder Callisens Grundsätze der ganzen Chirurgie, zum allgemeinen Gebrauch eingerichtet von Aug. Alex. Richter. Halle 1785. 8. System der neuern Wundarzneik., aus dem Lat. übers. von K. G. Kühn. Neue von dem Verf. verm. u. verbess. Aufl. Kopenhagen 1800. I. u. II. Thl. 8. *Principi del systema della Chirurgia moderna.* 7 Vol. 8. *Physisk mediziniske Betragtninger over Kjöbenhavn etc.* Kopenh. mit Callisens Portrait; I. 1807. II. 1809. 8. Ein und zwanzig in der k. medizin. Gesellschaft vorgelesene, und späterhin gedruckte Abhandlungen, 20 lateinische und 1 dänische sind in den Schriften dieser Gesellschaft aufgenommen, außer mehren in derselben vorgelesenen, die sich zum Theil in der Bibliothek der k. chirurg. Akademie, als Mskript., finden. Fünf dänische Abhandlungen, welche in den Denkschriften der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften eingerückt, und zugleich einzeln in Quart abgedruckt sind.

Callisen's Nekrolog s. in dem Literar. Anzeiger der Allgem. medicin. Annalen von 1825. 6tes Heft. S. 861 rc. (*Th. Schreger.*)

CALMAR, eine alte Seestadt an der Ostsee, auf der Küste und auf Qvarnholmen, einer kleinen Insel an der Küste Smålands, der Insel Öland gegenüber, regelmäßig gebauet, im J. 1815 mit 4536 Einwohnern; die meisten Häuser sind von Holz; einer der beiden Märkte ist mit Bäumen bepflanzt; der Hafer ist vorzüglich; der Handel wird ins In- und Ausland in (im J. 1814. 75) eigenen Schiffen mit Eisen, Alaun, Brettern, Kalkstein von Öland rc. getrieben; die Stadt hat 2 Schiffswerfte. An Fabriken findet man eine Pottaschen- und mehre Schnupftabaksfabriken.

Von der Stadt haben Calmare Län (der östliche Theil oder das Küstenland der Provinz Småland, nebst der Insel Öland, welche Insel nur 1819 bis u. mit 1824 ein eigenes Län bildete), und Calmare Stift (Bisthum, welches den südlichen Theil von Calmare-Län und Öland begreift) den Namen, weil der Landshöfding und der Bischof in der Stadt Calmar (einer der drei Städte — Westervik und Wimmerby — des Län) ihren Sitz haben. Das Stiftsconsistorium bilden, unter Präsidium des Bischofs, ein Dompropst und die 6 Lectoren des Gymnasiums (gestiftet 1692), neben welchem eine Trivialschule, als niedere Schule, beide im alten Bischofshause (denn das neue Schulgebäude brante ab mit dem theologischen Theil der Bibliothek) besteht; jetzt (1817) zählt die Gymnasialbibliothek 3 bis 4000 Bände, auch einige arabische Manuscripte, und sind mit derselben ein ansehnliches Münzkabinet und eine kleine naturhistorische Samlung verbunden.

Am großen Markte liegt das Rathhaus, und mitten auf dem Markte die prächtige Domkirche aus öländischem Stein; die mächtigen Gewölbe tragen sich selbst ohne Pfeiler. Außer der Dom- oder Stadtgemeinde hat Calmar eine Schloßgemeinde, zu welcher der (älteste) Theil von Calmar, der auf dem festen Lande liegt, gehört: die kleine Schloßkirche befindet sich im Schlosse. In diesem alten, ehemals sehr festen Schlosse, ward der Reichstag gehalten, wo am 20. Juli 1397 die Calmar-Union beschossen wurde, die aus Schweden, Norwegen und Dänemark ein Reich unter einem dänischen Könige bildete: jetzt dient der Unions-Saal zum Kornmagazin der Krone; in dem wohl erhaltenen Schlafzimmer der Königin Margaretha wird die kleine Bibliothek der Landhaushaltungsgesellschaft (gestiftet 1811) des Län Calmar, deren Direction in Calmar ihren Sitz hat, aufbewahrt; in dem anstoßenden Audienzsaale hält die Gesellschaft ihre Versamlungen; im Trabantensaale sind die landwirthschaftlichen Instrumente aufgestellt. Im Burgring des zweiten Stockwerks findet man einen Stein mit Schneckengängen, auf welchem die Ritter nach der Mahlzeit ihren Umgang halten mußten, ihre Nüchternheit zu zeigen. Von einem der 4 Thürme hat man eine weite entzückende Aussicht auf das Meer, über Öland, Calmar und die freundliche Umgegend, auch das nahe im Süden gelegene Vorgebirge Stensö, wo im Mai 1520 Gustav I., von Lübeck kommend, landete, um sein unterdrücktes Vaterland zu befreien; Ludwig XVIII., welcher als Flüchtling auf Öland ans Land stieg, und sich einige Zeit in Calmar aufhielt, ließ zu Stensö, zum Gedächtniß des großen Königs, eine schöne steinerne Tafel mit Inschrift errichten. Im alten Schlosse haben ferner ihr Locale die Arbeits- und Correctionsanstalt der Stadt (für umherstreichende Müßiggänger) und die Schule des Arbeitshauses, in welcher arme Kinder weiblichen Geschlechts

Wohnung, Arbeit, Unterricht, Kleidung und Nahrung erhalten; Theil der großen Arbeitsanstalt, die, im J. 1811 gestiftet, mittelst freiwilliger Abgaben und Beiträge besteht, auch erwachsene Arme außerhalb der Anstalt durch monatliche Austheilungen und Arbeit unterstützt.

Der Stadtkirchhof liegt in der Nordervorstadt. In der Stadt findet man das Läns-Lazareth, mit welchem ein Hospital (für Irren) vereinigt ist. Die alten Festungswerke der Stadt, wie die Hafenschanzen Fredriksskants und Grimskär, werden nicht mehr unterhalten. — Eine Buchdruckerei besteht, in welcher eine Zeitung „Posten" erscheint. Die Bibelgesellschaft des Stifts hält in Calmar ihre Versamlungen; auch findet man noch eine Armenschule und eine Sonntagsschule. Vor Kurzem erhielten das Kirchen- und Schulwesen, wie die milden Stiftungen der Stadt Calmar bedeutende Legate durch Pehr Wijk, der früher schwedischer Generalconsul in Tanger war. — Der Sund, welcher die Ostküste Smålands von der Insel Öland trent, führt den Namen Calmarsund; er ist bei Calmar 1 Meile, ober- und unterhalb bis $2\frac{1}{2}$ Meilen breit. (*v. Schubert.*)

Caloscirtes s. Chlamys.

CALYPTRA (Entomologie) nent Ochsenheimer eine Gattung der Schmetterlinge aus der Familie der Eulen, die aus sechszehnfüßigen Raupen hervorgehen, und durch sehr große Taster sich auszeichnet. Er bringt Bomb. thalictri und libatrix Fabr. dahin. Latreille (Fam. natur. p. 476.) behält die Benennung Calyptra nur für erstere bei, und errichtet für letztere die Gattung Gonoptera. (*Germar.*)

CAMALDOLENSER, Einsiedler und Mönche eines Ordens, dessen Stifter Romuald, aus Ravenna, war. Er leitete seinen Ursprung von den Fürsten von Ravenna her, und brachte seine erste Jugend in Wohlleben und Ausschweifungen zu. Auf der Jagd gerieth er einst in eine stille, einsame Waldgegend. Die Abgeschiedenheit des Ortes ließ ihm die Stimme seines erwachenden Gewissens vernehmen, und zum ersten Male ergriff ihn der Gedanke, daß Abgeschiedenheit, für ein beflecktes, belastetes Gemüth, wol der passendste Zustand seyn dürfte. Ein unglücklicher Zweikampf, in welchem sein Vater einen nahen Verwandten tödtete, und bei welchem Romuald, gezwungen, gegenwärtig war, erschütterte ihn so, daß er sich in das Benedictiner-Kloster von Monte-Cassino begab, um dort 40 Tage lang Buße zu thun, nach Sitte derer, die einen Meuchelmord begangen hatten; denn Romuald achtete sich schuldig, obschon er keinen unmittelbaren Theil an jenem Ereignisse genommen hatte. In dieser Zeit machte er eine genaue Bekantschaft mit einem der Mönche, welcher ihn bestürmte, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Romuald war anfangs sehr abgeneigt; als ihm aber dieser die Erscheinung des heil. Apollinaris verhieß, und Romuald denselben in zweien Gesichten erblickte, so trat er in den Orden wider den Willen seines Vaters, dessen Zorn er lange zu fürchten hatte. Jetzt bewies er einen solchen strengen Eifer in Beobachtung der Klosterregeln, daß er seinen Mitbrüdern ein beschämendes Beispiel ward, und durch bittern Tadel noch überdies ihren Unwillen reizte. Sie beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen; Romuald aber, von ihrem Vorhaben benachrichtigt, entfernte sich aus dem Kloster mit der gern ertheilten Erlaubniß seines Abts, zu einem berühmten Einsiedler, Marino, in das Venedigsche zu gehen. Dieser nahm ihn willig auf, behandelte ihn aber sehr hart. Er pflegte täglich alle Psalmen auswendig zu singen, wobei ihm Romuald beistehen mußte. So oft diesen nun sein Gedächtniß verließ, erhielt er von seinem Meister einen Schlag auf das linke Ohr mit einem Stäbchen. Er bemerkte bald, daß er anfange das Gehör auf diesem Ohre zu verlieren, daher bat er seinen Lehrer, ihn künftig lieber auf das rechte Ohr zu schlagen, welche Demuth denselben so rührte, daß er ihn fortan milder behandelte, ja selbst die größte Hochachtung für ihn faßte. Romuald ging bald darauf mit ihm und einigen andern nach Catalonien in Spanien, wo er gleichfalls als Einsiedler lebte. Er kehrte jedoch wieder nach Italien zurück und erfuhr, daß sich sein Vater in das Kloster des heil. Severus, bei Ravenna, begeben habe, um der Welt zu entsagen, aber in seinem Entschlusse schon wieder wankend werde. Sogleich eilte Romuald zu ihm, seinen geistlichen Beistand zu leihen. Da er aber kein Gehör fand, so legte der fromme Sohn seinem Vater Fesseln an, setzte ihn ins Gefängniß, ließ ihn fleißig fasten, und bewirkte so eine gänzliche Zerknirschung, nach welcher er im Kloster bleiben wollte, und auch in demselben starb. Der Ruf von Romualds Heiligkeit verbreitete sich, und der Kaiser Otto III. übertrug ihm die Oberaufsicht in dem Kloster Claße. Doch auch hier misfiel er den Mönchen wegen seiner Strenge, weshalb er selbiges wieder verließ. Er legte hierauf noch vier Klöster in Italien an; doch in keinem wollten die Mönche die vorgeschriebenen Regeln genau beobachten, deshalb ging jetzt Romuald in eine einsame Gegend, auf den Apenninen, welche Camaldoli, von Campo Maldoli, hieß, entweder nach dem Besitzer Maldoli, oder nach dem verstümmelten Namen: campus amabilis. Hier sah er im Traume eine Leiter, welche bis in die Wolken reichte, auf welcher Männer in weißen Kleidern auf- und abstiegen. Er nahm dieses für einen Befehl, einen neuen Orden zu stiften, und so errichtete er 1012 zu Camaldoli eine Brüderschaft von Einsiedlern, welche, nach ihrem ersten Wohnorte, Camaldolenser genant wurden. Nach dem gehabten Traumgesichte schrieb er ihnen vor, sich weiß zu kleiden; ein langer Rock, ein Scapulier, eine runde Capusche und Schuhe machten ihre Bedeckung aus; Hemden trugen sie nicht. Die Regel war streng. Jeder Einsiedler wohnte in einer abgesonderten Zelle, und nur bei dem gemeinschaftlichen Gebete sahen sie sich. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand in Wasser und Brod, Sonntags und Donnerstags ausgenommen, wo sie Gemüße aßen. Fleisch war für immer verboten, wovon nur Krankheit und Altersschwäche entbinden konten. Einige beobachteten bei den gewöhnlichen großen Fasten ein unverletzliches Schweigen, andere aber hundert Tage hinter einander. Nach diesen Einrichtungen begab sich Romuald nach Sitria in Umbrien, bei Sorpo Ferrato, schloß sich dort ein, und verlebte sieben Jahre in einem ununterbrochenen Schweigen. Viele Verehrer und Anhänger strömten ihm zu

und nun errichtete er ein **Kloster**, wodurch die Camaldolenser-Cönobiten oder Mönche entstanden, da jene blos Einsiedler waren. Als Kaiser Heinrich II., der Heilige, nach Italien kam, beschied er Romuald zu sich, hatte eine lange Unterredung mit ihm, und soll an ihn die Schenkung des Klosters Montamiat gemacht haben. Endlich fühlte Romuald die Annäherung seines Endes. Er begab sich in das Kloster Val de Casto; schon 20 Jahre vorher hatte er seinen Schülern vorausgesagt, daß er daselbst sterben werde, und hier beschloß er auch sein Leben in einem hohen Alter 1027; nach andern 1037. Papst Alexander II. bestätigte 1072 den Orden der Camaldolenser; der Prior derselben hieß General. Rudolph, der vierte General, milderte 1102 die Verfassung dieses Ordens in etwas, welcher sich sehr vermehrte, und nach fünf Congregationen unterschieden ward.

Die erste, die Congregation der heiligen Einsiedelei, war die ursprünglich zu Camaldoli errichtete; die zweite, die Congregation des heil. Michael di Murano. Das Kloster, wovon sie den Namen hat, ward 1212 gestiftet, und liegt unweit Venedig. Alle 5 Jahre wird ein anderer General gewählt, welcher sich General der Mönche und der Einsiedler nent, ohne daß ihn jedoch letztere anerkennen, indem diese einen eigenen General unter sich wählen. Dieser Congregation gehören 35 Klöster zu, und 8 Nonnenklöster desselben Ordens sind ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Die Hauptbeschäftigung dieser Mönche ist Psalmen zu singen. Fast die Hälfte des Jahres fasten sie, schlafen auf Strohsäcken und essen nie Fleisch. Ihre Kleidung ist, mit geringen Abweichungen, wie die der Einsiedler. Die dritte Congregation ist die von dem Berge della Corona, aus Einsiedlern bestehend. Ihr Stifter war Paulus Justinianus, ein Venediger. Das Hauptkloster, 10 Meilen von Perugia, dem Heilande gewidmet, hat seinen Namen von seiner Lage Monte della Corona, und gab auch dieser Brüderschaft den Namen. Regel und Kleidung ist die mehrmals erwähnte. Diese Einsiedler bewohnen meistens die Spitzen hoher Berge. Die vierte Congregation ist die Turinische, 1601 gestiftet von Alexander de Leva, und besteht ebenfalls aus Eremiten. Die fünfte endlich war in Frankreich die Congregation unserer Frauen von der Tröstung. Ihr Stifter war Bonifacius Anton von Lyon, von der turinischen Congregation, welcher 1626 diese, die ebenfalls aus Eremiten bestand, in Frankreich stiftete. — Auch Camaldolenser-Nonnen gibt es, von denen 1086 das erste Kloster zu Mucellano, im Toscanischen, von Rudolph, dem vierten General des Ordens, gestiftet ward. Sie wuchsen zu 24 Klöstern an, wovon 8 unter den Mönchen, die übrigen unter den Einsiedlern stehen. Die Ordenskleidung ist auch hier, wie sie der erste Stifter Romuald vorschrieb *).

Literatur: Heliot, des ordres monastiques. T. V. ch. XXI. p. 236 seq. Paris 1718. 4. Teutsche Encyclopädie, 4. Bd. Frankfurt a. M. 1780. 4. (s. d. Art.) *(A. Herrmann.)*

*) Die Strenge dieses Ordens, welcher seinen Mitgliedern große Demuth auferlegte, hat Veranlassung gegeben, daß man heuchlerische Kopfhänger Kalmäuser, aus Camaldolenser verstümmelt, spottweise und im gemeinen Style genant hat.

CAMARASA, starker Marktflecken der spanischen Provinz Catalonien, in der Vigeria von Lerida, oberhalb Balaguer, an dem Segre gelegen, war, samt den aragonischen Gütern Ricla, an dem Xalon, in dem Corregimiento von Calatayud, und Villafeliche, an der Xiloca, in dem Corregimiento von Daroca, altes Eigenthum des mächtigen Hauses Luna. Des Franz Fernandez von Luna Tochter, Francisca Aloysia, erste Markgräfin von Camarasa, verheirathete sich mit Diego de los Cobos, des Ordens von St. Jago Dreizehner und Groß-Comthur von Leon, Adelantado perpetuo von Cazorla, Herrn von Sabiote, Ximena, Rezena und Torres, sämtlich in Jaen gelegen, einem Sohne des Franz von los Cobos, der ebenfalls Groß-Comthur von Leon, Großschatzmeister von Castilien, und Karls V. Statsrath und Liebling gewesen, und der Maria de Mendoza, 7ter Gräfin von Ribadavia (in Galizien an dem Miño). Der Markgräfin von Camarasa Söhne, Franz Michael und Alvaro de los Cobos, stifteten jeder eine besondere Linie: die ältere erlosch mit Franz Michaels Enkelin, welche in dem von ihr gegründeten Kloster del Angel zu Granada den Schleier nahm; Camarasa und ihre übrigen Besitzungen fielen daher an die jüngste, von Alvaro herstammende Linie des Hauses los Cobos. Alvaros Sohn, Diego, 9ter Graf von Ribadavia, erheirathete mit Isabella Manrique de Mendoza die Grafschaften Castrogeriz, westlich von Burgos in Altcastilien, und Villazopeque, dann Astudillo, unweit Castrogeriz; dieses Sohn, Emanuel Gomez, 10ter Graf von Ribadavia, 8ter von Castrogeriz, 3ter von Villazopeque, wurde, durch den Abgang der ältern Linie, 4ter Markgraf von Camarasa, auch Graf von Ricla, und als Vicekönig von Sardinien den 21. Juli 1668 in einem Aufruhr getödtet, von Isabella Portocarrero drei Söhne hinterlassend. Der älteste derselben, Balthasar Gomez Manrique de Mendoza de los Cobos y Luna, 5ter Markgraf von Camarasa, Graf von Castrogeriz, Ricla und Villazopeque, Herr von Astudillo, Gormaz, St. Martin de Valveni, Belbimbre, Cordovilla, Muel (südlich von Saragossa), Villafeliche, Sabiote, Ximena, Rezena, Torres und Canena (in Jaen), Grande von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, der neapolitanischen, demnächst der spanischen Galeeren General, auch Vicekönig von Aragonien, lebte in unfruchtbarer Ehe mit Isabella de Velasco, des 4ten Markgrafen von Jodar Tochter, daher er in dem Majorat seinen Bruder Alvaro, 11ten Grafen von Ribadavia, und Gouverneur von Galizien, zum Nachfolger hatte. Camarasa u. s. w. wird noch heute von des Alvaro Nachkommen besessen. *(v. Stramberg.)*

CAMBOUT, französisches Haus, ursprünglich aus Bretagne herstammend. Alain I. von Cambout lebte gegen Ende des 12ten Jahrhunderts. Alain III. war des Herzogs von Bretagne Mundschenk im J. 1372; Renat, Herr von Cambout, Chef-de-bois und Blais, des St. Michaelordens Ritter, Hauptmann über 50 Lanzen, kön. Rath und Ober-Forst- und Ober-Jägermeister von Bretagne, starb im März 1577, nachdem er mit Francisca

Baye die Herrschaften Coislin, in dem Bisthum Nantes, unweit Pontchâteau, und Merionec erheirathet hatte. Der älteste Sohn, Franz, folgte dem Vater, wie in den Gütern, so in den Ämtern, war zugleich Gouverneur von Nantes, erwarb durch Kauf die Baronie Pontchâteau, und starb 1625. Seine Gemahlin, des Cardinals von Richelieu Tante, Louise du Plessis, Frau auf Beçay, verm. 1567, hatte ihm drei Söhne geboren: der älteste starb in der Kindheit; der jüngste, Ludwig, wurde der Ahnherr der Linie von Beçay, von welcher unten; der mittlere aber, Karl, ließ Coislin, neben welchem er auch Pontchâteau, la Roche-Bernard, Launequien, Camboy, Bossignol, Blais und Chef-de-bois besaß, im August 1634 zu einem Marquisat erheben, war Mitglied des geheimen und Statsraths, Ritter der königlichen Orden, Gouverneur von Brest, General-Lieutenant in der Nieder-Bretagne, und starb 1648. Sein und der Philippine von Beurges, Frau auf Seury in Lothringen und la Mogulaye in Bretagne ältester Sohn, Cäsar, Marquis von Coislin, Graf von Crécy, bei Meaux, General-Obrister der Schweizer und Graubündener und General-Lieutenant, zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten, in dem Rheinübergange bei Mainz, in dem Rückzuge von Vendres, bei der Einnahme von Hesdin und Arras aus, und starb im J. 1641, nur 28 Jahre alt, an den Wunden, die er in der Belagerung von Aire empfangen. Seine Witwe, Maria Seguier, des Kanzlers Tochter, trat 1644 zur zweiten Ehe mit dem Marquis Laval; der zweite Sohn, Peter von Cambout, geb. 1637, wurde Domherr zu Paris 1647, Abt zu St. Victor daselbst 1653, zu St. Johann in Amiens und zu St. Gildas-au-bois 1670, Prior von Argenteuil, Longchamp, Longpont, St. Peter zu Abbeville und zu N. D. du Guais, Bischof von Orleans 1665, Comthur des h. Geistordens 1688, Cardinal 1697, und, nachdem der Cardinal von Bouillon in Ungnade gefallen, im Sept. 1700 Groß-Almosenier von Frankreich. Er starb zu Versailles den 5. Febr. 1706, den Ruf eines der würdigsten Prälaten des Reichs, und eines vollendeten Hofmanns zurücklassend. Sein älterer Bruder, Armand, geb. den 12. Sept. 1635, folgte dem Großvater in seinen Besitzungen, erbte von der Mutter Villemor und St. Liébault in Champagne, war Ritter der königlichen Orden, Mestre de Camp von der sogenanten leichten Cavalerie, sodann General-Lieutenant von der Armee, und General-Lieutenant in Nieder-Bretagne, und starb den 16. Sept. 1702, nachdem Ludwig XIV. zu seinen Gunsten Coislin mit la Roche-Bernard, Pontchâteau und Brignan im December 1663 zu einem Herzogthum und Pairie erhoben. Seine Gemahlin, Magdalena du Halgoet, Frau auf Kargrese und la Rocherousse, hatte ihm sechs Kinder geboren. Der älteste Sohn, Peter, Herzog von Coislin, Marquis von Pontchâteau, Obrister eines Cavalerie-Regiments, lebte in kinderloser Ehe mit Louise Marie von Alegre, und starb den 7. Mai 1710, nachdem drei seiner Brüder ihm bereits im Tode vorausgegangen. Der fünfte, Heinrich Karl, geb. den 15. Sept. 1664, war zuerst Malteserritter, wurde sodann 1ster Almosenier des Königs, den 3. März 1682, Abt von St. Georges de Boscherville, bei Rouen 1684, Bischof von Metz den 26. Mai 1697, Comthur des heil. Geistordens den 15. Mai 1701, Mitglied der französischen Akademie 1710. Durch seines Bruders Tod fiel ihm das Herzogthum Coislin und das gesamte Vermögen seines Stammes, durch einige Sterbefälle in dem Hause Sully die Grafschaft Gien anheim, und er gebrauchte diese Reichthümer zu den edelsten Zwecken. So erbauete er z. B. in Metz, um die Bürger der drückenden, für die Moralität so gefährlichen Einquartirungslast zu entheben, mit einem Kostenaufwande von mehr denn 50,000 Thalern, die sogenante Caserne von Coislin. Er starb 1733; seine einzige, mit dem Herzog Maximilian Peter Franz von Sully verheirathete Schwester, Magdalena Armanda, kinderlos, im J. 1721.

Ludwig, der Ahnherr der Linie von Beçay, war Gouverneur der Insel Oleron; sein Sohn, Hieronymus, erheirathete Carheil, Villeneuve und Caesden, in dem Bisthum Nantes; sein Enkel, Renat, wurde im Juni 1685 zum Grafen von Carheil ernant; sein Urenkel, Jakob, Marquis von Cambout, Graf von Carheil, Herr von Villeneuve, Gouverneur der Insel Rhuys und des Schlosses Sucinio, Brigadier und Inhaber eines Dragonerregiments, fiel in dem Gefechte bei Carpi den 9. Juli 1701. Jakobs zweiter Sohn, Anna Franz Wilhelm, wird Bischof von Tarbes im J. 1719; Jakobs Enkel, Peter Armand, Graf von Carheil, erwarb das Marquisat Coislin vermöge Abtriebsrechts, und starb 1738, von Renata Angelica Talhouet, Gräfin von Keravion, mehre Söhne hinterlassend, deren ältester, Karl Georg Renat, Marquis von Coislin, Graf von Carheil, Brigadier, sich im J. 1750 mit Marie Anne Louise Adelaide von Mailly-Rubempré verheirathete. Dessen Nachkommenschaft ist, unseres Wissens, noch nicht erloschen.

(*v. Stramberg.*)

CAMÉLÉONIENS. Unter dieser Benennung bildete Cuvier (Règne anim. T. II. p. 50.) seine fünfte und vorletzte Familie der Saurier, und begriff darunter das einzige Gen. *Chamaeleon* der Amphibiologen. Linné und de la Cepède hatten die Chamäleone bekantlich auch unter dem Gen. *Lacerta* aufgeführt; Laurenti dagegen (Synops. reptil. p. 45.) dieselben schon zu einem eigenen Geschlechte erhoben, und nicht unpassend zwischen seine Gen. Gecko und Iguana, Daudin aber (Hist. nat. des Reptiles. T. IV. p. 179.) weniger richtig zwischen Gecko und Scincus gestellt. Oppel (die Ordnungen, Familien u. s. w. der Reptilien. Münch. 1811. S. 30.) brachte jenes Genus zu der Familie der Iguanoides, zwischen Basiliscus und Draco; Oken (Zoologie, Abth. 2. S. 306.) zu seinen Vogelechsen — Echten; Goldfuß (Zoologie, Abth. 2. S. 169.) zu seiner Familie Lacertae. In der neuern Zeit hat der nun verstorbene ausgezeichnete Amphibiolog Merrem den Chamäleonen eine höchst sonderbare Stelle angewiesen. Wir finden sie nämlich in seinem Tentamen Systematis Amphibiorum. Marb. 1820. p. 161. als eine eigene Familie, Prendentia, unter der Ordnung Pholidota Squamata, und zwar mit der vorhergehenden Familie: Incedentia, wozu das Gen. Chirotes oder Bimanus gerechnet ist, hinter den Schlan-

gen, durchaus von den übrigen Sauriern, mittelst jener, getrent. Daß dies als eine höchst willkürliche und unnatürliche Anordnung erscheinen muß, leuchtet wol bald in die Augen. Am richtigsten hat die Chamäleone unstreitig Cuvier als eine eigene Familie der Saurier betrachtet, die durch ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten und, bei keinen von den übrigen Sauriern vorkommenden, Sonderbarkeiten in der That eine solche Trennung von diesen nothwendig machen. Sie dürfen aber durchaus nicht von den Sauriern geschieden werden. Cuvier stellte die Caméléoniens zwischen seine Geckotiens und Scincoïdiens: und scheint es jedoch der natürlichen Verwandtschaft nach gemäßer, jene Familie zwischen die Iguaniens und Geckotiens einzuschalten. — Das Weitere sehe man bei Art. *Chamaeléon*. (*Leukart*.)

CAMELUS. **Kameel.** Eine Gattung der Wiederkäuer (Pecora L.), welche sich durch mehre Bildungsverhältnisse zum Theil von allen übrigen Gattungen dieser Säugthiergruppe unterscheidet, und in manchen Punkten den Einhufern nähert [1]). Die Kameele sind durchgängig ohne Hörner; ihre Oberlippe ist gespalten, wie bei Hasen; der Kopf, zumal wegen der seitlich sehr hervortretenden Orbitae, von eigenthümlicher Form. In der Länge der Halses stehen sie nur der Giraffe nach. Die Afterhufe fehlen ihnen, und die Vorderhufe sind klein; sie treten aber nicht bloß mit diesen, sondern mit allen Zehengliedern, die eine harte Sohle haben, auf. Der Schwanz ist mäßig lang oder kurz, und erreicht die Ferse nicht. Ganz vorzüglich weichen sie durch das Verhältniß des Gebisses von allen übrigen Wiederkäuern ab, indem sie 2 seitliche spitze Vorderzähne im Intermaxillarknochen, nur 6 Vorderzähne im Unterkiefer und nicht mehr als 5 Backzähne in jeder Reihe, oder deren unten gar nur 4 haben (während die übrigen Pecora sämtlich im Unterkiefer 8 Vorderzähne, im Oberkiefer gar keine, und überall 6 Backenzähne besitzen). Außerdem steht ein starker Eckzahn jederseits oben und unten, auf welchen bei den eigentlichen oder Höcker-Kameelen noch ein kleinerer folgt. Die Unterkieferhälften verwachsen vorn regelmäßig, hingegen bleiben das Kahn- und Würfelbein in der Fußwurzel getrent; — so ist es auch bei den Einhufern oder Pferden, aber bei keinem Wiederkäuer, außer den Kameelen. Im Zwerchfelle befindet sich ein Knochen, der (wenigstens beim Dromedar und der Vigogne) constant gefunden ward [2]). Die Gallblase fehlt. Sackartig vereinigte Zellen münden in großer Anzahl in den ersten oder zweiten Magen, oder in beide. In diesen, bei andern Pecoribus nicht vorkommenden Zellen, wird Wasser aufbewahrt, oder (nach Andern) abgesondert. Dadurch werden die Kameele geschickt, das Getränke längere Zeit entbehren zu können, und vermöge dieser Eigenschaft und ihrer sonstigen Mäßigkeit, Ausdauer und Stärke wird es dem Menschen möglich, große Reisen durch Wüsten und wasserlose Gegenden mit ihrer Hilfe zu unternehmen.

1) Vergl. Meckel über den, in dem Skelet ausgesprochenen Übergang von den Wiederkäuern durch die Kameele zu den Einhufern; in dess. Archiv für die Physiologie. VIII. S. 1. 2) S. Jäger in Meckels Archiv f. d. Physiologie. V. S. 113.

Die Kameele harnen rückwärts, aber ihre Ruthe richtet sich bei der Begattung nach vorn, und das Männchen bedeckt dabei das niedergelegte Weibchen auf gewöhnliche Weise. Das Chorion der Frucht gleicht dem der Pferde, und ist ohne deutliche Cotyledonen.

Es zerfällt diese Gattung in 2 Unterabtheilungen, welche von mehren neuern Zoologen zum Rang der Genera erhoben werden.

A. **Höckerkameele** oder **eigentliche Kameele**, *Camelus*, Cuv. Illig. Diese haben einen oder zwei große Fetthöcker auf dem Rücken; einen kleinen Eckzahn hinter jedem großen; kurze Ohren; einen fast Sförmig gebogenen langen Hals; durch eine gemeinschaftliche breite Sohle verbundene, nur an der behuften Spitze getrente Zehen; nackte warzige Schwielen an der Brust, am Ellenbogengelenke, der Handwurzel und am Knie der Hinterfüße (jedes Orts eine); gleichsam Sohlen, auf denen sie, niedergelegt, ruhen. Die Weibchen haben zwei Zitzenpaare.

Man kent diese Kameele, welche größer als Pferde sind, fast nur im domesticirten Zustande; ja es ist zu bezweifeln, daß sie irgendwo noch im ursprünglich wilden Stamme existiren, indem die angeblich wilden Höckerkameele, welche nach Pallas und einiger anderer Schriftsteller Angaben in der großen Tatarei und Tibet vorkommen sollen, nur frei gelassene und halb verwilderte zahme seyn mögen. Als Hausthiere von großer Wichtigkeit, sind sie in einem großen Theile von Afrika und Asien verbreitet, wo sie zum Reiten und Lasttragen in den Ebenen gebraucht werden. Man gewöhnt sie frühzeitig, sich niederzulegen, und so niedergelegt werden sie beladen. Wenn die Last zu groß ist, stehen sie nicht auf. Die stärksten tragen aber weit über 1000 Pfund. Sie nehmen mit dürren stacheligen Kräutern vorlieb, fressen aber auch gern Baumlaub, wenn sie Gelegenheit dazu haben; können lange hungern und selbst in fürchterlicher Hitze und glühendem Sande sehr gut 10 bis 12 Tage lang dursten. Sie wittern Wasser in sehr bedeutender Ferne, und eilen mit hoch gehaltenem Kopfe und verdoppeltem Schritte demselben zu. Im Nothfalle sollen die Reisenden sie schlachten, um das in ihren Magenzellen befindliche klare Wasser zu trinken. (Bruce fand 4 Maß trinkbaren Wassers in einem Dromedar.) — Wenn sie reichliche Weide haben, so nehmen ihre Fetthöcker an Größe zu, die dann bei kärglicher Kost oder Futtermangel wieder schwinden, indem das Fett eingesogen und zur Ernährung verwendet wird. Die Reisen durch die Wüsten werden in zahlreichen Caravanen, bei welchen sich oft viele 1000 Kameele befinden, gemacht.

Der gewöhnliche Gang der Höckerkameele ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf in die Höhe, und den Schwanz ziemlich wagerecht halten. Man treibt sie durch Gesang und Spiel an, und macht dadurch ihren Gang langsamer oder schneller. Es sind gelehrige, sanfte und lenksame Thiere, jedoch zeigen sich die Hengste, zumal zur Brunstzeit, oft sehr störrisch und böse, so daß sie durch Beißen und Schlagen Menschen beschädigen, und zuweilen wol gar tödten. Man castrirt daher fast alle männlichen Kameele, welche man zum Reiten und Lasttragen brauchen will, und nicht zur Zucht nöthig hat. Zur Brunstzeit sondern Hautdrüsen hinter dem Kopfe eine

braune, stinkende Schmiere ab; auch schwillt den Hengsten dann das Gaumensegel mit der Uvula zu bedeutender Größe an, und trit, wenigstens bei den männlichen einhöckerigen Kameelen, beim Ausathmen als eine große, rothe, häutige Blase rechts oder links aus dem Maule heraus [3]). Die weiblichen tragen ein Jahr und werfen 1 Junges, welches 1 bis 2 Jahre lang von ihnen gesäugt wird.

Man benutzt ihre fette Milch, ihr Fleisch, Fett, Haare, Fell, wie auch den Urin und Mist.

Über die specifischen Verschiedenheiten der Höckerkameele herrschen verschiedene Ansichten; jedoch unterscheiden die mehrsten Naturforscher folgende zwei Arten:

1) *Camelus Dromedarius* L. Das gemeine, arabische, einhöckerige Kameel, oder Dromedar, Djämmel und Hedjin der Araber nach Farskål (Buffon hist. nat. XI. t. 9. Schreber Säugth. Taf. 303. — Cuvier Ménagerie du museum. Taf. ohne Nummer. — Fr. Cuvier et Geoffroy Hist. d. mammifères. Livr. 13 et 28.). — Diese Art hat nur einen einzigen Höcker oben in der Mitte des Rückens; sie ist schlanker, höher, weniger stämmig und weniger lang behaart, als die folgende, übrigens variabel und bis jetzt durch keine anderweiten bestimten Merkmale von ihr zu unterscheiden. Sie ist am meisten verbreitet, am meisten beobachtet und am häufigsten in Teutschland zu sehen; dies letztere theils wegen des seit langer Zeit bei Pisa bestehenden Kameelgestütes, wo nur diese Art gezogen, und von Kameelführern öfters gekauft und dann zu uns gebracht wird. Die ganze Länge von der Schnauze bis zum After beträgt 7 Fuß 6 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll; die Höhe bis zum Höcker, die freilich zumal veränderlich ist, etwa 6½ Fuß. Das Haar ist weich, fast wollig, am längsten auf dem Rücken, unten am Halse, auch wol an Schenkeln und Schultern; das des Schwanzes ist dick, wie Pferdehaar, und lang. Die Farbe ist bei einigen braun, bei andern grau-röthlich, bisweilen sehr weißlich.

Dieses einhöckerige Kameel (das Schiff der Wüste von Arabern genant), machte den Reichthum der Araber von Jacobs Zeiten bis auf die unsrigen aus. Jener Patriarch zählte 6000 Kameele unter seinem Viehschatze, und auch die neuern Araber schätzen noch eben so ihren Reichthum nach der Anzahl dieser nützlichen Thiere. Ohne sie würde ein großer Theil von Afrika elend seyn: durch sie wird der ganze Handel unter dürren und heißen Himmelsstrichen geführt. Bei einer kargen Lebensart, wo man ihnen kaum einige Hände voll Datteln oder ein Paar Klumpen von Bohnen- oder Gerstenmehl reicht, und wo sie sogar, wenn auch dieser Vorrath verzehrt ist, sich blos von einigen dornigen Pflanzen, die hie und da zerstreut in der Wüste wachsen, ernähren müssen, trägt ein großes Kameel doch eine Last von 1000 bis 1200 Pfund. Sobald man ihnen das Zeichen zum Beladen gibt, knien sie nieder, stehen aber sogleich wieder auf, wenn sie fühlen, daß die ihnen aufgebürdete Last ihren Kräften angemessen ist, und lassen sich kein Pfund mehr auflegen.

3) S. Memorie scientifiche di Paolo *Savi*, Decade prima. Pisa 1828. p. 147.

Durch Schläge lassen sie sich nicht zwingen, ihre Schritte zu beschleunigen, sie gehen vielmehr schneller, wenn man sie mit Güte behandelt, oder sie durch Pfeiffen und Musik dazu aufmuntert. Ich fand auf Teneriffa, als wir unsere Reise von Orotava und St. Christobal de la Laguna und Sta. Cruz zurückmachten, Gelegenheit, ein Paar Tage auf einem Kameele zu reiten, welches mich durch Gesang, Biscoitos und andere Nahrungsmittel, die ich ihm von Zeit zu Zeit reichte, so lieb gewonnen hatte, daß es mir nachlief, wenn ich ihm zurufte; sich sogar oft im Gehen umsah, wenn ich ihm Worte, die es gern hörte, sagte und vorsang. Dies Thier machte so große Schritte, daß ihm die Maulthiere kaum nachkommen konten. Das Kameel ist den Arabern ebenso unentbehrlich, als das Rennthier den Tungusen. Die Araber und Perser lieben das Fleisch der jungen Kameele, und halten es für Leckerbissen. Schon Athenäus (lib. IV. c. 130.) erzählt, daß die persischen Monarchen ihre Tafeln mit einem jungen Kameele besetzten. Die Milch dieser Thiere ist die Hauptnahrung der Araber, und der Mist ist die gewöhnliche Feuerung der Caravanen, die durch die Wüsten ziehen und nirgends Holz auf ihrem Zuge finden. Im Winter sind sie mit längern Haaren bedeckt, die im Frühling ausfallen. Man sammelt sie sorgfältig, oder striegelt sie von Zeit zu Zeit ab, um sie zu Kleidungsstücken und Feldzeltdecken zu verweben. Im Sommer sind die Haare kurz. Bevor aber die große Hitze eintrit, schmieren ihnen die Araber den Leib ein, um ihnen die Insecten abzuhalten. Diese Kameelart komt in Afrika und in den wärmern Theilen von Asien vor. In Ägypten und längs den Ländern, welche das Mittelmeer begrenzen, in Marocco, der Wüste Sahara und in Äthiopien ist es das gewöhnliche Lastthier. In Asien ist es ebenfalls gemein, z. B. in der Türkei und Arabien, allein man sieht es kaum weiter nördlich, als Persien, weil es für ein kälteres Klima zu empfindlich ist. — In Indien trifft man es häufig. Hier wird es sowol zum Fahren als zum Reiten gebraucht. Zu dem letztern Gebrauche legt man ihm ein Polster auf den Rücken, das mit einer scharlachrothen oder seidenen Decke behängt ist. Es variirt in der Farbe, Größe, Stärke und Schnelligkeit, und soll wild oder verwildert in den Wüsten zwischen Indien und China leben. Sche-Chin, ein chinesischer Naturforscher (nach Du Halde II. 225.), berichtet, daß die Kameele in den nordwestlichen Theilen des Reichs wild gefunden würden. Man zählt 4 bis 5 Varietäten dieser Art: 1) die turkomannische, 2) die arabische, 3) den Dromas und 4) einen Bastard vom Dromedar und Trampelthier, 6½ Fuß hoch. Das türkische oder turkomannische ist das größte und stärkste; auch das arabische ist dauerhaft und stark; es geht den Tag 30 engländische Meilen. Der kleine Dromedar, welchen man auch Maihary und Raguahl nent, ist vorzüglich ein Schnellläufer. Er hat einen kleinern Höcker und einen schlankern Wuchs, ist auch nicht so groß, wie die andern, wird niemals zum Lasttragen gebraucht, sondern blos zum Reiten. In Arabien zieht man sie zu Wettläufern auf und bedient sich ihrer zum Kurier-Reiten, weil manche 100 engländische Meilen in einem Tage zurücklegen können. Leo Africanus (338) versichert sogar,

daß sie 9 Tage hinter einander so große Reisen machen könten. Die afrikanischen Kameele sind, wenn auch nicht die schnellfüßigsten, doch die stärksten und dauerhaftesten unter allen, und diese mögen wol 9 Tagereisen hinter einander machen können; denn sie beweisen dies dadurch, daß sie die entlegensten und furchtbarsten Wüsten von Numidien bis Äthiopien durchwandern müssen.

2) *Camelus Bactrianus*, das Trampelthier oder zweihöckerige Kameel. *Becheti Leo Afric.* 338. Schrebers Säugethiere, Taf. 304. *Buffon* hist. nat. XI. p. 211. 426. tab. 22. *Pr. Alpin* hist. Aegypt. I. p. 223. tab. 13. Camelus ditophus. Walther, Beitrag zur Zoogonie in Wetterauer Annalen. IV. S. 163. *Santi* sur les chameaux de Pise, in Mémoir. du Museum de Paris. XVII. p. 320. Mecheri der Araber und Hasgühn der Türken.

Das Trampelthier, der Bocht oder Bechet hat 2 Fetthöcker auf dem Rücken, ist zwischen den Schulterblättern 6 bis 7 Fuß hoch, hat langes dunkelbraunes Haar und viel krauses Wollenhaar. Der Schwanz reicht bis zur Hälfte des Unterschenkels herab. Es variirt in der Farbe, in der Größe, in der Stärke wie das vorige, ist aber doch im Ganzen stärker und nicht so empfindlich gegen die Kälte. Die Tataren und Mongolen brauchen es als das vorzüglichste Lastthier vom caspischen Meere an bis ins chinesische Reich. Es hält sogar die sibirische Kälte aus: denn man findet es am Baïcal-See überall, wo Buräten und Mongolen große Heerden halten; sie werden zum Theil von den Caravanen gemiethet und zum Waaren-Transport gebraucht, welcher zwischen Moskau, Nanking und Peking über Kiachta unterhalten wird. Diese sind jedoch weit kleiner als diejenigen, welche in der westlichen Tatarei wohnen. Hier leben sie den Winter über von Weiden- und andern Bäumen, und werden von dieser Nahrung elend und gering, sie verlieren ihre Haare im April und gehen den ganzen Mai hindurch, wo es in diesem rauhen Klima friert, nackend.

Wenn sie gut gedeihen und wachsen sollen, so müssen sie gemäßigtes Klima, trocknen Boden und salzige Sümpfe haben. *F. Baptiste Fischer* (Synops. Mammalium p. 435.) zählt 4 Varietäten dieser Species, 1) die orientalische, 2) die taurische, a) die weiße und b) die gelbweiße oder isabellfarbige. Auch Pallas über die Mongolen und in seinen Reisen erwähnt der weißen, welche aber selten und den Götzen und Priestern geheiligt seyn soll. Aus allen, was ich von ihr erfahren habe, scheint es ein Albino oder Kakerlak, d. h. ein krankes Thier zu seyn, so wie die isabellfarbige: denn sie sollen rosenrothe Augen und schlichteres feineres Haar haben. Wenn ein solches Thier stirbt, so wird das Fett seiner Höcker sorgfältig ausgeschmolzen und als Arzneimittel von den Priestern aufbewahrt. Man findet in den Gräbern dasiger Gegenden Münzen und Geräthe, welche mit Abbildungen von diesem Thiere geziert sind und verrathen, daß es auch den Völkern der Vorzeit von Werth gewesen. Die Chinesen haben eine sehr schnellfüßige Varietät, welche sie mit dem allegorischen Namen Fang-Kyo-Fo oder das Kameel mit den Füßen des Windes belegen. Es wird nicht zum Lasttragen, sondern blos zum Reiten gebraucht. So wie die Chinesen einen starken Wunderglauben auf die Heilkräfte des Leimes und der Gallert-Bouillon vom Zebra und Guagga in der Auszehrung haben, so setzen sie einen gleichen Werth auf das Kameelfett oder Buckelöl gegen Geschwüre und Stockungen und treiben Handel damit. Diese Art von Kameelen, von welcher Pallas (in Specil. Zool. Fasc. XI. p. 4. n. a. — in s. Zoograph. Rosso-Asiatica Tom. I. p. 193. 197. und in s. Buche über Mongolen) sehr interessante Nachrichten gegeben und die Namen, welche ihnen von allen russischen Nomadenvölkern, die sich mit ihrer Zucht beschäftigt haben, beigelegt worden sind, beigefügt hat, ist in Arabien selten, gilt da für ausländisch und wird nur von vornehmen Leuten gehalten, wie uns Fortkål und Niebuhr berichten. Die Kameele, welche man Brown's (p. 448.) und Lign's (hist. Barbadoes 58) Nachrichten zufolge in Jamaika und Barbados eingeführt hat, haben nicht gedeihen wollen und schlechte Dienste geleistet, weil man sich nicht in ihre Wartung und Pflege zu finden verstanden hat. Eine der besten Abbildungen von dieser Kameel-Species hat uns Geisler in Pallas neuester Reise durch die südlichen Provinzen des russischen Reiches geliefert. Auch eine Heldenthat der Kameele muß ich hier anführen, welche freilich sehr relativ ist, weil gewöhnlich Pferde, die nicht an den Anblick der Kameele gewöhnt sind, vor denselben erschrecken und ausreißen. Perry in seinem state of Russia. London 1716. p. 277. erzählt sie. Bei Pleskow, kurz nach der Schlacht von Narwa wurde die ganze schwedische Kavalerie durch die Kameele, welche die russischen Hilfstruppen der Tataren, Buräten, Kalmükken rc., die im Vordertreffen gebraucht wurden, bei sich führten, in die Flucht geschlagen. Das Geschrei der Kameele konte man besonders Abends weit und breit hören, sie gaben einen Ton von sich, wie ein wiehernder Esel, zwischen welchem sich ein Hundegeheul mitunter hören ließ. Die der Buräten waren die kleinsten, es kostete eins 40 Rubel, sie wurden auch bisweilen gegen 10 Pferde vertauscht. Die kalmükkischen und taurischen Kamele hingegen sind größer, schöner und unter Filzdecken besser gepflegt und gehalten, und werden kaum gegen 20 Pferde vertauscht und nie unter hundert Rubel verkauft. In dem rauhen Klima und den kalten Wohnungen der Mongolen und Buräten werden die mehrsten weißen und weißgelblichen Kameele geboren, und in Taurien bisweilen ganz schwarze, diese sind aber unter allen die seltensten.

Außer den Spielarten, die uns Pallas beschreibt, erwähnt Eversmann noch einer andern, welche in der Bucharei einheimisch seyn soll und dort den Namen Luk führt; sie hat nur einen Höcker auf dem Rücken, weicht aber vom Dromedar-Kameel darin ab, daß sie eine weit kürzere schwarzbraune krause und gekräuselte Wolle hat, weit stärker und robuster ist, auch eine weit schwerere Last trägt, dennoch ist sie nicht so gut auf langen Reisen zu gebrauchen, weil sie frühzeitiger ermüdet.

Die von Bojanus (Acta Academ. Nat. Curios. XII. p. 1.) nach drei, unter Mammuthzähnen, am Fuß des Altaigebirges gefundenen Zähnen aufgestellte, angeb-

lich eigene, fossile Gattung Mericotherium ist nach Cuvier nicht von den Höckerkameelen verschieden.

B. Schafkameele (Auchenia Illiger. Lama F. Cuv. Geoffr. Tiedem. Fischer). Diese haben lange Ohren, keinen zweiten kleinern Eckzahn hinter jedem großen, keine Fetthöcker auf dem Rücken; die Schwielen fehlen, oder befinden sich nur an Brust und Knien und sind wenig merklich. Die Zehen sind ganz getrent. Am Euter nur zwei Zitzen. Sie sind bedeutend kleiner als die Höckerkamele. Die Weibchen tragen nur 6 Monate und werfen ein Junges. Wie jene Bewohner der alten Welt und der Ebenen sind, so diese nur Bewohner der neuen und der Gebirge. Sie werden blos in Südamerika gefunden, theils wild, theils gezähmt und als Lastthiere benutzt; doch sind sie als solche weit weniger verbreitet und weit minder wichtig als die Höckerkameele. Die Bestimmung ihrer Arten und Varietäten ist schwierig. Molina und Gmelin zählten 5 Species; mehre neuere Schriftsteller nehmen deren 3 an; Cuvier[4]) aber erklärt, daß man füglich nur 2 Arten derselben unterscheiden könne, nämlich:

1) *Camelus Glama* Lin. Auchenia Glama Desmarest. Das Lama oder Glama, spanisch Llama (Abbild. Schreber Säugth. t. 306. Geoffr. et Fr. Cuvier Hist. d. Mammiferes livrais. 31 tab.) hat fast die Größe eines Hirsches, ist etwa 4 Fuß hoch, 6 Fuß lang und gegen 3 Centner schwer. Das Haar ist schlicht, an Kopf, Bauch und Füßen sehr kurz; der Schwanz kurz, ziemlich aufrecht; an der Brust ein Höcker, welcher ein gelbes Fett ausschwitzt. Das Lama war das einzige Lastthier der Peruaner, als ihr Land entdeckt ward. Man braucht es noch, zumal bei den Bergwerken von Potosi, um das Erz nach den Städten zu schaffen, doch jetzt wegen der Einführung der Maulthiere und Pferde weit weniger als ehedem. Der Gang der Lamas ist aber in den steilsten und gefährlichen Pässen noch sicherer als der der Maulthiere. Sie tragen etwa 100 Pfund in gemessenem, langsamen Schritte täglich 3 bis 4 Meilen weit. Sie können auch Hunger und Durst lange ertragen, trinken wenig, fressen viel auf einmal; sind zärtlicher als Höckerkameele; verlangen gütliche Behandlung und sind nicht durch Schläge zum Aufstehen zu bewegen, wenn sie ermüdet oder überladen sind. Sie sind anmuthige, sanfte und gelehrige Thiere, außer zur Brunstzeit, welche zu Ende des Sommers fällt, wo die Männchen fast wüthend werden. Wenn sie böse sind und gereizt werden, werfen sie Speichel wol 10 Fuß weit ihrem Beleidiger entgegen. Ihre Stimme ähnelt dem Gewieher der Pferde. Die zahmen Lamas sind von verschiedener Farbe, gewöhnlich braun, rothbraun oder zimtbraun, öfters weißgefleckt, auch ganz grauweiß. Eine auch gezähmte, kleinere Rasse mit sehr langen hängenden Haaren am Rumpfe ist das Alpaca (Camelus Pacos Erxleben, Auchenia Paco Desmarest abgebildet in Geoffr. et Cuvier Hist. d. Mammif. livr. 33.) Das wilde Lama lebt auf den Anden Peru's heerdenweis, an den Grenzen der Schneeregion. Es ist etwas größer, schlanker als das zahme und immer von brauner Farbe. Dies ist auch das Guanaco der Reisebeschreiber, Camelus Huanacus Gmel.

2) *Camelus Vicunna* L. Auchenia Vicunna Desmarest, die Vigogne (Abbild. Buff. Suppl. VI. XXVIII. Schreber Säugth. t. 307.). Hat nur die Größe unserer Ziegen und sehr zartes meist isabellfarbiges, an den untern Theilen weißes, wollartiges Haar und lebt wild in zahlreichen Heerden auf Schneegebirgen der Andenkette, besonders Chiles, zumal in den Provinzen Coquimbo und Copiapo. Sie ist sehr scheu, mühsam zu jagen und schwer zu zähmen und dauert nicht gut in den Thälern. Ihr feines Haar wird zu den schönsten Tüchern verarbeitet. In ihrem Magen bilden sich Bezoare.

Das sogenante Pferd mit gespaltenen Hufen, Equus bisculus des Molina, ist vielleicht nichts anders als eine Art der Schafkameele[5]). (*Tilesius*.)

CAMPANULARIA *Lamarckii*. (Animaux sans vertèbres, tom. 2. pag. 113. no. 2.). Campanulaire grimpante ist die sertularia uniflora und volubilis des Ellis (Solander tab. 4. fig. e f E F.) und Pallas (Elench. Zooph. p. 12. no. 70.) kleine mikroskopische Seepolypen, welche auf den Tangarten kriechen, und deren kelch- oder glockenförmige, häutige oder hornartige Gehäuse auf fadenförmigen gewundenen Stielchen oder Röhrchen stehen, und parasitisch sich an den Tangen herumwinden; die sehr lebhaften Mäuler oder Saugwarzen dieser Thierchen sind mit 10 bis 12 strahlenförmigen Fühlfädchen umgeben, und ziehen sich bei der geringsten Erschütterung des Wassers in ihre glockenförmigen, am obern Rande gezähnten Zellchen zurück. Aus den auf den Tangen fortkriechenden gewundenen Röhrchen erheben sich festsitzende ovale Bläschen, oder meistens quer gerunzelte Eierbehälter oder Fortpflanzungs-Organe. Lamouroux hat diese mikroskopischen Pflanzenthiere, welche als durchsichtige, weiße, gewundene Röhrchen, oder veräſtelte Fäserchen, welche gleichsam wie Moos oder Schimmel schmarotzend die Seepflanzen überziehen, und die ich häufig auf japanischen, kamtschadalischen und brasilianischen Fucis gefunden habe, und die nach Linné unter die kriechenden Sertularien gerechnet werden, Clytia genant, und ihnen unter diesem Namen ein neues Genus eingeräumt: es gehört dahin Clytia volubilis, verticillata olivacea und ramosa. S. Exposition methodique des genres des Polypiers (Zoophytes d'Ellis et Solander) par Lamouroux. Paris 1821. p. 13. tab. 4. fig. e f E F. Die beste Abbildung und Unterscheidung der mit ihr verwandten Arten findet man in Philosoph. Transaction. Vol. LVII. p. 436. Tab. XIX. fig. 9. a., und in Ellis Naturgeschichte der Corallinen, Tab. XIV. In dem ersten Werke ist sie mit der Zoantha australis oder Actinia sociata verglichen, weil die uniflora auch wie jene immer nur ein einziges Maul, oder nur eine mit strahligen Tentakeln umgebene Saugwarze aus der kriechenden Wurzelröhre hervortreibt. (*Tilesius*.)

CAMPIDANO MAGGIORE, Bezirk der Provinz Arborea auf der Insel Sardinien, enthält 8800 Einw., auf 140 ital. Quadratmeilen. Unter seinen 12 Ortschaften

4) Règne animal. sec. edit. I. p. 258.

5) S. Leuckart de equo bisulco Molinae. Gotting. 1816.

ist das Dorf **Cabras** mit 3000 Einwohnern wegen der Größe und Schönheit seiner Weintrauben berühmt. (Nach **Mimaut.** Neue allg. geogr. u. stat. Ephem. 38. Bd. S. 269.) (*Leonhardi.*)

Campidano Milis s. Milis.

Campoplex s. Ophion.

CANCIONERO, ist der spanische Name für jede Samlung von Volksliedern und lyrischen Gedichten überhaupt, welche im allgemeinen Canciones heißen. Im 14ten, vorzüglich aber im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts sind die meisten dieser geistlichen, moralischen, erotischen, scherzhaften, großentheils aber auch historisch-romantischen Gesänge entstanden, woran die Spanier so unendlich reich sind. Von sehr vielen, besonders den historischen oder Romanzen, sind die Dichter unbekant geblieben, und sie mögen lange von Mund zu Mund gegangen seyn, und große Veränderungen in den Worten und in der Sprache überhaupt erfahren haben, ehe man auf den Gedanken kam, Samlungen davon zu veranstalten. Die älteste Samlung dieser Art, die man kent, ist die, welche Juan Alfonso de Baëna, unter Juan II. (1481—95) anlegte. Sie führt den Titel: Cancionero de poetas antiguos, ist aber noch Manuscript in der Bibliothek des Escorials. Nach ihm unternahm Fernando del Castillo eine große Samlung alter Gedichte, welche unter dem Namen: Cancionero general bekant und oft gedruckt worden ist. Die älteste Ausgabe ist wahrscheinlich vom Jahr 1510, wovon aber jetzt vielleicht kein Exemplar mehr vorhanden ist. Als die zweite kündigt sich die von 1514 fol. an, welche in Valencia, von Jorge Castillo gedruckt, erschien; die pariser Bibliothek besitzt sie. Von späteren Ausgaben kent man: Toledo 1517. fol., 1526 ohne Druckort, es ist vermuthlich die, welche sich auf der Bibliothek in Göttingen befindet; Sevilla 1535; Ebend. 1540; Anveres 1557. 8., u. Ebd. 1573. 8. Jede dieser Ausgaben weicht von der andern in Zahl und Anordnung der Gedichte und in Lesearten derselben ab, und obgleich die neuern Abdrücke manche Lieder hinzugefügt haben, so fehlen ihnen dagegen auch wieder andere, welche in den älteren Ausgaben stehen. Voran stehen die geistlichen Gedichte: Rimas sacras, oder Obras de devocion; dann folgen die Werke der einzelnen Dichter, deren Zahl schon in den ältesten Ausgaben an 136 beträgt, und zuletzt kommen Gedichte theils von denselben, theils von andern genanten und ungenanten Verfassern. Nur wenige unter diesen Gedichten sind historische oder Romanzen, welche zu eignen Samlungen Veranlassung gegeben haben. Außer dem Cancionero general gibt es noch viele Samlungen ähnlicher Art unter verschiedenen Titeln. Die bekantesten sind: Relox de Namorades, Valencia 1565, von Ausias Isquierdo besorgt, es ist aber nur der erste Theil erschienen; Floresta de varia poesia, por D. Diego Ramirez Pagan, Valencia 1562. 8.; Jardin de Amadores, herausgegeben von Lorenzo de Ayala, Valencia 1588; und eine andere Samlung: Primera parte del Jardin de Amadores, por Julian de la Puente, Zaragoza 1611. 12.; Tesoro de divina poesia, por Estevan de Villalobos, Toledo 1587. 8.; El cancionero general de la doctrina christiana, por Juan Lopez de Ubeda, Alcalà 1579 u. 1586. 8.; Primera parte de las flores de poetas ilustres de España, por Pedro de Espinosa, Valladolid 1605. 4.; Poesias varias de grandes ingenios Españoles, por Josef Alfay, Zaragoza 1654. 4. — Später, erst gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, fing man an, die historisch-romantischen Gesänge, wovon sich im Cancionero nur wenige finden, besonders zu sammeln; diese, unter dem Namen Romanzen bekanten Gedichte, mögen zum Theil von hohem Alter seyn und Jahrhunderte lang im Munde des Volkes gelebt haben, ehe man sie aufgezeichnet. Sie umfassen die ganze ältere Geschichte Spaniens, beginnen mit dem Untergange des westgothischen Reiches unter Rodrigo, besingen dann die alten Heldensagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, viele merkwürdige Begebenheiten der spanischen Geschichte, vorzüglich das Leben des größten Nationalhelden, des Cid, und reichen endlich bis auf die letzten Kämpfe mit den Mauren von Granada. Die Romanzen dieser letzten Gattung machen einen vorzüglichen Bestandtheil der romanhaften Geschichte des Ginez Perez de Hita, Historia de las guerras civiles de Granada, aus, welche oft, auch in Teutschland, gedruckt worden. Die älteste Samlung von Romanzen ist enthalten in dem Cancionero de Romances, welche nur wenige erotische Romanzen, dagegen die meisten jener alten historischen Gedichte enthält. Es sind davon folgende Ausgaben bekant. Cancionero de Romances en que estan recopilados la mayor parte de los romances castellanos. Nuevamente corregido y añadido en muchas partes. Anveres 1555. 8.; die frühere hier vorausgesetzte Ausgabe ist unbekant; dann wieder zu Antwerpen 1573 Lisboa 1581; Barcelona 1587 u. 1628, und vielleicht noch öfter. Die historischen Romanzen allein, ohne alle fremde Beimischung, gibt das Romancero historiado von Lucas Rodriguez, Alcala 1579; ferner: Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la cronica de España, Anveres 1566, und Silva de varios romances, Barcelona 1611 und öfter. Die Romanzen vom Cid, die beliebtesten von allen, sind in mehren Samlungen besonders vorhanden, so in: Historia del muy noble y valeroso cavallero, el Cid Ruy Diaz de Bivar, en romances, recopilados por Juan de Escobar. Lisboa 1615. 12.; und in einer Madrider Ausgabe ohne Jahr, so wie in: Tesoro escondido de los mas famosos romances asi antiguos como modernos del Cid. Barcelona 1626. 12. — Bei weitem seltener, als alles bisher genante, ist der Romancero general, wovon man überhaupt nur zwei Ausgaben kent, die eine von Miguel de Madrigal, Madrid 1604, 2 Vol. 4.; die andere von Pedro de Flores, Madrid 1614. 4., herausgegeben. Eine dritte, welche Bouterwek unter dem Titel: Romancero general en que se contienen todos los romances que andan impresos, aora nuevamente añadido y emendado, Madrid 1604. 4., anführt, ist wahrscheinlich nur eine Verwechselung mit der Ausgabe des Flores von 1614, wenigstens kennen Velasquez und Dieze nur die beiden ersten. Diese Samlungen enthalten über 1000 Romanzen, vorzüglich maurische und erotische; dagegen fehlen fast alle historische und Ritter-

romanzen; nirgend sind die Verfasser angegeben, und die Gedichte sind ohne alle Ordnung durcheinander geworfen. Bei der großen Seltenheit der meisten dieser Samlungen ist es erfreulich, daß in neuerer Zeit sowol in Spanien selbst, als auch in Teutschland mehre Samlungen von Romanzen und lyrischen Gedichten der Spanier überhaupt veranstaltet worden sind. Dahin gehören einige Theile des Parnaso español von Josef Lopez, 1768. 31 Vol. 8.; die Coleccion des Don Ramon Fernandez, Madrid 1797, 20 Vol. 8., und die Poesias selectas von Don M. J. Quintana. In Teutschland sind erschienen: Silva de romances viejos, publicada por Jacopo Grimm, Vienna 1815. 8.; sie enthält vorzüglich historische Ritterromanzen; Samlung der besten alten spanischen historischen-, Ritter- und Maurischen Romanzen von Ch. B. Depping. Altenburg u. Leipzig 1817. 8., mit einer lehrreichen Einleitung und Anmerkungen; Floresta de rimas antiguas castellanas, ordenada por Don Juan Nicolas Böhl de Faber. Hamburgo 1821. 3 Vol. 8.; jeder Band ist eingetheilt in Rimas sacras doctrinales, amorosas und festivas. Diese Samlung, welche die historischen Ritterromanzen ganz ausschließt, enthält dafür einen reichen Schatz an Liedern aller Art, worunter auch viele bisher noch ungedruckte.

Auch die portugisische Literatur ist reich an Liedern und Gesängen, nur fehlen ihr fast ganz die historischen und Ritterromanzen; vielleicht auch deshalb, weil Portugal seine Kämpfe mit den Mauren viel früher beendigt, als Spanien, und seine Thätigkeit mehr auf Seefahrten und Entdeckungen gelenkt hat. Auch in Portugal entstanden im 15ten Jahrhundert mehre Samlungen von Liedern, welche aber Manuscript geblieben sind; das sind die Cancioneiros geraes. Die älteste gedruckte Samlung ist die von Garcia de Resende. Lisboa 1516. fol., die selbst noch größer ist, als das spanische Cancionero general. — Die Italiener besitzen keine solche Samlungen, wie denn auch überhaupt die volksthümliche Poesie der Lieder und Romanzen ihnen gänzlich fehlt. Das Wort Canzoniere wird daher in Italien nur zuweilen als Collectivum für die sämtlichen lyrischen Gedichte eines Autors, besonders wenn vom Petrarca die Rede ist, gebraucht; doch ist der Ausdruck Rime dafür bei weitem gebräuchlicher. (*Blanc.*)

CANDA, eine neue von Lamouroux gestiftete Polypengattung aus der dritten Ordnung der Cellarien (Sertularia Lin.), von der bis jetzt nur eine Species, Canda arachnoides, aus Neuholland, durch Péron und Lesueur bekant geworden ist, welche sie nach einem Mädchen auf der Küste von Timor, die in ihrer Reisebeschreibung vorkomt, und dort abgebildet ist, Canda genant. Es ist eine wedelförmig verästelte, steife Cellularia, deren Äste durch querlaufende Seitenfasern mit einander vereinigt sind. Die Zellen stehen wechselsweise, sind oben abgestumpft, und öffnen sich nur an der vordern Fläche; an der hintern ist alles geschlossen, und nichts als eine der Länge nach herablaufende Furche, die abstehenden Pinnae der Zellenkelche und der geschlängelte Wuchs zu bemerken. Die querlaufenden, wie Spinnenfäden erscheinenden Fasern haben Gelegenheit gegeben, sie mit dem speciellen Beinamen arachnoides zu bezeichnen; sie ist in Lamouroux polypiers flexibles, p. 132. no. 241. pl. 2. fig. 6. a B C D, und in dessen franz. Ausgabe vom Ellis Solanderschen Werke, S. 5, Taf. 64, Fig. 19—22. beschrieben und abgebildet. (*Tilesius.*)

CANDIT (Mineralogie) nent Bournon ein Fossil, das in derben Massen mit körniger Absonderung, muschligem glänzendem Bruche, von schwarzer Farbe, jedoch in dünnen Splittern blau oder grünlich durchscheinend bei Candy auf Ceylon vorkomt. Seine Eigenschwere beträgt 3,617, seine Härte komt ziemlich mit der des Topases überein. Durch Reibung erhält es keine elektrische Kraft und vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar. Nach Gmelin besteht es aus 57,20 Thonerde, 18,240 Talkerde, 20,514 Eisenoxydul, 3,254 Kieselerde und Spuren von Mangan. Es scheint vom Eisenspinell kaum wesentlich verschieden zu seyn. (*Germar.*)

CAÑIZARES, D. Joseph de, spanischer Lustspieldichter, der zu Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrh. am Hofe zu Madrid lebte, zeichnete sich vornehmlich in den comedias de figurones aus, worin Großthuer sich durch Schlauheit geltend machen. Die Franzosen rühmen die Regelmäßigkeit seiner Stücke, die ihren Beifall aber mehr ihrer Karikaturzeichnung und ihrem dramatischen Leben verdanken. Er schrieb sehr viele Stücke, von denen man den größeren Theil in dem Katalog von 4409 Lustspielen, welchen die Erben von François Medel 1755 zu Madrid herausgaben, angezeigt findet. Jetzt halten sich davon nur noch sein Musico por el amor und sein Domine Lucas, den man als Landjunker-Student treffend characterisirt hat. (*H.*)

CANSTEIN, eine aus 5 Dörfern bestehende Herrschaft im Amte Marsberg, Herzogthums Westphalen, mit einer Pfarrkirche zu Heddinghausen und einem eigenen Gerichte zu Canstein. Die ganze Herrschaft zählt 162 Häuser und 1243 Einwohner; sie hat mehre Papiermühlen, Eisenhämmer, eine Ziegelhütte, einen bedeutenden Wald und bei Brentofen auch Kupfer-Erz. Ober dem Dorfe Canstein liegt das Schloß gleiches Namens, an einen großen Felskegel, einen Eck- oder Kant-Stein gelehnt, auf dem früher auch ein Freistuhl des westphälischen Fehmgerichts stand. Es war Eigenthum der Familie Rabe, welche sich nach verschiedenen Besitzungen, z. B. von Pepenheim, v. Kegelnberg und hier von Canstein schrieb *), aber immer das gemeinsame Stammwapen, einen Raben, beibehielt. Sie nahm das Schloß 1320 von Kurcöln zu Lehn und besaß es ausschließlich, bis 1558 die Hälfte davon, durch Heirath, an die jetzt gräfliche Familie Spiegel zum Diesenberg kam, welche nachher die ganze Herrschaft an sich gebracht hat. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

CANSTEIN, Raban Freiherr von, geb. zu Canstein (s. d. vor. Art.) im Herzogthum Westphalen den 19. Aug. 1617, studirte zu Wittenberg die Rechte, machte nachher Reisen durch Holland, England, Frankreich, Schweden und Teutschland, lernte bei dieser Gelegenheit

*) In einer alten Urkunde heißt es: „N. Rabe tom Canstein, N. sine Fraw, N. N. N. N. alle Rabedes, ere Söne."

die verwitwete Herzogin von Braunschweig, Anna Sophia von Brandenburg kennen und wurde von ihr erst als Hofrath, nachher als Obermarschall angestellt. Sie empfahl ihn dem Kurfürsten von Brandenburg, der ihn 1650 zum Hauptmann von Horneburg, 1652 zum Geheimenrathe und 1653 zum Kammerpräsidenten ernante. Im J. 1659 übertrug ihm derselbe die Hauptdirection des Kammerwesens in allen seinen Landen, ernante ihn gleichfalls zum Obermarschall und ferner zum Hauptmann von Zehdenick und Liebenwalde, so wie zum Landeshauptmann von Beeskau und Storckau. Nach vielfachen öffentlichen Statsgeschäften, von denen wir hier nur seiner Gesandtschaft zur Wahl Kaiser Leopolds, wodurch er seinem Geschlechte den Freiherrn-Titel erwarb, gedenken wollen, legte er 1669 die Oberhofmarschallstelle und nachdem er hierauf auch den Wechsel des Glücks in mancher Widerwärtigkeit erfahren, nicht gar lange vor seinem Tode die übrigen Stellen nieder, um endlich im Alter die Ruhe ungestört zu genießen, die er durch so mannigfaltige Auszeichnungen und Vorzüge im bürgerlichen Leben vergebens zu befestigen gesucht hatte. Er starb zu Berlin am 22. März 1680. Nicht blos die Liebe seines Fürsten, welche die gedachten vielfachen Anstellungen beurkunden, sondern auch das Vertrauen des Volks, besaß dieser Mann in einem hohen Grade, so daß man von ihm wol rühmen darf, sein Verdienst sey durch keine Anerkennung übertroffen worden. Er war nicht blos ein vielseitig gebildeter, erfahrungsreicher Stats- und Geschäftsmann, sondern, was in solchen Verhältnissen viel sagen will, auch ein wahrhaft frommer, rein moralischer Mensch. In beider Hinsicht war sein praktischer Sinn durch nicht gemeine Studien gebildet. Geschichte, Philosophie, Sprachkunde, Jurisprudenz und Theologie hatten an ihm einen nicht gemeinen Verehrer, welches nicht blos seine vielen, in den preußischen Archiven niedergelegten, sehr gelungenen Rechtsausführungen, sondern auch seine übrigen zahlreichen Schriften bezeugen. Letztere sind zwar, so viel bekant, selten gedruckt, aber deswegen von Zeitgenossen nicht weniger gerühmt, und bestehen 1) in mehren Übersetzungen berühmter, hauptsächlich theologischer Werke, aus fremden Sprachen, 2) in vielen eigenen Abhandlungen, theologischen und rechtlichen Inhalts *). Seine Söhne waren: **Karl Hildebrand**, Freiherr von Canstein (s. Thl. XV. S. 102) und **Philipp Ludwig**, welcher am 11. Juli 1708 bei Oudenarde als königl. preuß. Obrist der Gensd'armen blieb.

(*Joh. Suibert Seibertz.*)

CANTECROY, Canticrode, altes Schloß, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Antwerpen, bei Moortsel, in der vormaligen brabantischen Meierei Rhyen gelegen, übertrug Walther Volcaert, Donnerstag vor Lucä 1295, samt den dazu gehörigen Gütern in der Pfarrei Moortsel, dem Herzog Johann II. von Brabant, der solches im folgenden Jahre, 1296, an Wilhelm, Herrn von Berchem und Ranst, aus dem Hause der Berthouten von Grimbergen, verlieh. Johann von Ranst, Johanns Sohn, und Costins Enkel, wird den 16. September 1443 mit der Burg Canticrode, und den dazu gehörigen Dörfern Moortsel und Edeghem belehnt. Johanna von Ranst, Johanns († 1503) Tochter zweiter Ehe, Frau auf Fontain-le-val, verkauft die Herrschaft 1547 an Heinrich von Pontallier, auf Flagey, von dessen Töchtern, Claudina, Rosa und Beatrix, solche, abermals durch Kauf, an Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle übergeht (28. Mai 1549). Der Cardinal von Granvelle, des Nicolaus ältester Sohn, der auch die benachbarten Güter, Artselaer, Bouchaut und Hove, als eine Pfandschaft, und der Abtei Lobbes Probstei Contigh erblich erwarb, übertrug diesen ganzen Gütercomplex seinem Bruder Thomas, zu dessen Gunsten Philipp II. Cantecroy, im Juli 1570, zu einer Grafschaft erhob. Des Thomas Sohn, Franz, Graf von Cantecroy, starb zu Prag im J. 1607 ohne rechtmäßige Nachkommenschaft, nachdem er seiner Schwester Petronella Sohn, Franz Thomas von Oyselet, zum Erben eingesetzt, doch so, daß dieser der Perrenot-Granvelle Namen und Wapen annehmen mußte. Franz Thomas verkaufte das Schloß Cantecroy, die Dörfer Moortsel, Edeghem und Luythagen, den 5. Mai 1616, an Johann Maes, behielt sich jedoch ausdrücklich den Titel eines Grafen von Cantecroy bevor. Am 3. December 1620 wurde er, ohne Zweifel aus Rücksicht für seine Verbindung mit Caroline von Östreich, Markgräfin des H. R. R., einer natürlichen, am 1. März 1607 legitimirten Tochter Kaiser Rudolfs II., in des H. R. R. Fürstenstand erhoben. Er starb den 5. Januar 1629. Sein einziger Sohn, Eugen Leopold, Graf von Cantecroy, Fürst des H. R. R., gewöhnlich der Fürst von Cantecroy genant, starb, der letzte Mann seines Hauses, im Februar 1637; seine junge Witwe, die Prinzessin von Cantecroy, Beatrix von Cusance, geb. 1614, verm. 1635, hatte der Herzog von Lothringen, Karl IV., schon früher, 1634, in Besançon kennen gelernt, und ihr schon damals von Heirath gesprochen, obgleich er seit 1621 mit der Herzogin Nicole, Tochter Heinrichs II., und der eigentlichen Beherrscherin von Lothringen, vermählt war. Damals hatte die Prinzessin von Pfalzburg das tolle Werk hintertrieben, und das Fräulein von Cusance heirathete den Prinzen von Cantecroy. Jetzt, nach des Prinzen Tode, erneuerte Karl IV. seine Bewerbung, und die Witwe wurde ihm, April 1637, in herkömmlicher Form angetrauet, nachdem einige Hoftheologen erklärt, sie hielten Karls IV. Heirath mit der Herzogin Nicole für ungiltig. Trotz aller Bemühung in Rom konte der Herzog indessen niemals die Bestätigung seiner zweiten Verbindung, über welche in Lothringen und Frankreich zahllose Schriften erschienen, erwirken. Als er 1641, nach langem Umherirren in Teutschland, in Gesellschaft der Beatrix, Malgrange bei Nancy, besuchte, strömte das Volk, hoch erfreuet, nach schmerzlicher Trennung den geliebten Herrscher wieder zu sehen, schaarenweise herbei; bei dieser Gelegenheit sollen einige Mütterchen im Taumel des Entzückens, geschrien haben: Gott erhalte den Herzog, seine zwei Weiber und sein Kind. Die Herzogin Nicole starb den 18. Februar 1657; längst schon war des Herzogs Leidenschaft für die Prinzessin von Cantecroy erkaltet, ihre

*) Vergl. Joh. Suibert Seibertz westphälische Beiträge zur teutschen Geschichte. Bd. 1. S. 108. Bd. 2. S. 270.

Stelle in seinem Herzen nahm Maria Isabella von Ludre, Stiftsdame zu Poussay, ein. Sie sollte dem Herzog den Verlust der einen Gemahlin ersetzen, und er ließ den Pfarrer von Richardmenil nach Mirecourt kommen, um sich Angesichts seiner, mit der von Ludre zu verloben (1663). Die Prinzessin Beatrix eilte herbei, Einspruch zu thun, sie wurde aber zu Mattaincourt, ½ Stunde vor Mirecourt, zurückgewiesen; mit gebrochenem Herzen kehrte sie nach Besançon zurück, und eine lebensgefährliche Krankheit war der Reise einzige Frucht. Der Herzog, hiedurch erweicht, vielleicht auch nur um der Kinder willen (Beatrix war die einzige seiner drei Frauen, welche ihm Kinder gegeben, nämlich den Prinzen von Vaudemont, und die Prinzessin Anna), schickte seinen Günstling Risaucourt, mit Vollmachten, nach Besançon, um sich die Prinzessin von Cantecroy nochmals, par procureur, antrauen zu lassen (20. Mai 1663). Seltene Verbindung der h. Sacramente, sagte Beatrix zu ihrem Arzte, Ehe und letzte Ölung. Wirklich starb sie 16 Tage später, den 5. Juni 1663, und der Herzog heirathete nun nicht die feierlich verlobte Braut, das Fräulein von Ludre, sondern ein 13jähriges Kind, Marie Louise von Apremont.

Johann Maes besaß die Herrschaft Cantecroy nicht gar lange, sie wurde gerichtlich verkauft, und den 28. April 1627 von Philipp Godines (Gudenus) erstanden; von dessen Erbin Sibylla van den Berghe kaufte solche, 16. November 1652, Karl von Fiennes, Baron von Enne. Diese Familie hat Cantecroy bis auf die neuesten Zeiten besessen. (*v. Stramberg.*)

CANTELMI, neapolitanisches Haus, welches den jüngsten Sohn Duncans I., Königs von Schottland, als seinen Ahnherrn betrachtet. Dieser, Eberhard, und, wegen seiner ungewöhnlichen Geistesgaben Canclam (Guiscard, Schlaukopf) genant, soll, so erzählt der Provencale, Elias de Bariols, um die Mitte des 12. Jahrh. und eine Urkunde König Karls II. von Großbritannien, vom 1. Januar 1683, dem Mörder Macbeth zu entfliehen, sich nach der Normandie, deren Herzog sein naher Anverwandter war, begeben, den ersten Kreuzzug mitgemacht, und sich endlich in der Provence häuslich niedergelassen haben. Sein Sohn, nach dem väterlichen Beinamen, Cantelmus genant, besaß Luc, unweit Draguignan, und Trilly, sein Enkel Rostaing, Gem. Phanetta von Baux, gebrauchte zuerst den Namen Cantelmus als einen Geschlechtsnamen. Rostaings Enkel, Jakob, einer der Begleiter Karls von Anjou auf dem Zuge nach Apulien, erhielt als Belohnung seiner Thaten in der Schlacht bei Benevento, die Stadt Popoli in dem diesseitigen Abruzzo. Er besuchte auch in der Eigenschaft eines sicilianischen Gesandten den Hof Kaiser Rudolfs. Sein Sohn, Rostaing II. wurde, nach Karls von Anjou Tode, von dem Papste, dem er wider die Colonnas gedient, zum Senator von Rom und Grafen der Campagna ernant, und starb als Großhauptmann der Stadt Neapel 1310. Dieses Sohn, Jakob II., der mit Philippa de Reale die Stadt Bovino in Capitanata, Balneoli, Cerri u. s. w. erheirathete, war 1295 Justitiarius und General-Capitain des diesseitigen Abruzzo, und vertheidigte 1312—1313, als des Königs Robert Vicarius, die Stadt Florenz gegen Kaiser Heinrich VII., der sich am Ende genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Jakobs II. ältester Sohn, Johann, wurde in den Grafenstand, seine Baronie Bovino zu einer Grafschaft erhoben; Jakobs II. Urenkel, Rostaing IV., Berengar und Jakob, fielen bei König Karl III., nachdem sie sich dessen Feinden zugesellet, in Ungnade, erhielten jedoch Verzeihung, und dem Berengar wurde zugleich das Amt eines Großkämmerers, und die Grafschaft Arce unweit Sora, dem Jakob aber die Grafschaft Oliveto in Basilicata verliehen. Rostaings IV. ältester Sohn, Jakob, erbte von dem Oheim Oliveto, und wurde von König Ladislaus, dem er in allen seinen Kriegen getreulich beigestanden, zum Grafen von Popoli ernant. Dieses jüngerer Sohn, Anton, 3ter Graf von Popoli, erbte von seinen Vettern die Grafschaft Arce, und hinterließ solche in seinem letzten Willen, samt Oliveto, seinem ältern Sohne, Nicolaus, während der jüngere, Onuphrius, der Ahnherr der Linie von Pettorano (siehe unten), Popoli haben sollte. Nicolaus maßte sich aber die gesamte Erbschaft an, und ergriff, sich des Raubes zu versichern, die Partei des Königs von Aragonien; seine Dienste belohnte Alfons mit dem Herzogthum Sora, welches ihm der König von dem Wagen herunter, auf dem er seinen triumphirenden Einzug in die Stadt Neapel hielt, verlieh. Wie Nicolaus seinem Bruder gethan, so that sein Erstgeborner, Peter Johann Paul, 2ter Herzog von Sora und 1ster von Oliveto, dem seinigen, indem er sich der von dem Vater diesem zugedachten Grafschaft Popoli mit Gewalt bemächtigte. Alle Befehle des Königs vermochten nicht, ihn zur Wiedererstattung zu bewegen, ihrer gänzlich enthoben zu seyn, trat er der großen Verschwörung des Herzogs von Sessa, des Marino Marsan, bei. Das Unternehmen nahm jedoch ein trauriges Ende, und der Herzog von Sora mußte seine Tage als ein Verbanter in Ferrara beschließen. Seinen Söhnen, denen so viel geblieben war, daß sie in Mantua ein Kloster, und den anstoßenden Palast Cantelmo erbauen konten, gab Lautrecs Zug nach Neapel, dem sie sich angeschlossen, für einen Augenblick die Hoffnung, das confiscirte väterliche Eigenthum wieder zu gewinnen; sie verschwand indessen gar bald, und mit ihr diese ganze Linie des Hauses Cantelmi. — Johann, des 2ten Herzogs von Sora Bruder, erhielt nach dessen Falle die Grafschaft Popoli als sein Eigenthum, welchem der König auch den 29. November 1461 Oliveto hinzufügte, zurück. Sein Sohn Rostaing, 7ter Graf von Popoli, ein versuchter Krieger, wurde 1514 durch seinen Hauscapellan ermordet, sein Enkel, Johann Joseph, 1ster Herzog von Popoli, Graf von Ortona in Abruzzo, erhielt, nachdem er alle seine Kinder überlebt, von Karl V. die Erlaubniß, über seine Lehen zu verfügen; er gab sie seinem Vetter Julius Cäsar Cantelmi, Herrn von Pettorano und starb 1560. Sechs Jahre später, 1566, wurde sein Heldengedicht, la Psiche, gedruckt.

Onuphrius Cantelmi, des ersten Herzogs von Sora Bruder, zu schwach, diesem die Grafschaft Popoli zu entreißen, ließ sich endlich mit Alfidena, in dem diesseitigen Abruzzo, abfinden, erbte auch von seiner Mutter, einer Varano von Camerino, Pettorano und Valle Sos-

cura, beide südlich von Sulmona, in dem diesseitigen Abruzzo gelegen. Sein Ururenkel, Julius Cäsar, erbte nach des Herzogs Johann Joseph Tode, Popoli, und hinterließ solches, da er selbst kinderlos war, seinem Bruder Octavio, dem Vater des Fabritius und Großvater des Joseph und Andreas. Joseph wurde 5ter Herzog von Popoli, Herr von Pettorano und Valle Soscura. Andreas, geb. zu Pettorano den 2. August 1598, war dem geistlichen Stande bestimt, eine unüberwindliche, von seinen Angehörigen lange bekämpfte Neigung, trieb ihn aber, sein Glück im Kriege zu versuchen. Seinen ersten Feldzug machte er in dem Veltlinischen Kriege. Sodann diente er dem Kaiser in Teutschland und gegen Bethlen Gabor, so wie in der zweimaligen Belagerung von Casale, vor Nizza della Paglia und vor Ponte Stura. Als Maestro di Campo führte er 1631 ein Regiment Neapolitaner nach den Niederlanden, und im folgenden Jahre nach Teutschland, wo er bei der Einnahme von Speyer und dem Entsatze von Frankenthal gebraucht wurde. Im J. 1634 vertheidigte er Stevenswerth, und das von ihm daselbst angelegte Fort Cantelmo gegen wiederholte Angriffe der Holländer; dafür, für die Befestigung von Kerpen, und die Beschützung der clevischen Lande, hatte die Infantin, Regentin der Niederlande, ihm ein Geschenk von 20,000 Thalern zugedacht, er schlug solches aber großmüthig aus. Im J. 1635 vertheidigte er die Schenkenschanze acht Monate lang gegen den Prinzen Friedrich Heinrich und die Hauptmacht der Holländer. Unmittelbar darauf nöthigte er die vereinigten Franzosen und Holländer, die Belagerung von Löwen auf eine schimpfliche Weise aufzuheben. Im J. 1637 wurde er zum Gouverneur der Provinz Luxenburg, welche er indessen vorher dem Marschall von Châtillon und 12,000 Franzosen abgewinnen mußte, ernant. Seine letzte und glänzendste Waffenthat auf dieser Seite war die Einnahme von Ivoy. Im folgenden Jahre, 1638, stand er den Holländern gegenüber, welche sich der Forts Calloo und Verrebroeck auf dem westlichen Ufer der Schelde bemeistert und nur eine Stunde von Antwerpen eine beinahe unüberwindliche Stellung inne hatten. Alle Generale hielten sie darin für unangreifbar, nur Cantelmi nicht, und er wußte seine Meinung so einleuchtend zu machen, daß der Cardinal Infant ihm endlich erlaubte, einen Angriff zu wagen. Er war so wohl berechnet und so kräftig ausgeführt, daß die Holländer, nachdem sie aus ihren sämtlichen Feldverschanzungen vertrieben worden, und nur an Gefangenen 2000 Mann zurückgelassen, in der darauf folgenden Nacht Calloo in aller Stille räumten. Im J. 1640 bekleidete er das Amt eines Maestro di Campo generale; im folgenden Jahre war er, vermöge der Bestimmungen der königlichen Disposition vom 19. Juli 1641 Mitglied der Junta, welcher, nach des Cardinal Infanten Tode, die Regirung der Niederlande interimistisch übertragen worden. Im J. 1643 that er, als Maestro di campo generale der Provinz Flandern, während Harcourt vor St. Omer lag, einen Einfall in die Picardie; auch war er gegen den Prinzen von Oranien nicht unglücklich. Im folgenden Jahre wurde er nach Spanien berufen, von dem Könige auf das gnädigste empfangen, und statt des Don Philipp de Silva zum Vicekönig und General-Capitain von Catalonien ernant. Sofort nöthigte er den Marschall von la Mothe, die Belagerung von Tarragona aufzuheben, er eroberte Balaguer nach viertägiger Belagerung mit Sturm, er machte dem Grafen von Harcourt den Übergang des Segreflusses mit nur 5000 Mann elender Infanterie geraume Zeit streitig, und wie Harcourt endlich erzwungen, was beinahe jederzeit erzwungen werden muß, vertheidigte er Balaguer vier Monate lang gegen das treffliche, trefflich angeführte französische Heer. Zuletzt, nachdem alle Mittel der Gegenwehr erschöpft, führte Cantelmi sein kleines Häuflein durch die feindlichen Linien, und durch einen der künstlichsten, aber beschwerlichsten Märsche, in Sicherheit. Diese Anstrengungen, der Kummer über den gänzlichen Mangel an allen Kriegsbedürfnissen, an Soldaten, Waffen und Geld, zerstörten jedoch seine Gesundheit, es befiel ihn ein schleichendes Fieber, und er starb zu Alcuvieres, unweit der Hauptstadt von Aragonien, den 5. November 1645; seine irdischen Reste wurden zu Saragossa in der Domkirche beigesetzt; sein Leben hat Leonardo de Capua beschrieben. Cantelmi war auch selbst Schriftsteller, seine kriegswissenschaftlichen Handschriften kamen an den Prinzen von Asturien, und werden vielleicht noch zu Madrid in der königlichen Bibliothek verwahrt.

Des Andreas Neffe, des Herzogs von Popoli ältester Sohn, Fabritius, wurde von Philipp IV. zum Fürsten von Pettorano ernant und hinterließ vier Söhne. Der älteste, Joseph, 7ter Herzog von Popoli, erzeugte eine einzige Tochter, die, um den Glanz des Hauses zu erhalten, an den jüngsten von ihres Vaters Brüdern verheirathet wurde. Der zweite, Jakob, geboren 1645, wurde von dem Cardinal Franz Barberini, dem er einige Dienste geleistet, dem Papste Innocentius XI. empfohlen, von diesem mit einer reichen Abtei versehen, und als Inquisitor nach Malta, als Nuntius nach der Schweiz, nach Venedig, nach Polen und nach Augsburg, der Krönung Josephs I. beizuwohnen, geschickt. Alexander VIII. bekleidete ihn am 13. Februar 1690 mit dem Purpur; bald darauf erhielt er das Erzbisthum Capua, und 1691 von Innocentius XII., den er wählen helfen, das bisher von diesem besessene Erzbisthum Neapel. Auf diesem letztern Stuhle gerieth er mit den Vicekönigen und mit den päpstlichen Nuntien in große Streitigkeiten, gelegentlich welcher er nicht selten die Grenzen der christlichen Sanftmuth überschritt. Der übrigens exemplarische Bischof starb den 11. December 1702. Andreas, der dritte von des Fabritius Söhnen, starb zu Genua mit dem Rufe eines unerschrockenen Seemanns. Der jüngste endlich, Rostaing, geb. 1653, wurde durch die Vermählung mit seines Bruders einziger Tochter Beatrix (1690) 8ter Herzog von Popoli, diente als General-Major in Africa, Sicilien, Spanien und Flandern, und wurde 1696 zum General der neapolitanischen Artillerie ernant. Karl III. ließ ihm, dem eifrigen Anhänger Philipps V. seine Güter confisciren. Im J. 1713 wurde er von Philipp V. zum General-Capitain des von den Alliirten geräumten Cataloniens ernant, weil er aber Barcelona nicht bezwingen konte, wurde ihm das Commando wieder abgenommen. Dafür

erhielt er am 26. Juli 1717 den h. Geistorden, und im J. 1722 die Würde eines Grande erster Klasse. Er war auch Hauptmann der italienischen Gardes du corps, Gouverneur des Prinzen von Asturien (Don Ludwig), sodann dessen Obristhofmeister, und starb den 16. Januar 1723. Mit seinem Sohne Joseph, geb. 1691, 9tem Herzoge von Popoli, 4tem Fürsten von Pettorano, der 1727 bei der Belagerung von Gibraltar als Brigadier diente, ist, wenn wir nicht irren, der Mannsstamm des Hauses erloschen. Es war derselbe, seit dem 22. April 1717 mit Catharina Bertha von Boufflers, des Marschalls Tochter und Ehrendame der Königin von Spanien, so wie seine Schwester Camilla Cantelmi, seit dem 16. Januar 1724 mit Leonardo Tocco, Prinzen von Monte Mileto, einem Neffen des Papstes Benedicts XIII. einem Abkömmling des berühmten Beherrschers von Cefalonia und Zante, verheirathet. (*v. Stramberg.*)

CANTER, Wilhelm und Theodor, beide als Philologen in rühmlichem Andenken, waren Söhne des Senators zu Utrecht Lambert Canter. I) Wilhelm, geb. zu Utrecht den 24. Juli 1542, unternahm nach Vollendung seiner akademischen Studien litterarische Reisen durch Teutschland, Frankreich und Italien, und wählte dann Löwen zu seinem bleibenden Aufenthalt. Um ganz seinen gelehrten Arbeiten leben zu können, nahm er weder ein Amt an noch verheirathete er sich; selbst die Freundschaft fand er störend, und nur von Gelehrten nahm er, jedoch auch sehr selten, Besuch an. Jede Tagesstunde war bei ihm einer besondern Arbeit gewidmet, und von seinem dafür entworfenen Plane wich er niemals ab. Seine übermäßige Anstrengung zog ihm aber eine auszehrende Krankheit zu, an welcher er noch vor Vollendung seines 33. Jahres, den 16. Mai 1575, starb. Die Schriften, welche ihm den Ruhm eines scharf und tief blickenden Kritikers erwarben, sind: 1) *Novae Lectiones*, eine Samlung trefflicher philologischer Bemerkungen; 1. A. Basel 1564 in 4 Büchern, 2. A. Das. in 7 Büchern 1566, und 3. A. 1571 zu Antwerpen in 8 Büchern. Gruter hat sie in den dritten Band (p. 574 seqq.) seines Thesaurus criticus aufgenommen in 9 Büchern; das neunte Buch besteht aber blos aus dem 31. Kapitel des 4. Buches der übrigen Ausgaben. — 2) De ratione emendandi graecos auctores Syntagma, worin die Hauptquellen der Verderbniß griechischer Texte angegeben sind, erschien in einer zweiten Ausgabe vermehrt zu Antwerpen 1571; zuerst erschien sie als Anhang des 4ten Theiles von seiner Übersetzung der Reden des Aristides. (S. auch Jebb Ed. Aristidis T. 2. p. 621 sqq. und im Classischen Journal V. p. 203 sqq. 361 sqq.) — 3) *Aristidis orationes*, 3. Th. Basel 1566. F. — 4r Theil in der Ausgabe von Jebbs Aristides. — Als Herausgeber von Schriften griechischer und römischer Classiker hat er sich Verdienste erworben um Äschylos (Antw. 1580), Sophokles (Das. 1579), Euripides (Das. 1571), worin er zuerst einige Ordnung in die Chöre brachte). — *Aristotelis Pepli fragmentum* s. Heroum Homericorum Epitaphia Bas. 1566, Antw. 1571. Canter war der Erste, welcher diese anonymen Epitaphien dem Aristoteles zuschrieb. Angehängt sind *Ausonii* Epitaphia Heroum. — Anmerkungen hat er geliefert zu Cicero's Briefen und den Büchern de officiis, zu Propertius, Arnobius. Seine Variae lectiones ad Biblia graeca stehen im 6. Bd. der Antwerpischen Polyglotte. Übersetzt hat er außer dem Aristides und einzelnen Stücken anderer Redner den Lykophron, Stobäus, Plethon und einige Schriften des Synesius. (Die Nachweisungen über ihn s. in *Saxii* Onomasticon III, 410. 650.)

II) Theodor, geb. zu Utrecht 1545, gest. zu Leuwarden 1617, liebte wie sein Bruder die litterarischen Beschäftigungen, ohne sich jedoch so von dem Leben zurück zu ziehen. Noch nicht zwanzig Jahre alt, gab er schon seine Variae lectiones heraus Antw. 1574 in Gruters Thes. III. p. 712 sqq.). Den Arnobius gab er mit kurzen Anmerkungen (Antw. 1582. 8.), die in der großen Leidener Ausgabe des Arnobius (1651. 4.) wiederholt sind, heraus. Wo seine handschriftliche Samlung aller Fragmente griechischer Dichter hingekommen ist, weiß man nicht; seine Anmerkungen zu Clemens Alexandrinus befanden sich zu der Zeit, als G. Burmann sein Trajectum eruditum (1738) herausgab, in Drakenborchs Bibliothek. (Nachweisungen über ihn s. in *Saxii* Onomast. III. 479.) (*H.*)

CANTI CARNASCIALESCHI, Carnavals oder Fastnachts-Gesänge. Seit undenklichen Zeiten sind in den meisten südeuropäischen Ländern, vorzüglich aber in Italien, die Wochen von den heil. drei Königen bis zur Äschermittwoch eine Zeit der Ausgelassenheit und der Lust; theils als Erinnerung und Fortsetzung der alten Saturnalien, theils als vorweggenommene Entschädigung für die Entbehrungen und den Ernst der darauf folgenden Fastenwochen. Besonders sind es die letzten Tage vor dem Anfange der Fasten, wo das Volk, sich selbst ein Fest bereitend, in jeder Art von Tollheit und Ausgelassenheit, in mancherlei lustigen und albernen Verkleidungen, auf den Straßen umherschwärmt. Göthe's meisterhafte Beschreibung des römischen Carnavals kann am besten dazu dienen, einen Begriff von dieser Volkslust zu geben. Ähnliches war auch von jeher in Florenz geschehen, als Lorenzo de' Medici (1448—1492) auf den Gedanken gerieth, die allgemeine Lust durch sinnreiche Aufzüge und Darstellungen zu erhöhen. So sah man nun, auf seine Veranstaltung, bald ernste, bald heitere und muthwillige Aufzüge zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, bei Nacht durch die Straßen ziehen; bald war es der Einzug eines Triumphators, bald ein Aufzug verschiedener Handwerker, bald ein Wagen mit allegorischen oder mythologischen Personen besetzt, von einem Gefolge begleitet, welches Lieder ernster und lustiger Art, wie es die Darstellung foderte, sang. Lorenzo selbst dichtete mehre solcher Lieder, und sein Beispiel fand viele Nachfolger. Diese Sitte mag sich bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhalten haben. Die bei solchen Gelegenheiten gesungenen Lieder, Canti carnascialeschi, wurden nach und nach gesammelt; und so entstand die erste größere Samlung dieser Art, die von Francesco Grazzini besorgte: Tutti i trionfi, carri, mascherate, o canti carnascialeschi andati per Firenze dal tempo del magnifico Lorenzo vec-

chio de' Medici, per infino a questo anno presente. Fiorenza 1559. Sie enthält Gedichte von Lorenzo de' Medici, Angelo Poliziano, Filippo Strozzi, Jacopo Nardi, Francesco Giambullari, Giambattista Gelli, Antonio Allemanni und Giambattista Ottonajo. Des letzteren Canzoni, ovvero mascherate carnascialesche sind, vollständiger als in der obigen Samlung, besonders gedruckt: Firenze p. Torrentino 1560. 8., und in vielen Exemplaren der frühern Samlung sind die Blätter, welche die Gedichte des Ottonajo enthielten, ausgeschnitten und dagegen diese zweite Samlung eingeklebt worden. Die neueste, von Rinaldo Bracci besorgte Ausgabe der Canti Carnascialeschi ist: Cosmopoli (Lucca p. Benedini) 1750. 2 V. 8. mit 43 Kupfern erschienen. In Gamba, Serie de' testi, werden noch vier ältere, äußerst seltene, Samlungen solcher Gedichte angeführt, welche ohne Angabe des Druckorts oder der Jahrzahl, vermuthlich aus dem 15ten Jahrhundert sind. (*Blanc.*)

CANULEJUS, war Tribun im J. R. 309; die Rogationen desselben führten die Plebs zuerst zum Connubium; dann veranlaßten sie die tribuni militum consulari potestate; nächst denen alle Magistratus und 453 sogar das Oberpontifikat den Plebejern eröffnet wurden. S. Eisendecher üb. die Entstehung, Entwickelung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. 1829. (Vgl. Gött. Anz. St. 160.) (*H.*)

CANZLER ist aus dem lateinischen Worte cancellarius gebildet, welches wiederum von cancelli, ein Gitter, ein Verschlag, herstamt. Nach Vossius Etymol. ist das griechische Wort κιγκλίς, ἡ, eine Doppelthüre, oder ein Verschlag mit einer solchen, die Wurzel von dem obigen. Cancelli nun waren die Schranken, durch welche die Richter von der versammelten Menge geschieden wurden, und cancellarius hieß der Beamte, der an den Schranken oder dem Gitter stand, entweder um den streitenden Parteien den Eintrit in dieselben zu verstatten, oder die Befehle der Richter zu vernehmen und zu vollziehen. Daher halten ihn einige für einen bloßen Thürsteher — Gruterus in inscript. 647. 6. —; doch scheinen sich seine Verrichtungen nur auf den innern Raum des Gitters erstreckt zu haben. — Magn. Aurel. Cassiodorus (er † 563) Epist. VI. L. XI. varior. — so daß er mehr ein Gehilfe der Gerichtspersonen gewesen. So viel ist über diese Würde in der römischen Verfassung bekant.

Am Hofe der fränkischen Könige waren die Canzler schon bedeutende Männer. Sie besorgten die geheimen Correspondenzen der Fürsten, und fertigten Urkunden aus, welche sie gewöhnlich auch unterschrieben. Doch komt die Benennung Canzler in den Merovingischen Urkunden nur selten vor. Zuerst liest man diesen Titel in einer Schenkung von Karlomann an die Klöster Stablo und Malmedi (Bouquet Th. IV. S. 713.), dann in einer Urkunde von Gisela, Schwester Karls des Großen; ferner in einer Urkunde Ludwigs des Teutschen (Schöpflin Alsatia diplomat. p. 89.) und unter Karl dem Dicken († 888), wo man die Unterschrift findet: Hebarhardus *Cancellarius* ad vicem Luitberti Archicapellani recognovi et subscripsi. Unter den ersten fränkischen Königen waren sie Notarien, setzten Testamente auf und führten gerichtliche Geschäfte, acta publica. — Lex ripuar. Tit. 49. §. 2—6. und Tit. 88. Lege Longobard. Tit. 37. §. 12. in capitular. Carol. M. L. 3. c. 43. in capitular. 3. an. 803. capitular. 1. an. 812. in capitular. Ludovici Pii an. 824. c. 1. Karl der Gr. hatte deren schon, so wie Eginhard, sein Biograph, sein Geheimschreiber oder Canzler war. Unter den Merovingischen Königen hießen sie: summi cancellarii, Obercanzler, oder auch Siegelbewahrer. Wegen der gänzlichen Unwissenheit der Laien waren die Canzler immer von geistlichem Stande. Der Canzler Karl des Einfältigen († 929) hieß Fulco, Erzbischof von Rheims; Hugo Capet († 996) hatte zu seinem Canzler Adalbarus, gleichfalls Erzbischof aus der nur genanten Stadt; Ludwig den Heiligen († 1270) begleitete sein Canzler Balduin auf seinem Zuge nach Tunis. Unter Ludwig VIII. († 1498) erweiterte der Canzler Guarinus diese Würde bedeutend, und brachte es dahin, daß der Canzler unter die Pairs versetzt wurde. Der Canzler Philipps VI. († 1350), Pierre Roger, bestieg den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens VI. Die grausame Regirung Karls IX. († 1574) wird durch den trefflichen Canzler de l'Hopital fast einzig erheitert. Duprat dagegen unter Franz I. († 1547) bewies nur allzusehr, wie viel Übels von diesem wichtigen Posten aus gethan werden könne. Sully unter Heinrich IV, und le Tallier unter Ludwig XIV. sind hinreichend bekant.

Nach dem Absterben der Karolinger in Teutschland hatte Konrad I. († 919) den Bischof Salomon von Costnitz zum Hofcanzler, und den Erzbischof von Salzburg, Pillegrinus, zum Erzcanzler. Da jedoch die höhern Geistlichen, die zum Theil selbst Reichsfürsten waren, nicht immer am Hoflager bleiben konten, so vertraten Canzler ihre Stelle, und recognoscirten und gegenzeichneten die Urkunden. Die Canzler waren also von den Erzcanzlern abhängig; ob sie zuerst von diesen oder von den Kaisern gewählt wurden, ist unentschieden. Vor dem 13ten und 14ten Jahrhundert komt der Name Canzler selten in den Urkunden vor. Sie heißen meistentheils noch Notarii, Capellani, Geheimschreiber, oder schlechthin Schreiber. 1289 findet sich diese Benennung zuerst in einem Schenkungsbriefe der brandenburgischen Markgrafen Otto und Konrad in Lenz brandenburg. Urkunden; dieser Canzler war Canonicus zu Stendal. Seit dem 15. Jahrhundert erhielt die Canzlerstelle eine höhere Bedeutung. Wenn früher dürftige Kentnisse und ein barbarisches Latein ausgereicht hatten, so genügte dieses alsdann nicht mehr, und noch weniger im 16. Jahrhunderte in Teutschland seit der Reformation. Die Regirungsangelegenheiten der Fürsten wurden weitläufiger und verwikkelter; die Canzler mußten daher sehr unterrichtete Männer seyn, denn sie hatten nun die Geschäfte eines Ministers zu besorgen. Das war fast in allen andern Ländern derselbe Fall. In Rom ging, unter den Päpsten, alles durch die Hände des Canzlers. S. S. Bernardus Epist. 313. Bei den Angelsachsen komt, nach Spelman, der Name Canzler im 9ten Jahrhundert unter dem Könige Edward vor, und seine Geschäfte waren auch die bereits oben erwähnten. (Georg Adam Struven: de Cancellario

principis. 1675.) Noch immer vermag der Canzler in England (chancellor) viel in dem Lande, wo nur der Buchstabe des Gesetzes gilt, indem er dem Könige sehr nahe steht, und zuweilen der Verwalter von des Königs Gewissen (the keeper of the Kings conscience) heißt, wenn er bei diesem Gefühl und Naturrecht geltend macht. (Jacobs new law dictionary, art. chancellor.*) — In Spanien war der Erzbischof von Toledo zugleich Canzler — canciller — von Castilien, wovon unter Alfonz IX. († 1230) der Anfang gemacht worden seyn soll. (Beckmanni Syntagma dignitatum illustrium, civilium, sacrarum, equestrium; dissert. XVIII. de Episcopis. c. IX. p. 1388.) Den ersten Platz am Hofe nahm der Capellan ein, den zweiten der Canzler. (De Salcedo theatrum Honoris. L. 16. Tit. 1. Lib. 4. c. 13. p. 386.) Auch dort war sein Hauptgeschäft, königliche Schreiben zu entwerfen und zu versenden. — Im Königreich Polen war im 16. Jahrhundert der Canzler Joannes Zamoiscus wegen seiner Tapferkeit und Beredsamkeit berühmt. — In Dänemark zeichnete sich um dieselbe Zeit Nicolaus Caas als Canzler durch seine Gelehrsamkeit und Thätigkeit aus; in Schweden Ericus Sparrn, in gleicher Eigenschaft, so wie in Böhmen der Canzler Adamus und in Sachsen David Peister (Matthaei Dresseri de Cancellarii munere et dignitate oratio. Lipsiae 1594.)

Reichscanzler war der Erzbischof von Mainz. Auch kleinere Fürsten hielten sich Canzler, wie Humbert II., Beherrscher der Dauphiné.

Geistliche Canzler gab es ferner in den Klöstern und Stiftern. Anfangs bestand ihr Amt nur darin, den Ort zu bewahren, wo der Bischof und die Geistlichen zusammenkamen, um Urtheile zu sprechen, oder auch Gottesdienst zu halten. Nachmals versahen sie die Stelle der Notarien, setzten Verträge auf, und sahen die Bittschriften durch, die man den geistlichen Versamlungen überreichte. Daher heißt es in einem Decrete der Kirchenversamlung zu Narbonne im 8. Jahrhundert: Ego Arricko *Cancellarius* hoc decretum scripsi. In Frankreich hatten die meisten Klöster ihre Canzler, um so mehr, da Karl der Große den Bischöfen 805 befahl, dergleichen zu halten. (Anastasius in vita S. Joannis Eleemosynar. c. 1. num. 6.) Zu Anfange des 9. Jahrhunderts machten die traditiones Fuldenses verschiedene Canzler ihres Klosters namhaft.

Die Hauptkirchen hatten gleichfalls Canzler, denen oblag, den Gottesdienst zu besorgen, oder über dessen rechte Abwartung zu wachen; die Schulen zu besuchen, die Siegel zu Unterschriften zu bewahren, und zum Predigtamte zu verpflichten (Statuta eccles. Londinens. T. 3. p. 339.)

Die Stiftscapitel und Prälaten hielten auch Canzler, denn außer dem Stifts- und Conventssiegel führten sie noch ein eigenes, das der Canzler verwahrte, auch recognoscirte und gegenzeichnete er die von den Bischöfen und Äbten ausgefertigten Briefe und Urkunden.

*) Christ. Fr. Waechtleri de Cancellariis veterum commentatio. Dresdae 1705.

Die Universitäten standen ferner noch unter Canzlern. Professoren und Studirende galten damals für Geistliche, Clerici, und waren es auch großentheils, deshalb erhielten sie in dem Canzler auch ein geistliches Oberhaupt, wozu man gewöhnlich den Bischof oder Dompropst nahm, in dessen Sprengel die hohe Schule lag. Die Päpste wählten möglichst taugliche Männer hierzu. Der Canzler der Universität berief die Professoren, wachte über den Unterricht, sowie über die Sitten der Studirenden, und ertheilte die akademischen Grade. (Hemeraeus de Academ. Parisiens. c. 7 seqq. Stephanus Paschasius in disquisit. Franc. c. 21 seqq.) Und auch in Teutschland war vor der Reformation auf allen Universitäten diese Verfassung; wie in Heidelberg, Leipzig, Rostock, Greifswalde, Ingolstadt, Tübingen, Mainz, Wittenberg und Frankfurt a. d. O.

Den Grafen standen bei den alten Gerichtsverfassungen in Teutschland noch Canzler zur Seite bei den Gerichtstagen. In dem Capitulare Lotharii Tit. 3. c. 12. ist daher verordnet, daß der Canzler ein rechtlicher Mann seyn solle, der in Gegenwart der Schöffen die öffentlichen Urkunden abfasse. In Frankreich stand den Gemeinden (communes) ein Canzler vor, dem jedes Mal ein Schreiber, greffier de la ville, zugegeben war.

Endlich heißt bei Ritterorden, in statistischer Beziehung, der erste Beamte ebenfalls Canzler, der zuweilen einen Vicekanzler unter sich hat. Bei einigen Orden heißt er auch Großcanzler. Er ist Siegelbewahrer des Ordens, und alles, was in Ordensangelegenheiten ausgefertigt wird, soll in seiner Gegenwart besiegelt werden. Es liegt ihm ferner ob, alles, was bei Capiteltagen vorzustellen ist, vorzutragen, auf die Statuten zu halten, und die übrigen Ordensglieder nöthigenfalls an ihre Pflichten zu erinnern. Sein Ordensband, sowie seine Kleidung, ist von der der übrigen Ritter unterschieden. Gewöhnlich wird nicht erfodert, daß er von Adel oder altem Adel sey**). (*A. Herrmann.*)

CAOUTCHOUC, Federharz, Lederharz, elastisches Harz, *Resina elastica, Gummi elast., Resine elastique, Resine de Caoutchouc etc.*, ein eigenthümlicher, weicher, lederartiger, elastischer, zum Theil nicht ohne Zersetzung schmelzbarer und brennbarer Pflanzenstoff (vegetabilisches Caoutchouc), der leichter als Wasser ist, aber sich so wenig in diesem, als in Weingeist auflößt. Man hat ihn vorzüglich in den Trikocken, Urticeen, Lobelien, Contorten, ja selbst in den Cichoreen und Papavereen gefunden.

a) Das echte exotische Pflanzen-Federharz.

**) Folgende Quellen sind benutzt worden: Du Fresne Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. T. II. Art. cancellarius. Frankfurter teutsche Encyclopädie, Th. 5. Art. Canzler. Jacobs new law dictionary. Art. chancellor. Scheidemantels Repertorium des teutschen Stats- u. Lehnrechts. Chassanaei catalogus Gloriae mundi. Beckmanni syntagma dignitatum illustrium civilium, sacrarum, equestrium. De Salcedo theatrum Honoris. Matthaei Dresseri de Cancellarii munere et dignitate oratio. Lipsiae 1594. Christ. Fr. Waechtleri de Cancellariis veterum commentatio. Dresdae 1705. Georgius Adamus Struven, de Cancellario principis. Jenae 1675.

welches erst seit dem Jahre 1736 durch Bongeur, und seit 1751 durch Fresneau und Aublet bekant, von la Condamine aber in eben diesem Jahre beschrieben, und seitdem von Herissant, Macquer, Achard, Thorey, Julians, Grossart, Berniard, Trommsdorf, Fourcroy und Vauquelin, Thomson u. A. genauer untersucht worden, ist ein ursprünglich milchiger, gelblichweißer, an der Luft häutig consistenter, und in dieser, so wie durchs Alter nach und nach sich bräunender Pflanzensaft, der aus den Rindeneinschnitten eines zu den Trikocken gehörigen Baumes (Chevé) im State Missisippi an dem Arkansas und rothen Flusse, in Gujana ꝛc. von selbst fließt. Manche Bäume geben 150—200 Pfd. Caoutchouc, das man dort in Formen gießt, um Flaschen, Spritzen, Fackeln ꝛc. daraus zu machen. Auch das Holz ist sehr elastisch.

Außerdem findet sich dies Caoutchouc in eigenen Saftbehältern der *Hevea Gyanensis* oder *Siphonia Caoutchouc Schreb.* (bei den Indianern *Kaouthouc* oder *Kapuchu*), in denen der *Castylloya elastica* aus der Jussier'schen Ordnung *Urtica*, des *Cactus Ficus Indica* und *religiosa*, *Fic. nymphaeae fol. L.*, und *Fic. popul. Willd.*, *Fic. elliptica* und *prinoides Humb.*, des *Atrocarpus integrifolius*, der *Urceola elast. Roxburgh* (*Tabernemontana elast. Spreng.* einer *Contorta*), der *Vahea Lamark.* (*Tabernemontana gummifera Spreng.*), der *Cecropia peltata*, *Hippomane biglandulosa*, *Sapium Aucuparium Jacqu.*, *Laureiros Vernicia*, wahrscheinlich aus der Gattung *Toxicodendron Capense Thunb.* u. a. südamerikanischen Gewächsen. Jedoch ist das aus *Tabernemont. elast. Spt.* gewonnene Federharz nicht so elastisch, aber zäher als das amerikanische; es löst sich in Kajeputöl auf, und gibt dann einen guten Firniß. *Lobelia Caoutchouc Humb.* liefert das in Quito verkäufliche Federharz. Auch andere Lobelien sind, wie die Campanuleen, an die sie grenzen, zum Theil reich an ätzendem Milchsaft. Bis jetzt ist es aber noch unbekant, von welcher unter allen diesen Pflanzen unser verkäufliches Federharz komt [1]).

Gewöhnlich wird dergleichen Milchsaft in Schichten auf Thon aufgetragen, und so lagenweise über Feuer getrocknet; reiner fällt das Harz aus dem in Flaschen verschlossenen Safte nach einiger Zeit zum Theil nieder, während ein Theil gelöst bleibt, der erst an der Luft, oder bei Zusatz von Chlorin sich niederschlägt, woraus Fourcroy schließt, daß ein Theil davon im Milchsafte in einem desoxydirten löslichen Zustande existire.

Das im Rauche getrocknete Federharz in Flaschenform, wie wir es erhalten, ist vom Anfange an braun, durchscheinend, in dünnen Scheiben wohl durchsichtig, fest, zähe, sanft und etwas schlüpfrig anzufühlen, höchst elastisch, so daß sich ein Streifen davon beim Erwärmen zusammenzieht, und beim Erkalten wieder ausdehnt, wobei er freie, durch die Lippen bemerkbare Wärme entwickelt, und seine Elasticität verliert, die er aber durch Eintauchen in kaltes Wasser wieder erhält. Das Caoutchouc ist ferner 9335 spec. schwer nach Brisson, riecht schwach, doch eigen aromatisch, und ist ohne Geschmack. Es erweicht sich in kochendem Wasser, und läßt sich dann in Streifen innig zusammenkleben. — Über Feuer, oder bei etwa 125°, schmilzt es, nach Achard, leicht unter Entwickelung weißer, etwas würzig riechender Dämpfe, wird und bleibt, erkaltend, so dick, wie schmieriges Öl oder Wagentheer. Länger gelinde geschmolzen, gesteht es nach dem Abkühlen zu einer schwarzen, brüchigen Masse. Bei der trocknen Destillation gibt es kohlensaures- und Kohlenwasserstoffgas, ein Ammonium haltiges Wasser, dessen Ammonium wol von einer beigemischten stickstoffigen Materie herrühren mag, ferner ein farbiges, breuzliches Stinköl, welches bei gelinder Destillirhitze gelb und flüssig, nach Speck, bei heftigerer braun und dick, noch stärker riecht, und wovon ein Theil, nach Achard, in Alkohol sich auflösen soll, der andere nicht. Die rückständige, wenig schwammige, schwer verbrennliche Kohle läßt nur Spuren salziger Asche zurück.

Leicht entzündlich, brent es in der Luft, wie Öl, mit heller, weißer, stark rußender, etwas stinkender Flamme. Bei unterbrochenem Fortbrennen bleibt es in dem obigen ölartigen Zustande zurück.

An der Luft färbt es sich gelblicher, und wird zuletzt bräunlich, höchst wahrscheinlich vermöge eines ihm eigenen Pigments. Unauflöslich in kaltem und siedendem Wasser, schwillt es in diesem wie eine Haut auf. In wäßriger Salzsäure und in Alcohol gleich unlöslich, wird es durch letztern blos entfärbt, und schwillt, damit gekocht, auf. In Schwefelalcohol löst es sich, nach Lampadius, zum Theil auf. Absoluter Schwefeläther, und zwar, nach Juch, 1 Pfd. davon, löst 11 Loth und noch mehr desselben auf. Durch Alcohol und Wasser wird diese Auflösung getrübt. Verdunstet läßt sie das Harz unverändert zurück. Schwefeläther mit hervorstechendem Weingeist löst nur äußerst wenig auf. In Salz- und Salpeteräther schwillt es, nach Achard und Pfaff, auf, wird weiß und löst sich auf. Nach Julians soll sich das Federharz mit Eier-, Baum- und Leinöl, und mit Vipernfett, aber nicht mit Ricinusöl verbinden. Nach Achard wird es von Lein- und Mohnöl gar nicht, wenig von Nußöl, desto mehr von Mandelöl, noch besser von flüchtigen Ölen, am leichtesten von Chamomillenöl, ziemlich leicht, zumal erwärmt, von Guajak-, Bernstein-, Kümmel-, Kajeput-, Angelika-, Myrrhen-, Rosmarin-, Terpenthin-, Muskat- und Wachsöl; kaum von Melissen- und Orangenblüthöl, gar nicht von Dippels Thieröl, von Lavendel-, Nelken- und Zimmtöl aufgelöst. In kaltem gereinigtem Bergöl schwillt es, nach Saussure, zum 30fachen auf; beim Erhitzen löst sich ein Theil auf, während der andere, der sich auch als Federharz verhält, unauflöslich bleibt; die Auflösung läßt, nach Fabbroni, beim Verdampfen unverändertes Caoutchouc zurück. Das in kochendem Wasser erweichte löst sich immer leichter auf, aber die Auflösung ist um so schwieriger, je mehr sie Harz enthält; sie läßt an der Luft eine schmierige, aber länger in derselben sich zu Federharz wieder gestaltende Masse zurück, und, beim Vermischen mit Weingeist, diesen, als einen zähen, an der Luft austrocknen-

1) Vergl. C. Sprengel i. Stolze's Berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXVI. 1. S. 9—15.

den Schleim fallen. Bei erfolgender Verdunstung der Fett- und Ätheröle bleibt es dort mit Verlust seiner Elasticität, hier noch ganz elastisch zurück.

In Kalilaugen wird es weich und schmierig, und soll sich zuletzt, nach Thomson, aber nicht nach Achard und Berniard, darin auflösen.

Vitriolöl verkohlt es, unter Entwickelung von schweflichtsaurem Gas, oder bildet damit in der Wärme eine terpenthinartige Masse, aus der Wasser, nach Achard, ein schwarzes, brüchiges Harz abscheidet, ohne doch, gleich den Harzen und dem Campher, nach Hatchett, zugleich Kunstgerbstoff zu liefern.

Von der Salpetersäure wird es, nach Fourcroy, gelb gefärbt, unter Entbindung von Stick- und kohlensaurem Gas, nebst Blausäuredunst, und zum Theil in Sauerkleesäure, zum Theil in eine Fettwachs ähnliche Substanz umgewandelt. Sechs Theile rauchender Salpetersäure lösen, nach Achard, unter Aufbrausen, 1 Theil Federharz mit dunkelbrauner Farbe vollständig auf. Wasser schlägt aus der Auflösung gelbe, in Weingeist, Säuren und Kalien, aber nicht in flüchtigen Ölen lösliche Flocken nieder, welche bei 100° sich entflammen.

Das Caoutchouc besteht aus Wasserstoff, Kohlen-, Stick- und Sauerstoff; ersterer waltet in der Mischung vor.

Der Nutzen dieses Harzes ist jetzt ausgebreiteter, als jemals. Zuerst gebrauchte man es bei uns blos zur Austilgung der Bleistiftschrift und Zeichnung auf Papier, Pergament ꝛc. Pickel u. A. wendeten es zur Verfertigung chirurgischer Werkzeuge, z. B. biegsamer Catheter, Bougies, Kerzen, Röhren [2]), Spritzen und Spritzenröhrchen, Brustwarzenhütchen oder Ringe, Bruchbänder ꝛc., die käuflichen Federharzfläschchen insbesondere zu Milchpumpen, Sauerstoffgasinhalatoren ꝛc., Caoutchoucstreifen zu reinlichen Lutirungen chemischer Gefäße (s. Stratingh a. a. O. S. 238.) mit Vortheil an. Ferner gibt, nach Aikin, das geschmolzene, oder in Terpenthinöl, Schwefelnaphtha ꝛc. [3]) aufgelöste, einen festen Firniß bildende Caoutchouc einen weit bessern Überzug für Metalle, um sie gegen Oxydation (Rost) zu sichern, als Fettigkeiten, oder andere Harze. Er läßt sich durch warmes Terpenthinöl mittelst einer Bürste leicht wieder wegnehmen. Derselbe Firniß, mit Nuß-, Mohn- oder Leinöl versetzt, welche durch Bleiglätte austrocknend gemacht sind, dient auch zum Überstreichen des zu aërostatischen Maschinen ꝛc. bestimten Taffets ꝛc., steht aber hier dem Kopal- oder Bernsteinfirniß nach. Überhaupt trocknet er ohne Zusatz von Trockenfirnissen sehr schwer und langsam; (vergl. den Art. Firniß.) — Endlich dient das Caoutchouc, in Berg- oder Steinkohlenöl gelöst, um Wollen-, Seiden- u. a. Zeuge vollkommen wasserdicht zu machen.

b) Unser einheimisches Pflanzen-Federharz, das dem exotischen in manchem Betracht ähnelt, aber wieder sehr wesentlich davon abweicht, wird gewonnen durch Ausziehen des getrockneten Milchsafts von *Euphorbia Cyparissias* u. a. Euphorbienarten, aus Lactucen, aus den europäischen Feigenbäumen ꝛc., vom *Papaver somniferum*, *Cichorium Intybus*, *Asclepias syriaca*, *Viscum album etc.* [4]) mittelst Wassers und Weingeists, wo dasselbe zurückbleibt, als eine weiße oder gelbliche ꝛc., an der Luft auch im Dunkeln, aber im Wasser, selbst am Lichte nicht sich bräunende, in der Kälte harte und spröde, in gewöhnlicher Temperatur weniger, als das eigentliche Federharz, elastische Masse, die in der Hitze weich, übermäßig dehnbar und klebend wird, leichter, als das wirkliche Federharz, schmilzt, und beim Erkalten wieder erstarrt [5]). Nach John [6]) wird es durch Schmelzen zu einer theerartigen Flüssigkeit, verbrent mit Flamme, und zeigt beim Ausblasen derselben den Geruch und theerartigen Rückstand des echten Federharzes. Im Wasser ist es, nach Carradori nur schwierig, nach John gar nicht auflöslich, eben so wenig in Weingeist, leicht aber im Äther und in erwärmten Ätherölen, durch Weingeist daraus fällbar; auch löst es sich in siedenden Fettölen auf. Durch Ammonium wird es entfärbt, und bei längerer Digestion erweicht, ohne sich in ihm und in den übrigen Kalien aufzulösen. Löslich ist es aber in erhitzter Salpetersäure. Bei fortgesetzter Erhitzung scheidet sich eine gelbe, zerreibliche, bittere Substanz ab, ohne daß dabei Sauerkleesäure gebildet wird.

II. *Mineral-Caoutchouc*, oder fossiles Federharz ist, nach Hatchett, eine braune, durchscheinende, weiche, minder zähe und elastische Substanz, wie das eigentliche Caoutchouc, von 0,926 spec. Gewicht, von ebenem, flachmuschlichem, schwach fettglänzendem Bruche, und bituminösem Geruche. Es löst sich weder in Wasser, noch Weingeist, schwillt in Stein- und Terpenthinöl auf, wird vom Vitriolöl nur oberflächlich verkohlt, schmilzt leicht und verbrent dann mit Flamme. Mit 10 Theilen Salpetersäure digerirt, und hierauf abgedampft, liefert es eine zähe, pomeranzengelbe Masse, aus welcher Wasser Kunstgerbstoff auszieht, mit Rücklassung einer pomeranzengelben, leicht in Weingeist löslichen, und daraus durch Wasser fällbaren harzigen Materie.

Dieses merkwürdige Mineral, welches bis jetzt ganz oder fast allein auf die Odingrube in Derbyshire beschränkt war, ist neuerdings in Southbury, 20 engl. Meilen nordwestlich von New-Haven, gefunden worden. Es bildet hier ½ Zoll breite und mehre Zoll lange Adern zwischen den Fasern-Rissen des Atlas-Spaths oder faserigen Kalksteins. Seine Farbe ist schwarz; leicht nimt es Eindrücke von dem Nagel an, und läßt sich zwischen den Fingern in eine völlige Kugel kneten. Einige Varietäten haben mehr Härte, einen harzigen Glanzschein und einen Muschelbruch. Es brent mit außerordentlichem

2) S. Schweigger's Journ. ꝛc. 1822. VI. S. 365 ꝛc. — Stratingh i. Dingler's polyt. Journ. XV. 2. S. 237 ꝛc. — du Menit i. Schweigger's Journ. d. Ch. Neue Reihe. 1824. X. 2. S. 255 ꝛc. 3) S. Pelletier i. Scherer's a. Journ. d. Ch. II. 10. S. 502 ꝛc. Juch i. Gehlen's n. Journ. d. Ch. IV. 2. S. 216. ꝛc.

4) S. Tilebein i. Crell's N. Entdeck. i. d. Ch. VII S. 58. Das Mistelharz, rein ausgewaschen, sieht hellgrün aus, und zeigt, in dünnen Scheiben getrocknet, über einem warmen Ofen, viele Ähnlichkeit mit dem Federharze. 5) S. Carradori i. Gehlen's n. Journ. d. Ch. VI. S. 641 ꝛc. 6) Dessen chem. Schrift. II. S. 6 ꝛc.

Glanze, vielem schwarzen Rauch und einem aromatisch-harzigen Geruche. Während des Brennens fallen Tropfen des flüssigen Feuers schnell hinter einander mit einer Art pfeifendem Geräusch, ganz wie bei dem Pflanzen-Caoutchouc, und es schmilzt auch ganz so, wie dieses. Auf Papier gerieben, läßt es einen schwarzen Streif und nimt eine hohe Politur an. Aber Bleistiftspuren nimt es nicht vom Papier weg rc. 7). (*Th. Schreger.*)

Caper, Caperei s. Seeräuberei.

CAPIDAVA (auf der Peutingerschen Tafel fehlerhaft Calidava), ein Castell in Nieder-Mösien, 18 Mill. nordöstlich von Axiopolis (wo heut zu Tage der Flecken Rischorat steht), welches außer den Itinerarien (z. B. des Antoninus), auch Hierokles und der byzantinische Kaiser Constantinus Porphyrogenitus *) kent, das heutige Csernawoda (Tschernawoda, d. h. Schwarzwasser). Als Besatzung lag hier eine Abtheilung Reuterei. (*Rumy.*)

CAPITAIN oder Hauptmann, ist bei den Kriegsheeren eine bekante Ehrenstelle, mit der gewöhnlich der Oberbefehl über 100 bis 200 Soldaten verbunden ist, daher die Capitaine (span. Capitan, ital. Capitano) bei den Römern, die zuerst ein geordnetes stehendes Heer hatten, Centuriones hießen. Nach dem Untergange des römischen Reiches in Europa, wo überall die Lehnsleute an die Stelle des stehenden Soldaten traten, die entweder Anführer aus ihrer Mitte bekamen, oder unter dem unmittelbaren Befehle ihres Lehnsherrn standen, scheint wol zuerst die Benennung Capitain oder Hauptmann für die Anführer kleinerer Abtheilungen aufgekommen zu seyn, von dem die letzteren angeworben und unterhalten wurden. Offenbar hatte diese Benennung ihren Ursprung von der Stellung des Ersten Offiziers im Gefecht, an der Spitze seines Haufens; als Ehrenstelle findet sie sich in Frankreich 1445 bei den von Karl VII. errichteten 15 Ordonanz-Compagnien, deren jede aus 1 Capitain oder Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Führer, 1 Fähnrich und 100 Rittern (Hommes oder Gens d'Armes) oder 600 Mann bestand, weil jeder Ritter 1 Pagen, 1 Knappen (Coutilleur) und 3 Armbrustschützen (Archers) bei sich hatte. Auch das Fußvolk setzte Karl VII. auf einen regelmäßigen Fuß, und bestimte die Stärke der Armbrustschützen auf 16,000 Köpfe, die unter 4 Obersten in 28 Compagnien getheilt waren, welche von eben so viel Capitains befehligt wurden. Denselben Namen führten auch die Anführer der teutschen Lanzknechte (Lansquenets); ein solcher Hauptmann oder Capitain hatte damals unter seinem Haufen (Fähnlein), der 400 Köpfe stark war, 200 Hakenschützen mit Luntenröhren — die nach ihrer Größe Ganze oder Halbe Haken hießen; — die übrigen führten lange Spieße (Piquen) und Harnische, oder Hellebarten und Schlachtschwerter, welches besonders von den Ober- und Unteroffizieren geschahe. Die Kriegshaufen zu Fuß standen unter dem Befehl des Obersten, der seinen Capitainen Auftrag und Vorschüsse gab, ihre Compagnien in der von ihm bestimten Stärke (300 — 600 Mann) zu werben, in den Waffen zu üben, und mit den aus der Kriegskasse erhaltenen Geldern zu bezahlen. Eine Einrichtung, die mit einigen Modificationen bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestand, und erst nach und nach dahin abgeändert ward: daß der Capitain nicht mehr die, nun ganz von dem State übernommene Verpflegung und Bekleidung seiner Compagnie zu besorgen hatte; dadurch aber auch großen Theils das Interesse am Wohl oder Wehe der einzelnen Individuen, und die Mittel verlor, sich ihre Liebe zu erwerben. Ihre monatliche Bezahlung war bei den Lanzknechten das Zehnfache des Soldes der Gemeinen (bei den Teutschen 40 bis 60 Gulden). Bei der französischen Infanterie, wo Ludwig XII. zuerst adelige Capitaine und Lieutenants anstellte, bekamen jene den Oberbefehl über die Banden, welche anfangs 2000, nachher aber nur 500 Köpfe stark waren, als Franz I. im Jahr 1522 ein Heer von 50,000 Franzosen, Teutschen und Schweizern nach Italien führte. Auch die 1534 in den Provinzen errichteten 7 Legionen waren jede in 6 Banden zu 1000 Mann getheilet, die von einem Capitain befehliget wurden. Diese Legionen gingen wegen ihrer schlechten Mannszucht ein; nach der Schlacht von St. Quentin aber wurden sie von neuem errichtet, und bei jeder 15 Capitaine angestellt, welche die 400 Mann starken Compagnien unter sich hatten. Die alten Banden, die wegen der fortwährenden Kriege stehend geblieben, aber sehr zusammen geschmolzen waren, wurden zusammen gestoßen und in Regimenter formirt, deren Montluc (Commentair. Liv. 4.) zuerst bei dem Jahre 1558 erwähnt. Bei der Reuterei waren anfangs die Capitaine der völlig geharnischten Gens d'Armes oder Lanzierer unabhängig, und standen blos unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls. Die Cornetten oder Compagnien zu Pferde waren 200 bis 250 Mann stark, unter denen sich die Lanzierer, Schützen und Knechte zusammen befanden, bis im XVI. Jahrhunderte die Schützen von den Geharnischten abgesondert wurden und ihre besondern Capitaine erhielten. An Besoldung bekamen diese auf jedes Pferd ihrer Cornette ½ Reichsgulden monatlich, folglich bald mehr, bald weniger, nach Verschiedenheit der Stärke der Compagnien. Diese waren bei den Spaniern seit Ferdinand dem Katholischen 50 Geharnischte stark, deren jeder 3 oder 4 leichte Reuter bei sich hatte, und ihr Capitain hieß *Quadrillero*, denn Capitan war blos die Benennung des Feldherrn; daher el gran Capitan die Benennung des Gonsalvo von Cordova, welche ihm die hochtönende Sprache seiner Landsleute, wol nicht mit vollem Rechte beilegte. In Frankreich und den Niederlanden führte daher der Oberfeldherr lange Zeit den Namen Capitaine-général. — Seit dem 16. Jahrhunderte finden sich bei der Artillerie Capitaine, weil sie gleich den andern Truppen in Compagnien eingetheilt ward; auch das Brückenwesen stand unter einem Hauptmann, der 20 Realen Besoldung hatte. Die letztere war bei der Reuterei stärker, als bei dem Fußvolke, denn der Capitain bekam bei den Kürassieren 80 Kronen monatlich und 10 Rationen, bei den Schützen oder Arkebusieren aber 70 Kronen und 10 Rationen. Bei der Infanterie hingegen hatte der Capi-

7) S. Silliman's Journ. rc. VI. S. 370 rc.

*) lib. II. them. 1.

tain nur 2 Reitpferde und einen zweispännigen Wagen zu seinem Gepäck. Im 30jährigen Kriege war mehr Ordnung bei den Heeren, deren Verfassung sich schon der gegenwärtigen nähert. Der Capitain von der Infanterie erhielt monatlich bei den Kaiserlichen 120 Rthlr. und bei den Schweden 61 Rthlr. Es scheint, daß beide Sätze bei den spätern Bestimmungen der neuern Zeit zur Norm gedient haben. Eine Hauptmanns-Stelle kostete damals bei den Franzosen, wo die Chargen verkäuflich waren, 12,000 Livres. Im 17. Jahrhundert hatte der Capitain bei den Franzosen — den Monat zu 45 Tagen gerechnet — 75 Livres; die Artillerie 135 Livres, und die Reuterei 100—300 Livres. Bei den Preußen war die Besoldung des Capitains der Infanterie — den Monat zu 30 Tagen — 3[illegible] Rthlr. Da er zugleich die Werbung seiner Compagnie b[illegible]gen mußte, hatte er die Erlaubniß, einen Theil Soldaten 10 Monat im Jahre auf Urlaub gehen zu lassen und ihre Löhnung innen zu behalten. Man ahmte in der Folge bei den meisten teutschen Armeen diese Einrichtung nach, durch die der Capitain in den Stand gesetzt ward, als ein versorgender Vater an seiner Compagnie zu handeln. Bei den Franzosen und Östreichern fand jedoch keine Beurlaubung statt; die Capitaine hatten keine andere Einnahme, als ihren Sold; der Stat lieferte dem Gemeinen Alles in Natura, und dem Capitain blieb nur die Übung der Compagnie und die Ausübung der polizeilichen Justiz bei derselben. Seit 1806 ist jene, dem Capitain vortheilhafte und dem gemeinen Soldaten ersprießliche Einrichtung überall abgeschafft, und dagegen die bis daher bei den Franzosen bestandene angenommen worden. Es finden nun zwei besondere Gattungen Capitaine statt: 1ster und 2ter Klasse, wovon jene 83⅓, 100 bis 103⅓ Rthlr., die letztere aber 50 bis 66⅔ Rthlr. monatlich bekommen. Eine dritte Klasse sind die auf halben Sold gesetzten (Capit. reformés), die nicht völlig entlassen sind, jedoch fürs Erste keinen wirklichen Dienst thun, und deshalb nicht ihre volle Bezahlung erhalten.

Capitaine d'Armes, bei den alten Teutschen der Rüst- oder Rostmeister, ein Unteroffizier, welcher die Gewehrstücke und überhaupt die Vorräthe der Compagnie in seiner Aufsicht und Verwahrung hat und für ihre gute Erhaltung Sorge trägt. Wendelin Schildknecht sagt: „der den Rost mit ungebranter Asche von dem Buckel der Soldaten reibt, daß die Musketen glänzend werden!"

Capitaine des Avanturiers oder *des brigands*, hießen ehemals in Frankreich die Anführer einer Gattung leichter Truppen, die von ihnen ohne besondern Befehl des Königs auf eigne Kosten angeworben, und durch Rauben und Plündern unterhalten wurden. Zwar sahen sich im 15. Jahrhunderte die Könige von Frankreich öfter gezwungen, sich dieses Gesindels im Kriege zu bedienen; Franz I. aber befahl 1543, die herumstreifenden Banden aufzusuchen und ohne Schonung zu tödten.

Capitaine des guides heißt derjenige Offizier, der wegen seiner Terrainkentniß die Aufsicht über die Boten und Wegweiser hat und die Marsch-Routen entwerfen muß. Die Guiden waren bei der französischen Armee in besondere, berittene Compagnien formirt, deren Capitain monatlich 350 Liv. bekam, und die 19 Mann stark von dem Ober-General aus der Reuterei gewählt ward, um ihm zu einer Art von Leibwache zu dienen, und ihm beim Rekognosciren u. dgl. zu begleiten.

Hafen-Capitain, hat in den Häfen die Seearsenale und alle dahin gehörende Etablissements unter seiner Aufsicht, sorgt für die Reinigung des Hafens und für die, von den im Hafen liegenden Schiffen zu beobachtende Ordnung, daher er in den teutschen Seestädten auch den Namen des Hafenmeisters führt.

Kaper-Capitain, der Befehlshaber eines — gewöhnlich von Privatpersonen zum Kriege ausgerüsteten — Schiffes, womit er während eines Seekrieges, mit Erlaubnißscheinen der Regirung (Markebriefen) versehen, die feindlichen Kauffahrer hinwegnimt, die Colonien und überseeischen Besitzungen des Feindes plündert und zerstört, mit einem Worte: letzterem allen nur möglichen Schaden zufüget, jedoch ohne die Neutralen anzutasten, wofür er verantwortlich ist und seine Rheeder bisweilen Kaution stellen müssen. Der Kaper-Capitain muß ein erfahrner und gewandter Seemann, und mit unerschütterlichem Muth und schnellem Entschluß begabt seyn, um sich durch keine, noch so groß scheinende, Gefahr aus der Fassung bringen zu lassen, und seine Besatzung (die Kapergasten) in Ordnung zu halten, die gewöhnlich, wie Wallensteins Krieger, von allen vier Winden zusammengeweht sind.

Schiffs- oder See-Capitaine sind die Oberbefehlshaber eines Kriegsschiffes, die sich gewöhnlich in 2 Klassen theilen, von denen die Erste den Befehl über die Linienschiffe, die Zweite aber über die Fregatten führt, daher sie bei den Spaniern auch Fregatten-Capitains heißen. Die kleineren Kriegsfahrzeuge, Kutter, Briks, Sloops und Brander werden gewöhnlich blos von Schiffs-Lieutenants commandirt. Der Schiffs-Capitain hat, als solcher, einen ausgebreiteten Wirkungskreis, und 800 bis 1000 Mann unter seinem Befehl, daher auch mehrentheils den Rang eines Obersten von der Landarmee. Er muß eine vollständige Kentniß der Mathematik und Nautik, mit besonnener Herzhaftigkeit verbinden, um dem stürmenden Elemente, wie dem feindlichen Feuer mit ungestörter Ruhe entgegen zu gehen. Im Gefecht ist seine Stelle oben auf der Schanze (dem Hintertheile des Schiffes), wo er alles übersehen und sogleich die nöthigen Befehle geben kann. Die Führer der Kauffahrer werden nur uneigentlich Schiff-Capitains genant, da sie blos Schiffer sind und als solche keinen besondern Rang haben.

Stabs-Capitaine oder Capitain-Lieutenant, heißen die Führer solcher Compagnien, die einem höhern Stabsoffizier gehören, oder auch wol eine fürstliche Person zum Chef haben, wie es bei den Garden sehr oft der Fall ist.

In Frankreich führen auch andere Vorgesetzte von Civilbehörden den Titel Capitaine; z. B. die Aufseher der königl. Gebäude, der Ober-Jägermeister (Capit. des chasses), der Ober-Zoll-Inspector u. s. w.

Capudan Pascha, der Großadmiral und Ober-

Inspector des türkischen Seewesens, über das er mit unumschränkter Gewalt herrscht, und alle Seeoffiziere ein- und absetzt. Unter ihm stehen nebst dem, um das Arsenal herum liegenden Theile der Vorstadt Pera in Constantinopel, alle Seeküsten, Häfen und Inseln, von denen er einen Theil seines Einkommens, so wie ⅐ aller gemachten Beute erhält. Er ist allezeit Pascha von 3 Roßschweifen und Mitglied des Divans; im Kriege aber Anführer der großen Hauptflotte. (*v. Hoyer.*)

CAPITANA hieß ehemals, als Galeerenflotten noch im mittelländischen Meere üblich waren, die Haupt- oder Admiralsgaleere. Das vornehmste Fahrzeug bei der Perlfischerei führt ebenfalls diesen Namen. (*v. Hoyer.*)

CAPITO, Caius Ateius, ein römischer Jurist, welcher unter Augusts und Tibers Regirung lebte. Nicht von niedriger Herkunft, aber ohne berühmte Vorfahren, schwang er sich durch Schmeichelei gegen das Statsoberhaupt zu einer bedeutenden Stelle im State empor, und gelangte zur Würde eines Consul suffectus. In der Rechtswissenschaft benutzte er den Unterricht des Ofilius. Wiewol ihm der Ruhm bedeutender Gelehrsamkeit auch im antiquarischen Fache zuerkant wird, so scheint er doch in seinen Schriften weit weniger durch freie philosophische Forschung das Gebiet der Wissenschaft erweitert, als durch streng juristische Beurtheilung der Meinungen seiner Vorgänger früheren Irrthümern gesteuert, und überhaupt eine vorherrschende practische Richtung gehabt zu haben. In allen Beziehungen war ihm sein großer Nebenbuhler, M. Antistius Labeo, entgegengesetzt; nicht blos als eifriger Verehrer der Freiheit, knechtischen Gesinnungen Feind, sondern auch als Jurist von echt wissenschaftlichem Bestreben, und durch freien philosophischen Forschungsgeist geleitet. So konte es nicht fehlen, daß Capito und Labeo, beide ausgezeichnet durch Talent und Gelehrsamkeit, aber nach ganz verschiedenen Richtungen strebend, Nachahmer und Schüler fanden, welche, die Ansichten ihrer Meister genauer ausbildend, sich allmählig in verschiedene Secten trenten, die man sich aber ja nicht mit sclavischer Anhänglichkeit an die Worte des Meisters, oder gar mit Verfolgungsgeist zu denken hat. Unter den Schriften des Ateius Capito werden uns genant: ein Werk über das Priester-Recht, von welchem eine Abhandlung über die Opfer (de iure sacrificiorum) nicht verschieden gewesen, sondern nur einen Abschnitt desselben ausgemacht zu haben scheint; eine Schrift über die Amtspflichten der Senatoren; eine Samlung von Briefen, und ein Werk unter dem Titel Coniectanea, in mehren Büchern, deren Anzahl über drittehalb hundert betrug. In den Pandekten Justinians ist keines von Capito's Werken excerpirt, doch wird er öfters erwähnt, und bald Atejus bald Capito genant, auch haben sich mehre Fragmente aus demselben bei Gellius, Festus und Macrobius erhalten *). (*Dirksen.*)

*) Hat Tacitus vielleicht diesen Gelehrten, zum Vortheil des republicanischen Labeo, mit dessen Denkungsart er mehr übereinstimte, zu sehr ins Schwarze gezeichnet? Die Schriften über ihn handeln alle zugleich und hauptsächlich über Labeo, und sollen daher bei diesem Artikel angeführt werden.

CAPITOLO bedeutet zwar auch im Italienischen überhaupt einen Abschnitt eines prosaischen Werkes, ein Capitel, hat aber in dieser Sprache noch die eigenthümliche Nebenbedeutung erhalten, daß darunter ein Gedicht in terza rima verstanden wird; mag es nun ein für sich bestehendes kleines Gedicht, oder ein Theil, ein Gesang eines größeren Gedichts in dieser Versart seyn. So werden die Trionfi des Petrarca, das Dittamondo des Fazio degli Uberti, das Quadriregio des Federigo Frezzi, weil sie in Terzinen geschrieben sind, in Capitoli getheilt. Nur beim Dante macht man eine Ausnahme; selten findet man die Gesänge der *Divina Commedia* Capitoli überschrieben, sondern beinahe immer Canti, wie sie auch der Dichter selbst genant hat. Seit dem 16. Jahrhundert aber versteht man unter Capitolo ein kleines selbständiges Gedicht in terza rima, scherzhaften oder satirischen, nicht selten auch schlüpfrigen und schmuzigen Inhalts. Am meisten hat sich in dieser Gattung Francesco Berni († 1536) ausgezeichnet, nach welchem daher die scherzhafte Poesie der Italiener auch wol poesia bernesca oder berniesca genant wird. Beinahe jeder irgend bedeutende Dichter und Schriftsteller jener Zeit hat auch einige Capitoli geschrieben; so hat man dergleichen von Mauro, Della Casa, Varchi, Molza, Firenzuola, Grazzini, Gelli, ja selbst von Galilei und von Macchiavelli. Geist, Witz und Laune werden in diesen Gedichten verschwendet, um niedrige, bizarre oder ekelhafte Gegenstände, wie die Pest, die Hungersnoth, die Schulden, die Lüge u. s. w. paralogistisch zu erheben; und wenn diese Dichtungen auch von der einen Seite allerdings die traurigen Zeichen der Gesinnungslosigkeit, des sittlichen und religiösen Verderbens jener Zeiten sind, so zeichnen sie sich doch vor ähnlichen Werken anderer Nationen durch die sorgfältigste Feile und die höchste Eleganz der Sprache aus. (*Blanc.*)

CAPOTASTO (wofür man häufig, und barbarisch genug, den hier sinnlosen Namen Capo d'astro gebrauchen hört), heißt auf Saiten-Instrumenten mit Bünden (siehe den Art. Bund), wie die Guitarre, Gambviole u. dgl., der Sattel, über welchen die Saiten von den Wirbeln aus zum Griffbrete hinlaufen, und auf welchem sie also in ihrem natürlichen Zustande aufliegen (im Gegensatze der übrigen Stege oder Bünde, auf welche die Saiten erst beim Greifen niedergedrückt werden), also Haupt-Bund, Haupt-Sattel, Haupt-Griff, capo-tasto. Zur Bequemlichkeit der Guitarrespieler hat man die Einrichtung ersonnen, je nach Bedürfniß den Hauptbund beliebig auch um einen oder mehre halbe Töne höher zu verlegen, welches dadurch geschieht, wenn man, mittelst irgend einer Vorrichtung, die sämtlichen Saiten zwischen dem Hauptbunde und dem nächsten Bunde, oder auch zwischen diesem und dem folgenden u. s. w. beständig niedergedrückt erhält, welches leicht dadurch bewirkt werden kann, daß man sie entweder an der besagten Stelle mit einer Schnur oder Saite fest niederbindet, oder daß man daselbst ein dazu bestimtes Leistchen von Holz oder Elfenbein rc. quer über die Saiten befestigt und festbindet oder schraubt, wodurch dann der nächst vor der Unterbindung befindliche Bund nunmehr die Stelle des Hauptstegs, des capotasto, vertrit. Die Erleichterung, welche diese

Vorrichtung gewährt, besteht, wie man leicht einsieht, darin, daß der Guitarrespieler gar leicht z. B. aus Cis-Dur spielen kann, indem er auf solche Weise den Hauptbund um einen halben Ton höher verlegt und dann nur ganz bequem aus C-Dur zu spielen braucht. Nicht selten wird nun auch dem oben erwähnten zum Aufschrauben bestimten Stückchen Holz ꝛc. der Name Capotasto beigelegt. Gemeinüblich wird wol, auch auf anderen Saiten-Instrumenten, dem nächst dem Wirbelkasten befindlichen Sattel oder Kissen der Name Hauptsattel, capotasto, beigelegt, und diesem Sprachgebrauche gemäß wird denn auch vom sogenanten Daumeneinsatze oder Sattelmachen beim Violoncellspiele der Name capotasto gebraucht: far il capostato. (*Gfr. Weber.*)

Capra ovis s. am Ende des Bandes.

CAPRETTA, Gaudenzio Erich, geb. zu Venedig den 22. Nov. 1730, gest. im Kloster St. Giovanni Evangelista zu Parma den 11. Dez. 1806. Er trat erst in das Kloster la Praglia und vollendete seine Studien in Rom, um darauf zu Florenz und Pavia die Theologie zu lehren. Endlich erhielt er die Professur des canonischen Rechts auf der Universität zu Parma. Hier war es, wo er im Namen der Stadt den König von Schweden Gustav III. bewillkommnete, und ihm eine bei Bodoni prachtvoll gedruckte Schrift, betitelt: Gustavus III. Sueciae Rex regiae potestatis restitutor ac publicae tranquillitatis assertor. Parmae 1784. überreichte. Er beschreibt darin die merkwürdige Stats-Umwälzung von 1772, ohne zu ahnen, daß sie zum gewaltsamen Ende seines Helden beitragen würde. Die Republik Venedig belohnte den Verfasser, der zu ihren Nobili gehörte, indem sie ihm mit einem Jahrgehalt den Titel eines Abate verlieh. Pius VII., der mit Capretta in einem Kloster gewesen war, ernante ihn zum Abate di governo. Vergl. *L. Bellomo* Orazione funebre sul Capretta. Venezia 1806.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAPRICCIO nent man in der Musik jedes Tonstück, welches noch mehr als die sogenante Phantasie, von den gewöhnlichen Formen der Tonstücke abweicht, und dadurch wol gar ins Sonderbare, Wunderliche, oft sogar Neckische und Barocke überschweift, für welches Alles der Tonsetzer, indem er die Überschrift Capriccio über sein Tonstück schreibt, sich gleichsam der Mühe entheben will, Rechtfertigungsgründe anzugeben, an deren Statt gleich die Überschrift antwortet: ich habe eben darum so wunderlich geschrieben, weil ich nun grade so schreiben wollte; es war eben so eine Caprice von mir u. s. w. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß der rechte, wahre Genius auch in der ungeregelten Form eines Capriccio trefflich Schönes zu schaffen vermag, wozu es an Beispielen nicht fehlt. Auch gibt man den Namen Capriccio's oft solchen Übungsstücken, in welchen der Tonsetzer absichtlich Schwierigkeiten anhäuft, gleichsam blos aus Caprice, eigentlich aber in der Absicht, dem Spielenden Gelegenheit zu geben, sich im Bezwingen sonst verdrüßlicher Schwierigkeiten zu üben. (*Gottfr. Weber.*)

Capudan Pascha s. Capitain.

Carbunculus s. Granat.

CARDIADERUS, Käfergattung von Dejean (Spec. gen. des Coleopt. Tom. III. p. 22.) errichtet, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Abtheilung thoracici, welche sich von Pogonus durch ein hinten stark zusammengezogenes herzförmiges Halsschild unterscheidet. Als einzige bekante Art gehört dahin Card. chloroticus, den Fischer (Entomogr. ruthen. Tom. II. p. 10. tab. 46. fig. 8.) unter dem Namen Daptus chloroticus bekant machte. (*Germar.*)

CARDONA (Geschichte). Cardona wurde durch Ludwig den Frommen noch bei seines Vaters Lebzeiten den Mohren genommen, ging aber bald wieder verloren. Wifried II. Graf von Barcelona, eroberte den Ort aufs neue im J. 880, und machte ihn zu einer Grenzfestung gegen die Ungläubigen, deren Bewehrung er Burggrafen (Vizcondes) anvertraute. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Burggrafen einer jüngern Linie des Hauses der Grafen von Barcelona angehörten; über die Zahl derselben, und die Ordnung, in welcher sie auf einander gefolgt sind, herrscht aber große Ungewißheit, so daß Llobet, der Archivar des Hauses, ihrer 21, Salazar de Castro, der Fürst der Genealogisten, nur 13 annimt, deren 13ter zugleich der 1ste Graf von Cardona geworden wäre. Raymund, nach Salazars System der 9te Vizconde von Cardona starb 1276, sein Enkel Raymund, in kinderloser Ehe mit Wilhelmina von Montpellier lebend, hatte 1319 eine schwere Fehde mit dem Infanten Alfons, und 1321 eine andere mit den Einwohnern von Manresa zu bestehen. Dieses Brudersohn, Hugo II., 13ter Vizconde, wurde seiner getreuen Dienste wegen, den 4. December 1375 von König Peter IV. von Aragonien in den Grafenstand, Cardona zu einer Grafschaft erhoben, und starb 1400. Mit seinen Söhnen theilte das Haus sich in drei Linien, von Cardona, Belpueg und Golesano. Johann Raymund Folch, des Grafen Hugo ältester Sohn, Cabeza de S. Juan Bautista genant, trat in der großen Frage um die Erbfolge in Aragonien (1412), auf des Grafen von Urgel Seite, und ward ein Vater von drei Söhnen; der jüngste, Jakob, Bischof von Urgel 1455, wurde den 18. December 1461 mit der Cardinalswürde bekleidet, und starb den 1. December 1466. Hugo, der mittlere, wurde der Ahnherr der Herren von Guadaleste; der älteste aber, Johann Raymund Folch II., 3ter Graf von Cardona, erheirathete mit seiner Gemahlin Johanna, des Grafen Peters von Prades ältester Tochter (die jüngere wurde des ältern Königs Martin zweite Gemahlin), die Grafschaft Prades, nordwestlich von Tarragona, und die Baronie Entenza, leistete auch dem Könige in der großen Empörung der Catalonier, zuletzt als Oberfeldherr von Catalonien, die wichtigsten Dienste. Er starb 1471. Sein Enkel, Johann Raymund Folch IV., 5ter Graf von Cardona, wurde von Ferdinand dem Katholischen zum Connetable von Aragonien, auch den 7. April 1491 zum Herzog von Cardona ernant, und mit der neuen Markgrafschaft, bisherigen Grafschaft Pallas, einem sehr weitläufigen Gebiete an den französischen Grenzen, zwischen den Thälern von Andorre und Aran, beschenkt. Er starb 1513, sein ältester Sohn, Ferdinand II. im J. 1543, mit Hinterlassung von vier Töchtern, deren älteste, Johanna Folch von Cardona, 3te Herzogin von Cardona,

ihres Vaters sämtliche Besitzungen, Cardona, Pallas, Prades, Entenza, Villamur, an ihren Gemahl, Alfons von Aragonien, 2ten Herzog von Segorbe, brachte. Durch ihre Tochter, Johanna, kamen dieselben, samt Segorbe, an die Markgrafen von Comares, aus dem Hause Cordova; dem letzten derselben, Ludwig Raymund Folch von Aragon, Cordova und Cardona, wurde Cardona, während der kurzen Herrschaft der Franzosen in Catalonien entzogen, und im April 1642 von Ludwig XIII. seinem Vicekönig in Catalonien, dem Marschall von la Mothe-Houdancourt, als ein duché pairie verliehen, ein Ereigniß, das nicht wenig dazu beitrug, den empörten Cataloniern die Augen zu öffnen, und ihnen die fremde Herrschaft zu verleiden. Ludwigs, des 6ten Herzogs von Cardona Erbtochter, Catharina Antonia, war an Franz Thomas de la Cerda, 8ten Herzog von Medina Celi, verheirathet, Cardona und ihre übrigen Staten kamen hierdurch an das Haus Medina Celi, und sind demselben fortwährend geblieben.

Die Linie von Guadaleste (in dem Govierno von Denia, der Provinz Valencia) wurde von Hugo, dem mittlern von Johann Raymund Folchs I. Söhnen gestiftet, welchem in der Erbtheilung Guadaleste und andere Güter in dem Königreich Valencia, sämtlich von seinem mütterlichen Großvater, dem Herzog Alfons von Gandia herrührend, zugefallen waren. Sein Sohn, Johann, war des Prinzen Karl von Viana Obristhofmeister, Kämmerer und Minister (Valido), der ihn auch mit der Herrschaft Caparroso, in der Merindad von Olite in Navarra, beschenkte; seiner Urenkel ältester, Sancho, erster Markgraf von Guadaleste, auch Amirante von Aragonien, erzeugte mit Maria Colon de Toledo, des Herzogs Diego von Veragua Tochter, drei Kinder, die Söhne aber, Christoph, 2ter Markgraf von Guadaleste, und Ludwig, Herr von Alcudia, nördlich von Guadaleste, starben kinderlos, und das einzige Kind, welches die Tochter, Maria Ruiz Colon de Cardona, nach der Brüder Tode 3te Markgräfin von Guadaleste, und Erbin eines großen Prozesses um das Majorat des Hauses Columbus, in ihrer Ehe mit Franz de Mendoza, dem durch seine Gesandtschaften, Kriegszüge und Grausamkeiten in Deutschland, besonders am Niederrhein, so bekant gewordenen Amirante von Aragonien, geboren, starb in der Wiege. Guadaleste fiel daher an Philipp von Cardona, einen Sohn Johanns, der mit Aloysia de Borgia die Baronie Castelnuovo bei Segorbe erheirathet, und Neffen des 1sten Markgrafen von Guadaleste. Philipps Nachkommenschaft erlosch mit seinem Urenkel, Isidor Thomas de Cardona, 7tem Markgrafen von Guadaleste und Amirante von Aragonien (Gem. Maria de Patrocinio, des Fürsten Octav Ignaz von Barbançon älteste und Erbtochter) gest. den 4. August 1699 ohne Kinder. Wegen der Erbfolge in Guadaleste entspann sich hierauf ein großer Prozeß zwischen den Vettern von Castelnuovo, und den Markgrafen von Hariza, der endlich zu letzterer Gunsten entschieden wurde. — Philipps, des 4ten Markgrafen von Guadaleste jüngerer Bruder, Anton, besaß Castelnuovo, welches zu Gunsten seines Sohns, Alfons Folch, zu einer Markgrafschaft erhoben wurde. Antons Enkel, Joseph, zum Unterschiede von seinem ältern Bruder, dem 4ten Markgrafen von Castelnuovo, gewöhnlich der Graf von Cardona genant, wurde in dem spanischen Successionskriege als einer der eifrigsten Anhänger Karls VI. berühmt, und zur Belohnung zum wirklichen kais. geheimen Rath, zum Präsidenten des obersten Raths der Niederlande, zum Ritter des goldenen Vließes, und zum Obristhofmeister der Kaiserin ernant, auch den 2. September 1716 in des H. R. R. Fürstenstand erhoben. Mit seinem Vetter, dem Don Sales Folch de Cardona, Erzbischofe von Valencia, und früher des Franziskanerordens Commissarius für Indien, sodann kais. geheimen Rathe und Präsidenten des Raths von Spanien, in Wien, gest. den 22. Juli 1724, stand er geraume Zeit an der Spitze der in Wien so mächtigen und zugleich so übermüthigen spanischen Faction.

Hugos II., des 1sten Grafen von Cardona zweiter Sohn, Hugo Folch, erhielt in der Erbtheilung die Baronie Belpueg, zwischen Lerida und Cervera. Sein Urenkel, Raymund, 1ster Herzog von Somma in Terra de Lavoro, Graf von Oliveto in Basilicata, 5ter Baron von Belpueg und Calonga, darf den berühmtesten Feldherrn des 16. Jahrhunderts beigerechnet werden. Er war Vicekönig von Neapel seit 1509, als ihm 1511 der Oberbefehl über das vereinigte spanisch-päpstliche Heer übertragen wurde, und obgleich er in dem Treffen bei Ravenna dem Glücke und dem Ungestüme „des Blitzes von Italien" unterliegen mußte, so gelang es ihm doch, begünstigt durch die von den Schweizern gemachte Diversion, die Franzosen gänzlich aus der Lombardei zu verdrängen. Er starb den 10. März 1523, nachdem er mit Isabella de Requesens die Grafschaften Palamos in der catalonischen Vegeria Gerona, Avellino in Principato ultra, und Trivento in Capitanata, erheirathet, auch seinen Nachkommen das Erbamt eines Großadmirals von Neapel erworben. Sein ältester Sohn, Anton, der mit Maria de Requesens eine Tochter Margaretha (Gem. Adam von Dietrichstein auf Nikolsburg, Kaiser Maximilians II. Liebling; Margaretha wurde demnach des großen Cardinals von Dietrichstein Mutter, und die Ahnfrau des fürstl. Dietrichsteinischen Hauses) erzeugt, wurde blödsinnig; es folgte demnach in dem Majorat der jüngere Sohn, Ferdinand Folch, 2ter Herzog von Somma, Graf von Palamos, Calonga und Oliveto, Baron von Belpueg und Leñola, Herr des Thales Almonacid an dem Murviedro in dem Königreich Valencia, welcher durch seine Vermählung mit Beatrix von Cordova, einer Enkelin des großen Capitains, die Herzogthümer Sessa in Terra di Lavoro, und Baëna in dem Königreich Cordova, die Grafschaft Cabra, Isnajar, Donna Mencia, Rute, sämtlich in Cordova gelegen, an sein Haus brachte. Seines Urenkels Enkel, Felix Fernandez, 9ter Herzog von Sessa, 8ter von Somma und 7ter von Baëna, 11ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Groß-Admiral von Neapel, Baron von Belpueg, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albenden, S. Jago de la Puebla, Malpartida und Seron, Comthur von Estriana, auch eine Zeitlang General-Capitain des Oceans, erregte einiges Aufsehen, als er 1705 in dem Präcedenz-Streite zwischen den Hauptleuten der von Philipp V. neu geschaffenen Leibwache und

den Granden, sich, obgleich selbst erster Hauptmann der spanischen Gardes du corps, den Granden zugesellte. Dessen Bruder, Emanuel de Cardona, Cordova y Guzman, wurde Graf von Montezuma, durch seine Vermählung mit Faustina Dominica de Montezuma y Sarmiento, 4ter Gräfin von Montezuma, der ältesten Tochter des Joseph Sarmiento de Valladares, gewesenen Vicekönigs von Mexico, und der Hieronyma de Montezuma y Loaysa, 8ter Gräfin von Montezuma.

Die Linie von Golesano stamt, gleich der in Belpueg, von einem jüngern Sohne des 1sten Grafen von Cardona ab. Anton, ihr Ahnherr, war Graf von Calatavelota in Val di Mazzara, und Vicekönig von Sicilien; dessen Sohn, Peter, wurde 1446 von König Alfons zum Grafen von Golesano, in Val Demone, gemacht. Peters Urenkelin, Antonia, 4te Gräfin von Golesano, brachte das Besitzthum ihres Hauses an ihren Gemahl, Anton von Aragon, 2ten Herzog von Montalto. (Vergl. die Art. *Cabra*, *Cordova* und *Sessa*, sodann: *Bern. Jos. Llobet*, Genealogia de la Casa de Cardona, ó la declaracion del arbol genealogico de los Duques de Segorbe y Cardona. 1665. 4. Seicht und unzuverlässig. — Memorial sobre la Grandeza, que siempre pretendio la Casa de Guadaleste. — *Laur. Crasso*, Responsorium juridico - historicum pro Exc. Dño Petro Antonio de Aragona, Duce Segorbii et Cardonae super successione ducatuum Segorbii et Cardonae. Neapol. fol. — Memorial de Grandeza por el Almirante de Aragon).

(*v. Stramberg.*)

CARENCY, Kirchdorf in dem französischen Departement Pas-de-Calais, in dem Bezirke von Bethune, unweit der Quelle des Souchet, in der Nähe von Arras und Lens gelegen, war das Stammhaus großer Freiherren, die auch Bucquoy, unweit Bapaume, Duisant bei Arras und Aubigny, zwischen Arras und St. Paul, besaßen. Wilhelms, des letzten Freiherrn von Carency Erbtochter, Catharina, brachte die Besitzungen ihres Hauses an ihren Gemahl, Nicolaus von Condé, Herrn von Beloeil und Moriamez, † 1293. Ihre Tochter, Catharina von Condé, Frau auf Condé (Schloßtheil), Carency, Aubigny, Bucquoy und Duisant, wurde an Jakob von Châtillon, des Grafen Guido von Blois und St. Paul dritten Sohn, Herrn von Leuze in Hennegau, verheirathet, und Mutter von zwei Söhnen. Hugo's, des ältesten († 1329), Erbtochter, Johanna, Frau auf Carency, Aubigny, Bucquoy, Leuze und Condé, vermählte sich 1335 mit Jakob I. von Bourbon, Grafen von la Marche und Ponthieu, und starb 1371 als die Stammmutter des gesamten Hauses Bourbon. Von einem ihrer Enkel, dem dritten von Johanns I. Söhnen, auch Johann genant, der mit Carency, Aubigny, Bucquoy, Duisant und l'Ecluse abgefunden worden, stammen insbesondere die Bourbons von Carency ab. Johann, ohne Kinder von seiner ersten Gemahlin, Catharina von Artois, des Grafen Philipp von Eu Tochter, verliebte sich in Johanna von Vendomois, Hamelins und der Alix von Besse Tochter, die an Gervas Ronssart verheirathet war, und erzeugte mit ihr, bei des Ronssart Lebzeiten, mehre Kinder (den Ludwig von Bourbon, genant der Verbrante, und den Johann von Bourbon). Ronssart starb, und der Prinz war sogleich bereit, an seine Stelle zu treten, was indessen in den Kirchengesetzen bedeutende Hindernisse fand; endlich erlaubte der Official von Mans (3. Sept. 1420), daß die Liebenden von dem Pfarrer von Savigné-sur-Bray getrauet wurden, und Papst Eugen IV. bestätigte am 15. Mai 1438 in einer eigenen Dispensationsbulle die längst vollzogene Ehe, legitimirte auch, insofern solches nöthig, die in selber gebornen Kinder (Söhne). Demungeachtet wurde, nach Johanns Tode (vor dem Januar 1458) die rechtmäßige Geburt dieser Söhne angefochten, doch, nach einer strengen Untersuchung, von dem Pariser Parlament anerkant (den 31. März 1461). Peter von Bourbon, Herr von Carency, der älteste, geb. im Februar 1424, wurde unter Ludwig XI. als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, doch mit Rücksicht auf seine Abstammung begnadigt, und nur mit der Einziehung seiner Güter bestraft. Er lebte in kinderloser Ehe mit Philippine von Plaines, hinterließ aber eine natürliche Tochter, Catharina, verm. 1469 an Bertrand von Salemard. Peters jüngster Bruder, Philipp auf Duisant, war mit Catharina von Lalain, auf Escaiblou und Bruille, verheirathet, und ein Vater von sechs Kindern, die indessen sämtlich ohne Nachkommenschaft verstarben (namentlich Philipp, der dem Connetable von Bourbon in die Verbannung folgte). Jakob von Bourbon, der mittlere von Johanns ehelichen Söhnen, Herr auf Carency, Aubigny, Bucquoy und Rochefort, war des Herzogs Johann II. von Bourbon General-Lieutenant und Statthalter in der Grafschaft Clermont, erhielt am 20. April 1469 von Ludwig XI. die seinem Bruder Peter entzogene Herrschaft Carency als ein Geschenk, war mit Antonie von la Tour, aus dem Hause Oliergues, die ihm die Castellaneien Bidage und Ciourac, dann 11,000 Goldthaler zubrachte, verheirathet, und lebte noch 1493. Johann, der jüngste seiner Söhne, auf Rochefort und Arson, starb kinderlos, der ältere aber, Karl (Titular-) Graf von la Marche, Fürst von Carency, Herr von Aubigny, l'Ecluse, Bucquoy, Bougny, Combles, Abret, Vendat (bei Abret), Rochefort (bei Abret), Bains, St. Georges, Ternat, nahm nach einander drei Frauen, Desideria von Bergy, Antoinette von Chabanes und Catharina von Alegre, wovon die letztere allein ihm Kinder gegeben, starb zwischen 1503 und 1506 auf seiner Burg Abret, an dem Allier, in Bourbonnais, dicht an der Grenze von Auvergne gelegen, und wurde bei den Celestinern zu Vichy in der Capelle des Hauses Bourbon beigesetzt. Karls ältester Sohn, Bertram, fiel bei Marignano, unbeweibt, und auch Johann, der jüngere Sohn, und die eine Tochter, Louise, blieben unverheirathet. Die jüngste Tochter aber, Isabella, Frau auf Carency, Aubigny, Combles, Bucquoy und Vendat, wurde durch Vertrag vom 22. Februar 1516 mit Franz von Escars, Herrn von la Vauguyon, verheirathet, und die Stammmutter der Fürsten von Carency aus dem Hause Escars. Nach der Prinzessin Diana Tode kam Carency an Philipp von Bettencourt, mit dessen Tochter (im Sept. 1626) an Jakob Toustain de Frontebose, dessen Sohn, Nicolaus Philipp, 1663 Carency zu einer Grafschaft und Markgrafschaft erheben

ließ, welche des Nicolaus Philipp Sohn, Franz Joseph Toustain, an Maria Anna Bertrand de la Baziniere, des Grafen von Nancré Witwe, verkaufte. Diese, selbst kinderlos, schenkte Carency ihrem Stiefsohne, Claudius Edmund von Dreux, Grafen von Nancré, verm. mit Maria Theresia von Montmorency-Logny. Die Gräfin von Nancré überlebte ihren Mann und ihre zwei Töchter, sie erbte daher sowol Carency als Nancré, unweit Richelieu, und vermachte beide Güter ihrem Neffen, Philipp Franz von Montmorency-Logny, gewöhnlich der Chevalier von Montmorency genant, Herrn von Coisy bei Amiens, von Cardonnet und Poulainville, königl. franz. General-Lieutenant und Brigadier der Carabiniers.
(*v. Stramberg.*)

CARENUM. (Entomologie.) Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und Zunft der Fingerkäfer (Scaritides), durch sehr kurze mit dickem Endgliede versehene Taster ausgezeichnet, wohin als einzige bis jetzt bekante Art C. cyaneum (Scarites cyaneus Fabr. Oliv.) aus Neuholland gehört. (*Germar.*)

CARINARIA, Kielschnecke. (Cornu Schumacher.) Schneckengattung, von Lamarck errichtet, früher theils zu Argonauta, theils zu Patella gezogen, welche Cuvier unter die Gasteropoden, Lamarck als einer besondern Ordnung, welche er Heteropoden nent, angehörig einordnet. Ferussac bringt sie in eine besondere Familie — Pterotracheliden — die er an die Patelliten anschließt. Die Schnecke besitzt einen deutlichen Kopf mit zwei Augen, und am Bauche statt des Fußes eine oder mehre Hautausbreitungen, die als Schwimmflossen dienen und nicht paarweise stehen. Der ganze Körper ist langgestreckt, gallertartig, durchscheinend, hinten in einen Schwanz endigend. Das Herz und Kiemen liegen außerhalb dieses Körpers und bilden eine herabhängende Masse, welche in eine Schale eingeschlossen ist.

Die Schale dieser Thiere ähnelt einem, an den Seiten zusammengedrückten, an der Spitze spiralförmig gewundenen Füllhorne, ist aber sehr dünn und zerbrechlich. Sie beherbergt nicht das ganze Thier, sondern schließt nur an die Kiemen am hintern Theile des Körpers an und fällt leicht ab.

Es gibt wenige hieher gehörige Arten: 1) *Carinaria vitrea* Lam. (Mart. Conch. I. Tab. 18. fig. 163. D'Argenv. App. tab. 1. fig. B.) die Schale mit Querleisten und einem gezahnten Rückenkiel, lebt im indischen Meere, und die Schale erreicht fast 3 Zoll Länge. 2) *C. fragilis*, die Schale mit Längsstreifen, ohne Rückenkiel. An den Küsten von Afrika und beträchtlich kleiner, als vorige. 3) *C. cymbium*. (Mart. I. tab. 18. fig. 161. 162. Gualt. tab. 12. fig. D.) die Schale sehr klein, kegelförmig, mit stumpfer, gekrümter Spitze, mit Querrunzeln, die von Längsstreifen durchkreuzt werden. Im mittelländischen Meere. Die Schale nur von der Größe eines Sandkornes.

Die Gattung Pterotrachea Lam. enthält nach Cuviers Vermuthung vielleicht nur schalenlose Thiere dieser Gattung. (*Germar.*)

Carinthin s. Hornblende.

CARION, Johann, geb. zu Bietigheim im Würtembergischen 1499, gest. zu Berlin 1538, war Professor der Mathematik zu Frankfurt a. d. O., wo Melanchthon sein Schüler war, und kurbrandenburgischer Hofastronom. Seine beiden eigenen Werke, Ephemerides und Practicae astrologicae, astrologischen Inhaltes, verschafften ihm keinen Ruhm, desto mehr aber eins, dessen Verfasser er blos heißt, nämlich seine chronologisch verfaßte, nach der vier Monarchienmethode eingetheilte, allgemeine Weltgeschichte, bekant unter dem Titel *Carionis Chronicon*, die im 16. Jahrh. mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, häufig aufgelegt und übersetzt wurde. Carion hatte allerdings ein ähnliches Werk verfertigt, welches er Melanchthon zur Durchsicht zusendete, der es auch unter Carions Namen herausgab: Chronika meniglik nützlich zu lesen (Wittenb. 1532. 8.); Melanchthon aber schrieb darüber an Camerarius: Ego totum opus retexi, et quidem germanice; und Peucer, Melanchthons Schwiegersohn und Fortsetzer dieser Chronik, sagt in seiner Ausgabe von 1572: (Melanchthon) totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen nomen Carionis praefixit. Diese teutsche Chronik wurde von Hermann Bonn ins Lateinische übersetzt (Hall in Schwaben 1537), dann von Melanchthon von neuem (1558, mit jetzt noch für die Zeitgeschichte bemerkenswerthen Notizen bereichert), und fortgesetzt bis zum Jahr 1546 von dem verdienten Chronologen Joh. Funk (Frankft. 1546. 1555.) Bei spätern Ausgaben finden sich auch weitere Fortsetzungen. Carion ließ aber auch sein eigenes Werk drucken, welches er dem Markgrafen von Brandenburg, Joachim, zueignete. Dieses schließt mit mehren auf Karl V. angewendeten Prophezeihungen, und ist dasselbe, welches Jean Leblond ins Französische übersetzt hat. (Paris 1556. 16.) — S. Bayle. — Villenave in der Biogr. univ. T. VII. — Vgl. Meusel Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 176 sqq. — *Saxii Onomast.* III. 139 sq. — Wachlers Handb. d. Gesch. d. Litt. IV. 110.) (*H.*)

CARIS. (Entomologie.) Eine von Latreille aufgestellte Milbengattung (Acarinae) mit sechs vollständigen Beinen, walzigem vorgestrecktem Rüssel, langen, viergliedrigen Tastern und lederartigem, plattem Körper. Caris vespertilionis lebt als Schmarotzer auf Fledermäusen. (*Germar.*)

Caris s. Ctenostoma.

Carlovacze s. Carlowitz.

Carlovecz s. Karlstadt.

CARLOWITZ, Carlovacze (Br. 45° 12′ 21″ L. 37° 80′) östreich. Stadt in dem Peterwardeiner Regimentsbezirk der slawon. Militärgrenze, am rechten Ufer der Donau und am Fuß des Carlowitzer Gebirges. Sie ist gut gebauet, hat 1 griech. Kathedrale, 2 griech. und 1 kathol. Kirche, 1 Hospital, 1060 Häuser und 5800 Einwohner, worunter 19 Kaufleute, 38 Krämer, 220 Handwerker und 49 Wirthe. Sie ist der Sitz eines griech. Erzbischofs, des vornehmsten Geistlichen der nicht-unirten griech. Einwohner der östreich. Monarchie, unter welchem die Bisthümer zu Arad, Bacs, Ofen, Pakracz, Temeswar, Versecz und Karlstadt stehen, seines Konsistoriums und Domkapitels und hat 1 Seminar für griech. Geistliche, 1 griech. Gymnasium, 1 serb. Nationalschule, 1 Klerikalschule und 1 ka-

thol. Hauptschule. Die niedere Gerichtsbarkeit ist in den Händen des, zur Hälfte katholischen und griech. Magistrates. Die Stadt treibt nicht unbedeutenden Handel, da die Hauptstraße von Ungern nach Semlin und der Türkei hier durchgeht; hat ansehnlichen Fisch-, besonders Hausenfang und vortrefflichen Weinbau. Die Hügel, welche sich von Carlowitz bis Kamenitz längs der Straße hinziehen, liefern den unter dem Namen Carlowitzer Ausbruch und Wermuth bekanten wohlschmeckenden Wein. In geschichtlicher Hinsicht ist die Stadt merkwürdig durch die im J. 1777 zur Einrichtung der Kirchen- und Schulverfassung hier gehaltene Synode der nicht unirten illyrischen Bischöfe, besonders aber durch den im J. 1699 hier geschlossenen Frieden (s. den folg. Art.). Das Haus, in welchem damals die Conferenzen gehalten wurden, schenkte Kaiser Leopold den Franciscanern zur Erbauung der Kirche S. Maria de la Pace. (*Leonhardi.*)

Carlowitz v., Geschlecht, s. am Ende des Bandes.

CARLOWITZER FRIEDE. Unter des teutschen Kaisers Leopold I. Regirung brach im J. 1661 der langwierige Türkenkrieg aus, während dessen im J. 1683 sogar Wien belagert wurde. Im J. 1684 verband sich Venedig, 1686 Polen mit Östreich, und 1690 trat auch Peter I. als Feind der Pforte auf. Der Krieg wurde bis 1690 mit großem Glücke für die kaiserlichen Waffen, von da an aber, durch Ludwigs XIV. Einwirkung, mit gleich großem Nachtheil geführt. Schon seit 1690 hatten England und Holland einen Frieden zwischen beiden Mächten zu vermitteln gesucht, weil beide wünschten, daß Leopold, der seine Macht hatte theilen müssen, mit ganzer Macht gegen Ludwig XIV. am Rhein auftreten könte; dieser aber hatte die Pforte, selbst in ihrem Kriegsunglück, stets davon zurückzuhalten gewußt, bis endlich die schreckliche Niederlage, welche Eugen den Türken bei Sentha (den 15. Aug. 1697) beigebracht hatte, sie zur Abschließung eines langwierigen Waffenstillstandes bewog. Dieser wurde in dem, an der Donau unweit Peterwardein liegenden, Dorfe Carlowitz am 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeschlossen. Zufolge der Bedingungen desselben sollte der Kaiser ganz Ungern auf der linken Seite der Drau, nebst Siebenbürgen und Slavonien, die Pforte aber Temeswar während dieser Zeit behalten. Polen erhielt Kaminiek, Podolien und die Ukraine zurück, Venedig behielt das eroberte Morea. (*H.*)

CARMER, Johann Heinrich Casimir, Graf von, Großkanzler des Königreichs Preußen und aller königlichen Provinzen, Chef de Justice, und wirklicher geheimer Stats- und Justizminister, geb. in der Grafschaft Sponheim den 29. December 1721. Er machte sich ein gründliches Studium der Rechtswissenschaft zu einer Aufgabe, die er ehrenvoll löste, und trat, nach Vollendung der akademischen Studien, in die Dienste des preußischen Stats. Seine Kentnisse, strenge Rechtlichkeit und sein redlicher Eifer für Gemeinwohl lenkten die Blicke Friedrichs II. auf ihn, der ihn zum schlesischen Justizminister in Breslau ernante. Auf diesem Posten erwarb er sich anerkante Verdienste durch Regulirung des Hypothekenwesens, durch Stiftung des landschaftlichen Creditsystems in Schlesien (nachher auch in Pommern), durch Vereinfachung des Geschäftsganges, Abschaffung vieler unnützen Schreibereien, und die Errichtung einer ökonomischen Gesellschaft [1]). Schon in den ersten Jahren seiner Regirung hatte Friedrich II. die Verbesserung der Rechtspflege, und besonders die Abkürzung der Processe zu einem Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit gemacht. Der damalige Justizminister, nachherige Großkanzler von Cocceji [2]), mit dem er hierüber sprach, erklärte eine gänzliche Veränderung des Justizwesens für nothwendig, und erbot sich, einen Entwurf hierüber zu machen. Da dieser des Königs Beifall fand, so kam unter Cocceji's oberster Leitung und nach seinen Ideen, eine Verbesserung der Gerechtigkeits- und Gerichtspflege zu Stande, die wenigstens den auffallendsten Gebrechen der bisherigen Verfassung steuerte. Die Processe wurden abgekürzt, alte abgethan, und solche Einrichtungen getroffen, daß alle Processe künftig in Jahresfrist entschieden werden könten. Der Anfang wurde damit in Pommern gemacht, und darauf die Reform in den übrigen teutschen Provinzen des Königs fortgesetzt, auch gab Cocceji 1750 den Codex Fridericianus heraus, welcher die neue Ordnung der Dinge enthielt. Da aber diese Justizreform, bei ihren unverkennbaren Vorzügen im Einzelnen, doch im Ganzen noch sehr mangelhaft war, so beschloß der König noch im letzten Decennium seines Lebens, eine Revision und Umbildung der ganzen Gerechtigkeits- und Gerichtspflege vornehmen zu lassen. Diese übertrug er dem nach Berlin berufenen und zum Großkanzler erhobenen Freiherrn von Carmer, und der Erfolg zeigte, wie glücklich der König gewählt hatte. Der neue Großkanzler hatte eine vieljährige Aufmerksamkeit auf die Mängel und Gebrechen des Justizwesens gewendet, den besten Mitteln, ihnen abzuhelfen, nachgedacht, viel Heilsames und Wichtiges entdeckt, sich aber auch überzeugt, daß nur durch einen Verein mehrer gelehrter, redlicher und erfahrner Männer der Zweck einer möglichst vollkommenen Reform erreicht werden könte. Den Anfang machte er damit, daß er eine neue Proceßordnung entwarf, welche den 20. April 1781 Gesetzeskraft erhielt, und vor dem alten Rechtsgange besonders den Vorzug hatte, daß die Sache sogleich gänzlich eingeleitet, und allen spätern Einwendungen, welche nur die Absicht hatten, die Entscheidung hinzuhalten, vorgebeugt wurde. Zugleich betrieb Carmer mit großer Thätigkeit die Abfassung eines neuen Gesetzbuches, und ein königlicher Cabinetsbefehl vom 14. April 1780 sprach die Grundsätze aus, welche dabei als Norm dienen sollten. Carmer übergab die Entwürfe, so wie sie theilweise zu Stande kamen, der öffentlichen freien Prüfung philosophischer und praktischer Rechtsgelehrten, und belohnte die vorzüglichsten der eingegangenen Bemerkungen und Critiken. So kam 1791 das allgemeine preußische Gesetzbuch zu Stande, welchem König Friedrich Wilhelm II. durch eine Bekantmachung vom 1. Juni 1794, unter dem Namen allgemeines Landrecht, Gesetzeskraft ertheilte [3]).

1) Man sehe seinen Briefwechsel mit dem Prediger Tschirner, die Geschichte der schlesischen ökonomischen Gesellschaft betreffend, in dem ökonom. u. kameralist. Taschenb. für 1793. 2) Vergl. den Art. Cocceji (Sam.) im 18. Thle. dieser Encyclop. S. 144. 3) Allgemeines Gesetzbuch für die preuß. Staten. Berlin 1791.

Fünfzehn Jahre lang hatte Carmer an diesem Werke, einem der schönsten Denkmale der praktischen Cultur des 18. Jahrhunderts, mit rastlosem Eifer gearbeitet; durch Muth und Klugheit hatte er vielfache Hindernisse überwunden, und so seinen gemeinnützigen Zweck erreicht. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er den schwarzen und rothen Adlerorden, auch war er königl. Commissair bei der pommerschen, ost- und westpreußischen Landschaft. Nachdem er länger als 50 Jahre dem preußischen State die wichtigsten Dienste geleistet hatte, zog er sich am Abend seines Lebens auf das Gut Rützen unweit Glogau zurück, und starb daselbst den 23. Mai 1801. Ein seltenes Maß von tiefer Einsicht, Thätigkeit, Festigkeit, Übung in Geschäften, und ein hoher Sinn für Gerechtigkeit zeichneten ihn in jedem Verhältnisse aus [4]. (*Baur.*)

Carneol s. Chalindoa.

CARNUS. Eine von Nitzsch (Germars und Zinckens Magaz. d. Entom. III. Band. S. 305.) errichtete Fliegengattung aus der Familie der Conopsariae, die sich durch eingliederige verkümmerte Fühler, kurzen kaum vorragenden Rüssel und stempelförmige Taster auszeichnet. Die einzige bekante Art: Carnus hemapterus (Germ. Faun. Ins. Eur. fasc. IX. tab. 24. 25.) lebt als Schmarotzer auf Staaren, hat ungefähr die Größe eines Flohes, und läuft sehr schnell. Von den Flügeln bemerkt man nur sehr kurze Überreste, doch wurde ein männliches Exemplar mit einem ausgebildeten schmalen Flügel gefunden, der jedoch nur bis gegen die Mitte des Hinterleibes reichte. (*Germar.*)

CAROLATH, Kirchdorf in Schlesien, unterhalb Beuthen, auf dem rechten Oderufer, in dem Regirungsbezirk Liegnitz gelegen, ist einzig durch ein stattliches Schloß und als der Hauptort des Fürstenthums Carolath merkwürdig. Das Dorf war in ältern Zeiten derer von Dyherrn Eigenthum, gehörte aber bereits 1537, samt Lippen, dem Franz von Rechenberg, dem auch nach Melchiors von Rechenberg und seines Sohnes Tod die benachbarte Stadt Beuthen zufiel. Franz erbauete in Calorath statt dem hölzernen Herrschaftshause, eine massive Burg, doch auf schlechtem Grunde, verewigte sein Andenken durch eine Menge, seinen Nachbaren gemachte Concessionen, und mußte endlich 1561, einer Bürgschaft wegen, Carolath und Beuthen um 50,000 Thaler an den berühmten Fabian von Schönaich verkaufen. Fabian verbesserte und erweiterte die Burg in Carolath, vergrößerte die Herrschaft durch den Ankauf von Milkau, Suckau, Buckwitz, Gruchwitz, Bielave, legte neue Vorwerke an, rodete die überflüssigen Wälder aus, und erhöhete durch besseren Anbau den Werth seiner Güter. Er hatte bereits 1555 um 60,000 Thaler die Herrschaft Muskau erkauft, besaß pfandweise das Amt Parchwitz, die Burg zu Sprottau, samt Hertwigswaldau, Wachsdorf und Wittgendorf; in dem Saganischen Sagan selbst, Sorau und die Burg zu Freistadt, und starb 1591. Sofort ließ der kaiserliche Hof alle seine Besitzungen, theils weil Fabian keine Kinder hinterlassen, theils weil ihm mancherlei Unterschleife zur Last gelegt wurden (daß er sich das Eigenthum von Sorau durch das Vorgeben, es sey nicht viel mehr, denn ein Krautgarten, zu verschaffen gesucht, erzählt Magnus) sequestriren, und theilweise verkaufen. Carolath und Beuthen erstand des Verstorbenen Bruder, Georg von Schönaich, 1595 um 110,000 Thaler. Georg gründete das Gymnasium in Beuthen, erbauete, nachdem ein Blitzstrahl im J. 1597 die Burg zu Carolath in Asche gelegt, das heutige schöne Schloß, auch die Vorwerke Landskron und Helfer, und starb den 26. Februar 1619, nachdem er aus seinen Gütern, zunächst zu Gunsten seines Brudersssohns, des Johann von Schönaich, ein Majorat errichtet. Johann, bei dem Ausbruche der böhmischen Empörung nur 26 Jahre alt, und nicht sowol, wie seine Vorgänger, der Augsburgischen Confession, sondern vielmehr der schwärmerischen Secte der böhmischen Brüder zugethan, war unter allen Schlesiern vielleicht der eifrigste im Dienste des Winterkönigs, der auch bei ihm auf der Flucht nach Berlin einkehrte; später ließ Johann sich gebrauchen, um die Renuntiationsmissive der schlesischen Stände dem Flüchtling nach Holland zu überbringen. Darüber wurden seine Güter sequestrirt und theilweise eingezogen (namentlich Milkau und die benachbarten Dörfer, welche dem neuen Jesuitencollegium in Glogau zur Aussteuer dienten), er selbst aber starb 1639 ohue Kinder in Polen, wohin er sich geflüchtet. In dem Majorat folgten ihm Sebastian, und sodann Johann, Freiherren von Schönaich; des letztern Sohn, Johann Georg, wurde den 14. Nov. 1697 zum freien Standesherrn, Calorath zu einer Standesherrschaft, im Range auf Trachenberg folgend, erhoben. Johann Georg, Reichsgraf den 5. Febr. 1700, starb den 23. Nov. n. J. Sein Sohn, Hans Karl, geb. den 15. Juni 1688, verm. den 3. Februar 1715 mit einer Gräfin von Dohna, aus dem Hause Schlodien, war einer der ersten Schlesier, die sich dem Dienste Friedrichs II. widmeten, dafür wurde er sogleich nach der Occupation von Schlesien, den 6 Nov. 1741 in den preußischen Fürstenstand, mit Einschränkung auf die Primogenitur, erhoben, zum Präsidenten der Oberamtsregirung und des Consistoriums zu Breslau, zum perpetuirlichen Präsidenten des Ober-Fürstenrechts, endlich zum wirklichen geheimen Stats- und Kriegsminister, auch von Kaiser Karl VII., der freilich solche Feindschaft gegen den angebornen Regenten nicht unbelohnt lassen durfte, und nicht besser belohnen konte, zu seinem geheimen Rath ernant. Der neue Fürst erhob auch sogleich einen Proceß gegen das Jesuiten-Collegium in Glogau, wegen Milkau und der übrigen, vor 120 Jahren confiscirten Carolathischen Güter, und wir dürfen wol kaum erinnern, daß das Collegium in diesem Rechtsstreite unterliegen mußte. Hans Karl starb den 11. Oct. 1763.

---

4 Bde. 8. Neue Auflage unter dem Titel: Allgem. Landrecht f. die preuß. Staten. Eb. 4 Th. 1796. 8. Lateinisch: Jus Borussico-Brandenburgicum commune, lat. vers. (a F. Ph. Eisenberg et aliis). Ib. 1800. Vol. IV. 8. Vergl. Erschs Handb. der teutsch. Liter. 1. Bds. 3. Abth. u. den Artikel Landrecht (allgem. für die kön. preuß. Staten) im 6. Bde. des Conversat. Lex. 7te Auflage.
4) Meusels gel. Teutschl. Büschings Beiträge zur Lebensgesch. denkw. Personen. 5. Th. 237 ff. Büsten berlin. Gelehrten. Rambachs vaterl. hist. Taschenb. 3. Th. 355. Pahls National-Chron. 1801. S. 205. — Carmers Bildniß findet man vor dem ersten Bande des Magaz. der Gesetzgebung, vor der Berlin. Monatsschr. Jan. 1785, und vor dem 8. Bde. der Krünitzschen Encyclopädie.

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Johann Karl, erhielt im J. 1753 für alle seine Nachkommen die preußische Fürstenwürde, im J. 1759 seine Entlassung als General-Lieutenant der Cavalerie und Chef eines Cuirassier-Regiments, war im J. 1764 außerordentlicher Gesandter bei der Republik Polen, besaß eine Zeitlang das alte Schönaichische Majorat Mellendorf, nebst Jäntschwitz und Schlaupitz in dem Reichenbacher Kreise, erkaufte Gohle in dem Rosenbergischen Kreise von Oberschlesien, und die Herrschaft Saabor in dem Grünbergischen Kreise, und starb den 23. Februar 1791, nachdem seine Gemahlin, Johanna Wilhelmina, des Fürsten August Ludwig von Anhalt-Cöthen und der Gräfin Christiana Johanna Ämilia von Promnitz Tochter, ihm am 17. Januar 1786 vorausgegangen. Sein ältester Sohn, der Fürst Heinrich Karl Erdmann, geb. den 3. Nov. 1759, besaß, als Erbprinz, Kuttlau, erbte auch von dem letzten Grafen von Promnitz die Herrschaft Naumburg am Bober, überließ sie jedoch in der Auseinandersetzung der väterlichen Allodialverlassenschaft seiner Schwester, der Gräfin von Schönburg-Rochsburg, gleichwie seinem Bruder, dem Prinzen Ferdinand, Saabor, dann das Gut Köllmichen in dem Glogauer Kreise, und starb vor wenigen Jahren. Sein ältester Sohn, der heutige Fürst, Heinrich Karl Wilhelm, ist den 29. Nov. 1783 geboren. Zu der Standesherrschaft Carolath, wie dieselbe 1741 in ein Fürstenthum verwandelt wurde, gehören eigentlich nur die Stadt Beuthen, die Pfarrdörfer Carolath, Alt-Bielave mit Landskron, und Alt-Gruchwitz, dann die Dörfer Neu-Bielave, Hohen-Bohrau, Eiche, Neu-Gruchwitz, Kuhnau, Lippen mit Marienthal, Reinberg, Rosenthal, Schönaich und Polnisch-Tarnau, welches alles, bis auf das einzige Kuhnau, ein arrondirtes Ganzes von etwa 4¾ Quadratmeilen ausmacht; heutzutage pflegt man aber auch die spätern Erwerbungen des fürstlichen Hauses, den Marktflecken Kuttlau, die Pfarrdörfer Milkau, Rauden und Liebenzig mit dem Teichvorwerke, die Dörfer Buckwitz, Pfaffendorf, Röhlau, Suckau Nr. 1., Beitsch, Buchwald jenseit der Oder, Fickerey, Doberwitz, Köhlerey, Köllmichen, Neu-Krantz mit dem Ratschvorwerke, Renkersdorf, Sabinengrund und Teutsch-Tarnau zu dem Fürstenthum zu rechnen. (*v. Stramberg.*)

CARTHÄUSER. Der Stifter dieses strengen Mönchsordens war der heil. Bruno. Er wurde in Cöln gegen 1050 von adeligen und frommen Eltern geboren, und zeichnete sich, wie gewöhnlich, schon in seiner Kindheit durch Klugheit und Bescheidenheit aus, so daß auch die gerührten Eltern ihn dem Studium der Theologie widmeten. Ob er seinen Schulcursus zu Laon oder in der normannischen Abtei Bec vollbrachte, ob er seine höhern geistlichen Kentnisse in Paris, oder unter der Leitung des damals berühmten Chorherrn zu St. Martin in Tours, des nachmals verketzerten Berengar, sich erwarb, ist ungewiß. Nach vollendeten Studien wurde er Canonicus in seiner Vaterstadt und darauf zu Rheims. Dort führte die damalige Geistlichkeit, verleitet durch das verführerische Beispiel des dortigen Erzbischofs, Manasses, ein höchst ungeistliches Leben, was dem frommen Bruno in seiner tiefsten Sele betrübte, und ihn endlich zum Entschlusse brachte, die böse Welt zu verlassen und ein einsames, Gott geweihetes Leben zu führen. Da aber bekantlich nicht leicht ein Mönchsorden ohne Wunder entstehen kann; so wird von den Nachfolgern des heiligen Mannes und von vielen Andern die Geschichte der Entstehung des Ordens so eingeleitet: In Paris starb 1082 ein damals berühmter Doctor der Theologie, dessen Name Raimund Diocres gewesen seyn soll. Er war Chorherr an der Kirche U. L. Fr., und hatte in dem Rufe untadeliger Sitten, ja großer Frömmigkeit gestanden. Sein Tod machte Aufsehen, und die ganze Universität ehrte den Verstorbenen durch die feierlichste Begleitung. Man wollte seine Leiche in der Kirche U. L. Fr. beisetzen und las das gewöhnliche Amt. Als der Geistliche zu den Worten gekommen war: „Quantas habeo iniquitates et peccata," erhob der Todte zum Schrecken Aller das Haupt und rief mit dumpf-schrecklicher Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes angeklagt worden." Man verschob das Leichenbegängniß bis auf den nächsten Tag, und fing das Todtenamt vor einer großen Anzahl Neugieriger von neuem an. Und siehe, bei denselben Worten richtete sich die Leiche noch höher auf, und rief mit noch schrecklicherer Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes gerichtet worden." Furcht und Entsetzen überfiel Alle, die es hörten, und die Feier wurde zum zweiten Male unterbrochen und auf den morgenden Tag verschoben. Der Zulauf der Menge war unbeschreiblich, und viele waren die ganze Nacht in der Kirche geblieben, um den Ausgang des Wunders desto gewisser mit anzuhören. Und am dritten Tage, bei denselben Worten des Priesters, sprang die Leiche aus dem Sarge auf, stand, furchtbar anzuschauen, auf beiden Füßen, und brüllte mit gräßlicher Stimme, daß die ganze Kirche dröhnte: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes verdamt worden." Bestürzung und Grausen bemächtigte sich Aller, und die Leiche des Unglücklichen wurde auf den Anger geworfen. Natürlich sprach man viel davon, aber bekehren wollte sich niemand weiter, als der bereits fromme Bruno, der den verdamten Doctor gekant und ihn für einen frommen Mann gehalten hatte.

Diese erbauliche Geschichte findet man nicht nur als Einleitung der alten Statuten dieses Ordens, in dessen meisten Klöstern, besonders in den Parisern, sie auch abgemalt zu schauen war; sondern sie gelangte auch zu der Ehre, in das römische Brevier aufgenommen zu werden. Als aber Papst Urban VIII. eine Verbesserung desselben angeordnet hatte, wurde diese Erzählung gestrichen. Sogleich fanden sich mehre Vertheidiger dieses Wunders, hauptsächlich unter den Jesuiten, deren einer der Jesuit P. Theophil Raynaud war, in seiner „ersten Mauer gegen die starken Geister." Weil er in der Vorrede den berühmten Hrn. v. Launoy ziemlich bitter angegriffen hatte, schrieb dieser mit siegreichen Gründen: Defensa Breviarii romani correctio circa historiam St. Brunonis, seu de vera causa recessus St. Brunonis in Eremum, wo sogar ein Brief des heil. Bruno mitgetheilt wird, den Bruno an den Propst Rudolph zu Rheims schrieb, um ihn zu bekehren, worin jener Wundergeschichte auch nicht mit einem Worte gedacht wird ꝛc. Die Gründe der Verthei-

biger blieben auch so schwach, daß selbst der gläubige Helyot, der die Geschichte dieses Streites weiter erörtert, sehr schwankend wird, und lieber die ganze Begebenheit in's Ungewisse stellt.

Bruno hatte für sein Unternehmen 6 mit ihm übereinstimmende Selen gefunden, unter denen auch Landwin war. Nach mancherlei Überlegungen, wohin sie sich wenden sollten, schlugen einige den frommen, oder, was eins war, den Mönche liebenden Hugo, Bischof von Grenoble, vor, schilderten die rauhen Berge der Umgegend dergestalt zweckdienlich für ihre einsiedlerische Lust, daß man einig wurde, sich dorthin zu begeben. Sie hätten auch kaum eine schicklichere Stelle und einen geeigneteren Mann wählen können; denn Hugo war so sehr vom mönchischen Geiste durchdrungen, daß er sogar sein Bisthum niedergelegt und ein Jahr lang das Mönchskleid getragen hatte, was er nur auf Befehl Gregors VII. wieder ablegte und in sein Amt zurückkehrte. Die sieben ankommenden Männer waren also völlig nach seinem Sinne, und er hätte ihnen gewiß alle mögliche Hilfe geleistet, wenn er auch nicht in entwichener Nacht durch einen Traum vom Herrn dazu willig gemacht worden wäre. Sieben Sterne hatten sich nämlich vor ihm in einen leuchtenden Kreis gestellt, die gingen vor ihm her und führten ihn in die Wüste Chartreuse (Carthause), wo er mit Staunen einen von Gott selbst erbaueten Tempel erblickte. Wie hätte nun der fromme Bischof die 7 Männer nicht mit Entzücken aufnehmen und ihren Entschluß, Gott zu dienen, ohne den Menschen lästig zu seyn und mit ihnen umgehen zu müssen, billigen sollen! Zwar hielt er es für seine Pflicht, das Schreckliche des grausenvollen Ortes, wohin er sie zu führen habe, lebendig zu schildern. Jemehr er aber das Öde und Nebelvolle der Gegend ihnen vormalte, desto größer wurde die Freude der 7 Entsagungshelden, und mit bewegtem Herzen trat er den furchtbaren Weg mit ihnen an. Er schenkte ihnen nicht nur alles, was von dem, nur von wilden Thieren bewohnten Walde ihm gehörte, sondern versprach ihnen auch noch alle mögliche Unterstützung, und bewog auch den Abt des Klosters Chaize-Dieu, wo er ein Jahr lang als Mönch gelebt hatte, den frommen Einsiedlern gleichfalls sein dortiges Besitzthum abzutreten. Sogleich fing man an sich daselbst so gut als möglich einzurichten, erbauete ein unansehnliches Bethaus, und noch weit armseligere, von einander abgesonderte Zellen, in deren jeder anfangs zwei wohnten, welche nothgedrungene Einrichtung jedoch bald verbessert und jede Zelle nur für einen bestimt wurde.

Der gelehrte Mabillon, und nach ihm einige andere setzen zwar diese ihre erste Einrichtung in das Jahr 1084; Helyot beweist aber völlig überzeugend in seinem 7. Bande, daß es 1086 geschehen ist.

Alle betrachteten den eifrigen und in Gelehrsamkeit unter ihnen ausgezeichneten Bruno als ihren Prior, und folgten seinem Beispiele. Ohne anfangs schriftliche Statuten zu verfassen, lebten sie mit einander in hoher Strenge, verbanden sich zu einem heiligen Stillschweigen und unterredeten sich nur mit Gott. Den größten Theil des Tages sangen sie das Lob des Unendlichen, und schienen nur einen Leib zu haben, um ihn zu quälen. Auf das Beten folgte Handarbeit aller Art: am liebsten beschäftigten sie sich mit Abschriften frommer Bücher, um ihren geringen Lebensunterhalt zu gewinnen. Dabei unterstützte sie Hugo sehr eifrig, und scheuete den übeln Weg nicht, um sich mit ihnen von himmlischen Dingen zu unterhalten. Ja er nahm den Bruno sogar zu seinem Gewissensrathe, und beichtete ihm oft. Sechs Jahre hatten sie in ihrer Wildniß in beständigen Bußübungen zugebracht, als ganz unerwartet die kleine Gemeinde durch einen Befehl des Papstes gestört wurde. Urban II., der früher Mönch im Kloster Klugny, und darauf Bischof von Ostia und Brunos Schüler gewesen war, gebot seinem Lehrer, zu ihm nach Rom zu kommen. Das setzte seine Genossen in die größte Betrübniß, und sie entschlossen sich sämtlich, aus Liebe zu ihm, mitzugehen. Sie übertrugen die Sorge für ihre Carthause ihren beiden Freunden, dem Hugo und dem Abte zu Chaize-Dieu, und reiseten zusammen ab. Der dankbare und den frommen Bruno eben brauchende Papst empfing sie mit aller Auszeichnung, gab ihnen ein Haus ein, und ernante den Bruno zum Kirchenrathe, wo er eine Menge Beschäftigung fand. Leider konten die Einsamkeitsvertrauten hier in dem menschenreichen Rom das heilige Stillschweigen nicht so bewahren, wie in ihrer Carthause, und sie fühlten sich schwer gedrückt. Der Papst willigte für Bruno's Gefährten in die Bitte, sie wieder zu entlassen ohne den frommen Bruno, der nun an seiner Statt den Landwin als ihren Prior einsetzte, versprach sich oft schriftlich mit ihnen zu unterhalten, und hielt Wort. Seine treuen Ermahnungen und ihr eigener Eifer bewahrten sie auch vor allen Versuchungen des Satans, der ihnen öfter in menschlicher Gestalt zusetzte, und ihre gar zu strenge Enthaltsamkeit als widerrechtliche Verwegenheit darzustellen bemüht war. Gott selbst aber stärkte sie durch Gesichte. Dem Bruno selbst gefiel seine Lage keinesweges, die überhäuften Geschäfte wurden ihm zur größten Last. Endlich erhielt er auch vom Papste die Erlaubniß zurückzukehren. Da wünschten ihn die Einwohner von Rheggio in Calabrien, etwa um das Jahr 1096 zu ihrem Erzbischof, und der Papst, der eben eine Reise nach Frankreich vor hatte, willigte ein. Bruno aber erschrack vor der neuen Ehre, scheuete sich auch mit dem Papste die Reise nach Frankreich anzutreten, fürchtend, er möge dadurch in neue Geschäfte verwickelt werden, und entschloß sich, lieber in Calabrien sich eine andere Einöde zu suchen mit einigen gleichgestimten Herzen, die er in Rom gewonnen hatte. Mit diesen machte er sich auf den Weg, fand in dem Sprengel Squilace einen schicklichen Platz, die Einöde la Torre, und richtete sich dort auf gleiche, fast noch ärmlichere Art ein. Auch in dieser Wildniß konte er nicht lange verborgen bleiben. Roger, der Graf von Sicilien und Calabrien, fand ihn einst, als er jagte, und wurde von seinen Tugenden so gerührt, daß er ihm allen Beistand leistete und seine Einsiedelei bedeutend vergrößern ließ und ihm die Kirche St. Stephan in Bosco (im Busche) erbauete. Die Freigebigkeit des Grafen gegen den frommen Mann wurde ihm von großem Segen, und ein nächtliches Gesicht, in welchem ihm Bruno erschien und ihm schnell zu den Waffen zu greifen rieth, rettete ihn aus den Gefahren einer furcht-

baren Verschwörung. Bruno that nun nichts anders, als daß er seinen neuen Anhängern dieselbe Einrichtung gab, wie seinen ersten Freunden, die er nie vernachlässigte, und ging ihnen stets in allen Exempeln einer ausgesuchten Abtödtung des Fleisches wacker voran. 1101 fühlte er seinen Tod nahen. Er versammelte daher alle die Seinen noch einmal um sich, tröstete und ermahnte sie, erklärte ihnen besonders noch vieles von den Geheimnissen der Religion, namentlich die Lehre vom heil. Abendmahl, die damals durch Berengar in mancherlei Gefahr gebracht worden war, und verschied am 6. October.

Ob nun gleich bis dahin die Welt wenig Kentniß weder von seinen Einrichtungen, noch von seinem Tode genommen hatte; so geschahen doch auf seinem Grabe nicht wenige Wunder, unter welchen vorzüglich ein Gesundbrunnen zu erwähnen ist, der in der Nähe seines Grabes entsprang. Daß von der unachtsamen Menge selbst dieser Segen nicht beachtet wurde, kann weniger befremden, als es Verwunderung erregen muß, daß auch sogar seine bis jetzt folgsamen Anhänger sich so wenig davon rühren ließen, daß sie bald darauf anfingen immermehr von ihrer Strenge nachzulassen, bis sie völlig in der Ungebundenheit des argen Weltlebens versunken waren. Man vermerkte es sehr übel und bestrafte sie endlich damit, daß man ihr Kloster den besser angeschriebenen Cisterziensern gab, die es jedoch nach einiger Zeit wieder den Mönchen von Fleury (Flore) abtreten mußten. Länger als 400 Jahre hatte der heilige Mann in seiner Gruft unbeachtet, außer von den Seinigen, geschlafen, als Leo X., der sich sonst lieber um Gemälde und Ablaß als um Gräber kümmerte, sich seltsam erregt fühlte, das Unrecht, was bisher dem Stifter und seinem Orden geschehen war, wieder gut zu machen. Er gab nicht allein das Kloster den Carthäusern, als den rechtmäßigen Besitzern, zurück 1513, sondern ließ auch den vergessenen Todten auf eine höchst ausgezeichnete Art heilig sprechen und gebot, daß ihm an seinem Todestage ein kirchliches Fest gefeiert werden solle 1514. Die Leiche des Heiligen wurde ausgegraben und zur größten Verwunderung fand sich's, daß sie immer noch nicht verweset war, im Gegentheil sich so gut erhalten hatte, daß man seinen Kopf in viele Theile zerlegen und an viele Orte merkwürdige Überbleibsel des heiligen Hauptes zur Erbauung der Menge versenden konte, wovon die vornehmsten Carthausen Italiens, Frankreichs und Teutschlands Zeugniß geben. Gregor XV. ließ das Fest des neuen Heiligen in das römische Brevier setzen und Clemens X. erhob es sogar zu einem doppelten. So war denn endlich der Heilige zu allgemeiner Verehrung der ganzen römisch-katholischen Kirche gelangt, so daß man Kirchen und Altäre ihm weihen durfte, obschon zu seinen Lebzeiten nur die beiden angeführten Carthausen von ihm gegründet worden waren.

Unterdessen war in der großen Carthause, wie das Kloster bei Grenoble genant wird, auf den Prior Landwin, Peter der Franke gefolgt und auf diesen Johann I., den man als den zweiten Stifter des Ordens betrachtet wegen seiner weisen Verwaltung und der tüchtigen Gesetze (Gewohnheiten der Carthause genant), die er einführte, ohne sie durch Schrift zu verewigen, was erst der auf ihn folgende Prior der großen Carthause, der ehrwürdige Guigo (Guigues) auf Verlangen des Bischofs von Grenoble und der Prioren der 3 übrigen Carthausen (des Portes, St. Sulpiz und Meriac; mehre gab es damals noch nicht) ins Werk setzte. Guigo war kaum 4 Jahre Mönch gewesen, als er um das Jahr 1130 zum Prior erwählt wurde, als welcher er 1137 starb. Die nach seinem Namen genanten Statuten führen eigentlich den Titel Consuetudines Cartusiae und sind auch mehr eine treue Schilderung des damaligen Lebens der Carthäuser, als wirkliche Gesetze. Das Hauptsächlichste ist folgendes: Man wachte viel und doch wurde das Wachen noch strenger, als anfangs. Das heilige Stillschweigen wurde hoch und streng beachtet. An hohen Festen oder Capiteltagen durften sie sich mit einander unterhalten und mit dem Koche reden; auch die Gäste durfte man mit Gespräch unterhalten. Zuweilen war es ihnen auch vergönt, mit einander zu arbeiten und dabei zu reden. Das Gespräch wurde in dem kleinen Kloster, einem Nebengebäude an der Seite der Kirche, gehalten. Im großen Kloster wohnten die Mönche oben, die Laienbrüder und Kranken unten. An einigen Festen z. B. an Capiteltagen, speiseten sie gemeinschaftlich. Zu gewissen Zeiten bereitete sich Jeder seine geringe Mahlzeit in seiner Zelle. Zu jeder Mahlzeit tranken sie Wein, außer an den vielen Enthaltungstagen. Dreimal wöchentlich hatte Jeder die Erlaubniß, sich mit Wasser, Salz und Brod zu begnügen, wenn er wollte. Jährlich wurde 5 Mal zur Ader gelassen, an welchen gesetzlichen Tagen man ihnen etwas mehr Essen und einige Erquickung reichte. Das Fasten ging mit Kreuzeserhöhung an und dauerte bis Ostern, also das ganze Winterhalbjahr. Dann aßen sie täglich nur ein Mal, enthielten sich aber des Geißelns und anderer strengen Übungen. Ihr Brod bestand aus grobem Waizenmehl: eigentliches Weißbrod erhielten nur Kranke. Man beschor sich das Haupt regelmäßig 6 Mal im Jahre und stillschweigend. Keinem Fremden, außer Mönchen anderer Orden, mit denen sie Umgang haben durften, wurde der Zutritt auf ihren Chor gestattet. Novizen nahmen sie nicht unter dem zwanzigsten Jahre und hielten ihnen zuvor die Schärfe ihrer Regel unumwunden vor. Konte Einer ihre Strenge nicht aushalten, wurde ihm vorgeschlagen, in einen gelindern Orden zu treten: später wurde ihm auch erlaubt, in die Welt zurückzukehren. Der Prior, der von den übrigen nicht zu unterscheiden war, wurde von der ganzen Gemeinde gewählt. Er hatte mit den Gästen zu thun und durfte das Ordensfasten der Gastfreiheit wegen brechen. Der Procurator war sein Vicar im untern Hause. Übrigens war es dem Prior nicht erlaubt, aus den Grenzen der Carthause zu gehen. Es waren aber zweierlei Grenzen (Termes) festgesetzt: Grenzen der Mönche für ihre Ergötzungen (Spazieren, Spatiament) und Grenzen der Besitzungen. Prioren durften nicht aus den Grenzen ihrer Häuser gehen. Ihre Zellen waren sehr ärmlich ausgestattet; selbst der Kirchen-

schmuck war ärmlich, nur der Kelch durfte von Gold und Silber sein. Innerhalb der Grenzen ihrer Besitzung war Ihnen kein [illegible] gestattet. Auch war es den Mönchen nicht erlaubt, sich nach gehaltenen Todtenmessen auf Unkosten der Todten zu mästen, was damals sehr gewöhnlich war. — Die Laienbrüder, die wol in keinem andern Orden so schlecht gehalten worden sind, hatten anfangs weniger zu beten, als später. Täglich bekamen sie ein Mal Brot: Donnerstags und an hohen Festen des Morgens und Abends. Sie hatten einen Vater, Schuhmacher, Pförtner, Oberhirten und Aufseher über Felder und Scheunen. Des Freitags fasteten sie bei Wasser und Brod, in den Fasten, im Advent u. auch Mittwochs. Ihre gewöhnliche Mitwirkung war keine andere, als die der Mönche, Kräuter, Suppe, Früchte. Vom 1. December bis Ostern bekamen sie [illegible], im Advent wöchentlich ein Mal ein Suppenbrot. Im Advent und in den Fasten wurden sie wöchentlich ein Mal gegeißelt. Jährlich mußten sie 4 Mal zur Ader lassen, erhielten aber dann etwas bessere Nahrung und waren von der Arbeit befreit.

Man sieht, daß in diesen Sitten und Gewohnheiten der alten Carthäuser noch von keiner Fleischenthaltung ausdrücklich die Rede ist, auch noch nicht von bestimmten Strafen. Einige Zeit nach Guigo legte Bernhard de la Tour (auch Dom Peter genannt) andere Statuten an, die Statuta antiqua, die aus drei Theilen bestanden und die Verordnungen aller Generalcapitel bis zum Jahre 1258 enthielten. 1259 wurden sie gebilligt. Die Generalcapitel sind vom Prior Anthelm eingeführt worden, dessen erstes 1141 gehalten worden ist. Anthelm starb 1151. — In diesen sogenannten alten Statuten wird schon viel geklagt über Vernachlässigung der strengen Zucht, über zu vieles Ausgehen der Mönche, über mit geändelte Kleidertracht und über Schmausereien. Deßhalb wurden nun Bußcapitel verordnet, wobei der zur Rede Gestellte nur immer zu antworten hatten: „mea culpa" (durch meine Schuld). Hier ist nun auch ausdrücklich vom Fleischverbote Erwähnung geschehen. Sogar die Kranken bekamen es nicht. Die übrigen Punkte sind den frühern Guigos gleich. Auch die Zahl der Mönche jedes Klosters blieb 13 und 16 Laien. Doch waren noch 7 Bekehrte oder Oblaten hinzugefügt worden, die man Rendus (redditi, Zugegebene) nannte. Diese waren nach einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1232 für den Feldbau bestimmt, trugen die Kleidung der Bekehrten, hatten, wie sie, ein Probejahr und thaten eben so Profeß.

Als 1367 Wilhelm Rainaud (Rainaldi) Prior und General der großen Carthause wurde (was immer vereint war), machte sich der eifrige Mann, der um der Liebe zum Orden willen sogar den Cardinalshut ausgeschlagen hatte, auch dadurch verdient, daß er abermals eine Samlung ihrer Statuten veranstaltete, die man statuta nova nante, die nur wenig Bemerkenswerthes zu dem schon Bekanten hinzuthut 1368. Das Kochen in ihrer Zelle war längst abgekommen. Wer das Stillschweigen brach, wurde mit Ruthen gegeißelt. Jedes Kloster soll ein tüchtiges Gefängniß für die Übertreter haben: denn das Ausstoßen der Sünder, das früher gebräuchlich war, wurde untersagt und lieber, war das Vergehen groß, lebenslängliches Gefängniß verordnet werden. Es durften auch schon mehr Mönche, als sonst, in jedem Kloster sich befinden, und man spricht hier zuerst auch von Donaten und Pfründnern, beide Laien, von denen die ersten zuweilen auch geistliche Kleider tragen durften. Damals war es gewöhnlich, auch trockene Messe zu lesen, d. i. ohne Opfer zu bringen. Das wurde in der Folge abgeschafft, und täglich lasen sie nur eine Messe der heil. Jungfrau in ihren Zellen, die mit den Worten anfing: Salve sancta parens.

Das Schisma vom Jahre 1378 nach Gregor XI. Tode brachte auch unter unsern Mönchen eine Spaltung hervor. Ein Theil erkante Clemens VII. als Papst, ein anderer Urban V. Der letzte, zu dessen Partei Italiener und Deutsche gehörten, ernante Johann von Barri, den Prior zu Trisult 1379 zum Generalvisitator, der auch vom Capitel zu Rom 1382 zum General des Ordens ernant wurde und in der Carthause zu Florenz wohnte, wo er früher Prior gewesen war. Urbans Anhänger hielten ihr Capitel 1383 zu Maurbach bei Wien und entschlossen sich, das Capitel fernerhin in ihrer ältesten Carthause St. Johann von Seitz zu halten. Diejenigen, welche Clemens als Papst anerkanten, hielten ihr Capitel in der großen Carthause. Beide Theile wählten sich demnach ihre Generale. Als darauf 1410 drei Päpste zugleich auftraten (Gregor XII., Benedict XIII. und Alexander V.): gingen die Carthäuser in sich, und ihre beiden Generale Bonifacius Ferrier und Stephan Macon traten freiwillig ehrenvoll zurück, und man erwählte gemeinschaftlich einen einzigen General des ganzen nun ausgebreiteten Ordens in der Person des Priors, Johannis von Greifenberg (de Griffemont), eines gebornen Sachsen, wodurch der gefährliche Zwiespalt glücklich beseitigt wurde.

Im Jahre 1495 war Franz du Puy (Dom Puteo, ein gelehrter Doctor) zum General ernant worden, welcher eine dritte Samlung ihrer Statuten ordnete, die 1509 bekant gemacht wurde (Tertia Compilatio Statutorum), vor welcher die Historie mit dem verdamten Doctor zu Paris im Bilde zu sehen ist. Diese Samlung ist 1510 zu Basel auf Kosten der Carthause des St. Johannesberges bei Freyburg, eines Hauptklosters in den Rheingegenden, gedruckt worden. Wie Manches sich *unter ihnen geändert hatte*, ergibt sich hieraus klar. Es *wird darin* von Neuem die eingerissene Pracht untersagt und die fromme Ländlichkeit (sancta rusticitas) eingeschärft. Man soll das Geldmachen und die Seelenmessen für Geld rc. lassen. Die Sterbenden sollen nicht mehr auf geweihete Asche gelegt, sondern in ihren Betten gelassen werden, die nur ein wenig damit bestreut werden sollen. Über die Spaziergänge der Mönche werden Verfügungen getroffen, was bisher ausdrücklich noch nicht geschehen war. Den Abtrünnigen soll nachgesetzt werden und zwar auf gemeinschaftliche Unkosten aller Carthausen. Die wieder Eingebrachten sollen nach gehörigen Ceremonien in das härteste Gefängniß geworfen werden. Jetzt wurden auch

… Mönchorden Brüder angenommen, jedoch … verwalten zu dürfen. Wo keine Weinberge … die Mönche nur an Festtagen Wein erhalten, … Tage sich mit Bier begnügen: dagegen war es … , in Betten zu schlafen.

… vierte Samlung (Nova collectio statutorum … Cartusiensis etc.) wurde unter dem General … Caraffe, der sein Amt 1566 antrat, nach dem … verordnet, welche Samlung 1681 zum zweiten Male wieder aufgelegt wurde. Man beabsichtigte das … Satzungen kurz und bündig zusammenzuziehen, … desto besser übersehen zu können. Auch hatten … Mönche mancherlei Befreiungen gewünscht, wo… … mals kleine Unordnungen eingerissen waren. … vorzüglich war die neue Gesetzsamlung 1578 ver… … den, konte aber der mancherlei entstandenen … keiten wegen erst 1581 bekant gemacht werden. … uneinig war man bei Herausgabe der zweiten Auf… … so daß sich Innocenz Masson genöthigt sahe, sich … an den Papst Innocenz XI. zu wenden, der auch … Ausgabe ihrer Gesetze bestätigte 1682. Nach … Satzungen ist der Gesang beim heiligen Amte … ; die Gebete für die Verstorbenen, die sonst in … gehalten wurden, sind in die Kirche verlegt; das … ist strenger geworden; sie durften nicht mehr mit … e, auch nicht mit den Gästen reden; die ganze … war nur ein einziger Spaziergang des Donnerstags … außer an den Aderlaßtagen; die Kranken beka… … Erquickung mehr, dafür wurde aber den Mön… … den Enthaltungstagen Wein gereicht. Der Pro… … darf in Geschäften ausreiten, ohne es zuvor dem … gemeldet zu haben. Dagegen war alles Fasten … und Brod, so wie das Gesetz aufgehoben, daß … Besitzthum außerhalb der klösterlichen Grenzen … durfe. Das Spielen mit Fremden oder mit Mön… … ist dem Prior streng untersagt. Die Zellen sollen flei… … werden. Dem Fleischessen entsagt man: wer … , wird mit Gefängnißstrafe belegt, so lange es das … befiehlt. Über den Genuß der Fleischbrühe in … Fällen wird heftig gestritten. Musikalische Instru… … te waren auch in ihren Erholungen verboten, als … nge, die sich für Bußfertige nicht geziemen. Alljähr… … wird in der großen Carthause Generalcapitel gehalten … in jedem Kloster alle Sonntage ein Bußcapitel, wo … ichtet wird. Gebrochenes Stillschweigen wird stets … der Geißel bestraft. — Den Gebeten für die Ver… … enen gaben sie verschiedene Namen: Das Monachat … ht aus zwei Psalmen und zwei andern Gebeten. … se werden von denen gesprochen, welche die Leiche be… … chen; in der Folge wurden sie von allen Religiosen … die verstorbenen Ordensbrüder gebetet. Die soge… … te Agende ist ein Todtenamt von 9 Lectionen und … Tricenarien bestehen in einer Messe, die 30 Tage … einander, vom Begräbnißtage an, gelesen wird. … ist die Anzahl der Psalmen und Pater noster, … sie täglich zu sprechen haben, zu verschiedenen Zei… … sehr verschieden gewesen. Obgleich ihre Zellen alle … dem großen Kloster sind, so ist doch jede von der andern völlig abgesondert und hat eine Wohnstube, ein Schlafzimmer, ein Kabinet, ein Eßzimmer und einen kleinen Gang mit Kammern für ihr nothwendigstes Geräthe. Jeder Mönch hat auch eine kleine Scheune und sein Gärtchen, das er bebauen darf. Es steht jedem frei, zu drechseln, zu lesen, zu studiren ꝛc. Dazu werden ihnen die nöthigen Werkzeuge gegeben. Nur drei Mal gehen sie täglich aus ihren Zellen, nämlich zur Mette, die noch vor Mitternacht gehalten wird, zur hohen Messe und zur Vesper. Die übrige Zeit bleiben sie verschlossen und speisen für sich, hohe Festtage ausgenommen. Daher hat es sich auch nicht selten ereignet, daß nicht wenige Mönche vom geschmolzenen Fette erstickt sind (le gras fondu), einer Krankheit, die man an Pferden kent, die übertrieden worden sind.

Vor Frauenbesuchen schützten sie sich mit ausgezeichneter Behutsamkeit. Nicht einmal in den Hof ihrer Klöster wurden sie gelassen. War ja ein Mal ein solcher Unfall geschehen: so wurde hinter ihnen her gefegt. Im Jahre 1418 wurde der Prior in Paris vom Generalcapitel bestraft, weil er die Königin in seinem Kloster aufgenommen hatte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts war es jedoch erlaubt worden, Prinzessinnen den Eintritt zu gestatten. Eine seltene Ausnahme ist es, daß in Rom viele Frauen ihre Kirche besuchen. Der Grund dieser Erscheinung ist in der Lage dieser Kirche zu suchen; sie befindet sich nicht im Innern des Klosters.

Die Kleidung dieser Mönche besteht aus einem Rocke von weißem (in der Regel grobem) Tuch mit weißledernem Gürtel oder hänfenem Stricke, oder von beiden zugleich zusammengehalten, nebst einer kleinen Gugel (cuculla), an welcher sich, ebenfalls weiß, eine Kapuze befindet. Im Chore tragen sie eine etwas größere Gugel (was bei andern Mönchen Scapulier heißt). Gehen sie aus, tragen sie schwarze Kappen, (weite Chorröcke zum Überwerfen) mit gleichfarbiger Kapuze. Ihre Hemden sind härene oder von Serge (Cilicium), denn Leinwand ist ihnen verboten. Auf dem bloßen Leibe sind sie noch mit einem Stricke umgürtet, Lombar genant. Federbetten sind verboten; sie schlafen auf Strohsäcken und grobwollenen Laken, auch nach der Mette auf Bänken.

Auch die Kleidung der Bekehrten ist weiß. Gehen sie aus, haben sie eine kastanienbraune oder graue Kutte. Sie lassen sich den Bart wachsen. Leinwand ist auch ihnen untersagt. Die Kleidung der Donaten ist braun oder grau und reicht nur bis über das Knie; dazu haben sie ein knappanliegendes Käppchen von gleicher Farbe auf. Ohne Erlaubniß dürfen auch sie nicht ausgehen. Sie tragen keinen Bart, thun auch der größern Gefahr wegen, der sie ausgesetzt sind, weiter kein Gelübde, als daß sie gemeinschaftlich leben und dem Orden treu und dienstbar seyn wollen. Von den Ordensfasten sind sie frei, bekommen aber spärlicheres Essen und Trinken, als die Mönche.

Die erste Bestätigung des Ordens erfolgte von Urban II. Alexander III. wiederholte sie 1170. Martin V. befreiete sie 1420 von dem Zehenten ihrer Ländereien und Julius II. setzte alle Carthausen der Welt unter den Gehorsam der großen Carthause und des Generalcapitels.

Helyot gibt 270 Carthausen an, unter denen nur 5 Frauenklöster sich befinden. Sie sind sämtlich in 16 Provinzen getheilt, jede mit 2 Visitatoren, die vom Capitel gewählt werden. Die große Carthause ist sehr ansehnlich, ob sie gleich sechsmal abgebrant ist. Der letzte Brand fiel 1676 vor. Dabei bemerken wir zugleich, daß wir von der neuesten Geschichte des Ordens aus Mangel an völlig glaubwürdigen Nachrichten ganz absehen müssen. — So sehr man also auch anfangs gegen alle Pracht eiferte, so wenig ist man doch dabei geblieben. Es finden sich mehre äußerst prächtige Carthausen, z. B. zu Pavia, Nancy 2c. Die prächtigste, ob sie gleich dem Umfange nach zu den kleinen gehört, möchte doch die Carthause zu Neapel seyn. Sie übertrifft an Schmuck und Reichthum alle anderen. Das ganze Kloster ist von dem besten carrarischen Marmor erbaut und das Geringste in demselben ist von der größten Pracht. Unter einem einzigen Prior hat über eine halbe Million Thaler an allerlei Verzierungen, wie Silberzeug, Gemälde, Statüen u. s. w., verwendet werden können.

Der Orden erfreut sich vieler Heiligen; 4 Cardinäle sind aus ihm hervorgegangen; auch Richelieu, der Erzbischof von Lyon und Großalmosenpfleger von Frankreich, gehört ihnen an. Sie haben der Kirche 70 Bischöfe und Erzbischöfe gegeben, und nicht wenige Schriftsteller haben sich unter ihnen bekant gemacht, unter welchen der angesehenste Dionys. Rikel ist, gewöhnlich Dionys der Carthäuser und Doctor extaticus genant.

Carthäuserinnen gab es stets nur wenige im Verhältniß. Mag auch daran das Gebot des heiligen Stillschweigens einen Antheil haben, so war es doch weder die einzige, noch die vornehmste Ursache; vielmehr betrachtete der Orden, der gegen das weibliche Geschlecht überhaupt sehr eingenommen war, sie als eine drückende Last. Schon in Rainauds neuen Statuten 1368 wurde verboten, noch mehr Nonnenklöster zu stiften, was in der neuen Samlung 1581 wiederholt wurde. Die Abneigung des Ordens gegen sie ging so weit, daß selbst die Geschichte dieser Nonnen auf Veranlassung ihrer Brüder im Dunkeln gelassen worden ist. Denn als Masson in der Fortsetzung seines Werkes den Ursprung und Fortgang der Geschichte der Carthäuserinnen liefern wollte, widersetzte sich der ganze Orden diesem Vorhaben und Masson unterließ es. Helyot berichtet, daß man hauptsächlich über diesen Punkt wenig oder nichts von dem schweigsamen Bruder erfährt. Das erste Nonnenkloster, setzt er hinzu, scheint nach Franz du Puy zu Guigues Zeiten entstanden zu seyn. Wenigstens findet man dort ein 1116 zu Bertaud gegründetes Frauenkloster erwähnt. Ferner hatte man noch Nonnenklöster zu Prebaion, Polette, Souribes, Ramires, Parvalon und Sallobrand (in der Provence), in welchem letztern der unverwesliche Leichnam der heil. Rosalina berühmt war. Von diesen allen besteht kein einziges mehr. Zu Helyots Zeit fanden sich noch 5 bis 6 Nonnencarthausen, von denen er 5 namhaft zu machen weiß: Premol bei Grenoble, gestiftet 1234, Melan in Savoyen, gestiftet 1288, Salette an dem Rhone 1299, Gosne im Sprengel von Arras, 1308 und Bruges 1344. — Erst 1258 wird in den Satzungen der Frauenklöster Erwähnung gethan. Sie stehen ganz unter der Leitung der Mönche, sind dem großen Generalcapitel unterworfen und sind gehalten, jährlich schriftlich ihre Unterwürfigkeit von neuem zu bezeugen. In allen Dingen richten sie sich nach den Mönchen, außer daß sie Mittags und Abends gemeinschaftlich essen. Die Priorinnen sind verpflichtet, ihrem Vicar oder Vorgesetzten ihres Hauses zu gehorsamen. Vor Zeiten nahm man durchaus keine Mitgift von ihnen, und es war ihnen erlaubt, mit ihren Gewissensräthen spazieren zu gehen. In der Folge wurde Beides geändert. Novizen wurden schon vom 11. Jahre angenommen, von dem tridentinischen Concil an nicht unter dem 15. Jahre. Von diesen Zeiten an wurde auch der Spaziergang mit den Mönchen aufgehoben. Nicht einmal Briefe zu schreiben war erlaubt. Geschenke durften sie weder nehmen noch geben, außer auf ausdrückliche Erlaubniß der Priorin. Nur ihre Eltern und nächsten Verwandten konten sie besuchen; selbst mit diesen sprachen sie nur mit heruntergelassenem Schleier und in Gegenwart einer andern Nonne. Keine darf ein Eigenthum besitzen. Alles muß der Priorin ausgeliefert werden. Alle schlafen in ihrer Gugel, selbst die Laienschwestern. Keine darf jemals zur Messe dienen und die Äbtissinnen dürfen ihnen keine Beichte abnehmen, noch sie absolviren. Ihre Kleidung ist gleichfalls weiß, nur den weißen Mantel haben sie eigen. Die Strenge des Stillschweigens ist etwas gemäßigt. — Man vergleiche Helyot im 7. Bande, die pragmatische Geschichte der Mönchsorden im 4. B., Innoc. Masson, Annales Ord. Carthus. Pet. Orland. Chronicon Carthus.; Jacq. Corbin histoire sacrée de l'ordre des Chartreux.

(*G. W. Fink.*)

CARTHAGO. I. Geographie und Geschichte. Einer der merkwürdigsten Staten der alten Welt war ohne Zweifel Carthago; ein Stat, welcher von den kleinsten Anfängen ausgehend so mächtig ward, daß er mit Rom um die Weltherrschaft kämpfen konte, welcher durch seinen Handelsverkehr über die Enge und Beschränktheit seines politischen Egoismus hinausgehend, alle Völker und Länder der damals bekanten Welt mit einander verband und ihre Interessen ausglich, der zugleich aber auch durch Bildung und Cultur in jeder Art sich auszeichnete, und die größten Männer für die Geschäfte des Kriegs und des Friedens hervorbrachte; ein Stat, dessen weise Verwaltung und Regirung, nach des Cicero und *Aristoteles* Zeugniß, daraus am meisten erkant werden *kann, daß er* 600 Jahre in einem zunehmenden *Wachsthum und ohne* fast nur namhafte innerliche Stürme *zu erleiden*, blühete, und endlich, als er wegen innerer Entartung fiel, doch einen rühmlicheren Untergang *fand, als* alle andere Nationen des Alterthums, nachdem sie entartet waren, gefunden haben. Auch erlag Carthago weniger seiner eigenen Verderbniß, als der Gewalt und Tugend der Römer und der Allmacht des Geschickes. — Keine Geschichte ist aber dunkler als die carthagische, denn über die ersten 4 Jahrhunderte derselben wissen wir fast gar nichts, oder es sind uns nur Fabeln oder doch sehr zweifelhafte Berichte darüber aufgezeichnet; und auch die spätere Geschichte ist lückenhaft, und was wir davon haben, ist Bericht der

Feinde oder doch der Ausländer, die kein Interesse hatten, uns Carthago und seine Verhältnisse treu und nach der Wahrheit darzustellen, oder dieses States nur gelegentlich, und ohne Critik anzuwenden, erwähnen. Denn die gesamte Literatur der Carthager ist untergegangen, so zahlreich sie auch früherhin gewesen seyn mag. Zur Zeit ihrer Blüthe drang sie nicht bis nach Griechenland und Rom wegen des Gegensatzes zwischen orientalischen und occidentalischen Sprachen und Sitten, und nur sehr selten scheinen Griechen und Römer die punische Sprache erlernt zu haben, die ersten aus Stolz, indem sie die Carthager als Barbaren verachteten, die andern aus Ungelenkheit des Geistes zur Zeit ihrer kriegerischen Größe, und besonders deshalb, weil die Carthager gewiß alle fremde Sprachen verstanden und übten, indem sie als ein Handel treibendes und Handel suchendes Volk genöthigt waren, den fremden Völkern in ihren eigenen Sprachen entgegen zu kommen. Zwar führt Justin XX, 5. ein Gesetz in Carthago an, welches verbot, ne quis postea Carthaginiensis, aut literis Graecis, aut sermoni studeret; ne aut loqui cum hoste, aut scribere sine interprete posset; aber eine solche Beschränkung, auch wenn sie wahr seyn sollte, kann ihrer Natur nach besonders bei einem vielfach verkehrenden Volke, nicht von Dauer und Erfolg seyn; und daß später dies Gesetz nicht mehr galt, beweiset das Beispiel Hannibals, der selbst griechisch verstand und griechische Bildung erhalten hatte, und auch Griechen um sich hatte, die seine Geschichte schrieben. — Daher ist viel eher zu erwarten, daß die Carthager sich das Fremde, besonders griechische Literatur und Kunst angeeignet haben, als daß die carthagische Literatur den Griechen und Römern, sehr wenige etwa nur ausgenommen, bekant geworden sey. Als der römische Senat die 28 Bücher des Mago über den Ackerbau aus dem Carthagischen ins Lateinische übersetzen ließ, scheinen sich nur wenige in Rom gefunden zu haben, die punisch verstanden (cf. Plin. Hist. nat. XVIII, 3.), und wegen der übrigen Bücherschätze, die in Carthago gefunden waren, war man so unbekümmert und legte so wenig Werth darauf, daß man sie den Numidischen Königen schenkte (Plin. l. l.), und in späterer Zeit scheinen diese Bücher nach dem Verfall von Jugurtha's Reich zur Zeit Cäsars nicht besonders durchforscht worden zu seyn. Sallustius, der selbst in Afrika Statthalter war, und dort schon einiges Interesse an der Geschichte dadurch zeigte, daß er sich um Bücher bekümmerte, verstand kein Punisch, sondern ließ sich Bücher (qui regis Hiempsalis dicebantur) interpretiren, aus welchen er uns in seiner Geschichte des Jugurthinischen Krieges späterhin einige Auszüge über die ältere afrikanische Geschichte gegeben hat, die freilich für Carthago nur wenig austragen, und die auch Sallustius, ohne besondern Werth auf sie zu legen, nur deshalb mittheilt, um Nachrichten zu geben, die von den allbekanten einigermaßen abwichen und neu seyn möchten. Ob späterhin Juba, der Sohn des von Cäsar besiegten Numidischen Königs Juba, in seiner römischen Geschichte, die er griechisch schrieb, über die Verhältnisse zwischen Rom und Carthago einheimische Quellen benutzt habe, ist auch sehr ungewiß, da uns über Juba's vortreffliches Werk, das Plutarch so viel benutzt zu haben vorgibt und häufig rühmt (Plut. Caes. p. 733. d. ἐκ βαρβάρων καὶ Νομάδων, Ἑλλήνων τοῖς πολυμαθεστάτοις ἐνάριθμος συγγραφεῦσιν) keine ausführliche und genügende Nachrichten übrig geblieben sind, und es auch überhaupt zu bezweifeln ist, daß dieser, der seine Bildung in Rom geholt hatte und ein Unterthan dieses Volks geworden war, sich in der Wissenschaft eigenthümlich erhalten haben könte; und gewiß würden wir durch Plutarch im Leben des Fabius und Marcellus etwas davon erfahren haben, wenn Juba in der Geschichte des 2ten punischen Krieges von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Nachrichten gegeben hätte. Daß aber der punische Krieg in der Geschichte carthagischer oder auf Carthago's Seite schreibender Schriftsteller eine ganz andere Gestalt hatte, als die wir jetzt aus den römischen Historikern kennen, liegt theils in der Natur der Sache, theils ersieht man es auch aus dem Leben des Hannibal beim Nepos, wo ohne Zweifel die Geschichten des Silenus und Sosilus zum Grunde liegen. So aber ist alles eigenthümlich-carthagische oder den Carthagern günstige und befreundete Geschichtszeugniß fast ganz verstumt, und die Zerstörung dieser Stadt mit ihrer ganzen Herrschaft, Sprache, Sitte und Bildung ist so gründlich von ihren Feinden vorgenommen worden, daß kaum einmal eine Münze oder eine Inschrift aus der alten Zeit der Blüthe übrig geblieben ist; und was noch etwa davon vorhanden ist, ist entweder unleserlich, oder lohnt kaum die Mühe, es zu entziffern. Dazu auch hat selbst die Natur ihren Ingrimm an den Küsten des carthagischen Gebietes und insbesondere des Grundes, auf dem Carthago stand, ausgelassen, so daß uns nicht einmal eine deutliche Vorstellung von der Lage der Stadt, ihren Mauern und Häfen mehr möglich ist, indem bald die Küsten weggespült, bald große Landstrecken angeschwemt sind, und die Flüsse ihren Lauf verändert haben. Daher bleibt uns nur übrig, die Geschichte und Alterthümer Carthago's aus fremden Quellen zu studiren und zu entwickeln. Was diese Quellen betrifft, so sind sie theils nicht unbekant, theils kann ein jeder dieselben leicht bei Beck Allgem. Gesch. I. 1. p. 776. und bei Heeren in der neuesten Auflage seiner Ideen t. II. 1. oder bei Böttiger Gesch. der Carthager nachsehen. Wir wollen hier nur bemerken, daß über die carthagische Geschichte die Acten noch keinesweges geschlossen sind, und daß troz mancher vortrefflicher Vorarbeiten dazu die Abfassung einer eigentlichen und umfassenden Geschichte von Carthago, so wie dies große Volk es verdient, noch immer eine Aufgabe bleibt, die eines bedeutenden Historikers würdig wäre. Die folgende Darstellung der carthagischen Alterthümer und Geschichte wird sich im ganzen freilich an die Resultate der Forschungen früherer Gelehrten halten müssen, doch werden wir auch gar häufig Gelegenheit finden, wo wir von den bisher allgemein gewesenen Ansichten abzuweichen und einen eigenen Weg zu versuchen gezwungen sind.

Lage Carthago's. Carthago lag unter 36° 40′ n. Br. und 27° 48′ ö. L., und zwar nach Appian (Libyc. 95. 96.) im innersten Winkel eines großen Meerbusens, der vom Promontorium Hermaeum (Cap Bon) im Osten und dem Promontorium Apollinis (Cap Zibib) im Westen

gebildet wird, und eine Tiefe von fast 15 Meilen hat. Die Stadt lag auf einer Halbinsel, die sich südlich vom Ausflusse des Bagradas von Westen nach Osten in das Meer erstreckt, und von welcher eine lange, ungefähr eine halbe Stunde breite Erdzunge gegen Süden hinablief und so den See von Tunis von dem Meerbusen abschloß. Die Landenge, durch welche diese Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhing, war 25 Stadien (eine starke halbe teutsche Meile) breit, die ganze Halbinsel aber hatte einen Umfang von 360 Stadien (etwa 9 teutschen Meilen). Die Landenge, welche die Halbinsel mit dem Continente verband, war durch eine dreifache Mauer geschützt, welche von dem See von Tunis querüber nach der entgegengesetzten Bucht geführt war, 30 Ellen Höhe hatte und alle 200 Schritt einen Thurm von 4 Stockwerken. Die Dicke der Mauer war 30 Fuß, und in derselben waren die Ställe für 300 Elephanten, für 4000 Pferde, für 24,000 Soldaten, nebst Magazinen u. s. w., so daß also diese Besatzung der übrigen Stadt gar nicht zur Last fiel. Nur ein Theil der Mauer, der gegen die Häfen hin sich erstreckte, war schwächer, und dieser wurde daher auch späterhin von den Römern zum Angriffspunkte ausersehen. Die Halbinsel bildete an ihrer südlichen Seite, gegen den See von Tunis hin, wiederum eine geräumige Bucht, welche größtentheils durch eine andere kleine Landzunge, welche sich neben der zuvor genanten Landzunge herzog, eingeschlossen wurde. Diese Bucht, von der übrigens jetzt gar keine Spuren mehr vorhanden sind, bildete den Hafen von Carthago, der überaus geräumig und sicher war, und durch 2 vorspringende Landecken und eine zwischen diesen liegende kleine Insel in 2 Theile getheilt wurde. Man schiffte aus dem größeren Hafen durch einen nur 70 Fuß breiten Eingang, der durch eine eiserne Kette verschlossen werden konte, in den inneren Hafen. Der Vortrefflichkeit dieser Häfen hat gewiß Carthago zumeist seine Blüthe und seine Macht zu verdanken, und doch sind die Nachrichten der Alten über dieselben, namentlich des Appian und Polybius in vollkommenem Widerspruch mit einander, zumal wenn man die gegenwärtige Gestalt der Landenge mit ihren Beschreibungen vergleicht. Der äußere Hafen war für die Handelsschiffe bestimt und war groß genug, um eine bedeutende Anzahl derselben zu fassen. Die kleine Insel, welche vor der Einfahrt in den inneren Hafen lag, war befestigt, und hier befanden sich Schiffsmagazine und eine Wohnung für den Oberbefehlshaber der Flotte; auch verhinderte die Höhe der Insel und ihrer Gebäude, daß man vom Meere oder vom äußeren Hafen aus in den inneren Hafen hineinsehen konte. Dieser letztere war nur für die Kriegsschiffe bestimt und hatte für 220 derselben Raum, und jedes Schiff hatte seine besondere Lagerstelle zwischen zwei ionischen Säulen, welche ein Gebäude trugen, das über dem Schiffe stand, und aus welchem sogleich alle Bedürfnisse zur Ausrüstung des Schiffs in dasselbe hinabgelassen werden konten. Diese Schiffsmagazine bildeten eine Art von geschlossener Galerie, und außerdem war noch die ganze Hafenbucht durch eine doppelte Mauer geschlossen, durch welche nur ein einziges Thor in die Stadt ging, so daß nicht nur der Kriegshafen den Blicken aller verschlossen war, sondern auch der Handelshafen so gänzlich gesperrt werden konte, daß, wenn es nöthig war, keiner in der Stadt erfuhr, was in den Häfen vorging. — Der große Raum der ganzen Halbinsel, welcher einige Quadratmeilen betrug, war nach der Seeseite hin, besonders im Norden, nur durch eine einfache Mauer geschützt, indem die zahlreichen Klippen und die Steilheit des Ufers selbst schon hinreichenden Schutz gewährten. Zunächst nach dem festen Lande und der Mauer hin, vielleicht an dieselbe anstoßend, lag das Castell Byrsa (Botsra, Burg), dessen Umfang verschieden angegeben wird, und das wieder durch eine mehrfache Mauer geschirmt war; den übrigen Raum nahm größtentheils die Stadt ein, von welcher der Theil zunächst am Hafen, Cothon genant wurde (so hieß auch die Insel, welche den Eingang zum innern Hafen schloß). Der andere hieß Magara (Magaria, Magalia), war aber weniger mit Gebäuden bedeckt, und enthielt daher auch Gärten und Äcker von so großer Ausdehnung, daß hier Platz war, ganze Kriegsheere aufzustellen; denn 700,000 Menschen, auf welche Zahl die Bevölkerung Carthago's angegeben wird zur Zeit der Belagerung, als alles in die Stadt zusammengedrängt war, füllen einen Raum von einigen Quadratmeilen nicht. Außer der Burg werden noch mehre Hügel innerhalb des Umfanges der Stadt unterschieden und viele große prächtige Gebäude, z. B. der Tempel des Äsculapius, der selbst eine Art von Festung war. Von der ganzen herrlichen Stadt, der größten und schönsten des Alterthums, ist nichts übrig geblieben, als Trümmer einer Wasserleitung und einige Cisternen, von denen es übrigens sehr zweifelhaft ist, ob sie dem alten tyrischen Carthago angehören. Jetzt liegt auf dem ungeheuren Raume, auf der entgegengesetzten Seite der Hafenstadt Cothon, ein kleiner Flecken El Mersa (Hafen).

Geschichte Carthago's. Merkwürdig ist die Sage über die Bevölkerung des nördlichen Afrika's, die uns Sallustius aus punischen Quellen (Jug. 21.) aufbehalten hat. Afrika nämlich, heißt es, hatten zu Anfange Gätuler und Libyer inne, rohe und ungebildete Völker, welche vom Fleische wilder Thiere und von Kräutern sich nährten, wie das Vieh; es waren Menschen ohne Sitte, ohne Gesetze, ohne Obrigkeit; unstät umherschweifend, hatten sie keine Wohnung, als wo die Nacht sie überfiel. Aber nachdem in Hispanien Herkules seinen Untergang gefunden hatte, und sein Heer, das aus den mannigfaltigsten Völkerschaften zusammengesetzt war, nach Verlust seines Führers sich in kurzem zerstreute, so schifften die Meder, Perser und Armenier unter ihnen nach Afrika hinüber und siedelten sich dort an der Küste des Mittelmeers an, die Perser mehr in der Nähe des Oceans. Diese kehrten ihre Schiffe um und gebrauchten sie als Hütten, weil in dem Lande dort kein Holz war. Sie aber vermischten sich allmählig durch Heirathen mit den Gätulern; und weil sie bald in dieser Gegend, bald in jener sich anzubauen versuchten, so nanten sie sich selbst Numidier. Und auch späterhin noch waren die Wohnungen der numidischen Landleute, die sie selbst Mapalia nanten, länglichte und gewölbte Hütten, umgestürzten Schiffbäuchen ganz ähnlich. Die Meder und Armenier aber verbanden

den Libyern und diese änderten bald ihren Namen
in Mauren um. Die Perser aber wurden die
:en und eine Schaar der Numidier zog aus von
en ihrer Väter und besetzte den Theil des Lan-
: dem spätern Carthago zunächst lag. Diese Nu-
un, im Vertrauen auf ihre Macht, bezwangen
bbaren durch Waffen oder durch Furcht, und er-
sich großen Ruhm, besonders die zunächst am
iohnenden, und so wurde nach und nach der nörd-
:il Afrika's von den Numidiern besetzt, und alle
Völker verschmolzen mit den Siegern zu einem
id einem Namen. Später aber gründeten die
r, theils um die überflüssige Volksmenge abzu-
heils aus Eroberungslust, nachdem sie den Pöbel
:re unruhige Menschen dazu aufgemuntert hatten,
Hadrumetum, Leptis und andere Städte an der
n Afrika; und diese Städte wurden bald sehr
und gereichten ihren Mutterstaten zum Schutz
Zierde. Was aber Carthago betrifft, so hält
es für besser, über dasselbe zu schweigen, als zu
avon zu sagen u. s. w. — Aus dieser Sage, die
as ebenso viel Gewicht hat, als die Fabeln der
, geht hervor, daß vor Ankunft der Phönicier
ifrika schon ein Reich bestand, welches nicht so
barbarische Nationen umfaßte, als die übrigen
es nördlichen Afrika waren, die wir aus Herodot
seqq. kennen, sondern Nationen, die, indem sie
auftreten, eine feste Statseinrichtung und bür-
Verfassung voraussetzen lassen, Nationen, mit
der Mühe werth seyn konte, in Verkehr zu treten,
denen die Anknüpfung fester Verhältnisse über-
öglich war. Was es übrigens mit der persischen
ıung der Numidier auf sich habe, wollen wir da-
ılt seyn lassen; immer aber ist es interessant zu
vie auch diese Völker die Anfänge ihres Stats-
us dem Orient herleiteten und an den fabelhaften
; anknüpften. Mit diesen Numidiern nun knüpf-
hönicier, nach dem Handel mit dem Innern Afri-
erig, Verbindungen an, und gründeten zu dem
Handelsplätze an der Küste, welche Sallust uns
ngeführten Stelle nent, und außer diesen auch
:a, Leptis major, Tunes u. s. w., indem sie auf
:m Wege ihr Verhältniß zu den Numidiern zu be-
suchten, und zwar so, daß zugleich ihr Interesse
der Bewohner des Landes dadurch berathen wur-
eses liegt in der Natur der Sache und kann mit
:it angenommen werden; denn eine andere Mög-
ir die Gewinnung des afrikanischen Handels, der
:r Eigenthümlichkeit des Bodens und des Him-
Jahrtausenden keine andere Wege nehmen konte,
: jetzt nimt, gab es nicht, als wenn man Stapel-
ılegte und Märkte, wohin die Caravanen die
s innern Afrika's brachten, und wo sie gegen die
es Ostens und Nordens umgetauscht wurden.
dieses nur durch freundlichen und friedlichen Um-
Verkehr wirklich ausgerichtet werden konte, ist
gewiß. — Auch hat sich bei späteren Schriftstel-
ocopius, Bell. Vandal. II. 10.) und bei Suidas
) die Sage erhalten, daß Chananäer bei Erobe-
rung Canaan's durch Josua, vor diesem fliehend, sich
nach der Küste des nördlichen Afrika in die Gegend des
spätern Carthago gewandt und dort niedergelassen hätten;
dies sollte sogar noch in den Tagen der Vandalen 540 nach
Chr. Geb. eine Säule bei Tigisis mit einer phönicischen
Inschrift besagen. Über die Echtheit dieser Inschrift ist
viel gestritten worden, und allerdings möchte auch man-
ches gegen dieselbe einzuwenden seyn, auf jeden Fall wa-
ren es dann aber doch Chananäer oder Chananiter, welche
sich hier niederließen, keine Phönicier, welche die Ein-
wanderung der Juden gar nicht betraf, die also von den-
selben auch nicht aus ihren Sitzen gedrängt seyn konten;
und so hat denn diese angebliche Einwanderung der Chana-
niter mit den wirklichen phönicischen Colonien nichts
gemein.

Die Anlegung dieser phönicischen Colonial-Städte aber fällt in eine sehr frühe Zeit, in's Davidische oder Salomonische Zeitalter, als die Phönicier im alleinigen Besitz aller köstlichsten Güter der Erde durch ihren Handel waren, und sie ihre Flotten bis nach Tarschisch sandten, um diese Güter herbeizuführen. Die Anlegung von Utica namentlich wird von Aristoteles 287 Jahre vor der Erbauung Carthago's gesetzt, von Vellejus in die Zeiten des Codrus, der ein Zeitgenosse Saul's war, zur selbigen Zeit, als auch Gades in Hispanien von den Phöniciern gegründet wurde, und daß diese Stadt die älteste unter den phönicischen Colonien in dieser Gegend gewesen sey, mag vielleicht aus dem Namen selbst geschlossen werden können, indem עתיק auf Punisch die Alte heißt, im Gegensatz mit der später gegründeten neuen Stadt oder Carthago, so daß, als diese neue Stadt sich erhob, der eigentliche Name der ältern Stadt verloren ging, und nur die Benennung der Altstadt (Utica und Ityka) übrig blieb und allgemein wurde.

Die Zeit nun, wann diese Neue Stadt oder Carthago gegründet wurde, wird sehr verschieden angegeben, so wie auch über die Namen der Gründer und die Umstände der Gründung sehr abweichende Nachrichten bei den alten Schriftstellern sich finden. Am höchsten hinauf setzen die Erbauung Carthago's Appian, nämlich auf 50 Jahre vor Troja's Zerstörung, und Philistus, nämlich 460 Jahre vor der ersten Olympiade, also etwa 1236 oder 1234 vor Chr. Geb. Andere setzen sie später, und fast bei jedem Schriftsteller finden sich verschiedene Jahre. Eusebius setzt sie bald 1216, bald 894, bald 814 Jahre vor Chr. Geb., Livius 92 Jahre vor Rom's Erbauung oder 846 vor Chr. Geb., Justin 72 Jahre vor Rom's Erb., Vellejus 65 Jahr vor Rom's Erb., oder 819 vor Chr. Geb. Gewöhnlich wird das Jahr 878 vor Chr. Geb. angenommen und danach die Dauer des carthagischen Stats bis zur Zerstörung der Stadt auf 732 Jahre berechnet, und dieser Annahme wollen auch wir folgen, weil mit Bestimtheit doch nichts auszumachen ist. — Die Ursache, warum eine so große Verschiedenheit der Angaben sich findet, ist leicht zu erklären. Höchst wahrscheinlich bildete sich diese Stadt nach und nach von Utica aus, indem die überhand nehmende Volksmenge sich auf der so trefflich gelegenen und nur wenige Meilen entfernten Halbinsel ansiedelte; tyrische Auswanderer mochten hin-

zukommen und die Zahl der Anbauer vermehren; so entstand ein befestigter Ort, Byrsa oder Botsra, und nach Verlauf langer Zeit erhob sich endlich, durch Begünstigung unbekanter Umstände, die Stadt Carthago, welche sodann, wie schon der Name andeutet, bald anfing, eine Nebenbuhlerin von Utica zu werden, um sie später gänzlich zu verdunkeln. Wir übergehen daher die Sage von der Einwanderung der Dido oder Elisa, welche vor ihrem Bruder Pygmalion fliehend, sich hier angesiedelt haben soll, nachdem sie von den Einwohnern der Gegend ein Stück Land erkauft, das sie mit einer Ochsenhaut umspante; eben sowol auch die Sage, die wir bei Appian und Philistus finden, daß Zorus und Carchedon diese Stadt gegründet hätten. Letzteres ist nur eine etymologische Spielerei der Griechen, und die Sage von der Dido, obschon sie eine historische Grundlage haben mag, ist auf jeden Fall im Munde der Nachwelt entstellt worden; denn daß Dido eine Ochsenhaut in so dünne Streifen geschnitten, daß sie damit einen Raum von 22 Stadien (über ½ teutsche Meile) umspant habe, ist offenbar nur ein Scherz, indem es physisch unmöglich ist, auch mit den feinsten Werkzeugen dieses zu Stande zu bringen. Daher möge die Sage von der Dido, welche uns ausführlich Justin, Appian und Virgil nebst dessen Commentator Servius erzählen, unter dem Artikel Dido nachgesehen werden; der Geschichte gehört nur so viel an, daß der Ort für den Anbau von Carthago nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch friedliche Übereinkunft mit den frühern Bewohnern der Gegend gewonnen wurde. Wenn wir daher die Vorstellung aufgeben, welche man gewöhnlich von der jungen Stadt Carthago hat, daß dieselbe nämlich von Anfang an schon als ein eigner und in sich abgeschlossener Stat, der einzeln an einer einsamen Küste gelegen, aber zu großen Dingen einmal bestimt, sich geltend gemacht habe; sondern wenn wir Carthago als das betrachten, was es war, nämlich als eine Ansiedlung uticensischer und tyrischer Kaufleute, in der Mitte zwischen Utica und Tunis gelegen, von welchen die erstere schon mehre Jahrhunderte in Macht und Ansehn gestanden hatte, von beiden Städten nur 2 oder 3 Meilen entfernt, als ein Pflanzort, der gewiß auf den Phöniciern gehörigen Boden, nicht auf numidischem angelegt wurde, und eben deshalb im Anfange unter dem Einfluß von Utica stehen mußte, wenigstens sich nicht durchaus frei entwickeln konte: so wird man von selbst darauf Verzicht leisten, in der ersten Zeit, seit der Stiftung etwa ein Jahrhundert lang und länger noch, eine eigentliche Geschichte dieser Stadt zu erwarten. Orte der Art, die nur Stapelplätze für Waaren sind, oder eine Zuflucht, in welcher Schiffer gegen den Sturm sich sichern, haben keine Geschichte und können diese erst dann erhalten, wenn plötzlich das Verhältniß sich ändert, sie sich unabhängig machen und anfangen, als freie Gemeinwesen eine Rolle zu spielen.

Wann nun der Zeitpunkt gekommen sey, in welchem Carthago von Utica sich unabhängig machte und dadurch zuerst in die Geschichte eintrit, das läßt sich schwerlich bestimmen, indem kein ausdrückliches geschichtliches Zeugniß darüber vorhanden ist. Doch liegt eine Vermuthung sehr nahe, die wir uns nicht scheuen hier auszusprechen. Josephus erwähnt (IX, 14. 2.), und zwar aus sehr guten Quellen, nämlich aus der Geschichte des Menander von Ephesus, der tyrische Geschichtsbücher benutzt hatte, daß 715 vor Chr. Geb. Sidon und die meisten übrigen den Tyriern unterworfenen phönicischen Städte sich gegen die herrschende Stadt empörten und den assyrischen König Salmanassar gegen die gemeinsame Unterdrückerin zu Hilfe riefen, wodurch ein Krieg entstand, in welchem die Tyrier eine 5jährige Belagerung aushalten mußten, dennoch aber zur See siegten und ihre Feinde endlich zwangen, die Belagerung wieder aufzuheben. Dieser allgemeine Aufstand gegen Tyrus scheint auch auf die Colonien sich erstreckt zu haben, die schwerlich ohne Theilnahme bleiben konten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß damals auch Utica sich den Empörern anschloß. Carthago dagegen, aus natürlichem Widerstreben gegen die oberherrschende Nachbarstadt, scheint das tyrische Interesse verfochten zu haben, und da der Sieg sich endlich für Tyrus erklärte, so mußte Carthago für seine Treue belohnt werden, und dies geschah wahrscheinlich durch Aufhebung der Abhängigkeit von Utica, woraus bald Obergewalt über diese Stadt gefolgt seyn mag. Ein Beweis freilich kann hiefür nicht gegeben werden, doch möchte wol hieraus die Pietät zu erklären seyn, mit welcher theils die Tyrier dem Cambyses ihre Theilnahme an einem Feldzuge gegen Carthago verweigerten (523 vor Chr. Geb.), theils die Carthager in ihrem Vertrage mit Rom (406 nach Erb. d. St., 348 v. Chr. Geb.) der Tyrier auch erwähnen, als in dem Bündnisse mit einzuschließen (was ein Jahrhundert später in dem Bündnisse Hannibal's mit Philipp von Macedonien nicht mehr geschah, weil damals Tyrus schon untergegangen war, woraus auch abzunehmen ist, daß dieses Tyrus die alte phönicische Mutterstadt ist, und nicht, wie einige meinen, eine unbekante Colonie in der Nähe von Carthago, die mit Utica gleiche Rechte gehabt hätte), und außerdem jährlich eine Gesandtschaft nach Tyrus sandten, um der Mutterstadt Ehre zu beweisen und dem Herkules zu opfern; eine eigenthümliche Erscheinung, die erklärt werden und einen bestimten Grund gehabt haben muß, indem überhaupt dergleichen gegen die Natur des Verhältnisses einer Colonie zum Mutterstate ist, auch nichts ähnliches in der alten und neuen Geschichte sich findet, und am wenigsten dieses von Tyriern und Carthagern erwartet werden mag, die nur allzusehr in der Geschichte durch die Treu- und Ruchlosigkeit verrufen sind, mit welcher sie überall nur durch ihr augenblickliches Interesse sich haben bestimmen lassen. Wohlthaten des Mutterstats gegen die Tochter erzeugen immer und überall nur Undank; hingegen eine bedeutende Wohlthat, die der Tochterstat dem mütterlichen State erwiesen, wenn dieselbe auch aus einer ganz andern Quelle hervorgegangen war, kann eine bleibende Anhänglichkeit sichern, indem sie mehr als ein Werk der Freiheit erscheint und nicht als ein Pflichtgebot, das dem Menschen jederzeit lästig ist. — Ganz vorzüglich aber scheint Carthago nach dem Falle der Mutterstadt Tyrus durch Nebucadnezar (600 vor Chr. Geb.) an Macht zugenommen zu haben, denn wenn auch Tyrus, d. h. die Inselstadt, nicht von Nebucadnezar er-

stört wurde, wie man gewöhnlich annimt (man vergleiche die vortreffliche Abhandlung über Tyrus von Gesenius in seinem Commentar zum Jesaias tom. II. p. 707.), so waren doch die Phönicier von dem an in allen ihren Bewegungen gehemt, und sie sahen sich genöthigt, den Handel im Osten den griechischen Inseln und Küstenstädten allmälig zu überlassen, so wie Carthago nach und nach den Handel des Westens an sich riß; und das ehemals allgewaltige Tyrus wurde ½ Jahrhundert später persische Provinz oder doch wenigstens diesem Reiche dienstbar, wurde immer unbedeutender bei der innern Auflösung der persischen Herrschaft, bis es endlich durch Alexander seinen Untergang fand. Früher, als in Nebucadnezar's Zeit, die Ausbreitung der carthagischen Herrschaft über die Küsten und Inseln des Mittelmeers und besonders über Hispanien zu setzen, möchte nicht thunlich seyn, denn es läßt sich nicht denken, warum die Phönicier ohne Noth ihre Handelsvortheile aufgeopfert, die Oberherrschaft über ihre Colonien preisgegeben und an die Carthager gutwillig überlassen haben sollten; und wenn schon nach Diodor die Carthager 160 Jahre nach Gründung ihrer Stadt, also nach unserer Annahme 718 Jahre vor Chr. Geb. (oder richtiger, da Diodor wol dem Timaeus folgt, und dieser die Gründung Carthago's ins Jahr 814 vor Chr. Geb. setzt, im Jahr 654 vor Chr. Geb. die Insel Ebusus besetzt haben, so ist das doch wol nur ein einzeln stehendes Unternehmen, und die eigentlichen auswärtigen Eroberungen Carthago's auf Sicilien, Sardinien, Corsica, an der Mauritanischen und Hispanischen Küste fallen, wenigstens nach dem Justin zu schließen, erst in die 50 Jahre, welche der Herrschaft des Cyrus und Cambyses vorausgehen, also in die Zeit, die unmittelbar auf das Reich des Nebucadnezar folgt. Ein großer Schade ist es aber, daß Justin die Geschichte des Trogus Pompejus gerade in der Geschichte Carthago's so überaus mangelhaft excerpirt hat, indem er, der einzige von denen, die über Carthago's Geschichte absichtlich handeln, der uns vollständig erhalten ist, leichtsinnig mit kurzen Worten über einige Jahrhunderte hinweggeht, während er weitläufig Anekdoten erzählt, die immer hätten unerzählt bleiben können. Freilich ist auch noch die Frage, ob Trogus wirklich mehr Nachrichten über die ältere Geschichte Carthago's, als wir bei Justin finden, aufgezeichnet gehabt habe; wenigstens nach den noch vorhandenen Prologen seiner Geschichte zu schließen, ist dieses nicht einmal anzunehmen. Von jener ältesten Zeit aber an, bis auf die Empörung des Malchus berichtet Justin uns nur, daß der Stat durch mannigfache Unglücksfälle und innere Zwistigkeiten zerrissen worden sey, daß man auch an Seuchen gelitten und deshalb Menschenopfer gebracht, und daß man heftige und langwierige Kriege mit den Afrikanern geführt habe. Was nun die innern Zwistigkeiten betrifft, so können diese auch auf die Verhältnisse mit Utica gehen, bei welchen alle Einwohner Carthago's betheiligt seyn mußten; und was die Kriege mit den Afrikanern anlangt, so waren diese eine nothwendige Folge der Ausbreitung ihrer Herrschaft, welche die Carthager nach dem Sinken der Phönicischen Macht versuchten. Denn da die Stadt allmälig an Volksmenge zunahm, begünstigt durch ihre Lage, indem sie gleich einer natürlichen Festung jeden Angriff von der Landseite, wie von der See her, abwehrte, so war doch auch ein Gebiet nöthig, das durch Fruchtbarkeit und Anbau im Stande war, der Volksmasse die erforderlichen Lebensmittel aus der Nähe zu verschaffen. Hiezu eignete sich nun aber kein Landstrich besser, als das südlich von Carthago gelegene Land, welches an der nach Süden hinablaufenden Meeresküste entlang bis zur kleinen Syrte hin sich erstreckt. Dieses Land, eines der fruchtbarsten in der Welt, ist gegen Westen und Süden durch hohe Gebirge vor der Hitze und den Glutströmen der Wüste geschirmt, gegen Osten aber den kühlenden und befruchtenden Seewinden ausgesetzt, so daß es fast ohne künstliche Bearbeitung und Bestellung hundertfältige Frucht trägt. Nach Norden und Westen hin sich auszubreiten, hinderte überdem die Nähe Utica's, und so folgten die Carthager gern der Anlockung des schönen Bodens im Osten und Süden ihrer Stadt, um dort sich auszubreiten, und so muß man sich nicht wundern, wenn man gegen Westen hin, wenige Meilen von den Thoren Carthago's entfernt, selbst in der blühendsten Periode des Stats, schon auf die Numidische Grenze stößt, während gegen Süden und Osten hin das Carthagische Gebiet über 100 Meilen weit sich ausdehnte. Die Besitznahme dieses Landes verwickelte aber die Carthager natürlich in Kriege mit den Numidiern, den frühern Bewohnern desselben, die ohne allen Zweifel in diesen Gegenden nicht als Nomaden umher gezogen seyn, sondern sich angesiedelt, Städte gebauet und Land für den Ackerbau ausgetheilt haben werden. Mag immerhin der Name Numidier Nomaden bedeuten, umherziehende, wandernde Völker, so ist doch nicht zu erweisen, daß sie nicht theilweise hin und wieder ihre wandernde Lebensart verlassen und feste Wohnsitze gegründet haben sollten. Die Natur eines Landes und die Sitten der Menschen stehen immer in einem Wechselverhältniß, und das Entgegengesetzte und Widersprechende wird sich nie finden, oder sollte ein unnatürlicher Zustand wirklich eine Zeit lang statt haben, so wird er nicht lange dauern. Auch sagt unsers Bedünkens Herodot mit klaren Worten (IV. 187. 191): daß die Völker nördlich vom Triton's See keine Nomaden wären, und es möchte zu viel gethan werden, wenn man das οὐκέτι (οὐκέτι νομάδες εἰσὶ Λίβυες) blos von der Zeit verstehen wollte, da es eben so wol auch auf den Raum bezogen werden kann, was bei Herodot oft genug geschieht. Daher haben neuere Forscher geschlossen, auch diese Völker wären früher Nomaden gewesen, später aber Ackerbauer geworden, und zwar sey diese Umwandlung der Nomaden in Ackerbauer durch die Carthager geschehen; aber dergleichen ist gegen alle Geschichte und ohne Beispiel, und dem widersprechen die zahlreichen echt Numidischen Städte, welche überall genant werden und äußerst blühend waren, auch an Orten, wohin die Carthager ihre Herrschaft nie erstreckt hatten. Leider kennen noch immer die Europäer, durch die heillosen Bewohner jener Gegenden abgeschreckt, den Boden des alten Numidien's nicht genau; jedoch ist das gewiß, daß dieses Land keine Steppe ist, wie die Steppen Asiens von der Chinesischen Mauer bis zur Wolga oder zum

Don; auch daß es nicht überall sich gleich ist, sondern daß fruchtbare Ebenen mit engen Thälern und grasreichen Matten auf den Abhängen der Berge mit einander abwechseln, woher nothwendig auch eine große Mannigfaltigkeit unter den Bewohnern entstehen mußte (vergl. Ritter Erdkunde I. S. 338. 344 ꝛc.) und so sind wir aufs festeste überzeugt, daß wie noch heut zu Tage, so auch damals die Numidier in drei verschiedene Classen sich getheilt haben, in Ackerbauer, welche den Tull, d. h. das niedrige Land an der Meeresküste, welches in einem großen Bogen die Berberei umsäumt und meistens einige Tagreisen breit ist, bewohnten; in Hirten, welche feste Wohnsitze besaßen, das Land unter sich ausgetheilt hatten und Dörfer (Mapalia) und Städte bewohnten, auf dem Plateau des Landes gegen das Atlas-Gebirge zu; und in umherstreifende Horden, welche hauptsächlich den südlichen Abhang des Atlas gegen die Wüste hin bewohnten, ein weites unermeßliches Land, voll der schönsten Weiden, das heutige Biledulgerid oder Dattel-Land. Und dieses war die Heimath der Numidischen Scharen, die im Carthagischen Heere später als Söldner dienten, ihre Pferde ohne Zaum regirten und als die besten Reiter den Römern so gefährlich waren. Dagegen beherrschten Masinissa und Syphax ꝛc. die Hirten auf dem Hochlande in dessen ganzer Ausbreitung, eine Herrschaft, die ihnen weder von Carthagern noch Römern streitig gemacht worden ist; und nur den Saum, das gesegnete Land an der von Carthago nach Südosten sich erstreckenden Küste, erstrebten die Carthager und Römer und scheuten keine Mühe, um sich den Besitz dieses Landes zu erhalten und zu sichern.

Wegen des Besitzes dieses Landes aber wurden die Kriege geführt, deren Justin XVIII. 7. und XIX. 1. erwähnt; Carthago bedurfte des Landes, um seine Volksmenge zu ernähren, und es besaß die Macht, um die Eroberung zu machen. Jedoch scheint die Eroberung nicht bald gelungen zu seyn. Vielleicht ein ganzes Jahrhundert oder noch länger, zwischen 600 und 400 vor Chr. Geb. wurde deshalb mit den alten Besitzern gekämpft, und selbst nachdem diese unterjocht waren, war man genöthigt, langwierige und blutige Kriege mit den Numidiern der Berge zu führen, welche ihren Stamgenossen zu Hülfe kamen und deren Unterdrückung durch Einfälle in die Carthagische Provinz zu rächen suchten. In diesen Kriegen mit den Numidiern glänzte vorzüglich ein Carthagischer Feldherr Namens Malchus (Malcus, Macheus, Mezeus cf. Just. XVIII. 7. und dazu die Ausleger), der große Thaten gegen die Afrikaner vollbracht hat; was er aber ausgerichtet hat, bleibt verhüllt und ungewiß, und die Nachricht Justin's XIX. 1., daß die Carthager den Afrikanern späterhin wieder Tribut bezahlt hätten, läßt auf eine nicht immer glückliche Folge dieser Kriege oder auf öftere Unterbrechung derselben und eine nur sehr allmälige Erweiterung ihres Gebiets schließen. Zwar möchten wir meinen, daß diese Stelle Justin's auch eben so gut von einem Tribut zu verstehen sey, mit dem die Carthager die Einfälle der bergbewohnenden Numidier in ihr Gebiet abkauften (was ihnen nützlicher war, als immer einen Krieg gegen Menschen zu führen, die sie wol schlagen, aber nie vertilgen und unterwerfen konten), so daß also immerhin damals schon die Küste bis an den Triton's See unterjocht seyn konte; doch scheint uns das Stillschweigen Herodot's hier von besonderer Wichtigkeit zu seyn, aus dem unseres Bedünkens gar nicht hervorgeht, daß die Carthager zu seiner Zeit (etwa 450 vor Chr. Geburt) schon weit hin gegen Süden und Osten ihrer Stadt geherrscht haben. In seiner Beschreibung Libyen's erwähnt Herodot des Carthagischen Gebietes mit keinem Worte, und während er die Völkerstämme, welche zwischen Ägypten und dem Atlas die Küsten bewohnten, ausführlich nent, so vernehmen wir durchaus nicht, daß diese Völker den Carthagern unterworfen gewesen sind, was Herodot nach seiner Art gewiß nicht übergangen haben würde, vielmehr erscheinen sie alle als frei, indem er sagt, sie hätten sich um die Eroberungspläne des Perser Königs Cambyses durchaus nicht gekümmert, und kümmerten sich auch noch nicht um die Perser. Freilich haben einige aus Herodot V. 42. schließen wollen, die Carthager hätten schon zur Zeit des Cleomenes (ungefähr 500 vor Chr. Geb.) bis an den Fluß Cinyps die Küste besessen, und das will uns auch Schweighäuser durch seine Note zu dieser Stelle glauben machen; aber wenn dort die Carthager herrschten, so würde es unerklärlich seyn, wie Dorieus dort in der fruchtbarsten und schönsten Gegend, die Herodot kent, sich 3 Jahre hatte behaupten können, ehe er von dort wieder vertrieben wurde; wodurch also das ganze Raisonnement zusammenfällt und die Stelle *ὑπὸ Μακέων τε καὶ Λιβύων καὶ Καρχηδονίων* muß übersetzt werden: er wurde von den Bewohnern der Gegend, den Maken, die mit andern Libyern und den Carthagern verbunden waren, vertrieben, was auch der natürliche und ungezwungene Sinn jener Stelle ist. — Wir sehen uns demnach gezwungen, die gewöhnliche Meinung von der frühen Ausbreitung des Carthagischen Gebiets in Afrika, sehr zu modificiren, und die Vollendung desselben gegen Osten erst um das Jahr 400 vor Chr. Geb. etwa anzunehmen. Damals wurde denn auch die Grenze gegen Cyrene durch die Arae Philaenorum festgestellt, was ganz mit Sallust. Jug. 81. zusammenstimt, welcher angibt, daß dies zur Zeit der höchsten Blüthe Carthago's geschehen sey. Zur Zeit des Malchus nun (etwa 550 vor Chr. Geb.) kämpfte man also, den Thoren Carthago's noch viel näher, um das gesegnete Land.

Früher jedoch, ehe noch die Carthager in Afrika ein großes Gebiet gewannen, breiten sie sich auf den Inseln des Mittelmeeres aus. Die Insel Ebusus (Iviça) scheint eine der ersten auswärtigen Besitzungen der Carthager gewesen zu seyn (siehe oben), darauf vielleicht Malta (Diod. V. 12.); dann folgen Unternehmungen auf Sicilien, deren Zusammenhang wir wenig kennen, die aber doch ihren Zweck erfüllt haben müssen, indem Justin (XVIII. 7.) erzählt, jener schon erwähnte Malchus habe lange und glücklich auf Sicilien gekämpft. Schon früher hatten Phönicier sich hier niedergelassen, überall an den Küsten, des Handels mit den Siciliern halber, Emporien angelegt, und auch die nahe gelegenen Inseln besetzt. In ihre Fußtapfen traten die Carthager, doch wissen wir nicht, wann und unter welchen Umständen, und nahmen, was früher den Phöniciern gehört hatte, in Besitz. Aber

zu derselben Zeit erwachte auch der Handelsgeist der Griechen, die zahlreiche Niederlassungen auf Sicilien gegründet hatten, und deren Städte sich bald mit ungeheurer Macht erhoben. Da stießen sie mit den Carthagern zusammen, denen sie das alleinige Recht auf den sicilischen Handel nicht gönnen wollten. Es kam zu Kämpfen, in in welchen freilich die Carthager oft die Sieger waren, die aber doch am Ende einen ungünstigen Erfolg hatten, indem die Carthager gezwungen wurden, nach und nach eine Stadt nach der andern in Sicilien aufzugeben. So ward Sicilien, das die Hauptstütze der Carthagischen Macht hatte werden sollen, die Ursache zu Carthago's Untergang. Das Einzelne dieser Kriege bis auf die Zeit Gelon's ist gänzlich unbekant. — Zugleich mit Sicilien strebten die Carthager auch nach dem Besitze Sardinien's, und hier waren sie glücklicher. Denn obschon der öfter genante Malchus hier eine bedeutende Niederlage erlitt, weshalb er von den Carthagern verbant und zu einem Aufruhr und Bürgerkriege gereizt wurde (Just. l. l.), so wurde doch von seinem Nachfolger, dem Mago, dem Stamvater eines großen Heldengeschlechts Carthagischer Könige und Feldherren, der Plan weiter fortgeführt und die Insel allmälig in die Gewalt der Carthager gebracht. Früher war Sardinien in dem Besitz der Etrusker, und zur Zeit des Cyrus sehen wir die Carthager noch im Bunde mit den Etruskern gegen die auswandernden Phocäer, denen sie ihre Niederlassung Alalia auf Corsika nicht gönten. Daher ist es unwahrscheinlich, daß die Carthager damals schon bedeutende Fortschritte auf Sardinien gemacht haben sollten. Doch als in der Folge die Macht der Etrusker, durch die immerwährenden Kriege mit Rom, im 5. Jahrhundert vor Chr. Geb. gebrochen wurde, scheinen sich die Carthager mehr ausgebreitet zu haben; Calaris und Sulchi wurden erbauet und fast die ganze Insel besetzt, welche nun eine Kornkammer für Carthago wurde, und deren Bergwerke die Stadt bereicherten; nur im Innern blieben die rohen Stämme frei auf ihren Gebirgen. Die Kämpfe übrigens, durch welche die Insel in den Besitz der Carthager kam, kennen wir näher nicht, so wie wir auch nicht wissen, ob die Einwohner der Insel oder die Etrusker dem Malchus die oben erwähnte Niederlage beibrachten. Das Resultat nur muß genügen, daß Sardinien endlich unterworfen wurde; und vielleicht waren die 2 Jahrhunderte, die Sardinien nun etwa unter carthagischer Botmäßigkeit stand, die glücklichste Zeit, der sich diese Insel erfreut hat. — Auch auf Corsika siedelten sich früher Carthager an, wie zu vermuthen steht in der 2ten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb.; und hier, bei Corsika, traten die Carthager zuerst gewissermaßen in der Geschichte auf. Nämlich die Niederlassung der Phocäer auf Corsika, wo sie Alalia angelegt hatten, erregte die Eifersucht der Carthager und der Etrusker, welche früherhin, so wie Sardinien, so auch Corsika, besetzt gehabt zu haben scheinen. Vielleicht auch um sich gegen die Räubereien derselben zu schützen und um die durch neue Ankömlinge verstärkte Colonie nicht allzumächtig werden zu lassen, zogen Carthager und Etrusker mit 120 Schiffen gegen die Phocäer von Alalia, welche ihnen nur 60 Schiffe entgegenzustellen hatten. Die Phocäer erhielten freilich den Sieg, verloren aber 40 Schiffe, deren Mannschaft die Feinde nachher steinigten, und da auch ihre übrigen 20 Schiffe die Schnäbel verloren hatten, so konten sie sich in Alalia nicht länger halten, weshalb sie Corsika verließen und sich nach Rhegium begaben, in dessen Nähe sie Velia anlegten. Auf diese Seeschlacht, welche etwa in's Jahr 543 vor Chr. Geb. fällt, scheint die Ansiedlung der Carthager auf Corsika unmittelbar gefolgt zu seyn; doch können wir nicht bestimmen, ob Kriege mit den Eingebornen oder mit den Etruskern der Einnahme der Insel voraufgingen. Gewiß ist aber, daß zur Zeit der Kriege mit den Römern Corsika im Besitz der Carthager war.

Wann die Carthager auf der Nordküste von Afrika, westlich von Carthago, und an der Küste von Hispanien sich ausbreiteten, läßt sich gleichfalls nicht bestimmen. Daß sie schon zu Herodot's Zeit (450 vor Chr. Geb.) außerhalb der Säulen des Herkules handelten, sagt derselbe bestimt (IV. 196.); und wenn dieses der Fall war (ja es scheint, als wenn der Ort, von dem Herodot spricht, etwa an der Küste Guinea's zu suchen sey, indem keine Möglichkeit eines gegenseitigen Verständnisses Statt fand, weshalb die Einwohner wol Neger und keine Mauren waren), so scheinen Stationen an der Küste Afrika's, ohne die eine so weite Schifffahrt nicht möglich war, nicht gefehlt zu haben, und diese machen denn auch Ansiedlungen an der Hispanischen Küste sehr wahrscheinlich. Ferner scheint damit auch der berühmte Periplus des Hanno in Verbindung gebracht werden zu müssen, welcher nothwendig schon eine Zeitlang vorher Statt gefunden haben mußte, ehe die Carthager solche Handelsfahrten nach dieser entlegenen Küste, außerhalb der Säulen, machen konten. Denn bei dem Handel der Carthager mit den rohen Afrikanern, den Herodot am angeführten Orte beschreibt, ist von einer schon alten Gewohnheit die Rede, und des Hanno Seereise war eine Entdeckungsreise in unbekante, bisher unbesuchte Gegenden. Was aber das Denkmal selbst betrifft, das uns über diese Seereise des Hanno erhalten ist, so muß dieses, obschon so viele ausgezeichnete Geographen und Historiker demselben sehr gelehrte Commentare gewidmet haben, dennoch in der Form, wie wir es jetzt besitzen, als ein sehr zweifelhaftes und zweideutiges Machwerk erscheinen. Denn, wenn es in dieser Schrift heißt, Hanno habe auf einer Flotte von 60 Schiffen eine Menge von 30,000 Menschen mit Proviant und allem Zubehör weggeführt, habe 7 Städte gegründet, welche natürlich mit allen Bedürfnissen zum Leben sowol, als zum Anbau und zur Vertheidigung ausgerüstet seyn mußten, und er sey nachher doch noch weiter gesegelt und habe immer noch eine Flotte zusammenbehalten; so ist dieses eine Nachricht, die sich in sich selbst aufhebt. 60 Kriegsschiffe hätten für eine solche Expedition nimmer ausgereicht; eine Transportflotte von mehren Hunderten von Lastschiffen hätte die Kriegsflotte begleiten müssen, und doch werden theils solche in dem Periplus nicht erwähnt, theils hatten die Carthager gewiß damals zu einer Entdeckungsreise von sehr ungewissem Erfolge, nicht so viele Schiffe übrig. Auch

ist es augenscheinlich, daß der Verfasser des Periplus diese 30,000 Kolonisten auf den Kriegsschiffen hat unterbringen wollen, denn wozu hätte es sonst einer Zahl von 60 Kriegsschiffen bedurft, da man nicht mit seefahrenden Nationen zu kämpfen hatte, und eine so zahlreiche Flotte sich selbst nur hinderlich gewesen wäre. Wie blühend mußte ferner auch damals schon das Gebiet der Carthager in Afrika seyn, wenn es ohne Weiteres 30,000 Colonisten und zwar Libyphönicier, also nur von einem Theil der Bevölkerung des Carthagischen Gebiets, abgeben sollte und konte zu einer fast verlornen Unternehmung? Wie ist es auch denkbar, daß eine so große Anzahl von Colonisten sich freiwillig hätte zu dieser Unternehmung einfinden sollen, und wie war es möglich, dieselben mit Gewalt dazu zu zwingen, oder sie auf der Reise im Zaume und nachher in der Treue zu erhalten? Auch enthält der Reisebericht des Hanno, dessen Plinius erwähnt, ganz andere Nachrichten, als der vorliegende; er betraf nicht eine eingeschränkte Entdeckungsreise, sondern eine Umschiffung von ganz Afrika bis nach dem Arabischen Meerbusen hin, und daß eine solche Umschiffung von den Carthagern wenigstens bis auf die Zeit des Herodot noch nicht unternommen gewesen ist, ergibt sich mit vollkommener Gewißheit aus dem Stillschweigen Herodot's da, wo er der Ägyptischen Versuche in dieser Art gedenkt (IV. 43.). Anderer Schwierigkeiten und Widersprüche nicht zu gedenken, so ist nicht vorauszusetzen, daß die Carthager, welche sonst so eifersüchtig den andern Nationen ihre Handelswege verheimlichten, ihre Geheimnisse auf einer öffentlich in einem Tempel aufgehängten Tafel sollten ausgeplaudert haben, sofern die Nachrichten, die sie gaben, Wahrheit enthielten; enthielten aber, was der Augenschein lehrt, ihre Nachrichten Übertreibungen und Unwahrheiten jeder Art, so ist es offenbar, daß auf dieselben kein Gewicht zu legen ist, und daß es verlorne Mühe ist, die Einzelheiten dieses Reiseberichts deuten zu wollen. Mit einiger Accommodation ist dieses freilich möglich, wie auch neuere Versuche gezeigt haben; jedoch wird die Wissenschaft und besonders die alte Geographie und Geschichte nichts damit gewinnen. Daß übrigens diesem sogenanten Reiseberichte des Hanno etwas Wahres zum Grunde liege, wollen wir nicht leugnen; wir halten es sogar für wahrscheinlich, daß die Carthager häufige Entdeckungsreisen veranstaltet haben, und gewiß untersuchten sie in großer Ferne die Küsten eines Landes, aus dessen Innern sie durch den Caravanenhandel so große Schätze an Gold, Edelsteinen, Elfenbein und Gewürze erhielten. Wir leugnen nur die Glaubwürdigkeit der Schrift in der Form, wie sie uns aus dem Alterthum zugekommen ist.

So erscheinen uns also zu der Zeit, als Rom, ohnmächtig und in sich selbst zerrissen, seine Könige vertrieb und noch 50 Jahre lange, harte, oft verzweiflungsvolle Kämpfe mit seinen Nachbarn zu bestehen hatte, die Carthager schon als Herren fast aller Küsten des Mittelmeeres; denn wenn ihr Gebiet auch noch nicht besonders weit in Afrika sich ausdehnte, so waren doch an vielen Orten Städte gegründet, die ihren Schiffen zu Stationen und ihrem Handel zu Warenniederlagen und Märkten dienten; auf allen Inseln des Mittelmeers hatten sie Besitzungen, ja an der Südküste Hispaniens, wo sie gleichfalls in die Fußtapfen der Phönicier getreten zu seyn scheinen; und es mag nicht unwahrscheinlich seyn, daß sie, wie ein angeblicher Reisebericht des Himilcon uns meldet, auch gegen Norden hin, an den Küsten des Atlantischen Oceans fortgesegelt sind, und Britannien, Irland, die Orcaden und Schettländischen Inseln, ja sogar Norwegen und Thyle beschifft haben. Überall, wohin sie kamen, wurden, wie es scheint, Niederlassungen gegründet; mit den Völkerschaften aber, welche dieses nicht zulassen wollten, oder welche sie nicht zu bezwingen hoffen durften, knüpften sie friedliche und freundliche Verträge an. So mit Galliern und Ligurern, welche nebst den Hispaniern für Sold ihnen das Fußvolk für ihre Heere lieferten. Ob sie Verträge mit den Ägyptern und Griechen geschlossen hatten, wissen wir nicht, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Carthager die Griechischen und Ägyptischen Häfen besuchten, wie denn auch namentlich Herodot wol in Ägypten von Carthagern die Nachrichten erhielt, die er uns hin und wieder über ihre Handelsunternehmungen gibt. Besonders aber bestanden lange Zeit genaue Verträge mit den Etruskern, Verträge, welche sich nicht nur auf Handelsverhältnisse, und die Beschützung ihrer beiderseitigen Bürger und Unterthanen bezogen, sondern sogar auf Kampfgenossenschaft und gegenseitige Garantie ihrer Besitzungen. Von diesen Bündnissen haben wir zwar nur eine allgemeine Notiz bei Aristoteles Polit. III. 5. 11. übrig behalten, welche aber wegen der dort gebrauchten Ausdrücke keinen Zweifel läßt, daß wir uns diese Verträge auf dieselbe Weise und, irren wir nicht, in denselben Formen zu denken haben, wie die ältesten Bündnisse zwischen Carthago und Rom, die uns Polybius (III. 21. seqq.) mittheilt. Die Römische Eitelkeit nämlich hat in späterer Zeit, in die Tage der Vertreibung der Könige, die Abschließung eines Handelsvertrages und Bündnisses auch zwischen Rom und Carthago gesetzt, wodurch uns glauben gemacht werden soll, als hätten auch Römische Schiffe dazumal (509 vor Chr. Geb.) das ganze Mittelmeer bis nach Carthago oder gar bis nach Hispanien hin beschifft. Jedoch ist dieser sogenante erste Vertrag, den nur Polybius im Widerspruch mit allen anderen alten Schriftstellern kent, mehr als zweifelhaft, und möchte vor einer unbefangenen Critik schwerlich bestehen. Denn, wenn auch Polybius sagt, die Worte dieses Bündnisses seyen auf einer ehernen Tafel auf dem Capitolium eingegraben gewesen, und er selbst habe die Tafel gesehen, so fügt er doch hinzu, daß weder er die Schrift verstanden habe, noch daß diejenigen sie gehörig verstanden hätten, welche sich die Mühe nahmen, ihm dieselbe zu deuten. Auch enthält die Übertragung der Worte, die er uns gibt, mehrfache historische Widersprüche, die gerade in einem solchen Document am allerwenigsten erwartet werden dürfen. Endlich aber widerspricht der Inhalt des Bündnisses überhaupt allem demjenigen, was uns irgend beglaubigtes über den Zustand und die Verhältnisse des

damaligen Rom's aufbehalten ist. Gewiß waren die Römer damals kein seefahrendes und handelndes Volk, auch wurden sie dieses erst nach dem ersten punischen Kriege. Die Geschichte weiß, außer der Anlegung des Seehafens Ostia durch Ancus Marcius, die aber noch der mythischen Zeit angehört, nichts von einem römischen Landhandel oder Seehandel. Die römische Statseinrichtung, Verfassung, Sitten, wobei der Ackerbau die Grundlage bildete, das Schuldenwesen der Römer, die Agrarischen Gesetze und ihre Ursachen, die Quellen von unzähligen Unruhen und Aufständen, alles dieses weiset uns hinsichtlich Rom's vom Meere weg auf eine ganz andere Thätigkeit und Beschäftigung der alten Römer in allen ihren Ständen. Wie hätten die Römer ihre Sitteneinfalt 5 Jahrhunderte erhalten, wenn sie alle Küsten des Mittelmeers durchwandert hätten? wie wäre es möglich gewesen, daß sie 5 Jahrhunderte lang ohne fremde Wissenschaften und Künste blieben, ja diese als etwas durchaus Unrömisches verschmäheten, wenn sie handelnd und seefahrend alle Küsten des Mittelmeers besuchten? wie wäre es denkbar, daß sie, die so lange schon Seefahrt getrieben hatten, zu Anfang des ersten punischen Krieges kein Schiff besaßen, ihre Legionen auf Flößen über die Meerenge nach Sicilien setzen mußten, und erst nach dem Muster eines gestrandeten carthagischen Schiffes Kriegsschiffe zu bauen erlernten? — Soll etwas Wahres an dem Bündnisse zwischen Rom und Carthago in der Form, wie Polybius es gibt, seyn, so ist nur anzunehmen, daß die Eifersucht, welche damals zwischen Carthago und Etrurien stattfinden mußte, Einfluß gehabt habe auf die Abschließung eines solchen Vertrages mit Rom, indem Rom, seit der Vertreibung der Könige, eine natürliche Feindin Etrurien's, und von Etrurien aufs äußerste bedrängt, schon deshalb eine natürliche Verbündete Carthago's geworden war, so daß Carthago sich bewogen fühlte, dieselben Stipulationen eines Vertrages, welchen sie sonst mit den seefahrenden Etruriern gehabt hatten, nun auch den Römern, wenn sie gleich noch keinen Handel trieben, zu gewähren. Wahrscheinlicher aber möchte es noch seyn, daß, wenn Rom zu den Zeiten der letzten Könige das Haupt eines latinisch-etruskischen Bundes war (Niebuhr röm. Gesch. I. S. 396. 2te Aufl.), es, ungeachtet es selbst keinen Handel trieb, dennoch in das carthagisch-etruskische Bündniß mit eingeschlossen wurde, eben sowol als auch die übrigen etruskischen Städte, die mitten im Lande lagen, und nie mit eigenen Schiffen auf dem Meere erschienen, an den Begünstigungen des Vertrages Theil hatten. So konte denn, auch nachdem durch die Vertreibung des Tarquinius und den Krieg mit Porsena alle Verbindung zwischen Rom und Etrurien zerrissen war, in Rom die Erinnerung an ein ehemaliges Handelsbündniß mit Carthago, in welches es selbst mit eingeschlossen war, übrig geblieben seyn, und der römische Stolz verfehlte nicht, mit dem Documente eines so alten Bündnisses zu prunken, wie die Familien der römischen Großen oft mit Ahnenbildern prunkten von Vorfahren, die nie gelebt hatten, oder doch nie die Triumphe gefeiert hatten, mit deren Ehrenzeichen man sie schmückte.

Bemerkenswerth ist aber der außerordentlich schnelle Wachsthum der carthagischen Macht während des 5ten und 4ten Jahrhunderts vor Chr. Geb. Allerdings war dieses bedingt durch ein kräftiges, rüstiges, inneres Leben und durch die Weisheit seiner bürgerlichen Institutionen, wovon wir unten reden werden; ganz besonders aber war es begünstigt mehr, als irgend ein anderer Stat des Alterthums, durch seine äußeren Verhältnisse. Carthago hatte nämlich, fast einsam in der Mitte der Südküste des Mittelmeers gelegen, keinen Nebenbuhler in seiner Nähe, durch welchen es beschränkt gewesen wäre. Mit den Phöniciern verknüpften es Bande der Pietät, und die phönicische Macht war schon im Sinken. Utica und die andern phönicischen Colonien in der Nähe, waren unter ehrenvollen Bedingungen in ein Bündniß aufgenommen, das sie, ungeachtet es ihren eigenen Wachsthum nicht hinderte, doch von Carthago abhängig machte. Das mächtige Cyrene lag fast 200 Meilen von Carthago entfernt, so daß die feindseligen Berührungen, obschon sie nicht ausblieben, Carthago nicht gefährlich werden konten. Die numidischen und maurischen Könige neckten die Carthager mehr, als daß sie ihnen hätten Gefahr bringen können, und selbst wenn sie von den Carthagern Tribut empfingen, so waren sie doch eher Carthago's Unterthanen zu nennen. Die sicilischen Griechen dachten, eine jede Stadt, nur an sich selber, waren durch Parteiungen zerrissen, oder durch Tyrannen gelähmt, die meistens zu ihrem Schutze das Bündniß der Carthager suchten; ein allgemeines Landesinteresse als Sicilier kanten sie nicht. Persien lag zu fern, um in unmittelbare Berührung mit Carthago kommen zu können; und wenn auch Cambyses an die Unterwerfung Carthogo's dachte, so hinderte ihn doch daran die Widersetzlichkeit der Phönicier, welche nicht gegen ihre Kinder ins Feld ziehen wollten, und zu Lande, von Ägypten aus, Carthago anzugreifen, schien besonders nach dem Mislingen des Feldzuges gegen Ammonium und Äthiopien unmöglich. Selbst Alexander's Weltsturm berührte die Carthager nicht, und des Pyrrhus Ehrgeiz wurde früher gebrochen, ehe er die Carthager auf ihrem Boden angreifen konte; der einzige Feind von Bedeutung, den Carthago fand, ehe es mit den Römern zusammenstieß, war Agathocles; doch auch dieser wurde durch die Verhältnisse in seiner Heimath gezwungen, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Erst der Römerkrieg offenbarte die Schwäche einer Republik, deren Macht allein auf Handel und Geldbesitz begründet war, und die als den Kern ihrer Vertheidiger nicht die Legionen ihrer bürgerlichen Jugend, sondern Schwärme von barbarischen Söldnern betrachtete. So sehen wir den Hauptgrund von Carthago's Macht darin, daß es von den Umständen so begünstigt war, daß es von keinem Feinde angegriffen wurde, der ihm gewachsen gewesen wäre, und überhaupt keinen Feind hatte, den es selbst nicht als solchen aufsuchte, ja daß sein eigener Vortheil wohl verstanden darin bestand, mit allen Völkern, selbst durch scheinbare Aufopferungen, im Frieden zu leben.

Daher war es der erste Schritt zu Carthago's Verderben, daß es sich, vielleicht durch ehrgeizige Könige und Feldherren dazu verleitet, in eine Unternehmung gegen

Sicilien einließ, die seinem Interesse eigentlich ganz fremd war. Carthago war seiner Natur nach kein erobernder Stat, so wie auch Sidon und Tyrus und die übrigen phönicischen Städte keine erobernde Staten gewesen waren, sondern wie diese durch Beförderung und Übung der Künste des Friedens eine welthistorische Bedeutung sich erworben hatten, so hätte auch Carthago denselben Weg verfolgen sollen. Allein die Gelegenheit und das Vermögen verführten sie, weiter hinaus zu streben, als ihr Interesse es erfoderte, und das Gelingen ihrer Unternehmung auf Sardinien mochte sie verleiten, zu hoffen, daß auch auf Sicilien dasselbe zu erreichen seyn könte. Wahrscheinlich haben die Feldherren und Suffeten, aus dem Hause des Mago, des Nachfolgers des aufrührerischen Malchus, zu diesem Unternehmen ihre Landsleute aufgefodert, die allerdings lüstern seyn mochten nach dem Besitze der schönen Insel, deren Bergspitzen von der carthagischen Burg aus erkant werden konten, und welche alle Güter, nach denen nur Menschen sich sehnen mögen, im Überflusse besaß. Schon Malchus hatte, wie oben bemerkt, einen Theil Siciliens unterjocht, was aber nur so viel heißen mag, daß er die ehemals phönicischen Pflanzstädte auf Sicilien nunmehr den Carthagern zu gehorchen zwang. In den zunächst folgenden Zeiten scheint die Eroberung von Sardinien die Carthager hauptsächlich beschäftigt zu haben; nach Unterjochung dieser Insel aber brachen die sicilischen Kriege aufs neue wieder aus, und zwar mit um so größerem Nachdruck, als seitdem durch den Einfluß und die Verwaltung des Mago, Carthago in seinem Innern durchaus umgestaltet worden war. Denn dieser Mago war nach Justin (XIX. 1.) der Schöpfer des carthagischen Kriegswesens, und ohne Zweifel auch der Urheber der Verfassung, die uns Aristoteles schildert. — Die Kunde aber, die wir von dem neuen Beginn dieser Kriege auf Sicilien haben, besteht nur in einer dunkeln Notiz bei Justin (l. l.) und in einer kurzen gelegentlichen Anführung bei Herodot (VII. 158.), indem Gelon den Griechen des Festlandes vorwirft, daß sie ihn früher nicht in dem Kriege, den er gegen die Carthager zu bestehen gehabt habe, unterstützt hätten; daher muß es uns genügen, daß es ein grave bellum war, in quo et diu et varia victoria praeliatum fuit, und auf diesen Krieg mit Gelon ist auch wahrscheinlich die vorhergehende Stelle bei Justin: Siciliae populis propter assiduas Carthaginiensium injurias, ad Leonidam — concurrentibus, zu beziehen. Darauf soll Darius, König von Persien, gleichfalls nach Justin (l. l.), die Carthager zur Kampfgenossenschaft im Kriege gegen die Griechen aufgefodert haben; doch diese lehnten dieselbe ab, indem sie zu sehr durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Numidiern, beschäftigt wären; desgleichen soll später Xerxes mit ihnen ein Bündniß gemacht haben, zufolge dessen die Carthager die sicilischen und italischen Griechen angreifen sollten, während Xerxes das eigentliche Griechenland mit Krieg überzöge. So sagen wenigsten Ephorus und Diodor. Aber Herodot's Stillschweigen hierüber und seine ganz abweichende Darstellung widerlegt diese Nachricht vollkommen (vergl. Dahlmann Forschungen II. 1. S. 186.), und es ist nach unserer Ansicht eher zu glauben, daß die Carthager klug den Zeitpunkt, in welchem ganz Griechenland in Bewegung und Bestürzung war wegen des Perserkrieges, benutzt haben, um auch für sich Vortheile zu gewinnen, und ihre Plane gegen Sicilien auf eine, wie es schien, leichte Weise endlich in Erfüllung zu bringen. Kein Moment konte günstiger für die Carthager seyn, als dieser, und deshalb benutzten sie die Vertreibung des Tyrannen Terillus aus Himera durch Theron von Agrigent, um sich in die Angelegenheiten der Insel zu mischen. Ein Heer von 30 Myriaden schiffte mit einer Flotte von 200 Schiffen, unter Anführung des Hamilcar, des Sohnes des Mago, nach Sicilien, nachdem man 3 Jahre lang in Italien, Hispanien und Gallien die tapfersten Krieger geworben, und diese durch Libyer und Numidier vermehrt hatte. Mag diese Zahl immerhin vergrößert seyn, indem Herodot an die unermeßlichen Heere der Barbaren gewöhnt, gern den übertreibenden Siciliern die großen Zahlen glaubte, und auch Ephorus, dem Diodor (XI. 1.) folgt, sich in dem Unmäßigen gefällt; so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die Carthager alle Kraft angestrengt haben, um wo möglich mit einem Gewaltschlage jetzt dem sicilischen Kriege ein Ende zu machen, und daß dieses Heer, wenn auch nicht 300,000 Mann stark (denn wie hätten die auf dem engen Raume ernährt oder überhaupt nur angewandt werden sollen?), doch zahlreicher war, als die Heere gewesen waren, die Carthago sonst ins Feld gestellt hatte. Aber die sicilischen Griechen erhielten an den Tyrannen von Syrakus und Agrigent, Gelon und Theron, tapfere Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit. In der Schlacht bei Himera wurde die Hälfte des carthagischen Heeres getödtet, die andere gefangen genommen, Hamilcar selbst erschlagen, die Schiffe verbrant oder genommen, so daß nur auf einem Nachen die Botschaft der Niederlage nach Carthago kam. Während die erschrockenen Carthager einen Angriff Gelon's fürchteten und zur Abwehr sich rüsteten, gedachte dieser nur des Friedens; und es kam ein Friede zu Stande, in Folge dessen die Carthager ihre Entwürfe gegen Sicilien aufzugeben versprachen, und dem Gelon 2000 Silber-Talente bezahlten, welcher Summe die Carthager freiwillig noch 100 Talente Goldes für des Gelon Frau, Damarete, beilegten. Des Hamilcar Andenken ward, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs seiner Unternehmung, in Carthago in den Tempeln gefeiert.

Nun ruhten 70 Jahre lang die Kriege der Carthager auf Sicilien; man schien eingesehen zu haben, daß Sicilien keine leichte Beute werden würde, und daß es für Carthago nützlicher wäre, einen friedlichen Verkehr mit den dortigen Griechen und den Eingebornen zu unterhalten. Auch haben sie ohne Zweifel ihre alten Landungsplätze, Emporien und Colonien, z. B. Panormus, Motya, Lilybaeum u. s. w. durch den Gelonischen Frieden sich erhalten. Während dieser Zeit geschah übrigens auch die Unternehmung der Athener unter Alcibiades gegen Syrakus, und die Athener schickten sogar eine Gesandtschaft an die Carthager, um auch dieses Volk, den alten Gegner der sicilischen Griechen, zur Kampfgenossenschaft aufzufodern. Wie kam es, daß Carthago jetzt ruhig saß? Wahrscheinlich war es den Carthagern nicht verborgen, welche weit aussehende Entwürfe dieser Expedition der

Athener gegen Syrakus zum Grunde lagen; sie wußten ohne Zweifel, daß Alcibiades nach der Eroberung Siciliens auch Carthago zu unterjochen beabsichtigte. Darum konte Carthago die Übermacht Athen's nicht wünschen, durfte sie also auch nicht fördern. Dennoch aber mußte es auch den Carthagern lieb seyn, wenn Syrakus durch den Krieg mit Athen geschwächt wurde; darum leisteten sie auch den Syrakusanern keine Hilfe gegen Athen, sondern erwarteten gerüstet, aber vollkommene Neutralität haltend, den Ausgang. Als nun die Athenische Macht bei Syrakus erlegen war (413), und auch die Syrakusaner durch den langen Krieg sich geschwächt hatten, so brachen sie auf, um den Moment der Erstarrung und Ermattung zu benutzen, und die Streitigkeiten zwischen den Egestanern und Selinuntiern gaben ihnen nun den Vorwand dazu her (410).

In die Zwischenzeit, zwischen beiden sicilischen Kriegen der Carthager, setzt Justin noch Kriege mit den Mauren, Numidiern und Afrikanern (welcher letztere Name wol die ackerbauenden Völker in der Nähe Carthago's bezeichnen soll), und das Resultat dieser Kriege war, daß Carthago sich endlich des Tributs entledigte, den es diesen Völkerschaften zu bezahlen hatte. Doch darf dieses wol nichts anders heißen, als daß Carthago die Geldsummen, mit denen es die Einfälle der rohen Völker früher abzukaufen pflegte, fortan nicht mehr bezahlte. Denn wenn Carthago im Stande war, 30 Myriaden, größtentheils Söldner, gegen Himera zu schicken, so würde es doch wol auch viel eher vermocht haben, die Obermacht der kleinen afrikanischen Völkerstämme von sich abzuschütteln. — In dieselbe Zeit gehört, nach Justin, auch die Einsetzung eines Collegiums von 100 Richtern, welche das Amt hatten, die aus dem Kriege zurückkehrenden Feldherren zur Rechenschaft zu ziehen. Alle diese Kriege nämlich wurden von den Söhnen und Enkeln jenes Mago, des Nachfolgers des Malchus, geführt; und so erlangte dieses Geschlecht eine Macht und einen Einfluß, der, wenn er nicht gehemt ward, für die Freiheit der Bürger und die Sicherheit des Stats gefährlich werden mußte. Doch scheint dieses Gericht nur eine Zeit lang bestanden zu haben, und ist bei der allmählig fortschreitenden Ausbildung der Aristokratie wahrscheinlich bald in Unthätigkeit gesetzt und endlich ganz aufgelöst worden; wenigstens finden sich seit dem ersten Kriege mit Rom nur noch sehr ungewisse Spuren der Thätigkeit desselben.

Im J. 410 vor Chr. Geb. fingen aber die Kriege zwischen Carthagern und Griechen wieder an, und dauerten nun mit geringer Unterbrechung gegen 150 Jahre fort. Den Kampf begann Hannibal, der Enkel des bei Himera erschlagenen Hamilcar, indem er mit einem Heere von angeblich 100,000 Mann den Egestanern Hilfe brachte gegen die Selinuntier. Selinus und Himera wurden zerstört, und mit Ruhm und Beute beladen kehrte Hannibal nach Carthago zurück. Nun schöpfte man die Hoffnung, Siciliens Eroberung werde gelingen, und Hannibal, dem Himilcon zur Seite gesetzt wurde, ward noch einmal mit einem Heere, das gegen 200,000 Mann stark gewesen seyn soll, nach Sicilien geschickt, ohne weitern Vorwand. Der Zug ging gegen Agrigent, das damals eine Bevölkerung von 200,000 Menschen hatte. Nach langer Belagerung, während welcher Hannibal starb, die Carthager manche Verluste erlitten, und mehr als einmal in die äußerste Bedrängniß geriethen, wurden die Agrigentiner endlich genöthigt, ihre Stadt zu verlassen, welche sodann von den Siegern ausgeraubt und gänzlich und planmäßig zerstört wurde. Im folgenden Jahre zerstörte Himilcon auch noch die von den Einwohnern verlassenen Städte Gela und Camarina, schloß dann aber, nachdem er durch eine Pest die Hälfte seines Heeres eingebüßt hatte, mit dem Dionysius, der diese Umstände benutzt hatte, um sich zum Tyrannen in Syrakus zu machen, einen Frieden, in welchem Dionys den Carthagern außer ihren früheren Besitzungen und Colonien, das Land der Sicaner, d. h. das Innere des Landes auf der Westseite der Insel, die Städte Selinus, Agrigent und Himera abtrat, so wie auch Gela und Camarina, in welche letztere Städte aber die alten Einwohner zurückkehren durften; dafür aber mußten die Carthager den übrigen Siciliern Freiheit und Unabhängigkeit zusichern. — Somit war freilich die größere westliche Hälfte von Sicilien in die Gewalt der Carthager gekommen. Jedoch war dieser Friede nur eine Täuschung von Seiten des statsklugen Dionys. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß Dionys die Tyrannei in Syrakus nur erstrebt habe, um Sicilien vom carthagischen Joche zu befreien, so ist es doch gewiß, daß dieses das Hauptziel war, das er, so lange er die Herrschaft führte, verfolgte, und daß es lediglich sein Verdienst ist, wenn nicht ganz Sicilien von den Carthagern unterworfen wurde. Des Dionysius Thaten müssen weder nach ihrem Erfolge, noch nach den Mitteln, durch welche er sie ausführte, gemessen werden, sondern er gehört zu den Werkzeugen, deren sich die Vorsehung bedient, um ihre großen Zwecke zu schaffen, und die nicht Werth haben durch das, was sie sind, sondern durch das, wozu sie berufen werden. — Dionys benutzte den Frieden, um gegen die Carthager mit ungemeiner Anstrengung den Krieg zu rüsten, und nachdem er den noch freien Theil Siciliens mit sich verbündet hatte, erklärte und begann er den Krieg. Die Carthager, durch eine Pest geschwächt, konten nur geringen Widerstand leisten. Dionys eroberte Motya, eine carthagische Colonie, an der blutige Rache genommen wurde, die meisten griechischen Städte, die den Carthagern unterworfen waren, fielen von diesen ab, und nur die ursprünglich carthagischen oder phönicischen Städte blieben den Carthagern getreu, so daß es schien, als solle dem Dionysius die Befreiung Siciliens gelingen; als plötzlich Himilcon, der carthagische Stratege, mit einem neuen Heere von 100,000 Mann auf Sicilien erschien (so nach Timäus; Ephorus hat nach seiner Weise wieder 30 Myriaden cf. Diodor XIV. 54.), mit denen er 30,000 Sicilier verband; auch begleitete ihn eine zahlreiche Flotte. So nahm er Motya wieder, eroberte Messana, schlug des Dionysius Unterfeldherrn Leptines zur See, und zerstörte 100 Schiffe mit 20,000 Mann, so daß er im Stande war, Syrakus selbst zu Wasser und zu Lande zu belagern. Nur mit Mühe hielt sich Dionys gegen die Feinde, die von außen ihn bedrängten, und den Aufruhr, der in der Stadt gegen ihn ausbrach, und er wäre verloren gewesen,

wenn nicht die Pest im carthagischen Heere ausgebrochen wäre, so daß allgemeine Muthlosigkeit und Verzweiflung die Carthager ergriff. Diesen Umstand benutzte Dionys, machte einen Ausfall gegen die Carthager, schlug sie, verbrante ihre Flotte und brachte sie so sehr ins Gedränge, daß Himilcon mit 300 Talenten für sich und die carthagischen Krieger in seinem Heere den Rückzug erkaufen mußte. Diesen Rückzug aber gewährte Dionysius nur deshalb, weil er, um selbst in Syrakus herrschen zu können, die Carthager nicht ganz vernichten durfte; alle übrigen im Heere aber, die nicht geborne Carthager waren, und namentlich die sicilischen Bundesgenossen der Carthager, wurden preisgegeben, und von Dionys niedergehauen, oder gefangen, oder zersprengt. Himilcon kehrte auf 40 Schiffen mit den Trümmern seiner Macht zurück, und gab sich in Carthogo selbst den Tod. Nur einen geringen Theil der carthagischen Herrschaft hielt noch Mago in Sicilien aufrecht; die Insel gehorchte größtentheils dem Tyrannen. Nach einigen Jahren versuchte zwar dieser Mago, als oberster Feldherr Carthago's, indem er mit einem großen Heere wieder nach Sicilien kam, den Dionys zu verdrängen; allein er erlitt eine große Niederlage bei Cabala, wo er selbst mit 10,000 Mann fiel; und das übrige Heer wäre verloren gewesen, wenn Dionys, indem er die Räumung von ganz Sicilien und Erstattung der Kriegskosten zur Bedingung für den freien Abzug des eingeschlossenen Heeres machte, dieses nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Das Heer wählte den jüngern Mago, den Sohn des gefallenen Feldherrn, zum Nachfolger, und dieser täuschte den Dionys durch einen Waffenstillstand, übte seine Krieger in den Waffen, während scheinbar der Friede verhandelt wurde, und schlug darauf den Dionys bei Cronion so gänzlich, daß dieser alle Früchte seines frühern Sieges wieder einbüßte. Mago, der sein Glück nicht misbrauchte, schloß mit Dionys einen Frieden, in welchem dieser den Carthagern 1000 Talente bezahlen mußte, und der Fluß Halycus (Camisus) zur Grenze zwischen dem carthagischen und syrakusanischen Gebiete festgesetzt wurde (383 vor Chr. Geb.). Dieses war ein sehr geringer Gewinn, der durch einen Krieg von 30 Jahren, durch unsägliche Aufopferungen und Verluste, und durch Vereinigung von fast ganz Sicilien unter die Oberherrschaft der Syrakusaner viel zu theuer erkauft worden war. Auch errettete nur die Gunst des Glücks Carthago mehrmals während dieser Zeit vom Untergange, besonders als nach der Flucht des Himilcon alle afrikanische Unterthanen der Carthager, über die Aufopferung ihrer Landsleute zürnend, zu den Waffen griffen, 70,000 Mann stark Tunes eroberten, und wenn sie einen Feldherrn gefunden hätten, Carthago leicht in die äußerste Bedrängniß hätten bringen können. Aber die führerlosen Feinde, die auch Mangel an Lebensmitteln litten, zerstreuten sich bald wieder, und Carthago, das Zeit hatte, sich zu erholen, war im Stande, ohne bedeutenden Verlust, die Abtrünnigen wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Auch späterhin, nach dem Frieden des Mago, hatten die Carthager wieder eine furchtbare Pest, welche heftiger als alle frühern Seuchen dieser Art gewesen zu seyn scheint, zu bestehen, und diese hatte wiederum zur Folge, daß die Afrikaner und Sardinier die Schwäche und Verwirrung des Stats benutzten, um das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Nur mit großer Anstrengung konten sie wieder zur Ruhe gebracht werden. So ruhten eine Zeit lang wieder die Kriege auf Sicilien, bis Dionys noch einmal, kurz vor seinem Tode, seinen alten Plan, die Carthager aus Sicilien zu vertreiben, wieder aufnahm. Er entriß ihnen Selinus, Entella, Eryx, und belagerte Lilybäum, wiewol vergeblich. Ein Waffenstillstand endete den Krieg für den Winter, und während desselben starb Dionys, so daß nun endlich die Carthager vor diesem gefährlichen Feinde Ruhe hatten.

Während der Regirung des jüngern Dionys war Friede zwischen Carthago und Sicilien, nur daß die Carthager den Dion begünstigt zu haben scheinen bei seinem Unternehmen, den Dionys zu vertreiben. Später erkanten sie ihr Interesse besser, als sie auf alle Weise dem Timoleon Hindernisse in den Weg zu legen suchten, als er nach Sicilien kam, um die Insel von dem Joche ihrer Tyrannen zu befreien. Als Dionys die Herrschaft niedergelegt und die Städte ihre Freiheit wieder erhalten hatten, so rüsteten die Carthager eine Flotte und ein Heer, das auf 70,000 Mann angegeben wird, um diese Umwälzung der Dinge auf Sicilien zu hindern, und dem Unternehmungsgeiste des Timoleon einen Damm entgegenzusetzen; denn bei dem durch den langen Kampf zwischen Griechen und Carthagern erzeugten Hasse, schien Timoleon nicht eher in seiner Unternehmung stehen bleiben zu können, als bis er die Carthager gänzlich von der Insel verdrängt hatte. Timoleon begegnete dem carthagischen Strategen Hanno und seinen Scharen mit einem Heere von nur 13,000 Mann, schlug ihn aber am Crimessus so gänzlich, daß nur wenige Trümmer des Heeres nach Lilybäum sich flüchten konten (389). Timoleon fand aber in Sicilien selbst so viele Hindernisse für seine Unternehmung, daß er seinen Plan nicht ganz auszuführen im Stande war, sondern sich begnügen mußte, einen für die Sicilier nur einigermaßen günstigen Frieden abzuschließen. Alle griechischen Staten sollten frei seyn, und der Halycus die Grenze des carthagischen Gebiets.

22 Jahre lang ruheten nun die Waffen zwischen Carthagern und Griechen. In Carthago erhob sich der übermächtige Hanno, und strebte zweimal, wiewol vergebens, nach der Tyrannei; sein Vorhaben ward entdeckt, das erstemal verziehen, weil der Stat sich nicht mächtig genug glaubte, einen so gewaltigen Bürger zu bestrafen; das zweitemal aber, als Hanno die Sclaven bewaffnet, die Burg besetzt, und die numidischen und maurischen Fürsten aufgewiegelt hatte, wurden die Waffen gegen den Aufrührer ergriffen, und auf die schrecklichste Weise ward er mit seinem ganzen Geschlechte vertilgt. — Griechenland dagegen war immer mehr in sich selbst zerfallen und hatte dadurch dem Ehrgeize des macedonischen Philippus Gelegenheit gegeben, sich einen Thron aufzurichten, welcher bald über den ganzen damals bekanten Erdkreis emporragen sollte. Denn was er nicht vollendete, führte sein Sohn Alexander aus, welcher, nachdem er die Griechen geschreckt hatte, nach Asien hinüberging, das persische Reich in wenigen Schlachten zertrümmerte, und alle

Länder vom Hellesponte und der libyschen Wüste an bis zum Indus und den scythischen Gebirgen als Sieger durchzog. Damals ward auch die Mutterstadt Carthago's, das uralte Tyrus zerstört, und durch Anlegung von Alexandria der Sitz und der Mittelpunkt des Welthandels für den Osten verrückt, so daß die Phönicier keine Hoffnung hatten, jemals ihre Bedeutenheit und Größe, auch unter den günstigsten Umständen, wieder zu erlangen. Welche Rolle damals Carthago gespielt habe, ob es den bedrängten Tyriern während ihrer 7monatlichen Belagerung nicht einige Hilfe, wenn auch heimlich, geleistet, oder ob es ganz ruhig gesessen, um nicht den Zorn des Weltstürmers zu reizen, der auch das Unmögliche möglich zu machen schien, wissen wir nicht. Nach Curtius (IV. 2.) sollen carthagische Abgeordnete dadurch, daß sie Hoffnung auf Unterstützung von Carthago gemacht, Ursache gewesen seyn, daß die Tyrier sich dem Alexander widersetzten; nachher aber sollen sie die Hilfe verweigert haben, weil ihre Stadt selbst von den Syrakusanern belagert würde, so daß sie nicht helfen könten, wenn sie auch wollten, indem sie selbst der Hilfe bedürften. Doch dieses ist ein arger Verstoß des Curtius gegen die Chronologie, indem er den 24 Jahre später erfolgten Feldzug des Agathocles in eine Zeit mit der Belagerung von Tyrus setzt. Nach Diodor (XVII, 40 und 41.) wurde nur ein Theil der Weiber und Kinder aus Tyrus nach Carthago gesandt, ohne daß die Carthager weitere Hilfe versprochen und geleistet hätten, was auch durch Justin (XI, 10.) bestätigt wird, welcher nicht nur der Entfernung aller unkriegerischer Menge nach Carthago erwähnt, sondern auch glaublich macht, daß die Tyrier wirklich daher Hilfe erhalten hätten; nach Arrian (II, 24.) wurde der carthagische Theore von Alexander im Tempel des Herkules bei Eroberung der Stadt gefangen genommen, aber ungekränkt wieder entlassen. Schwerlich sind die Carthager ganz ohne Theilnahme am Kampfe gewesen, und wenn sie auch nicht öffentlich Hilfe sandten, so unterstützten sie doch wol die Tyrier ins Geheim; wenigstens ist es immerhin ehrenwerth, daß sie nicht auch, wie die Phönicier von Sidon, Aradus und Byblos und die Cyprier sich mit Alexander verbanden gegen Tyrus, und nicht durch ihre Flotte die Eroberung desselben erleichterten. Späterhin jedoch wurden sie ängstlich, und besonders das neu erbauete Alexandria fürchtend, schickten sie Gesandte an Alexander, um ihn zu besänftigen oder zu gewinnen. Der Erfolg dieser Gesandtschaften ist unbekant; auch starb Alexander bald nachher.

Kaum aber war dieses Meteor verschwunden, so erneuerten die Carthager wieder ihre Angriffe gegen Sicilien. Sie sandten ihren Feldherrn und Suffeten Hamilcar dahin, und dieser begünstigte den Agathocles, sich der Herrschaft von Syrakus zu bemeistern. Hamilcar glaubte, nichts könne den Carthagern gefährlicher seyn, als die Freiheit der Griechen; aber auch von ihren Tyrannen sollten sie nur Böses erfahren. Kaum sah sich Agathocles im Besitz der Herrschaft von Syrakus, so suchte er auch schon die übrige Insel in seine Gewalt zu bringen, und gerieth dadurch mit den Carthagern in Streit. Hamilcar, statt den Agathocles zu hemmen, vermittelte einen Frieden zwischen ihm und den Siciliern, nach welchem diese frei seyn, Syrakus aber die Hegemonie haben sollte. Die Carthager dagegen sollten im Besitz von Selinus, Himera und Heraclea bleiben. Hiedurch ward Agathocles als unumschränkter Gebieter anerkant. Die Carthager über ihren Feldherrn zürnend, verdamten diesen zum Tode, hielten aber das Urtheil noch geheim, bis er zurückgekehrt wäre. Doch Hamilcar kam ihrer Ahndung durch einen freiwilligen Tod zuvor. An seine Stelle wurde nun Hamilcar, Sohn des Gisgo, nach Sicilien gegen den Agathocles gesandt, und dieser wußte mit größerem Ernste aufzutreten. Zuvörderst hinderte er den Agathocles, sich Agrigent's zu bemächtigen, und rüstete dann ein großes Heer, um in Verbindung mit vielen syrakusanischen Exilirten ihm noch wirksamer die Spitze zu bieten. Ein Sturm zerstörte zwar einen Theil der Flotte, und die Carthager verloren einen großen Theil ihrer angesehensten Bürger im Schiffbruch, so daß zu Carthago, als Zeichen der Trauer, die Mauern mit schwarzen Tüchern behängt wurden; jedoch stellte Hamilcar durch neue Werbungen bald seine Macht wieder her, vereinigte mit sich viele Sicilier, die vor dem Wütherich Agathocles entflohen waren, und begegnete demselben bei dem Hügel Eknomos, im Gebiete von Gela, wo es zur Schlacht kam. Agathocles, der schon den Sieg in Händen zu haben glaubte, wurde geschlagen und warf sich in Gela, um den Hamilcar dadurch von Syrakus abzuziehen; da dieser sich aber nicht irre machen ließ, und fast alle Städte von Agathocles abfielen, so sah dieser sich genöthigt, sich nach Syrakus zurückzuwenden und dort eine Belagerung zu bestehen. Da er aber, bei der allgemeinen Abneigung der Syrakusaner gegen ihn, die er durch jede nur mögliche Wuth und Grausamkeit aufgereizt hatte, einen unglücklichen Ausgang voraussehen mußte, so entwarf der kühne und gewaltige Mann, der, wenn er ein besseres Gemüth gehabt hätte, gewiß einer der größten Männer in der Geschichte genant werden müßte, einen ungeheuren Plan, der ihn rettete, und Carthago an den Abgrund des Verderbens brachte, und wenn auch es nicht stürzte, doch die schwache Seite der Republik so offenbarte, daß der Mitwelt und den Nachkommen dadurch eine für Carthago höchst verderbliche Lehre gegeben war. Agathocles segelte, nachdem er für die Treue der Syrakusaner Geißeln mit sich genommen, und seinem Bruder Antandrus den Befehl in der Stadt übertragen hatte, im Angesichte der carthagischen Flotte mit 60 Schiffen nach Afrika; landete, obgleich von jener verfolgt, glücklich, verbrante selbst seine Schiffe, um den Seinigen die Nothwendigkeit zu zeigen, entweder zu siegen oder zu sterben, und verbreitete nun nach allen Seiten seine Waffen. Die Carthager waren in äußerster Bestürzung, weil sie aus der Ankunft des Agathocles auf den Untergang ihres Heeres in Sicilien schlossen. Da sie aber hierüber Sicherheit erhielten, dachten sie an die Abwehr, und rüsteten unter Anführung des Hanno und Bomilcar (welche beide Strategen genant werden und von welchen Bomilcar einer der Suffeten war), ein Heer von 40,000 Mann zu Fuß, 1000 Reutern und 2000 Wagen, welches Heer aus den Bürgern der Stadt bestand, indem man theils die Kriegsvölker der

verbündeten Städte und aus dem Gebiete nicht erwarten oder ihnen nicht vertrauen durfte. Agathocles hatte während dessen schon einen großen Theil des carthagischen Gebiets erobert. Wo er gelandet ist, wissen wir nicht, indem die Lage der Stadt, die Diodor nent, (XX. 8.) Megalopolis, ungewiß ist. Doch ohne Zweifel landete er an der Ostküste des carthagischen Landes in der Provinz Byzacium, indem theils hierauf die Beschreibung von der Fruchtbarkeit des Landes, das wie ein Garten angebaut gewesen seyn soll, am besten paßt, theils wegen der sechstägigen Fahrt des Agathocles, die durch keine Hindernisse gehemt war, anzunehmen ist, daß er weiter in die Bucht der kleinen Syrte hinabsegelte, und es endlich auch gewiß ist, daß er in die Bucht, an deren Ende Carthago liegt, nicht einlief, weil sonst seine Ankunft sogleich in Carthago wäre bekant geworden; doch hierin brachten erst die Flüchtlinge aus dem Gebiete und die zurückkehrende carthagische Flotte selbst die Nachricht. Auch gibt Diodor die Entfernung von Leucotunis, wohin sich Agathocles nach der Eroberung von Megalopolis wandte, auf 2000 Stadien von Carthago an, welches 50 teutsche Meilen wären. — Die carthagischen Heerführer zogen dem Agathocles entgegen und lagerten sich auf einem Hügel. Agathocles lieferte ihnen die Schlacht, die sie wünschten, und schlug ihre 41,000 Mann mit etwa 14,000 Mann, die er bei sich hatte. Der Stratege Hanno fiel, und Bomilcar, welcher nach der Herrschaft in Carthago strebte, gab den Kampf auf, weil er es für nützlicher für sich hielt, wenn Agathocles die Carthager fortdauernd in Schrecken setzte. Daher zog er sich, als wäre er geschlagen, zurück in die Stadt, und Agathocles verheerte nun das ganze carthagische Gebiet, oder wiegelte die Unterthanen auf gegen Carthago, schlug sogar in der Nähe der Stadt sein Lager auf und schloß diese ein, während noch immer das carthagische Heer unter Hamilcar Syrakus belagerte. Aber auch hier waren die Carthager unglücklich. Antandrus hielt sich, und ungeachtet die Carthager ihn durch die Nachricht vom Untergange des Agathocles zu täuschen suchten, so verweigerte er dennoch die Übergabe, bis vom Agathocles die Botschaft seines Sieges anlangte, welche die Seinigen so sehr ermuthigte, daß sie bald nachher den Hamilcar zurückschlugen und ihn selbst mit dem größten Theile seines Heeres tödteten. Die Carthager über diese Niederlage in der äußersten Bestürzung, beschlossen durch Opfer und Gaben die Gunst der Götter wieder zu erkaufen, und sandten deshalb große Geschenke nach Tyrus an den Herkules, ja sie sollen dem Kronos 500 Knaben geopfert haben. Aber sie versöhnten die Götter nicht. Agathocles eroberte nach einander Adrumetum, Thapsus, Tunis und viele andere Städte (gegen 200 nach Diodor) und herrschte fast willkürlich im carthagischen Gebiete, durchzog die fernsten Theile desselben, machte mit numidischen oder libyschen Fürsten Bundesgenossenschaft, und lockte sogar den Ophellas von Cyrene mit einem Heere nach Carthago, und vereinigte dieses Heer, nachdem er den Anführer ermordet hatte, mit seinen Scharen. So schien Carthago verloren, denn nicht nur drängte von außen ein Feind, wie Carthago ihn noch nie gesehen hatte, sondern auch von innen brachte der Verräther Bomilcar dem Gemeinwesen Gefahr, indem er seine Würde als Suffet und Stratege dazu benutzte, um sich zum Tyrannen von Carthago zu machen. Jedoch zwangen die Angelegenheiten Siciliens den Agathocles, welcher nach dem Untergange des Ophellas und nach der Eroberung von Utica den königlichen Namen angenommen hatte, zur Rückkehr nach Sicilien, indem er, da er die Carthager für besiegt hielt, den Widerstand der Sicilier jetzt beendigen zu können hoffte, und vielleicht nach Unterwerfung der Sicilier auch an die Eroberung von Süd-Italien dachte. Agathocles ließ seinen Sohn Archagathus mit dem Heere als Befehlshaber in Afrika zurück und schiffte mit 2000 Mann hinüber nach Sicilien; doch war Agathocles weder in Sicilien glücklich, noch gelang seinem Sohne eine Unternehmung gegen Carthago. Dieser theilte seine Macht und wurde so von den Carthagern überfallen und sein Heer größtentheils aufgerieben. Agathocles eilte nach Afrika zurück; aber hier war einmal das Glück von ihm gewichen. Das Lager der Carthager gerieth in Brand; und statt daß die Scharen des Agathocles dieses hätten benutzen sollen, so ergriff sie ein panischer Schrecken, der die Auflösung fast des ganzen Heeres zur Folge hatte. Das aufrührerische Heer fesselte den Agathocles, der nur mit Mühe ihrer Wuth sich entzog und nach Sicilien zurückfloh, wo er nur mit der größten Anstrengung sich endlich in Syrakus wieder festsetzen konte. Die in Afrika zurückgelassenen Krieger des Agathocles ermordeten dessen Söhne Archagathus und Heraclidas, und machten für sich einen Frieden mit Carthago, den dieses ihnen gern gewährte, und sie größtentheils in seinen Sold nahm. So von den auswärtigen Feinden befreit, gelang es der Stadt, auch den innern Feind zu besiegen. Bomilcar, der schon im Besitz des größten Theils von Carthago war, wurde wieder hinausgetrieben und in die Vorstädte geworfen, wo er mit seiner Rotte gefangen genommen wurde und den Kreuzestod starb. Nach des Agathocles Entfernung sandten die Carthager sogleich wieder ein Heer nach Sicilien, allein dieses scheint dort nichts Bedeutendes haben unternehmen können. Bald wurde ein Friede mit dem Tyrannen unterhandelt, in welchem die Carthager für den Besitz der Städte, welche sie sonst schon gehabt hatten, dem Agathocles 300 Talente und 200,000 Scheffel Getreide gaben, woraus sich, da Agathocles damals durchaus nicht furchtbar war, die Schwäche der Republik ergibt. In der Folge zwar beabsichtigte Agathocles noch einmal einen Angriff gegen die Carthager, wurde aber darin vom Tode unterbrochen. — Auch in den folgenden Zeiten, nach des Agathocles Tode, als Sicilien noch immer der Schauplatz innerlicher Verwirrungen und Kriege war, suchten die Carthager ihren Plan in Sicilien zu verfolgen, doch mit geringer Anstrengung und mit wenigem Glück; auch fehlen uns die genauern Nachrichten darüber. Die Erschöpfung der Republik hinderte ein kräftiges Auftreten. Mäno, der Mörder des Agathocles, ward von Carthago aus unterstützt und machte sich zum Tyrannen von Syrakus; die Syrakusaner mußten sogar 400 Geißeln geben. Dennoch wurde Mäno bald vom Hicetas vertrieben, und obschon dieser von den Carthagern eine Niederlage am Flusse Te-

rias erlitt, so konte diese es doch nicht hindern, daß in Syrakus Thynion und Sosistratus um die Herrschaft stritten, und daß die Söldner des Agathocles auf ihrem Heimwege nach Italien sich treuloser Weise der Stadt Messana bemächtigten, in welcher sie von dem an unter dem Namen der Mamertiner schalteten. Ein wilder und gesetzloser Zustand war auf der Insel allgemein, und diese hätte nothwendig in die Gewalt der Carthager gerathen müssen, wenn diese damals von den langen Kriegen und der inneren Zerrüttnng, besonders aber von den Wunden, die ihnen Agathocles in Afrika geschlagen hatte, schon einigermaßen wieder sich erholt gehabt hätten. Darauf deutet auch wol hin, daß Carthago in dieser Zeit 2mal sein Bündniß mit Rom erneuerte; oder wenn bei den Widersprüchen der Schriftsteller diese 2 Erneuerungen wol nur auf eine einzige zusammenfallen möchten, so scheint doch der Zusatz des Livius, daß diese Erneuerung von Carthago aus gesucht worden sey, zu bestätigen, in welcher bedrängten Lage sich diese Stadt damals befand.

Bald auch erhob sich gegen die Carthager ein neuer Feind, der ganz besonders die Aufmerksamkeit derselben auf sich zog und zur Wachsamkeit sie auffoderte. Der epirotische Pyrrhus, ein tapferer, talentvoller und vor allen seinen Zeitgenossen kriegskundiger König, hatte damals durch Geschick und Glück im Westen Griechenlands ein mächtiges Reich gegründet, und fühlte in sich den Beruf, dem macedonischen Alexander nachahmend, auch andere entlegenere, durch Meere geschiedene Völker zu unterjochen. Sein Auge war zunächst auf Italien, dann aber auf Sicilien, Sardinien und Carthago gerichtet, und bei den Hilfsmitteln, die er besaß, bei seinem Ruhm, als der größte Heerführer der Zeit, besonders aber bei den eigenthümlichen Verhältnissen der Länder, gegen welche er zunächst nun seine Waffen wenden konte, schien es für ihn nicht ganz unmöglich zu seyn, seine Pläne zu verwirklichen. Italien war freilich damals größtentheils schon unterjocht von den Römern, aber nach einem 50jährigen alles verheerenden Kriege, und auf die Hilfe und Unterstützung seiner neuen Unterthanen konte sich Rom nicht verlassen, vielmehr, sobald es in Italien angegriffen wurde, standen alle diese als Feinde mit dem Angreifer gegen Rom. War aber die römische Oberherrschaft über Italien zertrümmert, wer konte dann dem Pyrrhus wehren, über die schmale Meerenge nach Sicilien zu gehen, und es war eben so wahrscheinlich, daß dorthin Pyrrhus von den Siciliern eben sowol als Befreier vom carthagischen Joche gerufen werden würde, als die Italier in ihm einen Befreier vom römischen Joche erkanten. Wie hätte also Carthago, wenn Pyrrhus mit der Kraft Italiens nach Sicilien kam, diesem dort im Kampfe widerstehen können! Und was Carthago vom Pyrrhus nach Bezwingung Siciliens zu gefahren hatte, wenn er dann etwa auch nach Afrika überzusetzen sich entschlösse, das hatte Agathocles zur Genüge gelehrt. Daher war es die Aufgabe für die carthagische Politik, diesem Plane des Pyrrhus bei Zeiten zu begegnen, und es gebührt der Weisheit der Republik das Lob, daß nichts versäumt worden ist, was zu diesem Zwecke dienen konte. Mit einem Scharfblicke, der weit über die politische Beschränktheit jenes Zeitalters hinausreicht, schlossen sie den Römern sich an, erneuerten die freundlichen Verhältnisse, die schon früher mit diesem Volke angeknüpft worden waren, und aus einem allgemein gestellten Vertrage, welcher nur Gleichheit und Wechselseitigkeit des Rechts bedingte, ward nun ein förmliches Offensiv- und Defensiv-Bündniß zu einem bestimten Zwecke. Jedoch die Römer, groß im Glück wie im Unglück, am größten aber in der Selbstschätzung und Selbstbeherrschung, nahmen die Hilfe nicht an, welche die Carthager darboten; denn so sehr auch den Römern, bei dem gänzlichen Mangel an Kriegsschiffen, eine carthagische Flotte zum Gebrauch gegen den Pyrrhus hätte erwünscht seyn müssen, so schlugen sie dennoch, als Mago mit einer Flotte von 120 oder 130 Schiffen, wahrscheinlich den Statuten des Vertrages gemäß, anlangte, diese Hilfe aus, weil sie nicht zugeben zu dürfen glaubten, daß ein Reich, das dnrch eigne Kraft gegründet wäre, durch fremde Kräfte vertheidigt würde. Mago aber blieb nicht unthätig; denn wenn er auch nicht Gelegenheit fand, an den italischen Küsten, selbst mitkämpfend, eine Rolle zu spielen, so versuchte er doch als Friedensvermittler zwischen Pyrrhns und den Römern sich geltend zu machen, und da dieses nicht gelang, so lag er auf der Lauer, um Sicilien zu hüten, damit es nicht mit dem Pyrrhus gemeinsame Sache machte und das carthagische Joch abwürfe. Ganz besonders aber trachteten nun die Carthager, während die Römer und Pyrrhus in Italien einen wechselseitig verderblichen und vernichtenden Kampf führten, durch Anstrengung aller Kraft inzwischen die Eroberung Siciliens zu vollenden, und belagerten Syrakus zu Wasser und zu Lande mit einer Flotte von 100 Schiffen und einem Landheer von 50,000 Mann. Die Syrakusaner jedoch sandten in der äußersten Noth eine Botschaft an Pyrrhus, und flehten ihn an, nach Sicilien zu kommen, und da der italische Krieg, durch den fast unnatürlichen Widerstand, den die Römer ihm entgegensetzten, nicht eben nach seinem Wunsche ausfiel, so beschloß Pyrrhus dieser Einladung zu folgen, um auf Sicilien leichtere Lorbeeren zu ernten. Pyrrhus schiffte 277 von Tarent nach Tauromenium hinüber, ward vom Tyrannen Tyndarion freundlich aufgenommen, zog gegen Syrakus, von wo bei seiner Ankunft die Carthager sich zurückzogen, versöhnte den Thynion und Sosistratus, welche sich in die verschiedenen Stadttheile von Syrakus getheilt hatten, mit einander und mit den Syrakusanern, gewann darauf Agrigent und mehre andere Städte, vereinigte ein ansehnliches sicilisches Heer mit sich, und eroberte nun eine Stadt der Carthager nach der andern, Heraclea, Selinus, Segesta, Eryx, Panormus u. a. Zuletzt aber brach sich vor Lilybäum, das die Carthager aufs äußerste vertheidigten, seine Macht. Mehre Friedensanträge der Carthager wies er ab, denn die einzige Bedingung, die er stellte, war, daß die Carthager ganz Sicilien räumen sollten; und schon ging er damit um, nach Afrika selbst sein Heer hinüberzusetzen und die Carthager dort anzugreifen, als die Lage der Dinge auf Sicilien sich plötzlich änderte. Die Carthager nämlich, indem sie sich nicht im Stande sahen,

wenn nicht die Pest im carthagischen Heere ausgebrochen wäre, so daß allgemeine Muthlosigkeit und Verzweiflung die Carthager ergriff. Diesen Umstand benutzte Dionys, machte einen Ausfall gegen die Carthager, schlug sie, verbrante ihre Flotte und brachte sie so sehr ins Gedränge, daß Himilcon mit 300 Talenten für sich und die carthagischen Krieger in seinem Heere den Rückzug erkaufen mußte. Diesen Rückzug aber gewährte Dionysius nur deshalb, weil er, um selbst in Syrakus herrschen zu können, die Carthager nicht ganz vernichten durfte; alle übrigen im Heere aber, die nicht geborne Carthager waren, und namentlich die sicilischen Bundesgenossen der Carthager, wurden preisgegeben, und von Dionys niedergehauen, oder gefangen, oder zersprengt. Himilcon kehrte auf 40 Schiffen mit den Trümmern seiner Macht zurück, und gab sich in Carthogo selbst den Tod. Nur einen geringen Theil der carthagischen Herrschaft hielt noch Mago in Sicilien aufrecht; die Insel gehorchte größtentheils dem Tyrannen. Nach einigen Jahren versuchte zwar dieser Mago, als oberster Feldherr Carthago's, indem er mit einem großen Heere wieder nach Sicilien kam, den Dionys zu verdrängen; allein er erlitt eine große Niederlage bei Cabala, wo er selbst mit 10,000 Mann fiel; und das übrige Heer wäre verloren gewesen, wenn Dionys, indem er die Räumung von ganz Sicilien und Erstattung der Kriegskosten zur Bedingung für den freien Abzug des eingeschlossenen Heeres machte, dieses nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Das Heer wählte den jüngern Mago, den Sohn des gefallenen Feldherrn, zum Nachfolger, und dieser täuschte den Dionys durch einen Waffenstillstand, übte seine Krieger in den Waffen, während scheinbar der Friede verhandelt wurde, und schlug darauf den Dionys bei Cronion so gänzlich, daß dieser alle Früchte seines frühern Sieges wieder einbüßte. Mago, der sein Glück nicht misbrauchte, schloß mit Dionys einen Frieden, in welchem dieser den Carthagern 1000 Talente bezahlen mußte, und der Fluß Halycus (Camisus) zur Grenze zwischen dem carthagischen und syrakusanischen Gebiete festgesetzt wurde (383 vor Chr. Geb.). Dieses war ein sehr geringer Gewinn, der durch einen Krieg von 30 Jahren, durch unsägliche Aufopferungen und Verluste, und durch Vereinigung von fast ganz Sicilien unter die Oberherrschaft der Syrakusaner viel zu theuer erkauft worden war. Auch errettete nur die Gunst des Glücks Carthago mehrmals während dieser Zeit vom Untergange, besonders als nach der Flucht des Himilcon alle afrikanische Unterthanen der Carthager, über die Aufopferung ihrer Landsleute zürnend, zu den Waffen griffen, 70,000 Mann stark Tunes eroberten, und wenn sie einen Feldherrn gefunden hätten, Carthago leicht in die äußerste Bedrängniß hätten bringen können. Aber die führerlosen Feinde, die auch Mangel an Lebensmitteln litten, zerstreuten sich bald wieder, und Carthago, das Zeit hatte, sich zu erholen, war im Stande, ohne bedeutenden Verlust, die Abtrünnigen wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Auch späterhin, nach dem Frieden des Mago, hatten die Carthager wieder eine furchtbare Pest, welche heftiger als alle frühern Seuchen dieser Art gewesen zu seyn scheint, zu bestehen, und diese hatte wiederum zur Folge, daß die Afrikaner und Sardinier die Schwäche und Verwirrung des Stats benutzten, um das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Nur mit großer Anstrengung konten sie wieder zur Ruhe gebracht werden. So ruhten eine Zeit lang wieder die Kriege auf Sicilien, bis Dionys noch einmal, kurz vor seinem Tode, seinen alten Plan, die Carthager aus Sicilien zu vertreiben, wieder aufnahm. Er entriß ihnen Selinus, Entella, Eryx, und belagerte Lilybäum, wiewol vergeblich. Ein Waffenstillstand endete den Krieg für den Winter, und während desselben starb Dionys, so daß nun endlich die Carthager vor diesem gefährlichen Feinde Ruhe hatten.

Während der Regirung des jüngern Dionys war Friede zwischen Carthago und Sicilien, nur daß die Carthager den Dion begünstigt zu haben scheinen bei seinem Unternehmen, den Dionys zu vertreiben. Später erkanten sie ihr Interesse besser, als sie auf alle Weise dem Timoleon Hindernisse in den Weg zu legen suchten, als er nach Sicilien kam, um die Insel von dem Joche ihrer Tyrannen zu befreien. Als Dionys die Herrschaft niedergelegt und die Städte ihre Freiheit wieder erhalten hatten, so rüsteten die Carthager eine Flotte und ein Heer, das auf 70,000 Mann angegeben wird, um diese Umwälzung der Dinge auf Sicilien zu hindern, und dem Unternehmungsgeiste des Timoleon einen Damm entgegenzusetzen; denn bei dem durch den langen Kampf zwischen Griechen und Carthagern erzeugten Hasse, schien Timoleon nicht eher in seiner Unternehmung stehen bleiben zu können, als bis er die Carthager gänzlich von der Insel verdrängt hatte. Timoleon begegnete dem carthagischen Strategen Hanno und seinen Scharen mit einem Heere von nur 13,000 Mann, schlug ihn aber am Crimessus so gänzlich, daß nur wenige Trümmer des Heeres nach Lilybäum sich flüchten konten (389). Timoleon fand aber in Sicilien selbst so viele Hindernisse für seine Unternehmung, daß er seinen Plan nicht ganz auszuführen im Stande war, sondern sich begnügen mußte, einen für die Sicilier nur einigermaßen günstigen Frieden abzuschließen. Alle griechischen Staten sollten frei seyn, und der Halycus die Grenze des carthagischen Gebiets.

22 Jahre lang ruheten nun die Waffen zwischen Carthagern und Griechen. In Carthago erhob sich der übermächtige Hanno, und strebte zweimal, wiewol vergebens, nach der Tyrannei; sein Vorhaben ward entdeckt, das erstemal verziehen, weil der Stat sich nicht mächtig genug glaubte, einen so gewaltigen Bürger zu bestrafen; das zweitemal aber, als Hanno die Sclaven bewaffnet, die Burg besetzt, und die numidischen und maurischen Fürsten aufgewiegelt hatte, wurden die Waffen gegen den Aufrührer ergriffen, und auf die schrecklichste Weise ward er mit seinem ganzen Geschlechte vertilgt. — Griechenland dagegen war immer mehr in sich selbst zerfallen und hatte dadurch dem Ehrgeize des macedonischen Philippus Gelegenheit gegeben, sich einen Thron aufzurichten, welcher bald über den ganzen damals bekanten Erdkreis emporragen sollte. Denn was er nicht vollendete, führte sein Sohn Alexander aus, welcher, nachdem er die Griechen geschreckt hatte, nach Asien hinüberging, das persische Reich in wenigen Schlachten zertrümmerte, und alle

Länder vom Hellespont und der libyschen Wüste an bis zum Indus und den scythischen Gebirgen als Sieger durchzog. Damals ward auch die Mutterstadt Carthago's, das uralte Tyrus zerstört, und durch Anlegung von Alexandria der Sitz und der Mittelpunkt des Welthandels für den Osten verrückt, so daß die Phönicier keine Hoffnung hatten, jemals ihre Bedeutenheit und Größe, auch unter den günstigsten Umständen, wieder zu erlangen. Welche Rolle damals Carthago gespielt habe, ob es den bedrängten Tyriern während ihrer 7monatlichen Belagerung nicht einige Hilfe, wenn auch heimlich, geleistet, oder ob es ganz ruhig gesessen, um nicht den Zorn des Weltstürmers zu reizen, der auch das Unmögliche möglich zu machen schien, wissen wir nicht. Nach Curtius (IV. 2.) sollen carthagische Abgeordnete dadurch, daß sie Hoffnung auf Unterstützung von Carthago gemacht, Ursache gewesen seyn, daß die Tyrier sich dem Alexander widersetzten; nachher aber sollen sie die Hilfe verweigert haben, weil ihre Stadt selbst von den Syrakusanern belagert würde, so daß sie nicht helfen könten, wenn sie auch wollten, indem sie selbst der Hilfe bedürften. Doch dieses ist ein arger Verstoß des Curtius gegen die Chronologie, indem er den 24 Jahre später erfolgten Feldzug des Agathocles in eine Zeit mit der Belagerung von Tyrus setzt. Nach Diodor (XVII, 40 und 41.) wurde nur ein Theil der Weiber und Kinder aus Tyrus nach Carthago gesandt, ohne daß die Carthager weitere Hilfe versprochen und geleistet hätten, was auch durch Justin (XI, 10.) bestätigt wird, welcher nicht nur der Entfernung aller unkriegerischer Menge nach Carthago erwähnt, sondern auch glaublich macht, daß die Tyrier wirklich daher Hilfe erhalten hätten; nach Arrian (II, 24.) wurde der carthagische Theore von Alexander im Tempel des Herkules bei Eroberung der Stadt gefangen genommen, aber ungekränkt wieder entlassen. Schwerlich sind die Carthager ganz ohne Theilnahme am Kampfe gewesen, und wenn sie auch nicht öffentlich Hilfe sandten, so unterstützten sie doch wol die Tyrier ins Geheim; wenigstens ist es immerhin ehrenwerth, daß sie nicht auch, wie die Phönicier von Sidon, Aradus und Byblos und die Cyprier sich mit Alexander verbanden gegen Tyrus, und nicht durch ihre Flotte die Eroberung desselben erleichterten. Späterhin jedoch wurden sie ängstlich, und besonders das neu erbauete Alexandria fürchtend, schickten sie Gesandte an Alexander, um ihn zu besänftigen oder zu gewinnen. Der Erfolg dieser Gesandtschaften ist unbekant; auch starb Alexander bald nachher.

Kaum aber war dieses Meteor verschwunden, so erneuerten die Carthager wieder ihre Angriffe gegen Sicilien. Sie sandten ihren Feldherrn und Suffeten Hamilcar dahin, und dieser begünstigte den Agathocles, sich der Herrschaft von Syrakus zu bemeistern. Hamilcar glaubte, nichts könne den Carthagern gefährlicher seyn, als die Freiheit der Griechen; aber auch von ihren Tyrannen sollten sie nur Böses erfahren. Kaum sah sich Agathocles im Besitz der Herrschaft von Syrakus, so suchte er auch schon die übrige Insel in seine Gewalt zu bringen, und gerieth dadurch mit den Carthagern in Streit. Hamilcar, statt den Agathocles zu hemmen, vermittelte einen Frieden zwischen ihm und den Siciliern, nach welchem diese frei seyn, Syrakus aber die Hegemonie haben sollte. Die Carthager dagegen sollten im Besitz von Selinus, Himera und Heraclea bleiben. Hiedurch ward Agathocles als unumschränkter Gebieter anerkant. Die Carthager über ihren Feldherrn zürnend, verdamten diesen zum Tode, hielten aber das Urtheil noch geheim, bis er zurückgekehrt wäre. Doch Hamilcar kam ihrer Ahndung durch einen freiwilligen Tod zuvor. An seine Stelle wurde nun Hamilcar, Sohn des Gisgo, nach Sicilien gegen den Agathocles gesandt, und dieser wußte mit größerem Ernste aufzutreten. Zuvörderst hinderte er den Agathocles, sich Agrigent's zu bemächtigen, und rüstete dann ein großes Heer, um in Verbindung mit vielen syrakusanischen Exilirten ihm noch wirksamer die Spitze zu bieten. Ein Sturm zerstörte zwar einen Theil der Flotte, und die Carthager verloren einen großen Theil ihrer angesehensten Bürger im Schiffbruch, so daß zu Carthago, als Zeichen der Trauer, die Mauern mit schwarzen Tüchern behängt wurden; jedoch stellte Hamilcar durch neue Werbungen bald seine Macht wieder her, vereinigte mit sich viele Sicilier, die vor dem Wütherich Agathocles entflohen waren, und begegnete demselben bei dem Hügel Eknomos, im Gebiete von Gela, wo es zur Schlacht kam. Agathocles, der schon den Sieg in Händen zu haben glaubte, wurde geschlagen und warf sich in Gela, um den Hamilcar dadurch von Syrakus abzuziehen; da dieser sich aber nicht irre machen ließ, und fast alle Städte von Agathocles abfielen, so sah dieser sich genöthigt, sich nach Syrakus zurückzuwenden und dort eine Belagerung zu bestehen. Da er aber, bei der allgemeinen Abneigung der Syrakusaner gegen ihn, die er durch jede nur mögliche Wuth und Grausamkeit aufgereizt hatte, einen unglücklichen Ausgang voraussehen mußte, so entwarf der kühne und gewaltige Mann, der, wenn er ein besseres Gemüth gehabt hätte, gewiß einer der größten Männer in der Geschichte genant werden müßte, einen ungeheuren Plan, der ihn rettete, und Carthago an den Abgrund des Verderbens brachte, und wenn auch es nicht stürzte, doch die schwache Seite der Republik so offenbarte, daß der Mitwelt und den Nachkommen dadurch eine für Carthago höchst verderbliche Lehre gegeben war. Agathocles segelte, nachdem er für die Treue der Syrakusaner Geißeln mit sich genommen, und seinem Bruder Antandrus den Befehl in der Stadt übertragen hatte, im Angesichte der carthagischen Flotte mit 60 Schiffen nach Afrika; landete, obgleich von jener verfolgt, glücklich, verbrante selbst seine Schiffe, um den Seinigen die Nothwendigkeit zu zeigen, entweder zu siegen oder zu sterben, und verbreitete nun nach allen Seiten seine Waffen. Die Carthager waren in äußerster Bestürzung, weil sie aus der Ankunft des Agathocles auf den Untergang ihres Heeres in Sicilien schlossen. Da sie aber hierüber Sicherheit erhielten, dachten sie an die Abwehr, und rüsteten unter Anführung des Hanno und Bomilcar (welche beide Strategen genant werden und von welchen Bomilcar einer der Suffeten war), ein Heer von 40,000 Mann zu Fuß, 1000 Reutern und 2000 Wagen, welches Heer aus den Bürgern der Stadt bestand, indem man theils die Kriegsvölker der

verbündeten Städte und aus dem Gebiete nicht erwarten oder ihnen nicht vertrauen durfte. Agathocles hatte während dessen schon einen großen Theil des carthagischen Gebiets erobert. Wo er gelandet ist, wissen wir nicht, indem die Lage der Stadt, die Diodor nent, (XX. 8.) Megalopolis, ungewiß ist. Doch ohne Zweifel landete er an der Ostküste des carthagischen Landes in der Provinz Byzacium, indem theils hierauf die Beschreibung von der Fruchtbarkeit des Landes, das wie ein Garten angebaut gewesen seyn soll, am besten paßt, theils wegen der sechstägigen Fahrt des Agathocles, die durch keine Hindernisse gehemt war, anzunehmen ist, daß er weiter in die Bucht der kleinen Syrte hinabsegelte, und es endlich auch gewiß ist, daß er in die Bucht, an deren Ende Carthago liegt, nicht einlief, weil sonst seine Ankunft sogleich in Carthago wäre bekant geworden; doch hierin brachten erst die Flüchtlinge aus dem Gebiete und die zurückkehrende carthagische Flotte selbst die Nachricht. Auch gibt Diodor die Entfernung von Leucotunis, wohin sich Agathocles nach der Eroberung von Megalopolis wandte, auf 2000 Stadien von Carthago an, welches 50 teutsche Meilen wären. — Die carthagischen Heerführer zogen dem Agathocles entgegen und lagerten sich auf einem Hügel. Agathocles lieferte ihnen die Schlacht, die sie wünschten, und schlug ihre 41,000 Mann mit etwa 14,000 Mann, die er bei sich hatte. Der Stratege Hanno fiel, und Bomilcar, welcher nach der Herrschaft in Carthago strebte, gab den Kampf auf, weil er es für nützlicher für sich hielt, wenn Agathocles die Carthager fortdauernd in Schrecken setzte. Daher zog er sich, als wäre er geschlagen, zurück in die Stadt, und Agathocles verheerte nun das ganze carthagische Gebiet, oder wiegelte die Unterthanen auf gegen Carthago, schlug sogar in der Nähe der Stadt sein Lager auf und schloß diese ein, während noch immer das carthagische Heer unter Hamilcar Syrakus belagerte. Aber auch hier waren die Carthager unglücklich. Antandrus hielt sich, und ungeachtet die Carthager ihn durch die Nachricht vom Untergange des Agathocles zu täuschen suchten, so verweigerte er dennoch die Übergabe, bis vom Agathocles die Botschaft seines Sieges anlangte, welche die Seinigen so sehr ermuthigte, daß sie bald nachher den Hamilcar zurückschlugen und ihn selbst mit dem größten Theile seines Heeres tödteten. Die Carthager über diese Niederlage in der äußersten Bestürzung, beschlossen durch Opfer und Gaben die Gunst der Götter wieder zu erkaufen, und sandten deshalb große Geschenke nach Tyrus an den Herkules, ja sie sollen dem Kronos 500 Knaben geopfert haben. Aber sie versöhnten die Götter nicht. Agathocles eroberte nach einander Adrumetum, Thapsus, Tunis und viele andere Städte (gegen 200 nach Diodor) und herrschte fast willkürlich im carthagischen Gebiete, durchzog die fernsten Theile desselben, machte mit numidischen oder libyschen Fürsten Bundesgenossenschaft, und lockte sogar den Ophellas von Cyrene mit einem Heere nach Carthago, und vereinigte dieses Heer, nachdem er den Anführer ermordet hatte, mit seinen Scharen. So schien Carthago verloren, denn nicht nur drängte von außen ein Feind, wie Carthago ihn noch nie gesehen hatte, sondern auch von innen brachte der Verräther Bomilcar dem Gemeinwesen Gefahr, indem er seine Würde als Suffet und Stratege dazu benutzte, um sich zum Tyrannen von Carthago zu machen. Jedoch zwangen die Angelegenheiten Siciliens den Agathocles, welcher nach dem Untergange des Ophellas und nach der Eroberung von Utica den königlichen Namen angenommen hatte, zur Rückkehr nach Sicilien, indem er, da er die Carthager für besiegt hielt, den Widerstand der Sicilier jetzt beendigen zu können hoffte, und vielleicht nach Unterwerfung der Sicilier auch an die Eroberung von Süd-Italien dachte. Agathocles ließ seinen Sohn Archagathus mit dem Heere als Befehlshaber in Afrika zurück und schiffte mit 2000 Mann hinüber nach Sicilien; doch war Agathocles weder in Sicilien glücklich, noch gelang seinem Sohne eine Unternehmung gegen Carthago. Dieser theilte seine Macht und wurde so von den Carthagern überfallen und sein Heer größtentheils aufgerieben. Agathocles eilte nach Afrika zurück; aber hier war einmal das Glück von ihm gewichen. Das Lager der Carthager gerieth in Brand; und statt daß die Scharen des Agathocles dieses hätten benutzen sollen, so ergriff sie ein panischer Schrecken, der die Auflösung fast des ganzen Heeres zur Folge hatte. Das aufrührerische Heer fesselte den Agathocles, der nur mit Mühe ihrer Wuth sich entzog und nach Sicilien zurückfloh, wo er nur mit der größten Anstrengung sich endlich in Syrakus wieder festsetzen konte. Die in Afrika zurückgelassenen Krieger des Agathocles ermordeten dessen Söhne Archagathus und Heraclidas, und machten für sich einen Frieden mit Carthago, den dieses ihnen gern gewährte, und sie größtentheils in seinen Sold nahm. So von den auswärtigen Feinden befreit, gelang es der Stadt, auch den innern Feind zu besiegen. Bomilcar, der schon im Besitz des größten Theils von Carthago war, wurde wieder hinausgetrieben und in die Vorstädte geworfen, wo er mit seiner Rotte gefangen genommen wurde und den Kreuzestod starb. Nach des Agathocles Entfernung sandten die Carthager sogleich wieder ein Heer nach Sicilien, allein dieses scheint dort nichts Bedeutendes haben unternehmen können. Bald wurde ein Friede mit dem Tyrannen unterhandelt, in welchem die Carthager für den Besitz der Städte, welche sie sonst schon gehabt hatten, dem Agathocles 300 Talente und 200,000 Scheffel Getreide gaben, woraus sich, da Agathocles damals durchaus nicht furchtbar war, die Schwäche der Republik ergibt. In der Folge zwar beabsichtigte Agathocles noch einmal einen Angriff gegen die Carthager, wurde aber darin vom Tode unterbrochen. — Auch in den folgenden Zeiten, nach des Agathocles Tode, als Sicilien noch immer der Schauplatz innerlicher Verwirrungen und Kriege war, suchten die Carthager ihren Plan in Sicilien zu verfolgen, doch mit geringer Anstrengung und mit wenigem Glück; auch fehlen uns die genauern Nachrichten darüber. Die Erschöpfung der Republik hinderte ein kräftiges Auftreten. Mäno, der Mörder des Agathocles, ward von Carthago aus unterstützt und machte sich zum Tyrannen von Syrakus; die Syrakusaner mußten sogar 400 Geißeln geben. Dennoch wurde Mäno bald vom Hicetas vertrieben, und obschon dieser von den Carthagern eine Niederlage am Flusse Te-

tatius Catulus 242 mit einer zahlreichen Flotte vor Lilybäum und Drepanum, deren Belagerung nun auf's eifrigste fortgesetzt wurde. Die Carthager, welche nun gezwungen waren, auch wieder eine Flotte auszurüsten, sandten den Hanno mit 400 Schiffen (die aber nicht alle Kriegsschiffe waren) ab, um Eryx, das auch von den Römern belagert wurde, zu verproviantiren, und dort den Hamilcar mit einem Theile seiner Mannschaft einzunehmen. Aber der Consul Catulus kam dem Hanno zuvor, und zwang ihn, ehe er noch seine Schiffe entladen konte, bei den ägatischen Inseln zur Schlacht, die dann Hanno unter den ungünstigsten Umständen liefern mußte. 50 carthagische Schiffe wurden versenkt, 70 andere mit 10,000 Mann erobert, die übrige Flotte nach Carthago zurückgetrieben, wo Hanno mit dem Tode sein Unglück büßen mußte. — Diese Niederlage der Carthager entschied den Ausgang des Krieges. Die Carthager waren freilich nicht so erschöpft, daß sie nicht im Stande gewesen wären, den Krieg noch länger fortzusetzen; denn daß es ihnen nicht an Hilfsmitteln fehlte, bewies der nächstfolgende Söldnerkrieg, und über die Kräfte ihres States täuschten sich gewiß die Carthager nicht. Aber sie sahen sehr wol ein, daß sie nicht im Stande seyn würden, eine neue Rüstung zu beendigen, ehe die belagerten Städte Lilybäum, Drepanum und Eryx, welche ihnen allein fast noch auf Sicilien übrig geblieben waren, und welche an allem Mangel litten, von den Römern zur Übergabe gezwungen werden mußten. Daher sahen sie zur Rettung ihrer Heere kein anderes Mittel, als den Frieden, welchen zu unterhandeln sie dem Hamilcar den Befehl und die Vollmacht ertheilten. Hamilcar, der nach einem vergeblich versuchten Ausfalle, noch immer in Eryx eingeschlossen war, gehorchte, vor Unmuth knirschend, dem Befehle seiner Mitbürger, und schloß mit dem Catulus einen Waffenstillstand ab, durch welchen er freilich die Heere der Republik rettete, aber zu den demüthigenden Bedingungen sich verstehen mußte, daß Carthago die Oberherrschaft über Sicilien und die umliegenden Inseln aufgeben, die römischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld ausliefern, und eine bedeutende Kriegssteuer in bestimten Fristen bezahlen sollte. Nach Abschluß dieses Waffenstillstandes zog Hamilcar sofort die carthagischen Besatzungen aus den belagerten Städten und schickte sie nach Carthago, weil Catulus auch gefordert hatte, daß Hamilcar mit seinen Kriegern die Waffen strecken und durch's Joch gehen sollte, und Hamilcar fürchtete, daß wenn der römische Senat etwa die Friedensbedingungen verwürfe, er sich und die seinigen gegen die Schande nicht würde schützen können. Wirklich änderten auch die 10 Männer, welche zur Abschließung des Friedens von Rom aus gesandt wurden, die Bedingungen des Catulus dahin ab, daß die Carthager nicht in 20, sondern in 10 Jahren 2200 euböische Talente und außerdem noch 1000 Talente sogleich bezahlen sollten. Die Ausdrücke hinsichtlich der Friedensbedingungen wurden übrigens, theils wegen der Eile, mit welcher Hamilcar verfahren war, theils wol auch mit Absicht von den Römern, um immer wieder eine Veranlassung zu Vergrößerungen oder zum Kriege zu haben, sehr unbestimt gestellt; und so geschah es, daß nicht klar ausgesprochen wurde, welche Inseln die Römer unter den Inseln um Sicilien herum verstanden wissen wollten; die Carthager begriffen darunter die kleinern Inseln, etwa die ägatischen und liparischen Inseln; die Römer aber stützten sich später auf diesen Artikel, als sie die Gelegenheit wahrnahmen und auch Sardinien und Corsika besetzten. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob die Römer nach dem Frieden Sardinien und Corsika ganz wieder aufgegeben haben, nachdem sie beide Inseln im Jahre 259 besetzt hatten; wenigstens bestimt wird es nirgends gesagt, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Carthager nach der Niederlage des Regulus, wieder festen Fuß auf Sardinien und Corsika faßten, so schließt dieses doch nicht aus, daß nicht die Römer auch einige Besitzungen dort behalten haben konten. So also scheinen die Römer auch nach dem Frieden noch wenigstens einen Theil von Sardinien und Corsika behauptet zu haben, indem die Carthager keine Zeit hatten, sich nähere Erklärungen über die Artikel des Friedens geben zu lassen, und mit allem zufrieden seyn mußten, was die Römer damals dictirten. Auch ward im Frieden noch ausgemacht, daß die Carthager den Hiero nicht mit Krieg überziehen sollten, daß kein carthagisches Kriegsschiff sich den Küsten Italiens oder der mit Rom verbündeten Länder nähern dürfte, oder daß sie Söldner in Italien würben. Vielleicht aber wurde gar nicht ein Mal ein bestimtes Document über den Frieden ausgefertigt, und daher auch wol die verschiedenen Ansichten, die sowol bei den verschiedenen Schriftstellern, als auch bei den Statsmännern späterer Zeiten über diesen Frieden sich finden. Denn indem Polybius und Livius den Hamilcar sich beklagen lassen über die römische Treulosigkeit, die den Carthagern Sardinien widerrechtlich entrissen hätte, so läßt Sallust (Bell. Cat. 51. 4.) den Cäsar auf's bestimteste sagen, daß die Römer auch in den punischen Kriegen nie ihr eigenes Glück gemisbraucht, oder die Treulosigkeit ihrer Feinde wieder mit Treulosigkeit vergolten hätten.

Durch diesen unglücklichen Ausgang des ersten Krieges mit Rom hatte Carthago allerdings große Opfer gebracht, doch hätte es diese Opfer bald wieder verwinden können, wenn nicht andere noch viel unglücklichere Ereignisse gefolgt wären. Daß Carthago gezwungen worden war, Sicilien aufzugeben, war kein so großes Unglück, da es vielmehr für sein Interesse viel besser gesorgt haben würde, wenn es von Anfang an nie nach dem Besitze Siciliens gestrebt hätte. Carthago mußte überhaupt weniger nach dem Gewinn von Länderbesitz trachten, als nach friedlichem Verkehr mit andern Staten, durch welchen ein freier und ungehinderter Absatz ihrer Waren begünstigt wurde. Hätte Carthago nur Muße gehabt, sich nach dem Kriege wieder zu erholen, es würde aus dem Handel mit den sicilischen Griechen einen größeren Gewinn gezogen haben, als früher durch die immer bestrittene Herrschaft über einzelne Theile der Insel. Eben so wäre auch der Verlust Sardiniens und Corsika's leicht verschmerzt worden, und die Bergwerke Hispaniens, welche Hamilcar später der Republik er

dem Pyrrhus, da alle Sicilier offen oder insgeheim sich für ihn erklärten, im Felde zu widerstehen, und da sie fürchten mußten, nach Verlust einer einzigen Hauptschlacht alles zu verlieren, schränkten sich auf den Vertheidigungskrieg ein, und beschlossen die Zeit abzuwarten, indem sie wol einsahen, daß die Begeisterung, mit welcher die Sicilier an Pyrrhus hingen, sich bald würde abgekühlt haben. Insgeheim aber waren sie auf alle Weise thätig, den Widerwillen, der bei der Anmaßung und dem Übermuthe des Pyrrhus sich gar bald bei den Siciliern erzeugt hatte, anzuschüren und anzufachen, und als dieser nun übermäßige Opfer von den Siciliern verlangte, ihre Führer und Fürsten beleidigte, den Thynion sogar ermordete, so brach die Empörung allgemein aus, und die Carthager hatten nun erreicht, was sie wollten. Ein großer Theil der sicilischen Griechen, besonders die Syrakusaner, schlossen sich nun wieder an die Carthager an, Hilfsvölker kamen ihnen sogar aus Italien und Pyrrhus sah sich in kurzem genöthigt, alle seine Eroberungen wieder aufzugeben und den ersten schicklichen Vorwand zu benutzen, um die Insel wieder zu verlassen. Da die Samniten und Tarentiner ihn dringend zur Rückkehr nach Italien auffoderten, leistete er ihnen Folge, überließ Sicilien seinem Schicksale, und schiffte sich auf der Meerenge ein nach Rhegium. Aber ungeachtet er eine Flotte von 110 Kriegsschiffen hatte, so überfielen ihn die Carthager und zerstörten seine Flotte, von welcher sie 70 Schiffe versenkten und die übrigen bis auf 12 unbrauchbar machten, mit welchen Pyrrhus nach Locri entkam.

Auf diese Weise vom Pyrrhus befreit, trachtete Carthago mit neuem Eifer nach der Vollendung der Eroberung Siciliens. Aber hier traten jetzt 2 neue Gegner auf, welche mit jungen Kräften aufs neue wieder den Carthagern unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten; nämlich Hiero II. von Syrakus und die Mamertiner in Messana; und die Kämpfe mit diesen erfüllen die nächstfolgenden Jahre; doch ward der Theil der Insel, der nicht dem Hiero und den Mamertinern gehörte, allmählig immer mehr und mehr den Carthagern zinsbar, und da jene bald selbst mit einander in Streit geriethen, so lauerten diese auf die Gelegenheit, um beide, ohne grossen Aufwand von Macht, zu vernichten. Als Hiero die Mamertiner bei Mylä, am Flusse Longanus, schlug und bedeutend schwächte, nahmen sie sich der Unterliegenden an und zogen mit einem Heer in ihre Nähe, um sie gegen Hiero's Übermacht zu schützen oder selbst diese Gelegenheit zu benutzen, Messana zu erobern; vorzüglich aber mochten sie wol deshalb auf Messana ein besonderes wachsames Auge haben, weil sie von dort her Gefahr von den Römern fürchteten. Und wirklich brach, noch ehe Sicilien, das Ziel 300jähriger Anstrengungen, ganz erobert war, der Krieg mit den Römern aus, wodurch Sicilien für immer verloren ging.

Nach gänzlicher Unterwerfung Unter-Italiens, und seitdem den Römern ganz Italien vom Flusse Macra bis nach Rhegium und Locri gehörte, konte es ihnen nicht gleichgiltig seyn, wenn Sicilien der Herrschaft des übermächtigen Carthago's unterworfen wurde. [illegible] konte ein Stat wie Rom, der erobernd so weit schon vorgedrungen war, seiner Natur nach nicht stille stehen, sondern mußte fortschreiten, und wo das Land seinen Unternehmungen fehlte, jenseit des Meeres eine neue Laufbahn für Eroberungen und Siege suchen. Hiezu war Sicilien am gelegensten, und schon Pyrrhus hatte geahnet, daß diese herrliche Insel nunmehr der Kampfplatz für Rom und Carthago werden würde. Auch den Carthagern war dieses nicht verborgen geblieben, und deshalb hatten sie, nachdem sie selbst nur von Pyrrhus befreit waren, alle Sorge getragen, daß Tarent nicht in die Gewalt der Römer kommen möchte. Polybius zwar hat die Ansicht, daß die Römer durch ihre Einmischung in die Angelegenheiten der Mamertiner die erste Ursache und Veranlassung zum Kriege gegeben hätten; aber diesem widerspricht nicht nur Livius, welcher ausdrücklich sagt, daß die Carthager, indem sie mit einer Flotte den Tarentinern beigestanden, das Bündniß gebrochen hätten, (was auch noch XXI. 10. in der Rede des Hanno wiederholt und weitläufiger von Orosius ausgeführt wird), sondern auch Polybius gibt uns I. 15. genugsam zu verstehen, daß noch ganz andere Ansichten über die Ursache des Krieges bei den Schriftstellern, namentlich bei Philinus und Fabius, sich fanden. Es wäre auch schwer zu begreifen, wenn die Carthager, die im Besitz einer so mächtigen Flotte waren, und von den Römern so leicht nichts zu fürchten hatten, dem Falle Tarent's so ruhig zugesehen hätten, und der Einwurf, den man machen könte, daß die Römer, wenn die Verträge von den Carthagern gebrochen worden waren, dieses wol schwerlich bis ins 8te Jahr ungeahndet gelassen hätten, widerlegt sich von selbst durch die Art der Carthager Einmischung, wie sie Orosius erzählt, besonders aber durch den Umstand, daß es den Römern noch an einer schicklichen Gelegenheit zur Rache an Carthago, zumal da sie bei Tarent ihren Zweck erreicht hatten, fehlte. Als aber die Mamertiner, von Hiero und den Carthagern zugleich gedrängt, sich nach Rom um Hilfe wandten, so entschlossen sich die Römer erst nach langem Bedenken zu einem Kriege, dessen Wichtigkeit und Bedeutung sie wol ahneten, und der ihnen um so gefährlicher werden mußte, als sie keine Seemacht besaßen, die es mit der carthagischen hätte aufnehmen können. Doch ihr Verhängniß riß beide Völker mit sich fort. — Die Römer sandten 264 den Consul Appius Claudius mit einem Heere den Mamertinern zu Hilfe, und dieser ging mit Begünstigung der Strömung auf Flößen über die Meerenge, zog in Messana ein, in Übereinstimmung mit den Einwohnern, welche die Carthager aus der schon von ihnen besetzten Burg vertrieben, und schlug dann an einem Tage das Heer des Hiero in die Flucht und versprengte das carthagische Heer, so daß er in der Folge bis nach Syrakus vordringen und zur Belagerung der Stadt selbst Anstalt machen konte. Als nun im folgenden Jahre die Römer beide Consuln mit ihren Heeren nach Sicilien hinüber schickten, und diesen mehre Städte der Syrakusaner und Carthager zufielen, so beschloß Hiero von der carthagischen Partei zur römischen überzugehen, und unterhandelte mit den Consuln wegen des Friedens, den die Römer ihm unter sehr günstigen Bedingungen zu-

Carthager auf die grausamste und schrecklichste Weise zu Tode zu martern; und um alle Möglichkeit der Versöhnung abzuweisen, wurden gleiche Martern einem jeden gefangenen Carthager angedroht. Hamilcar sah nun die Nothwendigkeit ein, einen Vertilgungskrieg gegen die Aufrührer zu führen, und vereinigte sich deshalb mit dem Hanno, der noch immer einen Theil des Heeres befehligte. Aber bald wurden die Feldherren zwieträchtig unter einander, und statt den Krieg nachdrücklicher und zum Verderben der Feinde zu führen, erleichterten sie diesem seine Siege. Dazu kam noch, daß Unfälle jeder Art die Carthager heimsuchten. Eine Flotte, welche aus der Provinz Emporia Proviant und Kriegsbedürfnisse herbeiführte, versank; Sardinien ging rettungslos verloren, und auch Utica und Hippo, die bisher den Söldnern widerstanden hatten, und die auch früher zu den Zeiten des Agathocles und Regulus immer treu geblieben waren, fielen jetzt, da sie Carthago's Untergang für unvermeidlich halten mochten, plötzlich ab, und stellten sich nun mit der heftigsten Erbitterung an die Spitze der Feinde. Diese Noth erfoderte neue Maßregeln. Die Carthager wandten sich um Unterstützung an Hiero von Syracus, und dieser sandte Lebensmittel; desgleichen an die Römer; und diese versuchten nicht nur den Frieden zu vermitteln, sondern als das nicht gelang, gaben sie den Carthagern alle noch in Italien befindliche Gefangenen unentgeldlich zurück, erlaubten den italischen Kaufleuten, den Carthagern Proviant zuzuführen, sandten ihnen selbst sogar Getreide, und gestatteten ihnen, jedoch nur für die Dauer dieses Krieges, in Italien Söldner anzuwerben. Und als römische Kaufleute von den Carthagern entweder aus Noth ausgeplündert, oder weil sie dem Feinde Lebensmittel zugeführt hatten, aufgefangen und in's Meer geworfen waren, so ahndeten die Römer dieses für den Augenblick nicht, obschon sie später sich darauf beriefen, als sie den Carthagern ihre noch übrigen Besitzungen auf Sardinien wegnahmen. Sodann erklärte der carthagische Senat, daß einer der Feldherren seine Stelle niederlegen, der andere aber allein den Oberbefehl führen sollte, und daß das Heer zu wählen hätte. Das Heer wählte den Hamilcar, und Hanno mußte zurücktreten. Hiedurch ward freilich die oberste Leitung des Krieges dem überlassen, der allein dazu geschickt war; allein es war dadurch, daß dem Heere die Wahl des Feldherrn überlassen war, ein Beispiel aufgestellt, das zum Verderben der Republik diente, so wie auch die Feindschaft zwischen dem Hanno und Hamilcar, welche sich nun unversöhnlich entspann und auch auf ihre Häuser sich vererbte, von den unglücklichsten Folgen war. — Hamilcar zog mit seinen Unterfeldherren Hannibal und Naravasus aus, um den Aufrührern, die schon begonnen hatten, Carthago zu belagern, im Rücken alle Zufuhr abzuschneiden. Dieses gelang, und die Feinde sahen sich genöthigt, mit 50,000 Mann dem Hamilcar zu folgen. Dieser lockte sie in eine gebirgige Gegend, Prion genant, wo er sie ringsum umstellte, einschloß und aushungerte; und als sie endlich gezwungen waren, zu unterhandeln, ließ Hamilcar die Anführer fesseln, und da die übrigen darauf zu den Waffen griffen, diese sämtlich von seinen Elephanten niedertreten. 40,000 Mann fanden so ihren Untergang, und nun unterwarf sich auch bald ein Theil der libyschen Städte wieder dem Sieger. Darauf zog Hamilcar mit seinem Heere zurück, um auch den Mathos und die übrigen Aufrührer zu vernichten, welche sich in Tunis vertheidigten. Durch zwei Lager ward Tunis eingeschlossen, und der gefangene Spendius Angesichts der Mauern an's Kreuz geschlagen. Doch als Mathos sich durch einen Ausfall rächte, in welchem er viele Carthager, unter andern auch den Unterfeldherrn Hannibal, zu Gefangenen machte, und diese gleichfalls kreuzigen ließ, so schlug dieses Unglück die Carthager so darnieder, daß Hamilcar die Belagerung von Tunis aufgeben mußte, und 30 Senatoren in seinem Lager erschienen, welche von ihm verlangten, daß er, um die Parteien in Carthago zu beruhigen, mit dem Hanno sich wieder versöhnen, und den Oberbefehl theilen sollte. Hamilcar gab nach, vereinigte sich mit Hanno, und beide verfolgten dann den Mathos, der sich von Tunis entfernt und weiter in das Innere Libyens zurückgezogen hatte. Dieser, nachdem er in mehren kleinen Treffen geschlagen war, beschloß endlich, eine entscheidende Schlacht den Carthagern zu liefern; aber sein Heer ward überwunden und größtentheils niedergehauen, Mathos selbst gefangen und später in Carthago unter schrecklichen Martern hingerichtet. Die abgefallenen Städte ergaben sich nach und nach wieder den Carthagern, zuletzt auch Utica und Hippo, aber erst nach langer Belagerung. Sardinien aber blieb verloren; es hatte sich den Römern in die Arme geworfen, und als die Carthager Anstalt machten, die Insel wieder zu erobern, erklärten die Römer sie für ihr Eigenthum, indem sie schon durch den lutatischen Frieden ihnen abgetreten sey; und die Carthager mußten sich sogar zu einem neuen Tribute von 1200 Talenten verstehen, als Strafe dafür, daß sie es gewagt hätten, ein Land sich aneignen zu wollen, auf welches die Römer ein vollgiltiges Recht hätten.

Der Söldnerkrieg hatte auf die angegebene Weise, nach einer Dauer von 3 Jahren und 4 Monaten, zwar sein Ende erreicht; nichts desto weniger dauerte aber der Krieg gegen die Libyer und Numidier, welche es mit den Aufrührern gehalten hatten, noch längere Zeit fort. Diesen Krieg führten Hamilcar und Hanno gemeinsam und nicht ohne Glück; denn grade in dieser Zeit erst scheint die Herrschaft der Carthager über die Nordküste von Afrika weiter ausgedehnt worden zu seyn, insofern als verschiedene numidische Stämme in ein Verhältniß der Abhängigkeit gebracht wurden. Wenigstens erscheinen erst von dieser Zeit an die zahlreichen numidischen Reuterscharen, welche so lange Zeit hindurch den Carthagern das Übergewicht über die Römer gaben, und welche im 2ten punischen Kriege eine fast neue Erscheinung waren, der die Römer nichts ähnliches entgegen zu stellen hatten. Jedoch als Hamilcar, nach Beendigung des lybisch-numidischen Kriegs, wieder nach Carthago zurückkehrte, so ward er dort vor ein Gericht gefodert, indem ihm Schuld gegeben wurde, durch seine eigenmächtigen Versprechungen an die Söldner und durch sein unzweckmäßiges Verfahren die Leiden des Söldnerkrieges über Carthago gebracht zu

hatten ihm die Leitung des Krieges übertragen. Xanthippus gewann bald das Zutrauen nicht nur der Behörden, sondern auch der Krieger, die er unablässig in den Waffen übte, und nach kurzer Zeit zog er mit einem Heere von 12000 Mann Fußvolk, 4000 Reutern und 100 Elephanten, auf welche er hauptsächlich die Hoffnung des Sieges gründete, gegen den Regulus in den Kampf. Die Römer waren durch Verstärkung aus den von den Carthagern abgefallenen Provinzen zu einem Heere von 30,000 Mann angewachsen, und hatten also bedeutend die Übermacht. Dennoch lagerte sich Xanthippus nicht, wie die früheren Feldherren gethan hatten, auf Anhöhen, sondern in der Ebene, um von seiner Reuterei und den Elephanten den besten Gebrauch machen zu können; und so geschah es denn auch. Die carthagische Reuterei schlug die römische sogleich in die Flucht; die Elephanten brachten die römische Schlachtreihe in Verwirrung, und der Angriff der carthagischen Phalanx entschied dann die Schlacht zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres, das bis auf 2000 Mann niedergehauen wurde. 500 Römer, mit ihnen der Consul, wurden gefangen. Dieser merkwürdige Sieg, den unter dem Oberbefehl des Hamilcar die Kriegskunde und das Talent des Xanthippus erfochten hatte, rettete plötzlich Carthago vom Untergange. Freilich erlitten die Carthager bald nachher eine nicht unbedeutende Niederlage zur See am Vorgebirge Hermäum, indem sie es hatten hindern wollen, daß die bei Clupea eingeschlossenen 2000 Römer, welche aus der Schlacht bei Tunis sich gerettet hatten, von der römischen Flotte befreit würden; aber dagegen überfiel die römische Flotte ein Sturm beim Vorgebirge Pachynum, der ihre ganze Flotte von 350 Schiffen bis auf 80 zerstörte, so daß die Carthager fürs erste von den Römern nichts mehr zu befürchten hatten. Die Carthager erhielten daher Zeit, ihren Verlust wieder herzustellen; und da Xanthippus es für's rathsamste hielt, um dem Neide, der ihn verfolgte, zu entgehen, mit der ihm gewordenen reichen Belohnung wieder in sein Vaterland zurückzukehren, so sandten die Carthager Flotte und Heer, unter Anführung des Hasdrubal und Carthalo nach Sicilien hinüber, welche Agrigent eroberten und zerstörten. Dagegen aber rüsteten auch die Römer wieder eine Flotte von 300 Schiffen, eroberten eine der wichtigsten Städte der Carthager auf Sicilien, Panormus, und wagten sogar wieder eine Landung in Afrika, die aber mislang, indem die römischen Schiffe auf Sandbänke geriethen und die Carthager die Küste besetzt hatten; und da bald nachher ein Sturm wieder die Hälfte der römischen Flotte zerstörte, so gaben die Römer den Seekrieg auf und beschlossen den Krieg zu Lande allein auf Sicilien fortzusetzen; doch auch hier ward mehre Jahre nichts von Bedeutung ausgeführt, indem die veränderte Taktik, die Xanthippus im carthagischen Landheer eingeführt hatte, auch dieses jetzt den Römern gefährlich machte. So wagte es denn 250 Hasdrubal von Lilybäum aus, das die Carthager jetzt zu ihrem Hauptwaffenplatz auf Sicilien gemacht hatten, den römischen Proconsul Metellus bei Panormus anzugreifen; allein er wurde geschlagen, indem die Elephanten, die bei Tunis das römische Heer vernichtet hatten, nun den Carthagern selbst zum Verderben gereichten; denn von den Römern wild gemacht und zurückgetrieben, brachten sie das carthagische Heer in Unordnung, und dieses wurde nun von den Römern leicht niedergehauen. Die Römer erbeuteten 100, nach anderen noch mehre Elephanten, die des Metellus Triumph verherrlichten; Hasdrubal aber büßte seine Niederlage mit dem Kreuzestode. Durch diesen Sieg ermuthigt, dachten die Römer, nachdem die Friedensversuche, die der gef[illegible]e Regu[illegible] nach dem Willen der Carthager in Rom [illegible]en mu[illegible] mißglückt oder abgewiesen worden waren, wieder an einen Feldzug gegen Afrika, und rüsteten zu dem Ende wieder eine Flotte aus von 240 Schiffen; auch beschlossen sie vorher Lilybäum zu erobern, weil sie von dort aus den kürzesten Weg nach der carthagischen Küste hatten. Aber die Carthager vertheidigten Lilybäum mit der äußersten Anstrengung und Tapferkeit, und ungeachtet die Römer den Hafen durch einen Damm zu verschließen suchten und durch eine Flotte sperrten, so gelang es doch den Carthagern die Stadt immer wieder aufs neue zu verproviantiren, und durch unausgesetzte Ausfälle ward das Landheer der Römer aufgerieben. Und als nun der römische Consul Claudius Pulcher einen Versuch mit der Flotte gegen Drepanum machte, um dieses wenigstens zu erobern, so ward er von dem Befehlshaber der carthagischen Flotte Adherbal angegriffen und verlor 93 Schiffe mit der Mannschaft; und da eine neue Rüstung der Römer unter dem Consul Junius Pullus gleichfalls kein glückliches Resultat hatte, und die römische Flotte von 120 Schiffen, theils von den Carthagern, theils vom Sturme zerstört wurde: so schien das Glück sich so entscheidend für die Carthager zu erklären, daß es den Anschein hatte, als würden die Römer nicht länger den Carthagern den Besitz Siciliens streitig machen können. Dazu kam, daß eben damals die Carthager zum Befehlshaber ihrer Flotte den Hamilcar Barcas machten, der mit der größten Einsicht und nicht ohne Glück nun mehre Jahre, zuerst, wie es scheint, in untergeordneter Stellung, dann aber als Stratege den Krieg gegen die Römer führte. Hamilcar plünderte nämlich mit seiner Flotte die Küsten Italiens bis nach Cumä hinauf, befestigte auf Sicilien, in der Nähe von Panormus die Höhe Epiercte, die er zu seinem Waffenplatze machte, und von wo aus er die Römer unaufhörlich beunruhigte und angriff, und besetzte die Stadt Eryx, deren höher liegende Burg die Römer inne hatten. Auf diese Weise zeigte sich Hamilcar thätig vom Jahre 248 bis 242, freilich nur im kleinen Kriege, aber auch hier immer bedeutend, weil die Römer durch ihn verhindert wurden, ihren Hauptzweck, nämlich die Eroberung von Lilybäum und Drepanum, mit mehr Nachdruck zu verfolgen. Deshalb beschlossen die Römer, eine neue Flotte mit verbesserter Bauart auszurüsten, indem sie wol einsahen, daß ohne eine bedeutende Seemacht Lilybäum und Drepanum nicht erobert werden könten, und so erschien dem plötzlich, ehe die Carthager es ahndeten, der Consul Lu-

dieses denn auch die Ursache, daß Hasdrubal in den Verdacht kam, als strebe er nach der Alleinherrschaft und wolle sich in Hispanien ein Reich gründen, unabhängig von Carthago; so wie wir sogar auch die Nachricht bei einem seiner Zeitgenossen finden, dem Fabius Pictor (Polyb. III. 8.), Hasdrubal wäre mit seinem Heere nach Afrika hinüber gegangen, um in Carthago die Verfassung zu ändern und auch dort sich zum Tyrannen zu machen, was ihm aber misglückt sey. Wenn auch dieses letztere nun wol sehr zweifelhaft ist, so scheint es doch unläugbar, daß Hasdrubal in Hispanien unumschränkt und willkürlich gebot, daß die Parteiungen in seiner Vaterstadt, der Haß der Neider seines Glücks, ihn zu manchen Schritten der Überhebung und Ungebühr verleiten mochten, die er unter ruhigern Verhältnissen wol unterlassen hätte; und daß er gewiß sorgfältig vermied, in den Fall zu kommen, seine Würde niederzulegen und in den Privatstand zurücktreten zu müssen, weil dann sein Untergang gewiß war. Daß die Römer aber den Hamilcar und Hasdrubal in Hispanien so ruhig gewähren ließen, möchte auffallend scheinen, weil sie wol die Gefahr hätte ahnen sollen, welche ihnen von Hispanien her drohete. Jedoch waren die Römer selbst damals so sehr beschäftigt durch die gallischen und ligurischen Kriege, welche mehr als einmal die Römer in die größte Gefahr brachten und sogar eine Bewaffnung von ganz Italien nöthig machten, und bei welchen die Carthager ohne Zweifel die Hand auch mit im Spiele hatten [3]); so wie die Carthager unaufhörlich auch die Sardinier und Corsen aufregten, gegen die Römer zu rebelliren, daß diese an keine auswärtige Unternehmung denken konten. Auch entging den Letzteren nicht, wie aus dem Zeugniß des Fabius zu ersehen ist, daß Hamilcar und Hasdrubal mit ihren Mitbürgern in Zwiespalt waren, und wol gar daran dachten, sich in Hispanien unabhängig zu machen; und so mochten sie diese Eroberungen in Hispanien eher als eine Ursache zum gänzlichen Falle Carthagos betrachten, als wie ein Mittel zur Wiederhebung desselben. Doch aber mußte den Fortschritten des Hasdrubal gesteuert werden, und so ward denn eine Gesandtschaft nach Neu-Carthago geschickt, welche Einsprache gegen die weitere Ausbreitung der carthagischen Herrschaft machen sollte. Jedoch mußten die Römer dem Hasdrubal ganz Hispanien bis an den Iberus überlassen, und nur Sagunt mit seinem Gebiete war, wenn wir dem Livius trauen dürfen (Polybius nent in seiner angeblichen Vertragsformel Sagunt gar nicht), gegen die carthagische Herrschaft geschützt. Übrigens schloß Hasdrubal diesen Frieden aus eigener Machtvollkommenheit ab, ohne daß Senat und Volk in Carthago denselben bestätigten, und auch Hasdrubal hatte wol nicht die Absicht, ihn länger zu halten, als es seinem Interesse gemäß wäre, obschon er immerhin auf ein Land verzichten konte, von dessen Besitz er sich keinen Gewinn versprechen durfte. Hasdrubal ward aber, noch ehe er seine Entwürfe, welcher Art diese auch seyn mochten, zur Reife bringen konte, ermordet, und das Heer erwählte nun des Hamilcar großen Sohn, Hannibal, zum Nachfolger in der Würde eines Strategen und Beherrschers des carthagischen Hispanien, indem dieser, da er seit seinem 9ten Jahre in Hispanien gelebt, unter seinem Schwager Hasdrubal die Reuterei angeführt, und selbst eine Hispanierin, eine Bürgerin aus Castulo, zur Gemahlin hatte, die hispanischen Verhältnisse am besten kante, und als Sohn des großen Hamilcar und wegen seiner eigenen Thaten die Gunst des Heeres besaß. Der carthagische Senat, in welchem die barcinische Partei die Oberhand hatte, und das Volk gaben der Wahl des Heeres ihre Zustimmung, so entgegen eine solche Wahl auch an und für sich den Gesetzen der Republik war; und Hannibal, damals 26 Jahre alt, stand nun an der Spitze eines bedeutenden Heeres, hatte die Schätze Hispaniens in seiner Gewalt, und suchte eine Laufbahn, seinem Ehrgeize angemessen. Die ersten 3 Jahre seiner Anführerschaft brachte er theils mit Kriegszügen gegen die hispanischen Völkerschaften in Innern des Landes, die Olcader, Vaccaeer und Carpetaner hin, theils griff er Sagunt an, eine griechische Colonie aus Zacynthus, welche durch die Begünstigung des schönen Landes (es lag in der Nähe des heutigen Valencia) und durch die Kraft und Tugend ihrer Bewohner zu außerordentlicher Macht und Blüthe schnell sich erhoben hatte. Wol mehr Lust nach Beute und der Fortgang seiner Unternehmungen, als das Verlangen, eine Ursache zu einem Kriege mit Rom zu haben, bestimten den Hannibal zum Angriff gegen Sagunt, und er unternahm denselben gewiß deshalb im Jahre 219, weil damals die Römer durch einen Krieg mit den Illyriern beschäftigt waren, der so gefährlich schien, daß beide Consuln zu demselben abgesandt wurden. Die bedrängten Saguntiner (die, auch wenn sie in dem Frieden des Hasdrubal nicht namentlich erwähnt waren, doch wenigstens durch die Bestimmung früherer Friedensschlüsse, nach welchen Römer und Carthager die Gebiete ihrer Bundesgenossen garantirten, vor einem carthagischen Angriff hätten sicher seyn müssen) baten die Römer, als ihre Schutzherren, um Hilfe; diese aber schickten nur Gesandtschaften an Hannibal, und als sie von diesem nicht gehört wurden, nach Carthago, wo sie gleichfalls abgewiesen wurden. Sagunt unterlag während dessen seinem Schicksale. Aber die Römer, die durch ein außerordentliches Glück in wenigen Monaten den illyrischen Krieg beendigt hatten, erklärten nun den Carthagern den Krieg, und rüsteten sich, denselben zu Wasser und zu Lande mit gleichem Nachdruck zu führen. Der Consul Sempronius Longus erhielt eine Flotte von 160 Kriegsschiffen, und ein Heer von 26,000 Mann, um damit nach Sicilien, und von dort nach Afrika überzusetzen. Der andere Consul, P. Cornelius Scipio, sollte mit 60 Schiffen und 25,000 Mann nach Hispanien segeln, um dort die Carthager im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen; ein drittes Heer von 20,000 Mann sollte Oberitalien gegen die aufrühre-

3) Die Notiz bei Zonaras VIII. 19. B., daß die Carthager während des ligurischen Krieges gerade auf Rom hätten losgehen wollen, steht zu einzeln und ohne alle weitere Beglaubigung durch andere Gewährsmänner, als daß man Gewicht darauf legen könte. Auch scheint Καρχηδόνιοι an dieser Stelle nur ein Schreibfehler des Zon. für Γαλάται zu seyn. Die besten Codd. des Zonaras haben übrigens auch Καρχηδόνιοι. —

ward, wogen das, was man in Sardinien verlor, hundertfach wieder auf. Aber Carthago erhielt keine Muße und Erholung.

Hamilcar hatte nach Abschluß des Waffenstillstandes, ehe noch der Friede förmlich beschworen war, den Oberbefehl über das Heer zu Lilybäum niedergelegt, und der Suffet Gisgo, der nach Sicilien hinüberkam, hatte die carthagischen Kriegsvölker nach Afrika zurückgeführt. Die Carthager aber, welche sofort den Römern 1000 Talente bezahlen und ihre Gefangenen loskaufen mußten, hatten kein Geld, um den Söldnern ihre rückständige Löhnung zu bezahlen, und auch wol keine Lust, ihnen das außerordentliche Geschenk zu entrichten, welches ihnen Hamilcar auf Sicilien im Namen der Republik eigenmächtig versprochen hatte. Da die unthätige, zügellose Menge aber in Carthago Gewaltthätigkeiten zu begehen drohte, so schickte man die Söldner mit aller ihrer Habe, ihren Weibern und Kindern nach der benachbarten Stadt Sicca, um dort zu warten, bis der Stat ihre Forderungen würde befriedigen können. Hier nun sich selbst überlassen, wurden die Söldner immer unruhiger, und als Hanno, ein angesehener, aber nicht beliebter Mann, der einige Zeit vorher Suffet gewesen war, unter ihnen erschien, um mit ihnen wegen eines Nachlasses ihrer Foderungen, namentlich des versprochenen Geschenkes, zu unterhandeln, so brach der Aufruhr förmlich aus; Hanno mußte die Flucht ergreifen, und die Söldner, 20,000 Mann stark, verließen Sicca und zogen gegen Carthago, in dessen Nähe sie bei Tunis ein Lager aufschlugen. Die Carthager, in ihrer Muthlosigkeit und Rathlosigkeit, legten sich wiederum auf's Unterhandeln, verschlimmerten aber dadurch nur die Sache; und als endlich Gisgo gesandt wurde, um ihnen das Geld, das man ihnen noch schuldete, und das man inzwischen zusammengebracht hatte, auszuzahlen, so erhoben sich Spendius, ein entlaufener Campaner, und Mathos, ein Libyer, und beredeten die Söldner, sich nicht zu trennen und keinen Vergleich anzunehmen, sondern die Waffen gegen die ohnmächtige Republik zu ergreifen. Wer widersprach, wurde sogleich gesteinigt, dem Spendius und Mathos die Anführung übertragen, Gisgo mit seiner Begleitung zu Gefangenen gemacht, und das von ihm mitgebrachte Geld geraubt und unter das Heer vertheilt.

Nachdem so förmlich die Fahne des Aufruhrs erhoben war, gedachte man zunächst daran, die Bewohner und Städte des carthagischen Gebietes zu den Waffen zu rufen. Diese, immer unwillig gehorchend, hatten für ihren Abfall zu den Römern, nach der Niederlage des Regulus, schwer büßen müssen. 3000 Libyer, welche zu den Römern damals übergegangen, waren zur Strafe an's Kreuz geschlagen worden. Viele Jahre hatte der Krieg gedauert, und erst kurz vorher scheint die Unterwerfung Libyens wieder zu Stande gekommen zu seyn. Diesen Krieg hatte als oberster Feldherr Hanno zu führen gehabt, und dieser hatte sich besonders durch die Bezwingung der großen libyschen Stadt Hecatompylos (deren Lage man nicht kent) [2]) einigen Ruhm erworben, jedoch auch durch seine Härte die Unterthanen empört; und da die Noth des Stats außerordentliche Opfer erfoderte, so war von den Unterthanen, deren Abgaben man verdoppelt hatte, und von denen man die Hälfte des Ertrages ihrer Felder verlangte, der Tribut mit der größten Strenge eingefodert worden. Unter diesen Umständen fanden die Boten des Mathos leicht Gehör, und indem man die herrschende Stadt für völlig wehrlos hielt, so beschlossen die Unterthanen, mit nur sehr geringer Ausnahme, diese Gelegenheit zu benutzen, um das lästige Joch endlich einmal abzuschütteln. Nur die Bundesstädte Utica und Hippo blieben noch getreu, und wurden nun von Empörern belagert, deren Heer in kurzem durch den Zutrit der Libyer, auf 70,000 Mann anwuchs.

Die Carthager übertrugen in dieser Bedrängniß dem Hanno, der noch an der Spitze eines Heeres stand, den Oberbefehl; die Bürger wurden in den Waffen geübt, Reuterei und Flotte gerüstet. Aber Hanno verstand den Krieg nicht; er schlug zwar die Aufrührer bei Utica in die Flucht, aber statt sie zu verfolgen und zu vernichten, zog er sich in sein Lager zurück, und ward dort von den wiederumkehrenden Feinden überfallen und nach großem Verluste in die Stadt zurückgetrieben, alles Kriegsgeräthe aber ward vom Feinde erbeutet. Voll Unwillen darüber nahmen die Carthager dem Hanno den Oberbefehl, und übertrugen ihn dem Hamilcar. Dieser hatte nicht mehr als 10,000 Mann, doch wirkte der Schrecken seines Namens, daß die Aufrührer sogleich die Belagerung von Utica aufgaben, und bald darauf hatte er das Glück, den Spendius mit einem Theile seines Heeres am Bagradas zu schlagen, und durch den Numidier Naravasus verstärkt, gelang es ihm nicht lange nachher, den Spendius und den Autaritus, den Anführer der Gallier, im Gebirge zu schlagen. — Während dessen hatte aber auch nach Sardinien hin der Aufruhr sich verbreitet, indem die Söldner hier ihre Anführer Bostar und Hanno tödteten und alle Carthager auf der Insel erschlugen. Da nun Hamilcar die in den letzten Schlachten Gefangenen sehr milde behandelte, ihnen frei stellte, in carthagische Dienste zu treten, oder von ihm beschenkt in ihre Heimath zurückzukehren, und viele der Empörer dadurch zum Rücktrit bewogen wurden, so führten Spendius und Mathos einen angeblichen Boten aus Sardinien vor, der dort abgeschickt seyn sollte, um die Söldner zu warnen vor den Verräthern unter ihnen selber; und dies gab dann Gelegenheit, nicht nur alle die unter ihnen, welchen man nicht traute, aus dem Wege zu räumen, sondern auch den noch immer in Gefangenschaft gehaltenen Gisgo, und 700 andere

2) cf. Polyb. I. 73. und Diod. XXIV. exc. de virt. et vit. und dazu Wesseling's Note. Sollte diese Eroberung von Hecatompylos nicht vielleicht Veranlassung gegeben haben zu der wunderlichen Nachricht bei Ammianus Marcellinus (XVII. pag. 98 Lind.), nach welcher die Carthager sogar einmal das ägyptische Theben erobert haben sollen. Thebas inter *exordia pandentis se late Carthaginis improviso excursu duces oppressere Poenorum*; posteaque reparatam Persarum rex ille Cambyses — aggressus est etc.? Theben heißt auch die Hundertthorige schon bei Homer. Offenbar liegt eine Verwechselung hiebei zum Grunde. Denn etwa ein Jahrhundert vor Cambyses war Carthago noch nicht so mächtig, um einen Feldzug gegen Ägypten zu unternehmen, und an einen Zug zu Lande dahin ist noch weniger zu denken.

sche Städte Süditaliens. Auch die Gallier in Oberitalien blieben fortdauernd in den Waffen gegen die Römer. Nur die Latiner und einzelne wenige Städte des mittlern und untern Italiens blieben treu, besonders durch die Wachsamkeit und unermüdliche Thätigkeit des Prätors Marcellus, der sogar bei Nola einige Vortheile über Hannibal erfocht; und als Hannibal gegen Ende des Jahres nach Capua in die Winterquartiere zog, konte er sich der Hoffnung überlassen, im nächsten Feldzuge, wann die Kraft von ganz Italien gegen die Römer gerüstet wäre, die Herrschaft Roms über Italien zu vernichten und Rom selbst vielleicht zu zerstören. Und wenn man bedenkt, daß, so weit man dem Livius nachrechnen kann, Hannibal wirklich nach und nach über 200,000 Mann aus Italien zog, so hätte Rom allerdings unterliegen müssen, wenn Hannibals Rechnung richtig, und Roms Macht und Statskraft, wie die Carthago's, blos auf seine äußern Hilfsquellen und seine Unterthanen, und nicht auf die Tugend seiner Bürger begründet gewesen wäre.

Aber während sich Hannibal diesen chimärischen Hoffnungen überließ, erlitten die Carthager in Hispanien Verluste, die durch das einstweilige Kriegsglück in Italien und die dortigen glänzenden Erfolge nicht aufgewogen wurden. Als Hannibal gegen den Willen des carthagischen Senats Hispanien verließ, um die Römer in Italien anzugreifen (dieses sagt Dio Cass. fragm. Peires. 47. 4. ganz bestimt, und wenn die Carthager auch die Erneuerung des Krieges mit Rom billigten, so billigten sie doch nicht, daß Hannibal die Hauptmacht der Republik aus Hispanien, dem Mittelpunkt ihrer Hilfsquellen, hinausführte), so hatte er, um Hispanien nicht ohne Vertheidigung zu lassen, seinem Bruder Hasdrubal mit einem Heere von 15,000 Mann die Vertheidigung der carthagischen Provinz anvertraut, so wie er den Hanno mit 11,000 Mann zwischen dem Iberus und den Pyrenäen zurückgelassen hatte, um dieses auf dem Durchzuge eroberte Land in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Höchst wahrscheinlich erwartete Hannibal nicht, daß die Römer, in Italien selbst angegriffen, ein Heer nach Hispanien senden würden. Jedoch der römische Consul Scipio, der wohl wußte, daß die Entscheidung des Krieges von dem Besitze Hispaniens abhängen würde, hatte sich durch die Gefahr Italiens nicht abschrecken lassen, dem Befehle des Senats zu genügen, sondern hatte von Massilia aus sein Heer, unter Anführung seines Bruders, des tapfern, gewandten und talentvollen Cnejus Scipio, nach Hispanien geschickt. Cnejus Scipio landete zu Emporium, und eröffnete noch im Spätherbst, von den hispanischen Völkerschaften, welche das ihnen neuerdings aufgelegte carthagische Joch abzuschütteln strebten, unterstützt, den Krieg. Hanno wurde bei Scissis geschlagen, sein Heer vernichtet, er selbst gefangen, das Lager mit einer ungeheuern Beute erobert, und auch Hasdrubal, der mit seiner Flotte zur Unterstützung herbeieilte, und bei Tarraco einige Vortheile erfochten hatte, ward wieder über den Iberus zurückgetrieben, worauf Scipio in Tarraco die Winterquartiere bezog. Auch läßt Livius (XXI. 61.) den Scipio noch in großen Schlachten, die mit den Carthagern verbündeten Ilergeten und Ausetaner unterwerfen; doch scheint wegen des Polybius Stillschweigen von dieser Unternehmung, zu welcher auch die Zeit fehlt, kein besonderes Gewicht hierauf gelegt werden zu dürfen. Im folgenden Jahre 217 eröffnete Hasdrubal den Krieg durch einen Angriff mit seiner Flotte. Jedoch zerstörte Scipio dieselbe in der Mündung des Iberus, und seitdem herrschten die Römer auch zur See an den Küsten Hispaniens, erschienen vor Neu-Carthago, und unterwarfen die Balearen und Ebusus. Auch zu Lande spielten die Römer den Meister; sie drangen bis an die Grenze der carthagischen Provinz vor, schlugen die mit den Carthagern verbündeten Fürsten Mandonius und Indibilis, und die mit den Römern verbündeten Celtiberer brachten dem Hasdrubal mehre Niederlagen bei. Viele hispanische Völkerschaften machten nun Bundesgenossenschaft mit den Römern, und als diese durch Verrätherei Sagunt einnahmen, und die dort aufgehobenen Geißeln den Völkerschaften wieder zurückgaben, ward ihr Anhang in Hispanien noch bedeutender; und da kurz vorher auch P. Scipio mit einer Flotte und neuen Truppen in Hispanien angelangt war, ward das Übergewicht der Römer entschieden. Nun konten die römischen Feldherren, da ihr Heer selbst nur schwach war, und sie kein Geld hatten, um hispanische Söldner zu bezahlen, den Hasdrubal durch die aufgewiegelten Hispanier beschäftigen; und als es dem Hasdrubal, nachdem er von Carthago aus Unterstützung erhalten hatte, im Anfang des folgenden Jahres gelang, mehre dieser Völkerschaften, namentlich die Carpetaner, zu schlagen, und er bald nachher durch ein neues Heer unter Himilcon unterstützt, es wieder wagen konte, gegen die Römer die Offensive zu ergreifen, so schlugen ihn die Scipionen bei Ibera dergestalt aufs Haupt, daß sein ganzes Heer vernichtet oder zersprengt und das Lager erobert wurde, und Hasdrubal nur mit wenigen Begleitern kaum der Gefangenschaft entging. Freilich waren auch die Römer durch den Sieg sehr geschwächt worden, so daß sie bei der geringen Unterstützung aus Rom denselben kaum benutzen konten; dennoch aber schien es nur von den Römern abzuhängen, sich des carthagischen Hispaniens durch einen Angriff auf dasselbe zu bemächtigen, und gerade zu derselben Zeit, als die Schlacht bei Cannä Rom an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte, war das Übergewicht der Carthager in Hispanien, wie es schien, verloren.

Auch wurden Hannibals Hoffnungen, als er im Jahre 215 aus dem capuanischen Winterquartier zog, keineswegs erfüllt. Die Unterstützung, die er von Carthago gefodert hatte, erhielt er nur sehr unvollkommen, seine eigene Armee war demoralisirt, und wenn auch die Italiker überall für ihn unter den Waffen standen, so hatten doch die Römer so ungeheure Rüstungen zu Lande und zu Wasser gemacht, daß sie mit viel zahlreicheren Heeren, als sonst, den Krieg zu führen im Stande waren. Und wenn gleich sich noch ein neuer Feind gegen Rom erhob, Philipp von Macedonien, welcher Gesandte an Hannibal schickte, und ihm ein Bündniß antrug, das auch abgeschlossen wurde, und in welchem sich Philipp an-

haben. Hamilcar sah kein anderes Mittel, sich zu retten, als sich dem Volke, bei dem er beliebt war, in die Arme zu werfen, und unter den Vornehmen durch den Einfluß seines Schwiegersohnes Hasdrubal eine Partei sich zu schaffen, die er durch die Aussichten, die er ihnen in der Ferne auf großen Gewinn eröffnete, an sich kettete. So entging er der Gefahr, ward wieder Stratege und das Gericht wurde über ihn nicht gehalten. Nachdem nun Hamilcar den Hanno vom Heere entfernt, und das Heer durch Geschenke und reichliche Beute sich geneigt gemacht hatte, so ging er ohne Wissen, wenigstens ohne den Befehl des carthagischen Volkes und Senates, mit seinem Heere hinüber nach Hispanien, um hier wieder zu gewinnen, was Carthago auf Sicilien, Sardinien und Corsica verloren hatte. Über die Unternehmungen des Hamilcar in Hispanien sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet, doch scheint folgendes gewiß zu seyn. Hamilcar begab sich zuerst nach Gades, einer uralten Stadt, welche auf ähnliche Weise, wie Utica, Hippo, Hadrumetum u. a. von den Phöniciern gegründet, zu Carthago im Verhältniß einer abhängigen Bundesstadt stand, und wol nur ein geringes Gebiet hatte (etwa die heutige Insel Leon), indem die Carthager sich hier mehr auf einen freundlichen und friedlichen Verkehr mit den Einwohnern beschränkt, als auf weitläufige und schwer zu erhaltende Eroberungen eingelassen hatten. Dieses Gebiet weiter auszudehnen, war nun die Absicht Hamilcars, und zwar, was allein nur eigentlich wünschenswerth war, über das Thal des Baetis-Stromes bis zu den Gebirgen hin, welche dasselbe umgrenzen. Dieser fruchtbarste und schönste Theil Hispaniens, mußte in jeder Hinsicht reizen, besonders aber die überaus reichen Bergwerke der Sierra Morena in der Gegend der nachher in den Römerkriegen so oft genanten Städte Castulo, Intibili, Illiturgis und Mentissa, welche auf eine kunstmäßigere Weise zu bebauen für Carthago von dem größten Gewinne seyn mußte. Mit den diese Gegenden bewohnenden Völkern wurden die Kriege geführt, von denen wir nur kurze Notizen bei den Schriftstellern finden, und die Unterwerfung dieses Landes gelang so vollständig, daß nach Verlauf von wenigen Jahren die Carthager hier unumschränkt geboten, und die Einwohner des Landes in völlige Knechtschaft gebracht und zum Frohndienst in den Bergwerken, in denen sie auf empörende Weise aufgerieben wurden, gezwungen werden konten. Hamilcar legte an der Küste die Stadt Acra Leuce an, fand aber bald nachher, in einem Aufstande der sämtlichen südhispanischen Völkerschaften, bei der Belagerung der Stadt Elice durch den König der Oretaner seinen Tod. 9 Jahre hatte Hamilcar hier den Oberbefehl mit fast königlicher Gewalt geführt, wie es scheint, ganz gegen die frühere carthagische Sitte; doch wurde ihm dieses gestattet, weil der Gewinn aus der Eroberung des Landes, besonders die Ausbeute der Bergwerke so groß war, daß Hamilcar, ungeachtet er seine Parteigenossen in Carthago bereicherte, und sich selbst ein ungeheures Vermögen sammelte, doch auch den carthagischen Schatz mit bedeutenden Summen wieder füllen konte. Die Carthager ernanten nun des Hamilcars Schwiegersohn und bisherigen Gefährten seiner Unternehmungen und Siege, den Hasdrubal, zum Feldherrn in Hispanien, damit er Hamilcars Entwürfe noch weiter verfolgte, und dieser war in seinem Streben nicht weniger glücklich. Er schlug die Völkerschaften, welche sich gegen Hamilcar erhoben hatten, namentlich die Oretaner, in mehren Schlachten, breitete die carthagische Herrschaft weiter an der Küste des Mittelmeers entlang über Granada und Murcia, vielleicht auch einen Theil von Valencia aus und legte hier mehre Städte an, besonders aber das in späterer Zeit so wichtige Neu-Carthago, welches er zum Sitz der carthagischen Herrschaft in Hispanien bestimte, wozu es auch durch seinen vortrefflichen Hafen und seine geringere Entfernung von Carthago besonders geeignet war. Auch war eine neu gebaute Stadt dem Hasdrubal zu Verfolgung seiner weiteren Plane viel geeigneter, als Gades, das als eine uralte Municipalstadt bedeutende Vorrechte besaß und sich den Befehlen Hasdrubals nicht so unbedingt fügen mochte. Irrig ist es, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, meint, daß Hasdrubal schon damals den größten Theil Hispaniens der Herrschaft der Carthager unterworfen habe. Diese Ansicht kann nur aus gänzlicher Unkentniß der Natur des Landes hervorgehen. Was hätte es den Carthagern genützt, über die öden Bergflächen und Waldgebirge Estremadura's und Neucastiliens zu herrschen, wo Nationen wohnten, die eben so arm als streitlustig und unbeugsam waren; und gar, wenn sie noch weiter in die Gebirge von Altcastilien und Leon hätten vordringen wollen, wo sie noch weniger einen Preis des Sieges gehabt hätten? Der Umfang des carthagischen Gebiets in Hispanien, vor dem Ausbruche des 2ten Krieges mit Rom, ergibt sich am besten, wenn man auf die Grenzen sieht, welche die römische Provinz Baetica späterhin hatte; denn diese war der Gewinn der Römer in jenem Kriege. Alle weitere Kriegsunternehmungen der Carthager in Hispanien geschahen nur, um die räuberischen Einfälle der wilden hispanischen Stämme aus dem Innern des Landes abzuwehren, oder sie zu zwingen, ihre kriegslustige Jugend zum carthagischen Kriegsdienste für Sold zu stellen. So umfaßte das Gebiet, das Hamilcar und Hasdrubal der Republik in Hispanien eroberten, nicht mehr, als die Küste vom Sucro bis zum Baetis und Anas (von der Segura bis zum Guadalquivir und zur Guadiana), und erstreckte sich im Innern bis zu dem Gebirge, das sich zwischen den Quellen dieser Flüsse hinzieht; allenfalls hatten die Carthager auch an der Küste Hispaniens außerhalb der Meerenge bis zum Tagus hin, noch einige Ansiedelungen zum Behufe des Handels mit Britannien und dem Norden; Lusitanien selbst aber blieb frei, und wenn wir später auch lusitanische Reuter im carthagischen Heere sehen, so waren dieses Söldner, so gut, als die meisten übrigen hispanisch-carthagischen Kriegsvölker. Hasdrubal verstand es nun in ganz vorzüglichem Grade, mit diesen Völkern des inneren und westlichen Hispaniens freundliche Verbindungen anzuknüpfen und ihre Jugend für Carthago zu bewaffnen, und so mochte es allerdings scheinen, als wenn die Carthager, ungeachtet sie kaum über ein Viertel des Landes geboten, dennoch Herren über das ganze wären, indem die Streitkräfte desselben ihnen zu Gebote standen. Vielleicht war

ner, den Marcellus, durch Hinterlist zu fällen, so ward sein Glück dadurch doch nicht wieder hergestellt; er erhielt im folgenden Jahre einen nicht minder tapferen Gegner am Claudius Nero, der ihn bei Grumentum schlug, so daß es ihm unmöglich wurde, seinem aus Hispanien zu Hilfe ziehenden Bruder, Hasdrubal entgegen zu gehen. Und als dieser am Metaurus von den vereinten Consuln Livius und Nero mit seinem ganzen Heere niedergehauen worden war, und der rückkehrende Nero ihm das schon modernde Haupt seines Bruders vor das Thor seines Lagers werfen ließ, erkante Hannibal sein und Carthago's Geschick. Nun mußte er das ganze übrige Italien aufgeben, und sich in die Südspitze der Halbinsel, in das Land der Bruttier zurückziehen, das er von einem Meere zum andern wie eine Festung verschanzte; und er mußte sich damit begnügen, sich hier zu halten, bis er zur Rettung seiner von den Römern bedrohten Vaterstadt von dort zurückgerufen wurde. Wäre er flüchtig, nach dem Verluste Italiens, in Carthago angelangt, so würde er gewiß dem Kreuzestode nicht entgangen seyn, mit welchem schon so viele carthagische Feldherren, bei viel geringerer Verantwortung und Schuld, ihr Unglück hatten büßen müssen.

Während dessen war nach mannigfachem Wechsel des Glücks der Krieg in Hispanien entschieden worden. Im Jahre 214 hatte zwar Hasdrubal, der durch bedeutende Unterstützung von Carthago aus verstärkt worden war, zuerst die aufrührerischen Hispanier geschlagen und die Römer selbst in die Enge getrieben; jedoch bald nachher, als die römischen Feldherren mit ihrer Gesamtmacht erschienen, hatten sie eine Reihe von Schlachten gegen den Hasdrubal, seinen Bruder Mago und den Hasdrubal, Gisgo's Sohn, bei Illiturgi, Bigerra, Munda und Aurinx gewonnen, hatten Sagunt erobert und wiederhergestellt und sogar Castulo, eine der wichtigsten Städte im carthagischen Gebiete, mit sich verbunden, so daß es kaum begreiflich ist, wie die carthagischen Feldherren, nach so vielen Niederlagen, noch im Stande waren, den Römern zu widerstehen; und nur die Schwäche der Römer selbst, die ihre Einbuße in den Schlachten nicht wieder zu ersetzen vermochten, macht dieses erklärlich. Daher denn auch im folgenden Jahre gänzliche Waffenruhe in Hispanien, indem die Carthager den Hasdrubal nach Afrika zu rufen gezwungen waren, um dort den Krieg gegen den numidischen König Syphax zu führen. Dieser Syphax, welcher einen großen Theil Numidiens zunächst der Grenze des carthagischen Gebietes beherrschte, war auf die Carthager erbittert, weil Hasdrubal Gisgo seine Tochter Sophonisbe mit dem Masinissa, Gala's Sohne, dem Häuptling der Massylier, eines andern numidischen Stammes verlobt hatte. Von den Scipionen aufgeregt und unterstützt, ergriff nun Syphax die Waffen und brachte Carthago in großes Gedränge. Jedoch gewannen die Carthager den Masinissa zur Theilnahme am Kriege, und von zwei Seiten zugleich angegriffen, konte Syphax nicht lange widerstehen. In mehren Schlachten überwunden, mußte er um Frieden bitten, der ihm gewährt wurde, und Masinissa begleitete nun den Hasdrubal nach Hispanien, um dort mit einer Schar numidischer Reuter die carthagischen Heere zu unterstützen. Die Scipionen mußten dieses ganze Jahr aus Schwäche sich ruhig verhalten und sich damit begnügen, den Carthagern neue Feinde in Hispanien zu erregen und sich durch Bündnisse mit den Celtiberern zu verstärken. Im Jahre 211 brach dann der Krieg auf's neue wieder aus. Die Scipionen, durch zahlreiche Scharen Hispanier unterstützt, theilten ihre Macht und wollten nun mit einem Schlage den Krieg beendigen. Aber Cn. Scipio ward von den Celtiberern verlassen und verrathen. P. Scipio wurde vom Hasdrubal Gisgo, Mago, Masinissa und dem Hispanier Indibilis eingeschlossen und mit fast seinem ganzen Heere niedergehauen, worauf die siegreichen Feldherren sich gegen den Cn. Scipio wandten, und auch diesen durch ihre Übermacht umzingelten und vernichteten. Nur ein kleiner Theil der Römer rettete sich aus beiden Niederlagen in das römische Lager, das unter dem Befehle des Legaten Fontejus stand. Diese schwachen Reste des römischen Heeres erfochten zwar unter Anführung eines kühnen römischen Ritters Marcius Septimius, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, noch einige Vortheile über die Carthager; aber diese beschränkten sich nur darauf, daß die Schaar glücklich wieder bis an den Iberus zurückgelangte, wo sie auch weiterhin unangegriffen blieb. Die siegreichen carthagischen Feldherren, die beiden Hasdrubal und Mago, trachteten nun zunächst danach, die von ihnen abgefallene Provinz wieder unter das carthagische Joch zurückzudrücken; aber theils durch die Härte, mit der sie verfuhren, theils durch ihre Zwietracht unter einander verdarben sie bald wieder ihre Sache, und als nun der Prätor Claudius Nero mit frischen Truppen in Hispanien erschien, und die Reste des römischen Heeres unter Marcius an sich gezogen hatte, so konte er im folgenden Jahre 210 schon wieder wagen, den Hasdrubal in der carthagischen Provinz anzugreifen; und er hätte diesen sogar im Waldgebirge eingeschlossen und mit seinem ganzen Heere zur Übergabe gezwungen, wenn sich Hasdrubal nicht durch eine List gerettet hätte. — Nun aber erhielt der junge P. Cornelius Scipio, der Sohn des P. Scipio, ungeachtet er die Prätur noch nicht verwaltet hatte, die Führung des hispanischen Kriegs als Proconsul, und alsobald änderte sich der Zustand der Dinge. Nachdem er im Winter zu Tarraco alle Vorkehrungen zum Feldzuge gemacht hatte, ward durch einen kühnen Gewaltmarsch Neu-Carthago überfallen und erobert, eine ungeheure Beute gemacht und durch Rückgabe der Geißeln, welche die Carthager hier bewacht hatten, die hispanischen Völkerschaften gewonnen, welche nun mit zahlreichen Scharen zu dem römischen Heere stießen. Darauf zog Scipio mit seiner Gesamtmacht dem Hasdrubal entgegen, der in einer festen Stellung bei Bäcula am Bätis in der Nähe von Castulo stand. Scipio ließ ungeachtet des schwierigen Geländes ihn angreifen, um ihn zu besiegen, ehe noch die andern Heere unter Mago und Hasdrubal Gisgo herbeikommen konten, und schlug ihn gänzlich. Hasdrubal aber floh mit dem Reste seiner Truppen, seiner Kriegskasse und seinen Elephanten nach dem Tagus, und des Krieges in Hispanien überdrüßig, entwarf er nun den Plan, im Rücken der Römer sich ein.

rischen Gallier und Ligurier beschirmen. Aber ehe Sempronius nach Afrika und Scipio nach Hispania gelangen konten, war Hannibal, den Carthagern eben so unerwartet, als den Römern, schon mit einer Macht von 100,000 Mann von Neu-Carthago aufgebrochen, war über den Iberus gegangen, hatte die tapfern Bewohner Cataloniens geschlagen und geschreckt, und war dann durch Gallien bis an den Rhone gezogen. Hier fand er zuerst Widerstand, indem der Consul Scipio, der auf seiner Fahrt nach Hispanien zu Massilia von Hannibals Zuge durch Gallien hörte und dort stehen blieb, ihm auf alle Weise den Übergang über den Rhone erschwerte, indem er die Bewohner des linken Ufers aufwiegelte, und auch selbst mit einem Theile seines Heeres am Kampfe Antheil nahm. Aber Hannibal zog den Rhone aufwärts, ging plötzlich über den Strom und schlug die Gallier in die Flucht, zog dann nördlich bis zum Isère und zum Lande der Allobroger, und ging nach zahlreichen Gefechten mit den Einwohnern auf der Straße über Chambery und den kleinen St. Bernhard in der zweiten Hälfte des Octobers des Jahres 218 über die Alpen nach Italien, wo er, freilich mit nur noch 26,000 Mann, im Lande der Insubrer anlangte. Am Ticinus erwartete ihn der Consul Scipio, der, nachdem er seinen Legaten und Bruder Cn. Scipio von Massilia aus mit dem größten Theile seines Heeres nach Hispanien geschickt hatte, mit den Legionen Oberitaliens, die aber durch einen Aufstand der Gallier sehr geschwächt und entmuthigt worden waren, ihm hier die Spitze bot. In der Nähe von Victumviä kam es zu einem Treffen, in welchem Hannibal die römische Reuterei schlug, worauf die Römer, da auch der Consul selbst verwundet worden war, sich genöthigt sahen, das transpadanische Gallien gänzlich aufzugeben, und sich über den Padus nach Placentia zurückzuziehen. Als Hannibal, mit dem sich nun auch ein großer Theil der Gallier vereinigt hatte, nachdrängte, verließ Scipio auch Placentia, und nahm an der Trebia eine feste Stellung, um den Consul Sempronius zu erwarten, der zu seiner Unterstützung heran nahete. Dieser hatte nämlich auf Sicilien den Krieg mit einem glücklichen Seetreffen bei Lilybäum, der Eroberung von Malta und einer Landung an der afrikanischen Küste eröffnet, hatte aber bei der Nachricht von Hannibals Zuge nach Italien, Afrika aufgeben und nach Italien zurückkehren müssen, wo er zu Ariminum sein Heer ausschiffte und sich dann schleunigst mit Scipio vereinigte. Hannibal lieferte mitten im Winter den Consuln eine Schlacht an der Trebia, in welcher dieselben eine schreckliche Niederlage erlitten, und gezwungen wurden, bald nachher, bis auf einige feste Plätze, welche sich noch vertheidigten, ganz Oberitalien zu räumen, und sich bis über die Apeninen zurückzuziehen. Hannibal, welcher bald sah, daß er die Gallier, welche zwar die Römer haßten, aber die Carthager nicht weniger scheuten, nicht zu einem allgemeinen Kriege gegen Rom würde erregen können, beschloß, ungeachtet des Winters, eiligst über die Apeninen zu gehen, um den Krieg mehr in das mittlere Italien zu spielen, wo Völker wohnten, welche, noch immer unwillig den Römern gehorchend, nur auf das Signal zum Aufstande warteten; aber sein erster Versuch, weiter vorzudringen, misglückte, indem er in den Apeninen einen bedeutenden Verlust durch Sempronius erlitt, so daß er gezwungen war, seine weitere Unternehmung noch zu verschieben. Jedoch als die Consuln des folgenden Jahres ihr Amt angetreten hatten, brach Hannibal, der sich bis dahin nur mit Mühe gegen die Verrätherei und die Nachstellungen der Gallier gesichert hatte, vom Padus auf (217), zog durch die Sümpfe mit großem Verluste nach Etrurien, umging den Consul Flaminius, der bei Arretium stand, und schlug die Straße nach Rom ein. Da Flaminius ihm unvorsichtig nachfolgte, so schloß ihn Hannibal am See Trasimenus ein, und vernichtete ihn mit fast seinem ganzen Heere. Rom schien verloren, da der andere Consul Servilius noch bei Ariminum stand, und der Stadt nicht zu Hilfe eilen konte, und auch eine von ihm abgeschickte Reuterschaar, unter Centenius, von dem siegreichen carthagischen Heere aufgerieben worden war. Hannibal aber zog nicht auf Rom los, sondern nachdem er vergebens Spoletum angegriffen hatte, wandte er sich seitwärts an die Küste des adriatischen Meeres, und rief die dort wohnenden Völkerschaften gegen Rom in die Waffen. Aber die Römer hatten einen Prodictator erwählt, den Q. Fabius Maximus, der durch weises Zaudern den Ungestüm Hannibals brach, ihn immer auf seinen Zügen begleitete, ohne sich jemals von ihm zu einer Schlacht zwingen zu lassen, ihm allen möglichen Abbruch that, und auf diese Weise die Achtung der römischen Waffen bei den Bundesgenossen erhielt, sogar einmal den Hannibal bei Casilinum so eng einschloß, daß er verloren gewesen wäre, wenn er nicht durch eine Kriegslist sich gerettet hätte. So verging das zweite Jahr des Krieges, ohne daß Hannibal seinen Zweck, den Abfall der römischen Bundesgenossen, erreicht hätte, und wenn schon Hannibal den Minucius, den Magister Equitum des Fabius, der sich gegen den Willen des Dictators in ein Treffen eingelassen hatte, bei Geronium schlug, so stellte doch Fabius den Verlust bald wieder her. Als aber die Consuln des folgenden Jahres 216 Ämilius Paullus und Terentius Varro an die Spitze der Heere getreten waren, gelang es dem Hannibal, dieselben, da sie sich dem Willen des römischen Volks, das eine schnelle Entscheidung verlangte, fügen mußten, bei Cannä zur Schlacht zu zwingen, in welcher vorzüglich durch die Überlegenheit der carthagischen Reuterei, die Römer gänzlich geschlagen wurden, so daß der eine Consul, Ämilius Paullus, und die Blüthe der römischen Bürger und Bundesgenossen getödtet wurden. Die Zahl der Erschlagenen wird auf 40,000 bis 70,000 angegeben. Nur einige wenige zerstreute Reste des Heeres retteten sich mit dem andern Consul Terentius nach Venusia.

Nach diesem Siege, der so entscheidend war, als ihn Hannibal nie gehofft haben mochte, zog dieser doch nicht gegen Rom, da er über die Streitkräfte, die den Römern noch zu Gebote standen, sich nicht täuschte, sondern er erntete die Früchte seines Sieges, indem er jetzt den Aufstand der italischen Bundesgenossen der Römer förmlich organisirte. Zuerst empörten sich die Campaner, darauf die Apulier, Hirpiner, fast sämtliche samnitische Stämme, die Lucaner und Bruttier und fast alle griechi-

Städte Süditaliens. Auch die Gallier in Oberitalien n fortdauernd in den Waffen gegen die Römer. Nur tiner und einzelne wenige Städte des mittlern und n Italiens blieben treu, besonders durch die Wach it und unermüdliche Thätigkeit des Prätors Mar s, der sogar bei Nola einige Vortheile über Hanni rfocht; und als Hannibal gegen Ende des Jahres Capua in die Winterquartiere zog, konte er sich der tung überlassen, im nächsten Feldzuge, wann die t von ganz Italien gegen die Römer gerüstet wäre, errschaft Roms über Italien zu vernichten und Rom vielleicht zu zerstören. Und wenn man bedenkt, so weit man dem Livius nachrechnen kann, Hanni irklich nach und nach über 200,000 Mann aus Ita zog, so hätte Rom allerdings unterliegen müssen, Hannibals Rechnung richtig, und Roms Macht und skraft, wie die Carthago's, blos auf seine äußern squellen und seine Unterthanen, und nicht auf die nd seiner Bürger begründet gewesen wäre.

Aber während sich Hannibal diesen chimärischen Hoff en überließ, erlitten die Carthager in Hispanien Ver , die durch das einstweilige Kriegsglück in Italien die dortigen glänzenden Erfolge nicht aufgewogen en. Als Hannibal gegen den Willen des carthagi Senats Hispanien verließ, um die Römer in Italien greifen (dieses sagt Dio Cass. fragm. Peires. 47. 4. bestimt, und wenn die Carthager auch die Erneue des Krieges mit Rom billigten, so billigten sie doch , daß Hannibal die Hauptmacht der Republik aus anien, dem Mittelpunkt ihrer Hilfsquellen, hinaus c), so hatte er, um Hispanien nicht ohne Verthei g zu lassen, seinem Bruder Hasdrubal mit einem e von 15,000 Mann die Vertheidigung der carthagi Provinz anvertraut, so wie er den Hanno mit 0 Mann zwischen dem Iberus und den Pyrenäen zu elassen hatte, um dieses auf dem Durchzuge eroberte in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Höchst wahr lich erwartete Hannibal nicht, daß die Römer, in ien selbst angegriffen, ein Heer nach Hispanien senden en. Jedoch der römische Consul Scipio, der wohl te, daß die Entscheidung des Krieges von dem Be Hispaniens abhängen würde, hatte sich durch die Ge Italiens nicht abschrecken lassen, dem Befehle des ats zu genügen, sondern hatte von Massilia aus sein r, unter Anführung seines Bruders, des tapfern, ndten und talentvollen Cnejus Scipio, nach Hispa geschickt. Cnejus Scipio landete zu Emporium, und nete noch im Spätherbst, von den hispanischen Völ haften, welche das ihnen neuerdings aufgelegte car ische Joch abzuschütteln strebten, unterstützt, den g. Hanno wurde bei Scissis geschlagen, sein Heer ichtet, er selbst gefangen, das Lager mit einer unge rn Beute erobert, und auch Hasdrubal, der mit sei Flotte zur Unterstützung herbeieilte, und bei Tarraco e Vortheile erfochten hatte, ward wieder über den rus zurückgetrieben, worauf Scipio in Tarraco die terquartiere bezog. Auch läßt Livius (XXI. 61.) Scipio noch in großen Schlachten, die mit den Car ern verbündeten Ilergeten und Ausetaner unterwer fen; doch scheint wegen des Polybius Stillschweigen von dieser Unternehmung, zu welcher auch die Zeit fehlte, kein besonderes Gewicht hierauf gelegt werden zu dürfen. Im folgenden Jahre 217 eröffnete Hasdrubal den Krieg durch einen Angriff mit seiner Flotte. Jedoch zerstörte Scipio dieselbe in der Mündung des Iberus, und seitdem herrschten die Römer auch zur See an den Küsten Hispaniens, erschienen vor Neu-Carthago, und unterwarfen die Balearen und Ebusus. Auch zu Lande spielten die Römer den Meister; sie drangen bis an die Grenze der carthagischen Provinz vor, schlugen die mit den Carthagern verbündeten Fürsten Mandonius und Indibilis, und die mit den Römern verbündeten Celtiberer brachten dem Hasdrubal mehre Niederlagen bei. Viele hispanische Völkerschaften machten nun Bundesgenossenschaft mit den Römern, und als diese durch Verrätherei Sagunt einnahmen, und die dort aufgehobenen Geißeln den Völkerschaften wieder zurückgaben, ward ihr Anhang in Hispanien noch bedeutender; und da kurz vorher auch P. Scipio mit einer Flotte und neuen Truppen in Hispanien angelangt war, ward das Übergewicht der Römer entschieden. Nun konten die römischen Feldherren, da ihr Heer selbst nur schwach war, und sie kein Geld hatten, um hispanische Söldner zu bezahlen, den Hasdrubal durch die aufgewiegelten Hispanier beschäftigen; und als es dem Hasdrubal, nachdem er von Carthago aus Unterstützung erhalten hatte, im Anfang des folgenden Jahres gelang, mehre dieser Völkerschaften, namentlich die Carpetaner, zu schlagen, und er bald nachher durch ein neues Heer unter Himilcon unterstützt, es wieder wagen konte, gegen die Römer die Offenssive zu ergreifen, so schlugen ihn die Scipionen bei Ibera dergestalt aufs Haupt, daß sein ganzes Heer vernichtet oder zersprengt und das Lager erobert wurde, und Hasdrubal nur mit wenigen Begleitern kaum der Gefangenschaft entging. Freilich waren auch die Römer durch den Sieg sehr geschwächt worden, so daß sie bei der geringen Unterstützung aus Rom denselben kaum benutzen konten; dennoch aber schien es nur von den Römern abzuhängen, sich des carthagischen Hispaniens durch einen Angriff auf dasselbe zu bemächtigen, und gerade zu derselben Zeit, als die Schlacht bei Cannä Rom an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte, war das Übergewicht der Carthager in Hispanien, wie es schien, verloren.

Auch wurden Hannibals Hoffnungen, als er im Jahre 215 aus dem capuanischen Winterquartier zog, keinesweges erfüllt. Die Unterstützung, die er von Carthago gefodert hatte, erhielt er nur sehr unvollkommen, seine eigene Armee war demoralisirt, und wenn auch die Italiker überall für ihn unter den Waffen standen, so hatten doch die Römer so ungeheure Rüstungen zu Lande und zu Wasser gemacht, daß sie mit viel zahlreicheren Heeren, als sonst, den Krieg zu führen im Stande waren. Und wenn gleich sich noch ein neuer Feind gegen Rom erhob, Philipp von Macedonien, welcher Gesandte an Hannibal schickte, und ihm ein Bündniß antrug, das auch abgeschlossen wurde, und in welchem sich Philipp an

heischig machte, den Hannibal in Italien mit einer Flotte zu unterstützen, wogegen dieser ihm den Besitz des nördlichen Griechenlands zusicherte, so ward doch dieses Bündniß zeitig genug den Römern durch Gefangennehmung der carthagischen Gesandten verrathen, daß sie ihre Maßregeln nehmen konten. So führte denn der Krieg in Italien zu keiner Entscheidung, ja sogar war Hannibal meistens im Nachtheile. Eine Unternehmung, welche die Carthager gegen Sardinien machten, unter Anführung des Hasdrubal Calvus, misglückte gleichfalls, indem Manlius Torquatus die Carthager bei Caralis auf's Haupt schlug, so daß Sardinien ganz wieder unterworfen wurde; und auch in Hispanien, wo nur Mangel an Unterstützung von Rom aus (denn alle Bedürfnisse des hispanischen Heeres wurden von römischen Privatpersonen geliefert) die Scipionen hinderte, noch entscheidender aufzutreten, wurden 2 große Siege bei Illiturgi und Intibili erfochten, nun schon in der carthagischen Provinz, welche in voller Empörung gegen die Carthager war, und in dieser von den Römern unterstützt wurde. Freilich eröffnete sich für die Carthager in diesem Jahre auch noch eine sehr wichtige Aussicht zur Wiedererwerbung Siciliens, welche so einladend war, daß sie derselben nicht zu widerstehen vermochten. Der alte König Hiero war nämlich, nachdem er 49 Jahre lang (seit 264) der treueste Römerfreund gewesen, gestorben, und hatte seine Herrschaft an seinen Enkel Hieronymus vererbt, einen unbesonnenen, leidenschaftlichen Jüngling, der vorzüglich durch zwei seiner Vormünder, Andranodorus und Zoippus, zur carthagischen Partei hinübergezogen wurde. Hannibal benutzte sogleich die ihm dargebotene Gelegenheit zu einem Bündnisse mit dem Hieronymus, der alle Ermahnungen der Römer, der römischen Sache treu zu bleiben, höhnend abwies; und Hannibal sandte deshalb zwei gewandte Männer, Hippocrates und Epicydes, nach Syrakus, um das carthagische Interesse dort mit allem Nachdruck zu vertreten. Zwar ward durch eine Verschwörung Hieronymus und das ganze Geschlecht des Hiero aus dem Wege geräumt, und der Freistat wieder hergestellt; jedoch gelangten bald auch in diesem Hippocrates und Epicydes an die Spitze der Verwaltung; und da diese auch bedeutend von Carthago aus unterstützt wurden, so hatten sie große Hoffnung, die Römer ganz aus Sicilien zu vertreiben. Dieses veranlaßte aber die Römer im Jahre 214, den Consul Marcellus nach Sicilien zu schicken, welcher aber erst im Spätjahre dahin kam. Die Syrakusaner geriethen in Furcht, und versuchten den Frieden zu erhalten. Da jedoch Hippocrates und Epicydes die Feindseligkeiten gegen die Römer begannen, und Marcellus nun Leontium mit Sturm nahm, so wurden auch die Syrakusaner mit in den Krieg fortgerissen, und Marcellus begann schon in diesem Winter die Einschließung von Syrakus, das dann, während des ganzen folgenden Jahres, 213, bis zur Mitte des Sommers, 212, belagert wurde, bis es endlich, troz der muthigsten Vertheidigung, in die Gewalt der Römer kam. Auch von Carthago aus war man nicht unthätig gewesen, sondern hatte den Himilcon mit einem zahlreichen Heere den Syrakusanern zu Hilfe gesandt; und mit diesem verband sich Hippocrates, der an der Spitze eines sicilischen Heeres stand, so daß beide im Rücken des römischen Heeres den Krieg führten, während die carthagische Flotte Syrakus mit allen Bedürfnissen versah. Erst nachdem Marcellus den Hippocrates bei Acrillä geschlagen hatte, und das Heer des Himilcon größtentheils von der Pest hingerafft war, gelang es dem Marcellus, theils durch Verrätherei, theils durch kluge Benutzung der in der Stadt herrschenden Zwietracht, einen Theil derselben nach dem andern zu erobern. Syrakus mußte seinen Abfall schwer büßen; und nun wurde auch allmälig in den folgenden zwei Jahren das ganze übrige Sicilien erobert. Eine Zeit lang hielt sich noch Epicydes in Agrigent, und Hanno mit einem carthagischen Heere, und der tapfere Mutines, ein Zögling des Hannibal, und Anführer der Reuterei, leisteten Marcellus noch Widerstand. Aber nach einer Schlacht am Himera ward auch der letzte Überrest der Carthager vernichtet, und Sicilien nunmehr ganz zur römischen Provinz gemacht.

Mit nicht viel größerem Glücke für die Carthager ward während dessen der Krieg in Italien und in Hispanien geführt. In Italien gelang es freilich dem Hannibal, nach langem vergeblichen Harren, durch die Verrätherei einiger Bürger, sich in den Besitz Tarent's zu setzen, an welcher Stadt ihm, wegen des vortrefflichen Hafens, sehr viel gelegen seyn mußte. Aber da die Römer sich im Besitze der Burg erhielten, und diese den Hafen beherrschte und sperrte, so hatte Hannibal auch hievon keinen bedeutenden Gewinn. Zugleich war ihm die Hoffnung auf Unterstützung vom macedonischen Philipp vereitelt worden. Als dieser im Begriff war, mit einer Flotte, dem Vertrage gemäß, an der italischen Küste zu erscheinen, so überfiel der römische Prätor Valerius denselben so unerwartet bei Apollonia, daß Philipp sein Lager im Stich ließ, seine Flotte selbst verbrante, und ohne weiter Lust zu einem Römerkriege zu haben, in sein Reich zurückfloh. Und wenn auch Hannibal in einigen Treffen nicht unbedeutende Vortheile über die Römer erfocht, so ward er doch auch bei Beneventum und abermals bei Nola geschlagen, und was das Wichtigste war, er entfernte durch seine Grausamkeit und Habgier die Italiker bald wieder von sich, so daß diese, da sie sein Unternehmen nicht schnell gelingen sahen, immer lauer in seinem Dienste wurden, und immer ängstlicher wieder dahin trachteten, einen billigen Frieden von den Römern zu erhalten. Am meisten schadete ihm die Aufopferung Capua's, das von den Römern lange belagert wurde, und endlich bezwungen die schrecklichste Strafe dulden mußte. Hannibal hätte Capua retten können, allein in seiner damaligen Lage glaubte er nicht alles in einer Schlacht auf's Spiel setzen zu dürfen, und sein Zug gegen Rom selbst hatte nicht nur nicht den Erfolg, daß Capua dadurch befreiet wurde, sondern er verlor dadurch seine Achtung bei den Italiern, und überzeugte sich selbst auch von der Unbezwingbarkeit Roms. Hannibal mußte nun in das untere Italien sich zurückziehen, kämpfte dort unentschieden; wenigstens ohne Glück, mehre Mal mit Marcellus, und sah auch 209 Tarent wieder verloren gehen; und wenn es ihm gleich gelang, im folgenden Jahre 208 seinen tapfersten Geg-

den Marcellus, durch Hinterlist zu fällen, so ward Glück dadurch doch nicht wieder hergestellt; er er- im folgenden Jahre einen nicht minder tapferen Geg- m Claudius Nero, der ihn bei Grumentum schlug, ß es ihm unmöglich wurde, seinem aus Hispanien ilfe ziehenden Bruder, Hasdrubal entgegen zu ge-
Und als dieser am Metaurus von den vereinten uln Livius und Nero mit seinem ganzen Heere nieder- en worden war, und der rückkehrende Nero ihm chon modernde Haupt seines Bruders vor das Thor Lagers werfen ließ, erkante Hannibal sein und ago's Geschick. Nun mußte er das ganze übrige en aufgeben, und sich in die Südspitze der Halbin- in das Land der Bruttier zurückziehen, das er von Meere zum andern wie eine Festung verschanzte; er mußte sich damit begnügen, sich hier zu halten, zur Rettung seiner von den Römern bedrohten Va- dt von dort zurückgerufen wurde. Wäre er flüchtig, dem Verluste Italiens, in Carthago angelangt, so e er gewiß dem Kreuzestode nicht entgangen seyn, welchem schon so viele carthagische Feldherren, bei eringerer Verantwortung und Schuld, ihr Unglück n büßen müssen.

Während dessen war nach mannigfachem Wechsel Glücks der Krieg in Hispanien entschieden worden. Jahre 214 hatte zwar Hasdrubal, der durch bedeu- Unterstützung von Carthago aus verstärkt worden zuerst die aufrührerischen Hispanier geschlagen und ömer selbst in die Enge getrieben; jedoch bald nach- als die römischen Feldherren mit ihrer Gesamtmacht enen, hatten sie eine Reihe von Schlachten gegen Hasdrubal, seinen Bruder Mago und den Hasdru- Gisgo's Sohn, bei Illiturgi, Bigerra, Munda und r gewonnen, hatten Sagunt erobert und wieder- stellt und sogar Castulo, eine der wichtigsten Städte rthagischen Gebiete, mit sich verbunden, so daß es begreiflich ist, wie die carthagischen Feldherren, o vielen Niederlagen, noch im Stande waren, den ern zu widerstehen; und nur die Schwäche der Rö- elbst, die ihre Einbuße in den Schlachten nicht wie- ersetzen vermochten, macht dieses erklärlich. Da- enn auch im folgenden Jahre gänzliche Waffenruhe spanien, indem die Carthager den Hasdrubal nach zu rufen gezwungen waren, um dort den Krieg ge- en numidischen König Syphax zu führen. Dieser ax, welcher einen großen Theil Numidiens zunächst renze des carthagischen Gebietes beherrschte, war ie Carthager erbittert, weil Hasdrubal Gisgo sei- chter Sophonisbe mit dem Masinissa, Gala's Soh- em Häuptling der Massylier, eines andern numidi- Stammes verlobt hatte. Von den Scipionen auf- und unterstützt, ergriff nun Syphax die Waffen rachte Carthago in großes Gedränge. Jedoch ge- en die Carthager den Masinissa zur Theilnahme am e, und von zwei Seiten zugleich angegriffen, konte ax nicht lange widerstehen. In mehren Schlachten unden, mußte er um Frieden bitten, der ihm ge- wurde, und Masinissa begleitete nun den Hasdru- ach Hispanien, um dort mit einer Schar numidischer Reuter die carthagischen Heere zu unterstützen. Die Scipionen mußten dieses ganze Jahr aus Schwäche sich ruhig verhalten und sich damit begnügen, den Carthagern neue Feinde in Hispanien zu erregen und sich durch Bündnisse mit den Celtiberern zu verstärken. Im Jahre 211 brach dann der Krieg auf's neue wieder aus. Die Scipionen, durch zahlreiche Scharen Hispanier unterstützt, theilten ihre Macht und wollten nun mit einem Schlage den Krieg beendigen. Aber Cn. Scipio ward von den Celtiberern verlassen und verrathen. P. Scipio wurde vom Hasdrubal Gisgo, Mago, Masinissa und dem Hispanier Indibilis eingeschlossen und mit fast seinem ganzen Heere niedergehauen, worauf die siegreichen Feldherren sich gegen den Cn. Scipio wandten, und auch diesen durch ihre Übermacht umzingelten und vernichteten. Nur ein kleiner Theil der Römer rettete sich aus beiden Niederlagen in das römische Lager, das unter dem Befehle des Legaten Fontejus stand. Diese schwachen Reste des römischen Heeres erfochten zwar unter Anführung eines kühnen römischen Ritters Marcius Septimius, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, noch einige Vortheile über die Carthager; aber diese beschränkten sich nur darauf, daß die Schaar glücklich wieder bis an den Iberus zurückgelangte, wo sie auch weiterhin unangegriffen blieb. Die siegreichen carthagischen Feldherren, die beiden Hasdrubal und Mago, trachteten nun zunächst danach, die von ihnen abgefallene Provinz wieder unter das carthagische Joch zurückzudrücken; aber theils durch die Härte, mit der sie verfuhren, theils durch ihre Zwietracht unter einander verdarben sie bald wieder ihre Sache, und als nun der Prätor Claudius Nero mit frischen Truppen in Hispanien erschien, und die Reste des römischen Heeres unter Marcius an sich gezogen hatte, so konte er im folgenden Jahre 210 schon wieder wagen, den Hasdrubal in der carthagischen Provinz anzugreifen; und er hätte diesen sogar im Waldgebirge eingeschlossen und mit seinem ganzen Heere zur Übergabe gezwungen, wenn sich Hasdrubal nicht durch eine List gerettet hätte. — Nun aber erhielt der junge P. Cornelius Scipio, der Sohn des P. Scipio, ungeachtet er die Prätur noch nicht verwaltet hatte, die Führung des hispanischen Kriegs als Proconsul, und alsobald änderte sich der Zustand der Dinge. Nachdem er im Winter zu Tarraco alle Vorkehrungen zum Feldzuge gemacht hatte, ward durch einen kühnen Gewaltmarsch Neu-Carthago überfallen und erobert, eine ungeheure Beute gemacht und durch Rückgabe der Geißeln, welche die Carthager hier bewacht hatten, die hispanischen Völkerschaften gewonnen, welche nun mit zahlreichen Scharen zu dem römischen Heere stießen. Darauf zog Scipio mit seiner Gesamtmacht dem Hasdrubal entgegen, der in einer festen Stellung bei Bäcula am Bätis in der Nähe von Castulo stand. Scipio ließ ungeachtet des schwierigen Geländes ihn angreifen, um ihn zu besiegen, ehe noch die andern Heere unter Mago und Hasdrubal Gisgo herbeikommen konten, und schlug ihn gänzlich. Hasdrubal aber floh mit dem Reste seiner Truppen, seiner Kriegskasse und seinen Elephanten nach dem Tagus, und des Krieges in Hispanien überdrüßig, entwarf er nun den Plan, im Rücken der Römer sich ein.

neues Heer zu werben, während die andern beiden Feldherren den Scipio beschäftigten, und mit diesem Heere nach Italien zu ziehen, um seinen Bruder Hannibal zu unterstützen. Diesen Plan führte er aus, ohne daß Scipio es ahnete, konte aber erst im folgenden Jahre, wahrscheinlich, indem er an der Seite des biscajischen Meeres über die Pyrenäen ging, nach Italien aufbrechen, während Hasdrubal Gisgo und Mago mit Scipio um den Besitz der carthagischen Provinz stritten. Der römische Proprätor Silanus erfocht einen denkwürdigen Sieg über den Mago und vernichtete dessen ganzes Heer, Scipio selbst aber konte gegen den Hasdrubal, der immer vor ihm in die Gebirge auswich, nichts ausrichten, und nur der Gewinn der reichen Bergstadt Oringis ward ihm zu Theil. Desto wichtiger aber waren die Ereignisse des Jahres 207. Während Hasdrubal, Hannibal's Bruder, mit einem Heere von 60,000 Mann von den Alpen herabstieg und ganz Ober-Italien eroberte, nachher aber am Metaurus erlag, verbanden Hasdrubal Gisgo und Mago ihre, während des Winters wieder in's Ungeheure vermehrten Streitkräfte, um den letzten entscheidenden Versuch zur Rettung der carthagischen Herrschaft in Hispanien zu machen. Scipio zog ihnen entgegen, obschon nur halb so stark, als sie; in der Nähe von Bäcula trafen sich wieder die Heere. Die Carthager erlitten eine gänzliche Niederlage, die durch den darauf erfolgenden Abfall aller Hispanier noch bedeutender wurde, und nun sahen sie sich genöthigt, den Rückzug anzutreten. Scipio schnitt sie vom Bätis und der Straße nach Gades ab, trieb sie an's Meer, schloß sie ein und zwang sie durch Hunger zur Übergabe, nur Hasdrubal und Mago selbst entkamen. So war Hispanien für die Carthager verloren, und was früher carthagische Provinz gewesen war, ward jetzt eine Provinz der Römer, welche in Folge des Sieges hier in die Rechte der Carthager eintraten. Durch den langen Krieg war die Kraft der hier wohnenden Nationen schon gebrochen; die Bestrafung und Zerstörung von Illiturgi, Castulo und Astapa im Jahre 206 vollendeten die Unterwerfung derselben, und da Mago, der sich noch einige Zeit lang in Gades aufhielt und von dort aus die Hispanier gegen die Römer aufwiegelte, abgerufen wurde, um nach Ligurien zu gehen und den Römern dort einen neuen Krieg zu erregen, so unterwarf sich auch Gades den Römern, und dieser Theil Hispaniens hatte von dem an Frieden und Ruhe unter der Herrschaft der Römer.

Unter diesen Umständen, da Hispanien erobert und Hannibal in Italien zur Ohnmacht herabgedrückt war, schien es nothwendig, den Krieg nach Afrika selbst zu versetzen, um Carthago da anzugreifen, wo es am verwundbarsten war. Ohne Zweifel hatte Scipio die Absicht, schon von Hispanien aus sogleich nach Afrika hinüber zu gehen, und in Verbindung mit den Numidiern den Krieg vor die Mauern Carthago's zu spielen, weshalb er denn auch selbst schon einen Besuch in Afrika beim Syphax abgestattet hatte. Aber eine längere Krankheit des Scipio, der wahrscheinlich vom Mago erregte Aufstand seiner Legionen, mehre Empörungsversuche der Hispanier &c. hinderten ihn daran; und da er in Rom des Strebens nach tyrannischer Obermacht verdächtig wurde, so ward er aus Hispanien zurückgerufen. In Rom hatte Scipio viele Gegner, welche zwar nicht hindern konten, daß er 205 Consul wurde, den Oberbefehl auf Sicilien und auch die Erlaubniß erhielt, nach Afrika zu gehen, jedoch zugleich Ursache waren, daß ihm weder eine Flotte, noch ein Heer gegeben wurde, angemessen einem solchen Kriege, der die Existenz Carthago's betraf. Scipio aber, die Überlegenheit seines Talents zeigend, rief Freiwillige auf, und erhielt Schiffe von den Bundesgenossen, womit er nach Sicilien ging, und hier den übrigen Theil des Jahres damit zubrachte, alle Vorbereitungen für den Feldzug in Afrika zu treffen. Mit 35,000 Mann segelte er 204 als Proconsul hinüber, und landete beim Vorgebirge des Apollo in der Nähe von Utika. Unbegreiflicher Weise hatte damals Carthago, ungeachtet es schon seit einem Jahre auf die Ankunft Scipio's gefaßt seyn mußte, keine Flotte, um die Landung der Römer zu hindern, und wenn schon drei Heere unter Hasdrubal, Syphax und Masinissa gerüstet waren, so waren diese doch nicht stark genug, um den Römern die Spitze zu bieten; Masinissa war ein Verräther und ging zu den Römern über, und Syphax zog sich ohne Schwertschlag wieder in seine Heimath zurück. So ward denn Hasdrubal leicht zurückgeschlagen, und Scipio begann darauf die Belagerung von Utika, um diese Stadt zum Sitz des Krieges zu machen, jedoch mußte er nach 40tägiger Belagerung wieder abziehen, und befestigte nun eine Landzunge, um dort zu überwintern, was ihm möglich wurde, da Carthago keine Flotte hatte, und Scipio also von Sicilien, Sardinien und Hispanien aus sich verproviantiren konte; von der Landseite aber ward er durch zwei Heere unter Hasdrubal und Syphax eingeschlossen. Nach vergeblichen Friedensunterhandlungen im Winter, brach im Frühjahr der Krieg wieder aus, indem die Carthager nun eine Flotte von 100 Schiffen gebauet hatten, und ein vereinter Angriff auf das römische Lager von der Land- und Seeseite ward verabredet. Aber der Plan ward durch einen Numidier verrathen, und Scipio kam seinen Feinden zuvor, indem er die Nacht vorher ihre Lager überfiel und in Brand steckte und eine furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete, ohne selbst einigen Verlust dabei zu erleiden; nur daß am folgenden Tage eine eben anlangende Schar hispanischer Söldner die Römer unerwartet überfiel und viele derselben tödtete. Syphax zog sich nach Verlust seines Heeres wieder in sein Reich zurück, Hasdrubal aber ward seiner Strategen-Würde entsetzt und zum Tode verdamt. Doch entging er dem Tode durch die Flucht, bildete eine Freischar, und führte mit dieser noch einige Zeit lang den Krieg gegen die Römer fort. Scipio aber hielt es für's rathsamste, den Syphax zuvörderst zu vernichten, ehe er einen entscheidenden Angriff auf Carthago wagte. Er sandte gegen ihn den alten Feind desselben, Masinissa (s. diesen Art.) und den Legaten C. Lälius mit einem Theile des römischen Heeres. Syphax ward geschlagen und mit einem seiner Söhne gefangen genommen, seine Hauptstadt Cirta erobert, seinem Reiche ein Ende gemacht, das dem Masinissa zur Belohnung für seine Dienste gegeben wurde. Dagegen gerieth Scipio selbst durch einen Angriff der carthagischen Flotte auf sein Schifflager

ĉht geringe Bedrängniß, und die auf's neue versuchte gerung von Utika hatte so wenig Erfolg, als die Hippo. Nun beschlossen die Carthager, den Hanni-ius Italien zurückzurufen, und um dieses möglich zu en, schlossen sie, unter dem Vorwande, einen Frie-unterhandeln zu wollen, mit Scipio einen Waffen-and auf 45 Tage ab. Scipio ging diesen Waffenstill-ein, weil er entweder selbst der Ruhe bedurfte oder er dadurch dem Hannibal Zeit geben wollte, endlich ein-Italien zu räumen. Hannibal landete durch Begün-dieses Waffenstillstandes glücklich in Afrika, und io setzte seiner Landung kein Hinderniß in den Weg, on die Carthager sich nicht enthalten hatten, römi-Proviantschiffe zu plündern und die deshalb nach Car-geschickten Gesandten zu mishandeln. So war nun vom Frieden weiter nicht mehr die Rede. Han-war zu Hadrumetum gelandet, um freien Spiel-für die Bildung eines neuen Heeres, besonders für Organisation einer Reuterei, an der es ihm ganz fehl-u erhalten; und bald strömten ihm von allen Seiten jer zu; auch Vermina, der Sohn des Syphax, ver-sich mit ihm. Hasdrubal ward zurückgerufen und idigt und seine Freischaar dem Hannibal übergeben; Mago, der aus Ligurien zurückgerufen war, wurde r dahin gesandt, um Söldner zu werben. — Nun sich Hannibal zuerst auf den Masinissa, und entriß fast das ganze Reich wieder, das er erst vor kurzem Syphax abgenommen hatte; und Scipio wagte es, Carthago und die Küste zu verlassen, und in so fer-und unwegsamen und ihm unbekanten Gegenden, den zu führen. Als er aber befürchten mußte, daß der ul Tib. Claudius Nero, der auch den Befehl erhalten, nach Afrika zu gehen, ihm einen Theil seiner Lor-n entreißen könte, brach er im Sommer des Jahres gegen Hannibal, der noch in Numidien stand, auf. Zeit beobachteten sich hier die Feldherren gegensei-d suchten sich einander zu überlisten; doch war Han-dabei im Nachtheil, indem es nun dem Masinissa ig, sein Land wieder zu erobern; und da Scipio nun den Hannibal selbst in einem Reutertreffen bei Zama ite, und ihm einen Transport Lebensmittel auffing, n Hannibal so sehr in Bedrängniß, daß er nur durch Waffenstillstand, mit welchem er den Scipio täusch-ich retten konte. Da aber die Carthager, wie vor-sehen war, diesen Waffenstillstand verwarfen, so e das Schwert abermals entscheiden. Scipio über-e den Hannibal bei Parthus und zwang ihn dann in Nähe von Zama oder Margaron zur Schlacht. Das agische Heer war hier durch die eigenen scheu gewor-Elephanten in Unordnung gebracht, die auf den ln aufgestellte Reuterei ward durch Lälius und Ma-geschlagen, und die Tapferkeit der römischen Le-Soldaten warf das carthagische Fußvolk nieder. 0 Carthager wurden erschlagen, die übrigen zer-und Hannibal selbst konte sich nur mit wenigen Reu-nach Hadrumetum retten (19. October 202). Bald er wurde auch Vermina, der mit einem numidischen zu spät anlangte, aufgerieben, und die römische Flotte unter Lentulus schloß Carthago von der Seeseite ein, während Scipio sich zur Belagerung der Stadt von der Landseite anschickte. Hannibal aber, der jetzt selbst nach Carthago kam, rieth zum Frieden, und dieser kam denn auch bald zu Stande. Die Carthager mußten alles während des Waffenstillstandes Genommene, ferner alle Gefangene, Überläufer, Elephanten und alle Kriegs-schiffe bis auf 10 herausgeben, sie durften keine Söldner mehr werben, und ohne Bewilligung der Römer keinen Krieg führen, mußten dem Masinissa alles herausgeben, was sie seinen Vorfahren entrissen hätten, dem römischen Heere Proviant und Sold geben, in 50 Jahren 10,000 euböische Talente bezahlen und 100 Geißeln stellen. Dieser Friede, ein Meisterstück römischer Politik, erhielt von Rom aus seine Bestätigung, obschon einige römische Statsmänner meinten, man hätte besser gethan, den Krieg nur mit der Zerstörung Carthago's zu endigen; je-doch in der Abfassung des Friedens selbst lag schon die Nothwendigkeit des Untergangs von Carthago. Zwar würde ein auf der Höhe moralischer Kraft stehendes Volk, durch ein Unglück, wie das vorliegende, nur zu neuer Er-hebung wieder sich angespornt gefühlt haben; jedoch das carthagische Volk war durch den langen Krieg so sehr ent-artet und in sich selbst aufgelöst, es war so sehr durch Parteiungen gelähmt und zerrissen, daß an ein Wieder-aufstehen mit verdoppelter Kraft nach dem Falle nicht zu denken war. Freilich versuchte Hannibal, der noch einige Zeit lang an der Spitze des Heeres stand und dann als Suffet die Leitung der inneren Verwaltung bekam, eine Reformation, von der er sich die Rettung des Stats versprach; nämlich er beschränkte die Macht der hundert Männer, welche in ihrem Amte als Richter sich eine le-benslängliche Gewalt angemaßt hatten, und einen uner-träglichen Despotismus gegen das Leben, die Freiheit und das Vermögen ihrer Mitbürger ausübten, wiederum auf 1 Jahr, und entriß ihnen dadurch das Übergewicht, das sie besaßen; auch verbesserte er die Verwaltung der Fi-nanzen, in welche die ärgsten Misbräuche sich eingeschli-chen hatten, und durch Entfernung dieser Misbräuche, die bisher eine Quelle der Bereicherung für die Magi-strate gewesen waren, brachte er es bald dahin, daß nicht nur alle Statsausgaben gedeckt waren, sondern es auch möglich wurde, daß schon nach 10 Jahren der ganze 50jährige Tribut an die Römer abbezahlt werden konte. Aber Carthago war zu tief gefallen, um eine solche Re-formation ertragen zu können. Hannibal hatte nicht nur die Aristokratie in der Wurzel ihrer Macht angegriffen, sondern er hatte, da der Senat ihm widersprach, einer uralten, aber längst vergessenen Einrichtung gemäß, die Sache an das Volk gebracht, und durch dessen Zustim-mung seine Absicht durchgesetzt. Hiedurch hatte er aber nicht nur die Parteien, die ihm bisher schon widerstrebt hatten, sondern alle Aristokraten gegen sich aufgereizt, und in diesem Kampfe mußte der einzeln stehende Hanni-bal unterliegen. Seine Feinde klagten ihn in Rom an als Aufrührer und Aufwiegler zu einem neuen Kriege, den er mit Antiochus von Syrien gegen Rom unterneh-men wolle, und dieses hatte zur Folge, daß die Römer

Gesandte nach Carthago schickten, um die Sache zu untersuchen. Hannibal aber, der seinen Untergang voraussah, entfloh und begab sich nun wirklich zum Antiochus, den er auf alle Weise zu bestimmen suchte, den Krieg gegen Rom zu beginnen, ehe die römische Übermacht so sehr anwüchse, daß kein Kampf gegen dieselbe mehr möglich wäre. Antiochus ging ein und Hannibal bemühete sich, durch einen geschickten Unterhändler, den Tyrier Aristo, auch die Carthager zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen; allein Hannibal's Feinde in Carthago entdeckten die Sache den Römern und vereitelten dadurch seinen Plan. Während nun Hannibal vom Antiochus, der inzwischen den Waffen der Römer und seinem eigenen Unverstande unterlegen war, verrathen, als Flüchtling bei den Cretensern und dann beim Prusias in Bithynien umherirrte und auch von diesem verrathen durch Gift den Nachstellungen der Römer sich entzog, bewiesen die Carthager einen fast knechtischen Gehorsam gegen die Römer und erkauften den Frieden von denselben durch immer neue Opfer. Sie ächteten den Hamilcar, einen Parteigänger, der während des macedonischen Krieges die Gallier in Ober-Italien gegen die Römer aufwiegelte, und unterstützten die Römer durch ungeheure Getreidelieferungen, und begegneten den unaufhörlichen Foderungen des Masinissa, der eine carthagischen Provinz nach der andern, kraft des letzten Friedens in Anspruch nahm, nur mit Klagen, die aber in Rom niemals erhört oder doch zu Carthago's Nachtheil entschieden wurden. So nahm Masinissa die fruchtbare Provinz Emporia, die Kornkammer Carthago's weg, und erzwang noch eine Geldbuße von 50 Talenten. So nachher die Provinz Tyska. Und als die Carthager um Erlaubniß baten, die Waffen gegen die Numidier ergreifen zu dürfen, ward ihnen dieses verwehrt, und da sie sich weigerten, die ganze Sache der Entscheidung des ältern Cato zu überlassen, so erbitterten sie diesen harten Mann so sehr, daß dieser nun aufs angelegentlichste und entschiedenste auf Carthago's gänzlichen Untergang unermüdlich drang. Eine Zeit lang hinderte freilich noch Scipio Nasica, Cato's Gegner im römischen Senate, den Ausbruch des Krieges. Als aber die Carthager in Verbindung mit dem Archobarzanes, einem Enkel des Syphax, der noch einen Theil Numidiens beherrschte, ein Heer rüsteten, um den Masinissa anzugreifen, und auf Betrieb des Nasica eine römische Gesandtschaft nach Carthago ging, um den Streit beizulegen, so wurden diese Gesandten in Carthago, auf Anstiften des Suffeten Gisgo, der von keinem Frieden wissen wollte, auf das gröblichste beleidigt, welches denn eine neue Gesandtschaft von Rom aus zur Folge hatte, welche aufs bestimteste die Verbrennung der Flotte und Entlassung des Heeres verlangte. Drei Parteien kämpften damals in Carthago gegen einander, die eine Partei war römisch gesinnt, die andere hielt es mit dem Masinissa, die dritte wollte die Freiheit und Unabhängigkeit des Stats vertheidigen. Diese Freiheitspartei, erbittert durch die unaufhörlichen Kränkungen durch die Römer und den Masinissa, welcher letztere, zum Verderben Carthago's fast bis ans hundertste Jahr heranlebte, erhob sich jetzt, vertrieb die Partei des Masinissa aus der Stadt, mishandelte dessen Gesandte, welche um Genugthuung zu fodern, gekommen waren, und ein Heer von 25,000 Mann zog unter Anführung Hamilcar's gegen den Masinissa ins Feld. Viele Numidier vereinigten sich zwar mit diesem Heere; dennoch aber schlug Masinissa die Carthager in einer großen Schlacht, schloß die Überreste des Heeres eng ein, zwang sie zur Übergabe und, durch Vermittelung der Römer, die Republik zu einem Frieden, in welchem sie sich dazu verstehen mußte, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die Überläufer auszuliefern und 5000 Talente in 50 Jahren zu bezahlen. Treuloserweise überfiel noch Gulussa, Masinissa's Sohn, die wehrlosen Trümmer des carthagischen Heeres und hieb sie nieder. Die tief gebeugten Carthager verdamten freilich den Hamilcar und Carthalo, die Häupter der Freiheitspartei, weil sie die Urheber des Kriegs gewesen wären, zum Tode, und entschuldigten sich durch eine Gesandtschaft bei den Römern. Diese aber erklärten ihnen nunmehr den Krieg, und sandten 149 beide Consuln Manilius Nepos und Martius Censorinus mit 84,000 Mann auserlesener Truppen nach Afrika. Die Carthager voll Entsetzen, gaben sich alle Mühe, das drohende Ungewitter zu beschwören, und schickten Gesandte nach Rom; und die arglistigen Römer versprachen ihnen, wenn sie 300 Geißeln, die Kinder der ersten Häuser, stellten, und thäten, was die Consuln verlangen würden, daß sie dann ihre Freiheit und ihr Gebiet behalten würden; zugleich aber erhielten die Consuln Befehl, nicht nachzulassen, bis Carthago zerstört wäre. Die Carthager stellten die verlangten Geißeln, und da die Consuln nun Auslieferung alles Kriegsgeräthes und aller Schiffe verlangten, so leisteten sie auch dieses. Dann aber foderten jene, sie sollten ihre Stadt verlassen, und sich 80 Stadien vom Meer entfernt, eine neue Stadt bauen. Nun ergriff die wehrlosen Carthager eine dem Wahnsinn ähnliche Wuth, und einstimmig ward vom Volk und Senat der Krieg beschlossen. Schnell wurden die Thore vor den schon sich nahenden Consuln verschlossen, die Mauern vertheidigt, mit beispiellosem Eifer alles zum Kampf nöthige bereitet, und in kurzer Zeit standen die Carthager so gerüstet da, daß die Römer eine förmliche Belagerung der Stadt unternehmen mußten. Zwar hatte Utika schon vor der Ankunft der Consuln die carthagische Sache verlassen und mit Rom einen Frieden gemacht; jedoch zerfielen die Römer mit dem Masinissa, der es wol nicht gern sah, daß die Römer mit einem Heere nach Afrika gekommen waren, so daß sie die erste Zeit ohne Unterstützung von demselben blieben. Die Belagerung begann von der Land- und Seeseite zugleich, doch vertheidigten sich die Belagerten mit solcher Tapferkeit und fügten den Römern so mannigfaltige Verluste zu, daß diese sich bald genöthigt sahen, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln; und der früher verurtheilte Hasdrubal, der durch die Flucht sein Leben gerettet, und nun eine Freischar von 20,000 Mann zur

Zölle den Stat bereicherten, ohne den Einzelnen zu drücken. Die Art und Weise der Erhebung dieser Zölle kennen wir nicht; wir wissen nur, daß zahlreiche bewaffnete carthagische Schiffe den Handel auf allen Meeren schirmten, den Schleichhandel hinderten, und daß an jedem Orte an der Küste vom State eingesetzte obrigkeitliche Personen waren, welche alle Handelsgeschäfte ordneten. In späterer Zeit waren in der Erhebung der Zölle große Misbräuche eingeschlichen, indem die Vornehmen, welche gleichfalls den Handel betrieben und zugleich am Statsruder saßen, sich wahrscheinlich diesen Zöllen zu entziehen suchten; doch ward diesen Misbräuchen durch Hannibals Statsreform gesteuert. — Die 3te Haupteinnahme kam aus den Bergwerken der Inseln des Mittelmeers und Hispaniens, welche für Rechnung der Republik von den unterjochten Nationen oder durch Sclaven des Stats bebauet wurden. Die wichtigsten derselben waren schon in der älteren Zeit, noch vor der Erweiterung der carthagischen Besitzungen durch Hamilcar und Hasdrubal, auf der Sierra Morena und der Sierra Nevada, und die Hauptorte für den Bergbau waren hier Castulo und Oringis. Später gab es große Bergwerke in der Nähe von Neu-Carthago, die ein gewisser Aletes entdeckt hatte, welcher dafür göttliche Ehre erhielt. Diese Bergwerke gaben noch zur Zeit der Römer eine tägliche Ausbeute von 25,000 Drachmen, also zur Zeit der Carthager wol noch mehr. Viele der hispanischen Bergwerke waren auch in den Händen von Privatpersonen, wie denn die Familie der Barcas dergleichen Gruben von ungeheuerem Ertrage besaß; doch scheint dieses nur Misbrauch gewesen zu seyn, wie denn die Barciner auch noch andere Eingriffe in die Rechte des Stats sich erlaubten. — Welchen Gebrauch die Carthager von der großen Masse edler Metalle, die sie auf diese Weise gewannen, machten, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Menge des gemünzten Metalls scheint nicht größer gewesen zu seyn, als der Verkehr in Carthago selbst es erfoderte; denn daß es überhaupt gar keine Münze in Carthago gegeben habe und zwar deshalb, weil kaum eine einzige, echte, carthagische Münze bis auf unsere Zeit gekommen ist, wird doch im Ernst keiner behaupten wollen. Die Tributzahlungen an Rom geschahen freilich immer nach dem Gewichte, so wie auch euböische Talente ihnen abgefodert wurden; und als man bei Ablieferung der ersten Zahlung nach dem 2ten Frieden mit Rom in Rom das Silber nicht rein, sondern durch ¼ Kupfer versetzt fand, mußten die carthagischen Gesandten in Rom Geld borgen, um den Ausfall zu decken (Liv. XXXII, 2.). Zum Verkehr zwischen Carthago und seinen Colonien, besonders zum Behuf des Seehandels, dienten lederne Münzzeichen, über welche wir zwar nur eine nicht ganz verständliche Notiz bei dem Sokratiker Äschines übrig behalten haben, die aber wegen der Sache selbst keinen Zweifel übrig läßt. Nämlich um das edle Metall nicht dem Verluste durch Schiffbruch und Seeräuberei ꝛc. auszusetzen, gab es in Carthago ein Ledergeld, d. h. Stücken Leder, welche mit einem aufgedruckten Zeichen versehen waren, und nach Art der neuern Banknoten vom State ausgegeben, und dadurch, daß er sie jedesmal wieder annahm und auf Verlangen in klingende Münze umsetzte, im Curse erhalten wurden. Diese Einrichtung einer Statsbank, eine der glänzendsten Entdeckungen der neuern Zeit gewöhnlich genant, ist also eine carthagische Erfindung, und beweiset mehr als alles andere die Intelligenz seiner Regirung. Nur erlaubten die Verhältnisse der übrigen Nationen nicht, diese carthagische Erfindung zu benutzen und anzuwenden, und bei den Römern war das Vertrauen der Bürger und Unterthanen in den Jahrhunderten, welche auf die Zerstörung Carthago's folgten, nicht stark genug, um eine ähnliche Bank gründen zu können; und so ward diese Erfindung wieder vergessen bis auf die Zeiten der Venediger. — Auch kanten die Carthager schon öffentliche Anleihen, z. B. beim Könige Ptolemäus Philadelphus (App. I. p. 92.), so wie sie auch schon Kaperbriefe austheilten (Arist. Opp. II. p. 384.).

IV. Handel Carthago's. Der carthagische Handel war Landhandel und Seehandel. Der Landhandel war freilich nur von geringerer Bedeutung in Vergleich mit dem Seehandel, doch immer von großer Wichtigkeit. An diesem Handel nahm Carthago selbst zwar keinen unmittelbaren Antheil, insofern als carthagische Kaufleute nicht selbst in Caravanen das Innere Afrika's durchzogen; dieses geschah damals eben so wenig, als es noch jetzt von den Bewohnern der Nordküsten Afrika's geschieht. Wol aber wußte Carthago den Caravanen des Innern Afrika's Stapelplätze an den Küsten des Mittelmeeres zu eröffnen, und dadurch diesen Handel vorzüglich an sich zu ziehen, und eben zu diesem Ende wurden die langwierigen Kriege zwischen Carthago und Cyrene wegen der Küsten der kleinen und großen Syrte geführt, indem durch den Besitz dieses sonst so unwichtigen Saumes der Wüste dieser Handel des Innern in den Besitz Carthago's gebracht wurde. Da die Natur dieser Länder seit Jahrtausenden eine und dieselbe geblieben ist, so haben auch die Handelswege in der Wüste, die durch die Oasen bestimt werden, sich seit den ältesten Zeiten nicht verändert, sondern wie dieselben zu Herodots Zeiten waren, so sind sie auch noch jetzt, und umgekehrt, wie sie jetzt sind, so waren sie mehr oder weniger auch schon zu Herodots Tagen; und die Entdeckungen des Innern Afrika's in den letzten Jahren haben fast buchstäblich das bestätigt, was schon Herodot im 4. Buche seiner Musen umständlich erzählt. Diese Straße ging vom heutigen Tripolis und Leptis major über Murzuk nach Bornu an den See Tsad in das Land der Neger und von dort an den großen Strom, der von Westen nach Osten fließt und zu einer großen volkreichen Stadt an demselben, welche keine andere als das heutige Timbuktu seyn kann, so wie der große Strom kein anderer seyn kann, als der Niger oder Joliba, der einzige in dieser Gegend, und dessen Name auch weiter nichts, als einen großen Strom bedeutet. Die Waren, welche die Caravanen aus Murzuk (Fezzan) den Bewohnern Sudans brachten, bestanden, wie noch heut zu Tage, größtentheils in Salz und Datteln, wogegen sie wieder Sclaven, Goldkörner, Elfenbein, Edelsteine u. s. w. zurückbrachten, welche die Carthager, die in den Küstenstädten des mittelländischen Meeres ihrer harrten, ihnen wieder gegen andere Erzeugnisse ihres Landes oder gegen

wieder den alten Namen Carthago erhielt, erhob sich bald zu einiger Blüthe, und mag dann allmälig wieder die Ausdehnung des tyrischen Carthago erhalten haben. Unter Kaiser Septimius Severus erhielt Carthago die Rechte eines römischen Municipiums und gelangte nun zu solcher Macht, daß Herodian (VII. 6.) behauptet, daß Carthago an Reichthum seiner Bewohner, an Volksmenge und Größe, unter allen Städten allein Rom nachstehe, mit Alexandria aber um die zweite Stelle wetteifere. Aber es war eine römische Stadt, keine punische mehr; römische Sitte und Sprache herrschte, und bald nachher ward Carthago auch eine der wichtigsten christlichen Städte des Reichs. Als 428 die Vandalen unter Geiserich Afrika eroberten, ward Carthago der Sitz eines vandalischen Königreiches, und war noch eine herrliche und glänzende Stadt, als Belisarius sie 533 eroberte und damit dem vandalischen Reiche ein Ende machte. Bis zum Jahr 706 war Carthago nun der Sitz griechischer Statthalter, und ward in diesem Jahre von Hasan-ben-Niman, dem Feldherrn des Chalifen Abdulmelek zerstört. Seitdem ist Carthago nur ein Haufe von Trümmern, indem das benachbarte Tunis die Macht und Bedeutung Carthago's sich angeeignet hat. Wahrscheinlich hat die immer zunehmende Versandung der Küste, wodurch der Hafen unbrauchbar gemacht wurde, einen neuen Anbau auf der sonst so glücklich gelegenen Stelle verhindert.

II. Statsverfassung Carthago's. Die gesetzgebende Gewalt war in Carthago ursprünglich beim Volke, so wie die deliberative Gewalt in den Händen des Senats und die executive Gewalt in den Händen der Suffeten sich befand.

Das Volk, wenn es versammelt war, hatte die höchste Entscheidung über alle Dinge mit unbeschränkter Freiheit; doch wurde es deshalb nicht immer berufen, sondern nur dann von den Suffeten versammelt, wenn diese mit dem Senate sich nicht einigen konten. Als daher die Barciner mit dem Senate gebrochen hatten, so wandten sie sich an das Volk und setzten durch dieses ihre Absichten durch. Durch dieses bewerkstelligte auch Hannibal später seine Reform der Oligarchie. — Das Volk war übrigens in Zünfte (ἑταιρίας) getheilt, welche im Senat repräsentirt wurden, und zwar im großen Rathe sowol als im kleinen Rathe und in den Gerichten. Einen eigentlichen Adel gab es nicht, weil keine Stammverschiedenheit der Bürger Statt fand, wenigstens gibt es dafür keinen Beweis; vielmehr hatten alle carthagische Bürger, als solche, gleiche Rechte, und es gab dort nur rechtlich einen Unterschied zwischen Bürgern, Schutzverwandten, Fremden und Sclaven. Die Einwohner der Städte des carthagischen Gebiets waren Unterthanen, und hatten kein Bürgerrecht in der herrschenden Stadt; daher die Rivalität von Utika und Hippo mit Carthago. Nur in Zeiten besonderer Noth scheinen Fremde hohe Statswürden bekleidet zu haben, z. B. Xanthippus nach der Niederlage durch Regulus; doch mied er vorsichtig Carthago bald wieder. Der größte Unterschied aber herrschte hinsichtlich des Reichthums, und nur der Reiche konte Statswürden bekleiden, weil er umsonst dienen, ja sogar seine Würde (ungewiß, wie? und von wem?) erkaufen mußte. Auch hatten berühmte Geschlechter viele Vorrechte, vornehmlich des Reichthums wegen, auf dessen Erhaltung und Vermehrung daher alle Sorge gerichtet seyn mußte. Vollbürtigkeit kam nur vom Vater her; Hasdrubal und Hannibal hatten hispanische Weiber.

Der Senat (βουλή) bestand aus den Repräsentanten aller Zünfte der Bürger, und zerfiel in den großen Rath (σύγκλητος) und den kleinen Rath (γερουσία). Der große Rath hatte über alle Geschäfte zu deliberiren und faßte auch die Mitglieder des kleinen Raths in sich, der ein Ausschuß aus dem großen Rathe war. Dieser kleine Rath leitete alle bürgerliche Geschäfte, also alle Kammer- und Finanz- und Militär-Angelegenheiten, die Polizei ꝛc. ꝛc. Ursprünglich war wol die Gewalt dieses kleinen Rathes geringer gewesen. Später aber, als unter dem Volke Gewerbe und Handlung zu blühen und sich auszubreiten anfingen, und es nicht leicht möglich war, das ganze Volk in ordentlichen Comitien zu versammeln, so maßte sich der kleine Rath auch die gesetzgebende Gewalt an, und befahl, wo er eigentlich nur rathen sollte. Das war der Übergang zur Aristokratie, den Aristoteles bemerkt. Ein Ausschuß aus der Gerusia wieder war das Collegium der 100, welches den Auftrag hatte, die Erhebung mächtiger Familien zu hindern. Doch unterdrückte während der punischen Kriege die lange Macht der Barciner dieses Collegium so sehr, daß es später nicht mehr genant wird, oder wenigstens alle Wirksamkeit verlor.

Die Suffeten, welche im Senate, wie in der Volksversamlung den Vorsitz hatten, so wie auch in den Gerichten, leiteten in oberster Instanz alle Geschäfte, sowol bürgerliche als Militär-Sachen. Es waren ihrer 2, und sie wurden, wie die römischen Consuln, jährlich gewählt. Sie werden Suffetes genant, βασιλεῖς, στρατηγοί, reges, praetores, dictatores, consulare imperium, je nach tyrischen oder griechischen oder römischen Begriffen, weil sie die μεγίστη ἀρχή waren. Der erste dieser Suffeten mußte in der Stadt bleiben oder durfte sie nur selten verlassen, er heißt bei griechischen Schriftstellern gewöhnlich βασιλεύς, στρατηγὸς ἐπὶ τῆς πόλεως. Die römischen Schriftsteller schwanken hinsichtlich seiner, und alle oben angeführten Namen werden von ihm gebraucht. Der andere Suffet, der oberster Feldhauptmann war, präsidirte allerdings, wenn er in Carthago war, zugleich mit dem βασιλεύς im Senate und in der Volksversamlung; nur stand ihm, wenn es Krieg gab, die alleinige Leitung der Kriegsangelegenheiten zu. Doch begleitete ihn eine Anzahl der Mitglieder des großen und kleinen Rathes auf seinen Feldzügen, wovon der Grund wol hauptsächlich in dem Mistrauen liegen mochte, mit welchem der Senat die unumschränkte Feldherrnwürde beobachtete. Wahrscheinlich bestimte der Senat auch, oder wie in andern Staten des Alterthums das Loos, welcher von den beiden Suffeten den Kriegsgeschäften vorstehen sollte; und der Anfang des Ruin's der carthagischen Verfassung war der Streit zwischen Hanno und Hamilcar über die Feldherrnwürde während des Söldner-Krieges, und daß man dem Heere die Entscheidung überließ. Dieser Suffet hieß bei Griechen gewöhnlich στρατηγός, bei den Römern rex, praetor (auch Hamilcar und Hasdrubal heißen so Livius XXI, 3.),

nicht, so entfernten sie sich wieder, bis die Einwohner so viel gebracht hatten, als jene begehrten. Dieser stumme Tauschhandel soll nach dem Zeugnisse neuerer Reisenden noch jetzt auf dieselbe Weise und mit derselben Gewissenhaftigkeit bei den Negern von Timbuktu getrieben werden, wie zu den Zeiten Herodots. — Daß die Carthager auch die canarischen Inseln, und insbesondere Madeira beschifften, welches die Phönicier schon entdeckt hatten, sagt Herodot (V. 19 seq.) gewiß, wenn sie dort auch keine bleibenden Niederlassungen gründeten; ja es möchte nicht unwahrscheinlich seyn, daß carthagische Seefahrer bis an die Küsten des amerikanischen Continents verschlagen wurden, und von dort zurückkehrend der alten Welt die Kunde von dem fernen Eilande Atlantis brachten. — Im Einzelnen alle Artikel des Handels der Carthager durchzugehen, ist unmöglich, denn obschon überall die Carthager als Handelsleute genant werden, so wird doch über die Art ihres Betriebes nirgends ausführlich und im Einzelnen gehandelt. Es genüge, daß der carthagische Handel ein Welthandel war, daß er zu allen damals zugänglichen Völkern sich wandte, und alle damals wünschenswerthe Güter umfaßte. Was von dem Senegal und Niger die Caravanen durch die Wüste herbeiführten, so wie die Pelze, Fische und den Bernstein des Nordens, den Weihrauch Arabiens und die Seide Indiens, so wie das Zinn und Blei Britanniens, fand mit den übrigen Gütern der zwischen diesen Extremen liegenden Welt seinen Markt in Carthago. — Wenn dieser Handel auch zunächst Carthago bereicherte, so brachte er doch auch der übrigen Welt einen unberechnenbaren Gewinn; er vereinigte die entlegensten Zonen mit einander, und verband Völker, die eines des andern Namen kaum gehört hatten, zu einem Interesse. Nationen, die noch viele Jahrhunderte sonst von den Fesseln thierischer Rohheit gefangen gehalten wären, wurden durch die Carthager aus der Dumpfheit aufgeweckt, durch neue Vorstellungen und Begriffe erleuchtet, zu betriebsamer Thätigkeit ermuntert, und das rege Leben, das die Geschichte auf den britannischen Inseln, im Norden Galliens, Teutschlands und Scandinaviens, bei der ersten Entdeckung dieser Länder schon vorfindet, war gewiß das Werk carthagischer Kaufleute, da ja heute noch Überreste punischer Sprache bei den Galen des schottischen Hochlandes sich finden, so daß es ungerecht seyn würde, wenn wir nicht sagen wollten, daß an das Schiff carthagischer Kaufleute, indem es Güter trug, auch das Gute sich angeknüpft hätte.

V. **Kriegswesen in Carthago.** Über das carthagische Kriegswesen mögen wenige Bemerkungen genügen. Die carthagische Kriegsmacht bestand in der Seemacht und Landmacht, welche beide von gleicher Wichtigkeit waren. Die Seemacht mußte zur Zeit der Blüthe des Stats sehr bedeutend seyn, indem ein so weit ausgebreiteter Seehandel, und besonders, wenn eine einzige Stadt das Monopol desselben behaupten sollte, nur unter dem Schutze zahlreicher bewaffneter Fahrzeuge, welche theils die Seeräuberei abwehrten, theils die Küsten in ihrer ganzen Ausdehnung bewachten, gedeihen konte. Und erwägt man nun die Ausdehnung des Land- und Seegebiets, innerhalb welches die Carthager die Herrschaft des Meeres sich anmaßten, von den Grenzen Cyrene's an bis über die Meerenge von Gades hinaus, an den Küsten Afrika's entlang, über Hispanien und alle kleinern und größern Inseln des Mittelmeeres, so wird man begreifen, daß die Anzahl der Kriegsschiffe, die Carthago hielt, auch wenn es keinen Krieg führte, sehr groß seyn mußte. Auch die Flotten, mit denen Carthago in den sicilischen und Römerkriegen auf dem Meere erschien, waren sehr zahlreich, und lassen die Flotten neuerer Zeit bei weitem hinter sich zurück. Diese Flotten werden von zuverlässigen Schriftstellern (namentlich von Polybius, der aller Übertreibung feind ist) nicht selten auf 200 Kriegsschiffe und darüber, ja sogar in der Riesenschlacht bei Ecnomos (a. 256) auf 350 Schiffe angegeben, und davon werden namentlich noch immer die Transportschiffe, deren Anzahl oft noch auf das 3fache und 4fache steigt, unterschieden. In früherer Zeit, vor dem ersten Kriege mit Rom, waren diese Kriegsschiffe Dreiruderer; seitdem man aber mit Pyrrhus hatte kämpfen müssen, der Schiffe von viel größerer Bauart hatte, fand man die Dreiruderer nicht mehr ausreichend, sondern war genöthigt, auch größere Schiffe zu bauen, und so hatte Carthago zuerst Vierruderer, nachher Fünfruderer, bei welcher Größe man später stehen blieb. Diese Vergrößerung der Schiffe und Vermehrung der Ruderkraft war um so unerläßlicher, als die Kampfart der Carthager, sowie der Griechen vor der Seeschlacht bei Mylä (a. 260) vorzugsweise darin bestand, durch plötzliche Wendung des Schiffs mit möglichster Gewalt ein feindliches Schiff mit dem Schiffsschnabel in die Bordseite zu treffen, wodurch dasselbe zertrümmert werden mußte, oder so schnell und so nahe an demselben vorbeizustreifen, daß man ihm alle seine Ruder an der einen Seite abbrach, wodurch das Schiff gleichfalls wehrlos wurde. Die Römer erst, den Carthagern hierin nicht gewachsen, verließen diese Sitte, versuchten das feindliche Schiff zu entern, und dadurch den Seekampf in einen Landkampf zu verwandeln, in welchem die persönliche Tapferkeit der Krieger, die sich auf den Schiffen befanden, entschied. So ward denn seitdem auch die Bemannung der carthagischen Kriegsschiffe stärker, als sie früher gewesen war, und da Polybius (I. 26.) die Anzahl der Ruderknechte auf einer römischen Quinquereme in der Schlacht bei Ecnomos auf 300 angibt, die der Krieger auf 120, die Zahl der Menschen auf der carthagischen Flotte von 350 Schiffen aber auf 150,000, so folgt daraus, daß die Bemannung der carthagischen Schiffe eben so zahlreich gewesen sey, als die der römischen. — Die carthagische Flotte hatte ihren Hauptankerplatz zu Carthago selbst, wo sich ein eigener Hafen für die Kriegsflotte befand, mit Docken für 220 Schiffe. Doch konte der Hafen gewiß noch eine viel größere Anzahl von Schiffen fassen. Außerdem gab es gewiß noch eine große Menge Kriegshäfen, namentlich auf Malta, Sicilien, Sardinien, zu Utica, zu Hippo, Gades, Neu-Carthago u. s. w. Vorräthe für die Ausrüstung der Schiffe waren überall gesammelt, namentlich in Carthago und Hippo, und es scheint, als wenn alle carthagische Flotten entweder in Carthago selbst, oder doch in dessen Nähe erbauet wurden, oder erbauet werden mußten. Wo-

der altphönicischen Städte, welche zwar von Carthago abhängig waren, insofern als sie die carthagische Oberhoheit anerkennen, auch wol Kriegsvölker zu den carthagischen Heeren stellen mußten u. dergl., dennoch aber ihre eigenen Obrigkeiten hatten, befestigt waren, und im Einzelnen einer völligen Freiheit genossen. Solche Städte waren Utica, Groß- und Klein-Leptis, Hadrumetum, Hippo, Gades in Hispanien, vielleicht auch Panormus auf Sicilien und andere. Diese gaben gewiß keinen eigentlichen Tribut, und wenn Livius (XXXIV. 62.) sagt, Klein-Leptis habe an die Carthager täglich ein Talent Tribut bezahlen müssen, so ist das entweder eine Ausnahme gewesen, oder es ist auf das Gebiet von Leptis zu beziehen, wie wol am wahrscheinlichsten ist. b) Verbündete Nationen, wie z. B. die numidischen Stämme und die Maurusier auf beiden Seiten des Atlas-Gebirges, die Gätuler, Gindanen, Lothophagen, Nasamonen u. s. w. in Afrika, ein großer Theil der hispanischen Völkerschaften im Innern und an den Südwestküsten dieses Landes, die Bewohner der balearischen Inseln, die Gebirgsbewohner Sardiniens u. a. Diese Völker, wenn sie gleich zu Carthago's Unterthanen gezählt werden, standen unter eigenen Oberhäuptern und Königen, und stellten auf Carthago's Befehl Kriegsvölker für Sold, den Carthago bezahlte. Auch mögen sie zur Schützung des carthagischen Handels verpflichtet gewesen, für einen bestimten Preis, den Carthago setzte, die rohen Erzeugnisse ihres Landes, oder Kriegsbedürfnisse, Vieh, Pferde, Elephanten u. dergl. haben liefern müssen; viel weiter aber erstreckte sich ihre Pflichtigkeit wol nicht, und es war dieses Abhängigkeitsverhältniß für diese Völker weniger eine Last, als ein Gewinn. c) Eigentliche Unterthanen. Dieses waren α) Bewohner des östlichen Abhanges des Megala-Gebirges von den Quellen des Bagradas bis zum Meere, und von Hippo Zarytus bis zum Tritonssee hinab. Dieser Landstrich, etwa 1600 Q. M. groß, durch hohe waldige Gebirge gegen die Gluten der Wüste geschützt, wohlbewässert und vom Meere bespült, mit fruchtbarem Boden, war schon von frühe an von Ackerbauenden Völkern bewohnt gewesen, welche von den Carthagern allmälig unterjocht und durch Aussendung zahlreicher Colonien zu einem den Carthagern verwandten Mischvolke umgeschaffen wurden. In diesem Gebiete sollen nach Strabo (XVII, 3. 15.) 300 Städte gelegen haben, nach andern noch mehre, welche aber alle, mit Ausnahme von nur sehr wenigen, unbefestigt waren, um desto leichter von den Carthagern im Zaume gehalten werden zu können, die aber, wenn ein fremder Feind erschien, alsobald eine Beute desselben wurden. Die Bewohner derselben (Afri, Libyes, Liby-Phoenices) mußten einen sehr drückenden Tribut bezahlen, größtentheils in rohen Producten, welcher Tribut in Zeiten der Noth oft bis auf die Hälfte der Jahres-Ernte gesteigert wurde. Diese Naturalien mußten die Einwohner bis an die Küstenorte oder Emporia liefern, von wo sie nach Carthago, oder wohin es sonst nützlich war, von carthagischen Flotten verfahren wurden. Von diesen Naturalien lebte die herrschende Stadt, erhielt die zahlreichen öffentlichen Sclaven, welche auf den Schiffswerften, in den Arsenälen, Bergwerken u. s. w. arbeiteten, oder auf den Flotten als Ruderer waren, und ernährte die zahlreichen Söldnerscharen. — β) Bewohner des carthagischen Gebietes auf Sardinien, Corsika, zum Theil auf Sicilien und in Hispanien in der carthagischen Provinz, die sich vom Ausflusse der Guadiana, den Rücken der Sierra Morena entlang bis zu den Quellen des Guadalquivir und dem Ausflusse des Segura erstreckte. Auch diese waren tributpflichtig, indem sie mit Gewalt der Waffen unterjocht waren, und mußten theils in den Bergwerken der Republik arbeiten, theils von den ihnen zur Bebauung angewiesenen Ländereien einen jährlichen Tribut in Naturalien bezahlen. Daß das Loos dieser Menschen sehr unglücklich war, geht aus ihrer Neigung hervor, sich gegen Carthago zu empören, sobald sich eine Gelegenheit dazu fand; obschon auch nicht allzuviel hieraus geschlossen werden darf, und die meisten Nachrichten, die wir bei den Schriftstellern über harte und tyrannische Befehle der Carthager gegen ihre Unterthanen lesen, sind wol Übertreibungen, und diese Menschen haben es unter den Römern nachher und auch in den neuern Zeiten wenigstens nicht besser gehabt. — γ) Die Bewohner der zahlreichen carthagischen Colonien an den Küsten Afrika's, am mittelländischen Meere bis zu den Säulen des Herkules, dann über dieselben hinaus gegen Süden hin bis nach Guinea, und an den hispanischen Küsten entlang bis nach Britannien, Irland, Norwegen und Island. Von welcher Art die Zinspflichtigkeit dieser gewesen sey, ist schwerlich auszumachen, indem es dazu an allen Nachrichten fehlt. Auch waren die Verhältnisse derselben gewiß sehr verschieden. — 2) War eine Hauptquelle der carthagischen Statseinnahme der Land- und Seehandel. Das Recht, Handel zu treiben, scheinen nur die Bürger Carthago's und der verbündeten altphönicischen Städte gehabt zu haben, und diese letzteren gewiß mit sehr vielen Einschränkungen; den Unterthanen war derselbe gewiß ganz verboten; wenigstens läßt sich nur daraus der Schleichhandel erklären, der so viel getrieben wurde und den Carthago nie ganz unterdrücken konte. Aller Handel Carthago's, sowol Einfuhr als Ausfuhr, wurde nur auf carthagischen Schiffen betrieben, und selbst solche Nationen, mit denen man Handelsverträge geschlossen hatte, die also größere Vorrechte erhielten als andere, namentlich die Etrurier und Römer (?), wurden von Sardinien und Libyen (d. h. dem carthagischen Gebiete in Afrika), ganz weggewiesen, oder durften nur unter Aufsicht eines carthagischen Beamten Waren ankaufen, was aber später auch aufgehoben und dahin modificirt wurde, daß sie nur Erlaubniß haben sollten, in dortige Häfen einzulaufen, wenn ein Sturm sie verschlüge, oder sie das Schiff ausbessern oder Proviant einnehmen müßten. Aber nach Carthago zu kommen, war diesen in späteren Verträgen gestattet worden, woraus sich ergibt, daß andern nicht Verbündeten dieses verweigert war. Indem so der carthagische Handel vor aller Concurrenz mit dem Auslande gesichert war, und sich der Stat bemühete, immer neue Bahnen dem Handel zu eröffnen, so konte der Stat auch bedeutende Zölle von der Ausfuhr und Einfuhr und dem Vertrieb der Waren fodern, welche

e den Stat bereicherten, ohne den Einzelnen zu
ken. Die Art und Weise der Erhebung dieser Zölle
ten wir nicht; wir wissen nur, daß zahlreiche bewaff-
carthagische Schiffe den Handel auf allen Meeren
mten, den Schleichhandel hinderten, und daß an je-
Orte an der Küste vom State eingesetzte obrigkeit-
Personen waren, welche alle Handelsgeschäfte ordne-
In späterer Zeit waren in der Erhebung der Zölle
le Misbräuche eingeschlichen, indem die Vornehmen,
he gleichfalls den Handel betrieben und zugleich am
truder saßen, sich wahrscheinlich diesen Zöllen zu ent-
n suchten; doch ward diesen Misbräuchen durch Han-
ls Statsreform gesteuert. — Die 5te Hauptein-
me kam aus den **Bergwerken** der Inseln des Mit-
eers und Hispaniens, welche für Rechnung der Re-
lik von den unterjochten Nationen oder durch Sclaven
Stats bebauet wurden. Die wichtigsten derselben
en schon in der älteren Zeit, noch vor der Erweiterung
carthagischen Besitzungen durch Hamilcar und Hasdru-
auf der Sierra Morena und der Sierra Nevada, und
Hauptorte für den Bergbau waren hier Castulo und
igis. Später gab es große Bergwerke in der Nähe
Neu-Carthago, die ein gewisser Aletes entdeckt hatte,
her dafür göttliche Ehre erhielt. Diese Bergwerke
n noch zur Zeit der Römer eine tägliche Ausbeute von
00 Drachmen, also zur Zeit der Carthager wol noch
r. Viele der hispanischen Bergwerke waren auch in
Händen von Privatpersonen, wie denn die Familie
Barcas dergleichen Gruben von ungeheuerem Ertrage
ß; doch scheint dieses nur Misbrauch gewesen zu
, wie denn die Barciner auch noch andere Eingriffe in
Rechte des Stats sich erlaubten. — Welchen Ge-
ch die Carthager von der großen Masse edler Metalle,
le auf diese Weise gewannen, machten, ist nicht mit
ßheit anzugeben. Die Menge des **gemünzten**
talls scheint nicht größer gewesen zu seyn, als der
ehr in Carthago selbst es erfoderte; denn daß es
haupt gar keine Münze in Carthago gegeben habe und
deshalb, weil kaum eine einzige, echte, carthagische
nze bis auf unsere Zeit gekommen ist, wird doch im
ft keiner behaupten wollen. Die Tributzahlungen an
n geschahen freilich immer nach dem Gewichte, so wie
euböische Talente ihnen abgefodert wurden; und als
bei Ablieferung der ersten Zahlung nach dem 2ten
den mit Rom in Rom das Silber nicht rein, sondern
h ¼ Kupfer versetzt fand, mußten die carthagischen
ndten in Rom Geld borgen, um den Ausfall zu
n (Liv. XXXII, 2.). Zum Verkehr zwischen Car-
o und seinen Colonien, besonders zum Behuf des
handels, dienten **lederne Münzzeichen**, über
he wir zwar nur eine nicht ganz verständliche Notiz bei
Sokratiker **Äschines** übrig behalten haben, die aber
en der Sache selbst keinen Zweifel übrig läßt. Näm-
m das edle Metall nicht dem Verluste durch Schiff-
h und Seeräuberei ꝛc. auszusetzen, gab es in Carthago
Ledergeld, d. h. Stücken Leder, welche mit einem auf-
uckten Zeichen versehen waren, und nach Art der
n Banknoten vom State ausgegeben, und dadurch,
er sie jedesmal wieder annahm und auf Verlangen in

klingende Münze umsetzte, im Curse erhalten wurden. Diese Einrichtung einer Statsbank, eine der glänzendsten Entdeckungen der neuern Zeit gewöhnlich genant, ist also eine carthagische Erfindung, und beweiset mehr als alles andere die Intelligenz seiner Regirung. Nur erlaubten die Verhältnisse der übrigen Nationen nicht, diese carthagische Erfindung zu benutzen und anzuwenden, und bei den Römern war das Vertrauen der Bürger und Unterthanen in den Jahrhunderten, welche auf die Zerstörung Carthago's folgten, nicht stark genug, um eine ähnliche Bank gründen zu können; und so ward diese Erfindung wieder vergessen bis auf die Zeiten der Venediger. — Auch kanten die Carthager schon **öffentliche Anleihen**, z. B. beim Könige Ptolemäus Philadelphus (App. I. p. 92.), so wie sie auch schon **Kaperbriefe** austheilten (Arist. Opp. II. p. 384.).

IV. **Handel Carthago's.** Der carthagische Handel war **Landhandel** und **Seehandel**. Der Landhandel war freilich nur von geringerer Bedeutung in Vergleich mit dem Seehandel, doch immer von großer Wichtigkeit. An diesem Handel nahm Carthago selbst zwar keinen unmittelbaren Antheil, insofern als carthagische Kaufleute nicht selbst in Caravanen das Innere Afrika's durchzogen; dieses geschah damals eben so wenig, als es noch jetzt von den Bewohnern der Nordküsten Afrika's geschieht. Wol aber wußte Carthago den Caravanen des Innern Afrika's Stapelplätze an den Küsten des Mittelmeeres zu eröffnen, und dadurch diesen Handel vorzüglich an sich zu ziehen, und eben zu diesem Ende wurden die langwierigen Kriege zwischen Carthago und Cyrene wegen der Küsten der kleinen und großen Syrte geführt, indem durch den Besitz dieses sonst so unwichtigen Saumes der Wüste dieser Handel des Innern in den Besitz Carthago's gebracht wurde. Da die Natur dieser Länder seit Jahrtausenden eine und dieselbe geblieben ist, so haben auch die Handelswege in der Wüste, die durch die Oasen bestimt werden, sich seit den ältesten Zeiten nicht verändert, sondern wie dieselben zu Herodots Zeiten waren, so sind sie auch noch jetzt, und umgekehrt, wie sie jetzt sind, so waren sie mehr oder weniger auch schon zu Herodots Tagen; und die Entdeckungen des Innern Afrika's in den letzten Jahren haben fast buchstäblich das bestätigt, was schon Herodot im 4. Buche seiner Musen umständlich erzählt. Diese Straße ging vom heutigen Tripolis und Leptis major über Murzuk nach Bornu an den See Tsad in das Land der Neger und von dort an den **großen Strom**, der von Westen nach Osten fließt und zu einer großen volkreichen Stadt an demselben, welche keine andere als das heutige Timbuktu seyn kann, so wie der **große Strom** kein anderer seyn kann, als der Niger oder Joliba, der einzige in dieser Gegend, und dessen Name auch weiter nichts, als einen großen Strom bedeutet. Die Waren, welche die Caravanen aus Murzuk (Fezzan) den Bewohnern Sudans brachten, bestanden, wie noch heut zu Tage, größtentheils in Salz und Datteln, wogegen sie wieder Sclaven, Goldkörner, Elfenbein, Edelsteine u. s. w. zurückbrachten, welche die Carthager, die in den Küstenstädten des mittelländischen Meeres ihrer harrten, ihnen wieder gegen andere Erzeugnisse ihres Landes oder gegen

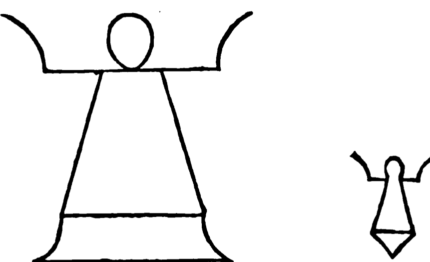
europäische Producte abnahmen, und jene dann nach den europäischen Märkten verführten. Zwar führten ähnliche Caravanen-Straßen auch nach Cyrene und nach Ägypten, allein diese waren weiter und beschwerlicher, und so gelang es den Carthagern, sich fast in den alleinigen Besitz dieses Handels zu setzen. Auch mit den Numidiern und den Bewohnern von Biledulgerid führten die Carthager einen einträglichen Handel, und auch hier mögen sie auf der 2ten Hauptstraße, die von Timbuktu nach dem Norden über Tafilet führt, die Güter Sudans an sich gezogen haben. Auch an der Küste des Oceans bis nach Guinea hinab erhielten die Carthager durch ihre Niederlassungen einen Markt für die afrikanischen Waren, welche sie dann zu Schiffe ihrer Stadt zuführten. — Von der größten Wichtigkeit aber war der carthagische Seehandel, der sich über alle Theile der damals bekanten Welt verbreitete. Die Carthager traten hierin in die Fußtapfen der Phönicier, und wie jene suchten sie vornehmlich durch einen freundlichen Verkehr mit den übrigen Nationen der Erde den Handel derselben an sich zu ziehen und zu erhalten. Da wo Carthago von diesem Grundsatze abging, da war es zu dessen Verderben. Von der Beschränkung des Handelsrechtes auf die Bürger Carthago's und der Bundesstädte allein ist schon oben geredet, so wie von der Ausschließung aller Fremden von ihren Küsten und Häfen, sofern ihnen nicht durch besondere Verträge dieselben eröffnet waren. Auch hatten die Carthager ohne allen Zweifel die Maxime, ihre Producte nicht roh, sondern verarbeitet zu verführen, und wenn wir dieses auch nur von einzelnen Waren, z. B. der Leinwand und baumwollenen Zeugen, bestimt wissen, so ist doch auf keine Weise anzunehmen, daß sie nicht auch in andern Dingen diesen größten aller Vortheile wahrgenommen hätten, vielmehr blühete Carthago, so wie die andern Bundesstädte, durch Fabriken und Manufacturen jeder Art, so weit nur der Zustand der damaligen Welt dieses zuließ oder begünstigte. — So sehr aber auch die Carthager alle Fremden von ihren Häfen auszuschließen bemühet waren, eben so eifrig trachteten sie dahin, durch Gastfreundschaften unter Einzelnen oder durch Verträge der Staten sich den Zutrit bei allen übrigen Bewohnern des Mittelmeeres zu eröffnen. Mit Cyrene, das so lange Carthago feindselig gegenüber gestanden hatte, ward ein eifriger Handel getrieben, und unter andern Silphium gegen Wein umgetauscht. In den ägyptischen Häfen lagen zahlreiche carthagische Schiffe, und hier erfuhr Herodot einen großen Theil seiner Nachrichten über Afrika von carthagischen Handelsleuten. An den Küsten Palästina's und Phöniciens waren die Carthager zu Hause, wie in ihrer Heimath, und wenn die nie ganz gestörte Betriebsamkeit der phönicischen Handelsstädte den Carthagern auch nicht den Haupthandel hier überließ, so war der Verkehr derselben dort doch gewiß auch nicht unbedeutend. Dasselbe gilt von Griechenland, wo ungeachtet der unaufhörlichen Kriege, welche die Carthager mit den sicilischen Griechen führten, dennoch die Handelsverbindung nie ganz aufhörte, weil die Carthager sich und ihre Waren unentbehrlich zu machen wußten. Wie wichtig den Carthagern der Besitz Siciliens schien, haben wir oben gesehen; doch auch wo sie nicht geboten, füllten ihre Schiffe die Häfen. Malta und die benachbarten kleineren Inseln gehörten den Carthagern schon seit sehr früher Zeit, die dort einheimische Baumwolle wurde nach Carthago geführt, verarbeitet und gab einen bedeutenden Handelsartikel ab. An allen Küsten Italiens erschienen die carthagischen Handelsschiffe, und von den Tarentinern und Bruttiern an bis zu den Ligurern standen sie mit den mannigfachen Bewohnern dieses Landes in dem engsten Verkehr; über die Verträge mit den Etruriern und Römern ist schon die Rede gewesen. Mit der phocäischen Colonie in Massilia hatten die Carthager freilich früherhin häufige Kriege, und oft mit Nachtheil geführt, weil Carthago eine aufblühende Handelsrepublik im Westen nicht dulden wollte; auch war es gelungen, die Massilioten von dem besseren Theile Hispaniens auszuschließen, und sie zu zwingen, den Handel mit dem Norden Europa's zu Lande durch Gallien, den Rhodan aufwärts und den Rhein hinab, zu betreiben; dennoch aber standen auch die Carthager mit den gallischen Völkern in freundlicher Verbindung. Über Hispanien ist schon früher gehandelt; dieses stand zu Anfang des 2ten Krieges mit Rom fast ganz den Carthagern offen und ward der Hauptsitz ihrer Macht. Die altphönicischen Colonien Tartessus und Gades waren und blieben bis auf die Eroberung Hispaniens durch die Römer die Hauptniederlagen für den westlichen Handel, und die Carthager hatten sich hier so sehr alles Handels schon seit den ältesten Tagen bemächtigt, daß die Einwohner dieses Landes, obschon fast ringsum vom Meere umgeben, durchaus niemals Schiffe gebauet und auf's Meer sich hinausgewagt zu haben scheinen. Sardinien, zum Theil Corsika, die an Eisen ergiebige kleine Insel Elba, die Balearen u. s. w. gehorchten entweder den Carthagern, oder boten ihnen ihre Reichthümer zu gewinnreichem Handel dar, und daß, wie früher die Phönicier von Tartessus aus, so auch später die Carthager außerhalb der Meerenge bis nach Britannien schifften, um von dort Zinn (κασσίτερος) zu holen, so wie nach den samlandischen Küsten wegen des Bernsteins, und nach Norwegen und Island, um gesalzene und getrocknete Fische einzutauschen, ist nicht nur durch einzelne zerstreute Nachrichten bei den Alten bekant, sondern es ist sogar durch Untersuchungen und Beobachtungen der Neueren sehr wahrscheinlich und fast unläugbar geworden, daß die Carthager dort, und namentlich an den Küsten Irlands, Schottlands und Finnmarkens Niederlassungen angelegt haben, die sehr bedeutend gewesen seyn müssen, indem sich noch bis auf unsere Tage Spuren derselben erhalten haben. Von den Fahrten carthagischer Handelsleute bis zu der Küste Guinea's ist schon mehrmals die Rede gewesen; charakteristisch ist aber die Art, mit welcher nach Herodot (IV. 196.) die Carthager mit den barbarischen Einwohnern jener Gegenden ihren Handel trieben. Sie lockten durch ein Rauchsignal die Einwohner an die Küste, wo sie ihre Waren niedergelegt und sich dann wieder entfernt hatten. Jene legten dagegen Gold neben die Waren hin, und entfernten sich. War den Carthagern das gebotene Gold hinreichend, so nahmen sie es, und ließen die Waren liegen, welche dann von den Einwohnern abgeholt wurden; genügte es aber

her die Carthager das Schiffsbauholz zogen, ist unsers Wissens nirgends angegeben; ohne Zweifel aber von den waldreichen Bergen, die im Süden des carthagischen Gebietes sich hinziehen, und die auch noch heut zu Tage nicht ganz baumlos sind. Was im übrigen die Ausrüstung der Schiffe betrifft, so ist uns darüber wenig bekant. Jedes Schiff hatte seinen Namen, gewöhnlich nach einem carthagischen Gotte oder Heros, wurde von einem Officier befehligt, den Polyb. I. 24. Trierarch nent, woraus man vielleicht abnehmen möchte, daß auch in Carthago Privatpersonen von gewissem Vermögen gezwungen waren, auf eigene Kosten Kriegsschiffe auszurüsten, welche sie dann in eigener Person befehligten. Die Flotte, insofern sie ein Ganzes für irgend eine Unternehmung bildete, stand unter dem Befehl eines Admirals, der aber unter dem Strategen stand, der den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht hatte. Die Ruderer waren nicht, wie bei den Römern, freie (socii navales), sondern Knechte, Sclaven, die man zu Tausenden auf den Sclavenmärkten zu Leptis magna kaufte, also Negersclaven von derselben Art, wie sie noch heut zu Tage die Plantagen bauen, und die man wegen ihrer Ausdauer und Körperkraft wol allen andern vorzog. Die Zahl solcher Sclaven, die der Stat in Friedenszeiten jährlich unterhalten mußte, belief sich gewiß auf 50,000. — Die carthagische Landmacht war selbst in Friedenszeiten nicht minder bedeutend. Die großen und weit entlegenen Besitzungen der Republik verlangten zu ihrer Behauptung ein zahlreiches stehendes Heer, und es lag in der Natur der Sache, daß dieses Heer wenigstens größtentheils aus Nationaltruppen bestehen mußte. In Carthago selbst lag zur Vertheidigung der Stadt und zur Erhaltung der Ruhe in derselben eine Besatzung von 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reutern, für welche, wie für 300 Elephanten, Casernen und Ställe in den Ringmauern der Stadt angebracht waren, und über diese Besatzung führte der Stratege der Republik unmittelbar den Oberbefehl. Ferner lagen carthagische Besatzungen in den festen Städten und Castellen, welche im carthagischen Gebiete in Afrika lagen, um dieses so ungern gehorchende Volk im Gehorsam zu erhalten. Carthagische Besatzungen lagen ferner in Malta, in den sicilischen und sardinischen Städten, sowie in dem eroberten Theile Hispaniens, und man möchte wol nicht sehr irren, wenn man die Anzahl von Soldaten, die zu dem genanten Zwecke, so wie zum Dienste auf der Flotte alljährlich verwandt wurden, auf 60,000 annimt [4]). Wann daher Carthago einen Krieg zu führen hatte, so vermehrte es diese Scharen in's Ungeheure durch die Söldner, welche es für Geld und aus allen Nationen, die am Mittelmeere angrenzen, warb. Zuvörderst waren die Bewohner des carthagischen Gebietes militairpflichtig; sie stellten schwere Reuterei und schwerbewaffnetes Fußvolk, und bildeten den Kern der carthagischen Heere. Ferner dienten als Söldner in dem carthagischen Heere Nasamonen und Lotophagen u. a. aus dem heutigen Tripolis und Fezzan, wahrscheinlich als leichtbewaffnetes Fußvolk. Sodann Numidier und Maurusier, alle Völkerstämme auf beiden Seiten des Atlas von Carthago an, bis zum heutigen Fez und Marocco. Sie stellten reguläre und irreguläre Reuterei, die beste des Alterthums, welche dem Hannibal, so lange er sie hatte, im Anfange seines Feldzuges gegen Rom immer das Übergewicht über die Römer verschaffte, welche in Hispanien und auf Sicilien sich jedes Mal mit Ruhm bedeckte. Sehr zahlreich waren die hispanischen Söldner, ausgezeichnet durch ihren wilden Muth, ihre unerschütterliche Ausdauer und ihre trefflichen Schwerter, die zu Hieb und Stoß gleich geeignet waren. Auch die lusitanische Reuterei war berühmt. Weniger geachtet, doch gleichfalls sehr zahlreich, waren die gallischen Söldner; fürchterlich im ersten Angriff durch ihre Schwerter zu zwei Händen, hielten sie im Handgemenge nicht aus. Geachtet waren Ligurer, Campaner, Brutier und andere Söldner, die Italien sandte. Die Sardinier scheinen nicht bewaffnet worden zu seyn, wol aber standen die balearischen Schleuderer, welche in großer Entfernung unfehlbar trafen, in großer Achtung. Solcher Söldner wurden zuweilen Hunderttausende angeworben. Niederlagen derselben wurden für nichts geachtet, wenn sie fern von Carthago geschahen, weil man die Söldner leicht wieder ersetzen konte, und nicht selten opferte man sie auf, um die National-Carthager zu retten. Denn seine Person vertrauete der carthagische Feldherr diesen Fremden nicht an, sondern carthagische Truppen, Reuter und Fußvolk, umgaben ihn immer, und zunächst um ihn stand die heilige Schar, aus den ersten und edelsten Bürgern erlesen, oft gegen 2000 und darüber stark. — Über die carthagischen Kriegsmaschinen sind wir schlecht unterrichtet. Früherhin hatten sie auch Streitwagen, die aber seit dem Krieg mit Agathocles nicht mehr genant werden. Von Pyrrhus lernten sie den Gebrauch der Elephanten, und wandten sie oft mit Glück an, oft aber gereichten sie ihnen auch zum Verderben. Über das Gepäck, das gewöhnlich sehr bedeutend war, und den gesamten Troß hatte ein besonderer Oberofficier die Aufsicht (Polyb. III. 93.). Auch gab es Feldärzte bei den Heeren. Die Disciplin war sehr strenge; denn wie hätten sonst jene Barbarenhorden gebändigt werden sollen? Auch war der Oberfeldherr zugleich Oberpriester im Heere. —

VI. Cultur-Zustand Carthago's. Daß die Stufe der Cultur, auf welcher sich Carthago zur Zeit seiner Blüthe, d. h. in dem Jahrhunderte, das den Römerkriegen vorherging, befand, keine geringe gewesen sey, ist aus dem Obigen augenscheinlich. Allerdings wird man wissenschaftliche Cultur und Gelehrsamkeit bei einem Volke weniger suchen dürfen, das durch die ganze Art seines Lebens von der Beschaulichkeit abgerufen, und zur bürgerlichen Thätigkeit, dem Erwerbe durch Landbau oder Handel, oder durch Handwerk und Kunstbetrieb hingewiesen wurde, als vielmehr die Geistesbildung, durch

4) Sie waren alle Schwerbewaffnete, und das Fußvolk unter ihnen hatte Panzer von Eisen, kupferne Helme, große glänzend weiße Schilde von Elephantenhaut mit eisernem Rande, Schwerter und Lanzen. Es war wohl disciplinirt, und bildete in der Schlacht eine Phalanx. Oftmals ward Carthago durch die Tapferkeit dieser Scharen gerettet. Ohne die äußerste Noth aber glaubte man das Blut der Bürger nicht Preis geben zu dürfen.

lestis, Dea coelestis 26). Der Streit, ob unter ihr ursprünglich der Venus- und Glücksstern, oder der Mond, als weibliches, der Sonne zur Seite stehendes Princip zu verstehen sey, läßt sich aus den religiösen Verhältnissen Carthago's nicht entscheiden, aber richtig ist, daß sie beim Herodian (5, 6) als Mondgöttin erscheint. Was die Darstellung derselben betrifft, so weiß man von der paphischen Göttin, daß sie fast einem Fetisch in konischer Gestalt glich 27), wie man Ähnliches von den Baalsstatuen weiß (s. oben). Diese Figur findet sich nun auch auf dem 3ten und 4ten Humbert'schen der Tholath und dem Baal-Hamman gemeinschaftlich gewidmeten Steine, also gestaltet:

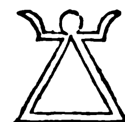


und ähnlich auf einem Stein des königlichen Antikenkabinet's in Dresden, ohne Zweifel aus dem römischen Afrika, den ich in einem Gypsabdrucke besitze 28), desgleichen auf Münzen. Ein uraltes Bild derselben, welches die phönicische Dido mitgebracht haben sollte, befand sich in Carthago, und wurde von dem abergläubigen Thoren Heliogabalus nach Rom gebracht, um dort mit dem syrischen Sonnengotte vermählt zu werden, zu welchem Beilager das ganze römische Reich Hochzeitgeschenke steuern mußte 29); doch wird die Gestalt der uralten göttlichen Braut nicht beschrieben. Die von den Carthagern mit der Astarte für dasselbe Wesen gehaltene Juno Lacinia muß indessen nicht blos menschenähnlich, sondern auch mit prächtigen Gewanden bekleidet gewesen seyn, da Dionysius I. von Syracus einen kostbaren Schleier derselben raubt, und den Carthagern für 120 Talente verkauft 30). Die Dea Coelestis der spätern Zeit wurde meist mit Attributen, von der Cybele entlehnt, abgebildet 31). Wie im Orient die Jungfrauen und Weiber sich der Astarte und Mylitta zu Ehren Preis gaben 32), so die Matronen im Tempel der Astarte zu Sicca Venerea, etwa drei Tagereisen von Carthago 33), und noch die Kirchenlehrer reden mit großem Unwillen von der mit jenem üppigen Gottesdienst in Verbindung stehenden Sittenlosigkeit 34). Wie ferner im A. Test. Propheten des Baal und der Astarte (נְבִיאֵי הַבַּעַל 1 Kön. 18, 19. 40, נְבִיאֵי הָאֲשֵׁרָה 1 Kön. 18, 19.) erwähnt werden, die im Reiche Samaria den Propheten Jehova's den Rang streitig machten, so war auch mit dem Juno-Tempel in Carthago ein berühmtes Orakel verbunden, welches noch spät, als die meisten schon verstummt waren, seinen politischen Einfluß behauptete 35): die Propheten waren aber Weiber 36), wie im Orient auch weiblich verkleidete Männer in dieser Eigenschaft vorkommen 37). Noch ist die Aufbewahrung von Naturseltenheiten im Juno-Tempel zu Carthago 38), wie zu Malta 39); desgleichen die Aufbewahrung von Kriegsberichten im Tempel der Juno Lacinia zu bemerken 40). Unter Constantin oder seinen Söhnen ward der Haupttempel der Astarte zu Carthago verlassen, geschlossen und der Zugang verwuchs mit Dornengesträuch: eben daher entging er vielleicht der im Jahr 399 über alle Tempel und Götzen verhängten Zerstörung, die ihn aber dennoch zu Anfang des 5ten Jahrhunderts auf Veranlassung eines Gerüchts, daß die Göttin sich wieder in Besitz ihres Heiligthums setzen werde, traf 41).

4) Dem Baal und der Astarte, als heilbringenden Göttern, stand im phönicischen Religionssystem der unheilbringende *Moloch* (מֹלֶךְ) entgegen, im ursprünglichen Gestirndienst der *Planet Saturn* 42), der als böses Princip mit Menschen- und zwar Kinderopfern gesühnt werden mußte, wie auch von den abgöttischen Hebräern nach einer von den Ammonitern angenommenen Sitte im Thale Hinnom oder Tophet bei Jerusalem geschah (1 Kön. 23, 10. Jer. 31, 32. 19, 6 ff.). Nach den Rabbinen hatte sein ehernes Bild dort einen Stierkopf, das übrige war menschengestaltig, der Leib, inwendig hohl, wurde von unten geheizt, und die zu opfernden Kinder ihm in die glühenden Arme gelegt. Ganz ähnlich aber wird die Statue des Κρόνος oder Saturn zu Carthago von Diodor (2, 14.) beschrieben. Sie war von Erz und hielt die Hände mit dem Rücken nach unten (χεῖρας ὑπτίας, manus supinas) ausgestreckt, aber nach der Erde gesenkt, so daß die in die Arme gelegten Kinder in den darunter stehenden Feuerschlund rollten. Solche Sühnopfer wurden besonders bei Kriegsunglück und andern Calamitäten dargebracht. Als die Carthager eine

27) Tac. hist. 2, 3: Simulacrum deae non effigie humana: continuus orbis latiore initio tenuem in ambitum, metae modo, exsurgens, et ratio in obscuro.

28) Er gleicht im Äußern den Humbert'schen cippis. Oben steht ein halber Mond nebst einem Stern (Symbol der Astarte), darunter in einer Vertiefung das konische Bild der Göttin



und in einer zweiten Vertiefung ein Lamm, wie auf dem 4ten Humbert'schen Steine (wahrscheinlich das ihr gewidmete Opferthier), zwischen beiden die Inschrift: A. OVILLIA. L. L. L. PHARTENIO I. S. L. M. und unter dem Lamme VI. EID. NON.

29) Herodian. 5, 6. 30) Athen. XII, 58. 31) Ekhel doctr. numm. VII. p. 183. Apulei. Met. VI. p. 174.

32) S. mein Wörterb. unter קָדֵשׁ und קְדֵשָׁה, Herod. 1, 199, m. Comment. zu Jes. II, 338. 33) Val. Max. 2, 6 u. 15: Siccae fanum est Veneris, in quod se matronae conferebant, atque inde procedentes ad quaestum, dotes corporis iniuria contrahebant, honesta nimirum tam inhonesto vinculo coniugia juncturae. Vergl. Solin. c. 30. 34) Augustin. civ. dei II, 3. IV, 10. 35) Capitol. v. Macrini c. 3. 36) Ebend. vita Pertinacis c. 4. 37) Jul. Firmicus de prof. religg. c. 4. 38) Plin. H. N. VI, 36. 39) Cic. Verr. IV, 46. 40) Polyb. III, 33. Liv. 28, 46. 41) Prosp. Aquit. Opp. 186. 187. 42) S. Comment. über den Jesaias II, 343., vgl. 327 ff.

thago im Kampfe gegen die Legionen Roms stürzen. Zudem mußte der finstere blutige Gottesdienst der Carthager den Sinn des Volkes verdüstern, und dasselbe eben so feig und knechtisch machen gegen seine Herren, und verzagt im Unglück, als hart, übermüthig und grausam im Glück und gegen Untergebene und Feinde; während auf der andern Seite der unzüchtige Dienst der Astarte alles sittliche Gefühl untergrub, und das Volk so ausschweifend in der Wollust machte, wie die Alten uns die Carthager schildern. Daß aber gar vieles in der Schilderung der Alten, besonders hinsichtlich der punischen Treulosigkeit und Grausamkeit, Übertreibung ist, kann daraus abgenommen werden, daß Griechen und Römer die Carthager höchst selten in ihrer Heimath kennen lernten, sondern entweder nur mit ihren Kaufleuten, die alle Meere durchschifften, zusammenkamen, oder mit ihren Söldnerscharen auf Sicilien oder in Italien kämpften. Daß diese Söldner, der Auswurf aller barbarischen Nationen, durch gräßliche Wildheit den carthagischen Namen verrufen machen mußten, versteht sich von selbst. Aber auch der Kaufmann, der mit unsäglicher Gefahr seinem Gewinn nachging, und dem alle Vortheile galten (wie es bei einem Handel, der Alleinhandel ist, nie anders seyn kann, und auch die Neuern haben es nicht besser gemacht!), konte dem carthagischen Namen keine Ehre machen und Achtung erwerben, und wenn man den Kaufmann gleich nicht entbehren konte, und ihn willig und mit Freuden ankommen sah und aufnahm, so haßte und verachtete man ihn nicht minder; und wenn man bedenkt, daß nach altrömischer Ansicht, ein Wucherer für noch einmal so strafbar und verderblich galt, als ein Dieb, so mag man sich nicht wundern, wenn die fides Punica sprüchwörtlich gebraucht wurde, um jede Art von Betrug zu bezeichnen. Übrigens gehört der Geschichte diese Treulosigkeit nicht an, vielmehr haben eben die Römer, welche am öftersten die fides Punica anklagen, auch in dieser Hinsicht sich als Meister der Carthager bewiesen. Auch der Vorwurf eines wollüstigen und unzüchtigen Lebens trifft die Carthager, wenn man die climatischen Verhältnisse abrechnet, nicht mehr, als die Griechen und die spätern Römer; und der letzte muthige Kampf, durch welchen sie, von allen Seiten her verrathen und betrogen, und fast wehrlos gemacht, das römische Joch abzuwehren suchten, und nach Thaten ewig denkwürdiger Tapferkeit nur dem Talente des Scipio und ihrem Geschicke erlagen, beweiset genugsam, daß nicht alle Tugend in dem Volke erloschen war, sondern daß es eben durch seine Tugenden einen Untergang fand, der dem von Sagunt und Numanz um nichts nachstand. Nec tantum Carthago habuisset opum sexcentos fere annos sine *consiliis et disciplina*. Cic. de rep. (*Dr. U. J. H. Becker.*)

VII. Die Religion der Carthager war im Allgemeinen dieselbe, wie die des Mutterstates Tyrus und der übrigen semitischen Völker, soweit sie Polytheisten waren, d. h. ein, von der ursprünglichen Reinheit schon sehr entarteter, Gestirndienst, späterhin durch Verhältnisse des Ortes und der Zeit, namentlich durch libysche, späterhin römische Einflüsse, im Einzelnen umgestaltet. Die freilich meistens beiläufigen, ziemlich zahlreichen Nachrichten bei den griechischen und römischen Classikern und bei den afrikanischen Kirchenvätern können daher ausschließlich durch stetes Zurückgehen auf die uns schon, besonders durch das A. T., bekante phönicische Religion richtig verstanden werden; da Griechen und Römer keine lebendige Ansicht von einer morgenländischen Religion hatten, und in den Göttern der Punier, wie der Ägypter und alten Teutschen, nur immer griechische und römische Götter, blos mit andern Namen, zu erkennen glaubten. Eine viel wichtigere und zuverlässigere Quelle sind allerdings Münzen und Inschriften: und wirklich sind gerade in den letzten Jahren mehre im Gebiet von Carthago gefundene bekant geworden, die auch schätzbare Aufschlüsse über manche Punkte geben [1]); nur ist die Zahl derer, die sich auf Religion beziehen, immer noch gering, und die Auslegung hier und da zweifelhaft. Nachdem die frühern mit diesem Gegenstande beschäftigten Gelehrten [2]) die betreffenden Stellen der Classiker schon ziemlich vollständig zusammengetragen und im Einzelnen glücklich erläutert hatten, hat der verdiente Bischof Friedrich Münter in einer trefflichen Monographie [3]) mit der ihm eigenen Gelehrsamkeit, Gewandtheit und Combinationsgabe aus den zerstreuten Gliedern ein Ganzes zu bilden versucht, in welchem auch von den Münzen und deren Emblemen häufiger und glücklicher Gebrauch gemacht ist. Ihm werden wir daher mit Benutzung später gemachter Entdeckungen und eigener Forschungen über phönicische und punische Schriftdenkmale vorzugsweise folgen; uns übrigens in einem Werke, in welchem auch der phönicischen Religion ein besonderer Artikel gewidmet seyn wird, auf das beschränken, was sich aus sichern Nachrichten als carthagisch nachweisen läßt, und auf das Phönicische nur da zurückgehen, wo es des organischeren Zusammenhanges oder des Verständnisses wegen unumgänglich ist.

Wir werden zuvörderst die einzelnen Gottheiten, von deren Ursprung in Carthago zuverlässige Zeugnisse vorhanden sind, von den uralten einheimischen ausgehend, aufführen, dabei die Eigenthümlichkeiten ihres Cultus erzählen, und dann einige Bemerkungen über sonstige religiöse Ideen und Einrichtungen, so wie über den Charakter und Einfluß ihrer Religion folgen lassen. Was die Reihenfolge der Götter im carthagischen Pantheon betrifft, so müssen wir bemerken, daß die in dem ursprünglichen phönicischen Religionssysteme mächtigste und vornehmste Gottheit nicht nothwendig gerade die Lieblings- und Schutzgottheit der Carthager, und daher bei diesen am eifrigsten verehrt seyn muß. Das Letztere war mit der Astarte-Juno der Fall, doch gebührt der erste Platz billig

---

1) S. Henr. Arentii Hamaker diatribe philologico-critica aliquot monumentorum Punicorum in Africa nuper repertorum interpretationem exhibens. Lugd. Bat. 1822. 4. Vergl. dazu die abweichenden Erklärungen derselben Inschriften von Gesenius, A. L. Z. 1826. Nr. 111, und die derselben ähnlichen von Quatremère im Nouveau Journal asiatique. T. I. cah. 1. 1828. Ferner H. A. Hamacker Miscellanea phoenicia. Lugd. Bat. 1828. 4. 2) Sam. Bochart im Phaleg und Canaan. Leiden 1692. Hendreich's Carthago. Francof. ad Od. 1664. 8. S. 175 ff. 3) Religion der Carthager. 2te Aufl. Koppenhagen 1821. Vergl. Allg. Lit. Ztg. E. B. 1822. Nr. 101. 102.

1) dem Baal. Wir haben schon anderswo die
hrichten über den eifrigen Dienst dieser Gottheit in
nicien und allen phönicischen Colonien zusammenge-
t 4): was Carthago selbst betrifft, so fehlt es sehr
uverlässigen Nachrichten, denn was Münter in ei-
langen Kapitel 5) hieher gezogen, gehört fast aus-
eßlich dem Moloch oder Saturn an; dessen ungeachtet
en schon die zahlreichen damit zusammengesetzten Na-
a, als Hannibal, Hasdrubal 6) auf fleißigen Baals-
st. Nur wird man vor allen Dingen die Fälle zu un-
heiden haben, wo Baal allgemeiner Name für Gott,
r ist, und dann wol jedem Gotte beigesetzt werden
e, und wo es für den Baal vorzugsweise (הַבַּעַל)
. Daß das erstere bei den Puniern namentlich
Fall gewesen, sagen ausdrückliche Zeugnisse, auch
das Wort auf Inschriften so gebraucht 7). Ob der
al vorzugsweise bei den Carthagern der Sonnengott,
, wie ich es von den Phöniciern zu zeigen gesucht ha-
), der Glücksplanet Jupiter gewesen, darüber lassen
in einer von der ursprünglichen Quelle schon entfernten
ndären Religion kaum Entscheidungsgründe erwar-
wahr ist aber, daß das Wort בַּעַל bei den Cartha-
mit gewissen Zusätzen vorkomt, mit welchen es
vom Sonnengotte zu verstehen ist. Nämlich
Balsamen Plaut. Poen. 5, 2, 67., d. i. בַּעַל שָׁמַיִם
des Himmels, wie bei den Phöniciern *Βεελσαμὴν*
eb. praep. evang. 1, 10; b) בַּעַל חַמָּן d. i. deus
ris, Sonnengott, Sonnen-Baal, von חַמָּה Sonne
b 30, 28. Hohesl. 6, 10.) mit der Adjectivendung
Unter diesem Namen erscheint es nämlich sowol auf
zu Leiden aufbewahrten Humbert'schen Votivsteinen,
uf einer andern, in Malta gefundenen, jetzt von Ha-
er 9) und Lanci 10) bekant gemachten, von mir schon
r für diesen Zweck erwähnten maltesischen Inschrift 11).
den erstern lese ich jetzt (größtentheils einstimmig mit
tremère) Nr. 3. so:

לרבחן תלת ול
בעלן לארנן ב
עלחמן אש נד
ר גרעשתרת
הספר בן עבדמלקר

„Unserer Herrin Tholath und unserem
tte, unserem Herrn, dem Sonnen-Gotte.
r Weihende (ist) Gad-Aschtoret (Glück
„der Astarte), der Schreiber, Sohn des Ebed-
„Melkar (Verehrer des Herkules) 12)."

Sehr ähnlich No. 2., welche nur an mehren Stellen gelitten hat:

(ל)רבתן תלת ו
לארנן בעל(ח)מן
(א)שכדר עבד אשמ
(ן) בן בד עשתרת בן
עבר אשמן

d. i. „unserer Herrin Tholath und unserem Herren, dem Sonnengotte. Der Weihende (ist) Ebed-Eschmûn (Asclepius, Verehrer des Äsculap), Sohn des Bed-Aschtoreth (Verehrer der Astarte), Sohn des Ebed-Eschmûn (Asclepius)" 13).

Auch auf dem 1sten und 5ten Steine ist das Wort חַמָּן deutlich, und der Zusammenhang scheint überall derselbe gewesen zu seyn. Auf der maltesischen Inschrift heißt es (nach Hamacker's Auslegung der ersten Worte):

נצב כללא
בעל אללן
סלחה לב
על חמן א
בן u. s. w.

„Gesetzt hat Nolela, Beherrscher von Elal, als Sühnung dem Sonnengott einen Stein" u. s. w. Den Lesern des A. Test. ist dieses חַמָּן ohne den Zusatz Baal, und im Plural חַמָּנִים hinlänglich geläufig (s. 3 M. 26, 30. Jes. 17, 8. 27, 9.

4) Th. VIII. S. 398 ff. 5) S. 5 ff. 6) S. zur
rung derselben VIII, 400. 7) A. Servius ad Aen. I,
lingua punica deus *baal* dicitur. Isidor. origg. VIII,
Bel idolum babylonicum est .... quod nomen (numen?)
ud Assyrios et apud Afros postea cultum est, unde et
a punica *Bal* deus dicitur. Augustinus in Iudd. 2, 13.
l. die zweite Humbert'sche Inschrift, und die Inscr. Melit.
guis, von welcher bald die Rede seyn wird. 8) S. Ge-
. a. a. O. Thes. ling. hebr. u. d. W. בַּעַל. 9) Mi-
nea phoenicia tab. 3, no. 1. 10) Osservazioni sul
rilievo fenico-egizio, che si conserva in Carpentrasso,
da Michelangelo Lanci. Roma 1825. gr. 4. 11) Vor-
zum hebr. Handwörterb. S. 31, 3te Ausg. S. 26.

12) Zur Rechtfertigung wird für diesen Zweck Folgendes genügen. Die oft auf Inscriptionen (s. besonders die Inscr. Melit. bilinguis) wiederkehrende Gruppe אשכדר lese ich אֵשׁ כֶּדֶר vir voti (Quatremère: אֲשֶׁר נֶדֶר = שֶׁנָּדַר). Die drei ersten Buchstaben der vierten Zeile liest Quatremère עבד, also zusammen עבדעשתרת (Knecht der Astarte), wo denn das ר in dem Worte כדר fehlen würde. Dieses scheint etwas zu sehr von den Figuren abzuweichen; welche רגד gleichen. Ich ziehe daher das ר zu כֶּדֶר votum, und nehme als Namen גַּד־עַשְׁתֹּרֶת (Glück der Astarte), wozu גַּדִּיאֵל 4 Mos. 13, 10. (Glück Gottes) eine genaue Parallele gibt. (Astarte war die Glücksgöttin.) Wäre das ג vielleicht ein unvollständiges ב, so würde ich בַּדְעַשְׁתֹּרֶת lesen, als Abkürzung; s. die zweite Humbert'sche Inschrift.

13) Wir begegnen hier der im Alten Testament, wie noch jetzt in Dänemark und Ostfriesland, häufigen Sitte, nach welcher die Namen in den Familien sich so wiederholen, daß der Enkel wiederum den des Großvaters annimt. — In dem Worte עבד עשתרת fehlt das ע, wie vielleicht in No. 3., wahrscheinlich ließ man den weichen Buchstaben ע aus, für עֶבֶד בד. So erkläre ich das Nom. pr. *Βυδέζωρος* (s. Hamacker Miscell. phoenicia S. 180) durch עֶבֶד צוּר. Noch weit stärkere Abkürzungen zu Anfang der Nomm. pr. nimt Hamacker an, z. B. (S. 184) Karthalo = Melkarthalo, und wirklich finden sie sich in allen Sprachen. Man vergl. nur die gewöhnlichen Abkürzungen von Amalie, Johanne, Charlotte, Elisabeth u. s. w. nicht blos im gemeinen Leben, sondern auch in der Schrift.

Ezech. 6, 4. 6. 2 Chr. 34, 4.), und da die Chammanim nach 2 Chr. a. a. O. auf den Altären des Baal stehen, so ist nunmehr wol kein Zweifel mehr darüber, daß darunter, wie es schon Jarchi gen[illegible], den Sonnenbaal vorstellende Säulen, vielleicht [illegible]scher oder pyramidalischer Gestalt, zu verstehen sind, wie auf ähnliche Weise die Plurale Baals (בעלים) und Astarten (אשרים) von den Baals- und Astartenbildern, und im Griechischen Ἑρμαῖ von den Hermen, dann in der spätern Kunstsprache von gewissen Brustbildern überhaupt, gebraucht wird [14].

2) In der Eigenschaft als Schutz- und Nationalgott der Phönicier und Carthager führte Baal die besondern Namen Melkarth, Melkar (d. i. מלך קרת) König der Stadt, in welcher ihn die Griechen mit Hercules verglichen (s. VIII, 398. 399). So wie auf der phönicisch-griechischen Inschrift von Malta מלקרת durch Ἡράκλης wiedergegeben ist, so wird es auch von alten Schriftstellern angegeben [15]. Wo irgend die Phönicier und Punier Colonien stifteten, da bauten sie dem Hercules Altäre, den berühmtesten in Gades (s. VIII, S. 400): stets aber wurde die Mutterstadt Tyrus als die eigentliche Heimath des Gottes betrachtet, weshalb aus allen Colonien, und selbst aus Carthago, alljährig Gesandtschaften mit reichen Geschenken an Zehnten und Erstlingen nach Tyrus gingen, am reichlichsten, wenn der Stat bedrängt wurde, und Niederlagen das durch Glück und Wohlstand eingeschläferte Gewissen weckten [16]: selbst an der Kriegsbeute ließ man den tyrischen Gott Theil nehmen [17], und dienten solche communia sacra zugleich in politischer Hinsicht, um das gute Vernehmen zwischen dem Mutterstate und der Colonie zu erhalten. Daß dem Hercules in Carthago Menschen geopfert wurden, sagt Plinius [18] ausdrücklich, und fügt hinzu, daß deshalb und wegen des Misfallens der Römer an solchen Opfern das nach der Eroberung Carthago's nach Rom gebrachte Standbild des Gottes wenig in Ehren gehalten, in keinem Tempel, sondern blos unter freiem Himmel aufgestellt worden sey. Da Plinius keiner Verschiedenheit erwähnt, so wird diese Stelle zugleich zum Beweise dienen können, daß auch der carthagische Hercules, gleich dem tyrischen, dem griechischen und römischen in Ansehung der Embleme ähnlich dargestellt wurde. Auf die Wichtigkeit, welche man auch in Carthago dem Beschützer der Städte beigelegt, deuten endlich die damit zusammengesetzten Eigennamen, als Hamilcar (חן מלקר Gnade des Hercules), Bomilcar (בעו מלקר erbeten von Hercules), עברמלקר (Inscr. Humbert.) u. s. w.

14) S. die ausführliche Auseinandersetzung bei Hamacker in den Miscell. phoen. S. 50. Wiefern dieser Gelehrte in der Lesung jener Inschriften abweiche, mag man bei ihm selbst nachlesen: und wir bemerken nur, daß der in dem angeführten Werke erhobene Zweifel an obiger Lesung, soweit sie früher bekant war, uns von der Unrichtigkeit derselben und von der Annehmlichkeit der frühern Hamacker'schen durchaus nicht überzeugt habe. Davon an einem andern Orte.

15) Μελίκαρθος, ὁ καὶ Ἡράκλης, sagt Euseb. praep. evang. I, 10. 16) S. Polyb. exc. de legatt. c. 114. Diod. 21, 14. Justin. 18 fin. 17) Diod. 13 108. 18) 36, 5.

3) Dem Baal steht im phönicischen Cultus überall als weibliche Gottheit die Astarte zur Seite, im A. T. und auf phönicischen Inschriften עשתרת (d. i. wahrscheinlich Stern, pers. ستاره, verwandt mit ἀστήρ, engl. star, teutsch Stern, und zwar in der weiblichen Form: weiblicher Stern, worunter man die Venus verstand) [19], auch אשרה d. h. die Glückliche, Fortuna, Geberin des Glücks, vom Venusstern zu verstehn [20]. Auch bei den Carthagern komt sie unter ersterem Namen vor, namentlich in Eigennamen von Personen, sowol auf Inschriften (s. oben die beiden Humbert'schen), als sonst, z. B. Bostartus (בעו עשתרת von der Astarte erbeten), Deliastartus (דלי עשתרת von der Astarte gerettet), Gerastartus (גר עשתרת Gastfreund der Astarte), Metuastartus (מתו עשתרת Mann der Astarte). Außerdem erscheint sie auf den oben erwähnten Humbert'schen Inschriften in Verbindung mit dem Sonnengotte, Baal Hamman, unter dem Namen Tholath, תלת d. i. nach Hamackers wahrscheinlicher Erklärung s. v. a. תלדת Zeugung, und daraus zusammengezogen (wie לת aus לדת), also gleichbedeutend mit dem Namen Mylitta (מילדתא), den die Göttin in Babylonien führte (Herod. I, 199): und dieselbe findet sich vielleicht auch in einem phönicischen durch Ἀρτεμίδωρος übersetzten Mannsnamen עבדתלת auf einer phönicisch-griechischen zu Athen gefundenen Inschrift [21]. Schwerlich verschieden ist der Name Θαλάτθ, welcher in der babylonischen Kosmogonie beim Berosus dem Weibe des Belus, sonst auch Omorka genant, und als Mondgöttin bezeichnet, beigelegt wird [22]. Die Griechen und Römer nanten sie bald Juno [23], bald Venus [24], bald Vesta [25], am häufigsten Juno, unter welchem Namen sie nicht allein für die Schutzgöttin des alten Carthago galt, sondern auch im römischen Carthago eifrig verehrt wurde, meistens als Juno Urania, co-

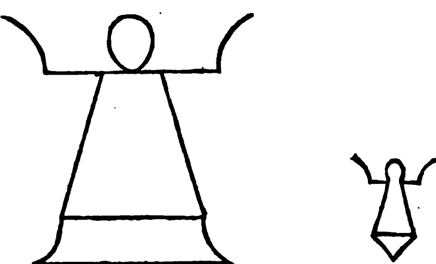
19) S. Comment. zum Jes. III, 337. 20) S. Thes. ling. hebr. I. p. 162. Hebr. Handwörterb. u. d. W. עשתרת.

21) S. meine Erklärung in A. Böckh Corpus Inscriptt. graec. I, 527. Dort habe ich mich für die Lesung עבדתכת erklärt: da ich mich aber immer mehr überzeuge, daß der Unterschied zwischen ל und כ nicht so genau beobachtet worden ist, so fällt ein Theil meiner Zweifel weg. — Wenn freilich Hamacker auf den mehrerwähnten Humbert'schen Steinen auch den Gemahl der Tholath unter dem Namen תלד hat finden wollen, so muß dieses bei der oben gegebenen Erklärung ganz wegfallen.

22) Berosi fragmenta ed. Richter p. 50. Syncellus ed. Dindorf. I, 52. Die Worte sind: ἄρχειν δὲ τούτων πάντων γυναῖκα ᾗ ὄνομα Ὀμόρκα· εἶναι δὲ τοῦτο χαλδαϊστὶ μὲν Θαλάτθ, ἑλληνιστὶ δὲ μεθερμηνεύεσθαι θάλαττα· κατὰ δὲ ἰσόψηφον σελήνη. In der Stelle selbst sind Misverständnisse, namentlich das, daß das chald. Θαλάτθ s. v. a. das griech. θάλαττα sey. Der ursprüngliche Sinn ist aber fast ohne Zweifel: das Weib sey über alle aus dem Chaos entstandene Wesen gesetzt, chaldäisch hieß sie auch Thalath, welches mit dem griechischen θάλασσα übereinkomme, während es doch vielmehr die Mondgöttin bedeute. (S. darüber Hamackeri diatribe p. 9.).

23) August. ad Judd. 7. 24) August. ad Ps. 98. 25) Id. de civ. Dei IV, 10. 26) S. Münter Rel. der Carthager S. 75.

, Dea coelestis [26]). Der Streit, ob unter ihr ur-
glich der Venus- und Glücksstern, oder der Mond,
weibliches, der Sonne zur Seite stehendes Princip zu
hen sey, läßt sich aus den religiösen Verhältnissen
hago's nicht entscheiden, aber richtig ist, daß sie beim
dian (5, 6) als Mondgöttin erscheint. Was die Dar-
ng derselben betrifft, so weiß man von der paphi-
Göttin, daß sie fast einem Fetisch in konischer Ge-
glich [27]), wie man Ähnliches von den Baalsstatuen
(s. oben). Diese Figur findet sich nun auch auf dem
und 4ten Humbert'schen der Tholath und dem Baal-
man gemeinschaftlich gewidmeten Steine, also ge-
t:



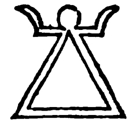
ähnlich auf einem Stein des königlichen Antikenkabi-
in Dresden, ohne Zweifel aus dem römischen Afri-
en ich in einem Gypsabdrucke besitze [28]), desgleichen
Münzen. Ein uraltes Bild derselben, welches die
icische Dido mitgebracht haben sollte, befand sich in
hago, und wurde von dem abergläubigen Thoren
gabalus nach Rom gebracht, um dort mit dem syri-
Sonnengotte vermählt zu werden, zu welchem Bei-
das ganze römische Reich Hochzeitgeschenke steuern
e [29]); doch wird die Gestalt der uralten göttlichen
t nicht beschrieben. Die von den Carthagern mit der
te für dasselbe Wesen gehaltene Juno Lacinia muß
en nicht blos menschenähnlich, sondern auch mit
tigen Gewanden bekleidet gewesen seyn, da Dionys-
l. von Syracus einen kostbaren Schleier derselben
t, und den Carthagern für 120 Talente verkauft [30]).
Dea Coelestis der spätern Zeit wurde meist mit Attri-
t, von der Cybele entlehnt, abgebildet [31]). Wie im
nt die Jungfrauen und Weiber sich der Astarte und

Mylitta zu Ehren Preis gaben [32]), so die Matronen im Tempel der Astarte zu Sicca Venerea, etwa drei Tagereisen von Carthago [33]), und noch die Kirchenlehrer reden mit großem Unwillen w[illegible]er mit jenem üppigen Gottesdienst in Verbindung stehenden Sittenlosigkeit [34]). Wie ferner im A. Test. Propheten des Baal und der Astarte (נְבִיאֵי הַבַּעַל 1 Kön. 18, 19. 40, נְבִיאֵי הָאֲשֵׁרָה 1 Kön. 18, 19.) erwähnt werden, die im Reiche Samaria den Propheten Jehova's den Rang streitig machten, so war auch mit dem Juno-Tempel in Carthago ein berühmtes Orakel verbunden, welches noch spät, als die meisten schon verstummt waren, seinen politischen Einfluß behauptete [35]): die Propheten waren aber Weiber [36]), wie im Orient auch weiblich verkleidete Männer in dieser Eigenschaft vorkommen [37]). Noch ist die Aufbewahrung von Naturseltenheiten im Juno-Tempel zu Carthago [38]), wie zu Malta [39]); desgleichen die Aufbewahrung von Kriegsberichten im Tempel der Juno Lacinia zu bemerken [40]). Unter Constantin oder seinen Söhnen ward der Haupttempel der Astarte zu Carthago verlassen, geschlossen und der Zugang verwuchs mit Dornengesträuch: eben daher entging er vielleicht der im Jahr 399 über alle Tempel und Götzen verhängten Zerstörung, die ihn aber dennoch zu Anfang des 5ten Jahrhunderts auf Veranlassung eines Gerüchts, daß die Göttin sich wieder in Besitz ihres Heiligthums setzen werde, traf [41]).

4) Dem Baal und der Astarte, als heilbringenden Göttern, stand im phönicischen Religionssystem der unheilbringende Moloch (מֹלֶךְ) entgegen, im ursprünglichen Gestirndienst der Planet Saturn [42]), der als böses Princip mit Menschen- und zwar Kinderopfern gesühnt werden mußte, wie auch von den abgöttischen Hebräern nach einer von den Ammonitern angenommenen Sitte im Thale Hinnom oder Tophet bei Jerusalem geschah (1 Kön. 23, 10. Jer. 31, 32. 19, 6 ff.). Nach den Rabbinen hatte sein ehernes Bild dort einen Stierkopf, das übrige war menschengestaltig, der Leib, inwendig hohl, wurde von unten geheizt, und die zu opfernden Kinder ihm in die glühenden Arme gelegt. Ganz ähnlich aber wird die Statue des *Κρόνος* oder Saturn zu Carthago von Diodor (2, 14.) beschrieben. Sie war von Erz und hielt die Hände mit dem Rücken nach unten (*χεῖρας ὑπτίας*, manus supinas) ausgestreckt, aber nach der Erde gesenkt, so daß die in die Arme gelegten Kinder in den darunter stehenden Feuerschlund rollten. Solche Sühnopfer wurden besonders bei Kriegsunglück und andern Calamitäten dargebracht. Als die Carthager eine

---

7) Tac. hist. 2, 3: Simulacrum deae non effigie huma-
ontinuus orbis latiore initio tenuem in ambitum, metae
, exsurgens, et ratio in obscuro.
8) Er gleicht im Äußern den Humbert'schen cippis. Oben
ein halber Mond nebst einem Stern (Symbol der Astarte),
ter in einer Vertiefung das konische Bild der Göttin



i einer zweiten Vertiefung ein Lamm, wie auf dem 4ten Hum-
hen Steine (wahrscheinlich das ihr gewidmete Opferthier), zwi-
beiden die Inschrift: A. OVILLIA. L. L. L. PHARTENIO
L. M. und unter dem Lamme VI. EID. NON.
Herodian. 5, 6. 30) Athen. XII, 58. 31) Ekhel
. numm. VII. p. 183. Apulei. Met. VI. p. 174.

32) S. mein Wörterb. unter קָדֵשׁ und קְדֵשָׁה, Herod. 1, 199, m. Comment. zu Jes. II, 338. 33) Val. Max. 2, 6 u. 15: Siccae fanum est Veneris, in quod se matronae conferebant, atque inde procedentes ad quaestum, dotes corporis iniuria contrahebant, honesta nimirum tam inhonesto vinculo coniugia iuncturae. Vergl. Solin. c. 30. 34) Augustin. civ. dei II, 3. IV, 10. 35) Capitol. v. Macrini c. 3. 36) Ebend. vita Pertinacis c. 4. 37) Jul. Firmicus de prof. religg. c. 4. 38) Plin. H. N. VI, 36. 39) Cic. Verr. IV, 46. 40) Polyb. III, 33. Liv. 28, 46. 41) Prosp. Aquit. Opp. 186. 187. 42) S. Comment. über den Jesaias II, 343., vgl. 327 ff.

Schlacht gegen Agathocles verloren hatten, schrieb man das Unglück dem Zorn des Kronos darüber zu, daß man ihm nicht mehr, wie in ältern Zeiten, die edelsten Kinder, sondern eigens dazu gekaufte und förmlich gemästete Knaben dargebracht habe [43]). Bei angestellter Untersuchung zeigte sich auch, daß mehre zum Opfer bestimte Kinder von den Eltern auf die Seite gebracht worden, und nun wurden nicht allein 200 Kinder aus den edelsten Familien geopfert, sondern 300 Männer, die jener Unterschiebung verdächtig waren, opferten sich dem freiwilligen Tode [44]). Bei solchen Kinderopfern durfte keine Trauer sich äußern, die Mütter selbst unterdrückten durch Liebkosungen den Schmerz der zum Opfer vorbereiteten Kinder; während des Opfers selbst ward das Jammergeschrei der Unglücklichen durch eine lärmende Musik von Trommeln und Pfeifen unterdrückt (Plutarch a. a. O.). Man beobachtete dabei die Zuckungen der Hinabstürzenden, die für Lächeln ausgegeben (*Σαρδώνιος γέλως*) als gutes Omen galten [45]). Tantum religio potuit suadere malorum! Und nicht blos Kinder, auch Erwachsene, namentlich Gefangene [46]), wurden geopfert, nicht blos bei außerordentlicher Gelegenheit, auch jährlich zu bestimten Zeiten [47]), trieften des Kronos Altäre von Menschenblut. Die Schlachtopfer wurden gewöhnlich nach dem Loos auserlesen [48]). Was an der Behauptung der Rabbinen sey, daß die dem Moloch geweihten Kinder häufig nicht wirklich verbrant, sondern vermöge einer Milderung und Illusion des Gesetzes nur durch ein heiliges Feuer, als reinigendes Element, gleichsam eine Feuertaufe, hindurchgeführt worden [49]), läßt sich aus punischen Nachrichten seiner Entscheidung nicht näher bringen; sicher aber ist, daß selbst fremde Könige und Völker aus Menschlichkeit die Abschaffung dieser Gräuel von den Carthagern verlangten [50]), dessen ungeachtet aber die alte Barbarei zurückkehrte, und selbst im römischen Carthago [51]), wenn auch vielleicht nur insgeheim, fortdauerte. Man glaubte wahrscheinlich, solche Opfer einem Gotte um so mehr schuldig zu seyn, da er selbst nach der Mythe mit seinem Beispiele vorangegangen war [52]). Auf Inschriften und in Eigennamen punischer Personen findet sich keine Spur des Moloch; vermuthlich vermied man den schrecklichen Namen zu nennen und zu schreiben. Um so wohlthätiger und heilbringender erschien dem Carthager, wie dem Phönicier,

5) Esmun (אשמן) *Ἐσμοῦνος*, den die Griechen und Römer durch Asklepios, Äsculap übersetzen [53]). Man erklärt den Namen gewöhnlich durch שמיני octavus, als den achten der Kabiren; daneben möchte die Vergleichung mit dem ägyptischen Schmûn, d. i. dem einheimischen Namen für den Gott Mendes, den Gott der Zeugung, Aufmerksamkeit verdienen. Wie beliebt der Cultus des Gottes bei Phöniciern und Carthagern gewesen, zeigt der Umstand, daß kaum ein anderer Göttername so häufig in Eigennamen der Phönicier und Carthager auf Inschriften vorkomt, nämlich בראשמן (Sohn des Äsculap) Inscr. Cit. III, עבד אשמן (Asclepiodulos) Cit. XII. Humbert. 2, אשמניתן (Asclepiodoros) Inscr. Carth. Münteri, auch blos אשמן Cit. V. VIII. XVII. XXII. Sein Heiligthum in Carthago wird öfter von den Classikern erwähnt [54]). Es stand in der Citadelle (Byrsa) sechszig Stufen hoch, war sehr fest, und hielt sich bei der Zerstörung von Carthago am längsten; auch erstand es im römischen Carthago wieder aus seiner Asche [55]). In ihm wurden die Verbenae Aesculapii aufbewahrt.

6) Daß das Pantheon der Carthager auch einen Beherrscher des Meeres gekant, ist an sich wahrscheinlich, doch ist weder sein punischer Name bekant, noch sind Nachrichten über seinen Cultus in der Stadt erhalten. Wol aber wird gemeldet, daß die Carthager auf dem Vorgebirge Soloë dem Poseidon einen Tempel erbaut [56]), und daß der Feldherr Himilco nach einem in Sicilien erlittenen Verluste eine Menge Opfer ihm zu Ehren ins Meer versenkt habe. Mit den Attributen des Dreizack und des Delphins sieht man ihn auf hispanischen Münzen [57]), und wahrscheinlich war ihm auch hier das Pferd heilig, welches auf punischen Münzen und Steinen so häufig abgebildet ist. — Zu den bisherigen Gottheiten, welche die Carthager mit ihrem Mutterstate gemein und von ihm entlehnt hatten, kamen aber auch einzelne erst später von Fremden angenommene Culte, nämlich

7) Die Verehrung der sicilianischen Göttinnen Ceres und Proserpina, welche man nach dem unglücklichen Kriege mit Dionysius I. in Carthago einführte, um die durch Plünderung ihrer Tempel persönlich beleidigten Gottheiten zu versöhnen [58]). Man ernante einige der vornehmsten Bürger zu ihren Priestern und nahm einige in der Religion erfahrene Griechen in deren Dienst. Noch zur Zeit des Tertullian bestand dieser Götterdienst; und er erwähnt, daß die Priesterinnen, obgleich verheirathet, in freiwilliger Absonderung von ihren Männern leben mußten [59]). Rein carthagisch war ferner

8) Die Verehrung einiger vergötterten Heroën und Heroinen, namentlich der Dido, als Stifterin der Stadt, deren mitten in derselben gelegenen, mit einem Hain von Nadelholz umpflanzten Tempel Silius Italicus beschreibt [60]); der Philänen, jener heldenmüthigen Brüder, die bei einer Grenzstreitigkeit zwischen Carthago und Cyrene durch Selbstaufopferung, indem sie sich lebendig begraben ließen, dem carthagischen Gebiete großen

43) Plut. de superstit. c. XX. Auch in Amerika wurden zu Cortez Zeit die zum Opfer bestimten Menschen erst gemästet. 44) Diod. a. a. O. Lactant. institutt. I, 21. und über diese Menschenopfer überh. Diod. 13, 86. Justin. 18, 6. 33, 6. 12. Euseb. praep. 4, 16. Lud. Vives ad August. civ. 7, 19. 45) Schol. ad Plat. Min. in Siebelis anecdott. gr. p. 46. 46) Diod. Sic. 20, 65. 47) Porphyr. de abstin. ed. Rhoer II. p. 150. 48) Sil. Ital. Pun. IV, 77. 49) S. schon LXX. zu 2 Kön. 16, 3. 50) Justin. 19, 1. Plut. de sera numinis vindicta cap. 6. 51) Tertulliani Apologet. cap. 9. 52) Euseb. praep. evang. I, 11. IV, 16. 53) Damasc. ap. Phot. cod. 242.

54) Strabo XVII. c. 14. Appiani Pun 81. 55) Apulej. Florid. p. 361. 56) Scylax in Hudson geogr. min. I. p. 2. 57) S. Münter S. 101. 58) Diod. 14, 77. 59) Exhort. castit. 13. de monogamia, 17, ad uxorem I, 6. 60) I, 80. vergl. Justin. XVIII, 6.

achs verschafften, und denen auf jenen Grenzen die Philaenorum geweiht waren [61]); des Suffeten Hascar, der sich zur Sühnung der Götter in die Flammen stürzte, und dafür göttlich verehrt wurde [62]); auch sardinische Held Iolaus [63]) muß in Carthago verehrt den seyn, wenigstens wird er in dem Tractat zwischen nibal und Philipp von Macedonien, worin mehre ter als Zeugen des Bundes angerufen werden, ge. Wir setzen zum Schluß des Götterverzeichnisses Stelle hieher, da sie einen Blick über das Pantheon Carthago gewährt, wiewol auch die macedonischen esgottheiten darin genant sind, und man nicht mit erheit ersieht, welche Götter dem einen oder dem anState angehören. „Eid, welchen abgelegt Hanniber Feldherr, Magonos, Myrcenos u. s. w. an Xenoes den Athener, Gesandten des Königs Philipp w. im Angesicht des Zeus, der Here und des Apollon: ngesicht des Schutzgottes von Carthago und des Her und Iolaos: im Angesicht des Ares, Triton und don: im Angesicht der uns im Kriege beistehenden er, und der Sonne und des Mondes und der Erde: ngesicht der Ströme und Wiesen und Gewässer: im sicht aller Götter, welche Carthago besitzen: im Ant aller Götter, die diesen Feldzug begleiten, und diesen Eid wachen [64]).“

Als allgemeine Namen der Götter komt vor 1) alound alonuth d. i. עליונים ועליונות superi supee, gleich in der ersten Zeile des punischen Gebetes Plautus [65]), wozu der phönicische Eigenname Abimus zu vergleichen d. i. עבדעליונים servus sum, 2) wurden die Schutzgötter und Schutzgöttinnen nschriften gern als Herren und Herrinnen an: (אדון, בַּעַל, רַבָּה, s. oben die Humbertschen e).

Wie die Phönicier, hatten auch die Carthager keinen en Priesterstand. Das Priesterthum war mit edler t, mit Reichthum und Ansehen im Volk, auch wol mit ämtern verbunden. Man wählte die edelsten und holtensten Bürger zu Priestern [66]), und die Feldherrn verrichteten vor dem Feldzuge oder vor wichtigen nehmungen die Opfer [67]). Priesterwürde und Priesht schützte indessen nicht vor roher Mishandlung, ie Priester scheinen überhaupt nicht sacrosancti gezu seyn; wenigstens ward der Priester Karthalo von eigenen Vater (der freilich an der Spitze eines aufischen Heeres stand) in der Priesterkleidung angeschlagen [68]).

Im Allgemeinen können die Carthager ein sehr reli Volk genant werden. Die Religion durchdrang anze Denk- und Lebensweise. Schon dem Neugea wurde ein Name beigelegt, der ihn als frommen Verehrer der Nationalgottheiten bezeichnete [69]); nichts Wichtiges wurde ohne die Götter beschlossen und begonnen; kein glückliches Ereigniß war ohne feierliche Dankopfer, kein trauriges ohne Sühnopfer (s. oben) und Kasteiungen jeglicher Art [70]); auf Reisen, in das Kriegsgetümmel und auf die Seefahrten begleiteten den Carthager seine Penaten [71]) und das heilige im Lager aufgeschlagene Zelt, der hebräischen Stiftshütte vergleichbar [72]). In den neu angelegten Colonien war die Errichtung von Tempeln und Altären stets eins der ersten Geschäfte. Sie legten einen großen Werth auf Träume, auf Offenbarungen der Götter [73]), und in dem Glauben an die stete Einwirkung sowol als Voraussicht der Götter befragten sie nicht blos einheimische Weissager und Orakelpriester, sondern beschickten auch fremde Orakelstätten, als das Ammons-Orakel in Ägypten [74]) und Delphi [75]). Sie kanten die Heiligkeit des Eides und eine rächende Nemesis [76]), sie ehrten die Ruhe der Todten in ihren Gräbern [77]).

Aber dennoch hatte die Religion auf dieses Volk nur einen geringen und wenigstens keinen wohlthätigen Einfluß; denn fern von dem reinmenschlichen heiteren Charakter des hellenischen Götterdienstes war sie doch größtentheils nur ein finsterer, blutdürstiger, menschenfeindlicher Aberglaube. „Besser wäre es gewesen, sagt ein allerdings für den griechischen Cultus und dessen ideale Auffassung lebhaft begeisterter Grieche [78]), den Critias und Diagoras, anerkante Atheisten, zu Gesetzgebern zu nehmen, als solch eine menschenopfernde Religion zuzulassen. Nichts schlimmeres hätten die Typhonen und Riesen, diese Feinde der Götter, wenn sie obgesiegt hätten, einführen können.“ Ungeachtet daher alle Künste des Krieges und Friedens in Carthago blühten, und der Stat sich durch Ackerbau, Industrie aller Art, Seehandel, Colonien, Eroberungen, zu einer seltenen Höhe empor geschwungen hatte, blieb der Volkscharakter im Ganzen genommen hart und barbarisch [79]). Da ihre blutdürstigen Götter von einem jeden von ihnen so theure Opfer verlangen konten, so schonten sie um so weniger des Blutes ihrer Mitbürger sowol als der Fremden. Sie behandelten untergebene und unterworfene Völker mit unmenschlicher Härte, besonders wenn Eigennutz und Habsucht ins Spiel kam; die empörendsten Grausamkeiten wurden verübt, wo etwa ein Handelsmonopol gefährdet schien; die poena fides war sprüchwörtlich geworden; und zu einem gräulichen Sittenverderbniß, insbesondere der Weiber, gab ihre Religion selbst die nächste Veranlassung her. (*Gesenius*.)

Carthagische Sprache s. Punische Sprache.
Carthagische Münzen s. Punische Münzen.

CARUANCA, ein Berg des alten Pannoniens, dessen Ptolemäus im zweiten Buche seiner Geographie er

) Sallust. Jug. 81. Val. Max. V, 6. 62) Herod. . Athenag. leg. pro christ. 12, 6. 63) Hesiod. Herc. 78. Pausan. X, 17. 64) Polyb. VII, 9. enulus V, 1. und das. den Scholiasten Sisenna. od. 14, 77. 67) Diod. XI, 21. XIII, 86. Nep. 2. Liv. XXI, 1. 45. 68) Justin. XVIII, 7.

69) S. über diese religiöse Namengebung m. Comment. zu Jes. 7, 6. Kosegarten de prisca Aegyptiorum litteratura. S. 26. 27. 70) Diod. 19, 106. 20, 9. Appian. Pun. 43. 71) Nep. Hannibal. cap. 9. 72) Diod. 20, 65. vergl. Amos 5, 26. Apostelgesch. 7, 43. 73) Cic. divinat. 1, 24. 74) Sil. Ital. 3, 6. 75) Diod. 19, 2. 76) S. Münter a. a. O. S. 133. 77) Ebend. S. 135. 78) Plutarchus de superstitione 12. 79) Plut. reip. gerendae praecepta. c. 5.

wähnt, im heutigen Istrien, in der Nähe der römischen Stadt Aemona (dem heutigen Laibach, Labacum). Wird von Cellarius, Mannert u. s. w. nicht angeführt †).

(*Rumy.*)

CARUS, Friedrich August, ein Gelehrter, der durch seine psychologischen Forschungen eine bessere Gestalt der Selenlehre befördert hat. Er war der Sohn eines wackern und frommen Kaufmanns, und in Bautzen in der Oberlausitz den 26. April 1770 geboren. Seine Erziehung im väterlichen Hause und der Unterricht, den er von mehren trefflichen Männern in seiner Vaterstadt, auch auf dem Gymnasium erhielt, gaben seinem Geiste schon früh eine Richtung auf das Höhere. Ein rastloser Fleis zeichnete ihn aus, der seiner Gesundheit nicht vortheilhaft war. Große Liebe für die classische Litteratur wurde ihm von seinen Lehrern eingepflanzt. Diese befriedigte er auch, als er durch seinen trefflichen Lehrer, den Prediger Restler, zum theol. Studium vorbereitet, 1788 die Universität Leipzig bezog. 1791 ging er nach Göttingen, um seine akademischen Studien zu vollenden. Hier wurde Heyne sein väterlicher Führer und Freund. Im J. 1793 trat er in Leipzig als Privatdocent auf, nachdem er eine theologische Dissertation auf dem theologischen Katheder vertheidigt hatte *). Nachher wurde er auch Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universitätskirche, 1796 außerordentlicher, und nach Ablehnung eines Rufes nach Göttingen, 1805 ordentlicher Professor der Philosophie neuer Stiftung. Er wirkte sehr belebend und anregend durch seine Vorlesungen, welche theils theologischen und historischen, theils philosophischen und philologischen Inhalts waren. Die Grundlage aller dieser Vorträge und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt war die Psychologie, deren empirische Seite besonders sein beobachtender Geist in Anspruch nahm. Vornehmlich wendete er die Erfahrungsseleulehre auf Exegese und Geschichte an. Er las diese zuerst in dem Winter 1797—98 zuerst nach dem Compendium Jakobs, späterhin nach eigenen Sätzen, in denen er sich immer mehr von der Kantischen Psychologie entfernte, und seinen eigenen Weg verfolgte. Mit diesen Vorlesungen verband er eine psychologische und eine anthropologische Gesellschaft, welche viele lehrbegierige Jünglinge um ihn versammelte.

In diesen mit rastlosem Fleiße gehaltenen Vorträgen, wie in seinem ganzen Leben, sprach sich ein Sinn für das Erhabene und Reinmenschliche in freier von Auctorität unabhängiger Forschung in zu bildreicher Form und ohne strenge wissenschaftliche Methode aus. Dies und die inconsequente Einmischung verschiedenartiger philosophischer Prinzipien in die empirische Psychologie, welche sich auch in der nach seinem Tode herausgegebenen Psychologie wahrnehmen läßt, zogen ihm wahrscheinlich den Vorwurf der Dunkelheit zu. Sein Verdienst in Hinsicht der Selenlehre besteht vornehmlich darin, den auf falsche und einseitige Abstractionen gebauten Zergliederungen und Eintheilungen im psychologischen Gebiete entgegengewirkt, und auf die lebendige Selbstbeobachtung, als ursprüngliche Quelle der Lehre von den Selenerscheinungen zurückgeführt zu haben, nur daß ihm das Verhältniß einer solchen Lehre zur Philosophie nicht ganz klar ward. Aber immer erschien bei ihm die Wissenschaft in Gestalt der Humanität. Übrigens suchte er mehr durch lebendige Mittheilung in mündlicher Rede, als durch Schriften zu wirken. Deshalb ist außer einigen kleinen Aufsätzen, akademischen Schriften, z. B. Diss. de Cosmotheologiae Anaxagoreae fontibus. Lips. 1797. 4., mehren Recensionen in der Leipziger Litteraturzeitung, so wie in der Halleschen (Revision der Psychologie) bei seinem Leben nichts schriftliches erschienen. Aus seinem schriftlichen Nachlasse wurden erst 6 Bände seiner Werke gesammelt **), deren Inhalt aber der Verfasser größtentheils nicht für den Druck bestimt zu haben scheint. Der Tod endete seine edle Thätigkeit zu schnell am 6. Febr. 1807. Zu seinem Gedächtniß wurde geschrieben die Recitatio de Frid. Aug. Cari etc. virtutibus atque meritis etc. edita a Henr. Aug. Schott. Lips. 1808. 8., und eine Vorlesung zum Andenken des verewigten Prof. Carus ꝛc. von M. C. A. Schwartze (11. St. der neuen teutschen Monatsschrift 1807.), damit verbindet sich die Vorrede Hands zum 7ten Bande der nachgelassenen Werke. (*A. Wendt.*)

CASANOVA. In den Memoiren Casanova's wird von der Familie folgender Stambaum gegeben: 1) Don Jakob Casanova, aus Saragossa gebürtig, Secretär des Königs Alfons V., entführte 1428 die Nonne Donna Anna Palafox, die er nach erhaltener Dispensation heirathete. Deren Sohn war 2) Don Juan, welcher auf der Reise mit Columbus 1493 starb. Von ihm stamte 3) der Dichter Marco Antonio Casanova, dessen Sohn 4) Jakob Casanova, Oberster bei der Armee war, welche Farnese gegen König Heinrich von Navarra führte, von dessen Enkel 5) Cajetan Joseph Jakob stamt, welchen die Reize einer Schauspielerin selbst auf die Bühne brachten. Er verheirathete sich nachmals mit der schönen Tochter eines Schuhmachers, welche zuerst in London die Bühne betrat, dann zu Venedig, und nach dem Tode ihres Mannes in Petersburg, Warschau und Dresden. Von mehren Kindern aus dieser Ehe sind zu nennen: 6) Jakob, geb. zu Venedig 1724, 7) Franz, geb. zu London 1727, und 8) Johann, geb. zu Venedig 1730. Die denkwürdigsten von diesen sind die unter 3, 6, 7, 8 Genanten.

Marco Antonio Casanova war Epigrammendichter im Geiste Martials. Die italienischen Litteratoren stimmen darin überein, daß seine Gedichte allerdings geistreich, aber zu affektirt gewesen. Er war Secretär bei dem Cardinal Pompejus Colonna, und sein Parteieifer für die Colonna verleitete ihn zu einer so beißenden Satire gegen den Papst Clemens VII., daß er deshalb Rom verlassen mußte, und ohne des Papstes

†) Vergl. P. Samuel, Timon Imago Antiquae Hungariae. (Wien 1754. 4.) p. 6.

*) Historia antiquior sententiarum ecclesiae graecae de accommodatione Christo imprimis et Apostolis tributa.

**) Carus nachgelassene Werke, 1. u. 2. Band: Psychologie; 3. Bd.: Geschichte der Psychologie; 4. Bd.: Ideen zur Geschichte der Philosophie; 5. Bd.: Psychologie der Hebräer; 6. Bd.: Ideen zur Geschichte der Menschheit; 7. Bd.: Religionsphilosophie und Moralphilosophie. Leipzig 1808—10. 8. (Herausgeg. von Ferd. Hand).

Zuwachs verschafften, und denen auf jenen Grenzen die arae Philaenorum geweiht waren [61]); des Suffeten Hamilcar, der sich zur Sühnung der Götter in die Flammen stürzte, und dafür göttlich verehrt wurde [62]); auch der sardinische Held Jolaus [63]) muß in Carthago verehrt worden seyn, wenigstens wird er in dem Tractat zwischen Hannibal und Philipp von Macedonien, worin mehre Götter als Zeugen des Bundes angerufen werden, genant. Wir setzen zum Schluß des Götterverzeichnisses die Stelle hieher, da sie einen Blick über das Pantheon von Carthago gewährt, wiewol auch die macedonischen Landesgottheiten darin genant sind, und man nicht mit Sicherheit ersieht, welche Götter dem einen oder dem andern State angehören. „Eid, welchen abgelegt Hannibal der Feldherr, Magonos, Myrcenos u. s. w. an Xenophanes den Athener, Gesandten des Königs Philipp u. s. w. im Angesicht des Zeus, der Here und des Apollon: im Angesicht des Schutzgottes von Carthago und des Herkules und Jolaos: im Angesicht des Ares, Triton und Poseidon: im Angesicht der uns im Kriege beistehenden Götter, und der Sonne und des Mondes und der Erde: im Angesicht der Ströme und Wiesen und Gewässer: im Angesicht aller Götter, welche Carthago besitzen: im Angesicht aller Götter, die diesen Feldzug begleiten, und über diesen Eid wachen [64])."

Als allgemeine Namen der Götter komt vor 1) alonim und alonuth d. i. עליונים ועליונות superi superaeque, gleich in der ersten Zeile des punischen Gebetes beim Plautus [65]), wozu der phönicische Eigenname Abdalonimus zu vergleichen d. i. עבדעליונים servus superorum, 2) wurden die Schutzgötter und Schutzgöttinnen auf Inschriften gern als Herren und Herrinnen angeredet (אדון, בַעַל, רַבָּה, s. oben die Humbertschen Steine).

Wie die Phönicier, hatten auch die Carthager keinen erblichen Priesterstand. Das Priesterthum war mit edler Geburt, mit Reichthum und Ansehen im Volk, auch wol mit Statsämtern verbunden. Man wählte die edelsten und unbescholtensten Bürger zu Priestern [66]), und die Feldherrn selbst verrichteten vor dem Feldzuge oder vor wichtigen Unternehmungen die Opfer [67]). Priesterwürde und Priesterrecht schützte indessen nicht vor roher Mishandlung, und die Priester scheinen überhaupt nicht sacrosancti gewesen zu seyn; wenigstens ward der Priester Karthalo von seinem eigenen Vater (der freilich an der Spitze eines aufrührerischen Heeres stand) in der Priesterkleidung ans Kreuz geschlagen [68]).

Im Allgemeinen können die Carthager ein sehr religiöses Volk genant werden. Die Religion durchdrang ihre ganze Denk- und Lebensweise. Schon dem Neugebornen wurde ein Name beigelegt, der ihn als frommen Verehrer der Nationalgottheiten bezeichnete [69]); nichts Wichtiges wurde ohne die Götter beschlossen und begonnen; kein glückliches Ereigniß war ohne feierliche Dankopfer, kein trauriges ohne Sühnopfer (s. oben) und Kasteiungen jeglicher Art [70]); auf Reisen, in das Kriegsgetümmel und auf die Seefahrten begleiteten den Carthager seine Penaten [71]) und das heilige im Lager aufgeschlagene Zelt, der hebräischen Stiftshütte vergleichbar [72]). In den neu angelegten Colonien war die Errichtung von Tempeln und Altären stets eins der ersten Geschäfte. Sie legten einen großen Werth auf Träume, auf Offenbarungen der Götter [73]), und in dem Glauben an die stete Einwirkung sowol als Voraussicht der Götter befragten sie nicht blos einheimische Weissager und Orakelpriester, sondern beschickten auch fremde Orakelstätten, als das Ammons-Orakel in Ägypten [74]) und Delphi [75]). Sie kanten die Heiligkeit des Eides und eine rächende Nemesis [76]), sie ehrten die Ruhe der Todten in ihren Gräbern [77]).

Aber dennoch hatte die Religion auf dieses Volk nur einen geringen und wenigstens keinen wohlthätigen Einfluß; denn fern von dem reinmenschlichen heiteren Charakter des hellenischen Götterdienstes war sie doch größtentheils nur ein finsterer, blutdürstiger, menschenfeindlicher Aberglaube. „Besser wäre es gewesen, sagt ein allerdings für den griechischen Cultus und dessen ideale Auffassung lebhaft begeisterter Grieche [78]), den Critias und Diagoras, anerkante Atheisten, zu Gesetzgebern zu nehmen, als solch eine menschenopfernde Religion zuzulassen. Nichts schlimmeres hätten die Typhonen und Riesen, diese Feinde der Götter, wenn sie obgesiegt hätten, einführen können." Ungeachtet daher alle Künste des Krieges und Friedens in Carthago blühten, und der Stat sich durch Ackerbau, Industrie aller Art, Seehandel, Colonien, Eroberungen, zu einer seltenen Höhe empor geschwungen hatte, blieb der Volkscharakter im Ganzen genommen hart und barbarisch [79]). Da ihre blutdürstigen Götter von einem jeden von ihnen so theure Opfer verlangen konten, so schonten sie um so weniger des Blutes ihrer Mitbürger sowol als der Fremden. Sie behandelten untergebene und unterworfene Völker mit unmenschlicher Härte, besonders wenn Eigennutz und Habsucht ins Spiel kam; die empörendsten Grausamkeiten wurden verübt, wo etwa ein Handelsmonopol gefährdet schien; die poena fides war sprüchwörtlich geworden; und zu einem gräulichen Sittenverderbniß, insbesondere der Weiber, gab ihre Religion selbst die nächste Veranlassung her. (*Gesenius.*)

Carthagische Sprache s. Punische Sprache.

Carthagische Münzen s. Punische Münzen.

CARUANCA, ein Berg des alten Pannoniens, dessen Ptolemäus im zweiten Buche seiner Geographie er-

61) Sallust. Jug. 81. Val. Max. V, 6. 62) Herod. 7, 167. Athenag. leg. pro christ. 12, 6. 63) Hesiod. Scut. Herc. 78. Pausan. X, 17. 64) Polyb. VII, 9. 65) Poenulus V, 1. und das. den Scholiasten Sisenna. 66) Diod. 14, 77. 67) Diod. XI, 21. XIII, 86. Nep. Hann. 2. Liv. XXI, 1, 45. 68) Justin. XVIII, 7.

69) S. über diese religiöse Namengebung m. Comment. zu Jes. 7, 6. Kosegarten de prisca Aegyptiorum litteratura. S. 26. 27. 70) Diod. 19, 106. 20, 9. Appian. Pun. 43. 71) Nep. Hannibal. cap. 9. 72) Diod. 20, 65. vergl. Amos 5, 26. Apostelgesch. 7, 43. 73) Cic. divinat. 1, 24. 74) Sil. Ital. 3, 6. 75) Diod. 19, 2. 76) S. Münter a. a. O. S. 133. 77) Ebend. S. 135. 78) Plutarchus de superstitione 12. 79) Plut. reip. gerendae praecepta. c. 5.

der Prinz de Ligne nicht ungegründet fand. „Ich selbst, sagt dieser, habe ihm oft den Pistolen- oder Kanonenschuß vorgeworfen, dessen Dampf ihm die letzte Hand an seinen Bildern zu ersparen bestimt war. Die Turbane seiner Türken glichen mehr Flecken und Klecksen, als einem bestimten Gegenstande; die Köpfe seiner Rosse malte er eigensinnig klein und kurz, wie die Neapolitaner, und zwar aus Grundsatz, weil seine Pferdepuppe so gebildet war. Überhaupt war er ein Sonderling wie sein Bruder. (*H.*)

CASANOVA, Giovanni, kam in seinem 8ten Jahre mit seiner Mutter, welche der Kurfürst von Sachsen und König von Polen für ihre Lebenszeit engagirt hatte, nach Dresden, wo er, erst unter Louis von Silvestre, dann unter Dietrich der Malerei sich widmete. Der König ließ ihn nachher nach Italien reisen, wo er 3 Jahre lang zu Venedig unter Piazetta studirte. Als im J. 1752 Mengs von Dresden nach Rom zurückreisete, nahm er auf Befehl des Königs Casanova mit dahin, und dieser blieb bei ihm, bis Mengs im J. 1762 nach Spanien reisete. Innerhalb dieser Zeit war er mit Mengs in Florenz und Neapel gewesen. An allen diesen Orten zeichnete er viel und fast ausschließlich nach Rafael und den Antiken. In Rom gewann er den großen Preis beim Wettstreit der Künstler und bei der Akademie des Capitols, und malte nach der Abreise von Mengs das Bildniß Clemens XIII., welches dieser der Sorbonne schenkte. Sein ältester Bruder, welcher an einer Stelle seiner Memoiren sagt, Mengs habe nicht einen einzigen würdigen Schüler hinterlassen und sein Bruder verdiene den Namen seines Schülers nicht (VII. 152.), läßt ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ihn einen großen Gemäldekenner nent (II. 353.). Auf Kosten seines Königs reisete er, und vermittelte den Ankauf der Galerie des Herzogs von Modena für 100,000 Zechinen. Mit Winkelmann vereinigte er sich zur Herausgabe der Monumenti ineditii, wozu er alle Zeichnungen verfertigte, auf gemeinschaftliche Kosten, was aber nachmals Streitigkeiten unter ihnen veranlaßte. Mehre Anerbieten zu Anstellungen schlug Casanova aus, und kehrte nach Dresden zurück, wo er 1764 zum Professor der bildenden Künste und Director der Akademie der Künste ernant wurde. Über seine Gemälde s. Kellers Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern. Als Schriftsteller hat sich Casanova bekant gemacht durch seinen Discorso sopra gl'Antichi principalmente in Dresda (Leipzig 1770. übersetzt das. 1771). Er starb zu Dresden gegen Ende des Jahres 1795. (*H.*)

CASCADE, ein Wasserfall, ist die Benennung einer Vorrichtung bei Lustfeuerwerken, die in ihrer Wirkung einen feurigen Wasserfall darstellet. Sie bestehet aus einem pyramidenförmigen Gerüste von Latten, auf dem sogenante Brilliant-Brander, abwärts geneigt, angebracht sind, so daß in jeder horizontalen Reihe zwei Brander weniger sind, als in der nächsten unter ihr. Oben auf dem Gerüste stehet ein starker Brand senkrecht, und treibt sein glänzendes Feuer in dieser Richtung aufwärts. Die Brander sind aus starkem Doppelpapier, gleich den Raketenhülsen gepappt, und mit einem lebhaft brennenden Satz von

1 — 3 Pfund Mehlpulver
$\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{2}$ „ Musketenpulver
$\frac{1}{2}$ — 1 „ eiserne Bohrspähne aus den Gewehrfabriken oder gestoßenes Gußeisen

fest ausgeschlagen, wenn vorher auf das $\frac{1}{2}$ innern Durchmesser des Branders weite Brandloch, 2 Schaufeln klar geriebenen Thon und alsdann 2 Schaufeln eines faulen Satzes von 1 Pf. Mehlpulver und $\frac{1}{16}$ Pfund klaren Kohlen, gesetzt worden.

Eine noch schönere Wirkung thut die bewegliche Cascade, wo an einer 6 Fuß langen, eisernen Spindel, die auf einer 8—10 Fuß hohen Säule stehet, und an der sich zwei hölzerne Räder über einander drehen, auf deren Felgen oben Brilliant-Brander von der eben beschriebenen Art befestigt sind. Das obere viereckige Rad, hat einpfündige ($1\frac{1}{2}$ Zoll starke), das untere, sechsseitige Rad aber, zweipfündige Brander (an 2 Zoll Stärke); und jedes läuft auf einer hölzernen Kugel, die auf die Spindel geschoben und so befestiget ist, damit das Rad ohne Schleudern, gleichförmig auf ihr umläuft. Zu oberst der Spindel ist ein $2\frac{1}{2}$ Zoll starker Brander senkrecht befestiget und durch herabgezogene Stopinenfäden mit beiden Rädern verbunden, um bei dem Zünden alles zugleich in Brand zu setzen. (*v. Hoyer.*)

CASCALHO, Name des eisenschüssigen mit Quarzkörnern gemengten Sandes, der in Brasilien Diamante führt. (*Germar.*)

CASIGNETUS (Entomologie). Mac Leay *) beschreibt einen brasilischen Käfer, von dem er zweifelhaft ist, ob er vielleicht nicht als Weibchen zu einer Art seiner Gattung Pholidotus, die als Untergattung von Lamprima betrachtet werden kann, gehöre, und nent ihn Casignetus geotrupoides. Die angegebenen Kennzeichen sind: die drei letzten Fühlerglieder bilden, wie bei Hister eine durchblätterte Kolbe; die Taster sind kurz, das zweite Glied der Kinnladentaster ist sehr kurz; das Kinn bildet einen Halbkreis. Der dreieckige Kopf ähnelt dem des Geotrupes stercorarius, Kopf und Halsschild sind flachgedrückt. Das Brustbein ragt kaum hervor. Das fünfte Tarsenglied führt vor den Krallen einen langen gabelförmigen Fortsatz. Die Farbe ist schmuzig blau, der Körper unten erzfarbig, mit silbernen Schuppen bedeckt, Kopf, Halsschild und die Deckschilde in der Nähe des Schildchens sind rauch. (*Germar.*)

CASNONIA (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Carabici, und der Unterabtheilung mit abgestutzten Deckschilden, von Latreille (Histoire natur. et iconogr. des ins. Coleopt. d'Europe. Livrais. I. p. 77) errichtet, der die Arten früher mit Agra vereinigt hatte. Fast gleichzeitig mit Latreille stellte Klug (Act. nov. physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. Tom. X.

*) Horae entomologicae I. p. 93.

Sect. II. p. 500) diese Gattung auf und nante sie Ophionea. Früher waren die hieher gehörigen Arten von den Schriftstellern zu Agra, Odacantha und Colliuris gerechnet worden. Die Kennzeichen sind: abgestutzte Deckschilde; Taster mit eiförmigem, beinahe spitzigem Endgliede; Fühler weit kürzer als der Körper; Tarsen fadenförmig, das vorletzte Glied zweispaltig; Halsschild sehr langgestreckt, vorn stark zusammengeschnürt; Kopf langgestreckt, hinter den Augen kegelförmig verengt. Dejean (Species general des Coleoptères Tom. I. p. 170) beschreibt vier Arten, von denen drei in Amerika einheimisch sind, eine aus Bengalen stamt. Die bekanteste Art ist C. pensylvanica (Attelabus pensylvanicus Linn. Odacantha pensylvanica Herbst.). (*Germar.*)

CASSELIUS, Cascellius, auch Caselius und Caesellius mit dem Vornamen Aulus, ein berühmter römischer Rechtsgelehrter, im Zeitalter Cäsars und August's, etwa 30 Jahre vor Chr. Geb. Horaz rühmt ihn in der Ars poetica als einen gelehrten Kenner des Rechts, doch soll er sich mehr durch Anmuth, Feinheit, wohlangebrachten Scherz und treffenden Witz im mündlichen Vortrage ausgezeichnet haben. Der republikanischen Verfassung mit unerschütterlicher Treue anhangend, folglich ein Feind aller Usurpation, schlug er das Consulat aus, welches ihm August übertragen wollte. Als er einst freimüthig gegen Julius Cäsar und dessen Dictatur sprach, und seine Freunde ihn deshalb warnten, sagte er: alt und kinderlos brauch' ich mir keinen Zwang anzuthun. Ein Buch bene dictorum, das er schrieb, ist verloren gegangen *). (*Baur.*)

Cassianus, Bassus, s. Geoponica.

CASSIANUS, Johannes Massiliensis, war einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Semipelagianismus, d. h. derjenigen Denkart, welche sich in der christlichen Kirche kurz vor und zu Augustin's Zeiten in Folge seines Kampfs mit den Pelagianern, vorzüglich in Gallien entwickelte, und welche, weil sie einen Mittelweg zwischen Augustin's und Pelagii Lehre befolgte, von einem spätern Zeitalter mit dem Namen Semipelagianismus bezeichnet wurde. Eben daher ist Cassianus für die christliche Dogmengeschichte sehr wichtig. Seine Lebensumstände sind größtentheils ungewiß. Sein Geburtsjahr sowol als auch sein Vaterland sind unbekant. So viel ergibt sich indessen aus den nachfolgenden Ereignissen seines Lebens, daß er nach der Mitte des 4ten Jahrhunderts geboren ward, auch daß er ein Abendländer war, dürfte sich mit ziemlicher historischer Gewißheit annehmen lassen. Seinen frühesten Religionsunterricht erhielt er in dem Kloster Bethlehem bei Jerusalem. Hier verband er sich mit dem Mönche Germanus, und machte mit ihm eine Reise nach Ägypten, der Wiege des Mönchslebens. Sie besuchten die thebaische und scetische Wüste, wo sich Mönche und Einsiedler jeder Art befanden. Nachdem sie 7 Jahre hier zugebracht hatten (von 390—397), kehrten sie nach Bethlehem zurück. Doch noch einmal besuchten sie die scetische Wüste wieder. Hierauf begaben sich beide Freunde nach Constantinopel, wo der berühmte Johannes, welcher wegen des Zaubers seiner Beredsamkeit den Namen Chrysostomus erhielt, den bischöflichen Stuhl inne hatte. Von ihm erhielt Cassianus die geistliche Weihe, und ward zum Diaconus ordinirt. Jener ausgezeichnete Lehrer der griechischen Kirche hatte auf die Bildung und Denkart des Cassianus einen großen Einfluß. Als es der Cabale schlechtgesinnter Menschen gelungen war, den berühmten Bischof von seiner Stelle zu vertreiben, schickte die dem Chrysostomus treu gebliebene constantinopolitanische Geistlichkeit im J. 405 den Cassianus nebst seinem Freunde Germanus an den Papst Innocentius I. nach Rom. Da Pelagius sich um diese Zeit in Rom aufhalten mußte, so ist die von einigen Gelehrten geäußerte Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß Cassianus hier die persönliche Bekantschaft des Pelagius gemacht habe. Um's Jahr 415 erblicken wir den Cassianus in Massilia, jener berühmten Handelsstadt der Gallia Narbonensis. Hier ward er Presbyter und verblieb daselbst bis an's Ende seines Lebens. Bei dieser Stadt legte er, wie Gennadius de scriptoribus ecclesiasticis c. 61. erzählt, zwei Klöster, ein Manns- und ein Frauenkloster, an. Er folgte hiebei den Einrichtungen, welche er in Palästina und Ägypten hatte kennen lernen. Mit Recht wird er zu den ersten Gründern des Mönchsthums in Gallien und dem ganzen Occidente gerechnet. Nach dem von ihm gegebenen Muster wurden viele Klöster in Gallien und Spanien angelegt, und seine Bücher de Institutis Coenobiorum erlangten das Ansehen einer Mönchsregel. Sein Todesjahr läßt sich nicht genau bestimmen. Nur so viel berichtet Gennadius, daß er unter der Regirung des Theodosius und Valentinianus gestorben sey.

Cassian's bis auf unsere Zeiten gekommene Schriften sind: 1) zwölf Bücher de Institutis Coenobiorum; 2) vier und zwanzig Collationes Patrum, enthaltend Unterredungen des Cassianus und Germanus mit ägyptischen Mönchen; 3) sieben Bücher de incarnatione Christi gegen den Nestorius. Die beste Ausgabe seiner Schriften ist die, welche der Benedictiner Gazet (Gazaeus) zu Arras (Atrebati) 1628 zum zweiten Male veranstaltet hat. Diese ist wiederum herausgegeben zu Frankfurt a. M. unter dem Titel: Joannis Cassiani Opera omnia, cum commentariis D. Alardi Gazaei, coenobitae Vedastini (zu St. Vedast in Arras), ordinis sancti Benedicti. Ab eodem denuo recognita, commentariis ipsis tertia parte auctioribus illustrior reddita: novoque insuper in libros de Incarnatione, qui desiderabatur, commentario locupletata, Francofurti 1722; und dann wiederum Lipsiae 1733. Für die Kentniß des Cassianischen Lehrbegriffs ist die 13te Collation vorzüglich wichtig. Deshalb trat gegen dieselbe der eifrige Bestreiter des Semipelagianismus, Prosper Aquitanus, auf und schrieb sein berühmt gewordenes Büchlein: de gratia Dei et libero arbitrio contra Collatorem.

Seinen Mönchen die sittliche Beschaffenheit des Menschen in seinem natürlichen Zustande, der Schrift

*) Valer. Max. lib. VI. cap. 2. ex. 12. Bertrandi vitae ICtor. Grotii vitae ICtor.

gemäß, darzustellen, und sie die beiden entgegengesetzten Abwege, des die Freiheit des Menschen vernichtenden Augustinismus, und des den Tugendstolz und die Meinung eigner Verdienstlichkeit nährenden Pelagianismus vermeiden zu lehren, — dies war die Aufgabe, welche Cassianus sich stellte. Er suchte einen Vereinigungspunkt der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade, wobei sowol die Foderung der sittlichen Natur des Menschen, als auch sein religiöses Bedürfniß sich befriedigt fände. Aus diesem Gesichtspunkte ist der anthropologische Lehrbegriff des Cassianus, so weit wir ihn in seinen bis auf unsere Zeit gekommenen Schriften dargestellt finden, zu betrachten. Das Charakteristische der cassianischen Lehre liegt in der Ansicht, welche Cassian von dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande hatte. Nach dem Augustinus ist der Mensch in seinem gegenwärtigen natürlichen Zustande sittlich-todt, nach dem Pelagius gesund, nach dem in der Mitte stehenden Cassianus krank. Die Grundansicht des Cassianus und der eigentliche Grundton des von ihm entwickelten Semipelagianismus ist also: der Mensch ist seinem gegenwärtigen sittlichen Zustande nach von Natur zwar nicht todt, aber auch nicht gesund. Er ist sittlich-krank, und bedarf daher des Arztes. Er muß aber mit seinem guten Willen dem Arzte entgegen kommen, um geheilt zu werden. Dabei gab Cassian auf eine ganz eigenthümliche Weise zu, daß gleichwol einige, bei welchen sich dieser gute Wille nicht fände, durch die zuvorkommende Gnade gebessert würden. Hiezu ward er durch die Betrachtung bestimt, daß die Freiheit des menschlichen Willens der göttlichen Gnade keine Schranken setzen dürfe, so wie durch die neutestamentlichen Beispiele eines Paulus und Anderer, bei welchen die Gnade dem freien Willen zuvorgekommen sey. Aber auch bei diesen, bei welchen kein Entgegenkommen des freien Willens Statt fand, sollte keinesweges das Vermögen des Willens aufgehoben seyn. Auch diese hätten durch eigne Kraft den Wunsch der Besserung, das fromme Verlangen der Gnade entgegenbringen können, obgleich die göttliche Gnade auf eine unerforschliche Weise ihrem Verlangen zuvorkam. Auch auf eine unwiderstehliche Weise sollte die Gnade, welcher Cassian immer einen großen Einfluß sowol auf den Verstand als auch auf den Willen des Menschen beilegte, nicht wirken, wodurch doch dem Menschen das, wenn auch nur geringe Verdienst blieb, daß er dieselbe nicht beharrlich von sich zurückgewiesen habe. — Eine absolute Prädestination und Beschränkung der Erlösung auf die Auserwählten konte Cassian nicht annehmen, weil er neben der Gnade den freien Willen des Menschen so nachdrücklich vertheidigte. Indessen entwickelte er über die Vorherbestimmungslehre und den Umfang der Erlösung seine Ansicht nicht ausführlich, sondern es kommen nur gelegentliche Äußerungen vor, die jedoch seine Annahme einer bedingten Prädestination und der Allgemeinheit der Erlösung unzweifelhaft lassen.

Eine ausführliche Monographie über den Cassian nach dessen Leben, Schriften und Lehre hat der Unterzeichnete in drei Programmen: de Joanne Cassiano Massiliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur, Rostochii 1824. 25, apud Stillerum in commissis zu geben versucht. Hiemit ist zu vergleichen Gefken historia Semipelagianismi antiquissima, Gottingae 1826.

(*D. Gustav Friedr. Wiggers.*)

CASSIDA. Schildkäfer. (Entomologie). Käfergattung von Linné errichtet und von allen spätern Schriftstellern angenommen. Sie gehört in die Abtheilung mit viergliederigen Tarsen an allen Füßen, und zeichnet sich durch kreis- oder eirunden, unten ganz platten, oben gewölbten Körper, mit deutlich abgesetzten Rändern des Halsschildes und der Deckschilde, sehr kleinen, oft ganz unter dem Halsschild verborgen liegenden Kopf und fadenförmige, ziemlich lange, auf der Stirn dicht beisammenstehende Fühler aus. Es sind kleine oder mittelgroße Käfer, welche dieser Gattung angehören, die auf Blättern vorkommen, und bei der Kürze ihrer Beine, wenn sie still sitzen, einer zufälligen Schuppe gleichen. Viele derselben besitzen im Leben auf den Deckschilden und dem Halsschilde, einen prachtvollen, gold- oder silberglänzenden Perlmutterschein, der mit dem Tode verschwindet, sich aber durch Aufweichen des Körpers in warmen Wasser wieder herstellen läßt. Die Larven dieser Thiere, welche Rösel *) abgebildet hat, sind ganz platt, am Rande ringsum mit Dornen besetzt und gewöhnlich mit ihrem Unrathe und den Überbleibseln der letzten Häutung bedeckt. Die Puppe ist ebenfalls sehr platt, mit feinen, zahnförmigen Fortsätzen an den Seiten und einem breiten, vorn gerundeten und den Kopf bedeckenden Halsschilde. Es sind sehr viele Arten dieser Gattung aus allen Welttheilen bekant, die man in zwei Familien bringen kann. I. Der Kopf auf der Oberseite ganz von dem halbkreisförmigen Halsschilde bedeckt. C. equestris: oben grün, dicht und zerstreut punktirt, unten schwarz, der Rand des Hinterleibes und die Beine gelb. Besonders auf Münze. Hat lebend oft einen Silberschein um das Schildchen herum. C. margaritacea fast halbkugelförmig, oben grün, mit Perlmutterschein, Deckschilde mit Punktstreifen, Kopf und Brust schwarz, Beine und Hinterleib blaß. Ähnelt einem Thautropfen, in dem sich die Sonne spiegelt. II. Das Halsschild vorn ausgerandet, die Stirn unbedeckt (*Immatidium* Fabr.) und C. bidens. schwarz, Deckschild auf der Naht mit einem langen gemeinschaftlichen Stachel. Fast einen halben Zoll lang. In Brasilien einheimisch. (*Germar.*)

CASSIODORUS, Magnus Aurelius, stamte von einer im südlichen Italien reichbegüterten Familie ab. Er war zu Scyllacium in einem der sechsziger Jahre des fünften Jahrhunderts geboren [1], und seine Jugend und

*) Ins.-Bel. II. Scarab. terr. Class. III. tab. VI.

1) Die gewöhnliche Angabe, daß Cassiodor im Jahre 479 geboren sey, ist durchaus falsch, und die Annahme, zu der man sich dadurch gezwungen gesehen hat, daß nicht unser Cassiodor, sondern sein Vater in Odoacers Diensten gewesen, fällt mit jener Angabe von selbst zusammen. In den Var. lib. I, ep. 4. wird der Vater von dem Sohne so deutlich unterschieden, daß eine Verwechselung beider nur der Oberflächlichkeit und dem Bestreben, eine Schwierigkeit zu umgehen, ihre Entstehung verdankt. Von Cassiodors Vater wird an der angeführten Stelle gesagt, er habe dem römischen Reiche unter Valentinian wesentliche Dienste geleistet,

Erziehung fiel in die Zeit, wo Odoacer dem weströmischen Reiche ein Ende und sich selbst zum Beherrscher von Italien machte. Da er jedoch weder in der Verwaltung noch in den Gesetzen des Landes eine bedeutende Veränderung vornahm, da vielmehr Rom seinen Senat und seine Consuln behielt, und der Hof des barbarischen Königs sich mit den prunkreichen Titeln und Ämtern des untergegangenen Kaiserthums umgab, so blieb die Civilverwaltung in den Händen der Italiener. Dem Ansehen, welches seine Familie in den letzten Zeiten des Kaiserthums genossen hatte, und seiner ausgezeichneten Bildung verdankte es Cassiodor, daß er schon als Jüngling Odoacers Aufmerksamkeit auf sich zog, und an den Hof desselben berufen, schnell sein Glück machte. Er wurde zum Comes rerum privatarum ernant, und verwaltete das Amt mit einer solchen Umsicht und Uneigennützigkeit, daß ihn Odoacer bald darauf zum Finanzminister oder zum Comes sacrarum largitionum erhob [2]). Dieses Vertrauen des Königs rechtfertigte zwar Cassiodor durch seine Talente, aber vergalt es nicht durch eine dankbare Anhänglichkeit. Denn er scheint einer der Ersten gewesen zu seyn, die den Odoacer im Unglück verließen. Als nämlich Odoacer im Jahre 490 dem ostgothischen Könige Theodorich entgegengehen mußte, und nach dem Verlust der beiden Schlachten am Flusse Isonzo und bei Verona genöthigt war, sich in seine Hauptstadt Ravenna zurückzuziehen, verließ Cassiodor, statt sich mit seinem Gebieter den Mühseligkeiten und Gefahren einer Belagerung auszusetzen, diese Stadt, und begab sich auf seine Güter nach Unteritalien. Er empfahl sich hier dem Sieger sogleich durch einen wichtigen Dienst. Denn er bewog die unteritalischen Provinzen und die Insel Sicilien, die anfangs Miene machten, sich den Gothen zu widersetzen, zu freiwilliger Unterwerfung unter Theodorichs Herrschaft. Unter diesen Umständen konte es Cassiodor nicht anders als erwünscht seyn, daß Theodorichs Vertrag mit Odoacer unmittelbar nach seiner Abschließung gebrochen, und Odoacer ermordet ward (493). In diesem Vertrage war dem Odoacer ein gleicher Antheil an der Regirung Italiens eingeräumt worden, und Odoacers Unwille über Cassiodors Verrath hätte für diesen hinderlich, oder sogar gefährlich werden können, wenn der Vertrag pünktlich vollzogen worden wäre; jetzt dagegen wurde er an Theodorichs Hofe mit offenen Armen aufgenommen, und obgleich Theodorich großmüthig genug war, in Liberius, der dem Odoacer bis an den Tod treu geblieben war, die unerschütterliche Anhänglichkeit zu bewundern und zu belohnen, so war er doch zu klug, um nicht Cassiodors schon geleistete Dienste anzuerkennen, und die Talente, welche noch mehr zu leisten versprachen, für sich zu gewinnen. Er behielt ihn jedoch nicht sogleich in der Nähe seiner Person, sondern schickte ihn als Präfekten nach Unteritalien, um die durch ihn zur Unterwerfung gebrachten Gegenden darin zu erhalten und zu befestigen [3]).

Da Theodorich die Gothen und Italiener von einander getrent hielt, so ging in der Lage der letztern keine Veränderung vor. Außer einem Drittel ihres Grundeigenthums verloren sie nichts; sie behielten ihre persönliche Freiheit, ihre Gesetze und Sitten; Theodorich schonte nicht allein ihre Religion, sondern auch die ganze Einrichtung der politischen Verfassung. Sein Hof war dem kaiserlichen Hofe selbst in den Fehlern und Misbräuchen nachgebildet; die ganze Beamtenhierarchie des römischen Reiches blieb in ihrer Form bestehen, und verhüllte die Herrschaft eines barbarischen Königs. Da Theodorich dem oströmischen Kaiser einen Vorrang zugestand, so erschien er in den Augen seiner italienischen Unterthanen als dessen Statthalter, und seine Gothen konten für ein Miethheer gelten, das mit dem dritten Theile des Grundeigenthums besoldet ward. Während die Gothen auf ihre militärische Stellung angewiesen blieben, und ihren Heerkönig nur als eine Art von Generalstab umgaben, bekleideten Italiener alle Statsämter, und bildeten die prunkvolle und römische Seite des Hofes zu Ravenna. An diesem trat Cassiodor von neuem auf, nachdem er ein Jahr lang Präfekt von Unteritalien gewesen war, und durchlief nach und nach alle Stufen des römischen Beamtenwesens. Seine Kentniß der römischen Gesetze, und seine Gewandtheit im Ausdrucke verschaffte ihm zuerst die Quästur [4]). Als Quästor war er bei der Abfassung von öffentlichen Schriften des Königs rechte Hand, und bei der Haltung von öffentlichen Reden die Stimme der königlichen Zunge [5]). Sein Styl ward das Muster für Berichte und Briefe, und in allen von Cassiodor verfaßten Bekantmachungen und Schreiben, sie mochten an einen italienischen Beamten, oder an einen barbarischen Hof gerichtet seyn, herrscht eine Eleganz, die sich in einem Schwall von declamatorischen Worten, und in der Einmischung von gelehrtem Prunke geltend macht [6]). Nach der Quästur wurde Cassiodor zum Praefectus Praetorio, oder zum obersten Statsminister ernant; Theodorichs Zufriedenheit mit seinen Dienstleistungen zeigt sich in den Ehrenbezeigungen, mit denen er ihn überhäufte. Denn Cassiodor wurde zum lebenslänglichen Patricius erhoben, und auf das Jahr 514 zum Consul ernant. Sein unterwürfiges Benehmen und seine unermüdliche Thätigkeit für die Verwaltung des gothischen Reichs entzog ihn dem Verdachte, welchen Theodorich in den letzten Jahren seiner Regirung gegen die Italiener faßte, und dem er Boethius

und sich dann in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen; von ihm kann daher nicht gelten, was Theodorich in dem 4ten Briefe rühmend erwähnt, Cassiodor habe sich als adolescens unter seinem Vorgänger Odoacer in der Würde eines Comes rerum privatarum und sacrarum largitionum ausgezeichnet, sondern es muß sich auf den Sohn beziehen. In diesem Falle muß aber ein Mann, der vor dem Jahre 490 so hohe Würden bekleidete, wenigstens zwischen den Jahren 460 und 465 geboren worden seyn. 2) Variar. lib. I, ep. 4.

3) Var. lib. I, ep. 3. Von dieser Verwaltung Unteritaliens sagt Cassiodor Var. lib. XI, ep. 39.: Servarunt me judicium suum, et quibus privatus ob avis atavisque profui, vicarius eius eram meis fascibus adjuvare. 4) Variar. lib. V, ep. 4.: Omnes, quos ad Quaesturae culmen evehimus, doctissimos aestimamus, quales legum interpretes et consilii nostri decet esse participes, dignitas, quae nec divitiis, nec solis natalibus invenitur, sed tantum cum doctrina cum conjuncta potest impetrare prudentia. 5) Variar. lib. VI, formul. 5. 6) Tiraboschi bezeichnet Cassiodors Styl sehr treffend als eine barbara eleganza.

und Symmachus zum Opfer brachte. Cassiodor hatte durchaus keine Ursache, mit einer Regirung unzufrieden zu seyn, welche ihm persönlich alle mögliche Ehre erwies, und für sein Vaterland einen bessern Zustand herbeiführte, als es seit langen Jahren genossen hatte. Er hielt sich daher von allen Verbindungen mit dem oströmischen Hofe und von allen Umtrieben gegen die gothische Herrschaft entfernt, und verlor niemals Theodorichs Vertrauen.

So untergeordnet Cassiodor neben Theodorichs ausgezeichneter Persönlichkeit war, so wichtig, aber auch schwierig wurde seine Stellung nach Theodorichs Tode. Das von diesem Könige erhaltene Gleichgewicht zwischen den italienischen und gothischen Elementen des Reichs konte nur von einer eben so kräftigen Hand behauptet werden; allein Theodorich hinterließ keinen erwachsenen Sohn, sondern sein achtjähriger Enkel Athalarich folgte ihm nach. Die Mutter dieses Prinzen, Amalasuntha, führte mit der Aufsicht über seine Erziehung auch zugleich die Regirung, und folgte in beiden den Rathschlägen und Anweisungen Cassiodors. Ihre Vorliebe für römische und griechische Bildung verschaffte dem italienischen Elemente am gothischen Hofe das Übergewicht; die Gothen sahen mit Ärger und Verdruß die Regirung in den Händen eines Weibes und eines Italieners, und ihren künftigen König sich mit Wissenschaften beschäftigen, die in ihren Augen keinen Werth hatten, während er die Übung in den Waffen vernachlässigte. Sie benutzten eine Gelegenheit, wo der Prinz um eines kleinen Vergehens willen mit der Ruthe gezüchtigt worden war, um ihn seiner Mutter zu entreißen, und ihn im Umgange mit seinen Altersgenossen und in der Weise seiner Vorfahren heranwachsen zu lassen. Von diesem Augenblick an war das Gleichgewicht zwischen den gothischen und italienischen Bestandtheilen des Reichs gestört; Amalasuntha suchte durch eine Verbindung mit dem oströmischen Hofe eine Stütze, und durch Entfernung oder Ermordung ihrer Hauptgegner eine Erneuerung ihres Ansehens, allein sie vergrößerte dadurch die Abneigung der Gothen, und ward zuletzt ein Opfer derselben. Kaum war nämlich ihr Sohn an den Folgen der rohern Lebensweise, welcher er sich im Umgange und nach dem Beispiele der Gothen ergeben hatte, im Jahre 534 gestorben, so sah sie von allen Seiten ihre Feinde sich gegen sie erheben. Um sich wider dieselben zu schützen, vermählte sie sich mit Theodorichs Neffen, Theodat, dem einzigen männlichen Sprößling, der noch von dem alten Königsgeschlecht übrig war. Sie verpflichtete ihren Gemahl, sich mit dem Titel und dem Scheine der königlichen Würde zu begnügen, ihr aber allein die Verwaltung zu überlassen; allein Theodat hatte kaum die königliche Gewalt in seinen Händen, so ließ er Amalasuntha zuerst gefangen setzen und gab sie dann der Rache ihrer Feinde Preis. Obgleich Cassiodor Amalasuntha's leitender Rathgeber gewesen war, so war er doch ein zu unentbehrlicher Mann, als daß ihn Theodat in den Sturz der Königin verwickelt hätte. Er behielt daher auch unter Theodat und nach dessen Ermordung unter dem folgenden Könige Vitiges die Verwaltung der innern Angelegenheiten. Es war um so nöthiger, einen Italiener an der Spitze der Administration zu lassen, da der oströmische Kaiser Justinian die Uneinigkeit unter den Gothen zur Wiedereroberung Italiens zu benutzen suchte, und da es darauf ankam, die Italiener in der Treue und Anhänglichkeit an die gothische Regirung zu erhalten. Cassiodor ließ auch kein Mittel unversucht, um durch Ermahnungen und Wachsamkeit alle Bewegungen und Aufstände seiner Landsleute zu verhüten [7]), allein die Gothen waren nicht im Stande, den Waffen des kaiserlichen Feldherrn Belisarius zu widerstehen, und Cassiodor, der in seinem ganzen Leben den Mantel nach dem Winde gedreht und den jedesmaligen Machthabern gehuldigt und gedient hatte, hielt es jetzt für Zeit, die sinkende Sache der Gothen zu verlassen. Nach dem mißlungenen Versuche des Königs Vitiges, Rom den Kaiserlichen zu entreißen, begab sich Cassiodor im Jahre 538 nach Unteritalien in seine Vaterstadt. Da er aber zu alt war, um in den veränderten Verhältnissen sich eine neue politische Bedeutung zu erwerben, so zog er sich in ein von ihm bei Scyllacium erbautes Kloster zurück.

Mit Cassiodors Eintritt in das Kloster beginnt eine andere nicht minder nützliche und folgenreiche Seite seiner Thätigkeit. Er betrachtete das Klosterleben als einen Verein wissenschaftlich gebildeter Männer, und gab sich nicht allein Mühe, seine Mönche zu unterrichten, sondern hielt sie auch an, Abschriften nützlicher Bücher zu verfertigen. Dem abendländischen Klosterleben gab Cassiodor eine Richtung auf wissenschaftliche Bestrebungen, und er eröffnete der gelehrten Bildung in den Klöstern eine Freistätte, und sicherte den Schriften früherer Zeiten ihre Erhaltung dadurch, daß er an die Stelle von Hand- und Feldarbeiten das Bücherabschreiben den Mönchen als eine würdige Beschäftigung vorschrieb. Diese Verbindung der Wissenschaft mit dem Mönchsleben ist unstreitig Cassiodors größtes Verdienst; denn seinem Beispiele folgten bald alle übrigen Klöster Italiens und die nach dem Muster derselben späterhin jenseits der Alpen gestifteten. Für die von den übrigen Ständen verachteten und verschmähten Wissenschaften wurde auf diese Weise ein eigener Stand interessirt. Wie lange Cassiodor als Vorsteher des von ihm gestifteten Klosters Vivarium noch gelebt habe, ist unbekant; er erreichte aber auf jeden Fall ein sehr hohes Alter. Von seiner politischen Thätigkeit gibt die Samlung seiner vermischten Briefe die beste Vorstellung. Er gab dieselbe kurz vor seinem Austritte aus öffentlichen Verhältnissen unter dem Titel Variarum libri duodecim heraus. Die fünf ersten Bücher dieser Samlung enthalten die Briefe und Verordnungen, welche er auf Befehl des Königs Theodorich geschrieben hat; im sechsten und siebenten Buche sind die Instructionen (formulae) für die verschiedenen Ämter des ostgothischen Reiches zusammengestellt; das achte, neunte und zehnte Buch umfaßt die unter den Königen Athalarich, Theodat und Vitiges erlassenen Schreiben, und das eilfte und zwölfte die von ihm selbst in seinem eigenen Namen ausgefertigten Briefe. Von Cassiodors übrigen historischen Schriften sind uns blos ein Auszug aus der Kirchengeschichte des Sozomenus, Sokrates und Theodoretus

7) Variar. lib XII. cap. 5.

nannten Kassiteriden sind, da auch bei keiner dieser
n die Erwähnung des Zinnes, als des Hauptkenn-
s fehlt [9]. Unter eben diesem Gesichtspunkte ist
assen Plinius N. H. 34, 16., wo es heißt, daß
der Fabel das Zinn von Inseln des atlantischen
geholt werde. Wenn man aber bei Plinius 4,
, die Kassiteriden lägen Celtiberien gegenüber
Gebiete Hispaniens, das mitten im Festlande
so muß man entweder unter dem hier gemeinten
rien das ganze Hispanien, wie es mehrmals vor-
und zwar dasselbe vornehmlich in seiner Ausdehe
nach dem Westen verstehen [10]), oder man muß das
riae bei Plinius für Corruptel halten. Plinius
afür Calucorum Aeriarum lesen, was sehr gut
da Plinius gleich darauf das Vorgebirge der
ebä, welche mit den Artabris und dieselben
rwähnt wird (s. Salmasius zum Solin. S. 197).
us Ptolemäus II, 6. setzt die Kassiteriden in den
den Ocean; ihre Mitte hat nach ihm die Grade 4
; br. 45° d. B.). Somit würden wir die Kassite-
es Ptolemäus ungefähr eben da suchen müssen, wo
bei Strabo und Diodor gefunden haben [11]).
n späterer Zeit hat man sich viele Mühe gegeben,
ssiteriden der Alten auch auf der neuern Weltkarte
nden [12]). Doch ist keiner dieser Versuche glücklich
nen. Mehre bedeutende Stimmen haben sich für
sicht erhoben, daß die britannischen Inseln
und Hibernia) die eigentlichen Zinnländer des Al-
ns seyen, und daß man sich unter ihnen die
riden zu denken habe. So Bochart a. a. O.,
a. a. O. und Cluver. German. ant. I, 2. p. 19.
ie Meinung, daß die britannischen Inseln die
riden der Alten seyen, spricht, daß auch bei Dio-
, 38. und Strabo III. p. 220. (147) Britan-
ter den Zinnländern der Alten genant wird. Eine
Menge Zinn, heißt es bei Diodor, komt auch von
tannischen Insel in das gegenüber liegende Gallien;
ufleute schaffen es auf Pferden durch das Festland
ten zu den Massiliensern und in die Stadt Narbo.
auch Diodor V, 22. Polybius III, 57, 5.; und
de bello Gall. V, 12., nach welcher Stelle sich
n im Mittellande von Britannien erzeugt. Ferner
für diese Meinung, daß Britannien noch heut zu
he wichtige Zinngruben besitzt, welches Metall vor-
die südwestliche Halbinsel Englands, Cornwallis,
er Fülle hervorbringt. Auch ist es wol kaum zu
eln, daß der kühne phönicische Seefahrer, der sich
Heerens sehr wahrscheinlicher Annahme (Ideen,
Werke 1824. Th. 11. S. 71), um den Bernstein
, bis nach der Ostsee und den preußischen Küsten
seiner Küstenschifffahrt ungeachtet auch bis Bri-
tannien vordrang. Dagegen aber ist, daß bei Diodor und Strabo a. d. a. OO., ferner bei Strabo II. p. 181. (120) und p. 191. (129), bei Dionysius 565 ff. (s. dazu d. Schol., Paraphrasen und Eustath.) auch bei Avienus descr. orb. terr. 745 ff. Ora 112 und bei Priscian 577 ff. die britannischen Inseln von jenen zinnerzeugenden Eilanden deutlich unterschieden werden. Vergl. auch die angeführten Stellen des Plinius mit N. H. IV. c. 16 u. a. OO. Auch muß, sobald man diese Ansicht durch Berichte des Alterthums zu erhärten versucht, dagegen bemerkt werden, daß bei Strabo III. p. 265. (176) von zehn Kassiteriden die Rede ist; daß derselbe niegends, ausser da, wo er aus Poseidonios schöpfte III. p. 220. (147), selbst in seiner Beschreibung von Britannien nicht, das Zinn unter den Producten Britanniens mit aufzählt, s. IV. p. 306. (199); daß auch Plinius nur das daselbst gefundene plumbum nigrum erwähnt, N. H. XXXIV. c. 17., dagegen im vorhergehenden 16. Capitel bemerkt, zu seiner Zeit wisse man bestimt, daß das Zinn in Lusitanien und in der (benachbarten) Gallácia sich erzeuge.

Die meisten haben nun nach Camden in den Sorlingischen oder Scilly-Inseln im S. W. bei Cornwallis die Kassiteriden der Alten finden wollen. Es sey dies eine Gruppe von ungefähr 145 (nach Andern 140) Inselchen, zum großen Theile nur aus hervorragenden Felsen und Klippen bestehend, von denen die zehn größeren das vorzüglichste Kennzeichen, Zinn und Blei, hätten. Diese Meinung nimt Mannert (Geogr. d. Gr. u. Röm. I. S. 445 ff. 1799.) nicht nur an, sondern glaubt sie auch aus dem Strabonischen oder Eratosthenischen Begriff von der Figur der Länder als die einzig richtige erweisen zu können. Diese Inseln, die Kassiteriden des frühern Alterthums, vergaß man aber nach Mannerts Meinung ganz, da der Zinnhandel seinen Gang aus Britannien durch Gallien nach Massilia zu Lande nahm (Diodor V, 22. 38. Strabo III. p. 220. [147]). Auch Heeren (Ideen Th. 2. Abth. 1. 3. Aufl. 1815. S. 178) stimt darin bei, daß die Kassiteriden der Alten keine andern als die Sorlingischen Inseln seyn können, meint aber doch (Zusätze und Umarbeitungen aus der 4. Ausg. der Ideen, Th. 2. S. 66), daß, obgleich diese Inseln das Ziel gewesen wären, der dortige Zinnverkehr auch das nahe Hibernien und Albion umfaßt habe, welche Inseln von den Bewohnern der Kassiteriden mit ihren Kähnen befahren wurden. Auch findet er es aus der Bemerkung des Diodor V, 22. (fälschlich schreibt Heeren des Strabo), daß auf den britannischen Küsten (Diodor nent blos das Vorgebirge Belerion) die einheimischen Völkerschaften im hohen Grade gastfreundschaftlich wären und durch den Verkehr mit (fremden) Kaufleuten mildere Sitten angenommen hätten, wahrscheinlich, daß auch Phönicier und Carthager bis dahin kamen und Niederlassungen an diesen Küsten hatten. (Vergl. zu Diodor a. a. O. Caesar de bell. Gall. V, 14.)

Gegen die Annahme der Sorlingischen Inseln erklärt sich Nonius (Hispania c. 93.), bei dem die große Anzahl der Sorlingen Bedenken erregt, wiewol er zugibt, daß das Übrige auf sie passe. Doch wenn wir Camden u. A. glauben dürfen, daß unter diesen Inseln vornehmlich die zehn größern viel Zinn und Blei enthalten, so

---

d. Dionysius s. v. 563., d. Priscian 575., d. Avienus
42. 743. Ora 106. 10) Vergl. hiezu Diodor V,
die Kassiteriden eben so allgemein Iberien gegenüber ge-
den; nur daß bei Diodor durch die Angabe, „oberhalb
u. s. w.“ noch eine nähere Bestimmung hinzutritt.
gl. Agathodämons zweite Karte von Europa zum Ptole-
ach dem Abriß des Mercator; und Mercators Adnotat.
11 ed. Bert. 12) Die vornehmsten Ansichten der
he man bei Tzschucke zu Mela III, 6. §. 2. not. exeget.

der Kassiteriden-Inseln zehn, die eine Gruppe bildeten [4]). Plinius redet in der einen Stelle IV, 22. von mehren Inseln, die von den Griechen Kassiteriden genant wären; in der andern VII, 56. spricht er von einer. Auch Stephanus Byz. nent nur eine Insel κασσίτερα; über diese weiter unten.

Was Strabo a. a. O. und sein Abschreiber Eustathius zu Dionys. a. a. O. mit so großer Bestimtheit und Genauigkeit über die Bewohner der Kassiteriden-Inseln berichten, das sieht zwar beim ersten Anblick nicht gerade einem aufgerafften Mährchen ähnlich, wird sich aber in Folge dieser Untersuchung als eine von Seefahrern, welche aus jenen Zinngegenden zurückkamen, gebildete Sage erweisen. Strabo sagt: Eine von den zehn Kassiteriden ist unbewohnt; auf den andern wohnen schwarzröckige (μελάγχλαινοι) Leute, die Chitonen gehen ihnen bis zu den Füßen herab; um die Brust sind sie gegürtet; sie gehen mit Stöcken umher; sie sind den Rachegöttinnen (Furien) in der Tragödie ähnlich [5]). Sie leben von Viehzucht, größtentheils nomadisch; von Metallen besitzen sie Zinn und Blei; für diese und für Thierhäute tauschen sie sich von den Kaufleuten (Seefahrern) irdene Geschirre, Salz und eherne Geräthschaften ein. Publius Crassus fand in ihnen friedfertige Leute, die schon in Folge ihres Wohlstandes in dem Seewesen einen neuen Erwerbszweig aufgesucht hätten. Dionysius 563. 564. läßt seine Hesperiden von dem wohlhabenden Volke der edlen Iberer bewohnen. Bei Avienus (Descriptio orb. terr. 738. 739.) bewohnen Äthioper diese Hesperiden; und in der Ora maritima 95 ff. heißt es von den oben erwähnten Östrymniden-Inseln: Sie sind bewohnt von einem zahlreichen, stolzen und kunstreichen Volke, das sich ganz dem Handel widmet, und auf seinen Kähnen, die nicht aus Bretern, sondern aus Fellen verfertigt sind, über das Meer fährt.

Schwieriger als die bisherige Darstellung wird die Untersuchung über die geographische Lage jener Kassiteriden-Inseln, oder über den Platz, den ihnen die Alten auf ihren Erdtafeln angewiesen haben. Der Umstand, daß die Phönicier und ihre Pflanzstädte den Weg nach den Zinngegenden mit aller Sorgfalt verbargen, und daß wir bei der Frage nach jenen Zonen blos auf die Berichte von Griechen und Römern verwiesen sind, die, wenigstens aus früherer Zeit, uns weiter nichts mittheilen können, als was sie von jenen kaufmännischen Zinnseglern darüber erfuhren, dieser Umstand muß unsere Aufmerksamkeit wenigstens auf ein größeres, unbestimtes Gebiet des westlichen, dem höhern Alterthume selbst nur durch Küstenschiffahrt bekanten Oceans vertheilen. Daß man indeß im Alterthume ziemlich allgemein die Kassiteriden in den Westen von Europa und in die Nähe oder in die Richtung von Hispanien setzte, ist ausgemacht, und selbst aus Herodots (III, 115.) ehrlichem Geständnisse seiner Unkunde über die äußersten Punkte im Westen Europas, zu welchem man auch schon damals die Kassiteriden rechnete, geht es deutlich hervor. Man kann es daher nur für einen groben Irrthum des Stephanus Byz. oder des Dionysius, den er als Gewährsmann anführt, halten, wenn seine Insel Kassitera mit Indien zusammenhängen soll [6]). Poseidonios bei Strabo III. p. 219. (147) sagt nichts Näheres über die Lage der Kassiteriden; doch, wenn man annehmen darf, daß Diodor V, 38. aus ihm geschöpft habe, so legte er sie oberhalb der Landschaft der Lusitaner in den (westlichen) Ocean, Iberien gegenüber; was auch die Aufeinanderfolge der bei Strabo a. a. O. hergezählten Zinngegenden (1. das Gebiet oberhalb Lusitanien, 2. die Kassiteriden-Inseln, 3. Britannien) zu [illegible]. Außerhalb der Säulen des Herkules wer[illegible] mit [illegible] und den britannischen Inseln gesetzt bei Strabo II. p. [illegible] (129). Bestimter sagt derselbe p. 181. (120), und III. p. 265. (175), daß die Kassiteriden-Inseln im hohen Meere eben so in nördlicher Richtung den Artabris [illegible] ihrem Hafen, wie die westlichen Theile von Britannien den äußersten bis zum (westlichen) Meere fortlaufenden Spitzen des Pyrenäengebirges nördlich gegenüber liegen. Mit Strabo läßt sich vereinigen Mela III, 6. §. 2., der die Kassiteriden in die Celtici setzt, d. h. dem Gebiete der Celtici im Meere gegenüber. Die Celtici aber wohnen bei ihm im nördlichen Hispanien, und auch die von Strabo erwähnten Artabri gehören zum celtischen Stamme, Mela III, 1. Überdies zeigt die ganze Reihenfolge und der Fortschritt in der Aufzählung der in den hispanischen Ocean gehörigen Inseln bei Mela III, 6., daß er ihnen ungefähr dieselbe Lage anwies, welche wir bei Strabo und Diodor angegeben fanden [7]). Dionysius Perieg. 561 ff. setzt seine Hesperiden-Inseln unter das heilige Vorgebirge oder in die Gegend desselben (s. d. Schol., Paraphrasen und Eustath. dazu). Auch bei Priscian Perieg. 574 ff. liegen die zinnreichen Hesperiden dem heiligen Vorgebirge gegenüber; welche Avienus in der descr. orb. terr. 738. neben die atlantische Meerfluth legt [8]). Bestimter heißt es in Avienus Ora marit. 93 ff.: „daß in der Bucht beim Vorgebirge Östrymnis, welches westlich von den Säulen des Herkules liegt und nach Süden vorspringt, die Östrymniden-Inseln weit verbreitet liegen; daß man von dort in zwei Tagen nach der heiligen Insel, bewohnt von dem Volke der Hiberner fahre, in deren Nähe die Insel der Albionen sey." Daß bei der weiten Ausdehnung des atlantischen Meeres beide Stellen des Avienus sowol unter sich, als auch mit den angeführten Stellen des Dionysius und Priscian leicht vereinigt werden können, liegt am Tage; so wie auch aus der Vergleichung dieser sämtlichen Citate hervorgeht, daß die erwähnten Östrymniden und Hesperiden dieselben, nämlich

---

4) Vergl. Schol. zu Dionysius Perieg. 561.; auch Eustathius dazu, der aus Strabo geschöpft hat. 5) Ich lese mit Eustathius a. a. O. und Casaub. zum Strabo a. a. O. ὅμοιοι ταῖς τραγικαῖς Ποιναῖς. Die gewöhnliche Lesart ὅμοιοι τοῖς τράγοις ταῖς ὑπήναις, um Nase und Mund herum Böcken ähnlich (wegen der langen Bärte), vertheidigt Raphael Fabrett. de Columna Trajani. c. 1. p. 19 ff.

6) Ortelius zu seinen Tafeln der alten Geographie unter Britannicae insulae. S. jedoch *Bernhardy* Annotat. ad Dionys. Perieg. 30. 7) S. zu Mela die not. exeget. von Tzschucke, Salmas. zum Solin. p. 197. und Cluver. Germania ant. 1, 2. p. 19. 8) Über den weiten Begriff und die Ausdehnung des atlantischen Meeres s. *Bernhardy* Annotat. ad Dionys. Perieg. 30.

[illegible] durchfuhr die Säulen des Herkules, kam auf Inseln, [illegible]cht auch nur an eine Küste von Hispanien [13]), die [w]eil er nicht weiter landeinwärts ging, für eine Insel [...] fand daselbst Zinn, und glaubte nun auf den soge[nannte]n Kassiteriden zu seyn, so wenig auch die friedferti[gen] wohlhabenden, dem Seewesen ergebenen Bewohner [...] von Strabo in der nämlichen Stelle nach frühern [...]ten geschilderten Kassiteridenvolke ähnlich waren. [...]s aber die sogenanten Kassiteriden, die nach der [...]ren Vorstellung alle Länder an Reichthum des [...] übertrafen, nicht waren, sieht man daraus, daß [...]ener, so viel wir wissen, die Entdeckung des [...] Crassus, die er so ehrlich mittheilte, nicht weiter be[...]n, sondern ihr Zinn nach wie vor aus Hispanien, [...] auch aus Britannien bezogen (vergl. Diodor V, 38 [...] Strabo III. p. 219. 220. (147). Plinius N. H. [...]V. c. 16.); wie auch daraus, daß [...] nach dieser [...]ckung Schriftsteller, wie Strabo und Dionysius, die [...] Zeitgenossen waren, später auch Avienus u. A. über [...] der Kassiteriden verschiedener Meinung seyn [...]

[W]enn wir auf diese Weise die Kassiteriden-Inseln [...] reine Fiction der Phönicier betrachten mußten, [...]ier sie auch war, nicht nur von Griechen und Rö[mern, s]ondern auch bis auf die neuesten Zeiten unange[...] geblieben ist, so können wir doch fragen, woher [...]nun eigentlich die Phönicier und ihre Colonien das [...] geholt haben. So verwandelt sich die getäuschte [...] nach den Zinninseln in die weit sichrere nach den [Zinn]gegenden oder Zinnländern des Alterthums. Und [...]weiset uns Alles zunächst auf Hispanien und seine [...] hin, auf das Land, wo die Phönicier auch ihre [...] Gold- und Silbergruben hatten [14]), wo im Nord[...]n von Lusitanien bei den Artabris die Erde von Zinn [...]t (Poseidonios bei Strabo III. p. 220. [147]); wo [P]linius N. H. XXXIV. c. 16. die Gebiete von Lu[sitanie]n und Gallācia das nach der Fabel von Inseln [des at]lantischen Meeres geholte Zinn wirklich hervor[bringe]n; wo südlicher der Bätisfluß dasselbe Metall in [...]r Menge mit sich führt (s. Salmas. zum Solin. [...] h.), wo es endlich nach Diodor V, 38. an vielen [...] ausgegraben wird. Daher auch bei Aristoteles de [mirab.] auscult. c. 51. ausdrücklich ὁ κασσίτερος ὁ Κελτ[ικός], das bei den Celticis in Hispanien gefun[dene] Zinn. Auch ist es nicht zu übersehen, daß Dio[dor] seine Hesperiden von den wohlhabenden Iberern [...]nen läßt; s. oben. Hispanien ist also das frühste [und w]ichtigste Zinnland der Phönicier und des Alter[thums] überhaupt.

[A]ber wer wollte es unwahrscheinlich finden, daß der kühne phönicische Segler später auch über die westlichen Küsten von Hispanien weiter nach dem Norden hinaussegelte und sogar die Überfahrt nach dem zinnreichen Britannien wagte? Daß er auf diesem Wege die näher und ferner gelegenen kleinern Inseln mit befuhr und untersuchte? Britannien (vergl. die oben angeführten Stellen) und wol auch einige kleinere Inseln wurden ihm die zweite Zinngrube nächst Hispanien. Aber diese kleinern Inseln, unter denen man, weil es nun einmal Inseln seyn sollten, später die Kassiteriden, bald hier bald dort aber immer vergeblich, heraussuchte, waren gewiß nicht sein letztes und am meisten befriedigendes Ziel. Hispanien gewährte noch immer und nächst ihm Britannien die reichste Ausbeute an Zinn.

Kaum wird noch jemand fragen, warum man die Kassiteriden zu Inseln machte, da doch das Festland von Hispanien die frühsten und wichtigsten Zinngruben darbot. Es lag, wie schon mehrmals bemerkt, in dem Handelssysteme der Phönicier, andere Völker und so auch die Griechen über die wahren Zinngegenden in Dunkel und Ungewißheit zu lassen. Inseln mußten es seyn, und zwar Inseln auf dem hohen Meere (πελάγιαι), damit es keinem Andern einfiele, den Weg dahin, etwa zu Lande, zu versuchen; Inseln, welche die Aufmerksamkeit anderer Völker von dem eigentlichen Zinnlande, Hispanien, ablenkten; Inseln, bewohnt von absonderlichen, ungewöhnlichen, Furien ähnlichen Menschen, denen man zu nahen Bedenken trug; Inseln, die alle andere, eben weil sie nicht vorhanden waren, vergebens suchen sollten und als Inseln auch vergebens gesucht haben. Aber in dem Seeberichte eines Carthagers, des Himilco, wenn anders die Nachricht bei Avienus zuverlässig ist, waren die zinnreichen Östrymniden nicht als Inseln, sondern als Gegenden, termini, aufgeführt.

Aber warum gerade zehn solcher Inseln? Ich will nicht erwähnen, daß Plinius in der einen Stelle nur von einer, in der andern unbestimt von mehren, daß auch Herodot und Poseidonios nur allgemein von Kassiteriden-Inseln sprechen. Hatte der Phönicier einmal auf die erste Frage „woher das Zinn" so und nicht anders geantwortet, so konte er die Antwort auf die zweite Frage nach der Anzahl jener Inseln nicht füglich ablehnen. Eine bestimte Zahl mußte also gesagt werden, aber auf keinen Fall eine solche, mit deren Hilfe die Neugier sich selbst weitere Aufklärung hätte verschaffen können. Ob und warum man nun gerade sagte zehn, das weiß ich nicht; aber es lohnt auch nicht der Mühe, es tiefer zu untersuchen.

Will man also mit dem anfangs blos fingirten Namen Kassiteriden einen Begriff verbinden, der nicht aller Realität ermangelt, so hat man darunter allgemein Zinngegenden oder Zinnländer zu verstehen, aus welchen die Phönicier und ihre Colonien dies Metall holten; vor allen Hispanien, sodann Britannien, und vielleicht auch einige auf dem Zwischenwege dieser Länder gelegene Inseln. (*A. Vogel.*)

CASSIUS. 1) Andreas, ein Arzt, aus Schleswig gebürtig. Nachdem er in Leipzig studirt, und in Gröningen, nach Vertheidigung seiner damals berühmt ge-

[13]) Das Letztere wird um so wahrscheinlicher, da Strabo [sagt, P]ublius Crassus habe gefunden, daß dort die Metalle nicht [a]us der Erde hervorgegraben würden; sehr ähnlich dem, [was P]linius H. N. XXXIV. c. 16. über das Zinn in Lusitanien [und Gall]äcien berichtet: gigni summa tellure arenosa. Vergl. [S]trabo III. p. 219. (147), Diodor V, 38. 14) In [dem G]olande Hispanien, welches auch Hesperien hieß, sind gewiß [di]e oben erwähnten Gärten der Hesperiden mit ihren goldnen [Äpfel]n zu suchen.

wäre dieser Anstoß beseitigt. Auch die Lage der heutigen Sorlingen scheint sich einigen Berichten der Alten über die Lage ihrer Kassiteriden anzuschließen. (S. oben vornehmlich Strabo II. p. 181. [120]). Doch bleibt die Sache noch zweifelhaft genug, da der plötzliche Übersprung von den Kassiteriden des Alterthums auf die Sorlingen der neuern Zeit ohne weitere Nachweisung und Vermittelung immer als gewagt erscheinen muß. Überdies sagt Heeren (Ideen a. a. O.): „Ob auf den Sorlingischen Inseln noch gegenwärtig Zinn gefunden wird, ist mir nicht bekant.“ Wir haben es gleichfalls nicht untersucht; aber wundern dürfen wir uns doch, wie ein so gründlicher Forscher bei der bewußten Möglichkeit, daß dieses Hauptkennzeichen fehle, und ohne sich auf eine nähere Erörterung einzulassen, die heutigen Sorlingen so zuversichtlich als die Kassiteriden des Alterthums herstellen konte. Monius aber meint a. a. O., daß die Sorlingen ehemals vielmehr die von Solinus Polyhist. c. 22. erwähnte Insel Silura gewesen wären, deren Bewohner von Tacitus im Agricola 11. Silures genant würden. Doch die von Tacitus mehrmals erwähnten Siluren sind ein Volk an der Küste Britanniens. (Vergl. Plinius N. H. IV. c. 16. (30) und dazu Harduin). Dieser Irrthum wird dem Monius nachgewiesen von Tzschucke zum Mela a. a. O., bei dem auch das Übrige nachzusehen ist. Monius bekent übrigens, daß er nicht wisse, was für Inseln die Kassiteriden heut zu Tage seyen; oder wenigstens sind sie nach ihm nicht fern von Flavium Brigantium, j. Corunna in Galizien, zu suchen, und die vornehmste ist jetzt Cyaringa. Bayer (de Venedis et Eridano, Opusc. p. 524.) scheint die Kassiteriden in das baltische Meer zurückzudrängen; somit würden sie in der Nähe der Bernsteinküsten zu suchen seyn. Doch einer solchen Annahme versagt das Alterthum seine Zustimmung ganz. Uphagen endlich (parerg. histor. p. 169.) will die alten Kassiteriden weder auf Britannien, das man vielleicht später dafür genommen, noch auf spanische Inseln übertragen, sondern meint, die alten Kassiteriden wären nicht mehr vorhanden, sie wären untergegangen. Darauf läßt sich freilich gar Nichts erwiedern.

Meinen eigenen Untersuchungen zufolge kann ich die Kassiteriden im Sinne der Alten, wonach sie als eine bestimte Anzahl besonderer, nahe bei einander gelegener, und durch die frühste Production des Zinnes ausgezeichneter und nach diesem Metalle genanter Inseln erscheinen, nur für eine Fiction halten, ersonnen für das Interesse des Handels von den phönicischen Kaufleuten, absichtlich beibehalten und fortgepflanzt für dasselbe Interesse von den Carthagern und andern phönicischen Colonisten, angenommen und geglaubt von den Griechen und Römern. Ich gehe von dem unbestimten und allgemeinern Namen Zinninseln aus, um diese Ansicht zu erhärten. Wir haben schon oben gesehen, wie viel den Phöniciern und ihren Colonien daran lag, sich das Monopol des Zinnhandels zu erhalten, und wie sie den Weg nach den Zinngegenden vor allen sorgfältig geheim hielten; ein kaufmännisches Princip, welches die Engländer, Holländer und andere seegeübte und handeltreibende Nationen bis auf die neuesten Zeiten festgehalten haben. Auch [illegible] wir aus Herodot und Strabo ersehen, daß den Phöniciern dieses lange Zeit gelang. Aber sie wollten dieses Metall wieder an andere Völker, an Griechen, Römer u. s. w. verhandeln. Wol konten sie beim Verkaufe desselben [illegible] so nahe liegende Frage der Käufer nicht abweisen, woher sie denn das Zinn holten. Da aber ihr Interesse erheischte, die Fragenden über die eigentlichen Zinnländer und den Weg dahin im Dunkel zu lassen, so antworteten [illegible] sie: Von den Zinninseln. Mit dieser allgemeinen [illegible] unbestimten Antwort war nun der Fragende ungefähr auf dieselbe Weise berichtet und der Wahrheit eben so nahe gebracht, als der, welcher heut zu Tage in seiner Unkunde nach den Gegenden frägt, woher der Zucker kom[illegible] und die Antwort erhält: Von den Zucker[illegible] [illegible] selbst drängt [illegible] hiebei aus Herodot III, [illegible] die [illegible] kung auf, daß die Phönicier beim Absatz des Bern[illegible] sich auf ganz ähnliche Weise benahmen. Sie nann[illegible] wenn sie um die Bernsteingegenden befragt wurden, [illegible] nirgends zu findenden Fluß Eridanos, dessen [illegible] Herodot a. a. O. für hellenisch erklärt, der aber [illegible] erst griechische Übersetzung ist. Und sicherlich ver[illegible] sich's eben so mit den berühmten Hesperiden-Gärten, a[illegible] welchen Herakles, d. i. Melkarth, der als Gott der Schifffahrt und des Handels die Phönicier auf ihren [illegible] lichen Fahrten begleitete, die goldnen Äpfel (Gold) holte. Auch diese Hesperiden-Gärten, deren Name blos auf den unbestimten, weiten Westen deutet, hat man bald hier bald da, doch [illegible] vergeblich gesucht. Vergl. unten Anm. 14.

Es konte jedoch in der Folge den Griechen nicht unbekant bleiben, daß das Coloniensystem der Phönicier und ihr Seehandel seine vorzüglichste Richtung von Osten nach Westen nahm, und daß die Küsten des gold- und silberreichen Iberiens ihnen ganz vorzüglich willkommene Stapelplätze und Niederlassungen dargeboten hatten, daß auch kühne phönicische Segler die Säulen des Herkules hindurch gesteuert waren. Das Mittelmeer war seit den Kämpfen mit den Persern und dem peloponnesischen Kriege den Griechen selbst bekanter geworden; auf diesem Meere waren die Kassiteriden nicht zu finden; wo anders also konten diese Inseln liegen, als jenseit der Säulen des Herkules, im Westen von Europa, etwas nördlich von Iberien, wie bei Strabo u. A., oder auch südlicher, wie bei Dionysius und Avienus? — Endlich kamen die punischen Kriege, die mit Carthagos gänzlicher Vernichtung endeten. Rom ging aus ihnen nicht nur als Siegerin zu Lande, sondern auch als Herrscherin auf dem Meere hervor. Kein Wunder, wenn es nun der Römer versuchte, auf dem frei gewordenen Elemente die Vortheile zu ernten, die sonst das durch den Verkehr zur See zu Reichthum und Macht erhobene Carthago genossen hatte. Und der Römer Publius Crassus — welchen sonst unbekanten Mann wir doch unmöglich höher hinaufsetzen können, als in die Zeit nach den punischen Kriegen — fuhr, nach Strabo, selbst nach den Kassiteriden und gab darüber die gewünschte Auskunft. Doch dieser Publius Crassus hat sich betrogen, und hat diese Eilande niemals zu sehen bekommen.

[illegible] vornehmlich durch des Infanten Heinrich [illegible]e Sitten veranlaßt; Garcias nahm aber davon, einem Erbgute, Besitz, und zugleich den Titel rafen von Castañeda an. Der König, der unters it dem Infanten zerfallen war, nahm dieses sehr [illegible] zumal nachdem Manrique den Boten, der ihn [illegible] sollte, mishandeln lassen, statt zu gehorchen; :go Perez de Sarmento erhielt den Befehl, mit ayen gegen den Rebellen auszuziehen. Der Stat tañeda wurde ohne Mühe eingenommen (1421), · Anhänger des Manrique, insonderheit diejenigen [illegible]e ihm bei der Besitznahme behilflich gewesen, schwer, zum Theil mit dem Leben büßen. [illegible] st, der sich im folgenden J. 1422 samt dem Ins[illegible] [illegible]gestellt, in der Hoffnung, Gnade zu fin[illegible] [illegible] mit seinem Beschützer ver[illegible]et, und sein um eingezogen. Doch erhielt er nach 6 Jahren, Freiheit, Güter und Würden zurück, und 1429 ihm der König, nachdem Peter von Velasco für [illegible]che durch ein jährliches Einkommen von 60,000 [illegible] befriedigt worden, die Grafschaft Castañeda ithum. Garcias starb 1436. Sein Sohn Jo- 2ter Graf von Castañeda, Herr von Aguilar, 1442 mit Yñigo Lopez de Mendoza, Herrn von la Vega, eine schwere Fehde wegen des Eigen- von Liebana und Pernia, erwarb für sich und seine mmen das Amt eines Großkanzlers [illegible] Castilien, terließ jedem seiner beiden Söhne ein Majorat. ;ste, Garcias Fernand[illegible] Graf Castañeda, Agui- ertes ꝛc., wurde noch bei seines Vaters Lebzeiten rkgrafen von Aguilar ernannt, und starb 1506. Sohn, Ludwig, wurde von Karl V. in der gro- 520 zu Aachen vorgenommenen Reduction der ausdrücklich in der Grandeza bestätigt. Der letz- der ganzen Linie, Bernhard II., 7ter Markgraf ilar, 10ter Graf von Castañeda und Buelna, Groß- von Castilien, starb im Knabenalter den 31. Oct. und das M[illegible]t fiel hiedurch an Don Bernhard a Manrique, 2ten Markgrafen von la Eliseda, Mutter, Antonia Manrique, des 5ten Markgra- Aguilar Tochter, und Bernhards II. Tante ge- Bernhards de Silva Sohn, auch Bernhard ge- 3ter Markgraf von Eliseda, 9ter von Aguilar, 575 kinderlos, und es beerbte ihn seine an Peter ueva, 3ten Markgrafen von Flores Davila ver- te Schwester, Francisca de Silva. Ihr Sohn, erdinand Manrique de la Cueva, Silva y Zuniga, af von Castañeda, 4ter Markgraf von Flores Da- 1ter von Aguilar, 5ter von la Eliseda, Graf von , Herr von Castillejo, Villa Rubia, Eisla, Al- . Torancço, Iguña ꝛc., starb 1709 ohne Kinder; a und Aguilar fielen hiedurch an die Herzöge von a. *(v. Stramberg.)*

STEL RODRIGO, uralter Flecken der portu- Provinz Beira, enthält nur 68 Feuerstellen, eine che und ein Armenhaus; in dem Castell zeigt man Palast der vormaligen Markgrafen. Christoph ura, dessen Vater, Ludwig, Castel Rodrigo lange ode regirt hatte, leistete Philipp II. bei der Be- sitznahme von Portugal, vornehmlich durch Gewinnung der mächtigen und einflußreichen Männer, so wichtige Dienste, daß der König sich veranlaßt sah, ihm Castel Rodrigo als eine Grafschaft zu verleihen. Philipp III., [illegible]en Vater noch überbietend, ernannte den Grafen zum Markgrafen von Castell Rodrigo, zum Grafen von Lumia- res, zum Großcomthur von Alcantara und zum Gran- den; Christoph wurde auch der erste Vicekönig von Por- tugal. Mit Margaretha Cortereal erheirathete er die erb- liche Hauptmannschaft der azorischen Inseln Terceira, Pico, S. Jorge und Fayal, dann das Eigenthum eines Au- strallandes, Terranova genant. Sein Sohn, Emanuel de Moura Cortereal, 2ter Markgraf von Castel Rodrigo, Graf von Lumiares, in der Correiçao de Lamego in Beira Herr der Stadt Lamegal, südwestlich von Castel Rodrigo, regirte die Niederlande von 1644—1647 als des Don Juan d'Austria General-Lieutenant; er war auch Stats- rath, Mitglied des hohen Raths von Portugal, Gesand- ter am römischen Hofe, Oberst-Hofmeister. Die Groß- comthurei von Alcantara, die er gleichsam von dem Va- ter ererbt, vertauschte er gegen die Großcomthurei des Christordens; er war nicht nur der Gelehrten Freund, wie er denn ganz besonders den Labanna in der Bearbei- tung des Nobiliario de Don Pedro Conde de Bracelos unterstützte, auch nach des Labanna Tod das Werk in Rom 1640 zum Druck beförderte, sondern auch selbst Schriftsteller, wie sein ungedrucktes Werk: de las fa- milias nobles de Espanna beurkundet. Ipsi in expli- candis antiquorum Principum stemmatis aetatem non tulisse parem sagt Chifflet von ihm in Praefatione Vin- diciarum hispanarum. Emanuels Sohn, Franz, 3ter Markgraf von Castel Rodrigo, war General-Gouverneur der Niederlande von 1664 — 1668, in einer höchst drang- vollen Periode, in welcher er nicht nur mit der kräftigen Jugend und dem Glücke Ludwigs XIV., sondern auch in Madrid selbst mit einem Ministerium, das kaum verächt- licher gedacht werden kann, zu kämpfen hatte. Franz, der selbst in dem schmachvollen Aachener Frieden seine sel- tene Geistesgaben, seinen politischen Scharfblick an Tag gelegt, früher Sardinien und Catalonien als Vicekönig regirt hatte, starb im December 1675, mit Hinterlassung zweier Töchter. Die älteste, Eleonora, war zwei Mal verheirathet, 1) mit Aniello de Guzman, des 1sten Her- zogs von Medina de las Torres jüngerm Sohne, † 1677, als Vicekönig von Sicilien; 2) mit Karl Homo-Dei, Herzoge von Nocera, Markgrafen von Almonacid, Pio- pere und Villanova del Ariscal. Diesem, einem Mai- länder, wurden, als er wegen Castel Rodrigo die Rechte eines Grande in Anspruch nahm, viele Hindernisse in den Weg gelegt, denn man hielt ihn nicht für vornehm genug; er überwand sie aber sämtlich, und bedankte sich vor dem König den 29. Mai 1670. In der großen Fehde um die spanische Erbfolge trat er auf Philipps V. Seite, als dessen Procurator er sich die Princessin Marie Louise Gabriele von Savoyen antrauen lassen, Kaiser Joseph I. aber züchtigte ihn dafür durch Einziehung seiner mailändischen, damals über 20,000 Thaler jährlich eintragenden Güter. Die Markgräfin von Castel Rodrigo starb ohne Kinder, es beerbte sie daher zunächst ihre Schwester Johanna,

wordenen Diss.: de triumviratu intestinali cum suis effervescentiis 1668 promovirt hatte, trieb er in Hamburg eine glückliche Praxis. Er machte sich bekant durch Erfindung einer zu seiner Zeit als Mittel gegen die Pest berühmt gewordenen Bezoaressenz, und eines nach ihm genanten, eine schöne Purpurfarbe liefernden Goldpräcipitats, wovon er Nachricht gegeben hat in seiner Schrift de extremo illo et perfectissimo naturae opificio, de principe terrenarum sidere, Auro, de admiranda ejus natura, generatione, effectibus atque ad operationes habitudine (Hamb. 1685). Sein Todesjahr ist unbekant. — Moller in der Cimbria litteraria, welchem Jöcher folgt, macht aus diesem Andreas zwei Personen, Vater und Sohn; der erste soll, nachdem er 1632 zu Leiden promovirt, zu Hamburg Praxis getrieben haben und der Erfinder der Bezoaressenz gewesen seyn; der Sohn aber, nachdem er in Gröningen promovirt, in Lübeck praktischer Arzt und der Schriftsteller über das Gold gewesen seyn.

2) Christian, des Andreas Bruder, war Canzler und geheimer Rath des Bischofs von Lübeck, für welchen er mehre diplomatische Geschäfte besorgte. Er war ein Freund von Hugo Grotius, und hat mehre der Zeit angehörige Schriften herausgegeben. Er starb im J. 1676. (*H.*)

CASSUBEN, ein Volk in Hinter-Pommern. Seinen Namen hat es nach dem polnischen Chronisten Boguphal, der 1253 starb, von seiner Kleidung, die lang, weit und in weite Falten gelegt war [1]). Eine Ableitung, die dadurch bestätigt wird, daß noch jetzt in Pommerellen Röcke von groben wollenen Zeuge Cassuben genant werden [2]). Sie hatten ehedem alles das Land inne, was die polnischen Herzöge den Pommern vor ihrer Bekehrung abgenommen, entvölkert und mit ihren Unterthanen besetzt hatten, nämlich Hinterpommern und die polnischen Palatinate nördlich der Warte [3]). Dieses wird dadurch bestätigt, daß ihre Sprache mit der polnischen verwandt ist, sich zu derselben, wie das Plattteutsche zu dem Hochteutschen verhält, und sie das Polnische, in welchem ihnen geperdigt wird, wohl verstehen. Die pommerschen Fürsten betrachteten sie schon im 13ten Jahrhunderte als ein besonderes Volk, und schrieb sich daher der Herzog Bogislav 1291 Dux Slavorum et Cassubie [4]). Unter dem Herzogthum Cassuben verstand man das Land an der Persante und weiter nach Morgen hin. Colberg war seine Hauptstadt. Jetzt haben sich aber die Cassuben hier verloren, und finden sich nur noch in den Herrschaften Lauenburg und Bütow, an der westpreußischen Grenze am Seestrande und an der Leba. Diese letztern weichen von den Teutschen und Wenden durch ihre Kleidung ab. Sie kleiden sich nur in schwarze oder weiße Leinwand und wollene Zeuge. Die Weiber tragen enge Röcke mit vielen kleinen Falten, und die Männer kurze wollene Wamse oder Kabatten. Und wie sie ehedem von den weiten faltigen Kleidern wahrscheinlich spottweise Cassuben genant wurden, so nent man sie jetzt von ihren engen Kleidern Kabatten. Gegen die Teutschen sind sie mistrauisch, heimtückisch und betrügerisch. Ihr Haß gegen dieselben geht so weit, daß sie keine Verehelichung oder andere Vermischung mit ihnen dulden. Geschähe es, so würde der vermeinte Schimpf mit Blut abgewaschen werden müssen. Außer dem, daß alle unterjochte Völker, so lange sie nicht die Sprache der Sieger annehmen, und damit das Zeichen des verschiedenen Ursprungs und der erlittenen Unterjochung verlieren, das herrschende Volk hassen, sollen auch bei der Bekehrung der Pommern die hartnäckigsten Heiden zu den Stammvätern der Cassuben geflohen seyn, und so den Grund zu dem unauslöschlichen Haß gegen die Teutschen gelegt haben. Auch jetzt noch sollen sie verschiedenen heidnischen Gebräuchen anhangen, ihre Gewohnheiten äußerst geheim halten, und ihre Geistlichen, die sie Pommerenken nennen, bei ihren kirchlichen Feierlichkeiten nicht länger dulden, als es die Gesetze verlangen. Da es in verschiedenen Gegenden an cassubischen Mädchen fehlt, und die cassubischen Männer kein Weib, das nicht von ihrem Volke ist, nehmen dürfen, so nimt die Zahl der Cassuben ab, und die der teutschen Bauern zu [5]). (*Worbs.*)

CASTAÑEDA, wildes Thal der spanischen Provinz Valladolid, mit dem Titel einer Grafschaft; im Westen von der Sierra Segundera und Galizien, südlich von Sanabria, östlich von Carvajal, nördlich von Cabrera begrenzt, kündigt schon durch seinen Namen seine natürliche Beschaffenheit an. Nichts gedeiht in diesen Gebirgen, als Kastanien, die hier die einzige Brodfrucht ausmachen. Castañeda wurde im Mittelalter von mächtigen Baronen beherrscht, die ihr Erbbegräbniß in der Abtei zu Aguilar del Campo hatten. Um das J. 1290 machte sich vornehmlich Pedro Diaz de Castañeda durch eine schwere Fehde mit Johann Nuñez de Lara bekant. König Heinrich II. gab die Grafschaft Castañeda und Aguilar del Campo, an der Pisuerga, seinem Bruder, dem Tello, Herrn von Biscaya, der sie durch Testament vom J. 1370 seiner, an Johann Hurtado de Mendoza, Herrn von Mendibil, verheiratheten, natürlichen Tochter, Maria, hinterließ. Heinrich II., der so bedeutende Herrschaften nicht in den Händen eines Unterthanen sehen wollte, nahm sie 1371 zurück, und gab sie dem ältesten Sohne des Don Tello, dem Don Juan. Dieser fiel bei Aljubarotta; seine Erbtochter Aldonza wurde des Garcias Hernandez Manrique Gemahlin, der mit ihrer Hand zugleich den Besitz von Aguilar erlangte. Castañeda schenkte ihm König Ju-

1) *Sommersberg* Script. rer. siles. II. 19. Est quaedam gens Slavorum quae *Cassubitae* dicuntur et hy a longitudine et latitudine vestium, quas plicare ipsos propter earum latitudinem et longitudinem oportebat, sunt appellati. Nam *Huba* in Slavonico plica seu ruga vestium dicitur. Unde *Cass Hubi*, plica ruga interpretatur. 2) Arndt liefländische Chronik. I. S. 13. 3) Parerga historica. 1782. p. 551. 4) *Gerken* cod. diplom. brand. VII. p. 110.

5) Büsching wöchentliche Nachrichten rc. VII. Jahrg. 1779. S. 181. 189. u. 197. Gebhardi Geschichte aller wendisch-slavischen Staten. II. Band. S. 39. Nach öffentlichen Nachrichten ist der evangelische Prediger Mrongovius in Danzig, Verfasser eines teutsch-polnischen Wörterbuchs, von dem Canzler des russischen Reichs, Romanzow, eingeladen worden, auf seine Kosten die Gegend der alten Kaschuben zu bereisen, und ein Wörterbuch ihrer erlöschenden Sprache, so wie die sich von Munde zu Munde verpflanzten Überlieferungen dieser Pommern sorgfältig zu sammeln.

hann II., hiezu vornehmlich durch des Infanten Heinrich angestiftete Sitten veranlaßt; Garcias nahm aber davon, als von einem Erbgute, Besitz, und zugleich den Titel eines Grafen von Castañeda an. Der König, der unterdessen mit dem Infanten zerfallen war, nahm dieses sehr übel auf, zumal nachdem Manrique den Boten, der ihn abmahnen sollte, misshandeln lassen, statt zu gehorchen; und Diego Perez de Sarmiento erhielt den Befehl, mit 1000 Lanzen gegen den Rebellen auszuziehen. Der Stat von Castañeda wurde ohne Mühe eingenommen (1421), und alle Anhänger des Manrique, insonderheit diejenigen, die ihm bei der Besitznahme behilflich gewesen, mußten schwer, zum Theil mit dem Leben büßen. Garcias selbst, der sich im folgenden J. 1422 samt dem Infanten bei Hofe gestellt, in der Hoffnung, Gnade zu finden, wurde mit seinem Beschützer verhaftet, und sein Eigenthum eingezogen. Doch erhielt er nach 6 Jahren, 1428, Freiheit, Güter und Würden zurück, und 1429 schenkte ihm der König, nachdem Peter von Velasco für seine Ansprüche durch ein jährliches Einkommen von 60,000 Maravedis befriedigt worden, die Grafschaft Castañeda zu Eigenthum. Garcias starb 1436. Sein Sohn Johann, 2ter Graf von Castañeda, Herr von Aguilar, führte 1442 mit Ynigo Lopez de Mendoza, Herrn von Yta und la Vega, eine schwere Fehde wegen des Eigenthums von Liebana und Pernia, erwarb für sich und seine Nachkommen das Amt eines Großkanzlers von Castilien, und hinterließ jedem seiner beiden Söhne ein Majorat. Der älteste, Garcias Fernandez, Graf Castañeda, Aguilar, Cartes ꝛc., wurde noch bei seines Vaters Lebzeiten zum Markgrafen von Aguilar ernant, und starb 1506. Dessen Sohn, Ludwig, wurde von Karl V. in der großen, 1520 zu Aachen vorgenommenen Reduction der Granden ausdrücklich in der Grandeza bestätigt. Der letzte Mann der ganzen Linie, Bernhard II., 7ter Markgraf von Aguilar, 10ter Graf von Castañeda und Buelna, Großkanzler von Castilien, starb im Knabenalter den 31. Oct. 1662, und das Majorat fiel hiedurch an Don Bernhard de Silva Manrique, 2ten Markgrafen von la Eliseda, dessen Mutter, Antonia Manrique, des 5ten Markgrafen von Aguilar Tochter, und Bernhards II. Tante gewesen. Bernhards de Silva Sohn, auch Bernhard genant, 3ter Markgraf von Eliseda, 9ter von Aguilar, starb 1675 kinderlos, und es beerbte ihn seine an Peter de la Cueva, 3ten Markgrafen von Flores Davila verheirathete Schwester, Francisca de Silva. Ihr Sohn, Anton Ferdinand Manrique de la Cueva, Silva y Zuniga, 14ter Graf von Castañeda, 4ter Markgraf von Flores Davila, 11ter von Aguilar, 5ter von la Eliseda, Graf von Buelna, Herr von Castillejo, Villa Rubia, Ceola, Aldeguela, Torenço, Jennia ꝛc., starb 1709 ohne Kinder; Castañeda und Aguilar fielen hiedurch an die Herzöge von Escalona. *(v. Stramberg.)*

CASTEL RODRIGO, uralter Flecken der portugisischen Provinz Beira, enthält nur 68 Feuerstellen, eine Pfarrkirche und ein Armenhaus; in dem Castell zeigt man noch den Palast der vormaligen Markgrafen. Christoph von Moura, dessen Vater, Ludwig, Castel Rodrigo lange als Alcayde regirt hatte, leistete Philipp II. bei der Besitznahme von Portugal, vornehmlich durch Gewinnung der mächtigen und einflußreichen Männer, so wichtige Dienste, daß der König sich veranlaßt sah, ihm Castel Rodrigo als eine Grafschaft zu verleihen. Philipp III., seinen Vater noch überbietend, ernante den Grafen zum Markgrafen von Castell Rodrigo, zum Grafen von Lumiares, zum Großcomthur von Alcantara und zum Granden; Christoph wurde auch der erste Vicekönig von Portugal. Mit Margaretha Cortereal erheirathete er die erbliche Hauptmannschaft der azorischen Inseln Terceira, Pico, S. Jorge und Fayal, dann das Eigenthum eines Australlandes, Terranova genant. Sein Sohn, Emanuel de Moura Cortereal, 2ter Markgraf von Castel Rodrigo, Graf von Lumiares, in der Correiçao de Lamego in Beira Herr der Stadt Lamegal, südwestlich von Castel Rodrigo, regirte die Niederlande von 1644—1647 als des Don Juan d'Austria General-Lieutenant; er war auch Statsrath, Mitglied des hohen Raths von Portugal, Gesandter am römischen Hofe, Obrist-Hofmeister. Die Großcomthurei von Alcantara, die er gleichsam von dem Vater ererbt, vertauschte er gegen die Großcomthurei des Christordens; er war nicht nur der Gelehrten Freund, wie er denn ganz besonders den Labanna in der Bearbeitung des Nobiliario de Don Pedro Conde de Bracelos unterstützte, auch nach des Labanna Tod das Werk in Rom 1640 zum Druck beförderte, sondern auch selbst Schriftsteller, wie sein ungedrucktes Werk: de las familias nobles de Espanna beurkundet. Ipsi in explicandis antiquorum Principum stemmatis aetatem non tulisse parem sagt Chifflet von ihm in Praefatione Vindiciarum hispanarum. Emanuels Sohn, Franz, 3ter Markgraf von Castel Rodrigo, war General-Gouverneur der Niederlande von 1664 — 1668, in einer höchst drangvollen Periode, in welcher er nicht nur mit der kräftigen Jugend und dem Glücke Ludwigs XIV., sondern auch in Madrid selbst mit einem Ministerium, das kaum verächtlicher gedacht werden kann, zu kämpfen hatte. Franz, der selbst in dem schmachvollen Aachener Frieden seine seltene Geistesgaben, seinen politischen Scharfblick an Tag gelegt, früher Sardinien und Catalonien als Vicekönig regirt hatte, starb im December 1675, mit Hinterlassung zweier Töchter. Die älteste, Eleonora, war zwei Mal verheirathet, 1) mit Aniello de Guzman, des 1sten Herzogs von Medina de las Torres jüngerm Sohne, † 1677, als Vicekönig von Sicilien; 2) mit Karl Homo-Dei, Herzoge von Nocera, Markgrafen von Almonacid, Pinpere und Villanova del Ariscal. Diesem, einem Mailänder, wurden, als er wegen Castel Rodrigo die Rechte eines Grande in Anspruch nahm, viele Hindernisse in den Weg gelegt, denn man hielt ihn nicht für vornehm genug; er überwand sie aber sämtlich, und bedankte sich vor dem König den 29. Mai 1670. In der großen Fehde um die spanische Erbfolge trat er auf Philipps V. Seite, als dessen Procurator er sich die Princessin Marie Louise Gabriele von Savoyen antrauen lassen, Kaiser Joseph I. aber züchtigte ihn dafür durch Einziehung seiner mailändischen, damals über 20,000 Thaler jährlich eintragenden Güter. Die Markgräfin von Castel Rodrigo starb ohne Kinder, es beerbte sie daher zunächst ihre Schwester Johanna,

Am dringendsten aber ward das Bedürfniß solcher Entscheidungen über einzelne Gewissensfälle, als Papst Innocenz II. auf der vierten lateranensischen Synode im J. 1215 durch den Canon: Omnis utriusque sexus die Ohrenbeichte zum Kirchengesetze erhob. Von dieser Zeit an beschäftigte sich eine große Anzahl mit Untersuchungen über Gewissensfälle, und diese eigentlich sind es, die man Casuisten zu nennen pflegt. Wenn sich auch manche ihrer Schriften einigermaßen einem wissenschaftlichen Gebäude zu nähern scheinen, so bestehen sie doch dem größten Theile nach aus blosen Anhäufungen aller damals erdenklichen Gewissensfälle, einige sind auch in alphabetischer Ordnung geschrieben.

Der erste, welcher, da die bisherigen Kirchengesetze und Bußbücher nicht mehr ausreichen wollten, ein neues Hilfsbuch dieser Art verfertigte, war Raymund von Peniafort um das Jahr 1230. Seine Schrift mit dem Titel: Summa de poenitentia et Matrimonio, gewöhnlicher aber Summa Raymundina genant, bestand aus vier Büchern, davon das erste die Verbrechen gegen Gott abhandelte; das zweite die gegen Menschen; das dritte die Pflichten, Vergehungen und Strafen der Kleriker; das vierte die Ehesachen. Den Titel Summa führten nach diesen eine große Anzahl Schriften solcher Art. Unter diesen sind besonders berühmt geworden: die Summa casuum conscientiae von Astesanus aus Asti in Piemont gebürtig, welche aus acht Büchern besteht, und gewöhnlich Summa Astesana heißt. Dann die des Dominikaners Bartholomäus de S. Concordio aus Pisa gebürtig, daher sie auch Summa Pisanella heißt. Beide im 14ten Jahrhundert. Aus letzterer nahm der Franziscanermönch, Angelus de Clamisio, im 15ten Jahrhundert seine Gewissensfälle zu seiner alphabetisch bearbeiteten Summa Angelica. Und endlich möge hier noch die Summa c. c. des Sylvester Prierias, durch seine Feindschaft gegen Luther berüchtigt, genant werden. Man kann nicht behaupten, daß es in diesen Schriften ganz an Scharfsinn und richtigem Urtheile fehle; allein man kent die scholastischen Spitzfindigkeiten jenes Zeitalters, und kann sich daher nicht darüber wundern, mit welchem Eifer man auf Einbildung einer unzähligen Menge einzelner Fälle ausging, welche fruchtlose Unterscheidungen man machte, wie viele der sonderbarsten Fragen man aufwarf. Bei dem Mangel aller sichern Moralprinzipe war ein stetes Schwanken unvermeidlich, und da sich die Aussprüche früherer Lehrer, auf welche man sich berief, oft selbst einander entgegengesetzt waren, so konte es nicht fehlen, daß durch diese Untersuchungen eine große Verwirrung in den Ansichten und in den Gemüthern entstand. Auch zur Milderung der Vergehungen war so mancher Grundsatz hervorgetreten, daß für die Sittlichkeit nicht anders, als großer Nachtheil daraus erwachsen konte. Es war schon eine gefährliche Nachgiebigkeit, daß Astesanus in seiner Summa dem Priester erlaubte, wenn er etwa merke, daß der Beichtende die auferlegte Buße nicht vollziehen werde, demselben eine gefälligere aufzulegen.

Besonders das Schwanken, Fügen und Nachgeben zum Nachtheile der Sittlichkeit stieg auf eine hohe Stufe, als im 16ten Jahrhundert die Casuistik in die Hände der Jesuiten kam. Wer kent nicht den Probabilismus der Jesuiten, nach welchem es gestattet ist, Vergehungen glimpflich, auch nach schwachen Gründen, die nur irgend einen Schein geben, und die nur irgend einige angesehene Männer gebilligt haben, zu beurtheilen, wodurch man auch das Verwerflichste zu vertheidigen in den Stand gesetzt wurde; wie man denn auch in allem erfinderisch war, wodurch Strafbarkeit gemildert, Gewissen beschwichtigt, und Befolgungen christlicher Gesetze erleichtert wurden. Wer kent nicht die von den Jesuiten eingeführten restrictiones oder reservationes mentales, welche in geheimer Zurückhaltung eines eigenen Sinnes bei zweideutigen Erklärungen und Versprechungen bestanden, und nach welchen man nicht an den durch die Worte nach [illegible] Sprachgebrauche bezeichneten, sondern nur an den geheim gedachten und vorbehaltenen Sinn gebunden war. [illegible] kam der bekante Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, und die Lehre von der sogenanten philosophischen Sünde, Sünde, welche der begehe, der von Gott [illegible] Erkentniß habe, oder auch bei der That an Gott nicht denke, da dann keine Versündigung gegen Gott statt finde. Auf solche Weise wurde natürlich alle Sittlichkeit untergraben, und zur Beschönigung jedes Lasters und jedes Frevels wurden Mittel an die Hand gegeben. — Wir dürfen uns übrigens zur nähern Darstellung der Arbeiten einzelner [illegible] Casuisten den Raum nicht nehmen, und müssen es dabei bewenden lassen, einige Namen derselben anzuführen, als [illegible] Ludwig Molina in Spanien; Franziscus Toletus ebendaselbst; Gabriel Vasquez ebendaselbst; Thomas Sanchez, gleichfalls in Spanien; Franziscus Suarez, in Spanien geboren, aber in Lissabon gestorben; Leonhard Leß zu Löwen; Paul Laymann, ein Teutscher; Stephan Bauny in Frankreich; Antonius Diana in Sicilien; Antonius de Escobar y Mendoza, ein Spanier; Hermann Busenbaum, ein Teutscher; Johann Caramuel Lobkowitz, in Spanien geboren, zu Vigavano in Italien gestorben. Mehr hierüber kann man, außer in Schröckh's Kirchengeschichte, auch unter andern in Jo. Francisci Buddei Isagoge ad theologiam universam. Lipsiae 1727. p. 706 ff. finden.

Die Jesuiten fanden indeß bei ihren casuistischen Arbeiten und moralischen Grundsätzen in damaliger Zeit auch Widerspruch. Man kent ja als ihre Gegner die Jansenisten. Besonders setzte sich ihnen die Pariser Universität entgegen, und zu ihren einzelnen eifrigsten Gegnern gehörte Anton Arnauld, Doctor der Sorbonne, auf welchen der berühmte Blasius Pascal folgte in seinen lettres provinciales. Es entspann sich hieraus ein heftiger Streit. Ein Jansenist, Peter Nicole, übersetzte nachmals die lettres des Pascal in das Lateinische, und dieser Nicole war der erste, der durch seine Essais de Morale in die Untersuchungen über die Sittenlehre eine bessere Methode brachte; ihm folgten darin Bernhard Lamy und Jacob Esprit; auch dürfen des Malebranche Verdienste in seiner Schrift: Traité de Morale, nicht übersehen werden. — Länger als in Frankreich, blieb noch in Teutschland die katholische Kirche in Absicht der Moraltheologie zurück. Erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahr

zum Sopran singender primo uomo gewiß nicht verglichen werden kann.

Auch kann ich wenigstens aus meiner eigenen Erfahrung anführen, daß des Sopranisten Crescentini Darstellung des Romeo, in Wien, so ziemlich das Vollendetste war, was ich jemals auf einer Opernbühne gehört, und zwar nicht allein durch die bewundernswürdigste Schönheit und Stärke der reich, ja verschwenderisch begabten Stimme, und die vollendetste technische Künstlichkeit des Vortrages, sondern auch durch Tiefe und Adel des Ausdruckes, und sehr anständiges, immer mehr als mittelmäßig gutes Spiel, welches namentlich im letzten Acte, im Augenblick, wo Romeo, die Decke des Sarges aufstoßend, einen unartikulirten, tonlosen Schrei ausstößt, bei einer jeden der, vielmal, ununterbrochen nach einanderfolgenden Aufführungen dieser Oper, jedes Mal über das gesamte Publicum eine so sichtbare, schauerliche Rührung verbreitete, daß kein Applaus sie zu profaniren wagte.

Die erste Veranlassung zur Entmannung der zu Sopransängern bestimten Knaben mag in der ehemaligen italienischen Sitte zu suchen seyn, wonach kein Frauenzimmer weder in der Kirche, noch auf der Bühne öffentlich singen konte, weshalb denn manche italienische Eltern (vorzüglich im Kirchenstate) ihre Söhnchen, um ihnen ihre schöne Stimme, und mit dieser eine ergiebige Nahrungsquelle zu erhalten, dem Schnitte preisgaben, — nicht selten auch wol mancher Knabe seine Mannheit freiwillig unter das Messer lieferte. Das Entmannen wurde damals so offenkundig und gewerbmäßig getrieben, daß chirurgische Entmannungskünstler förmliche Aushängetafeln über ihre Hausthüre anschlugen, mit der Überschrift: „Qui si castra ad un prezzo ragionevole“, „hier kann man sich um billigen Preis castriren lassen.“

Aber auch noch jetzt, wo die ursprüngliche Veranlassung solcher Verstümmelung aufgehört hat, und solcher Mannheitsraub sogar mit dem päpstlichen Bannstrahle verpönt ist, hat dieselbe noch nicht aufgehört, und noch täglich bewundert man italienische Kastraten in Kirchen und auf Schaubühnen in und außerhalb Italien.

Geschichtliche Notizen über den Ursprung und Fortgang der Kastration findet man gut zusammengetragen in Forkel's Geschichte der Musik, 2ter Bd. S. 708.

Gelegenheitlich mag hier noch die Bemerkung stehen, daß man in Italien in der Umgangssprache den Namen Castrato vermeidet, und statt dessen lieber den allgemeinen Namen *Musico* gebraucht, welcher an sich auch ganz passend ist für einen solchen Eunuchen, welcher zu nichts weiter taugt, als zum Musikmachen. Durch diesen Sprachgebrauch ist aber der Name Musico gleichsam in Unehre gekommen, so, daß kein ganzer Mann mehr gern Musico genant werden wollte, und dieser Name also nach und nach dem Eunuchengeschlecht sogar eigenthümlich geworden ist. Daher erzählt auch Vogler launig genug, wie er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Italien einmal in einer Assemblée, um zu sagen, er sey auch ein Musiker, die Phrase à la Correggio gebraucht habe: „anch' io son musico“ und wie man ihn da mit großen Augen angeschaut. *(Gottfr. Weber.)*

CASUISTIK, von casus, und insbesondere casus conscientiae, Gewissensfälle, bedeutet Untersuchung über besondere Fälle in unserm Handeln zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit, ihres Verhältnisses zum Sittengesetze. Da wir täglich handeln, so haben wir auch täglich Veranlassung, über Rechtmäßigkeit einzelner Handlungen nachzudenken, und so sind wir im Grunde immerwährend Casuisten. Im engern Sinne werden aber nur diejenigen darunter verstanden, die eine besondere wissenschaftliche Thätigkeit auf solche Untersuchungen wenden, und entweder einen vorgekommenen schwierigen Fall, oder oft vorkommende, auch wol blos angenommene, erdichtete Fälle beleuchten.

Wenn die Wissenschaft der Sitten oder die Moral gehörig angebauet ist, so muß es dem in dieselbe Eingeweiheten sehr erleichtert werden, auch über einzelne Fälle zu entscheiden. Mit diesem Anbau stand es aber lange Zeit in der christlichen Kirche sehr übel, und doch traten bald Umstände ein, welche Entscheidungen über viele einzelne Fälle in den Handlungen unumgänglich nöthig machten, und zugleich, da die Idee der Buße bei Vergehungen eingetreten war, über die Art der Buße, welche in jedem besondern Falle geleistet werden müsse. Buße wurde schon früh bei denen angewendet, welche wegen Vergehungen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, oder in schweren Verfolgungen abgefallen waren (s. den Artikel Buße), und man bekam bald besondere Anweisungen darüber, welche libri, oder codicilli, oder canones poenitentiales genant wurden, und die man gewissermaßen zu den ersten casuistischen Schriften rechnen kann. Man hat solche Anweisungen unter andern schon aus dem 3ten Jahrhundert von Gregor dem Wunderthäter und aus dem vierten von Basilius dem Großen. Es vermehrten sich diese Bußbücher besonders, als seit dem 5ten Jahrhundert die Ohrenbeichte üblich wurde (s. den Art. Beichte), denn diese machte nöthig, daß die Beichtväter geschickt waren, über die mannigfachsten Vergehungen zu urtheilen, ihre Verwerflichkeit genau zu bestimmen, um die angemessenen Büßungsarten festzusetzen. Am berühmtesten sind aus dem 6ten Jahrhund. die Schrift des Johannes des Fasters, Patriarchen von Constantinopel, und aus dem 7ten des Theodorus, Erzbischoffs von Canterbury. Ein ähnliches Werk wird auch dem Beda zugeschrieben, und aus dem 9ten Jahrhundert haben wir ein solches von Halitgar, Bischoff von Cambrey. Man hat auch mehre Samlungen von dergleichen alten Bußbüchern z. B. von Antonius Augustinus und Marinus, die man in des Joh. Albert. Fabricius Bibl. graec. lib. VI. cap. I. volum XI. p. 73 sqq. aufgeführet findet. Man wird nicht erwarten, daß in diesen Schriften nach geläuterten Grundsätzen der philosophischen und christlichen Sittenlehre entschieden seyn soll, denn wie dürftig stand es in jener Zeit noch um die Erkentniß solcher Grundsätze; man behalf sich, so gut man konte, besonders mit Berufung auf Aussprüche der Kirchenväter und der Synoden.

Am dringendsten aber ward das Bedürfniß solcher Entscheidungen über einzelne Gewissensfälle, als Papst Innecenz III. auf der vierten lateranensischen Synode im J. 1215 durch den Canon: Omnis utriusque sexus die Ohrenbeichte zum Kirchengesetze erhob. Von dieser Zeit an beschäftigte sich eine große Anzahl mit Untersuchungen über Gewissensfälle, und diese eigentlich sind es, die man Casuisten zu nennen pflegt. Wenn sich auch manche ihrer Schriften einigermaßen einem wissenschaftlichen Gebäude zu nähern scheinen, so bestehen sie doch dem größten Theile nach aus blossen Anhäufungen aller damals erdenklichen Gewissensfälle, einige sind auch in alphabetischer Ordnung geschrieben.

Der erste, welcher, da die bisherigen Kirchengesetze und Bußbücher nicht mehr ausreichen wollten, ein neues Hilfsbuch dieser Art verfertigte, war Raymund von Pennafort um das Jahr 1230. Seine Schrift mit dem Titel: Summa de poenitentia et Matrimonio, gewöhnlicher aber Summa Raymundina genant, bestand aus vier Büchern, davon das erste die Verbrechen gegen Gott abhandelte; das zweite die gegen Menschen; das dritte die Pflichten, Vergehungen und Strafen der Kleriker; das vierte die Ehesachen. Den Titel Summa führten nach diesen eine große Anzahl Schriften solcher Art. Unter diesen sind besonders berühmt geworden: die Summa casuum conscientiae von Astesanus aus Asti in Piemont gebürtig, welche aus acht Büchern besteht, und gewöhnlich Summa Astesana heißt. Dann die des Dominikaners Bartholomäus de S. Concordio aus Pisa gebürtig, daher sie auch Summa Pisanella heißt. Beide im 14ten Jahrhundert. Aus letzterer nahm der Franziscanermönch, Angelus de Clavisio, im 15ten Jahrhundert seine Gewissensfälle zu seiner alphabetisch bearbeiteten Summa Angelica. Und endlich möge hier noch die Summa c. c. des Sylvester Prierias, durch seine Feindschaft gegen Luther berüchtigt, genant werden. Man kann nicht behaupten, daß es in diesen Schriften ganz an Scharfsinn und richtigem Urtheile fehle; allein man kent die scholastischen Spitzfindigkeiten jenes Zeitalters, und kann sich daher nicht darüber wundern, mit welchem Eifer man auf Einbildung einer unzähligen Menge einzelner Fälle ausging, welche fruchtlose Unterscheidungen man machte, wie viele der sonderbarsten Fragen man aufwarf. Bei dem Mangel aller sichern Moralprinzipe war ein stetes Schwanken unvermeidlich, und da sich die Aussprüche früherer Lehrer, auf welche man sich berief, oft selbst einander entgegengesetzt waren, so konte es nicht fehlen, daß durch diese Untersuchungen eine große Verwirrung in den Ansichten und in den Gemüthern entstand. Auch zur Milderung der Vergehungen war so mancher Grundsatz hervorgetreten, daß für die Sittlichkeit nicht anders, als großer Nachtheil daraus erwachsen konte. Es war schon eine gefährliche Nachgiebigkeit, daß Astesanus in seiner Summa dem Priester erlaubte, wenn er etwa merke, daß der Beichtende die auferlegte Buße nicht vollziehen werde, demselben eine gefälligere aufzulegen.

Besonders das Schwanken, Fügen und Nachgeben zum Nachtheile der Sittlichkeit stieg auf eine hohe Stufe, als im 16ten Jahrhundert die Casuistik in die Hände der Jesuiten kam. Wer kent nicht den Probabilismus der Jesuiten, nach welchem es gestattet ist, Vergehungen glimpflich, auch nach schwachen Gründen, die nur irgend einen Schein geben, und die nur irgend einige angesehene Männer gebilligt haben, zu beurtheilen, wodurch man auch das Verwerflichste zu vertheidigen in den Stand gesetzt wurde; wie man denn auch in allem erfinderisch war, wodurch Strafbarkeit gemildert, Gewissen beschwichtiget und Befolgungen christlicher Gesetze erleichtert wurden. Wer kent nicht die von den Jesuiten eingeführten restrictiones oder reservationes mentales, welche in geheimer Zurückhaltung eines eigenen Sinnes bei zweideutigen Erklärungen und Versprechungen bestanden, und nach welchen man nicht an den durch die Worte nach gewöhnlichem Sprachgebrauche bezeichneten, sondern nur an den gedachten und vorbehaltenen Sinn gebunden war. [illegible] kam der bekante Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, und die Lehre von der sogenanten philosophischen Sünde, Sünde, welche der begehe, der von Gott keine Erkentniß habe, oder auch bei der That an Gott nicht denke, da dann keine Versündigung gegen Gott statt finde. Auf solche Weise wurde natürlich alle Sittlichkeit untergraben, und zur Beschönigung jedes Lasters und jedes Frevels wurden Mittel an die Hand gegeben. — Wir dürfen uns übrigens zur nähern Darstellung der Arbeiten einzelner jesuitischer Casuisten den Raum nicht nehmen, und müssen es dabei bewenden lassen, einige Namen derselben aufzuführen, als: Ludwig Molina in Spanien; Franziscus Toletus ebendaselbst; Gabriel Vasquez ebendaselbst; Thomas Sanchez, gleichfalls in Spanien; Franziscus Suarez, in Spanien geboren, aber in Lissabon gestorben; Leonhard Leß zu Löwen; Paul Laymann, ein Teutscher; Stephan Bauny in Frankreich; Antonius Diana in Sicilien; Antonius de Escobar y Mendoza, ein Spanier; Hermann Busenbaum, ein Teutscher; Johann Caramuel Lobkowitz, in Spanien geboren, zu Vigavano in Italien gestorben. Mehr hierüber kann man, außer in Schröckh's Kirchengeschichte, auch unter andern in Jo. Francisci Buddei Isagoge ad theologiam universam. Lipsiae 1727. p. 706 ff. finden.

Die Jesuiten fanden indeß bei ihren casuistischen Arbeiten und moralischen Grundsätzen in damaliger Zeit auch Widerspruch. Man kent ja als ihre Gegner die Jansenisten. Besonders setzte sich ihnen die Pariser Universität entgegen, und zu ihren einzelnen eifrigsten Gegnern gehörte Anton Arnauld, Doctor der Sorbonne, auf welchem der berühmte Blasius Pascal folgte in seinen lettres provinciales. Es entspann sich hieraus ein heftiger Streit. Ein Jansenist, Peter Nicole, übersetzte nachmals die lettres des Pascal in das Lateinische, und dieser Nicole war der erste, der durch seine Essais de Morale in die Untersuchungen über die Sittenlehre eine bessere Methode brachte; ihm folgten darin Bernhard Lamy und Jacob Esprit; auch dürfen des Malebranche Verdienste in seiner Schrift: Traité de Morale, nicht übersehen werden. — Länger als in Frankreich, blieb noch in Teutschland die katholische Kirche in Absicht der Moraltheologie zurück. Erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahr-

sprüche über. Auffallend ist aber bei diesen vielfachen Unterscheidungen, daß dennoch die Casus auf mehrerlei Weise zusammenfallen, wie z. B. der letztgenante Casus für Bezeichnung des Mittels zugleich die Stelle des lateinischen Dativs bei dem Verbo substantivo vertrit, und im Lappischen der Factitivus dem Nuncupativus gleichlautet. Ja! im Esthnischen ist der Gebrauch des Nominativs und Accusativs so unbestimt, daß bei dem Imperativ oft ein Nominativ des Accusativs, bei Passiven dagegen ein Accusativ des Nominativs Stelle vertrit.

Daß auch die lateinische Sprache ursprünglich einen *Locativus* hatte, welcher im Singular auf *i*, im Plural auf *is* ausging, bezeugen Formen, wie *Romai*, *domi*, *ruri*, *foris*, welche die Römer, nachdem sie, wie fast alle indogermanischen Sprachen, den Locativus abgeworfen hatten, irrigerweise für einen Genitiv oder Ablativ hielten, da doch die Ähnlichkeit des griechischen *οἴκοι* mit *σοί* und des lateinischen *ibi* mit *tibi* vielmehr auf einen Dativ leitet, und der lateinische Ablativ *Roma*, *domo*, *rure*, *foris*, sowol, als der homerische Genitiv *σέθεν*, ähnlich dem *οἴκοθεν*, die Frage woher? beantwortet. Jedermann erkent auch leicht die Begriffsverwandtschaft zwischen der Abhängigkeit und der Bewegung woher, und zwischen dem Zwecke oder der Bestimmung und der Ruhe: und da das Ziel zugleich auch als Richtung wohin betrachtet werden kann, so wird man nicht nur leicht begreifen, warum die griechischen Präpositionen auf die Frage woher? den Genitiv, auf die Frage wo? den Dativ, auf die Frage wohin? den Accusativ erfodern, sondern auch die griechischen Endungen jener Casus, mit welchen die teutschen ursprünglich eben sowol als die lateinischen zusammenstimten, aus den adverbialen Bezeichnungen jener Localbeziehungen ableiten. Statt aber in den Beweis dafür tiefer einzugehen, will ich auf den Artikel Declination verweisen, welchem nur noch *μητρόθεν* für *μητρός*, Soph. Oed. C. 522. Aesch. Theb. 664. *πατρόθεν* für *πατρός*, 825. beigefügt werden mag; und dagegen hier bemerken, daß die baskische Sprache ein eigenes Casuszeichen für den Fall besitzt, wenn das Substantiv im Handeln begriffen ist, und daß der in Handlung gesetzte Nominativ, welcher nicht blos als grammatisches, sondern auch als reales Subject eines Transitivs dasteht, dem Nominativ der Mehrzahl gleichlautet, und nur den Ton von der vorletzten Silbe auf die letzte wirft, z. B. guizónac, die Menschen, guizonác, der im Handeln begriffene Mensch.

Wie der in Handlung gesetzte Nominativ nur aus der Verbindung mit einem Transitive erkant wird, so läßt sich auch die Gattung aller abhängigen Fallformen nur durch die Verbindung mit andern Wörtern bestimmen: jedes für sich allein gesetzte Nennwort wird als im Nominative stehend angesehen, welcher daher auch oft, gleich dem Vocative in der Anrede, von aller Verbindung mit andern Wörtern losgerissen erscheint. Ein solcher losgerissener Nominativ verdient, nebst dem außer aller Satzverbindung stehenden Vocative, allein den Namen eines *Casus absolutus*; gewöhnlich gibt man aber diese Benennung irgend einer abhängigen Fallform, welche die Stelle eines adverbialen Zusatzes vertrit, der zur Vollendung eines Satzes nicht wesentlich nothwendig scheint, und in einen besondern Nebensatz sich auflösen läßt. Hätte man eine solche adverbiale Nebenbestimmung eines Satzes, wie es billig war, vielmehr *Casus adverbialis* genant, so würde man im Griechischen nicht für einen *Nominativus absolutus* erklärt haben, was nur als Accusativ sich denken läßt, da ja nur ein Casus obliquus die Stelle eines durch eine Präposition auflösbaren Adverbs vertreten kann. Aber auch in der teutschen Sprache herrscht in Bezug auf einen solchen adverbialen Zusatz eine falsche Ansicht, welche hier berichtigt zu werden verdient. Sofern nämlich der adverbiale Zusatz an der Stelle eines besondern Nebensatzes steht, muß er zwei Wörter enthalten, deren eines die Stelle des Subjectes, das andere die Stelle des Prädicates vertrit, und nur da, wo das Subject unbestimt gelassen wird, kann ein einziges Particip jenen adverbialen Zusatz ausmachen. Der Lateiner gebraucht in beiden Fällen dazu seinen Ablativ als den eigentlichen Casus adverbialis, indem er sowol audito, als audita re spricht. Der Grieche hat dagegen im erstern Falle den Genitiv, im zweiten aber den Accusativ gewählt, indem er zwar *τούτου εἰρημένου*, aber *εἰρημένον* sagt. Der Teutsche setzt umgekehrt im ersten Falle den Accusativ, im zweiten den Genitiv, mit dem einzigen Unterschiede, daß er im letztern Falle, weil er das Subject nie, auch wo es unbestimt bleibt, unbezeichnet lassen kann, das allgemeine Subject dem Participe nachsetzt, z. B. besagter Weise für dieses gesagt.

Gewöhnlich glaubt man, den Ausdruck unverrichteter Sache mit infecta re vergleichend, der Teutsche gebrauche den Genitiv gerade so, wie der Grieche, als Casus adverbialis, und in dem Ausdrucke: dieses gesagt, sey der Accusativ durch ein ausgelassenes habend zu erklären, ohne zu bedenken, daß im Teutschen jedes Particip durch Vorsetzung mit der vom nachfolgenden Substantive abhängigen Flexion zu einem bloßen Attribute werde, wie stehendes Fußes für den Fuß stehend, und daß bei dieses gesagt vielmehr seyend zu ergänzen sey, wie es aus folgenden Versen Fouqué's klar hervorgeht:

Nach alter guter Weise sitz' ich hier
Am Wege, nur das Himmelszelt mein Dach.

Wer auch bei diesen letzten Worten, wie man irrig bei den griechischen Accusativen *ἐξόν*, *παρόν*, *προσῆκον*, gethan, an einen Nominativus absolutus denken wollte, brauchte nur, um sich von seinem Irrthume zu überzeugen, für das Himmelszelt ein Wort männlichen Geschlechtes zu setzen, wie nur den Himmel über mir als Dach, wobei man freilich eben so irrig wieder an ein ausgelassenes habend denkt, ohne zu bedenken, daß, wenn man in dem Satze: „Dieses abgerechnet, ist das noch zu erinnern" auch habend ergänzen wollte, dennoch nichts anders übrig bliebe, als auch habend für das Participial-Prädicat eines ausgelassenen Subjects-Accusatives zu erkären. Doch da dieses abgerechnet die Stelle des Satzes „wenn dieses abgerechnet wird" vertrit, so ist dieses nicht sowol ein von abgerechnet regirter, als vielmehr ein adverbialer Subjects-Accusativ, welchem abgerechnet als

Fall nicht blos auf die äussere Veränderung der Wortform, sondern auf den verschiedenen Gebrauch des Nennwortes zufolge seiner inneren Bedeutung beziehe; so soll auch die Unterscheidung gerader und abhängiger Fälle auf zwei verschiedene Arten der Verhältnisse deuten, in welchen ein Nennwort gebraucht wird. Auf diese Weise bezeichnet der gerade Fall den unabhängigen Gebrauch eines Nennwortes, oder dessen subjectives Verhältniß; der abhängige Fall dagegen die Art seiner Abhängigkeit von irgend einem andern Begriffe oder dessen objectives Verhältniß. Beiderlei Verhältnisse lassen sich auf eine dreifache Weise unterscheiden, obgleich für das subjective Verhältniß kaum zweierlei, für das objective dagegen oft sehr vielerlei Casus in den Sprachen zu seyn pflegen.

Die grammatischen Unterschiede des Subjectes werden Personen genant, deren erste den sprechenden, die zweite den angesprochenen, die dritte den besprochenen Gegenstand bezeichnet. Wenn man nun vom *Casus nominativus* oder Nennfalle, welcher den besprochenen Gegenstand nent, noch den *Casus vocativus* oder Ruffall unterscheidet, mit welchem man einen Gegenstand anredet; so sollte man auch einen *Casus locutivus* oder Sprechfall erwarten, der blos deshalb in den Sprachen fehlt, weil eigentlich die Personbezeichnungen durch besondere Wörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, oder durch besondere Verbalendungen alle Unterscheidungen der geraden Fälle überflüssig machen, und der Vocativ nur um der sogenanten Apostrophe willen aufgekommen ist. Ob übrigens eine Sprache den Vocativ vom Nominative durch besondere Endungen unterscheide, oder nicht, darauf kömt es nicht an; sondern so oft eine Apostrophe die Stelle einer Apposition vertrit, so oft steht das gebrauchte Nennwort im Ruffalle, möge er vom Nominative verschieden, oder ihm völlig gleich lauten, z. B. Dir, mein lieber Freund] statt Dir, meinem lieben Freunde, zu Gefallen. Daß das objective Verhältniß, oder die Beziehung eines betheiligten Gegenstandes ebenfalls dreifach sey, lehret die Vergleichung folgender Sätze: 1) der Arzt heilt den Krieger; 2) der Arzt heilt dem Krieger den Arm, oder der Arzt heilt des Kriegers Arm; 3) der Arzt heilt dem Arme des Kriegers die Wunden, oder der Arzt heilt dem Krieger des Armes Wunden. Hier sind dreierlei Objecte: Krieger, Arm und Wunden, wovon das leztere nur in einerlei, das mittlere und erstere aber in dreierlei Beziehung vorkömt. Hiedurch lernen wir den *Casus accusativus* als das eigentliche Object oder den Zielfall kennen, worauf sich eine Handlung zunächst bezieht. Sind mehr betheiligte Gegenstände angegeben, so deutet der *Casus dativus* oder Zweckfall das entferntere oder mittelbare Object an, der *Casus genitivus* oder Ergänzfall dagegen, was mit dem nähern oder entferntern Objecte in irgend einer Beziehung steht.

Wenn nun schon der Zielfall auch gebraucht wird, jede Beziehung auf etwas, die Richtung wohin, das Maß und die Dauer zu bezeichnen, und eben so der Zweckfall auch das Bezweckte oder auch das Mittel zum Zweck, wie die Bestimmung nach Raum und Zeit, andeuten muß; so läßt es sich leicht denken, daß des Ergänzfalles Gebrauch noch weit vielfacher sey. Dieser kann jede Beziehung auf irgend ein Nennwort bezeichnen, sie sey subjectiv oder objectiv, und vertrit daher auch des Adjectives, besonders des Possessives, Stelle: er deutet den Theil eines Ganzen, oder auch das Ganze eines Theiles an, und steht insofern oft elliptisch: er gibt endlich den Gesichtspunkt an, von welchem aus etwas betrachtet wird, und kann insofern die Richtung woher, und jede adverbiale Bestimmung der Art und Weise bezeichnen. Aus diesem vielfachen Gebrauche der angegebenen drei Casus ergibt sich einerseits leicht die mögliche Vertauschung des einen mit dem andern; andererseits die Vervielfachung der Casusformen in solchen Sprachen, welche nicht nur für mehre der oben angegebenen Begriffe, sondern auch für manche andere willkürliche Bestimmungen verschiedene Wortformen aufbrachten. Bekant ist die große Anzahl der Casus in der lappischen und finnischen Sprache; untersucht man aber die Sache genauer, so haben zum Theil die den Substantiven angehängten Präpositionen das Ansehen bloßer Formen und Abwandlungen der Nennwörter erhalten, wie der *Negativus* zur Bezeichnung des ohne, zum Theil hat man gewisse Modificationen der oben angegebenen Hauptcasus durch besondere Endungen unterschieden, so wie auch die lateinische Sprache von dem *Dativus* der Einzahl einen *Ablativus* zur Bezeichnung des Mittels ausgeschieden hat, der nicht nur an sich schon manche Beziehungen des griechischen Genitives bezeichnete, sondern auch mit so vielerlei Präpositionen verbunden ward, daß er in den neuern Töchtersprachen des Lateinischen, welche die oben angegebenen Casus durch Präpositionen unterscheiden, zum Wortstamme geworden ist.

So einfach, als Leem die Declination im Norwegisch-Lappischen aufgestellt hat, ist diese nun eben nicht, so daß, die mit Präpositionen gebildeten Casus abgerechnet, im Plural nur die sechs lateinischen Casus aufgezählt zu werden brauchten, im Singular aber selbst der Genitiv mit dem Nominativ, Accusativ und Vocativ zusammenfielen; dennoch ist nicht zu leugnen, daß die 10 bis 15 Casus, welche man in der finnischen und lappischen Sprache aufgezählt hat, nur als besondere Modificationen jener Hauptcasus zu betrachten sind. So scheidet sich der *Accusativus* im Finnischen nicht nur in einen *totalis* oder *partialis*, je nachdem die Wirkung als vollendet oder unvollendet dargestellt wird; sondern auch der Accusativus praedicati oder die Bezeichnung dessen, wozu etwas wird, erscheint als ein besonderer *Factitivus* oder *Mutativus*, welcher im Lappischen mit dem *Nuncapativus* oder dem Nominativus praedicati zusammenfällt, im Finnischen aber sich auch davon unterscheidet. Wieder verschieden davon ist im Finnischen der *Penetrativus*, welcher Bewegung an einen Ort, oder Versetzung in einen Zustand bedeutet, so wie auch der *Ablativus* zur Bezeichnung der Ursache als Bewegung woraus, noch vom *Privativus* zur Bezeichnung dessen, von wo etwas ausgeht, unterschieden wird. Die Frage wo? oder wann? beantwortet der *Locativus*; die Frage wie? der *Descriptivus*; und wie der *Dativus* zugleich das örtliche auf bezeichnet, so der *Mediativus* oder *Instrumentalis* das

dem Catechu-Absude eine verhältnißmäßige Menge Wasser zu und vermindert das Gewicht des Salmiaks im Verhältniß zur Catechu-Masse. Die mit dieser Farbe gedruckte Ware läßt man nach dem Trocknen 3 Tage lang liegen, wäscht sie am Fluß oder Bach gut aus und trocknet sie ab.

B) Bronce-Reservagen. Setzt man der Broncefarbe 3½ bis 4 Pfund Zinnsalz zu, so erzielt man eine dunkle Bronceresservage. Hellere Abstufungen werden durch mit Wasser verschwächten Catechu-Absud erreicht, bei welchen das Zinnsalz im Verhältniß zur Catechu-Masse beigegeben wird.

Diese schönen Bronce-Reservagen eignen sich für den Druck auf gelbe, oliven, graue, krapplilas und krapp-Violette, so wie auf eisenblausaure Gründe. Bei letztern wird die Applicationsschwarze Farbe, die gelben, rothen und Bronce-Reservagen auf die mit essigsaurem Eisen imprägnirte und in Kuhmist ausgesottene Ware aufgedruckt, ausgewaschen, und im gesäuerten eisenblausauren Kalibade der Grund blau gefärbt.

Als gärbestoffhaltige Substanz hat man in der Ledergärberei auch hin und wieder günstige Resultate erlangt. In Ostindien bedient man sich derselben zum Gärben. Man soll dort Leder binnen 3 Tagen damit gärben, was der heiße Himmelsstrich wohl möglich macht; 1 Pfund Catechu soll 7 bis 8 Pfund Eichenrinde ersetzen. (*Kurrer.*)

CATENIPORA, eine von Lamarck (anim. sans vertebr. tome 2. p. 206.) gestiftete fossile Corallen-Gattung, welche von Lamouroux in der französischen Ausgabe des Ellis Solanderschen Werkes: Exposition methodique des polypiers etc. p. 65. aufgenommen worden ist und die am Ufer der Ostsee und andern gothländischen Küsten ausgeworfenen Corallversteinerungen der sogenanten Kettensteine umfaßt, welche anfänglich von Linné im System unter die Tubiporen, dann aber in den Amoenit. acad. Vol. I. p. 103. tab. 4. f. 20. zu den Milleporen gezählt wurden. Es sind parallele Röhren, welche in vergitterten Wänden senkrecht herabsteigen. Die Anzahl und Gestalt der senkrecht durch die Masse herabsteigenden parallelen Röhren, wie auch ihre Mündungen, bald rund, bald oval, bald elliptisch, bald sternförmig, sind in den verschiedenen Arten dieser Corallen-Gattung verschieden. Eben so verschieden sind auch die Gitter oder Maschen des Netzes in ihrer Größe und Gestalt, welche die senkrecht in der Masse herabsteigenden Röhrenwände bilden und die flächern oder tiefern Zwischenräume zwischen den Röhrenwänden. J. Chr. Fuchs in Potsdam hat die 1781 daselbst gefundenen Kettensteine im 3. Bande der Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde S. 132 beschrieben und abgebildet. Pallas hat nicht nur diese, sondern auch die im 4. Bande der Beschäftigungen der berliner naturf. Freunde S. 325 erwähnten jaspisartigen und gestirnten Kettensteine von weicherer Steinart, die er von seinem Collegen Falk nach seiner Rückkehr von Gothland zum Geschenk erhielt, abgebildet, und sie in seinen hinterlassenen Manuscripten Madreporites reticularis oder concatenatus genant. So hat man also die Kettensteine bald für Milleporen bald für Madreporen bald für Tubiporen gehalten. S. Pallas Elench. Zoophyt. p. 338. Sie gehören aber weder zu der einen noch zur andern Gattung, sondern sind ganz eigene, wahrscheinlich ausgestorbene Corallarten der ältern Oceane, so wie dies mit mehren der von Linné in Fougts Diss. de Coralliis balticis im ersten Bande der Amoenitat. acad. beschriebenen und abgebildeten Arten der Fall ist. Auch Lamouroux scheint sie blos als fossile Corallen zu betrachten und stellt 2 Species derselben auf.

1) *Catenipora escharoides*, rindenartige Lamellen oder Blätter, wo die Netz- oder Zellen-bildenden Steinwände, in welchen die parallelen zahlreichen, fast elliptischen oder zusammengedrückten Röhren senkrecht hinab steigen, durch die ganze Dicke der Masse hindurch gehen, Millepora catenulata, Tubipora catenulata Lin., wird gefunden fossil am Ufer des baltischen Meeres.

2) *Catenipora axillaris*, Kettensteine, in welchen die Kette oder das Netz der senkrecht herabsteigenden Wände nur wenige sehr kurze sparsam nur in den Winkeln der Maschen sich öffnende Röhren, enthalten. Lin. amoenit. acad. Vol. I. p. 105. tab. 4. fig. 16. Ebendaselbst zu finden. (*Tilesius.*)

CATHARTIN nennen Lassaigne und Feneulle den Laxirstoff, den sie aus der Senna zogen (s. oben Cassia Senna L.). Die Substanz krystallisirt nicht, sieht röthlichgelb aus, riecht eigenthümlich, und schmeckt ekelhaftbitter, ist in allen Verhältnissen in Weingeist und Wasser löslich, unlöslich in Äther, und wird an der Luft feucht. Aus der wäßrigen Auflösung derselben fällen Galläpfelextract und Bleiessig gelbliche Flocken; Jöd, Bleizucker, Brechweinstein und Leim verändern sie nicht, aber durch das schwefelsaure Eisenoxyd wird sie gebräunt, und Kalien machen ihre Farbe dunkler. Bei der trocknen Destillation in einem verschlossenen Gefäße wird sie zerstört, und in Kohlensäure, Essigsäure, Brenzöl, Kohlenwasserstoffgas und einen kohligen Rückstand zerlegt, der ganz an der Luft verbrent (s. Annal. de Ch. et de Ph. T. XVI.; im teutschen Auszuge in Stoltze's berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie rc. XXIV, 1. S. 85 rc. XXVI, 2. S. 155 rc.). (*Th. Schreger.*)

CATTAJO, in der venedigschen Delegation Padua, an der Straße von Padua nach Este, von beiden Städten gleichweit, von Abano 5 ital. Meilen entlegen, war zwei Jahrhunderte hindurch der Sitz des berühmten Geschlechtes Obizzi, aus welchem der letzte Mann im Mai 1803 seine gesamten, in Toscana, im Paduanischen und Ferrarischen gelegenen, jährlich an 40,000 Dukaten ertragende Güter, dem Herzoge von Modena, als dem Oberhaupte des Hauses Este, vermachte. Die Burg zu Cattajo, gegen Ausgang des 16. Jahrh. von Pius Äneas Obizzo erbauet, ist merkwürdig für den Naturforscher durch das Material, aus welchem sie erbauet, aber nicht minder durch viele Frescogemälde von Paul Veronese, die Thaten der Obizzi vorstellend. Auch zeigt man hier das Bildniß der Marchesin Lucretia Obizza, die in gleicher Lage mit der Römerin Lucretia, den Tod von des Ehrenräubers Hand der Schande vorzog, und dafür von den Paduanern, durch Aufstellung ihrer Büste in dem Rathhause, geehrt wurde. Vergl. den Art. Obizzi.

(*v. Stramberg.*)

Prädicat hinzugegeben ist. Wenn Klamer Schmidt sagt:

Dein Gott so groß! Dein Geist so schön!
Wie tönten wir zum letzten Mal uns sehn!

so stehen die *Nominativi absoluti* nicht in so wesentlicher Verbindung mit dem folgenden Satze, als mit dem vorhergehenden die *Accusativi adverbiales* in Gleim's Versen:

So folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien.

Dieses mag hinreichen, den wahren Unterschied eines *Casus absolutus* und *Casus adverbialis* aufzudecken, und für letztere keine andere Fallform anzuerkennen, als welche auch als einzelner Begriff eines Satzes adverbialisch gebraucht werden kann. (*Grotefend.*)

CATADROMUS (Entomologie). Käfergattung, von Mac Leay *) errichtet, von Dejean **) aufgenommen, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Unterabtheilung thoracici. Die Kennzeichen sind: Die drei ersten Tarsenglieder kurz und breit; das letzte Glied der Lippentaster lang, fast beilförmig; Fühler kurz, das dritte Glied kürzer als die beiden folgenden zusammen; Kiefer stark vorragend, schwach gekrümt, scharf; Kinn dreilappig, der mittlere Lappen spitzig; Halsschild beinahe viereckig. Deckschild lang, fast parallelepipedisch. Die einzige bekante, in Java einheimische, von Olivier als Carabus tenebrioides, von Wiedemann als Harpalus Rajah beschriebene Art ist schwarz, grün gerandet, die Deckschilde sind gestreift und haben jedes zwei eingedrückte Punkte. Fast zwei Zoll lang. (*Germar.*)

CATAPACHOS, indianische Völkerschaft in Peru in Südamerika, zwischen dem Huallaga und Ucayale, in der Pampa del Sacramento. (*Stein.*)

CATAPHRACTA, les Cuirassés, benent Latreille (Familles naturelles du règne animal. Par. 1825. 8. p. 91.) seine erste Section der Reptilien, und rechnet dahin die Chelonier und die Crocodilinen (Emydo-Sauri, *Blainv.*) (*Leuckart.*)

CATECHU. Technischer Gebrauch. Seit einigen Jahren nimt das Catechu eine nicht unbedeutende Rolle in der Baumwollen-Druck- und Färbekunst ein. Sehr schöne und ganz eigenthümliche Broncefarben werden in Verbindung mit erdigen und metallischen Basen und nachherigem Färben im Krappbade erhalten. Die anwendbarsten Abstufungen in dieser Farbe werden durch nachstehende Vorschriften am besten erreicht:

Broncefarbe. 1½ Pfund fein gepulvertes Catechu werden mit 12 Pfund Wasser bis auf 2 Pfund Flüssigkeit eingekocht, das Fluidum mit 6 bis 8 Loth Stärkmehl verkocht, und nach dem Verkochen 6 Loth gestoßener Salmiak eingerührt. Diese Farbe wird aufgedruckt, getrocknet, in einem Kuhmist- oder Kleienbade gereinigt und im Krappbade ausgefärbt.

Wir verdanken Herrn Dr. Dingler nachstehende Farben, die er vermittelst Catechu darzustellen lehrte:

100 Theile Wasser werden mit 15 Theilen Catechu und 15 Theilen Stärke verkocht, zuletzt 12 Theile [illegible] ges salzsaures Zinn zugegeben. Die mit der Farbe gedruckte Ware wurde nach 3 Tagen im Kleienbade gekocht, gewalkt und ausgewaschen; sie stellte in diesem Zustande für sich ein helles Chamoisgelb dar. In Wau ausgefärbt wurde ein Pomeranzengelb, im Krappbade ein sehr schönes Rehbraun, im Fernambukholzbade ein volles Roth und im Kampeschenholzbade ein intensives Lilas erhalten.

Dieselbe Zusammensetzung, nur statt des [illegible] Zinn's 10 Theile trocknes oxydirt salzsaures Zin[illegible] ein helles, etwas röthliches Lederbraun dar. Im Waubade wurde ein dunkles Orangengelb in Bronce übergehend; im Krappbade ein intensives Lederbraun, im Fernambukholzbade ein volles dunkles Rosa [illegible] maskener-Rosen, und im Kampeschenholzbade ein [illegible] brillantes Lilas erzielt.

100 Theile Wasser, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 8 Theile trocknes oxydirt salzsaures [illegible], 6 Theile concentrirtes flüssiges salpetersaures Kupfer, [illegible] ein dunkles Bronce, im Waubade satt Olivengelb, im Krappbade dunkel Bronce, im Fernambukholzbade dunkel Lilas und im Kampeschenholzbade intensives Püce.

100 Theile Wasser, 15 Theile Catechu, [illegible] Theile Stärke, 15 Theile salpetersaure Thonerde, ein [illegible] röthliches Lederbraun, im Waubade ein trübes Braun, im Krappbade Lederbraun, im Fernambukholzbade heiteres Lilas [illegible] im Kampeschenholzbade heiteres Violett.

100 Theile Wasser, [illegible] Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 18 Theile [illegible] Thonerde, 15 Theile salpetersaures Kupfer, ein schönes röthliches Olivengrau, im Waubade ein sattes Olivenbraun, im Krappbade intensives Rothbraun, im Fernambukholzbade dunkles Püce und im Kampeschenholzbade Schwarzblau.

100 Theile Wasser, 15 Theile Catechu, 16 Theile Stärke, 12 Theile salpetersaures Eisen, dunkles ins Braun übergehendes Grau, durch das Waubad sattes Olivengrün, im Krappbade schön Braunroth, im Fernambukholzbade intensives Madore und im Kampeschenholzbade sattes Schwarzgrau.

Die übrigen durch Herrn Dr. Dingler angewandten erdigen und metallischen Beizen boten keine beachtungswerthen Resultate dar *).

Als Applicationsfarben und Broncereservagen verdienen in der Baumwollendruckerei nachfolgende einer besondern Beachtung:

A) Bronce. Catechu-Absud. 10 Pfund fein gestoßenes Catechu werden mit 5½ Pfund fein gepulvertem Grünspan und 160 Pfund Wasser 3mal bis auf 42 Pfund Flüssigkeit eingekocht, das erhaltene Fluidum durch ein Haarsieb geschlagen und für den Gebrauch aufbewahrt.

Zur Darstellung der Farbe werden 9 Pfund dieses Absuds mit 1½ Pfund Stärke verkocht, 24 Loth Salmiak hinzugebracht und die Farbe ganz kalt gerührt, wodurch sehr intensiv dunkel Bronce erhalten wird. Will man hellere Abstufungen dieser Farbe erzielen, so setze man

*) Annulosa javanica I. p. 18. n. 29. tab. 1. fig. 5.
**) Spec. gen. des Coleopt. III. p. 186.

*) Vergl. Dr. Dingler in seinem neuen Journal für die Indiennen- oder Baumwollen-Druckerei. Bd. 2.

Catechu-Absude eine verhältnißmäßige Menge Was- und vermindert das Gewicht des Salmiaks im Ver- iß zur Catechu-Masse. Die mit dieser Farbe ge- Ware läßt man nach dem Trocknen 3 Tage lang , wäscht sie am Fluß oder Bach gut aus und trock- e ab.

B) Bronce-Reservagen. Setzt man der Bron- e 3½ bis 4 Pfund Zinnsalz zu, so erzielt man eine e Broncereservage. Hellere Abstufungen werden mit Wasser verschwächten Catechu-Absud erreicht, welchen das Zinnsalz im Verhältniß zur Catechu- e beigegeben wird.

Diese schönen Bronce-Reservagen eignen sich für den auf gelbe, oliven, graue, krapplilas und krapp- te, so wie auf eisenblausaure Gründe. Bei letztern die Applicationsschwarze Farbe, die gelben, rothen Bronce-Reservagen auf die mit essigsaurem Eisen ignirte und in Kuhmist ausgesottene Ware aufge- t, ausgewaschen, und im gesäuerten eisenblausauren ade der Grund blau gefärbt.

Als gärbestoffhaltige Substanz hat man in der Leder- rei auch hin und wieder günstige Resultate erlangt. Ostindien bedient man sich derselben zum Gärben. soll dort Leder binnen 3 Tagen damit gärben, was tiße Himmelsstrich wohl möglich macht; 1 Pfund Ca- soll 7 bis 8 Pfund Eichenrinde ersetzen. (*Kurrer.*)

CATENIPORA, eine von Lamarck (anim. sans vertome 2. p. 206.) gestiftete fossile Corallen-Gattung, e von Lamouroux in der französischen Ausgabe des Solanderschen Werkes: Exposition methodique olypiers etc. p. 65. aufgenommen worden ist und die fer der Ostsee und andern gothländischen Küsten aus- rfenen Corallversteinerungen der sogenanten Ket- teine umfaßt, welche anfänglich von Linné im m unter die Tubiporen, dann aber in den Amoenit. Vol. I. p. 103. tab. 4. f. 20. zu den Milleporen ge- wurden. Es sind parallele Röhren, welche in ver- ten Wänden senkrecht herabsteigen. Die Anzahl Gestalt der senkrecht durch die Masse herabsteigenden llelen Röhren, wie auch ihre Mündungen, bald rund, oval, bald elliptisch, bald sternförmig, sind in den hiedenen Arten dieser Corallen-Gattung verschieden. so verschieden sind auch die Gitter oder Maschen des s in ihrer Größe und Gestalt, welche die senkrecht in Masse herabsteigenden Röhrenwände bilden und die rn oder tiefern Zwischenräume zwischen den Röhren- en. J. Chr. Fuchs in Potsdam hat die 1781 daselbst denen Kettensteine im 3. Bande der Schriften der nischen Gesellschaft naturforschender Freunde S. 132 rieben und abgebildet. Pallas hat nicht nur diese, rn auch die im 4. Bande der Beschäftigungen der ber- naturf. Freunde S. 325 erwähnten jaspisartigen gestirnten Kettensteine von weicherer Steinart, die er seinem Collegen Falk nach seiner Rückkehr von Goth- zum Geschenk erhielt, abgebildet, und sie in seinen rlassenen Manuscripten Madreporites reticularis oder atenatus genant. So hat man also die Kettensteine für Milleporen bald für Madreporen bald für Tubi- n gehalten. S. Pallas Elench. Zoophyt. p. 338. Sie gehören aber weder zu der einen noch zur andern Gattung, sondern sind ganz eigene, wahrscheinlich ausgestorbene Corallarten der ältern Oceane, so wie dies mit mehren der von Linné in Fougts Diss. de Coralliis balticis im ersten Bande der Amoenitat. acad. beschriebenen und abgebildeten Arten der Fall ist. Auch Lamouroux scheint sie blos als fossile Corallen zu betrachten und stellt 2 Species derselben auf.

1) *Catenipora escharoides*, rindenartige Lamellen oder Blätter, wo die Netz- oder Zellen-bildenden Steinwände, in welchen die parallelen zahlreichen, fast elliptischen oder zusammengedrückten Röhren senkrecht hinab steigen, durch die ganze Dicke der Masse hindurch gehen, Millepora catenulata, Tubipora catenulata Lin., wird gefunden fossil am Ufer des baltischen Meeres.

2) *Catenipora axillaris*, Kettensteine, in welchen die Kette oder das Netz der senkrecht herabsteigenden Wände nur wenige sehr kurze sparsam nur in den Winkeln der Maschen sich öffnende Röhren, enthalten. Lin. amoenit. acad. Vol. I. p. 105. tab. 4. fig. 16. Ebendaselbst zu finden. (*Tilesius.*)

CATHARTIN nennen Lassaigne und Feneulle den Laxirstoff, den sie aus der Senna zogen (s. oben Cassia Senna L.). Die Substanz krystallisirt nicht, sieht röthlichgelb aus, riecht eigenthümlich, und schmeckt ekelhaftbitter, ist in allen Verhältnissen in Weingeist und Wasser löslich, unlöslich in Äther, und wird an der Luft feucht. Aus der wäßrigen Auflösung derselben fällen Galläpfelextract und Bleiessig gelbliche Flocken; Jod, Bleizucker, Brechweinstein und Leim verändern sie nicht, aber durch das schwefelsaure Eisenoxyd wird sie gebräunt, und Kalien machen ihre Farbe dunkler. Bei der trocknen Destillation in einem verschlossenen Gefäße wird sie zerstört, und in Kohlensäure, Essigsäure, Brenzöl, Kohlenwasserstoffgas und einen kohligen Rückstand zerlegt, der ganz an der Luft verbrent (s. Annal. de Ch. et de Ph. T. XVI.; im teutschen Auszuge in Stoltze's berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie rc. XXIV, 1. S. 85 rc. XXVI, 2. S. 155 rc.). (*Th. Schreger.*)

CATTAJO, in der venedigschen Delegation Padua, an der Straße von Padua nach Este, von beiden Städten gleichweit, von Abano 5 ital. Meilen entlegen, war zwei Jahrhunderte hindurch der Sitz des berühmten Geschlechtes Obizzi, aus welchem der letzte Mann im Mai 1803 seine gesamten, in Toscana, im Paduanischen und Ferrarischen gelegenen, jährlich an 40,000 Dukaten ertragende Güter, dem Herzoge von Modena, als dem Oberhaupte des Hauses Este, vermachte. Die Burg zu Cattajo, gegen Ausgang des 16. Jahrh. von Pius Äneas Obizzo erbauet, ist merkwürdig für den Naturforscher durch das Material, aus welchem sie erbauet, aber nicht minder durch viele Frescogemälde von Paul Veronese, die Thaten der Obizzi vorstellend. Auch zeigt man hier das Bildniß der Marchesin Lucretia Obizza, die in gleicher Lage mit der Römerin Lucretia, den Tod von des Ehrenräubers Hand der Schande vorzog, und dafür von den Paduanern, durch Aufstellung ihrer Büste in dem Rathhause, geehrt wurde. Vergl. den Art. Obizzi.

(*v. Stramberg.*)

CAUDATA. Oppel (die Ordnungen unter den Reptilien S. 78.) theilte die Ordnung der Batrachier in die Familien Apoda, Ecaudata und Caudata. Er war also in diesem Punkte Dumenil im Allgemeinen gefolgt; jedoch mit dem Unterschiede, daß er noch die Familie Apoda, wozu das Schlangengeschlecht Caecilia gehört, den Batrachiern zugesellte. Dumenil (Analytische Zoologie. A. d. Fr. übers. v. Froriep. 1806. S. 90.) hatte die Batrachier in Schwanzlose oder Anuren und in Geschwänzte oder Urodelen getrent, das Genus Caecilia aber bei den Schlangen gelassen. Zu den Urodelen, die mit der Abtheilung Caudata von Oppel übereinkommen, rechnet man die Land- und Wasser-salamander, von welchen ich vorläufig die Salamandra gigantea von Barton unter dem Namen Cryptobranchus getrent habe. (S. Oken's Isis. 1821. Literarisch. Anzeig. S. 260). Später ist jenes Thier von Harlan Abranchus alleghanensis genant, und von demselben ist auch Triton. lateralis *Say* als eigenes Genus unter dem Namen Menobranchus aufgeführt. S. Edinb. journ. of Sc. no. 6. Octbr. 1825. p. 393. — Ferner gehören hieher die bekanten Genera *Proteus* (Hypochthon, Mer.) und *Siren*. Es ist dazu auch ein vor nicht gar langer Zeit erst näher bekant gewordenes Amphibiengeschlecht zu zählen, das Genus *Amphiuma* nämlich, was schon Garden, in einem Briefe an Linné, gekant und Amphiuma means benant hat. Genauer beschrieben in den Medical Recorders. Juli 1819 unter dem Namen *Chrycodonta larvaeformis* und vom Dr. Harlan in dem Philad. Journ. III. Mai 1823. p. 54. (*Leuckart*.)

CAUDISONA. So wird in der ersten Ausgabe von Linné's Systema Naturae und in Laurenti's Synops. Reptilium p. 92 das Geschlecht der Klapperschlangen genant. Von Ray unter dem Namen Vipera Caudisona erwähnt. (*Leuckart*.)

CAUDIVERBERA. Der Name eines von Laurenti (Synops. Rept. p. 40.) gebildeten Sauriergeschlechtes, welches mit Recht nicht angenommen, sondern von den Neuern mit dem Genus Ascalabotes (Gecko) vereinigt ist. Ascalab. (Gecko) Caudiverbera. S. Art. Gecko. — Seba (Thesaur. I. p. 158.) benante mit jenem Namen die Lacerta Dracaena *Lin*. (Tupinambis niloticus *Daud*., Monitor du Nil *Cuv*., Varanus Dracaena, *Mer*.) (*Leuckart*.)

CAUMONT. Dieses Städtchen in dem Bezirke von Marmande (s. Caumont 3.), ist das Stammhaus eines davon benanten berühmten Geschlechts. Calo, des Geschlechtes muthmaßlicher Ahnherr, soll auch dem Städtchen Ursprung und Namen gegeben haben. Gottfried, Herr von Caumont, erscheint in einer Urkunde von 1079. Bec und Nompar von Caumont Gebrüder, (von Nompar leitet man die Herren von Lauzun, denen ein eigener Art. gewidmet, ab), schenkten 1211 der Abtei Grandmont das Priorat Merignac, bei Miramont, in Albigeois. Becs Sohn, Wilhelm I., wurde im October 1226 von König Ludwig VIII. mit Caumont, Seinchenlin, Montpeyroux, Castelnau, Mondaille, S. Côme, Seserat, Crocion, les Roues, Laurane, belehnt. Sein Urenkel, Wilhelm III., Herr von Caumont, Samazan und Montpouillan, Seneschall von Toulouse, enterbte 1337 seinen einzigen Sohn, Wilhelm Raymund, weil dieser den Engländern anhing; Philipp von Valois vernichtete indessen das Testament, und gab dem Enterbten nicht nur seine Güter zurück, sondern wußte ihn auch durch diese Großmuth dergestalt zu gewinnen, daß Wilhelm Raymund fortan sein eifrigster Diener wurde. Dieses Enkel, Wilhelm Raymund II., schrieb im J. 1416 Lehren für seine Kinder in französischen Versen, schloß am 29. August 1417 mit dem Grafen Johann von Foix ein Schutzbündniß, welches in gasconischer Mundart abgefaßt, und starb 1426. Sein Urenkel, Franz II., Herr von Castelnau in Perigord, Tonneins in Agenois, Samazan und Montpouillan in Bazadois, Herbigueres ꝛc., verm. 1554 mit Philippine von Beaupoil, Frau auf la Force in Perigord, Masdurant, Aymet und Montboyer, Vicomtesse von Mas-Jezy, wurde, samt seinem ältesten Sohne, Armand, in der Pariser Bluthochzeit im Bette getödtet. Der zweite Sohn, Jakob Nompar, geb. 1559, erlernte unter Heinrich IV. das Kriegshandwerk; er kämpfte an des Königs Seite in dem Treffen bei Arques, wurde General-Lieutenant in dem Gouvernement von Perigord, Bergerai und Montflanquin, sodann Vicekönig von Navarra und Bearn. Nach Heinrichs IV. Ermordung suchte er aus allen Kräften die sinkende Partei der Hugenotten aufrecht zu erhalten; eine Diversion in Guyenne vermochte er nicht zu bewirken, desto mehr konte er sich 1621 in der Vertheidigung von Montauban auszeichnen. Im folgenden Jahre 1622 fand er indessen Gelegenheit, seinen Frieden mit dem Könige, dem der Besitz des von Jakob besetzten Städtchens S. Foi, an der Dordogne, wichtig schien, zu machen; er erhielt 200,000 Rthlr. bar, seine Güter und Würden, bis auf das Gouvernement von Bearn, wurden ihm zurückgegeben, endlich verlieh ihm der König den Marschallsstab (den 27. Mai 1622). Um diesen Preis gab Jakob die Sache seiner Glaubensgenossen, nicht aber ihren Glauben, auf. Er diente sodann als General-Lieutenant der Armee von Piemont, nahm Pignerol, überwand die Spanier in dem Gefecht bei Carignano, und half 1630 Casal entsetzen. Im folgenden Jahre stand er in Lothringen, wo er den 27. December 1631 Moyenvic einnahm, sodann wurde er nach Languedoc geschickt, wo er mehre Städte zum Gehorsam zurückführte. Den 28. Juli 1634 nahm er die bisher unbezwungene Bergveste la Mothe in Lothringen, bei welcher Gelegenheit er, zuerst unter allen französischen Feldherren, sich der Bomben bediente, dann nöthigte er im nämlichen Jahre die Kaiserlichen, von Philippsburg abzulassen, auch brachte er Heidelberg Hilfe. Den 21. März 1635 wurde Speyer durch ihn eingenommen, im J. 1636 wohnte er der Wiedereinnahme von Corbie bei; den Herzog von Lothringen besiegte er in verschiedenen Gefechten. So viele Dienste zu belohnen, erhob der König im Juli 1637 das Marquisat la Force, samt Mucidan und Masdurant, zu einem Herzogthum, zugleich Pairie. Der neue Herzog starb den 10. März 1652, alt 93 Jahre. Der älteste Sohn, den ihm Charlotte von Gontault, des Marschalls von Biron Tochter, geboren, Armand, focht anfangs für die Hugonotten, wurde sodann Maréchal de

›, auch 1632 Maître de la garderobe du roi, nahm
nau und andere rheinische Städte, schlug bei Raon
thringen den 18. März 1636 den kaiserlichen Feld-
r Colloredo, der selbst sein Gefangener wurde, er-
nach seines Vaters Tode den Marschallsstab, und
den 16. December 1675, über 80 Jahre alt. Sein
er Sohn, Jakob, Marquis von Maugery, blieb
heirathet, seine Tochter aber, Charlotte, Frau auf
illes, wurde 1653 des großen Turenne Gemahlin,
tarb kinderlos den 13. April 1666. In dem Herzog-
la Force succedirte Armands jüngerer Bruder,
ich Nompar, Marquis von Castelnau und Maréchal
amp, † 1678, und diesem sein Enkel, Jakob Nom-
Marquis von Boesse, und sein Urenkel, Heinrich
Nompar, Herzog von la Force, Graf von Muci-
Baron von Castelnau, Caumont, Tonneins, Sa-
n, Feuillet, Taillebourg, Boesse, Cugnac, Roque-
Madurant und la Boulaye (bei Evreux), Inhaber
Infanterieregiments, einer der 40 der französischen
emie, und Protektor der Akademie von Bordeaux,
derlos den 20. Juli 1726, und Armand Nompar,
ines Bruders Lebzeiten der Marquis von la Force
it. Dieser trat das Herzogthum la Force seinem
en Sohne, Jakob, verm. mit einer Tochter des Mar-
s von Noailles, ab, und scheint mit demselben das
Haus erloschen zu seyn. Jakobs jüngerer Bruder,
ind, fiel vor Coni im September 1744.

(*v. Stramberg.*)

CAXTON, William, der Coster und Gutenberg
ands, wurde ums Jahr 1410 oder 1412 in einer
scheinlich unbedeutenden Ortschaft der Grafschaft
geboren. Er erlernte zu London bei dem angesehe-
kaufmann Robert Large den Handel, und hatte sich
ewogenheit desselben in solchem Grade zu erfreuen,
hm dieser bei seinem 1441 erfolgten Tode ein für jene
edeutendes Legat von 20 Mark testamentarisch aus-

Hierauf ernannte ihn die Compagnie der Londoner
leute zu ihrem Factor in Holland und Flandern,
r sich über 30 Jahr aufhielt, und 1464 zugleich
Richard Whetehill einen Handelstractat zwischen
rd IV. und Herzog Philipp dem Gütigen von Bur-
abschloß. Er empfahl sich bei dieser Gelegenheit
Höfen in einem solchen Grade, daß er, als Eduards
ester Margaretha mit dem Herzog Karl von Bur-
verheirathet wurde, eine Anstellung an ihrem Hofe
t, über deren eigentliche Beziehung keine Nachrich-
orhanden sind. Sie scheint indessen nur eine litera-
gewesen zu seyn. Denn auf ihre Veranlassung un-
hm er zu Brügge im J. 1468 eine engländische Über-
g von Raoul le Fevre's Recueil des histoires de
es, welche zu Cöln im J. 1471 gedruckt erschien.
ar das erste in engländischer Sprache gedruckte Buch,
Caxton fand an dieser Beschäftigung so vielen Ge-
ck, daß er sich einen vollständigen Druckapparat an-
e, mit diesem im Jahre 1474 nach England zurück-
, und in der Westminsterabtei eine Druckerei, die
in England, anlegte. Das erste aus dieser vater-
chen Presse hervorgegangene Werk war eine von ihm
aus dem Französischen verfertigte Übersetzung eines ursprünglich lateinisch abgefaßten Werks des Jakob von Cessolis, unter dem Titel: The game and playe of the chesse, 1474. fol. Die Gesamtsumme seiner Drucke beläuft sich auf 64, von denen die meisten Übersetzungen aus dem Französischen sind. Sein letzter datirter Druck ist die engländische Übersetzung der Äneide des Virgilius vom Jahr 1490, und sein Tod fällt in das Jahr 1491 oder 1492. Wie groß indessen auch sein Verdienst um die Verbreitung der Buchdruckerkunst in seinem Vaterlande ist, so hält er doch keine Vergleichung mit andern Druckern seiner Zeit aus. Sein Papier und seine Druckerschwärze ist gut; aber seine gothische Type (der römischen hat er sich nie bedient) ist geschmacklos, widerlich verschnörkelt und verzogen, und die mehren seiner Drucke beigefügten Holzschnitte dienen nur zu ihrer Entstellung. Man kent aus seiner Presse einen einzigen Pergamentdruck: The doctrinal of sapience, 1489. fol., welcher sich im britischen Museum befindet *). (*Ebert.*)

CELTEN, Celtae, Κελτοί, seltener im Griechischen Κελταί, sind in der alten Völkerkunde ein Hauptvolk Europa's. Ephorus [1]) theilte die bekante Erde in vier Theile, und wies den Osten den Indiern, den Süden den Äthiopen, den Norden den Scythen und den Westen den Celten an. Wird die letztere Behauptung auf Europa beschränkt, so ist sie für den Zeitraum von 600 bis 300 Jahr v. Chr. und noch weiter herab richtig. Denn vom Cap St. Vincent und Finisterre bis zu den Ausflüssen der Donau, von Schottland bis Marseille, vom Main und den Quellen der Elbe bis an den Apennin und nach Bosnien und Croatien wohnten Celten, wenn gleich hie und da mit dazwischen geschobenen andern Völkern, oder mit ihnen verschmolzen. Die Celten wurden daher für das größeste Volk Europa's und nach ihnen die Thracier gehalten [2]). Weil aber einige alte Geographen, wie Hipparchus [3]), das Celtenland bis zu 58 bis 60 Grad nördlicher Breite hinaufrückten und angenommen wurde, daß drüber hinaus wegen der Kälte keine Menschen mehr wohnten, auch überhaupt die den Celten nördlich wohnenden Völker noch nicht bekant waren, so kamen die Celten auch in dem Norden Europa's zu stehen. Eine zweite Verwirrung entstand daher, daß späterhin die teutschen Völker die Wohnsitze der Celten im südlichen Teutschland und in Pannonien auf längere oder kürzere Zeit besetzten, und sich mit ihnen vermischten. Daher ist es gekommen, daß man Celten und Teutsche häufig für eine Nation angesehen und den Unterschied in Sprache, in gottesdienstlicher, bürgerlicher und häuslicher Einrichtung, in Tracht, Waffenart, Charakter und Sitten, welcher sich klar nachweisen läßt, zu wenig beachtet hat. Hiemit soll nicht ausgesagt werden, als sey die Vorstellungsweise völlig unrichtig, daß der ganze Norden Europa's vom Hämus und den Alpen bis nach Scandinavien uranfänglich mit einerlei Volk gefüllt gewesen, welches einerlei Sprache,

*) J. Lewis life of W. Caxton. Lond. 1737. 8. Biographie univ. T. 7. p. 461 f. J. Johnson's typographia (Lond. 1824. 12.) Vol. I. p. 79—208. Ames typogr. antiq. by Dibdin. T. I.

1) Strabo I. p. 33 und 34. 2) Pausan. I, 9. 3) Strabo II. p. 72.

Sitten und Lebensart geführt und nur späterhin durch locale Bildung, veränderte Einrichtung, Lebensart und Sprache sich merklich unterschieden habe, eine Idee, auf welche die zum Theil unvollständigen Nachrichten der Griechen und Römer selbst führen konten, und welche die meisten Alterthumsforscher angenommen haben. Es kann dies, weil es durch viele Bemerkungen wahrscheinlich gemacht wird, zugegeben werden, nur wird behauptet, daß in den historischen Zeiten Celten und Teutsche zwei verschiedene Völker waren. Es kann in diesem Artikel von den Celten nur im Allgemeinen gehandelt werden, weil vieles Einzelne und Specielle in andern Artikeln theils schon erwähnt ist, theils noch dargelegt werden wird. Nach einigen Vorbemerkungen über Herkunft und Namen sollen hier besonders die Wanderungen der Celten dargestellt werden, um die hiedurch entstandenen Hauptzweige des Celtenstammes zu bestimmen und in eine Übersicht zu bringen, über welche dann die besondern hier anzuzeigenden Artikel weiter nachzulesen sind.

Pelloutier [4]) hat behauptet, daß Pannonien und die benachbarten Gegenden, aus denen späterhin jene celtischen Völker, welche Macedonien, Thessalien bis Phocis und Ätolien hinab verwüsteten, einen großen Theil Thraciens eroberten und endlich in Kleinasien weitläufige Landschaften einnahmen, die unter dem Namen Galatia bekant sind (s. Galater und Galatia), das eigentliche Mutterland der Celten seyen, und daß die Pelasger, welche in den frühesten Zeiten in Griechenland, Kleinasien und in Italien auftreten, eben diese Celten gewesen wären, eine Meinung, zu welcher einige misgedeutete Angaben der Alten Veranlassung gegeben haben. Auch Mannert [5]) vermuthet, daß die Celten von Osten, von Thracien her, einwanderten, und daß ihre nachmaligen Züge nach jenen Gegenden nichts weiter als Rückwanderungen auf einer bekanten Völkerstraße waren. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich in den Mythen Spuren solcher Einwanderungen aus jenen Gegenden finden. Nach Timagenes [6]) erfolgten zwei Heerzüge nach Gallien, zuerst unter einem ältern Herkules, welcher Dorienser an den Meeresküsten zurückließ, und später unter dem jüngern Herkules, Amphitryons Sohne, welcher in Spanien den Geryon überwand und in Gallien, wo er die Stadt Alesia [7]) anlegte, den Tauriscus tödtete, den Stammvater der Taurisker, welche celtische Nation, zu welcher auch die Salassii und Lepontii gehörten [8]), die Alpen und vorzüglich die norischen Bergländer einnahm. Allein theils fanden selbst nach diesen Mythen jene Heroen bereits das Celtenvolk vor, wenn gleich nicht unter diesem Namen, welchen die Mythe zum Theil von den Söhnen des Herkules erst ableitet, theils werden auch nach den Nachrichten, welche der celtische Priesterstand, der gebildetste Theil der Nation, mittheilte, die Celten aborigines und indigenae genant, welche zuerst in dem Lande erschienen und, wenn auch eingewandert, [illegible] keine frühern Besitzer des Landes kanten. Die ältern Alterthumsforscher [9]), welche fast alle von der mosaischen Völkertafel ausgehen, und hiebei Josephus zu Hilfe nehmen, leiten die Celten von Gomer, dem ältesten Sohne Japhets ab, von diesem die Parther, Titanen, Cimmerier, Cimbern und von diesen Celten und Gallier, und benutzen, um die Titanen für die Celten auszuklügeln, ein poetisches Bild des Callimachus [10]) und vielleicht auch die Nachricht Varro's [11]), der von Einwanderung zwar nicht der Parther, doch der Perser in Spanien redet. Sind aber auch manche [illegible]gen und Übertreibungen in diese Ableitung eingeschlichen, so muß man doch historisch zugeben, daß die alte Welt geglaubt hat, es sey die westliche Halbinsel vom Morgenlande aus bevölkert worden. Denn aus punischen Büchern berichtet sogar Sallustius [12]), daß Meder, Perser und Armenier in Spanien einwanderten, wie denn die Iberer, als Stammvolk in Armenien und daneben die Gelä Γῆλαι und Γέλαι sich finden [13]), und da die Celten einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung in Spanien ausmachten, so ist wahrscheinlich, daß auch diese aus jenen morgenländischen Gegenden kamen. Jene Spuren celtischer Bevölkerung, welche man bis fast zu dem See Mäotis findet, können indeß nicht als sichere Andeutungen dafür gelten, weil die Wanderungen der Celten von Westen nach Osten seit dem Jahre 600 v. Chr. nicht bezweifelt werden können und daher wohl möglich ist, daß einzelne Abtheilungen dieser beweglichen und unternehmenden Nation selbst bis zum Don vorgeschritten sind, zumal da die Geschichtschreiber und Geographen, welche alle später lebten, uns nicht in den Stand setzen, die alten Spuren der vermuthungsweise aus Asien angenommenen Wanderungen der Celten nach Westen von denjenigen Spuren, welche die Celten späterhin in umgekehrter Richtung hinterließen, zu unterscheiden. Beschränkt man sich daher, wie billig, auf die historische Zeit, so kann man nur Gallien für das Hauptland und die Mutter der Celten halten und muß die Frage, aus welchem andern Lande sie ursprünglich dahin wanderten, unbeantwortet lassen, weil dies Ereigniß jenseits der Geschichte im Dunkel liegt.

Der Name Celten, der aber Kelten ausgesprochen werden muß, war in Gallien einheimisch [14]) und der allgemeine für alle die vielen durch besondere Namen unterschiedenen celtischen Völkerschaften. Man hat versucht die Bedeutung desselben zu bestimmen. Pezron [15]) hält es für gleichbedeutend mit tapfer und dem teutschen Worte Helden (aber mit Verstärkung des H ausgesprochen). In den Collectaneis von Leibnitz wird es von gelten abgeleitet [16]). Nach Court de Gebelin [17]) ward der Name von der Kälte entlehnt, welche in dem nördlichen Eu-

4) Pelloutier histoire des Celtes. liv. I. c. 8. p. 51. 5) Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm. II. p. 20. 6) Bei Ammian. Marcell. XV, 9. Vergl. Plin. III, 21. 7) Diodor. IV, 19. und V, 24. 8) Plin. III, 24.

9) Vergl. Helleri de origine gentium Celticarum Dissert. p. 2 seq. 10) Callimach. in Delum V, 174. 11) Plin. III, 3. 12) Bell. Jugurth. 14. 13) Plutarch. Pompej. 35. Vergl. Considerationes ad epist. Pezronii in Leibnitii collectaneis etym. I. p. 69. 14) Caesar I, 1. Pausan. I, 3. 15) S. Leibnitii collectanea etymologica ed. Georg. Eccard. p. 63. 16) p. 104. 17) Monde Primitif. Tom. V. p. XII.

a herrschte, welches von den Celten nach seiner Mei
g besetzt war. Vielleicht hat zu dieser Ableitung Pau
as [18]) und andere Schriftsteller [19]), welche die Kälte
Gallien als sehr heftig schildern, Veranlassung gege
. Mezeray [20]) führt das celtische Wort Gal oder
alt Wald an, weil Gallien früher mit Wald bedeckt
esen, Camden [21]) aber Gualt Haar und Gualtor be
rt, weil die Celten ein langes Haar trugen. Nach der
the hat ein König Celtus d. i. Keltus oder Ga
es, wie ihn Diodor nent, der Nation ihren Namen
ben, dieser Celtus war aber, nach einer andern My
welche offenbar jüngern Ursprungs ist, ein Sohn des
kules und der Celtine, einer Tochter des Bre
nus [22]). Jene Angabe, daß sich die Nation von ei
beliebten Könige, der durch Tapferkeit, Kriegstha
und Eroberung vieler Theile des angrenzenden Landes
großen Ruhm erworben hatte, benant habe, ist noch
r allen das Wahrscheinlichste. Sie sagt zugleich aus,
der Name Celten erst in Gallien entstanden, und von
aus in alle Gegenden, wohin aus Gallien celtische
ker auswanderten, verpflanzt ist, ein Satz, welcher
durch die Geschichte bestätigt, und von Schöpflin [23])
n Andere sehr gut vertheidigt ist. Gallien war dem
das Mutterland der Celten und hier wurde recht ei
lich das Volk Celten genant, daher auch Diodor an
erken nöthig findet [24]), daß zwischen den Alpen und
Pyrenäen das Volk Celten heiße; diejenigen celtischen
ker aber, welche südlich und bis zu dem hercyni
n Gebirge und bis Scythien hin wohnten, Galater
Gallier genant würden. Diese Unterscheidung wurde
h das Bedürfniß der Deutlichkeit fast nothwendig. In
chen werden von den Griechen auch die pannonischen und
ischen Celten sehr häufig Kelten und nur die asiatischen
ngsweise Galatä genant. Den Namen Galli gebrau
aber die Römer von allen celtischen Völkerschaften,
Europa bewohnten, wofern sie sich nicht der besonde
Namen, wodurch sie jene unterschieden, bedienten,
wol sie auch hier häufig den allgemeinen und besondern
nen neben einander stellten, als Galli Senones, Galli
satae.

Was nun die eigentlichen Celten in Gallien betrifft,
aren diese zu Cäsars Zeit auf die Landschaften zwischen
Garonne, Marne, Seine und dem Ober-Rheine und
Schweiz beschränkt, sie besaßen aber früher auch das
der Belgä, bis diese sich mit ihnen vermischten und
nachrückenden teutschen Völkern noch mehr vermischt
en. Eben so war das südliche Gallien bis auf die
enstriche, wo Iberer und griechische Colonien sich fest
t hatten, von Celten erfüllt. Diese Celten zerfielen
ele einzelne Völkerschaften, welche eben so viel Sta
ildeten, wurden aber meist aristokratisch regirt und
die Hierarchie der Druiden (s. Druiden) zusammen
lten. Über diese Celten und ihr Land müssen die Art.
i und Gallia nachgelesen werden. Hier wird blos be

merkt, daß dieses gesegnete Land schon in alter Zeit einen Überfluß an Menschen hatte, die kriegerisch und unternehmend, zu weiten Heerzügen bereit waren, um sich weniger bedrängte und überfüllte Wohnsitze zu erobern.

Die ältesten Auswanderungen dieser Art waren unstreitig nach Spanien gerichtet. Varro [25]), welcher die Einwanderung der Celten und Iberer meldet, gibt nicht die Zeit an, wo sie geschah. Offenbar zogen aber die Celten nicht zugleich mit den Iberern in das Land ein, sondern kamen später an und fanden die Iberer vor, mit denen sie um das Land kämpften und endlich durch einen Vertrag, welcher die gegenseitige Verheirathung festsetzte, mit ihnen zu einem Volke, Celtiberen genant, welches das mächtigste und ausgebreitetste in Spanien ward, verschmolzen [26]). Nach Lucan waren diese Celten von ihrem alten Stammvolke in Gallien vertrieben worden. Außerdem wohnten aber Celten unvermischt in Andalusien, mit welchen Hamilcar kämpfte [27]), desgleichen zwischen der Guadiana und dem Tajo unter dem Namen Celtici [28]), eben so in Galicien vier celtische Völkerschaften, Artabri, Nerii, Tamarici und Präsamarci [29]). Auch die Verones, Carpetaner und Ilergeten werden Celten genant [30]). Die Menge von Städten in Spanien mit der celtischen Endigung briga, Berg, Hügel, bei den Thraciern bria Stadt, weil die Städte auf Hügeln angelegt wurden, bezeugt die zahlreiche Ansiedlung der Celten. Wegen dieser Menge Celten begriffen die ältern Griechen, Herodot, Aristoteles und Hipparchus unter Kelten und Keltike auch Spanien und dessen Bevölkerung [31]). Strabo merkt an einigen Orten an [32]), daß die Sitten mit denen der Celten, Thracier und Scythen in vielen Stücken übereinstimten.

Von iberischen und gallischen Celten waren die britischen Inseln bevölkert worden, daher hier die Sitten denen der Iberer und Gallier glichen, und die Sprache nicht viel unterschieden war [33]). Die obgedachte Mythe von dem Bretannus und seiner Tochter Celtine deutet auch die Verwandtschaft an. Ptolemäus fand in Britannien Parisii, Atrebatii und Belgä, Bewohner Galliens wieder. Beda [34]) leitet die Briten von den Küsten Galliens her, eben so Wilhelm Camden. Die Untersuchungen über die Sprachen [35]), namentlich über das Galic in Schottland, das Irische in Irland und das Cymreg, die Sprache der Cymri, jener alten Belgen, welche sich an den Küsten niedergelassen hatten (s. Belgä) und späterhin von den Angelsachsen nach Wales verdrängt wurden, setzen außer Zweifel, daß die alte Bevölkerung Britanniens celtisch war. Allein die Zeit, wann die Besetzung der Insel anhob, denn wahr-

8) Pausan. I, 35. 19) Ammian. XV, 10. 20) Hist. rance avant Clovis p. 7. 21) Britannia p. 23. arthenius in Eroticis 30. Ammian. l. c. Diodor. V, 24. 'indiciae Celticae p. 4 seq. 24) Diodor. V, 32.

25) Plin. III, 3. Lucan. IV, 9. Appian. Hispan. p. 424. 26) Diodor. V, 33. 27) Diodor. Fragm. lib. XXV. p. 355. ed. Bip. 28) Strabo III. Plin. III, 1. Mela III, 1. 29) Mela III, 1. Strabo III. p. 153. 30) Strabo III. p. 245. Stephan Ἀλία. Ptolem. II, 6. 31) Herodot. II, 33. Aristoteles de mundo c. 3. Strabo III, 130. 32) Strabo III. p. 165. 33) Tacit. Agric. II. Strabo IV. p. 200. Vergl. Caesar V, 12. 34) Bedae Histor. Eccles. I, 1. Cambdeni Britannia p. 12 et 25. 35) Adelung und Vaters Mithridates II. p. 142 etc.

scheinlich erfolgte sie allmälich, kann so wenig, als bei den iberischen Celten angegeben werden. Vermuthungsweise ist anzunehmen, daß sie in sehr alten Zeiten begonnen habe, weil behauptet wurde, daß der Orden der Druiden in Britannien entstanden sey, und noch zu Cäsars Zeit diejenigen dahin zu reisen pflegten, welche den höchsten Unterricht in der Druiden-Weisheit erlangen wollten [36]. Wahrscheinlich waren um 600 Jahr vor unserer Zeitrechnung die Auswanderungen dahin vollbracht, weil seitdem die Übervölkerung nach einer andern Seite einen Abfluß erhielt.

Denn zur Zeit des Tarquinius Priscus [37] im Jahre 589 v. Chr., sendete der celtische König Ambigatus, um Gallien der übergroßen Volksmenge zu entledigen, zwei Söhne seiner Schwestern, Bellovesus und Sigovesus, mit rüstigen Völkern aus, den ersten nach Italien, den zweiten nach Teutschland, um neue Wohnsitze einzunehmen. Livius nent Bituriges, Arverni, Senones, Äqui, Ambarri, Carnutes, Aulerci, Kriegsscharen aus den in Gallien angesessenen Völkern, welche Bellovesus begleiteten. Allein diese Völker kamen nicht mit einem Male, sondern nach und nach in Italien an, wie sich aus der Vergleichung ergibt. Bei dem ersten Vordringen wurden die Tuscer vertrieben, und es besetzten nach Polybius die Lai oder Lävi und Lebecii Piemont und die mächtigen Jsubres das Mailändische, wo sie auch Mediolanum anlegten. Der District hieß von ihrer Ankunft das Land der Jsubres, welcher Umstand vermuthen läßt, daß schon früher Celten sich dort niedergelassen hatten, wie es denn auch eine doppelte Nachricht über die Veneter gab, deren eine sie von den Venetern in Gallien ableitete [38]. Jn der That glichen, wie Polybius anmerkt, die Veneter in Sitten und Tracht den Galliern, obgleich ihre Sprache abweichend war, welche aber durch den frühern Aufenthalt in Italien sich geändert haben konte. Ein anderer Schwarm Cenomani, von Elitovius geführt, folgte dem vorigen, und besetzte die Gegend von Brixen und Verona. Hinter ihnen am Ticinus setzten sich die Salluvii fest. Ein neuer Schwarm, die Boji, welche 120 Tribus allein ausmachten [39], und die Lingones gingen, da sie bereits alles Land zwischen den Alpen und dem Po gefüllt fanden, über diesen Fluß, verdrängten auch hier, wie sie jenseits des Flusses gethan hatten, die Tuscer, besetzten das Land zwischen dem Po und dem Apennin, und nahmen sogar Umbrien ein. Die Senones, welche zuletzt anlangten, besetzten noch südlicher das Land zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meere bis gen Ancona. Der Häuptling derselben, Brennus, nahm 389 Rom ein, und seitdem hatten die Römer mit diesen Celten 200 Jahr zu kämpfen, bis sie sich in Römer verwandelten oder auswanderten. Die Bojer machten ihnen am meisten zu schaffen. Sie wehrten sich nach dem zweiten punischen Kriege noch 16 Jahre lang wie Verzweifelte, bis sie, nicht länger fähig zu widerstehen, Italien verließen [40]. Statt der obgedachten Lingones, nent Polybius die Ana[illegible] und Ägones. Diese italienischen Celten erbaueten außer Mailand, Como, Bergamo, Verona, Trient, Brixen, Vicenza [41]. Von Brixen war der Weg auf der rechten Seite des Inns, welcher Grenzfluß des hiesigen Celtenlandes wurde, in das jenseitige Land bis an die Donau geöffnet, wohin ebenfalls celtische Bojer einwanderten.

Von Oberitalien gingen die illyrischen und pannonischen Celten aus. Denn die von Livius oben erwähnten Bituriges, Arverner, Äquer, Ambarrer, Carnutes, Aulercer werden nicht weiter in Italien gefunden. Diese Völker, welche in Oberitalien keinen Platz mehr fanden, rückten weiter östlich fort, überwältigten die Gebirge und in den Durchgängen Illyriens die dortigen Barbaren, und ließen sich in Pannonien nieder, wo sie die Einwohner unterjochten und die benachbarten Völker bekriegten [42]. Sie waren seitdem das herrschende Volk von Istrien bis an die Donau in den Gebieten von Krain, Kärnthen, Steiermark, Östreich und in demjenigen Theile Ungerns, das auf dem rechten Ufer liegt, in Slavonien, Croatien, Servien bis Bosnien hinein in verschiedenen Zeiten mehr oder minder ausgedehnt, je nachdem das Glück ihrer Waffen ihnen weitern Spielraum gab. Aber auch hier verschwinden die besondern völkerschaftlichen Namen, wenn man nicht etwa in Carnuntum, Carrodunum und Carni, welche ein celtisches Volk waren [43], ein Andenken der Carnutes findet, vielmehr treten hier die Celten in drei Völkerschaften auf, die Scordisci, Taurisci und Boji genant werden.

Die Scordisci, mit welchen Stephanus die Skitii verbindet, hatten ihren Hauptsitz in Slavonien und dem nördlichen Theile Serviens, und reichten von der Donau west- und südwärts bis zur Kulpa und den Gebirgen von Bosnien und Croatien. Allein einzelne Theile dieses kriegerischen Volkes saßen noch weiter in Osten und Süden unter Illyriern, Triballern und Thraciern. Sie brachten den Römern viele Niederlagen bei, wurden aber doch endlich von ihnen überwältigt [44].

Die Taurisci besaßen Steiermark und die umliegenden Gegenden, stießen an dem Savus mit den Scordiscern zusammen, und in der Gegend des Peiso-Sees mit den Bojern in Pannonien. Im Westen machte der Inn die Grenze. Sie wurden auch Tauristä, Teristä, Ligyrisci und Troi genant, wenn nicht etwa besondere Abtheilungen darunter verstanden sind. Die Römer nanten sie Norici, vermuthlich von der Hauptstadt der Taurisci Noreja, und das ganze Land Noricum. Zu ihnen gehörten auch die obgedachten Lepontii und Salassi, und auch die Taurini, wie denn Polybius vorzugsweise die Anwohner der westlichen Alpen Taurisci nent. Es scheint daher, daß sich dieser sehr alte Celtenstamm der Taurisci, oder Norici, dessen die Mythe schon erwähnt, auf der ganzen Alpenkette entlang in frühesten Zeiten fest gesetzt hatte, und daß die später folgenden Einwanderungen sich in seinem Namen

36) Caesar VI, 13. 37) Liv V. 34. Polyb. II, p. 105. ed. Casanb. 38) Strabo V, p. 212. 39) Plin. III, 20. 40) Strabo V, p. 203.

41) Justin XX, 5. 42) Justin XXIV, 4. 43) Gruter. Inscript. 1, p. 298. 44) Strabo VII, p. 217 etc. Liv. XX, 57. XXI, 19. Epitome 56. Sext. Ruf. c. 11. Stephan. p. [illegible]

n. In den Kriegen der Römer gegen ihre Stamm- n fochten die Taurisci von 238—220 in Hetru- d an dem Po tapfer gegen die Römer. Als Gallia ina unterjocht war, behaupteten sie in ihren Ge- die Freiheit. Zur Zeit Cäsars hatten diese nori- Celten einen König, Namens Vocio, der seine ster zur Gemahlin dem Ariovist nach Gallien schick- Ein Theil von ihnen, der mit den pannonischen n verbunden war, wurde von den Daciern und ausgerottet, und die übrigen unter Augustus be- n. Die Taurisci hatten Nauportus angelegt, n also Städte, trieben Handel und auch die Berg- [6]).

ie Boji (vergl. Boji) erfüllten das eigentliche nien, waren im Norden und Osten von der Donau hlossen, und grenzten im Süden und Westen an die isci und Taurisci, oder Norici. Der Name Boji er allen celtischen Völkerschaften der allermeist ver- ste, zugleich sind die Boji die kriegslustigsten aller . Sie machten in Italien, wo sie 112 Tribus bil- den Römern am längsten zu schaffen, und der st von denen, die sich nicht unterwarfen, wanderte Donau aus, und bekriegte mit ihren Stammge- vereint sogleich die Dacier, von denen sie aber end- ter Börebistes zu Cäsars Zeit dergestalt zu Grunde et wurden, daß ein Theil ihres Landes die Wüste ojer hieß. Sie erlitten diese Niederlage unter Oberhaupte Kritasirus [47]). Es muß weiter unten nmal von ihnen die Rede seyn.

ußerdem hatten sich die Celten in Illyrien und Thra- gedrängt, und sich mit den Bewohnern dieser Länder, lich mit den Illyriern vermischt [48]). Die Japodes, uptvolk Illyriens, hatten daher die ganze celtische rüstung angenommen [49]), und werden von Stephanus tisches Volk genant. Auch die Autariatä, die ste Völkerschaft Illyriens, schlossen sich an die Kriegs- eser Celten [50]) an. Die Vereinigung dieser Völker ndlich so groß, daß eine Mythe, wahrscheinlich in n und in jüngerer Zeit, geschmiedet wurde, nach r Polyphem, der Cyclop, mit Galatea drei , Celtus, Illyrius und Galas gehabt habe, Sicilien abgegangen und Beherrscher der nach ih- nanten Völker der Celten, Illyrier und Ga- geworden wären [51]). Die Siculi hatten früher an sten des adriatischen Meeres Verkehr betrieben und na nebst Numana erbaut [52]), auch Agathokles a und andere Plätze eingenommen.

iese große Gegend zwischen der Donau, der Morai- em adriatischen Meere und dem Inn gelegen, in r die pannonischen, illyrischen und norischen Celten unter den Namen Bojer, Scordiscer und Tau- riscer saßen, aber nach celtischer Weise in viele kleine Völkerschaften, welche zum Theil bekant sind, wiederum getheilt waren, wird von Plutarch [53]) ἡ κάτω Γαλατία Unter- oder Niedergallien genant. Aus diesem Lande kamen die Gesandten, welche 336 vor Chr. G. Alexander den Großen durch ihre stolze Sprache überraschten [54]), fer- ner jene 212,000 Kriegsleute, die seit 280 vor Chr. Geb. Macedonien, Thessalien, Griechenland und Thracien über- schwemten, und sich endlich weitläufige Landschaften in Kleinasien erwarben (s. Galatä und Galatia), jene Tau- sende von Celten, die seitdem in den Heeren des Pyrrhus, Antigonus, Perseus, Demetrius Pharius und anderer macedonischen und epirotischen Könige und der neben ih- nen wohnenden Dynasten als Söldlinge dienten; aus diesem Lande brachen zunächst die Cimbrer hervor, die den Römern so großen Schrecken einjagten (s. Cimbri); um die Freundschaft der Celten dieser Gegend bewarb sich Mithridates, und hegte die Hoffnung, mit ihrer Hilfe, wie einst Hannibal, auf der andern Seite in Italien einzudringen [55]); aus diesem Lande kamen zu Cäsars Zeit jene 32,000 Mann Bojer den Helvetiern zu Hilfe, als diese aus der Schweiz in die flachern Gegenden Galliens ihren Wohnsitz verlegen wollten, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß die Bojer in Nieder-Gallien noch ums Jahr 50 v. Chr. G. 92,000 Mann ins Feld stellen konten; diese Celten waren es, welche von dem Börebistes, dem Könige der Dacier und Geten gedemüthigt wurden [56]), so daß die Römer deren Lande mit leichterer Mühe her- nach unterwerfen konten; endlich gingen wahrscheinlich von diesen Celten die Bastarnä aus, von denen weiter- hin die Rede seyn soll.

Durch die Donau, welche noch zur Zeit des Tacitus die südliche Grenze Germaniens war, wurden die ger- manischen Celten von dem eben beschriebenen Unter- Celtenlande geschieden. In dieses südliche Germa- nien, welches Tacitus die Stirn Germaniens nent, wa- ren die Celten unter Sigovesus, denen die hercyni- schen Bergwälder zu ihrem künftigen Wohnsitze an- gewiesen wurden [57]), eingewandert. Durch eine misge- deutete Stelle [58]) haben sich mehre Alterthumsforscher verleiten lassen, anzunehmen, daß diese Auswanderung ihre Richtung durch Rhätien und Noricum nach Panno- nien genommen habe. Allein die hercynischen Waldge- birge lagen auf der nördlichen Seite der Donau, und be- deckten den südlichen Theil des damaligen Teutschlands vom Schwarzwalde bis zu den Karpaten [59]), und Cäsar sagt, daß die Volcä Tectosages ehemals, da die Gallier noch durch ihre Tapferkeit den Teutschen überlegen waren, ohne Ursach sie mit Krieg belästigten und Colonien über den Rhein schickten, die fruchtbarsten Gegenden des hercynischen Waldstriches eingenommen hätten. „Dieses Volk behauptet sich" schreibt er „bis zu dieser Stunde in seinen Wohnsitzen, hat den höchsten Ruf der Gerechtig-

) Caesar I, 53. 46) Polyb. II, p. 103. 118. Stra- , p. 296. 304. 313—318. Plin. III, 23. 24. Stephan v. ii. Suidas v. Νώρον. 47) Strabo VII, p. 313. Plin. Überhaupt ist über die Boji als treffliches Werk zu em- : Mari Velseri Rerum Boicarum libri quinque, von ie ersten beiden Bücher sich über die alten Bojer verbreiten. rabo VII, p. 304. 49) Strabo VII, p. 315. 50) . Illyr. p. 758. 51) Appian. eod. l. 52) Plin. i.

53) Plutarch. Aem. Paul. 9. 54) Arrian. I, 4. 55) Appian. Mithrid. p. 407. 56) Strabo VII, p. 304. Jornand. 11. 57) Liv. V, 33. 58) Liv. XXXVIII, 17. 59) Caesar VI, 24.

keit und des kriegerischen Geistes, es verhart auch jetzt noch in derselben Armuth, Dürftigkeit und Geduld, wie die Germanen, und bedient sich mit ihnen derselben Lebensart und Kleidung." Es können demnach diese nicht jene Tectosagen seyn, welche 120 Jahr zuvor nach Asien nebst andern celtischen Heerscharen gezogen waren. Auch Tacitus 60) bezeugt, die celtischen Helvetii hätten das Land zwischen dem Rhein, dem Main und dem hercynischen Walde, unter welchem er offenbar den Böhmer-Wald versteht, eingenommen, die darüber liegenden Länder (also Böhmen und Mähren), wären von den Bojern eingenommen worden. Beides wären gallische Völker. Noch sey der Name Bojemum geblieben, und erhalte das alte Andenken der Gegend, obgleich die Bewohner sich geändert hätten. Denn wie er weiterhin anführt 61), hätten die Marcomanen, deren Ruhm, Kraft und Tapferkeit jetzt hervorstrahle, das Volk der Boji fortgetrieben und deren Sitze sich bemächtigt.

Es ist nämlich völlig richtig, daß, als die Marcomanen herrschend wurden, die Bojer verschwanden. Es muß hier, wie oben angedeutet, noch einmal auf die Bojer zurückgegangen werden. Als Cäsar nach Gallien kam, fand er nirgends Bojer, als Volk, vor. Die Bojer hatten aber in Italien, wie erwähnt, in 112 Tribus gegen die Römer gekämpft, und waren die letzten, welche das Schlachtfeld verließen und aus Italien wanderten. Die Boji finden sich wiederum an der Donau, als Vorkämpfer gegen die Dacier und Geten; Boji, die Nachbarn der Vindelicier, saßen in Baiern auf der rechten Seite des Inns. Boji machten einen Haupttheil der celtischen Völker aus, welche sich in Kleinasien eindrängten, obgleich mit dem Vorsatz: Tolisto-Boji. Boji erfüllten Böhmen und gaben dem Lande den Namen. Boji hießen die Hilfsvölker, welche den Helvetiern aus Noricum zu Hilfe eilen, und die wegen ihrer anerkanten Tapferkeit, mit Cäsars Bewilligung, von den Äduern aufgenommen und mit Landbesitz und Bürgerrecht beschenkt werden, offenbar, um ihre Kriegsmacht durch sie zu heben. Eine Schar Bojer saß sogar in Epirus 62). Von allen nach Italien ausgewanderten Völkerschaften, über welche wir die reichhaltigsten Nachrichten haben, waren die Stammvölker in Gallien vorhanden, nur nicht von den Bojern, obgleich diese in den celtischen Colonien am allerberühmtesten und tapfersten waren. Es komt dazu, daß Cäsar als Hauptvolk, welches nach Böhmen einwanderte, die Volcä Tectosages nent, welche mit den Bojern eins und dasselbe seyn müssen. Es ist daher der Name Boji offenbar der celtische Name überhaupt für Kriegsleute, rüstige junge Männer, die sich aus einer Völkerschaft, wie hier aus den Volcä, zu einem Kriegszuge ins Ausland fertig machten, und an die sich die kriegslustigen Freiwilligen aus andern Völkerschaften anschlossen. Man hat daher auch schon den Namen zu erklären gesucht, und von bwa Bogen, von boga die Kette 63), und von boy hergeleitet. Letzteres hat Leibnitz 64) gethan, der es Bube, Kerl übersetzte. Etwas Ähnliches findet man in den celtischen Gäsaten, die ebenfalls keine Völkerschaft in Gallien ausmachten, sondern aus allen Völkerschaften ausgehende, für Sold dienende Kriegsleute waren 65). Wenn diese Kriegsscharen, Boji (boys) genant, außerhalb Gallien Eroberungen machten, so blieben sie dort sitzen, und es entstanden aus ihnen Völker, welche den Namen Boji behielten, daher die italienischen, norischen, pannonischen, böhmischen und asiatischen Bojer.

Offenbar waren aber die fruchtbaren Gegenden des hercynischen Waldes bereits von Teutschen bewohnt, als die celtischen Bojer Böhmen, und die celtischen Helvetier das zwischen dem Rhein, dem Main, der Donau und Böhmen liegende Land einnahmen. Nach Bezwingung der Einwohner lebten die Celten unter lauter Germanen, und mußten sich mit der Zeit germanisiren, teutsche Lebensart und Kleidung annehmen, wie Cäsar wirklich bezeugt, und was er nicht sagt, jedoch eben so nothwendig und natürlich war, ihre Sprache verändern, und entweder ganz teutsch reden lernen, oder eine aus dem Teutschen und dem Celtischen gemischte Sprache hervorbringen. Die Eroberer dieser Gegenden waren aber noch zu Cäsars Zeit Herrn des Landes, und wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und ihrer Tapferkeit im höchsten Ruhme. Wie komt es nun, daß nach etwa 30 Jahren Marobod, ein Marcomane, seine Stammgenossen, die Marcomanen nach Böhmen verpflanzt, und die einst berühmten und tapfern Bojer verschwinden, oder, wie Tacitus sagt, fortgejagt werden?

Es wird nicht bezweifelt werden, daß Ariovistus, welcher die celtische Sprache redete 66), mit der Schwester eines Celtenkönigs verheirathet war 67), mit seinen Truppen für Sold diente, wie alle Celten so gern thun, hernach aber ganz im Geiste eines Celten aus einem gedungenen Beschützer ein drückender Zwingherr wurde, aus dem celtischen Germanien gekommen war und dahin zurückkehrte, als er gegen Cäsar die Schlacht verloren hatte. Die Hälfte seiner Völker, die Nemetes, Tribocci und Vangiones hatten in der celtischen Gegend von Speier, Worms und im Elsaß selbst ihre Wohnsitze, und die andere Hälfte diesseits des Rheins 68). Die völlig reinen teutschen Stämme drängten nicht hieher, sondern gegen den Niederrhein. Ariovist mit seinem celtischen Namen (denn ein König der italienischen Insubres hieß auch Ariovist 69), nach Strieck im Celtischen har ho wyst, Herr hoher Weisheit, hatte sein Vaterland zwischen dem Rhein, Main und der Donau 70), war ein Heerkönig, der aus den germanisirten Celten und selbst von den benachbarten Sueven Kriegsscharen zusammen gebracht hatte. Unter diesen befanden sich auch Marcomanen, welche, wie Ariovist selbst, nur germanisirte Celten seyn konten. Aber wenn sie auch teutsche Kleidung, teutsche Lebensart führten und selbst teutsch redeten, so daß Cäsar den Ariovist einen König der Germanen nennen konte,

60) Germ. 28. 61) Tacit. Germ. 42. 62) Polyb. V, p 445. 64) Kolleustein nordaauische Alterthümer. I, p. 11. 63) Collect Etym. Leibnitii I, p. 100, Wernsdorfii de republica Galatarum. p. 79.

65) Polyb. II, p. 109. 66) Caesar I, 47. 67) Id. I, 53. 68) Cluver. Germ. III, p. 116. 69) Flor. III, 4. Strieck Origin. Celt. IV, 43. 70) Cluver. Germ. III, p. 6.

ihnen doch sicherlich die celtische Grundeinrichtung
ſen, nach welcher der gemeine Mann fast ganz ver-
t war, die eigentlichen Grundbesitzer, die Ritter,
e Waffen führten, und je reicher und vornehmer,
ıhlreichere Clienten und Dienstmannen hatten. Daß
Ritterstand und diese Clienten auch im Auslande
ı, davon kann man sich bei den italienischen, pan-
ien nnd illyrischen Celten überzeugen [71]), und man
daß die Celten selbst in Asien noch die Römer er-
, ihnen ihre alten Einrichtungen zu lassen. Die
, sich Anhang zu verschaffen, Andere zu beherrschen
lbst ihre Landsleute zu unterdrücken, Neuerungen
ernehmen, sich selbst oder andere zu bekriegen, kurz
ıruhige, kriegerische, unternehmende Rittergeist,
ı Cäsar schildert, blieb auch im Auslande derselbe,
er auch, wie leicht zu glauben, im Anfange der
lassungen, wo jeder etwas galt, sich nicht sogleich
nmen entwickeln konte.
Man hat, von der Voraussetzung ausgehend, daß
ltischen Nationen aus dem Gebiete zwischen dem
, Main und der Donau schon vor Cäsars Zeit rein
trieben und die Sueven Herren dieses Landes ge-
ı wären, angenommen, daß von eben diesen Sue-
renzmänner oder Grenzmilizen angestellt worden,
, die Grenzen Germaniens gegen die Anfälle der
zu decken [72]). Allein eines Theils ist ersichtlich,
Römer zur Zeit des Aurelius Antoninus, im so-
en Marcomanenkriege, noch Ungemach von den
, welche auf der rechten Seite des Rheins saßen,
ılden hatten; ein Beweis, daß sie noch nicht ver-
waren [73]); andern Theils hatten die Sueven nach
[74]) keinen fixirten Grundbesitz, lebten mehr von
ıcht und Jagd, als von Ackerbau, zogen jährlich
, waren demnach wandernde Kriegsvölker, die ihre
b auf Raubzüge aussendeten, rohe Barbaren, die
ıöglich machen, zu denken, daß sie eine Grenzmiliz,
stitut civilisirter Völker, das ihnen zwecklos, un-
ıd sogar unausführbar gewesen wäre, eingerichtet
. Außerdem sind die Sueven zu Cäsars Zeit, wel-
r vorzüglich in Betracht komt, Nordteutsche, wel-
ıcitus, wenn er sie gleich auch zum Süden schon
ührt, doch bis nach Schweden ausdehnt. Man
daher keinen hinreichenden Grund, weder den
cordon der Sueven in der Gegend des Neckars an-
nen, noch überhaupt die Marcomanen für Sueven
renzsoldaten zu halten.
Die Marcomanen sind daher von marka celtisch ein
), und zwar ein Streitroß [76]), und von man, wel-
Wort, wie der völkerschaftliche Name Cenomani be-
, auch im Celtischen üblich war, abzuleiten. Die
omanen waren demnach celtische Reuter.
Die Reuterei der Celten in den Colonien vortrefflich
ınd einzelne aus derselben ritterlich zu Zweikämpfen
sind herausfoderten, ist aus Polybius und den rö-
n Geschichtschreibern bekant. Ihre Einrichtung

) Pausan. X, 19. Polyb. II, p. 106. 72) Wil-
Germanien, S. 213. 73) Dio Cass. XXXI, p. 802.
ıchel. 74) Caesar IV, 1—3. 75) Pausanias
76) Cluver, Germ. I, c. 8. p. 69.

muß jedoch hier mit wenigen Worten erwähnt werden. Die Reuterei der pannonischen und illyrischen Celten, welche mit dem Kriegsheere des Brennus den Zug nach Delphi unternahm, bestand aus 20,400 Mann, dagegen betrug das Fußvolk 152,000 Mann. Allein jene Reuter bestanden eigentlich aus 61,200 Mann. Denn bei jedem Reuter waren zwei Knechte, welche ebenfalls Pferde hatten und wackere Reuter waren. Entstand ein Reutergefecht, so hielten die Knechte hinter der Linie und paßten auf den Dienst. Stürzte ein Reuter oder ein Pferd, so reichten sie entweder ein anderes Pferd, um ihren Herrn wieder beritten zu machen, oder war der Reuter getödtet, so rückte sein Knecht an seine Stelle in die Linie. War der Herr verwundet, so brachte ihn der eine Knecht ins Lager, und der andere Knecht vertrat seinen Dienst im Gefechte. Es wurde demnach jeder Abgang des Reuters durch einen Knecht ersetzt. Man kann daher die Herren, im Gegensatz ihrer Knappen und Knechte, die Ritter nennen.

Es ist aber klar, daß diese Ritter, welche drei Pferde und zwei Knechte ins Feld stellen konten, in ihren Wohnsitzen die größern Gutsbesitzer, die eigentlichen Vornehmen oder der Adel der Celten waren, gerade wie Cäsar die celtischen equites in Gallien schildert, von denen er sagt [77]), sie hätten vor seiner Zeit sämtlich alle Jahre zu Felde gelegen, um Kriegshändel anzufangen oder sie zurückzuschlagen. Je vornehmer und reicher ein Ritter sey, desto mehr treue Diener und Clienten habe er um sich. Sie übten eine vollkommene Aristokratie aus, während der gemeine Mann fast in Sclaverei lebte. Von den italienischen Celten sagt Polybius [78]), sie trieben nichts als Ackerbau und Krieg. Das Vermögen der Einzelnen bestehe in Vieh und Gold, weil man diese Dinge nach Gefallen mit sich führen könne. Den größten Eifer bewiesen sie darin, sich eine Partei und Anhang zu verschaffen, denn derjenige sey der mächtigste und gefürchtetste, welcher die meisten Diener und Anhänger habe! Man ist berechtigt, hienach anzunehmen, daß auch die hercynischen Celten eine ähnliche Lebensart führten. Der gemeine Mann lebte in Dörfern, trieb etwas Ackerbau und Viehzucht; die reichern aber, welche größere Strecken besaßen und Knechte und edle Rosse hatten, zogen in den Krieg mit ihrem Anhang unter einem Ariovistus, oder andern unternehmenden Anführer. Wer Gold zahlte, dem dienten sie, weil der Celte für Gold alles that, am liebsten Kriegsdienste. Ariovist hatte, weil er mit den Sueven im Connubio stand, und neben einer Celtin auch eine Suevin geheirathet hatte, selbst eine Schar Sueven in sein Heergefolge gezogen. Er befriedigte die Habsucht seiner Anhänger mit den Tributen, welche er in Gallien bezog.

Cäsar [79]) schildert, wie Ariovist fünf Tage hinter einander die Schlacht mit Cäsar abgelehnt, und diese Tage über blos 6000 Mann Reuterei habe fechten lassen. Mit diesen waren 6000 Mann Fußvolk verbunden, welche die schnellsten und stärksten Leute waren. Jeder einzelne Reu-

77) Caesar VI, 15. 78) Polyb. II, p. 106. ed. Casaub.
79) I, 48.

ter hatte zu seiner Sicherheit und zu seinem Schutze aus dem übrigen Heere einen einzelnen Fußknappen sich ausgewählt, was ihren vornehmen Stand schon hinreichend andeutet. Diese Fußknappen unterstützten sie im Treffen, zu diesen zogen sich die Reuter zurück; diese Knappen sprangen ihnen zu Hilfe, wenn sie in Noth und Gedränge waren, nahmen jeden Ritter in Schutz, der verwundet etwa vom Pferde gefallen war, ja wenn etwa schnell vorwärts oder rückwärts geritten werden mußte, hielten sich diese Fußknappen an den Kammhaaren der Pferde fest, und liefen mit ihnen, wohin ihre Herren sich bewegten. Der Vorrang der Reuter vor den Fußvölkern (boys) leuchtet ein, und erscheinen gleich die pannonischen Reuter noch vornehmer mit ihren zwei berittenen Knechten, so ist doch so viel zu erkennen, daß die hercynischen Reuter Fußknechte zu ihrem Beistande hatten, vielleicht weil sie nicht in diesen Gegenden bei dem 14jährigen Dienste die Nebenpferde hätten erhalten können. Übrigens hatten die berittenen Bastarnä dieselben Fußknechte. Die kecken hercynischen Reuter waren es, welche die Unterredung, die Cäsar mit Ariovist hielt, unterbrachen, und auf die Römer einen Angriff in ihrem Übermuthe machten, auch überall die Begleitung des Ariovist bildeten.

Der Überrest seines Heeres, welcher auf das rechte Rheinufer hinüber gejagt war, stand nach Ariovist's Tode natürlich unter dem Einfluß der Ritter, der hercynischen Marcomanen. Einer derselben, Marobod, brachte aus Rom etwas Bildung, Einsicht, politische Klugheit und Geld mit. Er wurde hiedurch das Haupt der Ritter, und weil er zwischen dem Main, Rhein und der Donau von zwölf römischen Legionen bedroht wurde, so zog er sich mit seinen Rittern und der vorgefundenen Schar Sueven nebst anderm Anhang, den er sich in obgedachter Gegend zwischen dem Main, Rhein und der Donau gemacht hatte, nach Böhmen, unterdrückte hier seine celtischen Stammgenossen, die Bojer, oder vertrieb diejenigen, welche sich nicht unterwerfen wollten, wobei die Ureinwohner germanischen Geblüts, die bisher von den Bojern verknechtet gewesen, selbst mitwirken konten, und da er das Haupt der Ritter war, nur durch sie das Principat und endlich ein königliches Ansehen behauptete, so erweiterten sie natürlich ihr Ansehen, wurden der bevorrechtete Stand, wie in Gallien die herrschende Klasse, die ihr Oberhaupt, wie auch geschah, eben so leicht wieder stürzen konten, als sie es erhoben. Der gemeine Mann, die Boji, hatte hinfort nichts mehr zu sagen, die Aristokratie der Ritter setzte sie in Abhängigkeit, und es war seitdem nicht mehr von den Bojern, sondern lediglich von den Rittern, den Marcomanen, die Rede.

Marobod, ihr Oberhaupt, wurde von Böhmen aus Eroberer, und unterwarf, oder nöthigte unter Bedingungen, mit ihm zusammen zu treten, die benachbarten Völker, selbst die edelsten der Sueven, die Semnonen und auch die Longobarden. (S. Marobod.) Als er von zwei Seiten von den Römern angegriffen werden sollte, rührten sich die celtischen Überbleibsel auch in Pannonien und in den benachbarten Gegenden unter zweien Batones [80])

80) Strabo VII. Vellej. II, 108 etc. Sueton. Tib. 20. Dio. XV.

(ebenfalls ein celtischer Amtsname, wie schon v. Bünau bemerkt hat [81])), und machten den Römern viel zu schaffen. Dennoch unterjocht, erhielt sich in diesem Pannonien der bojische Name bis zum Jahr 440, wo noch die Boisci an der Donau erwähnt werden [82]), welche gegen Attila es mit den Römern hielten. Übrigens traten um dieselbe Zeit, als der Name Boji in den der Marcomanen in Böhmen überging, auch in Pannonien die Marcomanen hervor, der edlere Theil der hier noch sitzenden, aber bereits sehr geschwächten Celten. Diese pannonischen Marcomanen wurden aber samt den Quaden, welche entweder ihren Anhang, ihre Clientel nach celtischer Sitte bildeten, oder aus celtischen Überresten zusammengesetzt waren, von den Römern über die Donau vertrieben [83]). Seit dieser Revolution durch die Marcomanen, welche mit den Sueven sich vermischten, wird die Germanisirung vollständig.

Nichts desto weniger erhielten sich noch zur Zeit des Tacitus und selbst später hinauf Spuren der celtischen Sprache in dieser Gegend, woraus man zugleich sehen kann, wie weit die Celten sich ehemals ausgedehnt hatten. Nicht blos daß die Ortsnamen in dem heutigen Mähren und in der Nähe desselben, als Eburodunum, Meliodunum, Medoslanium, Eburum, Carrodunum und andere [84]) völlig celtisch sind, so wohnte auch hier noch zur Zeit des Tacitus das Volk der Gothini, welches celtisch sprach und die Eisenbergwerke in Mähren bearbeitete, jedoch tributpflichtig den Quaden geworden war [85]). Denn wie in Noricum, betrieben auch hier die Celten den Bergbau, und hatten, wie überall, Städte gebauet. Neben ihnen saßen die Osi [86]), welche pannonisch sprachen, also wie man annehmen kann, aus Pannonien verdrängt waren, entweder durch Börebistes, oder die Römer, welche nach einander die dortigen Celten überwanden. Wie nun die Bojer germanisirt worden waren, so hatten unstreitig die pannonischen Celten vieles von der pannonischen Sprache angenommen, und konten sich von den Gothinen, welche in ihren Gebirgen viel leichter ihre celtische Muttersprache bewahrten, unterscheiden, ohne daß sie ihre ursprüngliche Verwandtschaft vergessen hatten. Ihre Verbindung, in welche sie Tacitus stellt, läßt glauben, daß beide Völker zu einem Stamme ursprünglich gehörten. Ob die Burier zu ihnen gehörten, ist ungewiß, jedoch weiß man, daß sie die Quaden und Marcomanen als ihre Unterdrücker und Feinde ansahen, und sich daher gewöhnlich mit den Römern verbanden [87]), wie auch die Gothinen thaten [88]).

Da die Celten bis an die Quellen der Weichsel reichten, und diese Nation Städte erbauete, Ackerbau und Bergwesen trieb und überhaupt thätig und unternehmend war, so darf man sich nicht wundern, auch celtische Colonien in Preußen, die Ostiaer oder Ästyer, zu fin-

81) v. Bünau Geschichte 1, S. 751. 82) Priscus ed. Venet. 83) Sextus Ruf. c 8. 84) Wilhelms Germanien. S. 232. 85) Tacit. Germ. 43. 86) ibid. 87) Dio Cassius LXXI, p. 809. LXXII, p. 817. 88) Dio p. 808.

den, welche den Weichselfluß verfolgend, vielleicht nach und nach auf demselben hinabschiffend, denn Ströme sind Straßen der Völker, sich dort angesiedelt hatten. Sie hatten Kleidung und Gottesdienst von den Sueven angenommen, ihre Sprache näherte sich der britannischen. Anzunehmen, daß die Ästyer aus Britannien hieher gezogen wären, würde sehr unwahrscheinlich aussehen. Ihre celtische Natur wird von Tacitus außer der britannischen Sprache, welche im Grunde die celtische und nur dialectisch verschieden war, angedeutet durch die Thätigkeit im Anbau des Getreides und der übrigen Früchte, worin sie sich im Gegensatz der gewöhnlichen Trägheit der Germanen, welche die Sorge der Äcker den Weibern und Greisen überließen, sehr auszeichneten. Sie allein legten sich darauf, das Meer zu durchforschen und den Bernstein zu sammeln, obgleich dieses Product auch an andern Küsten der Ostsee, wenn gleich in geringerm Maße, gefunden wurde. Sie braueten schon zu Pytheas Zeit Bier [89]), eine Erfindung, welche ursprünglich ägyptisch [90]) seyn mag, aber in Gallien bekant war [91]), und von den ausgewanderten Celten nach Germanien verpflanzt wurde, daher denn die Germanen zur Zeit des Tacitus [92]) ebenfalls schon dieses Getränk gebrauchten. Auch der in Preußen gebräuchliche Honigmeth war in Gallien [93]) früher bekant und durch die Ästyer einheimisch geworden. Sie führten Eberbilder als abergläubisches Symbol und hielten diese für Schutzmittel. Diese Sitte findet ihre Erklärung in den Sitten der gallischen Celten, welche nicht blos zum Schmuck, sondern auch zu ihrem Schutze schön ausgearbeitete Thierbilder aus Erz führten [94]). Bereits erkante Schöpflin [95]) in den Ästyern das celtische Volk. Es scheint, daß Plinius [96]), welcher der Ästyer nicht erwähnt, allein nicht weit von den ripäischen Gebirgen das Vorgebirge eines mit Celten bewohnten Landes (Celtica) nent, die celtischen Ästyer bezeichne. Auch Plutarch redet davon [97]), daß die Celten über die ripäischen Gebirge bis zum nördlichen Meere gegangen wären und dort die äußersten Küsten Europa's besetzt hätten. Es ist auch völlig unwahrscheinlich, daß die Celten, welche von den Pyrenäen bis zu dem Cap Finisterre, welches von ihnen Prom. Celticum hieß, von den Alpen zum Capitol, von dem Po zur Donau, von der Donau nach Delphi und Byzanz, von den Dardanellen bis nach Cappadocien bringen, überall ruhelos, kriegslustig, unter Häuptlingen getheilt, zu weiten Zügen entschlossen und kräftig sich zeigen, überall bis zu den äußersten Punkten, wo entweder die Natur, wie am atlantischen Ocean, oder kriegegeübte und starke Nationen, wie Römer, Dacer und Geten unbesieglichen Widerstand leisteten, ihre kühnen Unternehmungen treiben, daß eben diese Celten ganz allein in Böhmen und Mähren ihre Natur ausgezogen, hier, nachdem sie Städte und Dörfer gebauet, sich auf Viehzucht, Ackerbau und Bergwerke gelegt, und in einigen Generationen sich vermehrt hatten, an keine weitern Kriegszüge gedacht und keine rüstigen zu Häuptlingen geeigneten Männer hervorgebracht haben sollten, welche, im nationellen Geiste, die mannbare Jugend und alle mit ihrer Lage nicht mehr zufriedene Leute mit Hoffnungen auf bessere und freiere Wohnsitze erfüllen und zu einem Zuge nach dem Ende jenes Flusses, dessen Quellen und Stromgang sie vor sich sahen, sammeln, anregen und fortführen konten. Wenn die pannonischen Celten, als sie zuerst von den Römern angefallen wurden, auf Flußschiffen in der Kulpa und im Save-Strome [98]) mit denselben fochten, so konte der Bau der Schiffe ihren benachbarten Stammgenossen nicht unbekant seyn, und durch dieses Mittel der Zug nach den Mündungen der Weichsel sehr erleichtert werden. Mit weniger Gefahren und Schwierigkeiten war es verknüpft, durch Polen nach Preußen, als von Pannonien nach Phrygien zu gelangen. Dann verpflanzten sie aber dieselbe Sprache an die Ostsee, welche die pannonischen Celten nach Asien brachten, von denen Hieronymus [99]) erwähnt, „daß sie außer der griechischen Sprache, die im ganzen Orient gesprochen werde, auch noch ihre eigene hätten und zwar fast dieselbe, welche die Trevirer redeten, wobei es nicht darauf ankomme, daß Einiges verdorben sey, da auch die Afrikaner die Sprache der Phönicier etwas verändert hätten und die lateinische Sprache sich täglich in verschiedenen Gegenden verändere." Die britannische Sprache mußte aber wol der Sprache der Trevirer ähnlich seyn, weil die Belgä, zu denen die Trevirer gehören, in Britannien eingewandert waren und dort sich eben so mit Celten vermischten, wie sie in Belgien mit Celten vermischt waren. Der neueste Geschichtschreiber Preußens [1]) hat diese Argumente nicht entkräftet.

Wie neben den Ausflüssen der Weichsel, an deren Anfängen die celtische Stadt Carrodunum lag, die celtischen Ästyer sich niedergelassen hatten, und Sprache, Thätigkeit, Sitten und Lebensweise ihre Abkunft verkündeten, eben so hatte das Volk der Bastarnä an den Mündungen der Donau sich Wohnsitze gewählt und die celtische Sprache [2]), eines der sichersten Merkmale eines Volks, behalten. Namentlich waren sie in Sprache und Sitten den Scordiscern gleich. Daß sie Celten waren, bezeugen ausdrücklich Polybius [3]), Livius [4]) und Plutarch [5]), und indem sie ihren kriegerischen Charakter und die aristokratische Art der Einrichtung ihrer Reuter, die jeder einen Mann zu Fuß zu ihrem Dienste bei sich hatten, grade wie die Reuter des Ariovist, beschreiben, bestätigen sie ihr Zeugniß. Auch die Namen der Städte an der Unterdonau, Bononia, Dunum, Noviodunum und andere sind celtischen Ursprungs. Nachdem aber die norischen, illyrischen und pannonischen Celten von den Römern bezwungen, selbst Untermösien unterwarfen und die Bastarnä völlig isolirt waren, verloren diese durch Berührung und Vermischung mit den Nachbarvölkern ihren ursprünglichen Charakter, daher Strabo,

89) Tacit. G. 45. Vergl. Strabo IV. p. 201. 90) Strabo l. c. 91) Herodot II, 71. 92) Diodor V, 26. 93) Germ. 23. 94) Diodor V, 30. 95) Schöpflini Vindiciae Celticae. §. 56. 96) Plin. VI, 14. 97) Plutarch. Camill. 15.

98) Dio Cass. XLIX. p. 414. 99) Hieronymus in Prooemio lib. II. in Galatas. p. 172. 1) Voigt Gesch. Preußens I. p. 57. 2) Liv. XL, 57. 3) Polyb. lib. legat. 4) Liv. XX, 57. 58. 5) Plutarch. Aemil. Paul. 9 und 12. Diodor. fragm. lib. XXX. p. 419 ed. Bip.

Plinius und Tacitus sie bereits zu den Germanen rechnen [6]).

Ein Zweig der Bastarnä saß an den karpatischen Gebirgen, oder sie hatten sich eine Zeit lang an denselben niedergelassen. Hier erwähnt Stephanus [7]) der Trausi als Celten mit dem Bemerken, daß sie von den Griechen Agathyrsen genant würden. Diese waren mit goldnen Zierrathen geschmückt und gebildet, kamen aber in ihren Sitten mit den Thraciern überein [8]). Da die Celten in Noricum und in Mähren den Bergbau trieben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich eine Colonie derselben an den Karpaten festgesetzt hatte, welche die dortigen Goldbergwerke bearbeitete. Bemerkenswerth ist, daß man die Nachricht hatte [9]), Brennus, welcher den Zug gen Delphi unternahm, sey ein Prausus gewesen, wobei Strabo aber bemerkt, daß er nicht zu sagen wisse, wo die Prausi früher gewohnt hätten. Ob Prausi und Trausi einerlei Name und welcher der rechte, oder ob sie verschieden gewesen, ist auf den ersten Anblick schwer zu sagen. Indeß erwähnt doch Nicolaus [10]) der Prausi, mit der Bemerkung, daß sie ihre Nachbarn bei Hungersnoth verpflegten, was mit den übrigen Charakterzügen der Celten gut übereinstimt. Der Trausi erwähnt aber Herodot [11]) als eines thracischen Volkes, und indem er die Agathyrsen von ihnen deutlich unterscheidet und abschildert, so muß man vermuthen, daß Stephanus selbst oder ein Abschreiber Prausi in Trausi verschrieben habe. In diesem Falle sind die Agathyrsen, mit welchem Namen blos die Griechen die Prausi bezeichneten, ein celtisches Volk. Die Schilderung derselben bei Herodot hinsichtlich ihrer ehelichen Lebensart trifft auf ein Haar mit derjenigen überein, welche Cäsar [12]) von den britannischen Celten entwirft. Letztere färbten sich blau, auch die Agathyrsen thun dasselbe. (Vergl. Agathyrsi.) Ihr goldener Schmuck ist völlig im Geschmack der Celten. Endlich zeigt der kräftige Muth, mit welchem sie den vor Persern und Scythen fliehenden Völkern, wenn sie ihre Grenze überschritten, sogleich eine Schlacht anbieten, ganz den celtischen Charakter, der in Glanz und Genuß sich nie der Tapferkeit entäußert.

Die weitläufige Verbreitung der Celten, ihre erst zu nahen und dann zu immer entferntern Ländern unternommenen Züge und Eroberungen sind ein Beweis von dem unruhigen, kriegerischen und unternehmenden Geiste dieser Nation. Die alten Schriftsteller stimmen in der Zeichnung derselben fast alle überein. Die Celten waren alle groß und stark gebauet, hatten eine weiße Haut, blondes oder röthliches langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das sie auch durch künstliche Mittel roth zu erhalten suchten, blaue oder ins Bläuliche spielende Augen, mit lebhaften, schreckenden und trotzigen Blicken und Gesichtszügen, waren zanksüchtig, aufbrausend, übermüthig, prahlerisch, schnell drohend und hitzig zu Thätlichkeiten schreitend, zum Kriege außerordentlich geneigt und fertig. Sie besaßen viel Scharfsinn, natürlichen Verstand und großen Muth, aber keine Tücke und Hinterlist. Ihre Sprache klang rauh und unfreundlich den Ausländern. Sie sprachen gern hochtrabend von sich, verächtlich von Andern. Die Frauen hatten eine zügellose Zunge und waren im Zanke fürchterlich.

Manche Celten schoren den Bart, manche ließen ihn kurz stehen. Die Vornehmen trugen zwar glattes Kinn, aber einen starken Schnauzbart. Ihre Kleidung war prahlerisch und von lebhaften Farben. Sie trugen buntgestreifte und mit allerhand Farben versehene Leibröcke und Hosen. Darüber warfen sie im Winter einen dickern, im Sommer einen dünnern Überrock, der ebenfalls bunt getäfelt war. An der Handwurzel und am Arme trugen sie goldene Bänder, an den Fingern goldene Ringe, um den Hals goldene Ketten. Ihre Kriegsrüstung waren sehr lange, aber nicht breite Schilde mit bunten Auszeichnungen, eherne Helme mit großen Aufsätzen, welche Hörner oder Thiergestalten vorstellten, eiserne Panzer, manche auch von Draht geflochten, sehr lange, starke Degen, die an eiserner Kette schräg auf der rechten Seite getragen wurden. Manche schnallten über den Leibrock einen Gürtel von Gold oder Silber. Die Lanzen hatten eine eiserne Spitze, welche mehr als Handbreit und einen Fuß lang war. Sie gebrauchten auch Bogen und Wurfwaffen. Die Kühnsten fochten, um ihre Herzhaftigkeit sehen zu lassen und desto behender zu seyn, ohne Hosen, selbst noch in Asien. Sie stritten am liebsten zu Pferde und der vornehme Theil bildete eine Ritterschaft (in Gallien 4000 an der Zahl), welche ohne Aufhören unter einander, oder auswärts Krieg führte. Ihr Streben ging dahin, viel Anhänger und getreue Kriegsgehilfen zu erwerben, um Ansehen und Furchtbarkeit zu gewinnen. Diese kecken Ritter liebten den Einzelkampf und riefen den Beherztesten ihrer Feinde heraus, wenn die Heere gegen einander standen. Die Köpfe der Überwundenen hingen sie an die Hälse ihrer Pferde, ließen von ihren Kriegsknappen die Waffen nnd Kleider des Erschlagenen als Schaugepränge tragen und sangen Siegeslieder. Die Köpfe von vornehmen Erschlagenen wurden mit Cedernöl einbalsamirt und in Kisten verwahrt, um damit groß zu thun. Die erbeuteten Waffen wurden an die Thore ihrer Burgen genagelt (vergl. Barden). Überall flößten die Celten den größten Schrecken ein, und sie würden unbezwinglich gewesen seyn, wären sie nicht fortwährend unter verschiedenen Häuptlingen getheilt und uneinig geworden. In Rom waren auch Priester und Greise vom Waffendienste nicht frei, wenn ein Krieg mit italienischen Galliern ausbrach. Ihre ersten Angriffe waren jederzeit fürchterlich und fast unwiderstehlich. Die Römer besiegten sie dadurch, daß sie deren erste Hitze nutzlos verbrausen ließen. Die tapfersten Völker, wie die Macedonier und Thracier, wurden von ihnen in mehren Schlachten niedergeworfen, und 10,000 Mann von ihnen erfüllten einen großen Theil Asiens mit solchem Schrecken, daß die dortigen Könige ihnen Tribut zahlten. Wegen ihrer Tapferkeit wurden ihre Dienste gesucht und sie dienten gern um Sold. Daher findet man sie in Kriegsdiensten bei den Massiliern, bei den Fürsten von Syrakus, bei den Carthaginiensern,

6) Strabo VII. von Anfang. Plin. IV, 25. Tacit. Germ. 46. 7) Stephan v. τραυσοί. 8) Herodot. IV, 104. 9) Strabo IV. p. 187. ed. Casaub. 10) Historiar. ed. Orellii p. 146. Vergl. Stobaei λόγος XXXVII. p. 219. ed. Basil. 11) IV, 4. 12) V, 14.

häufig empörten sie sich und waren vom Feinde zu erkaufen. Von den illyrischen und pannonischen dienten, wie oben erwähnt, große Scharen bei ürsten in Macedonien, Illyrien und Epirus.
Wie im Mutterlande befestigte Städte gebauet wa- Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Handel getrieben, so baueten die Celten auch überall Städte, wo auswärts niederließen, trieben Ackerbau und Vieh- und in Gebirgsgegenden Bergbau und auch Han- Im Mutterlande sowol, als im Auslande zeigten jeder Bildung empfänglich. In Gallien nahmen nische Sitten an, ohne jedoch den kriegerischen Geist lieren, in Italien wurden sie ganz zu Römern, in hland wurden sie germanisirt, in Asien gräcisirt, lls ohne Schwächung ihrer Tapferkeit. Über ihren en an die Unsterblichkeit und ihren Gottesdienst upt sehe man Druiden. Bemerkenswerth ist, it Ausnahme der britannischen Celten, die Druiden n den Colonien gefunden werden. Die Celten nah- wie einzelne Beispiele beweisen, im Auslande den der Eingebornen an. (*Pet. Friedr. Kanngießer.*)
ELTES, Conrad, einer der thätigsten Beförderer iederaufblühenden Literatur in Teutschland, und einer der merkwürdigsten Männer in der neueren urgeschichte, war zu Wipfeld, einem Marktflecken Nähe von Schweinfurth und Würzburg, geboren, l er selbst gewöhnlich Schweinfurth seine Vaterstadt Sein Geburtstag war der 1. Februar 1459, wes- r es als eine Merkwürdigkeit seines Lebens an- , daß er in einem Jahre mit Kaiser Maximi- l., nur um wenige Wochen früher als dieser, ge- war. Sein Familienname war nicht, wie man nlich, aus unzureichenden Gründen, behauptet, el oder Pickel, sondern Schäfer (oder Schef- er komt jedoch unter diesem Namen wahrscheinlich anders, als in den Erfurter Universitäts-Matri- or, indem er sich schon frühzeitig den Namen Cel- eilegte, statt dessen auch oft Celtis vorkomt, (ur- lich der Genitiv, nach damals gewöhnlicher Art, man filius darunter verstand, daher es auch weiter eclinirt wird). Er deutete mit diesem Namen ent- auf sein Vaterland, Franken, indem er, nach ei- amals sehr verbreiteten Irrthum, die Celten mit alliern für gleichbedeutend hielt, und diese wieder n Franken verwechselte, späterhin aber, als er zu ern Kentnissen kam, den Namen, unter welchem mal berühmt geworden war, nicht wieder ablegen ; oder er leitete ihn vielleicht aus dem Griechischen έλω, dem alten Stammworte von κελεύω) ab, und damit, in Anspielung auf seinen Geburtsnamen, Führer bezeichnen. Später fügte er noch einen Namen, Protucius, bei; nicht, wie man sonst nnahm, nach seinem vermeintlichen Geburtsorte uch, da sein wirklicher Geburtsort nicht so hieß, berhaupt kein Ort dieses Namens in Franken exi- sondern wahrscheinlich ebenfalls aus dem Griechi- von πρῶτος und κίω, dem alten Stammworte von , woraus sich die Bedeutung: der erste Aufre- rgibt, mit welcher Celtes vermuthlich sein Stre- ben um die Aufnahme der schönen Wissenschaften in Teutschland bezeichnen wollte. — Sein Vater hatte zwar angesehene Verwandte, unter welche z. B. der berühmte Rechtsgelehrte Gregor von Heimburg gehörte; er lebte jedoch als ein einfacher Landmann, vornehmlich vom Weinbau. Celtes erhielt schon im väterlichen Hause, wahrscheinlich von dem Pfarrer seines Ortes, Unterricht in der lateinischen Sprache und andern damals gangbaren Kentnissen, und obgleich dieser Unterricht sehr streng war, vermuthlich auch ziemlich mangelhaft seyn mochte, so wurden doch seine Talente dadurch frühzeitig geweckt, so daß er schon anfing, sich auch mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Ungeachtet dieser begonnenen höheren Bildung, hatte ihn doch sein Vater nicht zum Gelehrten bestimt, sondern nöthigte ihn, als sein Körper stark genug war, im Weinberge zu arbeiten; aber Celtes konte sich nicht zu dieser Lebensart entschließen, sondern entfloh seinem Vater, und kam zu Schiffe nach Cöln, wo er am 9. Okt. 1477 unter die Zahl der Studirenden aufgenommen wurde. Hier studirte er nun die Wissenschaften, welche damals auf den teutschen Universitäten im Gange waren, vorzüglich die scholastische Philosophie, die ihn aber wenig befriedigte, da sein Streben schon damals mehr nach den schönen Wissenschaften, der Geschichtkunde und ähnlichen Kentnissen hinging, welche dort ganz danieder lagen. Er verließ daher diese Universität bald wieder, und wandte sich nach Leipzig, wo er seine Studien fortsetzte, und auch die erste akademische Würde, eines Baccalaureus der Philosophie, annahm. Hier hielt er sich jedoch ebenfalls nicht lange auf, sondern ging schon 1479 nach Erfurt, wo er sich unter die Zahl der dortigen Baccalaureen aufnehmen ließ, wol in der Absicht, seine weitere Laufbahn bei dieser Universität zu verfolgen. Dieses Vorhaben muß er jedoch schnell wieder aufgegeben haben, und es ist nicht genau bekant, wo er sich von da an bis 1484, wo er nach Heidelberg kam, aufgehalten hat; wahrscheinlich aber, daß er wenigstens einen Theil dieser Zeit bei dem damals berühmten Lehrer Ludwig Dringenberg zu Schlettstadt zubrachte. Im Sommer 1484 begab er sich nach Heidelberg, vorzüglich durch Rudolf Agricola's Ruf bewogen, der nun so sehr sein Lieblingslehrer wurde, daß er ihn später für seinen einzigen Lehrer erklärte, ohne seiner früheren Lehrer weiter zu gedenken. Im Drange, seine Kentnisse auch weiter zu verbreiten, verließ er Heidelberg, entweder kurz vor, oder sogleich nach Agricola's, im Oktober 1485 erfolgtem Tode; denn er kam, wo nicht noch in demselben, doch gleich zu Anfange des folgenden Monats, wieder nach Erfurt, wo er auch zu Anfange des Jahres 1486 die Magister-Würde annahm, und, wie uns alle Umstände schließen lassen, als Lehrer seiner Lieblingswissenschaften auftrat. Doch war sein Aufenthalt wieder nicht von langer Dauer; denn er wurde mit dem berühmten Arzte Martin Pollich von Mellerstadt bekant, der, nach seiner Vorliebe für das Haus Sachsen, in dessen Diensten er stand, ihn bewog, im Sommer 1486 nach Leipzig zu gehen, wo er nicht nur Vorlesungen über alte Sprachen und Dichtkunst hielt, sondern auch seine Ars versificandi et Carminum zum erstenmal herausgab. Dieses, zwar noch sehr unvollkommene, aber

für seine Zeit ganz neue und ausgezeichnete Werkchen machte solches Aufsehen, daß der Kurfürst von Sachsen ihn im folgenden Frühjahre mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg nahm, und hier den Kaiser Friedrich bewog, ihm (am 18. April 1487) mit eigner Hand den Lorbeerkranz aufzusetzen, und ihn zum Dichter zu krönen; eine Ehre, die Celtes unter allen Teutschen zuerst empfing, und deshalb nicht wenig schätzte. Er kehrte nun zwar nach Leipzig zurück, wo er eine Ausgabe der beiden Tragödien des Seneca, Hercules furens und Thyestes, besorgte; aber die Verfolgungen der alten Doctoren und Magister, die mit seiner neuen Lehrart und der daraus hervorgehenden Beeinträchtigung ihrer scholastischen Weisheit unzufrieden, überdies auf den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen und die ihm widerfahrene Ehre neidisch waren, brachten ihn bald dahin, Leipzig wieder zu verlassen. Er wandte sich nun nach Rostock; aber auch auf dieser Universität, welche damals durch heftige innere und äußere Unruhen zerrüttet wurde, war nicht lange seines Bleibens. Indessen hatte er sich doch bisher durch seinen Unterricht etwas Geld verdient, und glaubte dies nun nicht besser anwenden zu können, als zu einer Reise nach Italien, dem damaligen Ziele aller, die nach einer höheren klassischen Bildung strebten. Er trat diese Reise vermuthlich noch im Jahre 1487 an, und sie mag wol ein volles Jahr gedauert haben, wiewol er an keinem Orte lange verweilte, sondern mehr darauf ausging, verschiedene Städte und Gelehrte in möglichst kurzer Zeit kennen zu lernen. Zuerst ging er nach Padua, wo er besonders den berühmten Calphurnius und den Griechen Marcus Musurus, gewöhnlich Creticus genant, besuchte. Hierauf begab er sich, wie es scheint, unmittelbar nach Rom, wo er zwar die Akademie des Pomponius Lätus besuchte, sich aber übrigens von den Herrlichkeiten dieser Hauptstadt der Christenheit wenig befriedigt fand. Von Rom ging er nach Florenz, wo er an der Platonischen Akademie des Marsilius Ficinus eine Zeitlang Theil nahm, und machte dann seine Rückreise über Bologna, Ferrara und Venedig, wo er noch den Beroaldus, den jüngern Guarinus und den Sabellicus kennen lernte. Im Ganzen scheint dieser Aufenthalt in Italien keinen guten Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben, denn er spricht davon sehr selten, und äußert besonders sein Misfallen über die hochmüthige Verachtung, mit welcher die Italiener den Teutschen begegneten. — An die Beendigung dieser italienischen Reise schloß sich unmittelbar der Anfang jener weitläufigen Reisen durch Teutschland und andere benachbarte Länder, welche den größten Theil von Celtes Leben ausfüllten. Von Venedig reiste er nämlich durch Tyrol in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins, und von da zu den Quellen der Donau. Den Winter brachte er in Regensburg zu, wo er, nach seiner eignen Angabe, am 1. Febr. 1489 seinen 30. Geburtstag feierte, und reiste bald darauf durch Böhmen und Schlesien nach Krakau, wo er zwei Jahre verweilte, und sich theils als Lehrer im Fache der alten Literatur und der Dichtkunst beschäftigte, theils unter einem damals berühmten Lehrer, Albert von Brudlew (auch Albertus Brutus oder Prutenus genant), dem Studium der Mathematik, welches nach damaligen Begriffen so viel sagen will, als der Astronomie, oder vielmehr Astrologie, widmete. Während dieser Zeit machte er, außer einigen kleineren Reisen, auch zwei größere, die eine nach Ungern, die andere, dem Laufe der Weichsel entlang, vom karpatischen Gebirge an, durch ganz Polen und Preußen, wo er besonders in mehren preußischen Städten, die ihn noch an teutsche Art erinnerten, verweilte, auch, vermuthlich von Danzig aus, die Ostsee beschiffte. — Im Frühjahr 1491 kehrte er von Krakau wieder nach Teutschland zurück, verweilte einige Zeit in Prag, und machte von hier aus verschiedene Reisen durch Böhmen, so wie in die angrenzenden Länder, Meißen, Schlesien, Mähren und Ungern. Vermuthlich würde er sich für einen längern Aufenthalt in Prag entschieden haben, aber allzu spöttische, beleidigende Äußerungen über die Religionsgebräuche der Utraquisten, und über manche böhmische Nationalsitten, zogen ihm solche Feindschaft und Verfolgung zu, daß er sich genöthigt sah, im August 1491 Prag in größter Eile zu verlassen. Er kam nun nach Nürnberg, wo man ihn gern als öffentlichen Lehrer für längere Zeit behalten hätte; doch ehe sich für die Ausführung dieses Planes etwas thun ließ, erhielt er eine Einladung nach Ingolstadt, wo man ihm zu einem Lehramte bei der Universität Hoffnung machte. Er reiste also dahin ab; da aber seine wirkliche Anstellung noch Schwierigkeiten fand, hielt er sich so lange in Regensburg auf, bis er in den ersten Tagen des Jahres 1492 sein öffentliches Lehramt der Beredsamkeit und Dichtkunst in Ingolstadt wirklich antrat. Dies war ihm indeß noch nicht für immer, sondern, wie es damals, besonders bei neuen Stiftungen, öfters geschah, nur auf ein Jahr ertheilt, und der Herzog von Baiern hatte ihm dafür einen besondern Gehalt, außer der gewöhnlichen Ordnung, angewiesen. Zum Behuf seiner Vorlesungen gab er schon im April 1492 seine, vorzüglich nach dem Cicero bearbeitete Epitome Rhetoricae heraus, wobei sich eine besondere Anweisung zum Briefschreiben und zur Gedächtnißkunst befindet; Gegenstände, denen die Rhetoren der damaligen Zeit besondere Aufmerksamkeit zu widmen pflegten. Ungeachtet des Beifalls, den er bei seinen Zuhörern fand, vereinigten sich doch mancherlei Umstände, ihm den Aufenthalt in Ingolstadt zu verleiden, und bei Gelegenheit einer Reise, die er im Oktober 1492 nach Wien machte, dachten seine dortigen Freunde auf Veranstaltungen, ihn ganz dorthin zu verpflanzen. Celtes suchte daher um die Verlängerung seines Lehrgeschäftes in Ingolstadt gar nicht nach, ging aber doch nicht nach Wien, sondern vielmehr nach Regensburg, wohin ein gelehrter Domherr, Johann Tolophus, ihn auf eine sehr ehrenvolle und schmeichelhafte Weise eingeladen hatte. Bei diesem lebte er ohne öffentliches Amt, wiewol nach eignem freien Willen mit Unterricht beschäftigt, bis in den Herbst 1493, wo er durch Schwaben, über Heidelberg, nach Mainz reiste, und hier im Hause des gelehrten Arztes Theoderich Gresemunt, den Winter hindurch lebte; doch so, daß er auch die umliegenden Gegenden mit ihren Alterthümern fleißig besuchte. In dieser Zeit haben wir ohne Zweifel auch den Anfang der berühmten

ischen Gelehrten-Gesellschaft zu suchen,
Celtes ihren Stifter verehrte, und sich daher
ol die Celtische Gesellschaft nante. Wahr-
ich hatte sein Zusammentreffen in Heidelberg mit
erühmten Bischof Johann von Dalberg und
gelehrten Männern, den Anstoß gegeben, eine
die in Celtes bereits durch einige in Italien be-
e Verbindungen dieser Art angeregt worden war,
wirklichen. Diese bestand in einer engeren Verei-
wissenschaftlich gebildeter und für die Ausbreitung
Wissenschaften thätiger Männer, zu gemeinschaft-
Wirken, theils für die Erhöhung des wissenschaft-
Lebens überhaupt, theils insbesondere für die Be-
ung der klassischen Literatur und die Erforschung va-
tischer Geschichte. Dalberg wurde zum Vorste-
eser Gesellschaft erwählt; Celtes aber war ihr
licher Geschäftsführer, welcher, theils durch aus-
teten Briefwechsel, theils durch seine öfteren Rei-
rnehmlich die Verbindung unter den einzelnen Mit-
n der Gesellschaft unterhielt, und ihr neue Genos-
führte. Zu ihren Mitgliedern gehörten Johann
emius, Abt zu Spanheim; der schon genante
nn Tolophus zu Regensburg; Eitelwolff
Stein; Wilibald Pirckheymer, Ulrich Za-
Johann Vigilius, Martin Pollich von
stadt, Conrad Peutinger und viele andere der
testen und berühmtesten Männer der damaligen
Die Gesellschaft gelangte, wie sich leicht erwarten
zu großer Achtung, und erhielt unter andern vom
für ihre herauszugebenden Werke ein allgemeines
egium. In Bezug auf dieses wurde eine besondere
-Anstalt errichtet, nach welcher jedes, von einem
ede der Gesellschaft zur Herausgabe bestimte Werk,
s unter der Autorität der Gesellschaft erscheinen,
r Privilegium genießen sollte, vorher zwei andern
iedern derselben zur Durchsicht übergeben wurde.
lühende Periode dieser Gesellschaft dauerte jedoch
so lange Dalberg und Celtes lebten. Nach
tern Tode scheint zwar Wilibald Pirckhey-
sie noch einige Jahre im Gange erhalten zu haben;
as allmälige Absterben ihrer thätigern Mitglieder,
ie veränderte Richtung des Zeitgeistes, bewirkten
mäliges Erlöschen.

eltes feierte zu Mainz am 1. Febr. 1494 seinen
eburtstag, und war hierauf Willens, eine Reise
em Norden zu unternehmen; doch verhinderte ein
Ruf nach Ingolstadt, unter bessern Bedingungen,
i seiner ersten Anstellung, für diesmal die Vollzie-
dieses Entschlusses. Er wurde als Professor ordi-
für das Fach der Rede- und Dichtkunst, mit allen
n und Vortheilen der übrigen ordentlichen Professo-
angestellt, und kehrte daher ohne Bedenken nach
stadt zurück. Im Sommer desselben Jahres machte
Reise über Basel, Freiburg im Breisgau und Hei-
g, nach Spanheim zu dem berühmten, und ihm
lich befreundeten Abt Trithemius, der sich bei
Gelegenheit noch seines Unterrichtes in der griechi-
Sprache bediente, welchen hernach, weil Celtes
bald wieder verlassen mußte, der nicht minder be-
rühmte Reuchlin weiter fortsetzte. Da man Celtes in Ingolstadt seine lange Abwesenheit und die darüber vernachlässigten Lehrstunden zum Vorwurf machte, wollte er das Versäumte mit desto angestrengterem Fleiße nachholen, verfiel aber darüber in eine beschwerliche Krankheit, die ihn zu einem Gelübde an die heilige Jungfrau, und in Folge desselben, nach seiner Genesung, zu einer Wallfahrtsreise nach Alten-Öttingen vermochte. Eine Pest, die sich im J. 1496 in den meisten Städten Baierns verbreitete, und auch Ingolstadt bedrohte, bewog ihn, so wie die meisten der dortigen Lehrer und Schüler, die Stadt zu verlassen. Er nahm seine Zuflucht nach Heidelberg, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen lebte, und zugleich die kurpfälzischen Prinzen in der griechischen und lateinischen Sprache, zur größten Zufriedenheit ihres Vaters, des Kurfürsten Philipp, unterrichtete, weshalb dieser ihn auch veranlaßte, nach verschwundener Pestgefahr in Ingolstadt, seinen Aufenthalt in Heidelberg noch zu verlängern. Nach diesem in jeder Hinsicht angenehmen Leben in Heidelberg fühlte Celtes mancherlei Widriges, was in Ingolstadt auf ihn einwirkte, doppelt, besonders da sein würdigster und vertrautester Freund, Sixtus Tucher, welcher zu Ingolstadt ein Lehramt der Rechte bekleidet, und sich ebenfalls der Pest wegen entfernt hatte, nicht wieder zurückgekehrt, sondern im Dienste seiner Vaterstadt Nürnberg geblieben war. Um so freudiger nahm er daher den Ruf an, den er jetzt, unmittelbar von Kaiser Maximilian I., nach Wien erhielt, wohin er im Herbst 1497 abging. Er vereinigte hier mit dem Lehramte der Beredsamkeit und Dichtkunst, auch das der Philosophie, Geschichte und Geographie, und legte bei allen diesen Vorträgen meistens Werke der alten Klassiker zum Grunde. Zugleich übernahm er die Aufsicht über die kaiserliche Bibliothek, die durch ihn eigentlich zuerst in Stand gesetzt wurde, und stiftete nach dem Muster der rheinischen Gelehrten-Gesellschaft, eine danubische, die auch den Namen der östreichischen oder pannonischen führt, und an welche sich Augustin von Olmütz, Pierius Gracchus, Johann Cuspinianus, Hieronymus Balbus, und andere der ausgezeichnetsten Gelehrten Wiens und der umliegenden Länder anschlossen.

Durch angestrengte wissenschaftliche Beschäftigungen, häufige, nicht selten mit Beschwerden und Gefahren verbundene Reisen, vielleicht auch durch manche andere Unregelmäßigkeiten der Lebensart, war seine Gesundheit so angegriffen worden, daß er schon in seinem 40. Jahre sich sehr gealtert fühlte und ein baldiges Lebensende voraus sah. Doch ließ er sich dadurch nicht von der Ausführung einer schon früher beschlossenen großen Reise abschrecken, sondern fühlte sich vielmehr zu größerer Beschleunigung derselben angetrieben. Mit Erlaubniß und Unterstützung des Kaisers begann er diese größte seiner Reisen im J. 1498, begleitet von Andreas Stiborius, einem guten Mathematiker und eifrigen Mitgliede der danubischen Gesellschaft; während Thomas Roscius den Auftrag erhielt, des Celtes Vorlesungen zu Wien, während der Dauer seiner Abwesenheit, zu besorgen. Celtes reiste zuerst in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins,

und folgte dann dem Laufe dieses Flusses, wobei er unterwegs auf der Insel Reichenau verweilte, und seine Freunde zu Basel, Straßburg und an andern Orten besuchte. Von Coblenz machte er einen Abweg, an der Mosel aufwärts, bis nach Trier, kehrte aber nach Coblenz zurück, und reiste weiter den Rhein abwärts bis Cöln, wo er abermals den Rheinpfad verließ, um auf einige Zeit nach Aachen zu gehen; doch kehrte er wieder an den Rhein zurück, und folgte dem Laufe desselben weiter bis in die Niederlande. Der Winter war schon angegangen, als er eine andere Richtung einschlug, um das nördliche Teutschland auf verschiedenen, sich manchmal durchkreuzenden Wegen zu durchwandern. Er ging über Gröningen an die Ems, zog, dem Laufe dieses Flusses entgegen, durch ganz Westphalen, dann durch Hessen, einen Theil Thüringens, über den Harz und durch Niedersachsen, namentlich über Braunschweig, Göttingen und Goslar, an die Weser, folgte dieser stromabwärts bis nach Bremen, reiste von hier nach Hamburg, dann an der Elbe stromaufwärts bis Magdeburg, von da nach Lüneburg, und endlich nach Lübeck, wo er den Rest des Winters zubrachte, und die günstige Jahreszeit abwartete, um zu Schiffe die Ostsee und die entfernteren nordischen Länder zu bereisen. Sein Aufenthalt verzögerte sich bis in den Mai 1499, wo er sich dann einschiffte, und nach einer nicht ganz gefahrlosen Seereise, nach Thule (womit ohne Zweifel Island gemeint ist) kam. Seine Rückreise machte er, so weit es sich thun ließ, größtentheils zu Lande, und sah daher unterwegs Lappland und Livland. In seiner Heimath wieder angekommen, ging er sogleich nach Tyrol, wo sich der Kaiser aufhielt, und genoß nicht nur die Auszeichnung, diesem von seiner Reise mündlichen Bericht abzustatten, sondern wurde auch von ihm beschenkt, und mit dem Versprechen der Erfüllung eines Vorschlags erfreut, welchen er dem Kaiser, zu größerer Aufnahme der Poesie und der mathematischen Wissenschaften, gemacht hatte, dessen Vollziehung sich jedoch bis 1501 verzögerte. Der Kaiser stiftete nämlich zu Wien ein Collegium poëticum, als einen besondern Theil der Universität, welches aus zwei Lehrern der Dichtkunst und Beredsamkeit, eben so viel Lehrern der Mathematik, und einigen (wahrscheinlich 12) Studirenden bestand, denen ein eigenes Haus eingeräumt, und bestimte Stipendien angewiesen wurden. Der jedesmalige ordentliche Professor der Dichtkunst (Lector ordinarius in poëtica) bei der Universität, damals also Celtes, wurde zum beständigen Aufseher und Vorsteher des Collegiums bestimt, und erhielt als solcher das Recht, Dichter zu krönen, welche dieselben Rechte und Vorzüge, wie die vom Kaiser unmittelbar gekrönten Dichter, genießen sollten. Am 1. Febr. 1502 wurde das neue Collegium feierlich eingeweiht. — Celtes verlebte nun die übrigen Jahre seines Lebens zu Wien größtentheils in stiller, aber fruchtbarer Thätigkeit. Er machte, außer einigen Reisen in benachbarte Gegenden, auch noch einige, hauptsächlich in literarischen Angelegenheiten, nach Nürnberg, wo er zugleich im Hause seines gelehrten Freundes Wilibald Pirckheymer, einen sehr angenehmen Aufenthalt fand. Aber noch ehe er dazu kommen konte, die Früchte seiner mühsamen Studien, Reisen und Forschungen, wie er Willens war, der Welt mitzutheilen, starb er am 4. Febr. 1508, also wenige Tage nach der Vollendung seines 49. Jahres.

Obgleich Celtes eigentlich in keiner Wissenschaft ausschließlich und zu ihrer inneren Vervollkommenung gearbeitet hat, so hat er sich doch um mehre derselben, und besonders um das ganze wissenschaftliche Leben seiner und der zunächst folgenden Zeit, große Verdienste erworben. Als Lehrer gebührt ihm der Ruhm, daß er verschiedene Zweige des menschlichen Wissens entweder zuerst auf dem akademischen Lehrstuhl einführte, oder doch weit planmäßiger, anhaltender, und daher erfolgreicher, als es vor ihm geschehen war, bearbeitete. Jenes ist der Fall mit der Geschichte und Geographie, dieses hauptsächlich mit der klassischen Literatur, wo er besonders darauf hinwirkte, neben den eigenthümlichen formellen Schönheiten der Alten, aus ihren Schriften auch gründliche Sachkentnisse zu entwickeln. Er suchte die griechische Sprache mehr in Gang zu bringen, indem er sie nicht nur grammatisch lehrte, sondern auch die Homerischen Gedichte erklärte; weit größer waren indeß seine Bemühungen um die römische Literatur; denn außer seinem theoretischen Unterricht in der Rede- und Dichtkunst, hielt er Vorlesungen über den Horaz, Terenz, Cicero u. a., ja auch über einen neueren Dichter, den von ihm aufgefundenen Ligurinus, und gab seinen Schülern fleißige Anleitung zu praktischen Übungen im Reden und Schreiben, wobei er sich besonders bemühte, die eingerissene Rohheit und Verderbniß des Ausdrucks in der lateinischen Sprache zu vertilgen, und diese ganz nach dem Muster der Klassiker wieder herzustellen. — Auch bei seinen Vorlesungen über andere Wissenschaften legte er Werke der Alten zum Grunde, so den Ptolemäus (wahrscheinlich doch nur in lateinischer Übersetzung) für die Geographie, den Tacitus für die Urgeschichte Teutschlands; nur die allgemeine Weltgeschichte scheint er nach eigenem Entwurfe gelehrt zu haben. Geringer sind seine Verdienste um die Philosophie; denn wiewol er sich auch hier bemühte, die Philosophie der Alten wieder herzustellen, und dadurch gegen den Scholasticismus seiner Zeit ein Gegengewicht zu bilden, so traf er doch eine unglückliche Wahl, indem er zur Grundlage seines philosophischen Unterrichts gerade den Apulejus wählte, der wol zur Verbesserung und Reinigung des philosophischen Denkens, so wie zur Bildung des guten Geschmacks, nicht vorzüglich geeignet seyn dürfte. — Am meisten glänzte er unter seinen Zeitgenossen als Dichter. Er war unter den Teutschen einer der ersten, welche sich auch in dieser Kunst wieder getreu an die Vorbilder der Alten anzuschließen suchten, und seine einzigen Vorgänger auf diesem Wege, Rudolf Agricola und Rudolf Lange, wurden von ihm sowol an wahrem Dichtergenie, als an Fruchtbarkeit weit übertroffen; doch ist nicht zu leugnen, daß ihm auch noch mancher Flecken seines Zeitalters anhing, und daß man noch manche, besonders prosodische Fehler bei ihm findet. Am verdienstlichsten sind seine Oden; weniger poetischen Werth haben seine Elegien, und die Samlung derselben, die er, den Ovid nachahmend, Amores genant hat, ist in mancher Hinsicht ganz mislungen zu nennen.

! sie einzelne schätzbare Stücke, und besonders viele
:ichten zu seiner Lebens- und Reisegeschichte enthält.
seine Epigramme geben meist nur metrische Prosa.
e dramatischen Gedichte, von denen nur zwei
den Druck bekant geworden sind, gehören mehr zur
hen Gattung, und haben vom Drama wenig mehr,
ie Vertheilung ihres Inhalts unter verschiedene re-
aufgeführte Personen. Ein episches Gedicht, Theo-
ceis, welches vermuthlich sein Hauptwerk gewor-
wäre, blieb durch seinen Tod unvollendet. Im Gan-
estand sein Verdienst um die Poesie vorzüglich darin,
:r die Vorurtheile zerstörte, die man gegen sie noch
iltig hegte, als ob sie dem Studium der ernsteren
:nschaften nachtheilig, oder mit demselben nicht ver-
ich sey; und daß er wieder durch die Poesie dahin
e, auch für die Bearbeitung der höheren Wissen-
en einen bessern Geschmack einzuführen, und beson-
das Studium und die Nachahmung der Alten auch
Zeiten der Anmuth und des Vergnügens zu empfeh-
— Sein größtes und bleibendstes Verdienst hätte er
hne Zweifel in der Geschichte erworben, wenn ihn
rüher Tod nicht verhindert hätte, die großen Plane
s Lebens auszuführen. Es war nämlich sein vorherr-
der Gedanke, wobei ihn Liebe zum Vaterland und
Wissenschaft gleichmäßig beselte, ein großes geschicht-
und geographisches Werk über Teutschland und den
anischen Norden auszuarbeiten. Für diesen Zweck
er die meisten seiner Reisen unternommen, theils
möglichst viele und verschiedene Städte und Gegenden
aulich kennen zu lernen, theils um Denkmale des
:thums aufzuspüren; daher durchsuchte er auch mit
müdlichem Eifer die Bibliotheken der Klöster und
er, um die Werke vaterländischer Schriftsteller und
:e Geschichtsquellen aus der Vergessenheit hervorzu-
n. Dieser Trieb führte ihn selbst nach dem entfern-
Island, wo er aus den Denkmalen der alten, mit
Teutschen verwandten, und in der Vorzeit so berühm-
nordischen Völker manche Bereicherung seiner Ge-
its- und Alterthumskentniß hoffen konte. Besonders
ite er sich, alle große teutsche Flüsse (wozu er auch
Weichsel rechnete), bis zu ihren Quellen, ferner die
ıstädte Teutschlands nach den vier Weltgegenden,
au gegen Osten, Regensburg gegen Süden, Mainz
n Westen, und Lübeck gegen Norden, dann alle erz-
iflichen Sitze, mit Einschluß von Riga in Livland,
alle damaligen Universitäten Teutschlands besucht zu
n. Er soll zu seinem beabsichtigten großen Werke,
:r Germania illustrata nennen wollte, viele Vorar-
n handschriftlich hinterlassen haben, die nach seinem
wahrscheinlich in die kaiserliche Bibliothek zu Wien
amen, und vielleicht nachher von andern Schriftstel-
benutzt worden sind. Wenn aber auch diese Frucht
Celtes Reisen nicht zur Reife kam, so blieben sie
alb für die Literatur nicht unnütz. Durch seine For-
gen in den Bibliotheken kam manches längst vergesse-
interessante Werk wieder ans Licht, wie die berühm-
eisecharte des römischen Reichs, die nach Celtes
an Peutinger kam, und daher unter dem Namen
Tabula Peutingeriana bekant ist; die Werke der
Roswitha, und das historische Gedicht eines unbekan-
ten Verfassers *), Ligurinus genant, welches die Thaten
Kaiser Friedrichs I. besingt, und ohne Zweifel unter
allen in Teutschland entstandenen lateinischen Gedichten
vor der Wiederherstellung der Wissenschaften den ersten
Rang verdient. So halfen ihm diese Reisen auch zu aus-
gebreiteten Bekantschaften, die er zur Aufnahme der Wis-
senschaften trefflich zu benutzen wußte. Überhaupt war
die innigere Verbindung unter den damals lebenden Ge-
lehrten größtentheils sein Werk, und der öfters wechseln-
de Aufenthalt ihm ein Mittel, an vielen Orten den Sa-
men klassischer Bildung auszustreuen. Auf seinen mora-
lischen Charakter werfen zwar die häufigen obscönen
Schilderungen und Ausdrücke in seinen Amoren nicht das
günstigste Licht, doch machen die freundschaftlichen Ver-
hältnisse, in denen er mit vielen der ausgezeichnetsten
Männer seiner Zeit lebte, wahrscheinlich, daß sein Leben
in dieser Hinsicht besser war, als seine Schriften. In
Ansehung der Religion wird seine wahre Gesinnung nicht
klar; denn wenn er sich nicht selten Spöttereien erlaubt,
welche die Geistlichen seiner Zeit auf eine Weise angreifen,
bei der die Religion selbst nicht ganz ohne Verletzung da-
von komt, so redet er ein ander Mal zu den Heiligen mit
einer Andacht, welche selbst streng Katholischen übertrie-
ben scheint; in Rom braucht er seinen Witz gegen den
Papst, und in Prag gegen des Papstes Gegner, die Hus-
siten; und oft mengt er auf die sonderbarste Weise Chri-
stenthum und Heidenthum durch einander. Er scheint al-
so, wenigstens bis auf die letzten Jahre seines Lebens,
mit seinen Ansichten der Religion bei sich selbst nicht ganz
aufs Reine gekommen zu seyn. Außerdem rühmen seine
Zeitgenossen seine Vorliebe für Natur und Musik, seine
Festigkeit in der Freundschaft, seine Gefälligkeit und Hei-
terkeit im Umgange und seine Rechtschaffenheit, die sich
unter andern darin bewies, daß er, bei der leidenschaft-
lichsten Liebe zu literarischen Schätzen, sich doch nie er-
laubte, ein Buch anders, als auf eine durchaus gesetz-
mäßige Weise an sich zu bringen. — Von seinen Schrif-
ten, die jetzt fast alle zu den größten literarischen Selten-
heiten gehören, nennen wir hier nur die merkwürdigsten **).
1) Ars versificandi et carminum. S. l. e. a. 4. Zwei
Ausgaben, die eine ganz gewiß zu Leipzig 1486; die an-
dere aber nicht vor 1487, weil der Verf. schon das Prä-
dicat eines gekrönten Dichters führt. — 2) Proseuticum
ad Div. Fridericum III. pro laurea Apollinari. Norim-
berg. per F. Kreusner. S. a. (1487.) 4. — Rec. Norimb.
1500. 4. Es befindet sich hiebei eine genaue Angabe der
Constellation bei der Dichterkrönung des Celtes, die
mit einer kleinlichen Genauigkeit nicht blos auf Tag und
Stunde, sondern auch auf Minute und Secunde berech-
net ist. — 3) Epitoma in utramque Ciceronis Rhetori-
cam, cum arte memorativa nova et modo epistolandi

*) Daß der Verfasser dieses Gedichts, wie man gewöhnlich annimt, Günther geheißen habe, ist eine wenig begründete Vermuthung; ganz unwahrscheinlich ist es aber, daß Celtes selbst Verfasser dieses Gedichtes sey, und es nur für alt ausgegeben habe. **) In Hinsicht einer vollständigern Aufzählung derselben verweise ich auf das Klüpfel'sche und mein eigenes unten anzuführendes Werk.

utilissimo. S. l. e. a. 4. Zufolge der Zueignung an Kaiser Maximilian I. erschien diese erste Ausgabe 1492. Es befinden sich dabei verschiedene Gedichte, die Celtes nachher mit in die Samlung seiner Oden aufnahm. Sowol die Rhetorik, als das Buch über die Briefschreibekunst, sind in der Folge verschiedentlich wieder aufgelegt worden. — 4) L. Apuleji Epitoma de mundo seu Cosmographia. Memming. 1494. fol. Vienn. 1497. fol. Celtes brauchte dies Buch zur Grundlage seiner philosophischen Vorlesungen. — 5) Opera Hrosvitae illustris virginis et monialis Germaniae, gente Saxonica ortae, nuper a Conr. Celte inventa. Norimb. 1501. fol. Mit einer Zueignung von Celtes an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. — 6) Quatuor libri Amorum, secundum quatuor latera Germaniae. Norimb. 1502. 4. Bei dieser Ausgabe befinden sich noch: Germania generalis, ein Gedicht, welches eine allgemeine Ansicht Teutschlands nach seiner Lage, seinen Flüssen und Gebirgen enthält; De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus, eine ziemlich genaue Beschreibung der Stadt Nürnberg, die er dieser Stadt zu Ehren, und gleichsam zum Dank für den mehrmals daselbst genossenen angenehmen Aufenthalt verfertigte, zugleich das einzige wirkliche Geschichtswerk in Prosa, das wir noch von Celtes besitzen; Hymnus in vitam S. Sebaldi, Norimbergensium patroni; Ludus Dianae coram Maximiliano Rege; ein Drama, welches, zu Ehren des Kaisers Maximilian, von mehren Mitgliedern der danubischen Gelehrten-Gesellschaft zu Linz aufgeführt wurde. Ferner: Privilegium erectionis Collegii Poëtarum et Mathematicorum in Vienna, und Vincentii Longini Eleutherii ad div. Maximilianum Rom. Reg. Panegyricus pro instituto et erecto Collegio Poëtarum et Mathematicorum in Vienna. Das ganze Werk ist von Celtes dem Kaiser Maximilian zugeeignet. Die Germania generalis und die Beschreibung von Nürnberg sind nachher in verschiedene geschichtliche Samlungen aufgenommen worden. — 7) Carminum libri IV. Norimb. 1502. 4. Diese Ausgabe ist ziemlich unbekant und zweifelhaft; doch gibt es noch eine andere, nach Celtes Tode von der rheinischen Gelehrten-Gesellschaft veranstaltete: Libri Odarum IV. cum Epodo et seculari carmine. Argentor. ex offic. Schurer. 1513. 4. — 8) Rhapsodia de laudibus et victoria Div. Maximiliani de Boëmannis. Aug. Vindel. 1505. 4. Ein Drama, worin die sieben Kurfürsten, Apollo, Merkur, Bacchus und die Musen redend auftreten, und welches ebenfalls in Gegenwart des Kaisers zu Wien aufgeführt worden war. — 9) Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I. Augusti libri X. carmine heroico conscripti, nuper apud Francones in silva Hercynia et Druidarum Eboracensi coenobio a *Conr. Celte* reperti. Aug. Vind. 1507. fol. Marquard von Stein, Propst zu Bamberg, Matthäus Marschalk, Bernhard und Conrad Schenken von Adelmannsfelden, Conrad Peutinger und Georg Herbart ließen dies Werk, bald nachdem es Celtes von seiner letzten Reise aus Franken mitgebracht hatte, auf gemeinschaftliche Kosten drucken. Am Schlusse desselben wird bemerkt, daß Conrad Celtes zu Wien, Hieron. Valdung zu Freiburg, Heinrich Bebel zu Tübingen, Jakob Locher zu Ingolstadt und Hermann Busch zu Leipzig, die sich wahrscheinlich während des Druckes die einzelnen Bogen verschafft hatten, schon Vorlesungen über dieses Gedicht gehalten hätten. — Einzelne Gedichte des Celtes sind später in verschiedenen, theils historischen, theils poetischen Samlungen wieder abgedruckt worden; eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte aber, welche, nach Gundling, zu Strasburg 1515, auf Veranstaltung der rheinischen Gesellschaft erschienen seyn soll, existirt nicht, und ihre Annahme beruht wahrscheinlich nur auf einer Verwechselung mit der, 1513 erschienenen, Ausgabe der Oden. — Handschriftlich hinterließ Celtes unter andern eine griechische Sprachlehre. Auch seine Epigramme sind lange ungedruckt geblieben, bis sie Klüpfel bei seiner Biographie des Dichters benutzte ***). (*H. A. Erhard.*)

Cement s. Caement.

CENCHRIS. S. Artik. *Boa.* (Encyclop. Thl. XI. S. 105 f.) — Daudin [1]) beschreibt noch unter jenem Namen, als eigenes Genus, eine Schlangenart, die in Nordamerika lebt, und früher, nach ihm, von Catesby (Corol. T. II. Pl. 56.) beschrieben und abgebildet ist. Verschieden von dem Gen. Scytale, wozu die Giftschlangen gehören, die dem Gen. Boa im übrigen nahe stehen, doch getheilt. Schilder an der Basis des Schwanzes; der Vordertheil des Kopfes geschildet, ohne Afterspornen. Art: *Cenchris Mokeson* D. Soll sehr gefährlich seyn. Nach Cuvier [2]) ist jene Schlange durchaus nicht giftig, und gehört zum Gen. Coluber. Merrem [3]) hat, ohne Daudin zu citiren, Catesby's Hog-nose snake, die nach Daud. eins mit C. Mokeson seyn soll, jedoch verschieden von der Hog-nose snake der Anglo-Amerikaner, mit dieser, die Daudin und Merrem Coluber Heterodon nennen, verbunden. — Auf jeden Fall bedarf jene Schlangenart noch einer genauern Untersuchung. (*Leuckart.*)

***) Die früheste Nachricht vom Leben des Celtes lieferte die rheinische Gesellschaft, bei der Ausgabe seiner Oden; der Concipient dieser Biographie scheint aber nicht genau unterrichtet gewesen zu seyn, denn sie ist sehr lücken- und fehlerhaft; gleichwol folgten ihr fast alle die spätern zahlreichen Biographen des Celtes; nur Brucker, im Ehrentempel der teutsch. Gelehrsamkeit, S. 126, und *Herm. Ern. Rumpel*, Progr. de Conrado Celte. Erford. 1762. 4., gingen ihren eigenen Weg, indem sie die Schriften des Celtes selbst benutzten; weit fleißiger und umsichtiger that dies aber Engelbert Klüpfel, dessen De vita et scriptis Conr. Celtis, praecipui renascentium literarum in Germania restauratoris, opus posthumum, zu Freiburg seit 1813 in einer Reihe von Programmen erschien. Dessen Arbeit habe ich zwar, bei der Biographie des Celtes im 2. Bande meiner Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung ꝛc., vorzugsweise berücksichtigt, bin jedoch, durch eigenes Studium der Schriften des Celtes, und unbefangene Combination seiner einzelnen Angaben, auf viele neue, und von Klüpfel abweichende Resultate gekommen, für deren weitere Auseinandersetzung und Rechtfertigung ich, um hier nicht zu weitläufig zu werden, auf mein eben gedachtes Werk verweisen muß. (*E.*)

1) Hist nat. d. Rept. T. V. p. 356. Pl. 60. f. 25. Pl 70. f. 3. 4. 2) Reg. anim. II. p. 80. 3) Syst. amphibior. p. 124.

CENTRALBEWEGUNG heißt eine jede Bewe , welche durch eine Kraft erzeugt wird, die den Kör tets nach demselben Punkte treibt, und aus diesem ide Centralkraft genant wird. Es würden dem in diesem weitern Sinne die Bewegungen frei fallen der geworfener Körper schon hieher zu rechnen seyn, zählt aber gewöhnlich nur die Fälle zu der Central gung, in welchen die Richtungen der Centralkraft rschiedenen Punkten der Bahn nicht parallel sind.

Zur Erzeugung der Centralbewegung sind stets zwei te erfoderlich. Die eine, welche auf den bewegten er in jedem Punkte seiner Bahn gegen den Mittelpunkt n muß; die andere, welche ihn nach einer andern hie bweichenden Richtung stößt. Wir wollen zunächst der chheit wegen annehmen, die Centralkraft wirke auf den er stets nach Verlauf eines sehr kleinen Zeitintervalles, s befinde sich in A (Fig. 1.) ein Körper, welcher von Stoßkraft nach der Richtung AB getrieben wird, so r während der Zeiteinheit vermöge dieser Kraft den n AD durchlaufen würde. Aber in eben dieser Zeit e ihn die Centralkraft durch den Raum AE gegen nziehenden Punkt C treiben. Construiren wir dem as Parallelogramm ADFE, so gibt die Diagonale en Weg an, welchen der Körper wirklich durchläuft; rde sich in der zweiten Zeiteinheit vermöge der Träg i der Verlängerung dieser Richtung durch den Weg = AE bewegen, wenn ihn die Centralkraft in F mit einer Kraft FH gegen C bewegte. Die Diago I des Parallelogramms FGIH bezeichnet den Weg, n der Körper wirklich durchläuft. Setzen wir auf Art die Construction fort, so bezeichnet die gebrochene AFIK die Bahn, auf welcher sich der Körper be

Da aber die Centralkraft auf den Körper in jedem e seiner Bahn wirkt, so werden die Linien, aus n letztere besteht, unendlich klein, und der Körper äuft daher eine krumme Linie. Um die Natur dieser nen Linie zu bestimmen, ist erfoderlich, daß die e der ursprünglich wirkenden Stoßkraft, welche ge lich Centrifugalkraft (s. dies. Art.) heißt, die gen den Mittelpunkt wirkenden Centralkraft (ge lich Centripetalkraft genant), das Gesetz der ung in der Stärke der Centripetalkraft mit der Ent g vom Mittelpunkte, und endlich die Lage des Mit ktes gegen die ursprünglich wirkende Stoßkraft be y. Ohne hier eine allgemeine Auflösung des Pro zu geben, da hievon unter den Artikeln „Kepleri esetze" und „Planetenbahnen" nochmals die seyn wird, begnüge ich mich, einige der einfachsten e durch die Elemente der Mathematik zu beweisen.

Nach welchem Gesetze auch die Änderung der Centri raft erfolgen möge, so sind doch stets die Sectoren, Bögen in gleichen Zeiten durchlaufen werden, ein gleich. Ist also C (Fig. 2.) der Mittelpunkt, AB eg, welchen der Körper in der ersten Zeiteinheit uft, BE der in der zweiten Zeiteinheit durchlaufene, wenn wir die kleinen Bögen als gerade Linien be n, $\triangle ABC = \triangle CBE$. Da nämlich AB = BD, $\triangle ABC = \triangle BCD$. Da aber DE ‡ BC, so ist D = $\triangle BCE$, also $\triangle BCE = \triangle ABC$. Da wir nun AB und BE verschwindend klein nehmen können, und da ferner der Satz eben so von den Summen von zwei, drei und mehren unendlich kleinen Sectoren gilt, so erhalten wir das erste Keplerische Gesetz, daß sich die Sectoren, welche wir erhalten, wenn wir von dem anziehenden Punkte nach den Endpunkten der Bahn, welche der Körper in beliebigen Zeiten durchläuft, gerade Linien ziehen, wie diese Zeiten verhalten.

Dieser Satz setzt uns in den Stand, die Geschwindigkeit zu bestimmen, welche der Körper in jedem Punkte seiner Bahn hat. Es sey AD (Fig. 3.) die Bahn des Körpers, C der Mittelpunkt. In einer sehr kleinen Zeit durchlaufe der Körper den Bogen Aa, welchen wir mit der Tangente zusammenfallend annehmen wollen; es sey Bb der Weg, welchen er in einer eben so großen Zeit durchläuft. Nach dem eben Gesagten ist $\triangle AaC = \triangle BbC$. Fällen wir auf die verlängerten Tangenten die Perpendikel CQ und CP, so ist $\triangle AaC = \frac{1}{2} Aa \cdot CQ$, $\triangle CbB = \frac{1}{2} Bb \cdot CP$, mithin $Aa \cdot CQ = Bb \cdot CP$, und es verhält sich

$$Aa : Bb = CP : CQ.$$

Da nun Aa und Bb die Geschwindigkeiten bezeichnen, so verhalten sich diese umgekehrt wie die Perpendikel, welche vom Mittelpunkte der Kräfte auf die entsprechenden Tangenten gezogen werden.

Die einfachste Bewegung, welche ein von Centralkräften getriebener Körper haben kann, ist die, wo seine Bahn ein Kreis ist, dessen Mittelpunkt zugleich der Sitz der Centripetalkraft. Ehe ich die Bedingungen angebe, welche zur Erzeugung dieser kreisförmigen Bewegung erfoderlich sind, will ich die Gesetze derselben entwickeln.

Es sey AB (Fig. 4.) der Kreisbogen, welchen der Körper in einer sehr kleinen Zeit durchläuft, und den wir als mit einer geraden Linie zusammenfallend ansehen können; die dazu erfoderliche Zeit sey t. Die Centripetalkraft wirkt in dem Punkte A nach der Richtung AC, in B nach der Richtung BC; da aber AB ein so kleines Stück des Kreises ist, daß es mit der Tangente zusammenfallend angesehen werden kann, so ist BC nahe parallel AC. Wirkte hier blos die Centralkraft auf den Körper, so würde er sich mit beschleunigter Bewegung von A nach C bewegen. Nehmen wir an, daß g die Größe der Centripetalkraft, und s der vermöge ihrer Einwirkung in der Zeit t beschriebene Raum sey, so ist

$$g = \frac{2s}{t^2}$$

(s. Fall der Körper). Ziehen wir von B nach D die Linie BD senkrecht auf AC, so ist AD der Weg, durch welchen der Körper während der Zeit t von der Centripetalkraft getrieben seyn würde, also AD = s. Weil ferner AB eine gerade Linie, und ABE ein rechtwinkliges Dreieck, so verhält sich AD : AB = AB : AE, oder wenn AC = r

$$s : AB = AB : 2r, \text{ d. h.}$$

$$s = \frac{AB^2}{2r}, \text{ folglich}$$

$$g = \frac{AB^2}{rt^2}.$$

Da aber bei einem Kreise die Perpendikel aus dem Mittelpunkte auf die Tangenten der Bahn als Radien gleich sind, so ist die Geschwindigkeit gleichförmig, und wir haben AB = c . t, wo c die Geschwindigkeit in irgend einem Punkte bezeichnet. Daraus ergibt sich

$$g = \frac{c^2}{r}.$$

Heißt die zu einem Umlaufe erfoderliche Zeit t, und bezeichnet π die Ludolphische Zahl, so ist $c = \frac{2r\pi}{t}$, folglich

$$g = \frac{4r\pi^2}{t^2}$$

Ist G die Größe der Centripetalkraft in einem Kreise, dessen Halbmesser R ist, und welchen der Körper in der Zeit T durchläuft, so ist

$$G = \frac{4R\pi^2}{T^2}$$

und es verhält sich mithin

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

In den meisten bekanten Fällen verhält sich die Größe der Centripetalkraft umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung. Nehmen wir daher an, daß zwei verschiedene Körper sich um denselben Punkt in kreisförmigen Bahnen bewegen, so verhält sich

$$G : g = \frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2}$$

und mithin wird

$$\frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2} = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2} \text{ d. h.}$$

$$T^2 : t^2 = R^3 : r^3.$$

Wenn daher die Größe der anziehenden Kraft sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, so verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten wie die Kuben der Halbmesser, und dieses ist das dritte Keplerische Gesetz.

Es dient uns dieses Gesetz umgekehrt dazu, aus den beobachteten Bewegungen und Geschwindigkeiten das Verhalten der Kräfte herzuleiten. Finden wir nämlich, daß sich verhalte

$$T^2 : t^2 = R^3 : r^3$$

so verhält sich nach dem obigen

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

und wenn diese mit der vorigen combinirt wird, so wird

$$G : g = \frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2}$$

d. h. die Kraft verhält sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung.

Aus der Zusammensetzung der Kräfte, von welcher wir ausgingen, und aus dem ersten Keplerischen Gesetze ergeben sich auch die Bedingungen, welche zur Erzeugung der Kreisbewegung erforderlich sind. Da nämlich die ursprünglich stoßende Kraft den Körper nach der Tangente der Curve fortstößt, so muß diese auf der Linie AG (Fig. 2.) senkrecht stehen. Bei einem Kreise ist ferner AC = BC. Nehmen wir den Bogen unendlich klein, so können wir CBA als gerade Linie und BH als den Weg ansehen, um welchen sich der Körper während der betrachteten Zeiteinheit vom Mittelpunkte entfernen würde. Da aber BH = AG und AG der Weg ist, durch welchen die Centralkraft den Körper in einer Zeiteinheit gegen sich treibt, so findet eine Kreisbewegung statt, wenn BH = AG d. h. wenn die Centripetalkraft den Körper durch einen Raum treibt, welcher eben so groß ist, als derjenige, um welchen sich der Körper in eben dieser Zeit vom anziehenden Mittelpunkte entfernen würde.

Auf ähnliche Art lassen sich noch mehre andere Gesetze herleiten; weit einfacher und kürzer aber lassen sich die meisten derselben durch höhere Analysis beweisen, vgl. die bereits erwähnten Artikel „Keplerische Gesetze" und „Planetenbahnen." Denjenigen, welcher eine allgemeine Kentniß dieser Bewegung haben will, verweise ich vorzüglich auf Newtons principia philosophiae naturalis mathematica, die Schriften von Francoeur und Poisson über Mechanik und die Mécanique céleste von Laplace.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTRALFEUER nanten ältere Physiker eine der Erde eigenthümliche Wärme in ihrem Innern, welches theils die vulcanischen Erscheinungen, theils die Temperatur an der Oberfläche bedingen sollte. Es wurde diese Hypothese namentlich von Mairan weiter ausgebildet, indem er glaubte, daß nur auf diese Art die verhältnißmäßig hohe Wärme der Luft im Winter erklärt werden könnte. Diese Hypothese, welche aus einigen Rechnungen hergeleitet wurde, gegen deren Bündigkeit sich allerdings Manches einwenden läßt, schien besonders dadurch bestätigt zu werden, daß die Temperatur in tiefen Schachten desto größer wurde, je weiter man sich von der Oberfläche der Erde entfernte. Lange wurde diese Hypothese vergessen, bis sie in neueren Zeiten wieder von Cordier vielfach ausgeschmückt hervorgerufen wurde. Cordier scheint bei dieser Untersuchung, in welcher er sich auf die nicht zu bestreitende Thatsache stützt, daß die Temperatur der Erdrinde desto größer wird, je tiefer wir hinabsteigen, denselben Fehler begangen zu haben, den wir so häufig bei Geographen finden, und welcher die Fortschritte dieser Wissenschaft am meisten gehemt hat, daß nämlich in unbekanten Ländern die Beschaffenheit des Ganzen nach einem sehr kleinen Districte beurtheilt wird. Messungen, deren Umfang nicht mehre tausend Fuß übersteigt, sollen für den ganzen Erdkern gelten und danach würde man schon in einer Tiefe von mehren Meilen eine Temperatur treffen, welche der des glühenden Eisens gleich wäre. Da von diesem Gegenstande nochmals in dem Artikel „Temperatur der Erde" die Rede seyn wird, so verweise ich auf diesen.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTRALKRAFT heißt diejenige Kraft, welche einen bewegten Körper stets gegen denselben Punkt treibt, so daß jener sich zu diesem bewegen würde, wofern nicht die zweite Kraft den Körper an dieser Bewegung verhin-

e. Nehmen wir an; daß der Körper ursprünglich ei- Stoß erhalten habe, dessen Richtung nicht mit der :ralkraft zusammenfällt, so wird er vermöge der Träg- in jedem Punkte seiner Bahn ein Streben haben, nach der Tangente des von ihm beschriebenen Weges :wegen; es wirkt hier also gewissermaßen eine Kraft n, den Körper von dem anziehenden Punkte zu entfer- Man bezeichnet deshalb dieses Streben des Kör- , der Tangente zu folgen und sich von dem Mittelpunk- : entfernen, sehr häufig mit dem Namen der Centri- alkraft. Obgleich hier in aller Strenge keine Kraft t, indem hier nur die Trägheit den Körper verhindert, Einwirkung der Centralkraft gemäß sich gegen den elpunkt zu bewegen, so können wir diesen Namen doch gut beibehalten, da wir es in der Mechanik gewohnt Ursachen, welche eine Bewegung hervorbringen oder indern, mit dem Namen Kraft zu bezeichnen; es ist s um so eher erlaubt, da wir im Stande sind, aus der :niß der Gesetze der anziehenden Kraft und der Bahn Körper die Größe dieser Centrifugalkraft mit Schärfe estimmen. (*L. F. Kämtz.*)

Centrifugalkraft s. den vorigen Artikel.

CENTRIFUGALMASCHINE heißt eine Vorrich- , vermittelst deren man im Stande ist, die Gesetze Centrifugalkraft, namentlich das Bestreben der Kör- sich nach der Tangente der Bahn vom Mittelpunkte itfernen, zu zeigen.

Befestigen wir eine Kugel an einem Faden und ngen diese im Kreise herum, so wird der Faden rch gespant; die Kugel wird hier von zweien Kräf- getrieben, vermöge der Centrifugalkraft sucht sie in Punkte der Tangente zu folgen, der Widerstand des ns vertrit hier die Stelle der Centripetalkraft. Die- Streben, sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, t bei der Kreisbewegung von dem Halbmesser und Geschwindigkeit ab. Ist nämlich c die Geschwindig- des Körpers, t die zu einem Umlaufe erfoderliche und r der Halbmesser des Kreises, so ist

$$c = \frac{2r\pi}{t};$$

ößer also der Halbmesser ist, desto größer ist die Ge- ndigkeit und das Streben, sich vom Mittelpunkte zu rnen. Die Schleudern, deren sich die Kinder und : Völker zum Werfen von Steinen bedienen, beruhen uf. Der Arm vertrit hier die Stelle des Halb- rs, welcher dem Steine zuerst eine Kreisbewegung eilt; wird aber der Halbmesser verlängert, befestigt also den Stein an einer langen Schnur oder einer chen Vorrichtung, so wächst damit zugleich der Werth : und dieser Körper bewegt sich also viel weiter. unsere Erde zeigt uns ein ähnliches Phänomen. Da ie Theile vom Äquator der Werth von r größer ist, ir die in der Nähe der Pole liegenden, so wird c ei- größeren Werth erhalten; da nun das Streben, sich Mittelpunkte zu entfernen, einen Theil der allgemei- Gravitation aufhebt, so kann in einer flüssigen Kugel Gleichgewicht mehr vorhanden seyn, es müssen sich ige Theile zum Äquator bewegen, bis der neue Zu- wachs von schwerer Materie den durch diese Centralkraft erzeugten Verlust wieder ersetzt, und daher ist der Halbmesser des Äquators größer als die halbe Axe. Ganz etwas Ähnliches zeigt uns eine Wassermasse, wenn diese in einem oben offenen Gefäße schnell um die verticale Axe gedreht wird; das Wasser behält in diesem Falle nicht mehr seine horizontale Oberfläche, es sinkt in der Mitte und steigt am Rande, und zwar desto mehr, je größer unter übrigens gleichen Umständen die Geschwindigkeit ist, mit welcher sich die Masse um ihre Axe dreht. Durch die Drehung erhält ein jedes Theilchen ein Bestreben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, welches desto größer ist, je weiter es von diesem Punkte absteht; dadurch wirkt auf das Theilchen außer der Schwere noch eine zweite Kraft und das Streben, nach der verticalen Richtung zu fallen, wird dadurch nothwendig vermindert; soll daher wieder ein Gleichgewicht statt finden, so muß die Wassersäule am Rande den hydrostatischen Gesetzen gemäß höher stehen, als in der Mitte.

Um nun diese Gesetze der Centrifugalkraft mit Leichtigkeit zu beobachten, hat man die sogenante Centrifugalmaschine construirt; das Princip derselben besteht darin, eine Scheibe oder einen andern Körper schnell um seine Axe zu drehen. Eine der einfachsten Vorrichtungen ist folgende. Auf einem horizontalen, hinreichend starken Brette AB (Fig. 5.) werden zwei verticale Axen CD und EF befestigt, auf welche horizontale Scheiben GH und IK von etwas 1 Fuß Durchmesser gesetzt werden, von denen unter IK eine Rolle NO von etwa 4 Zoll Durchmesser befestigt ist. Über den Einschnit auf dem Rande von GH und diese Rolle geht eine Schnur ohne Ende, welche man aus der Zeichnung erkent. Wenn daher GH vermittelst der Kurbel G gedreht wird, so theilt sich diese Bewegung der Scheibe IK mit. Es ist gut, in der Mitte der letzteren eine Schraubenspindel L anzubringen, damit man auf ihr verschiedene Vorrichtungen zu befestigen im Stande sey. Legen wir auf diese Scheibe leichte Körper und drehen sie dann herum, so werden diese mit Lebhaftigkeit fortgeschleudert. Man bemerkt ein Phänomen dieser Art beim Glasschleifen, das Schleifmittel, welches in die Schale gebracht worden ist, wird sehr lebhaft fortgeschleudert, wenn es anfänglich noch feucht ist und die Maschine, welche meistens dem eben beschriebenen Apparate ähnlich ist, schnell gedreht wird; aus eben dem Grunde werden die Drehspäne auf der Drehbank oft weit fortgeschleudert, wenn der abzudrehende Körper eine große Geschwindigkeit hat. Befestigen wir auf der Scheibe an eigenen Trägern Pendel, so hängen diese vertical, so wie sie aber gedreht wird, so bleibt nur das in der Mitte befindliche in seiner früheren Lage, die übrigen nehmen die in der Zeichnung angegebene Stellung an.

Befestigt man auf der Scheibe ein rundes Metallstäbchen AB (Fig. 6.), welches von der Mitte an in gleiche Theile getheilt ist, und steckt darauf Metallkugeln C und D, welche durch Fäden mit einander verbunden sind, so bleiben diese nur dann in Ruhe, wenn ihre Masse und ihr Abstand von der Mitte vollkommen gleich sind; so wie aber ED größer wird als EC, so bewegt sich D gegen B

und zieht C eben dahin, worauf beide Kugeln in kurzer Zeit dicht neben einander liegen. Im ersten Falle nämlich ist das Streben beider Kugeln, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, gleich, da nun wegen der Spannung des Fadens C sich nicht nach A bewegen kann, ohne zugleich D mitzunehmen und eben dieses auch von D in Beziehung auf A gilt, so halten sich beide im Gleichgewichte; so wie aber ED größer wird als EC, so wird die Centrifugalkraft von D in demselben Verhältnisse größer, in welchem ED größer wird als EC, mithin sind jetzt die beiden Kräfte nicht mehr im Gleichgewichte, D bewegt sich gegen B und zieht zugleich C gegen die Mitte E; in demselben Momente aber wird die Centrifugalkraft von D größer, die von C kleiner, daher wird die Bewegung auf diese Art so lange fortdauern, bis C endlich zum Punkte E gelangt, worauf es sich selbst vermöge der Centrifugalkraft nach B zu bewegen strebt.

Befestigen wir auf der Scheibe AB (Fig. 7.) verschlossene Glasröhren CD und EF, in denen sich verschiedene ungleich dichte Flüssigkeiten, z. B. Luft, Wasser und Quecksilber befinden, in der abgebildeten Stellung, so lagern sich diese Flüssigkeiten ihrer Dichtigkeit gemäß; so wie aber der Apparat gedreht wird, so zeigt sich bei hinreichender Schnelligkeit eine umgekehrte Lagerung, die Luft nimt den untersten, das Quecksilber den obersten Theil der Röhren ein. Um die Ursache dieses Phänomens einzusehen, dürfen wir nur auf die beiden sehr dünnen Schichten von Wasser und Quecksilber achten, welche im Falle der Ruhe neben einander liegen. Da beide ungefähr einen gleichen Abstand von der Mitte haben, so ist ihre Geschwindigkeit gleich, und die beschleunigende Kraft wirkt auf beide ungefähr gleich; da aber das Quecksilber etwa 14 Mal dichter ist, als das Wasser, so übt es bei derselben Beschleunigung einen 14 Mal größeren Druck aus, als dieses, und treibt dieses aus der Stelle. Dieses gilt in jedem Punkte, wo Wasser und Quecksilber sich berühren, bis letzteres endlich einen größeren Abstand von der Mitte hat als das Wasser. Dasselbe gilt von dem Wasser, welches mit Luft in Berührung steht.

Man hat diesen letzteren Apparat auch auf mancherlei Art abgeändert und v. Langsdorf hat denselben sogar zur Hebung des Wassers im Großen vorgeschlagen. Eine an ihrem untern Theile offene und an oben und unten angebrachten Zapfen leicht drehbare Röhre AB (Fig. 8.) wird vertical in das Bassin gestellt. Auf dem Umfange dieser Röhre befindet sich ein Getriebe, in welches ein gezahntes Rad eingreift. In dem untern Theile der Röhre befindet sich im Ventil, welches dem Wasser zwar den Eintrit aus dem Bassin, nicht aber die Rückkehr verstattet. Zwei Arme stehen nahe senkrecht auf der Röhre und an ihren Enden kann das Wasser aus Öffnungen ausfließen. Soll der Apparat gebraucht werden, so füllt man die Röhre bis zu den Öffnungen mit Wasser und setzt sie sodann vermittelst des gezahnten Rades in Bewegung, vermöge der Centrifugalkraft wird das Wasser aus den Öffnungen geschleudert; der Druck der Luft treibt dann das Wasser durch das Ventil in die Röhre, so daß in beständiger Ausfluß desselben statt findet.

Ein anderer nicht minder interessanter Versuch, welcher sich mit der Centrifugalmaschine anstellen läßt, wird gewöhnlich dazu benutzt, um die Abplattung der Erde zu zeigen. Man befestigt auf der Mitte der Scheibe einen verticalen Stab AB (Fig. 9.) und steckt auf diesen mehre Bleche CDE, welche bei C und E an einander gelöthet sind und die Gestalt eines Halbkreises haben, so daß das Ganze bei langsamer Drehung das Ansehen einer Kugel hat. Bei E sind diese Bleche an der Axe befestigt. Wird nun der Apparat schnell gedreht, so werden die Bleche die Gestalt halber Ellipsen annehmen, und der verticale Durchmesser wird weit kleiner als der horizontale, so daß der Durchschnit jetzt die Gestalt EFGH hat. Nach der Construction des Apparates war die Elasticität des Bleches so eingerichtet, daß die wirksamen Kräfte sich bei dieser Vorrichtung dann im Gleichgewichte hielten, wenn die Gestalt kreisförmig war; ein Theilchen O wurde mit derselben Kraft nach C als nach D gezogen. So wie aber die Centrifugalkraft noch einwirkt, so wird jedes Theilchen O mit größerer Kraft nach D als nach C getrieben, daher entfernt sich D von der Axe, und das Blech nimt die Gestalt GHE an. Eben so wie in diesem Falle die Elasticität die kugelförmige Gestalt bedingt, so thut dieses die allgemeine Schwere bei der Erde; die Einwirkung der Centrifugalkraft ist in beiden Fällen dieselbe.

Ohne hier noch eine Menge ähnlicher Erscheinungen zu erwähnen, welche sich mit Hilfe der Centrifugalmaschine anstellen lassen, begnüge ich mich, die sinnreiche Anwendung zu beschreiben, welche Donkin davon in seinem Tachometer zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Maschinen gemacht hat *). Es ist XYZ (Fig. 10.) der verticale Durchschnit einer Schale von Buchsbaumholz, an deren Axe unten eine Rolle T vermittelst der Spindel D befestigt werden kann, über welche eine Schnur ohne Ende gelegt wird, die mit der Maschine, deren Geschwindigkeit gemessen werden soll, in Verbindung steht, so daß sie um die Axe T mit einer von dem Gange der Maschine abhängenden Geschwindigkeit gedreht werden kann. In die Schale wird etwas Quecksilber gegossen; so wie sie nun um ihre Axe gedreht wird, verschwindet die horizontale Oberfläche von diesem, es steht in der Mitte niedriger als am Rande, und zwar desto mehr, je größer die Geschwindigkeit ist, mit welcher sich die Schale um die Axe dreht. Um nun die Depression in der Mitte zu messen, wendet Donkin eine ähnliche Vorrichtung an, als Huygens bei seinem Doppelbarometer. Er stellt in das Gefäß in der Verlängerung der Axe T eine Glasröhre AB auf, deren in dem Gefäße befindlicher Theil CB weiter ist, als der Theil AB. Wenn der Apparat in Ruhe ist, so wird in die Röhre AB soviel Weingeist gegossen, daß sie ganz gefüllt wird, und dieser Punkt ist der Nullpunkt der Skale. Hierauf wird der Apparat gedreht, das Quecksilber in der Mitte der Schale und also auch in der Röhre sinkt; da aber letztere unten viel weiter ist, als oben, so muß eine geringe Veränderung im Niveau des Quecksilbers schon eine mehrfach größere Depression in der Höhe des Weingeistes verursachen. Wenn nun die

*) Nicholson der praktische Mechaniker S. 36.

Geschwindigkeit der Maschine anfänglich direct gemessen und der Stand des Weingeistes dabei aufgezeichnet wird, so kann man an dem Apparate eine passende Skale anbringen. Da es nicht stets erfoderlich ist, daß der Apparat in Thätigkeit sey, so wird meistens die Rolle von der Büchse getrent; erstere wird beim Gebrauche in die Höhe gehoben, so daß die Axe T in die Spindel D eingreift und die Bewegung durch die Friction beider erfolgt. Damit kein Weingeist verdunste, ist die Röhre oben bei A vermittelst eines Ventiles geschlossen; so wie aber der Hebel QR gehoben und die Rolle an die Büchse gedrückt wird, öffnet der Arm RS das bei A befindliche Ventil und die Luft kann nun in die Röhre treten, so daß der Weingeist nicht durch den auf die Büchse wirkenden Luftdruck zum Theile am Sinken verhindert wird. Der ganze Apparat steht der Sicherheit wegen in einem Kasten LM.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTUMVIRALGERICHT. Ein römisches Richtercollegium, dessen Ursprung sich in das historische Dunkel verliert. Zwar ist behauptet worden, daß die Errichtung dieses Tribunals der Lex Aebutia zuzuschreiben, und erstere in den Anfang des 6. Jahrhunderts nach Roms Erbauung zu setzen sey, aber ohne Grund; denn nur soviel läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß dieser Gerichtshof schon in der ältern Zeit der Republik, als die legis actiones noch dem Proceß seine eigenthümliche Gestalt gaben, bestanden haben müsse, weil die lex Aebutia, indem sie jene ältere Proceßform in Civilsachen abschaffte, ausdrücklich die causae centumvirales davon ausnahm. Gegen das Ende der Republik war das Ansehen dieses Gerichts sehr gesunken; bis August dasselbe zum ersten Gerichtshofe des Reichs erhob. Wie lange es die Zeit der classischen Juristen überlebt habe, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben; wenn einige Schriftsteller seinen Untergang in die Zeiten Constantins setzen, so ermangelt hierüber der Beweis.

Seine Zusammensetzung war folgende: Aus jeder der 35 Tribus waren 3 judices genommen; also bestand es eigentlich aus 105 Richtern, doch stieg die Zahl derselben unter den Kaisern bis 180. Den Vorsitz führte der Prätor, oder dessen Stellvertreter, wenigstens ein Vir quaestorius; außerdem hatten seit August auch noch die decemviri litibus judicandis den Vorsitz. Das Gericht bestand aus mehren consiliis (was wir Senate nennen würden), und eine Sache konte pluribus consiliis entschieden werden, sey es nun, daß dieselbe durch mehre Senate nach einander durchging, oder, was wahrscheinlicher ist, daß mehre Senate zu einem einzigen verbunden wurden, indem sogar ein quadruplum judicium erwähnt wird.

In den Versamlungen des Gerichts wurde eine hasta aufgestellt; daher hieß es auch hastae judicium; so wie man von hastae praeesse sprach. Das Verfahren in Centumviralsachen war auch nach der Lex Aebutia und den beiden Leges Juliae das ältere per legis actionem und zwar Sacramento; die Verhandlung zerfiel auch hier nach dem Ordo judiciorum privatorum in zwei Abschnitte: in jure und in judicio; nur, daß die Instruction der Sache nicht durch die Formula geschah, und daß der Prätor an dem judicium selbst durch sein Präsidium unmittelbaren Antheil nahm.

Was die Competenz dieses Gerichts anbetrifft, so läßt sich zweierlei als gewiß annehmen, nämlich, daß sich dieselbe geographisch nur auf Rom, höchstens auf Italien beschränkte, wie die Jurisdiction des Prätors, der dem Gerichte präsidirte; und daß die Centumvirn nur mit Civilsachen zu thun hatten. Welche Civilsachen aber zu ihrer Entscheidung gebracht werden durften, ist sehr bestritten, da einige Schriftsteller in der berühmten Stelle des Cicero de Orat. I. 36. eine vollständige und ausschließende Aufzählung der causae centumvirales zu finden geglaubt haben, wogegen andere bemerkt haben, wie Cicero offenbar nicht die Absicht gehabt haben könne, dort dieselben vollständig anzugeben, was denn auch durch den neuentdeckten Gajus Comm. IV. §. 93—95. bestätigt worden ist.

Daß der causae centumvirales sehr viele waren, ist gewiß; nicht blos Sachen des jus civile, sondern auch des jus naturale, wie die Alluvion; nicht blos Familienverhältnisse, wie Gentilität, Agnation, Tutel, sondern auch Gegenstände des commercium, wie nexus und mancipia, gehörten dazu; jedoch scheint ein gewisser Zusammenhang mit dem Alterthümlichen hervorzugehen, welcher sich noch in dem, in Sachen des Centumviralgerichts beibehaltenen, sacramentum zeigt; auch scheint vorausgesetzt gewesen zu seyn, daß es mehr auf juristische Beurtheilung als auf Ausmittelung des Thatbestands ankam, daß die Rechtsfrage das jus incertum oder die aequitas betraf, und daß nicht auf Schadensersatz und nicht aus einem Delicte geklagt werden konte. Auch darf man wol annehmen, daß der Gegenstand der Klage nicht gar zu geringfügig seyn durfte, obgleich die Centumviralsachen einmal (*Plin.* ep. II. 14.) als parvae et exiles bezeichnet werden. Unter diesen Beschränkungen konten wol alle Sachen an das Centumviralgericht kommen; nur mit Ausnahme derjenigen, welche vor die Recuperatoren (s. diesen Artikel) gehörten, oder rein prätorische Klagen waren. Vorzugsweise gehörten aber vor das Centumviralgericht die Vindicationen und Erbschaftsklagen, besonders die querela inofficiosi.

Übrigens konten auch Centumviralsachen an die gewöhnlichen judices gebracht werden; vielleicht, sobald keine der Parteien auf das Erkentniß der Centumvirn bestand.

(Vergl. *Sibrand. Siccama* de judicio centumvirali, recensuit, animadvers. et opuscul. argumentum illustrantibus auxit *Car. Frid. Zepernick.* Hal. 1776. 8. Bethmann-Holweg über die Competenz des Centumviralgerichts, in v. Savigny, Göschen und Eichhorn Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Band V. No. 11. Schweppe Röm. Rechtsgeschichte. §. 547. a. Hugo Rechtsgesch. (Ed. X.) S. 598. 622. 875. u. a.).

(*Spangenberg.*)

Cephaëlis s. Ipecacuanha.
Cephalopoda s. am Ende.

CERTHIA, **Baumläufer.** Unter diesem Gattungsnamen wurden von Linné, Latham, Gmelin u. A. viele kleine Singvögel (Passerinae N.) begriffen, welche einen dünnen, mehr oder weniger bogenförmig gekrümten Schnabel, sonst aber außer den gemeinsamen Familienverhältnissen der Passerinen fast keine nähern allgemeinen Übereinstimmungen haben. Späterhin ist man zu der Überzeugung gelangt, daß jene vag bestimte Gattung in mehre Genera getrent werden müsse, und es haben besonders Illiger, Cuvier, Temminck und Vieillot diese Gattungen zu bestimmen gesucht. Sonach wird gegenwärtig der Name Certhia auf die nur aus sehr wenigen Arten bestehende, eigentliche Baumläufergattung eingeschränkt, welche wir folgendermaßen charakterisiren.

Der Schnabel ist dünn, schmalgedrückt, spitzig, lang oder mittellang und sanft im Bogen gekrümt. Die Nasenlöcher ritzenförmig, an der Wurzel des Schnabels, mit gewölbten Nasenflügeln. Die Zunge hornig, scharfrandig, schmal, lang, dem Schnabel entsprechend, vorn etwas gezasert, hinten gewöhnlichermaßen getheilt, und da, wie auch in der hintern Strecke des Seitenrandes, gezähnt. Die Füße ziemlich groß. Von den drei an der Wurzel verwachsenen Vorderzehen ist der mittlere nicht nur länger als der weit kürzere innere, sondern auch als der äußere, (was bei der nahe verwandten Gattung Dendrocolaptes nicht der Fall ist). Der Hinterzeh lang, stark und mit ansehnlicher, gebogener Kralle versehen. Die Flügel mittellang, mit 19 Schwingen, und zwar 10 Handschwingen, von denen die erste kurz, die zweite etwa von der Länge der 8ten, die 4te aber nebst der 9ten die längste ist. Die 12 Schwanzfedern, welche stufig nach außen abnehmen, sind fast wie die der Spechte steif, spitzig, am Ende abgerieben und dazu eingerichtet, dem Körper beim Klettern zur Stütze zu dienen; als wodurch sich die echten Baumläufer allein schon von den übrigen ehedem mit ihnen verbundenen Gattungen unterscheiden.

Diese Vögel besitzen nach meinen Untersuchungen einen mit Fleisch umgebenen, untern Kehlkopf oder sogenanten Singmuskelapparat und alle übrigen mit jener Anordnung immer verbundenen, ausgezeichneten anatomischen Verhältnisse der wahren Singvögel, denen ich die Gattung Certhia schon längst beigezählt habe. Es befinden sich daher diejenigen Systematiker, welche die Certhien für nähere Verwandte der ganz und gar nicht zu Passerinen gehörenden Gattungen Trochilus, Merops, Upupa, Alcedo, Picus, Yunx etc. halten und von den Singvögeln trennen, in einem offenbaren Irrthume. — Da die wahre Verwandtschaft der Baumläufer und der ehedem mit ihnen verbundenen Familienverwandten so sehr allgemein verkant worden ist, so will ich hier eine Reihe bezeichnender Bildungsmomente aufführen, welche unsere Certhiae nebst den sonst mit ihnen verbundenen Gattungen mit allen übrigen echten Singvögeln oder Passerinen gemein haben.

Von den vielen Übereinstimmungen in der Bildung der wesentlichen Theile des Knochengerüstes erwähne ich nur der des Brustbeins und des Gabelknochens. Beide Knochen haben die ausgezeichnete, allen Passerinen zukommende Form. Das Brustbein hat nur eine tiefe, häutige Bucht jederseits am Hinterrande, vorn hingegen außer den zwei spitzen Seitenfortsätzen einen mittlern, unpaaren, gabeligen, zur Stütze der Furkularhaut. Der Gabelknochen (Furcula) ist dünn, lang, wenig gespreizt, unten in der Richtung des Brustbeinkammes mit einem lamellenartig schmal gedrückten, rückwärts gehenden Fortsatz, und an jedem Schulterende mit einem bei ganz jungen Individuen gesonderten Knochenansatz (Epiclidium N.) versehen, welcher nachher verwächst und jedes Schulterende der Furcula zu einer fast halbmondförmigen, perpendikulär gerichteten Platte erhöht.

Außerdem besitzen die Baumläufer auch die kleinen, allen Singvögeln zukommenden, immer isolirt bleibenden Nebenknochen, welche ich Siphonium [1]), Metagnathium [2]), Scapula spuria (s. Os humerocapsulare) [3]), Patella brachialis [4]) und Hypocarpium [5]) genant habe, und von denen das erste und letzte nur bei Passerinen vorzukommen scheint. Die ausgezeichnete Länge oder Erstreckung des großen Deltamuskels, die Ausbildung des kurzen Flughautspanners (Tensor patagii magni brevis) zu einem eigenen Muskel, dessen einfache Sehne in den Sehnenkopf des obern Speichenstreckers der Handwurzel geht, ferner den Mangel des schlanken Schenkelmuskels Tiedemanns und die contraktilen elastischen Bänder, welche die Krallen der Zehen aufrichten, haben sie ebenfalls, so wie die folgenden Verhältnisse, mit allen echten Singvögeln gemein. Dem Gaumen fehlt die vordere Querleiste. Die Gulardrüsen bilden drei Paare, von denen das äußere das längste ist. Die Mundwinkeldrüse (Parotis) ist platt-keulenförmig, mit einem langen einfachen Ausführungsgang versehen und reicht fast bis zum hintern Ende des Jygomas. Sie besitzen nur eine, und zwar nur die linke gemeinschaftliche Kopfschlagader [6]). Der Zungenkern besteht aus einem Paar vorn zugespitzter, ganz knöcherner und gegen einander beweglicher Stücke. Die Halbringe der Bronchien sind so hart knochig, wie die Ringe der Luftröhre selbst. Die vordern Seitenluftcellen des Rumpfs sind von einer mittlern unpaaren Brustbeincelle nur durch Reihen aponeurotischer Fäden geschieden und ge-

---

1) Eine kleine knöcherne Röhre, welche die Luft aus der Paukenhöhle in die Lufthöhle des Unterkiefer führt. S. meine osteographischen Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel S. 30. tab. I. fig. 1. l., * c. d., † b. 2) Ein kleiner, von Retzius vortrefflich beschriebener Knochen am Hinterende jedes Unterkieferastes im Jochbeinunterkieferbande. Bisweilen findet sich noch ein zweiter äußerer (Metagnathium externum N.) 3) S. osteogr. Beiträge S. 83. t. II. fig. 3. f. 4) Dieses Knöchelchen befindet sich in der Sehne des langen Vorderarmsstreckers; von mir angezeigt und abgebildet eben da S. 119. tab. II. fig. 9. l. 5) Ein sehr kleiner Knochen unten an der Handwurzel, welcher immer der ersten Armschwinge zur Anfügung dient, und hier zuerst erwähnt wird. 6) S. meine Observationes de avium arteria Carotide communi, Halae 1829. In dieser kleinen Schrift ist gelegentlich auch eine Übersicht der, zumal nach anatomischen Verhältnissen bestimten Familien der Vögel gegeben.

hen also in diese mittlere Celle über. Der Vormagen ist ohne merklich erhöhte Juga. Die Blinddärme sehr kurz, die innere Fläche des Darmkanals zeigt zickzackartige, parallele Längsfalten 7), welche sich im Duodenum zu Cellen verbinden. Die beiden Leberlappen sind sehr ungleich; sie umfassen von der linken Seite und hinterwärts den Vormagen, und von der Brustseite bilden sie eine vollkommene Grube für das Herz. Die Milz ist länglich walzenförmig oder doch drehrund. Das Pankreas doppelt, und das untere oder rechte bildet im Winkel der Duodenalschlinge einen schildartigen Lappen von eiförmiger, kopfwärts zugespitzter Figur. Die Nieren lassen keinen mittlern Lappen unterscheiden und sind von der Schenkelvene durchbohrt. Die Hoden von rundlicher oder fast runder Gestalt. Die Öldrüse auf dem Schwanz ist nackt, breit, mit kurzem, schmalem, federlosem Zipfel.

Das Contur- oder Lichtgefieder des Halses und Rumpfs bildet wie bei den meisten Vögeln eingeschränkte, durch nackte oder nur mit Dunen besetzte Raine begrenzte und geschiedene Fluren (Pterylae N.) 8), nämlich außer den beiden Schulterfederfluren (pterylae humerales seu scapulares N.) und den Lendenfluren (pterylae femorales) eine obere oder Spinalflur (Pteryla spinalis), deren Oberrückenstrecke einfach ungespalten ist, und ohne Unterbrechung in die verbreiterte Unterrückenstrecke übergeht; und dann zwei paarige Unterfluren (Pterylae gastraei), welche weit von einander entfernt blieben, und in der Brustregion zwar viel breiter als in der Abdominalstrecke sind und vor Anfang der letzten winkelartig und schnell abfallen, aber nur eine schwache Spur einer Lösung der Seitenflur (Pteryla lateralis) darstellen, welche dagegen bei so vielen Vogelgattungen, namentlich bei Upupa, Alcedo, Picus u. s. w. sehr ausgebildet und vom Stamm der Unterflur getrent ist.

Die angegebenen Bildungsverhältnisse finden sich in dieser Summe und Verbindung, zum nicht geringen Theil aber auch einzeln für sich, nur bei den echten Singvögeln oder Passerinen nach meiner Bestimmung; manche kommen freilich auch bei Gattungen anderer Familien (z. B. die berührten Momente der Muskulatur auch bei Spechten) dann aber in ganz andern Verbindungen vor.

Bloß generische innere Formverhältnisse der Passerinengattungen sind wegen der großen allgemeinen Übereinstimmung fast überall sparsam und wenig auszeichnend, indessen kann man als weniger allgemeine und der Gattung Certhia näher angehörende, wiewol ihr nicht ausschließlich eigene Anordnungen folgende bemerken: Das Hirnschalengewölbe ist sehr breit und ziemlich niedrig, der vorderste Theil der Stirn dagegen sehr schmal und wenig breiter, als die zwischen den Augen befindliche Strecke der Stirnbeine. Dieses Verhältniß hat in dem Zweck der Natur, die Augen der Schnabelwurzel und einander möglichst zu nähern um das simultane Sehen mit beiden Augen zu befördern, offenbar seinen Grund. Die Augen sind wirklich der Schnabelwurzel sehr genähert und so gestellt, daß diese Vögel vortrefflich mit beiden nach vorn sehen können, was bei der Kleinheit ihres Futters und der Art, es zu suchen, ihnen sehr nützlich und nöthig ist. — Das Metagnathium posticum ist sehr in die Quere gezogen, das M. externum fehlt. Der Halswirbel sind 12, der Rückenwirbel 8, der Schwanzwirbel 6, der letzte ist groß, wiewol nicht so stark als bei Spechten. Von den 8 Rippenpaaren ist das erste, wie gewöhnlich, ganz rudimentär und, wie das zweite, ohne Rippenknochen (das knöcherne Analogon der Rippenknorpel). Der Kiel des Brustbeins ist, wie bei allen kletternden Passerinen, verhältnißmäßig sehr niedrig. Außer der Hirnschale ist kein Knochen der Luft geöffnet. Der Schlund ist ohne Bauch oder Kropf; der Magen fleischig; die Blinddärme ganz winzig klein. Die Milz für Passerinen auffallend kurz, etwa nur noch ein Mal so lang als dick. Die Spinalfederflur macht eine sehr allmälige, mehr elliptische als rhomboidalische Ausbreitung auf dem Kreuz und wird in der letzten Strecke viel schmäler, als sie am Anfang des Oberrückens war.

Die Baumläufer sind kleine Vögel, welche fast beständig auf Bäumen leben und an denselben von unten auf sehr geschickt in die Höhe klettern, wobei ihnen der Stemmschwanz, der längere Hinterzeh und die sehr spitzen Krallen förderlich sind. Wenn sie einen Baum durchklettern wollen, so fangen sie immer ganz unten am Stamme an. Sie suchen unablässig nach kleinen Insekten, besonders Käfern, welche an den Stämmen, zwischen dem Moose oder in den Ritzen der Borke sitzen, ohne wie die Spechte Löcher in die Bäume zu hacken, wozu ihr schwacher Schnabel nicht geeignet seyn würde. Sie nähren sich vielleicht nur von Insekten, und die Samen, welche man bisweilen in ihrem Magen findet, könten wol nur zufällig verschluckt seyn. Sie mausern nur ein Mal des Jahres. Ihr Gefieder ist zart, ohne glänzende Farben, dem Geschlecht nach fast gar nicht, dem Alter nach nur wenig verschieden; aber die Männchen sind etwas größer und haben einen merklich längern Schnabel als die Weibchen. Sie nisten gewöhnlich in Baumlöcher oder in die zwischen verwachsenen Stämmen oder Ästen bleibenden Lücken, und legen 8—9 weiße, braunroth punktirte Eier. Es sind kaum mehr als 4 Arten näher bekant.

Certhia familiaris, der gemeine graue Baumläufer (kurzschnäbeliger B.) ist 5 Zoll 1 bis 3 Linien lang und 7 Zoll 2 bis 4 Linien flügelbreit (nach Pariser Maß). Der Schnabel hat 5 bis 6 Linien Länge, oben eine hornbraune, unten weißliche Farbe. Die Iris

7) So ist es auch bei manchen Gattungen, wo die Falten in zottenartige Zipfel übergehen und die innere Darmfläche blos zottig zu seyn scheint, z. B. bei Oriolus. 8) Ich berühre hier die Resultate einer von Andern durchaus vernachlässigten Untersuchung, mit welcher ich seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt gewesen bin und die ich auf eine sehr große Anzahl von einheimischen und fremden Vögeln und bei weitem die mehrsten Genera derselben habe ausdehnen können.

braun; die Füße im Leben röthlich vom durchscheinenden Blute, im Tode bleich bräunlich. Das Gefieder am Oberkopf, Hinterhals und Oberrücken graubraun, sehr rostgelblich überlaufen, mit weißen Längsstrichen. Über jedes Auge geht ein weißlicher Streif. Der Unterrücken schön rostgelb ohne Flecken; die zugespitzten Schwanzfedern graubraun. Auf den ebenfalls graubraunen Schwingen befindet sich eine gelblichweiße, dunkelgesäumte Querbinde. Alle untern Theile vom Kinn an sind rein weiß. Dieses kleine, unsern Zaunkönig an Größe wenig übertreffende Vögelchen ist in ganz Europa bis Norwegen hinauf sehr gemein in gemischten und Nadelholz-Waldungen. Auch findet es sich in Nordamerika; wenigstens bemerke ich an, von dorther gesendeten Stücken keinen erheblichen Unterschied. Es ist wenig scheu und läßt sich bei seinem rastlosen Baumaufklettern und Futtersuchen oft ganz in der Nähe beobachten. Sein Flug ist kurz und hüpfend, wie der der Meisen u. a. Es wandert nicht, doch streicht es im Herbst und Winter umher, theils in Gesellschaft von Meisen und Goldhähnchen, denen es auch in seiner gewöhnlichen Stimme, einem leisen Sit — sit, ähnelt. Sein Lockton ist mehr schnarrend und klingt srii, srii, srii; und wenn es seine Reise auf einem Baume vollendet hat und in den Gipfel gekommen ist, so stimt es gewöhnlich ein Freudengeschrei an, welches wie sit sit sitsitsitsitsitsitsit lautet. Wem es beliebt, kann in diesen Silben auch das s mit einem t vertauschen und dann ist dieser Ruf ganz übereinstimmend mit dem Lockton, welchen Hr. Brehm 9) der folgenden Art als eine besondere Eigenthümlichkeit zuschreibt. Der Gesang des Männchens ist von jenem Freudenruf zwar etwas verschieden, besteht aber doch nur aus einer Strophe und ist eben nicht schön. Der gemeine Baumläufer nistet und brütet zwei Mal im Jahre, besonders gern in sogenannten Zwieseln d. i. zwischen verwachsenen Stämmen oder Ästen, das erste Mal bisweilen schon im März oder Anfang Aprils, so daß dann die Jungen zu Anfang Mai's schon flügg sind. Es ist nicht bekant, daß man ihn längere Zeit im Zimmer erhalten habe.

Certhia brachydactyla Brehm., der langschnäbelige oder kurzkrallige Baumläufer. Ist der vorigen Art höchst ähnlich in Zeichnung, Größe und Gestalt, unterscheidet sich aber durch einen längern Schnabel, welcher bei dem Männchen wol 7 bis 8 Linien mißt, ferner durch einen etwas längern Hinterzeh und verhältnißmäßig kürzere Kralle desselben. Auch ist das Weiß der untern Theile hinterwärts graulich oder schmuzig. Dieß sind die einzigen Unterschiede dieser vom Hrn. Brehm aufgestellten Art, welche ich bestätigen kann, ohne hiemit behaupten zu wollen, daß die specifische Besonderheit derselben außer Zweifel gesetzt sey; welche Verschiedenheit von sehr ausgezeichneten Ornithologen, namentlich von Naumann und Temminck, die diese angebliche Art nur für eine Abänderung der vorigen halten, geläugnet wird. Mir ist dieser langschnäbelige Baumläufer hier bei Halle öfters im Herbst, aber noch nicht zur Brutzeit vorgekommen, obgleich der gemeine Baumläufer in einem benachbarten Walde sehr häufig nistet. Der von Hrn. Brehm gewählte Specialname brachydactyla scheint wenig passend zu seyn, da die Zehen an dieser Art eher länger als an der vorigen sind. Von beiden Arten oder Verschiedenheiten sind in der neuen Ausgabe von Naumanns Naturgesch. der Vögel Teutschlands (V. B. t. 140.) vortreffliche Abbildungen gegeben.

Fremde Arten dieser Gattung sind:

Certhia cinnamomea Lath. (abgebildet in *Vieillot* Oiseaux dorés pl. 62. des Grimpereaux und dessen Galerie des Oiseaux II. pl. 173.). Ist 5 Zoll lang, in der ganzen Gestalt den vorigen ähnlich, aber das Gefieder aller obern Theile ist schön zimmtfarbig ohne Flekken, das der untern weiß. Der Schnabel schwarz, etwas länger als die Hirnschale, die Füße dunkelbraun, die Schwanzfedern am Ende sehr zugespitzt. Diese Art lebt in Südamerika.

Certhia spinicauda Temm. (Sylvia spinicauda, Lath. Uebersicht d. V. v. Bechst. II. 2. t. 54. fig. 2.). Dieser Baumläufer hat die Größe unsers Haussperlings und über 6 Zoll Länge. Seine ganze Figur ist offenbar die der echten Baumläufer und die Form und Biegung des ziemlich kurzen Schnabels entspricht, so wie die sehr bedeutende Zuspitzung der Schwanzfedern, den Kennzeichen dieser Gattung, obgleich derselbe zu den Sylvien gestellt wurde. Die obern Theile sind dunkelröthlich braun, der Oberkopf gelbgesprenkelt, die Zügel nebst einem Streif, welcher über die Augen hingeht, gelb. Die untern Theile vom Kinn bis zum After weiß, die Füße sind länger, als bei den vorigen Arten. Dieser Vogel wurde von Latham nach einem Stück beschrieben, welches sich in Jos. Banks Samlung befand und aus Feuerland gesendet war.

Die Passerinenarten, welche ehedem zu der Gattung Certhia gezählt wurden, jetzt aber von ihr abgesondert sind, stehen unter den Gattungen: Tichodroma Illig. — Nectarinia Temm. (Cinnyris Cuvier). — Coereba Temm. — Climacteris Temm. — Philedon Cuv. (Melliphaga Lewin, Temm.). — Drepanis Temm. (Melithreptus Vieill.). — Arachnothera Temm. und Dicaeum Cuv. — Es haben aber einige andere Genera eine noch nähere Ähnlichkeit mit den wahren Baumläufern. Vorzüglich gilt dies von der schon erwähnten amerikanischen Gattung Dendrocolaptes Hermann. Illig., welche hauptsächlich durch die ganz gleiche Länge des mittlern und äußern Vorderzehs ausgezeichnet und im Ganzen fast nur dadurch von den Certhien bestimt unterschieden ist. Aber auch die Gattungen Orthonyx, Anabates, Opetiorhynchus Temm., Xenops Illig. und Sitta L. nähern sich mehr oder weniger denselben.

(*Nitzsch.*)

CERUCHUS (Entomologie). Mac Leay *) errichtet für den Lucanus tenebrioides Auct. diese Gattung, weil er durch eine ungespaltene und nicht in Pinsel

9) Lehrbuch d. Naturgesch. aller europäischen Vögel S. 153.

*) Horae entomolog I. p. 116.

rte Zunge sich von Lucanus, durch eine dreiblätt-
lerkolbe sich von Platycerus Geoffr. unterscheidet.
(*Germar.*)

vus s. am Ende.

alpini s. am Ende.

SSIO bedeutet im Allgemeinen eine Handlung, man Rechte auf einen Andern überträgt. Nach lrechte, insbesondere nach römischem Rechte kom- jende Arten der Cession in Betracht:

Die *in jure cessio* des alten römischen Rechts; chtlicher Act, durch welchen der bisherige Eigen- sein Eigenthum auf einen Andern, und zwar zum rischen Eigenthum übertrug: die kräftigste adqui- ilis, an deren Stelle, wegen der damit verbundenen igkeiten, bei den rebus mancipi, eine außergericht- ertragung durch Mancipation trat [1]). Die Bedin- er in jure cessio waren Civität und dominium Qui- des Cedenten, sowie die Civität des Erwerbers, sich keiner der Interessenten durch einen Procurator n lassen konte; ferner, eine des Quiritarischen Ei- is fähige Sache, mochte sie res mancipi oder nec i seyn, nur kein Provincialgrundstück; und endlich ung der Übertragung in jure, d. h. vor dem Ma- und zwar in der Form, daß der Erwerber die urch Vindication in Anspruch nahm, der bisherige ümer nichts gegen diesen Anspruch einwandte, erauf der Magistrat die Sache dem erstern zu-). Bei dieser Handlung durfte durchaus keine istung von Seiten des Erwerbers vorkommen [3]); ren Nebenberedungen schon nach dem Zwölftafeln- laubt. Waren die Bedingungen der Cession er- erhielt der Erwerber das Civileigenthum an der außerdem aber nicht einmal das natürliche, da er dazu erfoderlichen Besitzergreifung fehlte [4]). nter Diocletian [5]) geschieht der cessio Erwäh- indessen kam sie wol früher ab, als die Manci-

e in jure cessio bezog sich nur auf Sachen, nicht erungen, da dieselben auf diese Art nicht übertra- den konten, vielmehr die cessio ihren Untergang ; wol aber kam sie bei der Geschlechtsvor- chaft und bei der Erbschaft vor. Da näm- Geschlechtstutel [6]) dem Vormunde eine die ebenszeit der Pflegbefohlenen dauernde Last auflud, er, unter andern, auch durch in jure cessio eine ng von derselben erwirken, nämlich, daß er die n einen tutor cessitius übertrug. Eine solche Ces- r dem Agnaten, dem Patron und dem Parens, er dem extraneus manumissor verstattet; die zur ung der Übertragung erfoderliche in jure cessio be- aber nur den Übergang der Ausübung der Tutel, ie tutela cessitia sowol mit dem Tode oder der ca- minutio des Cedenten unwirksam wurde, und die chtsvormundschaft dem nächsten Agnaten zufiel, sondern auch, wenn der tutor cessitius starb oder durch capitis deminutio unfähig wurde, ein Rückfall derselben an den Cedenten eintrat. Auch trat ein solcher Rückfall dann ein, wenn der tutor cessitius die Tutel weiter cedi- ren wollte. Seit der Erlöschung der Geschlechtstutel fiel auch diese in jure cessio der Tutel hinweg. — Dunkler ist das Institut der in jure cessio bei der Erbschaft. Es scheint mit der in jure cessio der Tutel auf einem gemein- schaftlichen Grunde beruht zu haben, und bestand darin, daß ein Erbe die hereditas an einen Andern durch in jure cessio übertragen konte. Besondere Regeln waren in die- ser Hinsicht: 1) daß vor der Antretung der Erbschaft der Intestaterbe dergestalt cediren konte, daß der Cessio- nar der heres wird. Dagegen stand dieses Recht dem Testamentserben nicht zu. Wahrscheinlich beruht diese Regel darauf, daß der römische Grundsatz, daß, wenn der heres ab intestato ausschlage, keine successio gelte, we- niger schädlich gemacht werden sollte. 2) Nach der An- tretung der Erbschaft konte jeder Erbe cediren; doch er- warb der Cessionar nur die corpora; Foderungen erlo- schen zum Besten der Schuldner, und der Cedent blieb den Erbschaftsgläubigern verhaftet. 3) Ein heres necessa- rius sollte nach der Meinung der Sabinianer und Cassia- ner gar nicht cediren können; die andere Schule behaup- tete das Gegentheil und wandte hiebei die Regel der ces- sio nach der Antretung der Erbschaft an [7]). — In Ju- stinians Rechtsbuche komt die cessio hereditatis nicht mehr vor.

II. Ganz verschieden von dieser Cessio in jure ist die *Cessio nominum* oder der Obligationen, indem diese nur auf einer Abtretung der aus der Obligation habenden Klage auf den Erwerber beruht. Diese Art der Cession ist jetzt die gewöhnlichste. Durch dieselbe kann jede Fo- derung [8]), zwar nicht dem Rechte selbst, aber doch der Ausübung nach, auf Andere übertragen werden, selbst eine bedingte und selbst eine Naturalobligation. Verbo- ten ist dabei die Übertragung an einen Mächtigern (cessio in potentiorem), um übermäßigen Druck von dem Schuld- ner zu entfernen, so wie nach den teutschen Reichsgesetzen, daß Juden ihre Foderungen an Christen einem andern Christen abtreten sollen; indessen wird gegenwärtig auf beide Verbote wenig geachtet. Die Wirkungen dieser Ces- sion bestehen 1) auf Seiten des Erwerbers (cessionarius) darin, daß er nach dem neuesten römischen Rechte — denn nach ältern mußte er sich von dem Übertragenden (cedens) einen besondern Auftrag (mandatum actionis) zur Aus- klagung des Schuldners (cessus) geben lassen — eine actio utilis gegen den Schuldner hat. Dabei genießt er die Privilegien der Foderung selbst unbedingt, die Privi- legien der Person seines Cedenten aber nur bei dessen Leb- zeiten; auch gehen bedungene Accessionen, wie z. B. Zin- sen, Conventionalstrafen, Bürgschaften unbedingt auf

Schweppe Rechtsgeschichte. §. 269 a. 2) *Gaj.* Com- . §. 31 u 24. 3) Fr. 66. D XXIII, 5. *de jur.* 4) *Gaj.* II, 31. 5) c. 6. C. Hermog. *de jure* (6). 6) *Gaj* I. §. 168 fgg.

7) *Gaj.* Comm. II. §. 34 fgg. III. §. 85 fgg. 8) Nach römischem Rechte nur nicht, insofern die Foderung im Processe be- fangen ist (res litigiosa). c. 2. 4. C. VIII, 37. *de litigios.* Novell. CXII. Das Verbot des röm. Rechts ist aber in einigen Län- dern durch die Praxis nicht berücksichtigt worden. (Hagemann pract. Erört. Bd. VIII. Abth. I. nro. 9.), theils, wie z. B. im Großherzogthum Hessen, ausdrücklich aufgehoben.

ihn über. Dagegen kann aber auch der Schuldner ihm alle diejenigen Einreden entgegensetzen, welche er dem alten Gläubiger, oder dem Cedenten entgegensetzen konte. 2) Auf Seiten des Schuldners (cessus) bewirkt die Cession, daß er nur von dem Augenblicke an dem Cessionar zu zahlen verpflichtet ist, als dieser ihm die Cession angezeigt, oder klagend gegen ihn aufgetreten, oder als ihm die Cession überhaupt bekant geworden ist. So lange solches nicht geschehen ist, kann er noch immer dem Cedenten giltig Zahlung leisten. Außer den Einreden, die er gegen den Cedenten hatte, besitzt er auch noch eine besondere gegen den Cessionar, nämlich diejenige, die aus der sogenanten Lex Anastasiana hergeleitet werden kann. Damit nämlich nicht auf fremde Schulden speculirt, und der Schuldner dadurch gedrückt werde, soll nach einer Verordnung [9]) des Kaisers Anastasius der Erwerber einer Foderung von dem Schuldner nicht mehr einklagen können, als er für die Foderung gab, und die davon erlaubter Weise zu berechnenden Zinsen betragen; der übrige Theil der Foderung aber zum Besten des Schuldners erlöschen. Diese Einrede des Anastasianischen Gesetzes soll jedoch nicht zulässig seyn, wenn eine Foderung bei Gelegenheit einer Theilung abgetreten wird, wenn Foderungen in solutum gegeben werden, und wenn bei Erwerbung der Foderung die Schützung des Besitzes bezweckt wird. Auch bei Wechseln ist sie, nach verschiedenen Wechselordnungen, und ebenso bei Schuldscheinen auf den Inhaber (Obligationen au porteur) der Natur des Verhältnisses nach, nicht zulässig [10]).

Außer der Cession ist hier noch das *beneficium cedendarum actionum* zu erwähnen, welches alle diejenigen in Anspruch nehmen können, welche eine fremde Schuld zu bezahlen verbunden sind, wie z. B. die Bürgen; um nämlich mit der abgetretenen Klage den Regreß gegen den Hauptschuldner zu nehmen. Auch derjenige, welcher den Gläubiger, wegen der an einen dritten verlorenen Sache befriedigen muß, kann die Cession der Klage fodern; dagegen kann derjenige, welcher freiwillig eine fremde Schuld bezahlt, keine Cession begehren. (Vergl. überhaupt Mühlenbruchs Cession der Foderungsrechte 1817. 8.).

III. *Cessio bonorum* endlich, gleichfalls mit den beiden vorhergehenden Rechtsinstituten nicht zu verwechseln, ist diejenige Rechtswohlthat, zufolge deren ein Schuldner, falls er die Verpflichtungen gegen seine Gläubiger nicht erfüllen kann, darauf anzutragen befugt ist, daß, wenn er ohne sein Verschulden in schlechte Umstände gerathen ist, er den Gläubigern sein Vermögen überlassen darf, damit sie die Befriedigung daraus selbst veranlassen. Diese Rechtswohlthat ist durch die Lex Julia [11]) eingeführt, galt aber anfangs nur für Rom, dann aber auch für die Provinzen, und ist jetzt ein sehr gewöhnliches, gemeinrechtliches Institut, welches ein concursmäßiges Verfahren über das abgetretene Vermögen, Behufs prioritätsmäßiger Befriedigung der Gläubiger aus demselben, veranlaßt. Die Wirkungen dieser Rechtswohlthat bestehen darin, daß die Schulden vorläufig so weit getilgt werden, als die Güter reichen, daß der Schuldner der persönlichen Haft überhoben wird, und daß er von dem überlassenen Vermögen so viel vorabziehen darf, als zu seinem Unterhalt erfodert wird. Dagegen haben die Gläubiger ein Nachfoderungsrecht, indem sie, wegen ihrer nicht getilgten Foderungen, das neuerworbene Vermögen des Schuldners, jedoch nur dann, wenn es beträchtlich geworden ist, wiederum in Anspruch nehmen können [12]). (*Spangenberg.*)

9) c. 22. C. IV. 35. *mandati.* 10) Hagemann pract. Erörterungen. Bd. VIII. Abth. II. nro. 7. 11) *Gaj.* Comm. III. §. 78.

12) Vergl. die Rechtslehrer über den Concursprozeß, z. B. Schweppe System des Concurses. §. 3. 23. u. a.

Cestoidea s. am Ende.

CETACEA (Mammalia). Linné bezeichnete mit diesem Namen eine Ordnung der Säugethiere, welche diejenigen umfaßte, die anstatt der Füße Flossen haben, durch welchen sehr allgemeinen Charakter jedoch Thiere mit einander verbunden wurden, deren Verschiedenheit die neuere genauere Kentniß von denselben hinlänglich gezeigt hat. Deshalb ward diese Ordnung von Cuvier genauer charakterisirt und hat nun folgende Kennzeichen. Diesen Thieren fehlen die Hinterfüße, der Körper läuft hinten in eine horizontale Flosse aus, und der Kopf sitzt mittelst eines so kurzen Halses am Rumpfe, daß er mit diesem gleichsam nur einen Körper ausmacht. Auch die vordern Extremitäten haben die Gestalt von Flossen, indem alle Hand- und Fingerknochen durch eine gemeinschaftliche Haut umschlossen werden. Durch diesen Bau ist denn auch das Leben dieser Thiere im Wasser bedingt.

Cuvier zerfällt diese Ordnung in zwei Abtheilungen:

1) Cetaceen, welche sich von Vegetabilien nähren (C. herbivora). Ihre Zähne haben platte Kronen, sie nähren sich von Vegetabilien und gehen deshalb auf den Strand. An der Brust stehen zwei Euter. Hieher gehören die Gattungen Manatus *Linné*, Halicore, Stellerus *Cuv.* (Rytina *Illiger*).

2) Eigentliche Cetaceen (C. proprie sic dicta). Sie unterscheiden sich durch den eigenthümlichen Bau ihrer Nasenkanäle und Nasenlöcher, indem jene fast senkrecht im Kopfe in die Höhe steigen, und diese sich nicht vorn am Kopfe, wie bei andern Säugthieren, sondern oben auf dem Scheitel desselben öffnen, Spritzlöcher genant. Die Euter liegen am After. Sie zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen.

A. Mit kleinem Kopfe, die Gattungen Delphinorhynchus, Delphinus, Oxypterus, Phocaena, Delphinapterus, Hyperoodon, Uranodon, Heteroodon (Monodon, Ceratodon, Anarnacus, Epiodon, Ancylodon), Monodon.

B. Mit großem, zum Körper in keinem Verhältniß stehenden Kopfe. Hieher Catodon, Ziphius, Physalus, Physeter, Balaena, Balaenoptera.

Die Cetaceen sind in naturhistorischer, anatomischer und technischer Hinsicht eine der wichtigsten Ordnungen der Säugethiere, wie aus den folgenden nähern Angaben hervorgehen wird.

)ie Cetaceen waren schon lange bekant. Aristoteles
iele andere ältere Schriftsteller sprechen so deutlich
esen Thieren, daß sie nicht zu verkennen sind, wenn
selben auch zum Theil mit eigentlichen Fischen, na-
ch mit Hayfischen dann verwechseln, wenn die Rede
ist, daß die Wallfische Menschen gefressen hätten.
t sind übrigens die Fabeln, welche die alten Schrift-
vom Delphin hinsichtlich seiner Liebe zu dem Men-
erzählen, und welchen wol der Umstand zum
ıe liegen mag, daß diese Thiere, welche noch jetzt
mer in der Nähe der Schiffe aufhalten, damals we-
Verfolgungen ausgesetzt, als jetzt, furchtloser wa-
nd sich den Menschen mehr näherten. Die ältern
forscher stellten die Cetaceen zu den Fischen, ein
ım, der bei dem Mangel aller anatomischen Kent-
n diesen Thieren und ihrer ganz fischähnlichen Ge-
ıicht zu entschuldigen ist.

Birklich gleichen die Cetaceen, wenige ausgenom-
den Fischen in ihrer ganzen Körperform so sehr,
an sie nach jener zu diesen stellen könte. Der im
ltniß zum Körper große, oft unverhältnißmäßig
Kopf, der ohne einen äußerlich sichtbaren Hals in
örper übergeht, die vordern, Flossen ähnlichen
ıaßen, der Mangel der hintern, das Vorhanden-
er Schwanzflosse, welche jedoch hier im Gegensatz
n Fischen eine horizontale Stellung hat, überdies
ısein von Rückenflossen bei manchen, geben diesen
n ein ganz fischähnliches Ansehen. Dagegen un-
den sie sich schon äußerlich durch das Vorhanden-
nes Gehörgangs, durch die Augen, welche mit re-
igen Liedern versehen sind und durch die Haut,
von der der Fische abweicht, im Allgemeinen mehr
der Säugethiere übereinkomt, obgleich ihr innerer
cht ganz mit derselben übereinstimt.

iese Haut zeigt nämlich zwei merkwürdige Modifi-
n in Bezug auf das unter der Oberhaut (epider-
gende Schleimnetz (rete mucosum) und die innere
der eigentlichen Haut (cutis). Steller sagt
daß die Oberhaut des Wallfisches der desjenigen
gleich sey, welches noch jetzt seinen Namen führt,
berichtet der genaue Beobachter der Wallfische
sby, daß die Oberhaut des Wallfisches dick ist,
rgament, sich spaltet, und sich in ganzen Platten
daß das Schleimnetz bei einem Erwachsenen drei
Zoll, bei einem noch saugenden, jungen Thiere
f zwei Zoll dick ist, und daß die Fasern, aus wel-
besteht, eine senkrechte Richtung gegen die Haut
Dieselbe Dicke, dieselbe senkrechte Stellung der
des Schleimnetzes findet sich in der Körperbe-
, welche Steller die Oberhaut nent. Des-
ns, welcher die Haut des Meerschweins (Delphi-
ocaena) untersuchte, fand unter der dünnen Ober-
ıe zweite dickere Lage und endlich die eigentliche
welche wie beim Wallfisch mit ihrer innern Seite
Fettlage übergeht. Hienach stimt also die allge-
Körperbedeckung der Cetaceen mit der der andern
hiere überein. Die Oberhaut, welche durchaus
, wird von einem öligen Überzug bedeckt, welcher
untern Fettlage, die bei dem Wallfisch oft auf
20 Zoll stark ist, durchschwitzt. Die Farbe der Haut ist in der Regel sehr einfärbig, meist grau, schwarz oder weiß.

Es kann nicht fehlen, daß bei einem hinsichtlich seiner Abweichung von der Normalform der Klasse so ausgezeichneten Bau, dieser auch in anatomischer Hinsicht große Merkwürdigkeiten darbietet.

Was zuerst den Zahnbau betrifft, so weicht dieser bei dem Lamantin (Manatus) nicht von dem der Vierhänder ab, was nämlich die Mahlzähne betrifft. Diese kommen bei dem Dugong mit denen des Orycteropus überein und bei der Gattung Stellerus mit den schildähnlichen, welche man beim Schnabelthier findet. Die Gattungen Delphinus und Physeter haben kegelförmige Zähne, deren Wurzeln ziemlich mit denjenigen übereinkommen, wie man sie bei den Milchschneidezähnen des Menschen sieht, und es dienen diese kegelförmigen Zähne nur dazu, die Beute zu erfassen, nicht aber zu zerkleinern und zu zermalmen. Bei der Gattung Monodon ist der Mund ganz zahnlos, indem blos Eck- (Hunds-) Zähne vorhanden sind, welche aber, wie bei dem Elephanten, ganz nach vorn gerichtet, nur als Waffen erscheinen. Die Gattung Balaena endlich hat statt der Zähne hornartige Organe, welche man Barten nent. Nämlich auf der Gaumenfläche und an den Seiten der Ober-Kiefern bei diesen Thieren stehen Hornplatten, welche nicht ganz senkrecht, sondern etwas schief nach hinten gerichtet sind. Diese Platten laufen an ihrer innern, schneidenden Seite in eine Menge borstenförmige Haare aus, welche nichts anders sind, als die getheilten Enden der Fasern, welche dicht zusammen verbunden die Barten selbst bilden. Da dieser innere Rand schief von unten nach oben und von innen nach außen abgeschnitten ist, so sind auch die innern Fasern kürzer, und die äußern als die längsten, bilden den ungefranzten Rand der Barten. Die Barte selbst nimt gegen die Wurzel an Dicke zu, und sitzt nicht unmittelbar auf den Kiefernknochen, sondern auf einer weißen, festen Substanz, welche vielleicht derjenigen analog ist, aus welcher das Horn des Rhinoceros hervortreibt, so, daß überhaupt die Barten als eine vegetative, den Hörnern und Nägeln ähnliche Production erscheinen. Alle diese parallelen, dicht an einander stehenden Barten, bilden eine Reihe, welche oben gebogen und vorn und hinten niedriger, der Wölbung entspricht, welche die obere Kinnlade bildet. Größe und Gestalt dieser Barten ist nach den Arten der Thiere verschieden.

Die Knochen dieser Thiere im Allgemeinen weichen in mehrfacher Hinsicht von denen der andern Säugthiere ab. Sie erscheinen nämlich mehr abgerundet, zeigen weniger starke Erhöhungen und Vertiefungen, und haben ein gleichförmigeres, fast schwammartiges und mürberes Gefüge. Auch scheinen die Bänder, welche sie unter einander verbinden, weniger straff zu seyn und so dem ganzen Körper eine größere Biegsamkeit zu verstatten.

Das Skelett, überhaupt betrachtet, zeichnet sich durch den kurzen, aus zusammen gedrängten, flachen Wirbeln bestehenden Hals aus, das Schwanzende besteht aus einer großen Zahl sehr beweglicher Wirbel, die vordern Extremitäten zeigen eine vermehrte Zahl nagelloser Fingerglieder, die hintern Extremitäten mangeln ganz, und es fin-

den sich nur unvollkommene Spuren von Beckenknochen, wenn auch mitunter ein aus fleischigen Theilen bestehendes Becken, — dagegen soll der Delphin in der Rückenflosse einige Knöchelchen haben. Besonders aber zeichnet sich der Kopf bedeutend aus. Bei den meisten sind die Kieferknochen sehr groß und schnabelförmig verlängert, die Stirn- und Nasenbeine aber klein und die letztern gegen den Schädel rückwärts geschoben, wodurch eben der Nasenkanal seine eigenthümliche, fast senkrechte Richtung erhält. Das Stirnbein dehnt sich von seinem schmälern mittlern Theile nach der Seite in breite Platten aus, unter deren Bogen die kleinen Augen liegen.

Was die Skelett-Bildung im Einzelnen betrifft, so ist davon hauptsächlich folgendes zu bemerken.

Bei den Dugong erscheinen die Zwischenkieferbeine breiter, als bei den andern, bei welchen sie nur eine scharfe Spitze bilden, indem bei jenen zwei wahrhafte Stoßzähne in ihnen wurzeln. Überhaupt sind sie bei diesem Thiere so bedeutend entwickelt, daß sie die Öffnung der Nasenkanäle fast ganz nach dem Scheitel, wie bei Balaena heraufdrängen.

Der Kopf des Delphins (Delphinus Delphis) komt hinsichtlich seiner großen Kiefern mit denen der eigentlichen Wallfische überein, doch bildet der Oberkiefer nach hinten ein großes, breites, das kleine Stirnbein bedeckendes Blatt. Die langen, schmalen Zwischenkiefer liegen mit ihrem innern Rande nahe an einander, sind am Rande der Spritzlöcher, welche eine vollkommen knöcherne Scheidewand haben, höckerig und haben hinter sich die Nasenbeine. Diese aber sind flach, ohne Kamm in der Mitte. Das Thränenbein bildet ein dickes Knochenstück, mit ihm ist das Jochbein verbunden, welches als ein dünner fast stielförmiger Knochen erscheint. Der Gaumentheil der Kiefern ist flach. Der hintere Theil der Äste des Unterkiefers besteht nur aus dem äußern Blatte, welches sich sowol oben, als unten, umrollt, und so eine kegelförmige Höhle bildet. An der innern Fläche des Hinterhaupts findet sich ein starker, sichelförmiger Fortsatz, welcher über dem obern Rande des Hinterhaupt-Lochs in eine fast viereckige Platte übergeht, von welcher sich zu jeder Seite schwache, bogenförmige Knochenleisten bis zum Felsenbein ausbreiten, wodurch eine Art Knochenzelt entsteht, welches sich vielleicht bei allen Arten von Delphinen findet, da es bereits bei mehren entdeckt wurde.

Der Schädel des Narwalls (Monodon monoceros) ist dem der Delphine sehr ähnlich, namentlich hinsichtlich der Oberkiefer des bedeckten Stirnbeins und des Jochbeins, doch weicht er durch die Zwischenkiefer ab, welche zu der Bildung der Zahnhöhlen mit beitragen.

Der Schädel des Butzkopfs (Hyperoodon retusus *Cuv.*, Uranodon *Illig.*, Delphinus edentulus *Schreber*) ist dem des Dugong ähnlich gebildet, indem die Oberkiefer von der Spitze an schnell zunehmen, sich zu beiden Seiten der Spritzlöcher sehr erheben und dann wieder schmäler werdend, am Stirnbein fortgehen und mit diesem einen abgerundeten Wulst bilden, wodurch drei kammartige Erhabenheiten entstehen.

Überhaupt ist es sehr bemerkenswerth, daß der Schädel bei allen diesen Thieren, nicht wie bei andern, symmetrisch gebildet ist. Das hintere Ende des obern Zwischenkiefers nämlich breitet sich nach innen zur rechten Seite über die Mittellinie des Schädels aus, und so ragen denn das rechte Nasen- und Stirnbein links weiter hervor und die Spritzlöcher erscheinen schief.

Bei den eigentlichen Wallfischen ragt das Stirnbein über die Oberkiefer, ein dicker Knorpel, den das rinnenartig ausgehöhlte Flugscharbein aufnimt, trent die Zwischenkieferbeine. Die Thränenbeine bestehen aus einem länglich flachen, fast dreiseitigen Knochenstück, und die Jochbeine sind klein, vorn etwas breiter und bogenförmig gekrümt. In dem mittlern Theil der Gaumenfläche des Oberkiefers steht ein stark vorspringender Kamm. Die Nasenbeine ragen mit ihren innern Rändern wulstförmig hervor, und die Scheidewand der Spritzlöcher besteht größtentheils aus Knorpel. Der Unterkiefer biegt sich bogenförmig über den Rand des Oberkiefers nach außen, und seine nicht ausgehöhlten Äste sind mit einem Kronenfortsatz und mit einem dicken, abgerundeten Gelenkknopf versehen.

Was das übrige Skelett anbetrifft, so hat der Lamantin (Manatus) nur sechs kurze Halswirbel, der Dugong (Halicore) sieben, der Stellerus (Stellerus) sechs Halswirbel, und es scheinen die Delphine sieben Halswirbel zu haben, von welchen im Braunfisch (Delphinus Phocaena) der erste bedeutend größer ist, als alle übrigen zusammengenommen, welche flach sind und in ältern Thieren, sowol untereinander ganz, als mit dem ersten Wirbel verwachsen. An den Körper des letzten dieser Wirbel legt sich die erste Rippe mit einem Theil ihres Köpfchens an, weshalb er, wiewol mit Unrecht, von manchem Naturforscher als erster Rückenwirbel betrachtet worden ist. Daher vielleicht auch die Abweichung bei den Vegetabilien fressenden Cetaceen.

Auch beim Narwall finden sich sieben, mit Dornenfortsätzen versehene, nicht verwachsene Halswirbel.

Bei dem Schnabelwall (Balaena rostrata) finden sich nach Rudolphi nur fünf, nach d'Alton sechs, nach Rosenthal aber sieben Halswirbel, von denen der letztere allerdings etwas von den übrigen verschieden ist. Zu bemerken ist jedoch hiebei, daß das Exemplar, welches Rudolphi für den Schnabelwall hält, der nach ihm nichts anders als ein junges Thier von Balaena boops ist, von d'Alton als diese letztere und als eine eigene Art angenommen wird.

Was die Zahl der Rückenwirbel betrifft, so finden sich deren beim Stellerus neunzehn, beim Braunfisch zwölf. Erst am fünften entwickeln sich bei diesem die vordern schiefen Fortsätze derselben, und die ziemlich breiten Dornfortsätze werden nach hinten allmälig höher.

Die dreizehn Rückenwirbel des Schnabelwalls haben so stark ausgebildete Gelenkfortsätze, daß sie den vordern Wirbel wie mit Klammern umfassen.

Beim Lamantin finden sich sechzehn Rippenpaare und vier und zwanzig Schwanzwirbel, der Dugong hat von jenen achtzehn, und sieben und zwanzig, vielleicht noch mehr Schwanzwirbel, der Stellerus soll neunzehn Rücken- und fünf und dreißig Schwanzwirbel haben.

Beim Delphin zählt man außer den, dem Rücken angehörigen, noch 45 Wirbel, nämlich vierzehn Lenden- und drei und dreißig Schwanzwirbel. Von den letztern sind sechzehn mit obern und achtzehn mit untern Dornfortsätzen versehen. Der Narwall hat zwölf Lenden- und fünf und zwanzig Schwanzwirbel.

Am Schnabelwall zählt man funfzehn Lenden- und zwanzig Schwanzwirbel, von welchen die letztern bis zum eilften — obere, bis zum funfzehnten — untere Dornfortsätze und bis zum neunten — Querfortsätze haben. Diese sind vom zweiten bis zum sechsten durchbohrt.

Bei dem Braunfisch finden sich zwölf Rippenpaare, von denen sich die vier ersten mit dünnen Knochen an das Brustbein anlegen. Auch sollen sich die ersten acht an ihren hintern Enden nicht sowol mit den Körpern, als auch mit den Querfortsätzen der Wirbel verbinden. Rosenthal gedenkt noch einer Fleischrippe, die entweder mit der letzten Rippe oder mit dem Querfortsatz des dreizehnten Wirbels zusammenhängt.

Nach d'Alton hat der Narwall eilf Rippenpaare, von welchen sich sechs unmittelbar mit dem Brustbein verbinden.

Nach demselben hat der Schnabelwall dreizehn Rippenpaare, von denen gesagt wird, daß die fünf vordersten unten breiter als oben sind, daß die erste von diesen getheilt ist, und sich mit dem vordern Kopf an den Querfortsatz des sechsten Halswirbels, mit dem hintern an den des ersten Rückenwirbels anlegt; und daß alle übrigen sich nur mit den Querfortsätzen, aber nicht mit den Körpern der Wirbel verbinden. Dagegen gibt Rudolphi an, daß sich die erste Rippe an den Querfortsatz des ersten und zweiten Rückenwirbels ansetze. Auch verbinden sich, nach Rosenthal, die Rippen nicht blos mit den Querfortsätzen der Wirbel, wie d'Alton angibt, denn bei ältern Thieren, bei welchen die Rippen mehr ausgebildet sind, erscheinen die vordersten an dem obern Ende sehr breit und verlängern sich nach innen, so daß sie sich von den Querfortsätzen bis zu den Körpern erstrecken.

Das Brustbein besteht bei dem Braunfisch aus einem platten, länglichen Knochen, der vorne fast noch einmal so breit ist als hinten.

Das des jungen Narwall zeigt sich zwar ganz ähnlich gebildet, besteht aber noch aus sechs neben einander liegenden Stücken.

Bei dem Schnabelwall besteht nach Hunter das Brustbein aus einem sehr flachen und kurzen Knochen, nach Rudolphi aber aus zwei Stücken.

Bei Balaena boops (d'Alton) ist das Brustbein ein platter, unten etwas gewölbter, fast schildförmiger Knochen, welcher vorne in der Mitte eine Spitze, auf beiden Seiten stumpfe Fortsätze hat und hinten abgerundet ist.

Was die Becken-Rudimente betrifft, so bestehen sie beim Braunfisch aus zwei länglichen etwas gekrümten Knochenstücken, welche durch zwei, vermittelst Bändern vereinigte, breitere Knochen verbunden sind.

Bei dem Schnabelwall bestehen die Becken-Rudimente, nach Rosenthals Untersuchung, aus zwei über einen halben Fuß langen Fortsätzen, die von dem vordern Rande des ersten untern Dornfortsatzes des Schwanzes abgehen und vorn gabelförmig auseinander stehen. Zwischen diesen liegen im Fleisch noch zwei andere, ungleich lange und breite Knochen, welche ebenfalls vorn gabelförmig sind und besonders zur Anlage der Muskeln des Afters und der Geschlechtstheile zu dienen scheinen.

Über die Gliedmaßen der Cetaceen ist folgendes zu bemerken:

Das Schulterblatt ist bei allen flach. Beim Delphin ist es dreieckig und verlängert sich an seinem vordern Rand in zwei Fortsätze, von welchen der vordere dem Hackenfortsatz (processus coracoideus), der hintere der Grätenecke (acromion, Schulterhöhe) entspricht.

Bei dem Narwall bemerkt man dieselben Fortsätze.

Bei dem Schnabelwall soll, nach d'Alton, nur ein einziger Fortsatz von der äußern Fläche und dem vordern Rande der Grätenecke entsprechend vorhanden seyn, doch möchte auch wol der Hackenfortsatz demselben nicht abzusprechen seyn. Dem Schulterblatte des Jupiterfisches (Balaena boops) sollen alle Fortsätze fehlen.

Der Oberarm weicht zwar hinsichtlich seiner Gestalt nur wenig bei den verschiedenen Arten ab, desto mehr aber hinsichtlich seines Längen-Verhältnisses zum Vorderarm. Mit diesem ist er fast gleich lang beim Braunfisch, bei dem Schnabelwall aber um die Hälfte kürzer. Die Knochen des Vorderarms, in Gestalt, Lage und Länge abweichend, liegen bei den Delphinen dicht an einander und sind bei den eigentlichen Wallfischen durch eine Spalte getrent.

Handwurzelknochen finden sich beim Delphin und beim Narwall sieben, bei dem Schnabel- und Jupiterwall gibt d'Alton nur vier an, nach Rosenthal dagegen beträgt ihre Zahl fünf, von welchen zwei in der obern, drei in der untern Reihe liegen.

Der Braunfisch hat, nach d'Alton, fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der darauf folgende und vierte Finger aus vier und der mittlere aus fünf Knochenstücken besteht, auch findet sich, nach demselben, unter der Ellenbogenröhre in der Knorpelmasse ein rundliches Knochenstückchen, welches als kleiner Finger zu betrachten sey. Mit Ausnahme des Daumens seyen die hintersten Knochenstücke der vier mittlern Finger als Mittelhand, die darauf folgenden als Fingerglieder zu betrachten. Dagegen erinnert Rosenthal, daß weder dem Daumen noch dem kleinen Finger die Mittelhandknochen fehlen, da nach ihm die, an der äußern Seite der untern Handwurzelknochen-Reihe liegenden Knochenstücke, welche d'Alton irrig zu den Handwurzelknochen rechnet, als Mittelhandknochen dieser Finger anzunehmen sind; indem dafür nicht sowol ihre mit dem übrigen Mittelhandknochen übereinkommende Form, als Lage spricht.

Bei dem Narwall finden sich ebenfalls fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der Zeigefinger aus fünf, die darauf folgenden aus vier und der letzte aus drei Knochenstücken besteht. Dadurch, daß die Länge der Finger von vorn nach hinten abnimt, wird diese Hand zwar der der Seehunde ähnlicher, weicht jedoch von

derselben darin wieder ab, daß sie einen kürzern Daumen hat.

Beim Schnabelwall finden sich vier Finger, von welchen, mit Einschluß der Mittelhandknochen, der erste vier, der zweite sechs, der dritte fünf und der vierte drei Glieder hat.

Auch beim Jupiterwall finden sich nur vier Finger, von welchen jedoch die Mittelfinger einige Glieder mehr haben sollen, als die des vorigen.

Wir verweisen übrigens, da die Meinungen über die sichere Bestimmung mancher Arten, namentlich die des Schnabelwalls und Jupiterfisches, noch sehr getheilt sind, auf die unten in der Literatur angeführten Original-Abhandlungen.

Bei diesem Knochenbau ist leicht begreiflich, daß die Bewegung des Halses bei den meisten nur gering seyn kann, daß dagegen die des übrigen Körpers desto leichter ist.

Was die Sinneswerkzeuge der Cetaceen betrifft, so scheinen die Funktionen derselben im Durchschnitt nicht sehr kräftig zu seyn.

Daß die Wallfische den Sinn des Geruchs besitzen, hat schon Hunter und in der neuern Zeit Albers und Desmoulins behauptet und bewiesen. Der letztere liefert folgende Beschreibung des Geruchsorgans von Balaena australis, den Delalande entdeckt hat [1]). Der Kanal des Spritzlochs ist zwei Drittheile nach hinten in zwei übereinander liegende Abtheilungen durch eine Knochenplatte getrent, welche sich bis unter den Rand des Hinterhauptlochs erstreckt und die vordern und hintersten Muscheln vereinigt darstellt. Diese Platte legt sich nach außen an den Kieferknochen, nach hinten an das Keil- und Grundbein (os basilare), ihr freier Rand stößt an die Mittellinie. Der Umkreis der beiden Kanäle, welche sie trent, wird durch Häute vervollständigt. Der obere Kanal, durch das Stirnbein überwölbt, mündet in die Siebbeinhöhlen, welche aus drei Muscheln bestehen, deren hintere nicht weniger als drei Zoll hoch ist. In den hintern Sinus öffnet sich der Ethmoidalkanal, welcher den fünf bis sechs Zoll dicken Körper des Siebbeins durchbohrt. Dieser Kanal hat an dem Cerebralende einen Zoll, in der Mitte vier Linien im Durchmesser, und theilt sich gegen die Ethmoidalhöhle in zwei Zweige, deren einer fünf oder sechs Linien im Durchmesser hat. Die gemeinschaftliche Höhle der Sinus öffnet sich nach unten durch einen zwei und einen halben Zoll langen Gang in den Kehltheil des Spritzlochs. Der Wallfisch athmet also durch den Oberkanal, und das eigentliche Spritzloch dient blos für den Durchgang des Wassers. Nach dem Durchmesser des Ethmoidalkanals kann man übrigens die Stärke der Geruchsnerven beurtheilen. Es ist deswegen nicht mehr nöthig, den Geruchssinn der Wallfische in die cavitates pterygo-palatinae zu versetzen, in welchen man bei der Gattung Delphinus seinen Sitz sucht, um so weniger, als diese Höhlen sich nicht einmal bei den eigentlichen Wallfischen vorfinden u. s. w.

Die Richtung des Spritzlochs, verglichen mit der Axe des Körpers, ist bei den Wallfischen mehr geneigt, als bei den übrigen gewöhnlichen Cetaceen, und die Richtung beträgt nur sieben bis acht Grad. Bei den Delphinen aber steht das Spritzloch fast gerade, ja etwas nach hinten geneigt. Aus dieser Angabe ergibt sich, daß bei den meisten Abbildungen der Wallfische die Spritzlöcher zu weit nach hinten gezeichnet sind.

Die Spritzlöcher führen uns, schon dem Namen nach, zunächst auf das angebliche Wasserauswerfen durch dieselben. Bei allen Wirbelthieren nämlich, welche nicht im Wasser leben, sind die Nasenlöcher fast der einzige Gang, durch welchen die Luft in den Kehlkopf, und von da in die Lungen gelangt. Denselben Weg macht die ausgeathmete Luft zurück. Damit aber derselbe Mechanismus bei den Cetaceen statt finden könne, mußte der Bau der Nasenkanäle mehren Modificationen unterliegen. Die erste dieser Modificationen ist eben die schon erwähnte Richtung der Nasenkanäle und ihr Ausmünden auf der obern Fläche des Kopfs. Dadurch wird es möglich, daß das Thier unter dem Wasser seine Beute verfolgen und verschlingen kann, ohne des Zutrits der Luft beraubt zu seyn. Da aber bei diesem Erfassen der Beute nothwendig eine Menge Wasser mit in die Mundöffnung dringt, welches den Magen nur beschweren würde, so muß dieses überflüssige Wasser auf irgend eine Weise wieder entfernt werden. Bei den Fischen geschieht dies dadurch, daß es wieder durch die Kiemen herausgepreßt wird. Da indessen bei den Cetaceen eine solche Kiemenöffnung nicht vorhanden ist, so muß man annehmen, daß die Nasenlöcher diese Stelle vertreten. Wir wollen die Erklärung hersetzen, welche Cuvier in dieser Hinsicht gibt. Er sagt: wenn man von dem Magenmund aufwärts geht, so findet man, daß er in der Höhe des Kehlkopfs sich in zwei Gänge zu theilen scheint, von welchen der eine in den Mund fortsetzt, der andere in die Nase in die Höhe steigt. Der letztere ist von Drüsen und fleischigen Fasern umgeben, welche mehre Muskeln bilden. Die der Länge nach laufenden derselben, welche um die hintere Nasenöffnung stehen, steigen bis zum Schlund herab; die andern, ringförmigen, scheinen eine Fortsetzung des dem Schlunde eigenthümlichen Muskels. Da der Kehlkopf sich in diesem Gange pyramidenförmig erhebt, so kann er durch die Zusammenziehung dieser ringförmigen Fasern zusammengezogen werden. Dieser ganze Theil ist mit Schleimbälgen versehen, welche ihren Inhalt durch deutliche Öffnungen ergießen. Wenn die innere Haut dieses Ganges, welche hernach die knöchernen Nasenhöhlen bekleidet, bis zum Pflugscharbein gekommen ist, so wird ihr Gewebe glatt und trocken. Die beiden knöchernen Nasenhöhlen werden an ihrer obern Mündung durch eine fleischige, aus zwei Halbzirkeln bestehende Klappe geschlossen, die am vordern Rande der Mündung befestigt ist, welche sie mittelst eines sehr starken Muskels, der auf dem Zwischenkiefer liegt, schließt. Um sie zu öffnen, braucht es die Kraft eines Drucks von unten nach oben. Die Schließung der Klappe unterbricht alle Verbindung zwischen den Nasenlöchern und den über ihnen liegenden Höhlen. Diese Höhlen sind zwei große häutige Säcke, welche aus einer schwärzlichen, schleimigen Haut bestehen, leer sehr runzlich, und angefüllt eiförmig erscheinen. Sie liegen zwischen der Haut und der

1) Dictionaire classique d'hist. naturell. Tom. II. p. 155.

Knochenfläche, welche die vordere Mündung der knöchernen Nasenkanäle umgibt. Beide stehen mit einer mittlern Höhle in Verbindung, welche unmittelbar auf den Nasenlöchern liegt, und welche durch eine schmale, bogenförmige Spalte nach außen mündet. Sehr starke Fleischfasern breiten sich über diesen Apparat aus, und vereinigen sich rings vom Scheitel auf diesen zwei Säcken, welche sie stark zusammendrücken können.

Der Mechanismus dieser Theile soll nun folgender seyn. Wenn der Mund mit Wasser gefüllt ist, so bewegen sich die Zunge und die Kiefern, wie zum Schlucken; indem aber der Schlund sich schließt, drückt er das Wasser durch den unter dem Kehlkopf liegenden Kanal zurück. Diese rückwärts drückende Bewegung wird durch die kreisförmigen Fasern so weit unterstützt, daß die Klappe sich hebt, und das Wasser in die beiden obern Säcke trit. Hier kann es nun bleiben, bis das Thier es auswerfen will; die Klappe wird dann fest angedrückt, damit das Wasser nicht zurücktreten kann; die Muskeln wirken nun auf die Säcke, und das Wasser wird in stärkern oder schwächern Strahlen, je nach der angewandten Kraft, ausgeworfen.

Dies ist bisher immer die Ansicht über den Bau der sogenanten Spritzlöcher und den Mechanismus des Spritzens selbst gewesen. Indeß hat Bär [2]) Berichtigungen über den anatomischen Bau geliefert, und starke Zweifel hinsichtlich des Spritzens aufgeworfen.

Er beschreibt nämlich als Typus der Nase der Cetaceen die des Braunfisches, von welcher wir folgenden Auszug geben wollen.

Scheinbar unterscheidet sich die Nase der Cetaceen von der der Landsäugethiere, jedoch läßt sich an derselben bei genauerer Vergleichung das ihnen Gemeinschaftliche allerdings auffinden. Man stelle sich dabei den Kopf senkrecht der Länge nach dergestalt durchschnitten vor, daß die Schnittfläche ganz nahe an die Mittellinie fällt, so, daß namentlich für die Nase die Scheidewand zwar entfernt ist, aber dennoch die Gänge und Höhlungen entweder fast ganz, oder fast bis auf die Mitte erhalten sind, je nachdem sie ursprünglich paarig oder einzeln da waren, und daß der Schnitt auch den Schlund gespalten hat. Aus dem Schlunde führen nun zwei Wege nach vorn. Der eine geht gerade nach vorn, bei herabhängendem Gaumensegel etwas nach unten, in die Mundhöhle. Der andere geht nach vorn und oben bis zum Spritzloche, und ist die sogenante Spritzröhre, welche mit den oben erwähnten Spritzsäcken in Verbindung steht. Bei andern Säugethieren steht aber der Schlund ebenfalls mit der Mund- und Nasenhöhle in Verbindung, und der weiche Gaumen scheidet beide Eingänge. Auch hier bildet eine Muskelmasse, welche an dem hintern Rande des harten Gaumens befestigt ist, das Gaumensegel, welches länger als gewöhnlich ist, und mehr horizontal liegt. Der Eingang aus dem Schlunde in die Spritzröhre ist an der Stelle, wo das Gaumensegel unten ansitzt, von einem scharf vorspringenden Wulst umgeben, der, aus Muskelfasern bestehend, sich als ein starker Ringmuskel zu erkennen gibt. Auch dieser ist nichts anders, als der gewöhnliche Übergang der Muskelfasern in den Schlund, welchen Muskel Bär mit dem Namen des Gaumenschlundkopfmuskels (M. pharyngopalatinus s. Constrictor isthmi faucium superior) belegt. Wer diesen Muskel bei den Wiederkäuern genau betrachtet, wird nicht zweifeln können, daß er mit dem Schließmuskel der Spritzröhre bei den Cetaceen, oder der sogenanten Klappe identisch sey. Der Kehlkopf ist bei den Cetaceen lang ausgezogen, namentlich in seinen obern Theilen. Zugleich verläßt er die horizontale Richtung der Luftröhre, und erhebt sich nach oben Dadurch ist es möglich, daß seine obere Öffnung bedeutend über den Schließmuskel hinüber ragt, wovon wieder Folge ist, daß der Übergang aus dem Schlundkopfe in die Mundhöhle in zwei Gänge getheilt wird, welche zu beiden Seiten des Kehlkopfes vorbeigehen, von welcher Bildung sich bei andern Säugethieren ebenfalls Andeutungen finden. Was den Nasenkanal betrifft, so reicht er bis zu dem Arcus pharyngopalatinus und umfaßt also mehr, als man im Menschen dahin zu rechnen gewohnt ist. Unter dem Schließmuskel begint ein einfacher Kanal, an diesem fast sackförmig erweitert, der sich ungetheilt bis zur Nasenscheidewand fortzieht und an dieser verengt. Es folgt nun hierauf der Theil der Nase, welcher, zwischen den doppelten Knochenkanal eingeschlossen, sich nach oben zieht, und nur durch diese Richtung von der knöchernen Nasenhöhle anderer Säugethiere, mit welcher er übrigens übereinstimt, sich unterscheidet. Doch ist diese Übereinstimmung nicht sogar vollständig, sondern die Nasenkanäle des Braunfisches enthalten eigentlich nur den hintern Theil der knöchernen Nase anderer Säugthiere.

Beide Nasengänge aber sind durch eine knöcherne Scheidewand getrent. Das Spritzloch ist einfach, unter ihm liegt eine ebenfalls nur einfache, und also beiden Nasengängen gemeinschaftliche Höhle, welche auf jeder Seite mit dem seit Cuvier sogenanten Spritzsacke in Verbindung steht. Den Boden der gemeinschaftlichen Höhle bilden zwei Klappen, eine vordere und eine hintere. Sie lassen nur eine sehr enge Spalte zwischen sich, die überdies noch durch näheres Aneinanderlegen der Klappen gänzlich verschlossen werden kann. Von diesen Klappen hat Cuvier nur die vordere bemerkt, alles was unter den Klappen zwischen ihr und dem Schädel liegt, ist ihm entgangen. Es finden sich aber unter jeder Klappe zwei Paar Höhlen übereinander. Beide Klappen sind befestigt an dem äußern Rand der knöchernen Nasenöffnung und an der Scheidewand derselben, so daß beide Nasengänge erst über den Klappen zusammen münden, bis dahin aber völlig getrent sind. Ein jeder Nasengang hat also, ehe er die Klappen erreicht, eine vordere untere und eine vordere obere Nebenhöhle, ferner eine hintere untere und eine hintere obere Nasenhöhle. Über den Klappen gehen beide Nasengänge in die gemeinschaftliche Höhle über, und stehen von hieraus mit den seitlichen Spritzsäcken in Verbindung. Über den Bau der betreffenden Muskeln uns hier mehr zu verbreiten, würde zu weit führen. Wir begnügen uns zu bemerken, daß Bär im Allgemeinen die Muskeln, wie oben beschrieben, schildert, jedoch der Meinung ist, daß ein solcher Muskelapparat mehr geeignet scheine, die Spritzsäcke zu öffnen, und namentlich

2) Okens Isis XIX. S. 811. Über die Nase der Cetaceen.

ihre Einmündung in die gemeinschaftliche Höhle und den Nasengang zu erweitern. Denn in den Umfang des Spritzlochs gehen, nach Blainville, drei Paar Muskeln, welche auch Bär zugibt, welche gemeinschaftlich diesen Eingang auseinander ziehen und öffnen, dagegen ein Schließmuskel (Sphincter) fehlt, der auch insofern überflüssig ist, da die Lippen wulstig sind nnd aneinander liegen. Denn die Vorderlippe hat die Form eines dicken Tampons, der durch den Druck des Wassers nur noch fester den Eingang verschließen muß, besonders da sie von der Hinterlippe überragt wird. Wie kann aber, fragt Bär, das Thier Luft schöpfen? denn offenbar muß die Klappe noch fester schließen, wenn Brust und Lungen anfangen, sich auszudehnen. Welche Kraft soll das Wasser gerade in die Spritzsäcke führen? Der enge Eingang in dieselben liegt an der Seite des Wasserstroms. Das Aufheben der Klappe wird den Eingang eher verengen, als erweitern. Der Strom des Wassers ist vielmehr gegen das Spritzloch gerichtet, und in dessen Muskelbau findet sich keine Möglichkeit, dem Stoße zu widerstehen. Wenn das Wasser also aus dem Schlund in die Nasenkanäle getrieben wird, so muß es wol gerade hinausfahren.

Auch hat niemand bei den wahren Wallfischen solcher Nebenhöhlen oder Spritzsäcke gedacht.

Es ist also nicht wohl anzunehmen, daß die Spritzsäcke das Wasser hervortreiben, eher könte es durch die Wirkung der Schlundmuskeln ausgestoßen werden. Aber auch dagegen läßt sich Manches erinnern. Es wurde oben schon erwähnt, wie der Wallfisch beim Einschlucken seiner Nahrung das überflüssige Wasser wieder durch die Nase austreibe. Wenn aber andere Säugethiere schlucken, so hebt sich das Gaumensegel in die Höhe, um den Eingang in die Nase zu verdecken, und dennoch soll bei den Cetaceen, wo der hintere Schenkel des Gaumensegels immer aufgehoben ist, gerade das eingeschluckte Wasser durch den Nasenkanal abgehen. Endlich sind diese Thiere, wegen des Muskelbaues am Schlundkopfe, weniger als alle andere im Stande, denselben zu verengen.

Zuletzt lassen alle bisherige Beobachtungen darüber Zweifel, daß die Cetaceen wirklich Wasser ausstoßen. Scoresby, der wol am meisten Glauben verdient, sagt von den Wallfischen: „sie athmen mit einem lauten Getöse. Der Dampf, den sie ausstoßen, steigt einige Ellen hoch, und erscheint in einiger Entfernung wie ein hervorschießender Rauch. Wenn die Wallfische verwundet sind, so ist er oft mit Blut vermischt, und bei der Annäherung des Todes wird zuweilen blos Blut ausgeworfen. Sie blasen am stärksten, wenn sie auf der Flucht sind, oder in Unruhe, oder beim ersten Erscheinen auf der Oberfläche, nachdem sie lange in der Tiefe gewesen sind. Sie blasen vier bis fünf Mal in einer Minute." An einer andern Stelle spricht er von den Spritzlöchern also; „sie sind die wahren Nasenlöcher der Thiere. Ein feuchter Dunst, mit Schleim gemischt, wird aus ihnen ausgestoßen, wenn das Thier athmet, allein kein Wasser begleitet ihn, ausgenommen, wenn das Ausathmen unter der Oberfläche geschieht." Quoy und Gaimard sagen gegen Scoresby: „zwischen den Wendekreisen, unter dem Äquator und in den heißesten Gegenden, wo wir Cachalots oder andere große Cetaceen gesehen haben, schossen sie aus ihren Spritzlöchern einen Wasserstrahl hervor, an dem man sie schon von weitem erkennen konte. Aber bei einer Temperatur von 30 Grad des hunderttheiligen Thermometers, wie wir sie bei den Admiralitäts-Inseln, wo wir zwei Cachalots sahen, auszuhalten hatten, konte die aus ihren Lungen ausströmende Luft, welche wol den nämlichen Wärmegrad hatte, nicht durch eine äußere, so wenig von ihr abweichende Temperatur verdichtet werden, und dennoch zeigte sich der Wasserstrahl eben so gut, als in den gemäßigten Erdstrichen, wo wir dieselbe Erscheinung beobachteten. Mit Unrecht würde man uns den Einwurf machen, daß jenes nur eine starke Ausathmung unter dem Wasser gewesen sey, denn oft waren wir nahe genug, um sehen zu können, daß das Spritzloch außerhalb des Wassers war." Weiter heißt es: „wir haben bemerkt, daß die Wallfische stärker blasen, wenn das Meer unruhig ist, denn dann zeigen sich, wie wir vermuthen, gewisse Arten von Mollusken, welche ihre Nahrung ausmachen, häufiger auf der Oberfläche, und sie stoßen das Wasser aus, was sie zugleich mit diesen Thieren einschlucken." Delphine sahen Quoy und Gaimard nie Wasser spritzen, bemerken aber auch noch, daß das ausgespritzte Wasser, weit entfernt, sich so zu zeigen, wie man es oft auf Abbildungen sieht, vielmehr nicht blos aus Wasser, sondern aus Wasser mit Luft gemischt bestehe, ungefähr so, wie man es ausspritzt, wenn man den Mund voll Wasser nimt.

Lesson dagegen sagt von den großköpfigen Cachalots: „das Spritzloch bildet auf dem Kopfe eine runde, bedeutend große, warzenförmige Erhabenheit, aus welcher eine Säule einfachen Wassers hervorgestoßen wird, welches sich in geringer Höhe in einen breiten Regen verwandelt, während bei den Wallfischen das Spritzloch das Wasser in einer dichten, hohen Säule heraustreibt." Damit ist aber freilich noch nicht gesagt, daß er dies selbst gesehen habe.

Dagegen behauptet Faber als eigener Beobachter, daß die eigentlichen Wallfische Wasserstrahlen von 8—12 Ellen Höhe, die kleinern Delphine von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Elle in die Höhe werfen, daß auch ein gestrandeter Schnabelwall, der nur noch mit dem Maule im Wasser lag, beständig Wasser durch das Spritzloch emporwarf, was sich nicht anders erklären läßt, als daß er beständig das Wasser mit dem Maule einzog, da eine solche Menge nicht in den Spritzsäcken vorräthig enthalten seyn konte; auch führt derselbe noch eine Autorität dafür an, daß der hundköpfige Delphin sein Spritzloch so zusammendrücken könne, daß er das Blut aus den Fingern treibe, wenn man eine Hand hineinsteckt. Aber auch gegen diese und noch mehre Angaben Fabers hat Bär wieder sehr gegründete Einwürfe gemacht, welche anzuführen der Raum hier nicht gestattet, und deren wir blos gedenken, um darzuthun, daß weder das Wasserspritzen der Cetaceen mit vollkommener Gewißheit angenommen, noch dasselbe, nach unserer gegenwärtigen Kent-

niß von dem Organismus dieser Thiere, genügend erklärt werden kann.

Nur so viel ist denn doch entschieden, daß der sogenante Spritzapparat der Cetaceen die Nase derselben ist. Bär sieht sogar die oben erwähnten Spritzsäcke als die eigentlichen Riechorgane an, und hat auch beim Braunfisch die Riechnerven entdeckt, welche Desmoulin den Delphinen und Cachalots durchaus abspricht.

Bei den Wallfischen, den Cachalots und Delphinen möchte auch die Sehkraft eben nicht bedeutend seyn, wenigstens stehen ihr die seitliche Ausbreitung der Stirnbeine, folglich die größere Entfernung der Augen vom Gehirn, der geringe Durchmesser der Sehnervenlöcher und der Augäpfel selbst, deren sclerotica ein Viertheil ihres Durchmessers dick ist, als Hindernisse entgegen; doch scheinen diese allgemeinen Regeln auch hier Ausnahmen zu finden.

Der Gehörsinn ist nicht scharf, und das äußere Ohr kann bei den meisten als nicht vorhanden angesehen werden. Der äußere Gehörgang muß einen langen Weg durch die Fettmasse machen, ehe er zum innern Ohre gelangt, von welchem auch nur einige Theile und das Labyrinth gar nicht entwickelt sind.

Bei allen Cetaceen spricht die feste Lage der Zunge, und daß sie fast nur aus Fett besteht, für die Schwäche des Geschmackssinns, der wahrscheinlich den Wallfischen, Cachalots und Delphinen ganz mangelt, indem sie ihren Fraß, ohne ihn zu kauen, verschlucken. Wenn aber auch der Lamantin, der Dugong und Stellerus ihren Fraß kauen, so ist ihr Zungenbau doch auch wenig vollkommener.

Das Gefühl mag an der Oberlippe des Lamantin sehr fein seyn, wenn man nach der zarten Haut urtheilen darf, welche sie bedeckt, und nach der Größe der betreffenden Nervenlöcher. Der Rüssel des Dugong ist ein ähnliches Organ. Bei allen andern Cetaceen scheint das Gefühl nur sehr schwach zu seyn, vielleicht mit Ausnahme der Stellen unter den Vorderflossen.

Was die Ernährungsorgane der Cetaceen betrifft, so sind diese, wie auch bei andern Säugethieren, der Nahrung des Thieres entsprechend gebaut. Bei denen, welche von Vegetabilien leben, sind sie denen der Wiederkäuer ähnlich, und so sind sie anders gebauet bei denjenigen, welche blos von animalischen Substanzen leben, nämlich bei den Cachalots und Delphinen, und andere Modificationen endlich erleiden sie bei denjenigen, welche, wie die Wallfische und Narwalls, von Fischen, Mollusken und Seegewächsen leben.

Was die Bewegungskraft der Cetaceen betrifft, so liegt diese zum größern Theil in ihrem platten Schwanze. Da die Bewegungen desselben von oben nach unten gehen, so folgt daraus, daß diese Thiere beim Schwimmen nicht eine horizontale Linie halten, sondern wellenförmig fortgleiten, und daß beim Wenden ihnen wol am meisten ihre Vorderflossen behülflich sind, ob sie gleich auch der Seitenlappen der Schwanzflosse sich zu Seitenbewegungen zu bedienen scheinen. Wenn diese Thiere untertauchen, so senken sie zuerst den Kopf, dann krümt sich der Rücken, und zuletzt erscheint der Schwanz senkrecht. Das Thier fährt also ganz senkrecht ins Wasser. Die Geschwindigkeit des Thieres ist dabei so stark, daß Scoresby einen Wallfisch sah, der die Kiefern zerbrochen hatte, indem er in wenigen Minuten 800 Faden tief senkrecht auf den Grund gefahren war.

Was den Aufenthalt der Cetaceen betrifft, so sind weder die verschiedenen Gattungen noch die Arten, so zu sagen, Weltbürger, wie man nach der Leichtigkeit, in ihrem Elemente große Reisen zu machen, anzunehmen geneigt seyn dürfte; vielmehr sind alle mehr oder weniger auf bestimte Gegenden beschränkt. Auch sind nicht alle Arten Cetaceen Seethiere. Zwei Delphine leben bloß in Flüssen, nämlich einer im Ganges, und eine noch unbestimte Art, welche Humboldt in den überschwemten Wäldern des Cassiquiare und Oronoko antraf. Eine Art Lamantin wohnt in einem großen Theile der Flüsse Columbiens, und die andere an den Mündungen afrikanischer Flüsse. Die Gattung Dugong bewohnt die seichten Meerengen des asiatischen Archipels von Malacca bis an Neuholland; die Gattung Stellerus lebt auf den Inseln und Küsten der Behringsstraße. Die verschiedenen Arten der Delphine, der Wallfische und Cachalots leben in bestimten Meerdistrikten unter bestimten Graden der Länge und Breite, man findet sie nur sehr selten außerhalb der Grenzen dieser Plätze.

Von der Fortpflanzung dieser Thiere ist im Allgemeinen noch zu wenig bekant, um etwas Generelles darüber zu sagen, und wir verweisen deshalb auf die einzelnen Gattungen.

Zur weitern Belehrung über diese wichtigen Thiere, von denen wir in diesem Artikel nur das Merkwürdigste erfahren konten, dienen folgende Werke.

Steller, Beschreibung von sonderbaren Meerthieren. Halle 1753. 8. — Schneider, Beiträge zur Naturgeschichte der Wallfischarten. Leipz. 1795. 8. — Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. 1801. 4. — *Camper*, observations anatomiques sur les Cetacées par *Cuvier*. Paris 1820. 4. — Nova acta Soc. caesareae Leopoldinae. Bonn 1824. (Tom. XII.). — Journal de Physique. Tom. 85. Paris. id. Tom. 87. — *Cuvier* Ossemens fossiles. 2. Edit. Paris 1821. seq. 4. — *Desmarest* Mammalogie. Paris 1820. 4. — *Freycinet* Voyage autour du monde. Zoologie. Paris 1824. 4. — *Geoffroy* et *Cuvier* Histoire natur. des Mammifères. Paris 1821. fol. — *Lacépede*, Histoire naturelle des Cetacées. Paris 1804. 4. — Mem. du Mus. Tom. IV. — Pander und D'Alton, die Skelette der Cetaceen. Bonn 1827. fol., und Rosenthals Recens. in Berl. Jahrb. für wiss. Kritik. 1829. — Ebenders. Skelette der Robben u. Lamantine. Ebend. 1826. fol. — Schreber, Säugethiere. — *Duperrey*, Voyage de la Coquille. Zool. Paris 1825. fol. — Manby, Reise nach Grönland. Leipz. 1822. 8. — Scoresby, Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang. Hamburg 1826. 8. — *Leston*, Histoire natur. des Cetacées. Paris 1828. 4. — Okens Isis, darin Auf-

säße von Bär und Faber. Band XIX. XX. XXI. Philosoph. Transactions. Lond. 1820. 4. (*Dr. Thon.*)

CETTINA, ein Fluß in Dalmatien, im Alterthum Tilurus, entspringt auf dem Popilach, und fällt in seinem Laufe von etwa 16 italienischen Meilen von einer Höhe nach der andern herab, stürzt in einer wilden Felsengegend 150 Fuß herab als der Wasserfall Velica Gubaviza, bildet bald hierauf einen kleinern Wasserfall, durchbricht den engen Paß von Mritz, breitet sich dann in einem Thale aus, und fällt endlich bei Almissa in das adriatische Meer. Dem Landstriche, durch welchen er strömt, gibt er den Namen: Terra di Cettina, und sie war ehedem eine Zapanie oder Grafschaft, Contado di Cettina. (*H.*)

CEUTOCERUS (Entomologie.) Eine von Schüppel benante und von mir *) beschriebene Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren, der Gattung Hister verwandt, aber durch verborgene Kiefer und bedeckten After unterschieden. Eine Art (C. advena) rothbraun, länglich viereckig, gewölbt, mit fein punktirt-gestreiften Deckschilden, eine Linie lang, wurde im Reis gefunden; eine andere (C. ovalis) **) komt in Baiern vor. (*Germar.*)

CHALEPUS. Thunberg †) trent unter diesem Namen die ungestachelten, mit ungerandetem Halsschild versehenen Arten der Gattung Hispa. Mac Leay braucht diese Benennung für eine Gattung, für welche er Melolontha geminata Fabr. (Melol. dubia Oliv. Geotrupes lugubris Schönh.) als Beispiel nent. (*Germar.*)

Challath s. am Ende.

CHAMBERTIN, ein Dorf unweit Gevrey, im Bezirk Dijon, des Depart. Côte d'or in Frankreich; liefert einen der feinsten Burgunderweine desselben Namens (s. den Art. Wein.). (*Th. Schreger.*)

Chaon, Jns. vgl. S. Nicholas.

Charo s. S. Miguel de Charo.

CHARTIER, 1) Alain, geb. 1386 zu Bayeux in der Normandie, gest. zu Avignon 1449 (oder 1458?), war berühmt als einer der witzigsten und beredtesten Männer seiner Zeit, wegen seines Witzes beliebt am Hofe Karls VI. und VII., wegen seiner Beredsamkeit — die ihm den Beinamen des Vaters der Beredsamkeit erwarb — zu mehren Gesandschaften von jenen Königen gebraucht. Als Margaretha von Schottland, des Dauphins Gemahlin, ihn einstmals schlafend fand, küßte sie ihn; und da die Hofleute Verwunderung äußerten, daß sie einen so häßlichen Mann küsse, entgegnete sie, nicht den Mann habe sie geküßt, sondern den Mund, der so viel Schönes und Geistreiches sage. Seine Schriften erschienen zuerst zu Paris 1529. 8., dann in einer verbesserten Ausgabe von And. Duchesne (Paris 1617. 4.), mit einer Biographie des Verfassers begleitet. Seine Schriften zeichnen sich aus durch Reinheit und Gediegenheit der Sprache, weit mehr jedoch in den prosaischen Aufsätzen, unter welchen auch moralistrende sind, als in seinen Versen. (Wachler II. 167. Ebert bibliogr. Lex. I. 313.)

2) Jean, ein Zeitgenosse des Vorigen, Benedictiner, Historiograph Karls VII. (Histoire du Roi Charles VII.), wird auch als Verfasser genant von Les Chroniques de France vulgairement de St. Denys (Par. 1493.), worin die Geschichte Frankreichs von Pharamund bis Karl VII., in dem ältern Theile nach fabelhaften Sagen, von der Zeit Karls VI. an historisch brauchbar, erzählt wird.

3) René (Renatus Chartierius), geb. zu Vendome 1572, gest. zu Paris 1654, hatte sich früher den humanistischen Studien gewidmet, und war Professor der schönen Künste zu Angers, als er sich entschloß, sich ganz der Mathematik und Medicin zu widmen. Im J. 1608 ward er zu Paris Doctor der Medicin, lehrte eine Zeit lang dieselbe, und widmete sich zuletzt ganz der Praxis. Seiner Liebe zu dem medicinischen Studium verdanken wir die vollständigste Ausgabe der Werke des Hippokrates und Galenus: Hippocratis Coi et Claudii Galeni Pergameni ἀρχιατρῶν opera. Renatus Chartierius plurima interpretatus, universa emendavit, instauravit, notavit, auxit, secundum distinctas medicinae partes in XIII Tomis digessit et conjunctim graece et latine primus edidit. Lutetiae Parisiorum 1679. F. Saxe im Onomastikon (V. 261.) hielt diese Jahrzahl für verdächtig, zumal da er auf verschiedenen Exemplaren die Jahrzahl 1639 fand, und vermuthete, daß nur ein neuer Titel unter der Jahrzahl 1679 gedruckt worden sey. Diese Ausgabe aber wurde 1638 angefangen, und 1679 erst beendigt; die drei letzten Bände sind von Blondel und Le Moine herausgegeben. Chartier hatte auf diese Ausgabe 150,000 Francs verwendet; ungeachtet aber so viele Codices, als Frankreich darbot, waren verglichen worden, so ist doch diese Ausgabe keine kritische, und zeichnet sich nur durch ihre Vollständigkeit aus. (Außer *Faber* Bibl. gr. s. *Halleri* Bibl. med. pract. II. 642. — *de Villiers* lettre sur l'edition par Chartier. Par. 1776. — Ebert bibliogr. Lex. I. 782.) (*H.*)

Chasmarhynchos s. am Ende.

Chelidura, Gattungsname, den Latreille den ungeflügelten Ohrwürmern beilegt. S. Forficula. (*Germar.*)

Chelonia Godart. s. Arctia.

Chelonodes s. Phaleria.

Chemische Öfen s. den Artikel Öfen.

CHEMMIS (auch CHEMMO) 1) hieß nach Herodot (2, 85.) die Hauptstadt des panopolitanischen Nomos im nördlichen Theile von Oberägypten am östlichen Nilufer, deren Einwohner sich mit Leinweberei und Steinmetzarbeiten beschäftigten (Strabo 17. p. 813.). Der griechische Name dieser ansehnlichen Stadt ist Panopolis, welches eben so viel bedeuten soll, als Chemmis, nämlich Pansstadt, denn dem Pan, ägypt. Chemmo, zu Ehren soll diese Stadt erbaut seyn (Diod. 1, 18.). Sie wurde von den Einwohnern die Geburtsstadt von Danaos und Lynkeus genant, welche von da nach Griechenland übergegangen seyn sollen. Perseus, der Danaë Sohn, hatte daselbst einen Tempel mit seiner Bildsäule, und es wurden ihm in Ägypten sonst nicht übliche Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. (Vergl. Kannegießers Alterthumswiss., Cap. 12.) An der Stelle des alten Chemmis steht jetzt *Achmim*, *Akmim* (Akhemym,

*) Insect. spec. novae p. 86. **) Beitr. zur baiersch. Ins. Fauna. Hister ovalis. Nr. 1.

†) Allg. Magaz. für Insekten-Kunde. V. S. 248.

Echmim, Echmin), die Residenz eines Emirs. Von dem alten Chemmis findet man noch denkwürdige Ruinen. (Pococke I. 114 fgg. d. Übers.)

2) Insel in einem ägyptischen See, angeblich eine schwimmende, bei dem Tempel der Latona zu Buto. Sie hatte einen Tempel des Apollon (Herod. 2, 156.). (*H.*)

CHEREBERT, auch Caribert †) (Charibert) genant, war Chlotars I., seit 558 Beherrschers der ganzen fränkischen Monarchie, ältester Sohn, welcher bei Theilung des Reichs unter Chlotars vier Söhne im J. 561 König von Paris wurde. Wenn man ihn einerseits wegen seiner Liebe zum Frieden, seines Eifers in Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, und wegen der Beredsamkeit, die ihn in Achtung bei den Großen des Hofes und den fremden Gesandten setzte, rühmt, so tadelt man ihn andererseits wegen seines Mangels an Enthaltsamkeit. Gleich nach seines Vaters Tode verstieß er die von diesem ihm erwählte Gemahlin, und heirathete zwei Schwestern, deren eine sogar eine Nonne war. Schlimmer für ihn war aber, daß er seinem Bischof ohne Achtung begegnete, der sich dafür zu rächen wußte. Cherebert war der erste König in Frankreich, den sein Bischof excommunicirte, und er würde noch in große Verlegenheiten gerathen seyn, wenn ihn nicht sein Tod im J. 567 (nach Andern 566. 570. 572.) daraus befreiet hätte. Da er nur Töchter hinterließ, so folgte nach seinem Tode eine neue Theilung des Reichs unter seine drei Brüder. (*H.*)

Chersaea oder Chersea s. Coluber.

CHEYLETUS. Milbengattung (s. Acarina), durch einen weichen, mit 8 Beinen versehenen Körper, scheerenförmige Kinnbacken, und dicke, vorstehende, an der Spitze sichelförmige Taster ausgezeichnet. Es gehören hieher *C. eruditus*, den Schrank *) ausführlich beschrieben hat, und welcher an Büchern, die an feuchten Orten liegen, den Kleister verzehrend, getroffen wird, doch auch an Steinflechten vorkommen soll; und *C. musculi*, welchen Schrank **) als einen Pediculus beschreibt, indem er nur 6 Beine beobachtete. (*Germar.*)

CHICHIMEKEN oder Chechemeken (Tschitschimeken), welche, nebst den Cumanchos, die Spanier unter dem unbestimten Namen der Mecos begreifen, sind ein amerikanisches Jägervolk, welches ohne Feldbau nur allein vom Ertrage seiner Jagden, von wildwachsenden Wurzeln und Früchten lebte, sich in rohe Thierhäute kleidete, Bogen und Pfeile als Waffen führte, und die Sonne als Gottheit mit Opfern von Kräutern und Blumen verehrte. Der Name dieser Völkerschaft wird von Chichimi oder Knechen des Techichi, des sogenanten amerikanischen Hundes, abgeleitet. Vielleicht sind die noch gegenwärtig im äußersten Nordamerika unweit des Eismeeres, zwischen dem Sklaven- und Büffelsee wohnenden Hunde-Ribben-Indianer [1]) Nachkommen des im Vaterlande zurückgebliebenen Theils derselben. Das Vaterland der Chichimeken wird Amaquemecan genant; ein seiner eigentlichen Lage nach unbekanter Landstrich des nördlichen Amerika. Den genauesten Untersuchungen zufolge verließen die Chichimeken dasselbe gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Anführung des Xolotl, eines Bruders ihres damaligen Oberhauptes Achcautli, um südlichere Wohnsitze aufzusuchen. Nach der Wanderung von einigen Jahren erreichten sie den Rücken der ungeheuern Gebirge, welche das Thal von Mexico umschließen. Nopaltzin, ein Sohn des Xolotl, welcher vorausgegangen war, schoß vier Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab, zum Zeichen, daß er im Namen seines Vaters Besitz von dem Lande nehme. Xolotl wählte Tenayuca zum Wohnplatz, und vertheilte die mit ihm gekommenen Familien in den umliegenden Gegenden. Seitdem hieß dieses Land Chichimecatlalli, das Land der Chichimeken. Sie legten Städte und Dörfer an, nahmen die noch vorhandenen Nachkommen der einst hier mächtigen Tulteken unter sich auf, und lernten von diesen den Feldbau und andere Künste des Friedens, und erhielten eine bessere Lebensart. Ungefähr nach acht Jahren zogen ihnen sechs andere Stämme aus ihrem vormaligen Vaterlande nach, und siedelten sich an. Einer dieser Stämme erhielt die Landschaft Tlahuican, und erhielt davon selbst den Namen Tlahuicas. Die übrigen nanten sich nach ihren Hauptstädten: Chalchuen von Chalco; Colhuen von Colhuacan; Tepaneken von Tepan; Tlaxcalaner von Tlaxcallan; Xochimilken von Xochimilco; alle aber führten den allgemeinen Namen Nahautlaken. Nachmals vereinigten sich mit ihnen noch Stämme der Acolhuen. In der Familie Xolotls blieb die Regirung. Unter der Regirung des Sohnes seines Urenkels gründeten die Azteken ihre bald hochberühmte Hauptstadt Tenochtitlan oder Mexico, von welcher sie selbst den Namen Mexicaner erhielten [2]). Nach der Eroberung von den Spaniern im Jahre 1531 hatten sie ihren Sitz in der spanischen Intendantschaft Durango im Innern von Mexico, jetzt zur neuen Union gehörig, waren aber nichts weniger als unterworfen; denn sie beunruhigten fortwährend die Bewohner von Neu-Biscaya, und setzten sie in die Nothwendigkeit, nicht anders als bewaffnet auszugehen. Erst seit 1718 wurde ein Theil derselben mit seinem Übertrit zum Christenthum unterworfen; die übrigen aber, der Religion ihrer Väter treu, zogen sich in die Wälder und Gebirge, behielten die aztekische Sprache, und übten, den Beduinen der Wüste gleich, jede List des kleinen Krieges. (*H.*)

CHINA. I. In geographischer Hinsicht. Das chinesische Reich, nächst Rußland das ausgedehnteste auf dem ganzen Erdboden, umfaßt außer dem eigentlichen China mit den dazu gehörigen Küsten-Eilanden, das ganze Mandschuland, die große Tatarei oder Mongolei, Tangut, die Inseln Hainan und Formosa oder Thaiwan (doch von der letzteren

†) Nicht zu verwechseln mit Caribert oder Charibert, König von Aquitanien, Bruder Dagoberts I.

*) Enumerat. insect. Austr. pag. 513. und Fauna boica III. p. 200. Acarus eruditus. **) Enum. ins. Austr. p. 501. tab. 1. fig. 5. Fauna boica III. p. 187. Pediculus musculi.

1) Al. Mackenzie's Reisen von Montreal nach dem Eismeer und der Südsee.

2) Vergl. Clavigero in der Storia antica del Messico u. Al. von Humboldt in den Vues des Cordillères.

nur die Westküste). Schutzländer sind: Tübet, Butan, Korea und die Inseln Lieukhieu. Den ganzen Flächenraum berechnet man auf ungefähr 247,000 Geviertmeilen.

Das eigentliche China, mit dem wir es hier allein zu thun haben, wird durch Gebirgsketten und unwirthbare Hochebenen von dem übrigen Asien, durch stürmische Meere von der übrigen Welt getrent. Wenigstens sechs Mal größer und volkreicher als Teutschland, liegt es zwischen 18° 37′ bis 41° 35′ nördl. Br. und 120° 55′ bis 140° 10′ östl. L. Obgleich von Glaubensboten und anderen Reisenden häufig genug beschrieben, ist es doch im Inneren wenig, und selbst zum Theil an den Grenzen noch ungenügend bekant [1]).

Die bedeutendsten Gebirge China's, eine Fortsetzung der Hochgebirge Mittel-Asiens, sind in den abendländischen Provinzen dieses Reiches zu suchen. Yünnan, Kueidscheu, Ssetschuan und Schensi, die eigentlichen Alpenländer China's, so wie auch die alten Hauptsitze der freien Urbewohner, senden ihre Verzweigungen nach verschiednen Seiten in das Innere. Besonders ist das, mit Ssetschuan grenzende Schansi, und sind die südlichsten Provinzen Kuangsi, Kuangtung, und Fukian mit Gebirgen angefüllt, so daß die Höhenzüge sich ungefähr in Gestalt eines Hufeisens um das ebene und sehr wasserreiche Binnenland lagern. Auf dem westlichen Haupt-Gebirgsstock, obschon nicht mehr in China selbst, sondern in dem unterwürfigen Lande Turfan entspringen auch die beiden Riesenströme, der Hoangho und Takiang, zwischen welchen sich das chinesische Mesopotamien, ein von zahlreichen, zum Stromgebiete dieser Hauptadern des Landes gehörigen, kleineren Flüssen, und fast zahllosen Kanälen und Stillwassern durchschnittenes Blachfeld, ausdehnt, das in Verbindung mit den, die südlichen Ufer des Takiang berührenden Ländern, den bei weitem volkreichsten, angebautesten, und fruchtbarsten Theil, oder wie Ritter sagt, den Magen China's bildet [2]).

Die berühmte große Mauer [3]), die gewöhnlich als Nordgrenze China's betrachtet wird, obgleich noch viele Chinesen im Norden und Nordosten derselben wohnen, fängt westlich bei dem Fluß Etzine im nordwestlichen Schensi (Kansu) an, beschirmt in großen Krümmungen den Norden der Statthalterschaften Schensi, Schansi, Pedschili, und endet bei Schanhai am gelben Meere. Mitternächtlich von der großen Mauer beginnt die ungeheure, sandige Hochebene der großen Tatarei oder Mongolei, und im N. O. das eben so hoch liegende chinesische Tungusien oder Mandschuland, durch den hohen Dschangpe (dschâng pě schân, der lange, weiße Berg) von der Halbinsel Korea getrent. Der südwestlichste Theil dieses Landes, die von Khianlung gefeierte Wiege des heutigen Fürstenhauses Zing, ist, unter dem Namen Leaotung oder Schingking, wirkliche Provinz China's geworden, und, als außerhalb der Mauer liegend, mit Spitzpfählen umgeben [4]). Westlich von Schensi und Ssetschuan dehnt sich das kalte Hochland Tangut, (auch Turfan oder Tulufan genant) von ungewissem Umfang und unerforschtem Boden, durch die gewaltige, wol über 470 Meilen lang fortlaufende Gebirgkette Kentaisse von China geschieden. Der Provinz Yünnan gegenüber liegt Tübet, (bei den Chinesen Sifan oder Thufan) und Kuangsi berührt ein Theil des heutigen Kaiserthums Anam. Aber auch hier hat die Natur einen unübersteiglichen, gegen das Meer hin scharf auslaufenden Gebirgsdamm zwischen China und den Nachbarländern errichtet [5]). Der Verkehr mit den abendländischen, abhängigen und unabhängigen Landen kann nur durch enge, schauerliche Gebirgspässe unterhalten werden.

Der Hoangho (hoâng hô, gelber Fluß), in chinesischen Geschichtswerken auch schlechtweg hô, der Fluß genant, entspringt, wie schon bemerkt, in Turfan, und zwar unweit des großen Chuchunoor (Kokonor) aus mehren Seen des Hochlandes. Seine gewaltigen Krümmungen, sein reißender Lauf, und die furchtbaren Überschwemmungen, denen China von jeher durch diesen Fluß ausgesetzt war, haben ihn sehr merkwürdig gemacht [6]). Er hat seinen Namen von dem gelben Thonschlamm, den seine Wellen mit sich führen. Der Takiang (tá kiâng, große Strom) auch Yangdsü (yâng dsŭ, Sohn des Weltmeers) oder vorzugsweise kiâng, der Strom, genant, muß sich Anfangs, wie der Hoangho, durch Felsen und steile Gebirgspässe seinen Weg erkämpfen, dann aber durchschneidet er in sanftem Laufe, mehren Binnenseen ihr Daseyn gebend, die weitläufigen Ebenen China's bis zum Weltmeere [7]). Alle übrigen Flüsse China's, die nicht zum Stromgebiete der beiden Pulsadern des Reiches gehören, nehmen auch fast ohne Ausnahme die von dem Bau des Landes bedingte, gerade Richtung nach Osten, und selbst bei den Nebenflüssen läßt sich niemals ein vollkommen nördlicher oder südlicher Lauf bemerken. Die aus Norden kommenden nehmen Alle eine mehr oder weniger südöstliche, die aus Süden kommenden eine nordöstliche Richtung. Die künstliche Kanal-Verbindung zur Binnenschifffahrt aber (denn von einer anderen Schifffahrt kann bei den Chinesen kaum die Rede seyn) geht von Norden nach Süden, und schneidet alle Flußgebiete in rechten Winkeln. Die kleinen Flüsse versorgen die Kanäle mit Wasser; die großen aber leiten den Überfluß in das Weltmeer. Den ganzen öst-

1) Vgl. besonders Ritters Erdkunde, Thl. I. S. 644—675 (der ersten Ausgabe). Über die ersten Reisen nach China s. Extraits de voyages faits à la Chine (Mémoires concernant les Chinois, T. V.). Über Verdienste und Schicksale der Glaubensboten, ebendas. vorzüglich aber Mosheims Vorrede zur teutschen Übersetzung des Du Halde. Unter den späteren Reisenden verdienen besonders Barrow, Macartney, Staunton und Deguignes d. J. Erwähnung. 2) Über die Bevölkerung China's, die man jetzt wol auf wenigstens 200 Millionen schätzen kann, s. population de l'empire (Mémoires c. l. Ch. T. VI.) und population de la Chine (Histoire générale de la Chine, T. XIII.). 3) Ritter a. a. O. S. 528—529. Du Halde, T. IV. (d. t. A.)

4) Ritter a. a. O. S. 437—438. 5) Ebendas. S. 588. S. 595—598. 6) Ebendas. S. 645—650. 7) Ebendas. S. 650—652.

lichen Küstenstrich schneidet in der Richtung von Norden nach Süden, und zwar vom Meerbusen von Pedschili an der große Kaiserkanal, der 120 geographische Meilen weit beschifft wird. Nach der Natur des Landes eingerichtet, windet er sich oft, ist von sehr verschiedener Breite (von 200—1000 Fuß) und hat fast nie stillstehendes Wasser [8]). Mit der großen Mauer als Riesenwerk wetteifernd, übertrifft er sie bei weitem an Nutzen; denn er setzt nicht nur alle einzelnen Provinzen unter sich, sondern auch das ganze Süd-China mit Nord-China in den lebhaftesten Verkehr. Diese vielen Kanäle im Osten, das, bis auf 100 Meilen mit Ebbe und Fluth ins Land wirkende Meer, die Menge der Seen und Teiche zerstückeln den ganzen Küstenstrich in unzählige größere oder kleinere Auen. Da ist das Wasser eben so gut bewohnt als das Land, und Millionen treiben sich Zeit ihres Lebens auf schwimmenden Dörfern umher. Dieser ozeanische Küstenstrich, wie ihn Ritter nent (er umfaßt die Provinzen Dschekiang, Kiangnan, und zum Theil auch Schantung), macht bedeutende Seeschlachten zu Lande möglich, und hat wegen der wunderbaren Eigenthümlichkeit des Bodens, die sich nirgends in so ungeheuerer Ausdehnung findet, den fremden Eroberern von jeher die Unterwerfung China's viel schwieriger gemacht, als der Widerstand des entnervten Süd-Chinesen [9]).

Wir gehen nun zu einer genaueren Beschreibung der einzelnen Provinzen über. Die, nördlich vom Hoangho gelegenen Provinzen, so wie die abendländischen und mittäglichen Gebirgsländer sind theils ziemlich kärglich von der Natur bedacht, anderen Theils haben sie, bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, wenigstens keinen Überfluß, und sind nicht mit so ängstlicher Sorgfalt angebaut, als die Binnenländer. Der Menschenschlag aber, besonders im Norden, ist kräftiger, kühner, ausdauernder. Die Luft soll in den meisten Gegenden des Reiches rein und gesund seyn.

1) Nordprovinzen: Pedschili, Schansi, Schantung. Das größtentheils ebene, aber hochliegende Pedschili bringt bei seinem sandigen Boden weder Reis noch Thee, diese Hauptbedürfnisse der Chinesen; dagegen andere Getraide- und Obstarten der ans Kalte grenzenden Länder zur Genüge; auch Salz, Steinkohlen, Moschus und Jinseng. Die Luft ist, obgleich das Land nicht hoch im Norden liegt, bedeutend kalt, aber der Frost nicht so empfindlich, als bei uns, was dem, stark mit Salpeter geschwängerten Erdreich zugeschrieben wird. Hauptstadt und Wohnort des Kaisers ist Peking oder Schünthian [10]). Das, an Gebirgen viel reichere Schansi ist besonders sehr ergiebig an Moschus und Mineralien, als Porphyr, Marmor und Jaspis von verschiedenen Farben, Azursteinen, Eisen, Steinkohlen, Salz und Krystall. In dieser Provinz hat man auch eine gute Art Weintrauben, die getrocknet durch das ganze Reich verschickt werden. Hauptstadt: Thaiyuan. Schantung, von dem Kaiserkanale mit seinen Ästen, von vielen Flüssen, Bächen und Stillwassern durchbrochen, bildet in Rücksicht der Erzeugnisse seines Bodens den Übergang zum fetten und markigen Süden. Es hat großen Reichthum an Waldungen und allen Arten vierfüßigen und geflügelten Wildes, wie denn seine Bewohner für die geschicktesten Jäger des Reiches gelten; aber auch schon Seidenbau, dessen Hauptsitz die Binnenlande sind. Zu Schantung gehört eine Inselgruppe im gelben Meere, durch Macartney's Aufenthalt bekant. Die Hauptstadt ist Dsinan [11]).

2) Westprovinzen: Schensi, Ssetschuan, Kueidscheu, Yünnan; die Alpenländer China's, insgesamt sehr reich an Mineralien. Die übrigen Erzeugnisse des Bodens werden zum Theil durch die mehr nördliche oder südliche Lage, und durch den Anbau desselben bedingt. Schensi, den Übergang zum eigentlichen Alpenlande bildend, ist im Ganzen fruchtbar an Getraidearten (ausgenommen Reis); aber sehr der Trockniß und den Zug-Heuschrecken ausgesetzt. Dieses Land liefert eine Menge von Heilkräutern, Rhabarber, Moschus, Zinnober, Wachs, Honig und Steinkohlen in Überfülle. Der viele Goldsand, welchen die Gewässer des Landes mit sich führen, läßt auf ergiebige Goldgruben schließen, welche aber die Politik zu eröffnen verbietet. Es besteht aus zwei Haupttheilen, dem östlichen und westlichen (Kansu); Hauptort: Singan. Hauptwaffenplätze: Sodscheu und Kandscheu [12]). Ssetschuan hat bedeutende Eisen-, Zinn- und Bleigruben, Quecksilber, Salz, Azursteine, Magnete, Ambra, Rhabarber, die berühmte Heilwurzel Fulin; aber auch wegen seiner südlichen Lage schon Seidenbau und selbst Zuckerrohr. Hauptorte: Tschingtu und Lungan, letzterer eine starke Festung gegen Tübet [13]). Das nackte und wilde Gebirgsland Kueidscheu ist fast nur wegen seiner Kupferwerke bekant. Aus dem Kupfer dieser Provinz wird die in China gangbare Münze geschlagen. Kueiyang ist die Hauptstadt [14]). Yünnan, mit Reichthum an Metallen und Mineralien, mit Perlen und Edelsteinen, Heilkräutern, Hanf, Seide u. s. w., scheint sich in seinen heißen Thälern viel mit der Natur Indiens zu berühren. Auch findet man dort und in Kuangsi viele Raubthiere, Nashörner und wilde Elephanten. Hauptort gleiches Namens [15]).

3) Südprovinzen: Kuangsi, Kuangtung, Fukian. Hier verlieren sich die schauerlichen Alpen der Westländer in anmuthige, romantische, mehr von Ebenen unterbrochene Gebirgsreihen von mittlerer Höhe. Kuangsi mag in der Natur seines Bodens die meiste Ähnlichkeit mit Yünnan haben. Edle und unedle Metalle, Reis, wilde und reißende Thiere von mancherlei Art, eine Menge Vögel, worunter auch Fasanen, sind Haupterzeugnisse dieser Provinz; Hauptstadt: Kueilin [16]). Für die volkreichste und beträchtlichste Statt-

8) Ritter a. a. O. S. 665 ff. 9) Ebendſ. 663 ff. 10) Histoire générale de la Chine (T. XIII, S. 3—21). 11) Ebendſ. S. 58—62. 12) Ebendſ. S. 65—70. 13) Ebendſ. S. 70—72. 14) Ebendſ. S. 87—90. 15) Ebendſ. S. 85—87. 16) Ebendſ. S. 83—85.

halterschaft im Süden, obschon wir nur den Küstensaum derselben kennen, hält man einstimmig Kuangtung (Kanton). Sie entfaltet besonders in der Pflanzenwelt eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit. Man findet hier außer den edelsten Südfrüchten Europens und Asiens noch manche, die dem Boden von Kanton ganz eigenthümlich sind, und viele wohlriechende Holzarten. Die Küsten sind sehr reich an Fischen, Austern, Krabben und Schildkröten von außerordentlicher Größe. Hauptstadt: Kuangdscheu an der Mündung des Taho. Der geräumige Busen von Kanton enthält: das Eiland Hoangpu, wo die großen europäischen Seefahrer anlegen und löschen; die Gruppe der Larronen, deren Bewohner freie und kecke Seeräuber sind, und die, unter chinesischer Oberhoheit den Portugisen gehörige Insel Makao. Die Insel Hainan im Meerbusen von Tungking wird gleichfalls zu dieser Statthalterschaft gerechnet [17]. Die, fast durchaus hügelige Provinz Fukian ist durch den Fleis ihrer Bewohner, die selbst den nackten Felsen mit Erdschichten bedecken, und das Thalwasser bis auf den Gipfel der Berge zu leiten wissen, leidlich fruchtbar, und wegen ihres Handels mit Japan, den Philippinen, Formosa, Java und Hinter-Indien sehr wohlhabend. Hauptort: Fudscheu. Bekant ist auch die Seestadt Dschangdscheu mit dem Eilande Hiamen (Emui) und dessen Hafen [18].

4) Binnen-Provinzen, zu denen wir, ihres gleichen Verhältnisses zu den Gebirgsländern wegen, auch die östlichen rechnen: Kiangnan, Kiangsi, Dschekiang, Honan und Hukuang. Ein gutes Drittel des eigentlichen China, fast in Gestalt eines Vierecks, größtentheils eben, und im Osten seit undenklicher Zeit erst dem Meere abgewonnen, eben so einförmig als unerschöpflich in seinen Erzeugnissen, der Sitz des Wohllebens und der Üppigkeit. Die ungemeine Fruchtbarkeit dieser Länder, die mit ihrem Überflusse nicht blos Nord-China, sondern auch der Tatarei aushelfen müssen, ist bei den Chinesen sprüchwörtlich. So nennen sie Honan: die Blume der Mitte, weil es so ziemlich im Herzen des Reiches liegt, und sagen von Kiangsi und Hukuang, daß ersteres dem ganzen Reiche sein Frühstück, letzteres aber die volle Sättigung geben könne u. s. w. Sie sind die wahre Heimath des Reises, der Baumwollenstaude, des Maulbeerbaums, des Theestrauchs u. s. w. Auch die fünf bedeutendsten Seen China's: der Tungting in Hukuang, der Thaihu (thái hù, große See) in Kiangnan und Dschekiang, der Hungdsü und Kaoyeu in Kiangnan, und der Poyang in Kiangsi, gehören zu dieser Ebene. Kiangnan, das man, wegen der erstaunenswürdigen Menge seiner schiffbaren Wasser, die wie das Land von Menschen wimmeln, als eine dicht zusammengedrängte kleine Inselwelt, oder als einen riesenhaften, in unendliche Auen zerschnittenen Fruchtgarten betrachten kann, ist außerordentlich wohlhabend, volk- und produktenreich. Die Erzeugnisse des Kunstfleißes ihrer Bewohner, als Seiden- und Baumwollenzeuge, überfirnißte Arbeiten, Tusche, Papier u. s. w. werden vor allen Anderen geschätzt. Die wichtigsten Städte sind: Nanking, Sudscheu, in einer Gegend, welche das irdische Paradies genant wird; Sungkiang, Tschangdschen, Hoaingan u. s. w. Vor der Mündung des großen Yangdsi liegt die, von ihm angeschwemmte Insel Zungming [19]. Einen sehr ähnlichen Anblick bietet Dschekiang dar, das zugleich die besten Schinken liefert, und wo die kleinen chinesischen Goldfische zu Hause sind. Hauptstadt: Handscheu [20]. Kiangsi, dessen üppig wuchernder Boden kaum die ungeheuere Bevölkerung ernährt, und wo eben deshalb große Sparsamkeit herrscht, ist wegen seines schönen Porzellans weit berühmt. Der See Poyang ist gegen 100 franz. Meilen lang, und entsteht aus der Vereinigung von 4 bedeutenden Flüssen. Im Süden, gegen Kanton hin, erhebt sich das Gebirge Meilin mit Mineralien. Hauptorte: Nantschang, Kingtetsching u. s. w. [21]. Honan, der liebliche, zur Wollust anlockende Garten China's, mit seinem prachtvollen See Sihu, war ein Lieblingssitz der alten Herrscher. Wichtigste Städte: Khaifung und Honan [22]. Hukuang, nur im Westen etwas gebirgig, wird durch den großen See Tungting in zwei Theile (Hupe und Hunan) geschieden. Dieser See hat über 80 franz. Meilen im Umfang. Gleichfalls eine Haupt-Kornkammer des Reiches, mit dem köstlichsten Thee, dem feinsten Krystall, und dem besten Papier aus Bambusrinden, das einen ungeheueren Absatz hat. Hauptstädte: Wuschang und Yodscheu [23].

Zu den eigenthümlichen Landes-Erzeugnissen China's gehören: der Firnißbaum, Kampherbaum, Wachsbaum, Leim- und Talgbaum; viele köstliche Obst- und Holzarten; die sogenanten klingenden Steine ꝛc. ꝛc. Die genauere Beschreibung dieser Merkwürdigkeiten aus dem Naturreiche gehört nicht hieher. Eine Übersicht der Haupt-Produkte China's, aus der einheimischen Erdbeschreibung Kuang-yü-ki gezogen, und nach größeren Distrikten geordnet, wird der Verfasser dieses Artikels in kurzem bekant machen.

II. China in statistischer Hinsicht. Charakter der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche. Die Gesichtsbildung der Chinesen läßt schon beim ersten Anblick ihre nahe Verwandtschaft mit den übrigen Völkern mongolischen oder tatarischen Schlages erkennen. Ihren Stammesverwandten an Zahl weit überlegen, stehen sie ihnen an Körperkraft und kriegerischem Muthe eben so weit nach. Dem Chinesen fehlt es nicht an guten Naturgaben. Besonders zeigt er einen, für Kunstfertigkeiten empfänglichen, oft sogar erfinderischen Geist, großen Fleis und bis ins Kleinliche gehende Ordnungsliebe in seinem Berufe, und eine bedächtige,

17) Ebendſ. S. 73—83, wo diese Insel als reich begabt von der Natur geschildert wird. Dagegen Neue geograph. u. stat. Ephemeriden (Bd. 20, S. 475 f.) 18) Ebdſ. S. 39—47.

19) Ebendſ. S. 21—34. 20) Ebendſ. S. 48—51. 21) Ebendſ. S. 34—38. 22) Ebendſ. S. 55—58. 23) Ebendſ. S. 52—55.

kalt berechnende Klugheit, die ihn selten verläßt. Aber seine Abgeschlossenheit von der ganzen übrigen Welt, und das stolze, zur Selbstbewunderung führende Bewußtseyn, daß er seine Bildung nur sich selbst zu verdanken hat, machen ihn für alles Fremde unempfindlich [24]). Es ist ihm ein unbehagliches Gefühl, in diesem oder jenem Zweige die Überlegenheit Anderer anerkennen zu müssen, und er unterdrückt lieber gewaltsam seine Zweifel. Daher die große Einseitigkeit in jedem Kreise der Kunst und Wissenschaft, von einer thörichten, fast abgöttischen Vorliebe für das Alterthum noch erhöht. Gemüth und Einbildungskraft erscheinen bei dem Chinesen dürftig und verkrüppelt. Davon zeugen die Schöpfungen ihrer Künstler, die bald im Ungeheueren, bald im kindisch Kleinlichen, und einem Wuste von abenteuerlicher Ziererei sich gefallen, aber niemals etwas wahrhaft Großartiges, von veredeltem Geschmacke Zeugendes ans Licht fördern. Noch am Weitesten haben sie es in der schönen Gartenkunst gebracht [25]). Über die Leistungen ihrer fast unzähligen Schriftsteller ist an einem anderen Orte die Rede gewesen. Obgleich man bei ihnen, wie bei den übrigen Asiaten, auf echt wissenschaftliche Zusammenstellung und Verarbeitung des Stoffes Verzicht leisten muß, so werden sie doch, wegen ihrer seltenen Genauigkeit und Ausführlichkeit, besonders insofern Geschichte, Erd- und Naturkunde das Ziel ihrer Bemühungen sind, einen dauernden Werth behalten.

Die Kleidung der Chinesen ist, was den Zuschnitt betrifft, bei den verschiedenen Ständen und Geschlechtern ziemlich dieselbe. Den Unterschied des Standes bezeichnet der feinere Stoff, die Farbe, bedeutsame Zierrathen. Ein kurzes, aber sehr weites Hemde, darüber ein Paar Unterhosen, und ein langes, bis auf den Boden herabfließendes Kleid, an der rechten Seite vermittelst einiger Knöpfe befestigt, mit oben weiten, unten sehr knapp anliegenden Ärmeln, über den Hüften mit einem breiten Gürtel umwunden, dessen Zipfel bis an die Knie hängen, sind die wesentlichsten Stücke ihrer Kleidung. Der Hals ist im Sommer entblößt. Ein Pelzkragen am Winterkleide schützt ihn gegen die Kälte. Auch pflegt man im Winter noch eine Art von Mantel, mit weiten, aber kurzen Ärmeln, überzuziehen. Bis auf die Herrschaft der Mandschu trugen die Chinesen ihr Haupthaar ungeschoren. Die heutige Sitte, den Kopf, bis auf eine runde Stelle auf dem Scheitel kahl zu scheren, ist ihnen von den tatarischen Kaisern aufgedrungen. Die Scheitelhaare flechten sie zu einem Zopfe, der bald länger, bald kürzer ist. Ihre Kopfbedeckung ist im Sommer eine trichterförmige Mütze, mit einem großen, bis auf den Rand herabhängenden Büschel hochroth gefärbter Haare; im Winter ein gleichfalls trichterförmiger Filzhut mit breiten Krämpen. Standespersonen gehen immer nur in Stiefeln, die gewöhnlich von gefärbtem Seidenzeuge sind, und sehr knapp anliegen. Zum Reiten hat man Stiefeln von Kuh- oder Pferdeleber. Auch ein zierlich gearbeiteter Fächer darf bei Männern von Bildung nicht fehlen. Seide, Pelz und eine Mütze sind dem Jünglinge bis in sein 20. Jahr untersagt, wo ihm unter gewissen Feierlichkeiten die Männermütze aufgesetzt wird. Die Gewänder der Frauen sind noch länger als die der Männer, und die Ärmel verhüllen sogar die Fingerspitzen. Sie flechten ihr Kopfhaar in viele Zöpfe, mit goldnen und silbernen Blumen besteckt. Vornehme Jungfrauen tragen außerdem eine Art Krone von Pappe, mit kostbarem Seidenzeug überzogen, und mit Edelsteinen besetzt. Der einfachste Hauptschmuck aber ist ein feines um den Kopf gewundenes Stück Seidenzeug. Die schon in frühester Jugend gewaltsam eingeklemmten, unnatürlich kleinen Füße geben dem Frauenzimmer einen unsichern, wankenden Schritt, so daß sie nur in einer Sänfte, oder auf ein Paar dienende Mägde gestützt, das Haus verlassen kann. Das Landvolk, die Wassermänner und die für Lohn arbeitende Klasse in den Städten sind höchst einfach gekleidet; in sehr heißen Gegenden halb nackt. Ein Hemde von grober Leinwand, weite, bauschige Hosen, die nur bis zur Wade reichen, und eine lange Weste von Baumwollenzeug, wozu höchstens noch Sandalen mit krummen Schnabelspitzen kommen, sind der Anzug des Ackerbauers. Die gelbe Farbe der Kleidung komt nur der Familie des Hoangti zu. Die Kuanfu tragen nur an Feiertagen Tafft mit rothem Grund, sonst gewöhnlich Schwarz, Blau oder Veilchenfarbe. Das Volk ist schwarz oder blau gekleidet [26]).

Der Knabe wird schon im 7. Jahre von seinen Schwestern getrent. Erst mit dem 10. Jahre besucht er eine Lehranstalt, wo er zunächst mit den nothwendigsten Schriftzeichen, obschon auf eine sehr trockene und handwerksmäßige Weise, bekant gemacht wird. Nach Durchlesung einiger kleinen Bücher, die das Wissenswürdigste für Kinder enthalten, und deren Inhalt gesangartig hergesagt wird, geht man zu den vier Büchern (ssé schù) oder heiligen Schriften zweiten Ranges über, dieser Grundlage der ganzen Sitten- und Verfassungs-Lehre China's. Auch diese werden eher dem Gedächtniß anvertraut, als erklärt. Wenn der Schüler eine gehörige Zahl Schriftzeichen, bei deren Schreibung sehr auf Genauigkeit und Sauberkeit gesehen wird [27]), sich eingeprägt hat, sind ihm schriftliche Aufsätze erlaubt, deren Gegenstand aber der Lehrer nur mit einem einzigen Worte angibt. In den höheren Abtheilungen werden besonders die fünf Bücher ersten Ranges erklärt und die Landes-Geschichte wohl eingeprägt. Auch Kentniß der Tonkunst, Reiten und Bogenschießen wird von einem gebildeten Jüngling verlangt. Alle Zöglinge müssen sich wenigstens zweimal des Jahres einer strengen Prüfung unterwerfen, welcher die Landesbehörden beiwohnen. Wer eine Haupt-Prüfung gut bestanden hat, kann sofort in die Reihe der Amtsbewerber treten. Es gibt drei wissenschaftliche Ehrenstufen, die man mit dem Baccalaureus, Magister und

24) In wiefern die Beschaffenheit des Bodens auf die Sinnesart der Chinesen Einfluß gehabt haben mochte s. Ritter a. a. O. S. 671 ff. 25) Sur les jardins de plaisance des Chinois (Mémoires T. VIII. p. 301 ff.)

26) Histoire générale de la Chine (T. XIII. p. 632 ff.)
27) Méthode des Chinois pour apprendre à écrire aux enfans (Mémoires T. IX.).

Doctor der alten Universitäts-Verfassung Europa's verglichen hat. Die Mädchen werden, wie bei den übrigen Asiaten, im Frauengemache zu still unterwürfigen Hausfrauen gebildet. Doch findet man auch gelehrte weibliche Wesen und Dichterinnen.

Die gezwungene Eingezogenheit der chinesischen Frauenzimmer, und die schrecklichen, auf Ehebruch oder Verführung gesetzten Strafen haben so viel Gutes, daß der Hausfriede selten gestört wird. Eine anständige Frau oder Jungfrau bringt den größten Theil ihres Lebens im hintern Raume des Hauses zu, der diesem Geschlechte, wie im übrigen Asien, ausschließlich angehört. Ein Ehebündniß wird, mit Umgehung der jungen Leute, aber vermittelst einer Zwischenträgerin, von den Eltern zweier Familien geschlossen [28]). Ist der junge Mann elternlos, so bietet ihm der Vater oder Vormund eines Mädchens die Verbindung mit letzterer auf demselben Wege an. Man schickt sich, zur Bekräftigung des neuen Familienbundes von beiden Seiten Geschenke zu; aber die eigentliche Aussteuer muß der Jüngling dem Mädchen geben. Am Vermählungstage wird die Braut dem Bräutigam, mit glänzendem Gefolge, in einer Sänfte zugebracht. Bei Eröffnung dieser Sänfte erblickt er die künftige Gefährtin seines Lebens, wenn ihm keine verstohlne Prüfung ihrer Reize möglich gewesen, zum ersten Mal. Sieht er sich in dieser Hinsicht getäuscht, so hat er zwar das Recht, die Sänfte samt Inhalt gleich wieder zurückzuschicken; allein die Aussteuer ist unwiderbringlich dahin. Die Hochzeitfeierlichkeiten, im Hause des Bräutigams begangen, sind mit einigen Gebeten und Opfern abgefertigt, und ein fröhliches Gelage beschließt das Ganze [29]). Dem Chinesen ist klüglich nur eine rechtmäßige Frau vergönt. Sollte die Ehe kinderlos bleiben, so darf er, mit Bewilligung der Ersteren, noch ein Kebsweib annehmen, das aber, so lange die rechtmäßige Gattin lebt, in sehr abhängigen Verhältnissen bleibt. Nur dem Hoangti sind mehre Kebsweiber zugleich erlaubt. Die Überfülle von Menschen in den östlichen Binnenländern, besonders Kiangnan, hat das, dem männlichen an Zahl noch überlegene weibliche Geschlecht fast ganz zur Ware herabgewürdigt. Sudscheu und die benachbarten Städte sind Hauptmärkte des Mädchenhandels, und von hier aus wird das ganze Reich mit Kebsweibern versorgt. Die unumschränkte Gewalt der Eltern über ihre Kinder hat diesen und andere schändliche Misbräuche zur Folge gehabt. Dahin gehört besonders auch das Aussetzen und Tödten neugeborner Kinder, wenn auch nur der sittenlose Pöbel von dieser Freiheit Gebrauch macht. Verschnittene, deren Zahl sich auf ungefähr 6000 belaufen soll, findet man blos am Hofe des Hoangti und seiner Familie. Sie führen die Obhut über das Frauengemach, über Gärten, Lusthäuser, Gräber u. s. w. [30]).

Im häuslichen und geselligen Leben der Chinesen spielen die Pflichten der Unterwürfigkeit und die darauf gegründeten Gebräuche eine Hauptrolle. Welch hoher Werth auf letztere gelegt wird, ersieht man aus dem uralten, diesem einzigen Gegenstande gewidmeten Gesetzbuche Li Ki, und aus dem Daseyn des obersten Gerichtshofes der Gebräuche in Peking. Sie sind eine mächtige Stütze der alten Verfassung des Reiches, und die sicherste Bürgschaft ungetrübter Ordnung im Großen wie im Kleinen. Denn ihre Ausübung wird dem Chinesen von früher Jugend an zur andern Natur, und die Gewohnheit, eine unbedingte Ergebung in den Willen des Vorgesetzten im eigentlichsten Sinne des Wortes mit dem ganzen Körper auszudrücken, wirkt unwillkürlich auf das Innere, so daß er es kaum wagt, in Gedanken die Stufe zu überschreiten, auf die ihn das Schicksal gestellt hat. Die prächtigen, öffentlichen Aufzüge der Großen des Reichs und die häufige Anwendung des Bambusrohrs dienen nicht wenig zur Befestigung solcher Gesinnungen. Dem Chinesen ist es heilige Pflicht, seinen Vorgesetzten, wie der Sohn den Vater, und seines Gleichen wie den ältern Bruder zu ehren. Die letztere Vorschrift bezweckt, wie sich von selbst ergibt, wechselseitige Hochachtung derer, die sich im Range gleich stehen, und wirklich gehen die Gesetze des Anstandes auch hier bei den Chinesen weiter als bei irgend einem anderen Volke. Doch wird dies unter vertrauten Freunden nicht so streng genommen, und der gemeine Mann setzt sich, wie in andern Ländern, ganz darüber hinweg. Was die Höflichkeit bei Besuchen, Unterhaltungen, Mahlzeiten u. s. w. vorschreibt, bedarf keiner, den meisten Lesern gewiß langweiligen, Wiederholung [31]). Die Gastmähler der Reichen und Vornehmen, bei denen jeder Gast sein besonderes Tischchen hat, und bis an 24 Schüsseln mit leckeren Gerichten aufgetragen werden, begleitet eine Posse, von herumziehenden Schauspielern aufgeführt. Die Fleisch-Speisen sind alle klein geschnitten, und mit Brühen versehen; denn man bedient sich am Tische kleiner Stäbchen statt des Messers und der Gabel. Der Nachtisch ist eben so reich und vielartig, als die eigentliche Mahlzeit [32]). Außer dem Schauspiele, das aber nirgends stetig, und noch am Nächsten mit dem Puppen- oder Gauklerspiele verwandt ist, haben die Chinesen manche andere Volksbelustigung. Dahin gehören besonders die drei Hauptfeste des Jahres, das Neujahrs-, Frühlings- und Leuchtenfest. Der Ursprung des letzteren, das zwischen den 13. und 16. Tag des ersten Monats fällt, ist noch nicht nachgewiesen. Städte, Dörfer, die Ufer der Flüsse und selbst die Meeresküsten werden an diesen Tagen, sobald die Dämmerung einbricht, mit bunt bemalten Leuchten von jeder Größe und Gestalt geziert. Die Stelle des Glases vertrit ein feiner, durchscheinender Seidenstoff, bei den Ärmern auch wol in Öl getränktes Papier. Das Ganze soll von zauberischer Wirkung seyn. Die Kunstfeuer der Chinesen, die besonders zur Zeit des Leuchtenfestes häufig abgebrant werden, sind

28) *Yu-kiao-li*, roman chinois, par Abel-Rémusat (T. I. cap. IV.). 29) *Yu-kiao-li* (T. IV. cap. XX.). 30) Über Vielweiberei, Verschnittene und Kindermord vergleiche man Bemerkungen im 6., über die Kebsweiber im 9. Theile der Mémoires.

31) Schon im Du Halde kann man sich hierüber sattsam belehren. Vorzüglich aber gibt der bereits angeführte, einheimische Roman ein treues Bild des feineren, geselligen Lebens.

32) Répas des Chinois (Histoire générale. T. XIII. p. 644 ff.

weit berühmt. Ihre Taschenspieler und Gaukler, denen man in volkreichen Städten auf allen Straßen begegnet, bringen es zu einer unglaublichen Fertigkeit. Bei Allem dem bleibt doch die Neigung zu ernsteren Beschäftigungen, und zu einem geräuschlosen, häuslichen Wirken in dem Chinesen vorherrschend. Das Familienleben ist, so weit es bis jetzt dem Europäer bekant geworden, einförmig und mäßig. Dies bezeugt schon der gänzliche Mangel an öffentlichen Belustigungsorten, Wirthshäusern u. dgl. In waldreichen Gegenden ist die Jagd eine Haupt-Ergötzlichkeit, um so mehr, da die Forsten überall Gemeingut sind.

Eine Haupt-Angelegenheit des Chinesen ist sein stetes Fortleben im ehrenden Andenken der Nachwelt, sollte dies Andenken auch nur auf seine Nachkommenschaft beschränkt seyn. Daher die Verzweiflung des Kinderlosen, der sich ohne die tröstliche Aussicht, von geliebten Söhnen und Enkeln die seiner abgeschiedenen Sele geziemende Huldigung zu empfangen, von diesem Leben trennen muß. Eben die Unvollkommenheit ihrer Begriffe von einem Leben nach dem Tode scheint ihnen diese Art Fortdauer zum Bedürfniß und zum Gegenstande heißer Sehnsucht gemacht zu haben. Auch war die genaue Beobachtung der Trauer-Gebräuche stets eine unerläßliche, von den berühmtesten Denkern und Statsmännern eingeschärfte Pflicht. Konfuzius sagte: „erzeiget den Todten eben so viel Ehre, als ob sie noch lebend unter euch wandelten." Sehr viele Chinesen lassen sich schon bei Lebzeiten ihren Sarg zimmern, und bewahren ihn als das edelste Kleinod im Hause. Das Messer des Zergliederers darf an keine Leiche kommen. Mit seinen reichsten Gewändern bekleidet, wird der Todte im Empfangsale zur Schau ausgestellt, woselbst er wenigstens drei Tage lang die Ehrenbezeugungen seiner Familie empfängt. Dann wird er mit großem Gepränge zur Gruft getragen, wo die Begleiter ein Leichenmahl erwartet [33]). Die mit Fichten und Zypressen bepflanzten Begräbnißstätten liegen außerhalb der Wohnorte. Stirbt ein Chinese in einer entlegenen Gegend, so sind seine Kinder verpflichtet, den Leichnam in die Heimath bringen zu lassen. Während der dreijährigen Trauer um seine Eltern ist der Sohn vom Kopfe bis zu den Füßen weiß gekleidet, genießt weder Fleisch noch Wein, nimt an keinem Gastmahle Antheil u. s. w. Den Manen der Väter huldigen die Nachkommen in einer Art von Pagode, einem weitläufigen Gebäude, in welchem Name, Stand, Geburts- und Todesjahr der Hingeschiedenen auf kleinen Tafeln an der Wand verzeichnet, auch wol mit beigefügten Abbildungen, zu lesen sind, und wo sich alle Glieder der Familie, wie zahlreich dieselben auch seyn mögen, ohne Unterschied des Standes jeden Frühling versammeln müssen. Außerdem werden auch die Gräber ein oder zwei Mal jährlich unter Feierlichkeiten besucht.

Eine Darstellung der alten, einheimischen Religion China's, versparen wir uns von der Zeit gedrängt, auf den Artikel **Konfuzius**. Die später eingedrungenen Lehren des **Buddha** und **Lama** gehören nach Indien. Die kleine Zahl von Juden und Muhammedanern, die sich im chinesischen Reiche findet, hat viel von den Eigenthümlichkeiten der herrschenden Nation angenommen [34]).

2) **Klassen der Bewohner.** Die Unterthanen des chinesischen Reiches bestehen aus dem **Volke**, wohin die Ackerbauer, Handwerker, der Handel- und Gewerbetreibende Stand gehören, und den **Vornehmen** (kùan-fù oder tá-fù, von den Portugisen **Mandarinen** genant). Die **Hoschang** oder Priester des **Foe** (**Bonzen**) spielen ihre Rolle mit wechselndem Ansehen. Sie und die **Tao-sse** bilden den **geistlichen** oder vielmehr den Stand der **Mönche**. Die Klasse der **Ackerbautreibenden** [35]) ist sehr bedeutend; daher finden sich unter ihnen wenig Wohlhabende. Obgleich die Regirung ihnen nicht allzugroße Steuern auflegt, so sind doch sie allein regelmäßig steuerpflichtig. Überhaupt ist die Bestellung der Äcker im ganzen Reiche ziemlich einartig. Nur das zum Leben Unentbehrlichste wird mit großem Fleiße bestellt, ganz vorzüglich **Reis**, der bei den Chinesen die minder reichlich vorhandenen übrigen Getreidearten, so wie auch unsere Kartoffeln ersetzen muß. Um seine Unterthanen zum Ackerbau aufzumuntern, zieht der Hoangti selbst im Frühling, begleitet von seiner Familie und den ersten Räthen, einige Furchen. Diese, mit großem Gepränge verbundene Feierlichkeit endet mit einer glänzenden Straßen-Erleuchtung. An demselben Tage halten die Statthalter der einzelnen Provinzen feierliche Aufzüge zur Begrüßung des Frühlings. Seit Kaiser **Schi Dsung** (**Yung Dsching**, 1723—36) sind die Statthalter verpflichtet, dem Hoangti alljährlich über diejenigen Landleute zu berichten, welche sich in ihrer Beschäftigung besonders rühmlich hervorgethan. Diese werden sofort durch angemessene Belohnungen und andere Auszeichnungen geehrt [36]).

Auch die Klasse der **Gewerbsleute** ist bedeutend, und China dürfte wol in Rücksicht der Mannigfaltigkeit seiner Manufakturen und Fabriken, so wie der Güte ihrer Fabrikate von allen asiatischen Reichen nur noch mit Japan zu vergleichen seyn. Der Hoangti hat seine eignen Fabriken von jeder Art, deren Arbeiten ihm vorgelegt werden, und den übrigen Gewerbsstätten im Reiche als Muster dienen. Am zahlreichsten sind die **Seiden-Fabriken**. Nach ihnen kommen die Porzellan- und Glasfabriken u. s. w. [37]). Alles, was den Charakter eines Beförderungsmittels des Wohllebens und der Üppigkeit hat, ist zwar nicht ausdrücklich verboten, aber auch nicht begünstigt.

Was den **Handelsstand** betrifft [38]), so findet dieser den Hauptkreis seiner Thätigkeit im Innern des Reiches, wo der Verkehr durch die unzähligen Flüsse und Kanäle, die den Mangel der Landstraßen vollkommen ersetzen, ausnehmend begünstigt wird. Viel unbedeutender ist der Handel ins Ausland, weil man dabei von dem

33) Beschreibung und Abbildung eines solchen Zuges findet man im **Du Halde**. Eben so einen hochzeitlichen Aufzug.

34) Vergl. Histoire générale (T. XIII. p. 609 ff.).
35) Mémoires concern. les Chinois T. IV. p. 610 ff.
36) Ebend. III. S. 499 ff. 37) Histoire générale T. XIII. p. 743 ff. 38) Mém. IV, 324 ff. VIII, 408 ff.

Grundsatze ausgeht, daß er nur insofern nützlich seyn könne, als das Land durch selbigen von überflüssigen Dingen befreit, und dagegen mit nothwendigen versehen wird. Der lebhafteste, durch Karawanen-Züge unterhaltene Verkehr wird mit den Nord-Asiaten, seit den letzten Jahrhunderten insbesondere mit den Russen geführt, da er die Chinesen mit gutem Pelzwerk versorgt. Sehr eingeschränkt und den ärgsten Plackereien, selbst Betrügereien ausgesetzt sind die europäischen Kaufleute in Kanton, die den Chinesen manches Nothwendige, als Thee, Porzellan und Seide entziehen (was den Preis dieser Gegenstände in den Provinzen erhöht), und dafür entbehrliche Dinge, wie Geld oder Gegenstände des Luxus bringen. Als allgemeines Tauschmittel bedienen sich zwar auch die Chinesen des Geldes; aber nur die Kupfermünzen haben eine bestimte Form [39]). Es sind runde Stücke von $8\frac{1}{2}$ Strich im Durchmesser, mit einem viereckigen Loch in der Mitte, zwei chinesischen Wörtern auf der Hauptseite, und zwei tatarischen auf der Kehrseite, die den Regirungs-Namen des Kaisers enthalten, unter dem sie geprägt sind. Den Werth der Silberstücke bestimt blos ihr Gewicht und der innere Gehalt, und man hat nur den feinen Karat.

Die Unze (portug. tael) wird in 10 zien, ein zien in 10 fên u. s. w. eingetheilt. Jede Kupfermünze wiegt 1 zien, 2 fên. Das feine Silber, oder das von 100 Karat enthält nicht $\frac{1}{100}$ Beimischung; das von 99 Karat hat 1 fên Beimischung. 4 fên Beimischung ist das Äußerste und findet nur in wenigen Provinzen statt. Diese Differenzen sind übrigens ohne Nachtheil, indem das Collegium der Finanzen jedes Mal die Norm festsetzt. Auch vereinigt man sich beim Kaufe und Verkaufe immer zuvörderst über den Werth des Silbergeldes. Sehr bemerkenswerth ist übrigens noch, daß das Verhältniß der Kupfermünzen zu den andern ein unbeständiges ist, und ihr höherer oder geringerer Werth ebenfalls von dem Collegium der Finanzen abhängt. Bald hat nämlich die Unze 100karatigen Silbers gleichen Werth mit 1000, bald nur mit 800 Kupfermünzen (versteht sich in allmälig steigenden oder fallenden Progressionen), je nachdem aus der Statskasse die eine oder die andere Geldsorte in Umlauf gesetzt wird. Dieser Umstand gibt Anlaß zu nicht unbedeutenden Geschäften, wobei natürlich die Kasse niemals in Nachtheil kommen kann. Das Papiergeld ist unter der jetzigen Dynastie ganz kassirt worden.

Die Kuanfu oder höheren Beamten [40]), der eigentliche, nur nicht erbliche Adel China's, gehören theils dem gelehrten, theils dem Kriegerstande an. Alle bedeutenden Stellen des Reiches sind nur von ihnen besetzt, und das Volk bezeigt vorzüglich dem Kuanfu vom gelehrten Stande nicht viel weniger Ehrfurcht, als dem Kaiser selbst. Es gibt mehre Grade derselben, die auch durch äußere Insignien von einander verschieden sind. Kentniß der heiligen Bücher, der Landesgeschichte, des Gesetzbuches und der Wasserbaukunst sind das Wesentlichste, was man von dem gelehrten Kuanfu verlangt. Die Hauptverdienste der hohen Kriegsbeamten sind taktische Kentnisse und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen.

3) Verfassung und Verwaltung des Landes. Die höchste Gewalt liegt in den Händen des Hoangti (hoâng-tí, der Hocherhabene) oder Thian Dsü (thîan-dsü, des Himmels Sohn), der in Europa wegen des Umfangs und der starken Bevölkerung seiner Monarchie gewöhnlich Kaiser genant wird. Seine Gewalt ist im höchsten Grade unumschränkt. Er schafft Gesetze ab, setzt neue an deren Stelle, verfügt willkürlich über Leben und Tod seiner Unterthanen, und selbst über seine Nachfolger. Die Verfassung ist in ganz China gleichförmig. Die innere Landesverwaltung geschieht durch sechs, in Peking befindliche Hauptcollegien, von denen die, nach demselben Plane eingerichteten Ober- und Untercollegien in den Provinzen abhängig sind. Jede Provinz hat einen obersten Statthalter, der gewöhnlich, aber fälschlich, Unterkönig genant wird. Dann kommen die Präfekten der Städte ersten, zweiten und dritten Ranges. Jede Stadt ist in Viertel getheilt, über welche Polizeibeamte die Aufsicht führen.

Die 6 Hauptcollegien sind 1) das der höhern Beamten (li-pu) [41]), Dieses besetzt alle hohen Ämter im Reiche, wacht über die Pflichterfüllung der Beamten, berichtet dem Kaiser darüber, und macht zugleich wegen ihrer Beförderung oder Absetzung Antrag. Es besteht aus 4 Abtheilungen. Die erste wählt Männer von Verdienst und Fähigkeit zu Reichswürden; die zweite hält über das Betragen derselben Aufsicht; die dritte besiegelt alle gerichtlichen Verhandlungen; die vierte prüft das Verdienst der Großen des Reichs im Allgemeinen. 2) Das Hauptcollegium der Finanzen (hu-pu). Dieses bewahrt die Schätze des Hoangti, hält Rechnung über Einnahmen und Ausgaben des States, bestimt den Münzfuß, die Zölle und Steuern im Lande. 3) Das Hauptcollegium der Gebräuche (ly-pu). Es wacht über die Aufrechthaltung derselben, und hat die Oberaufsicht über Wissenschaften und Künste. Es sorgt für die Erhaltung der Tempel, für die Opfer, die der Hoangti jährlich bringt, für die Gastmähler, die er gibt, und wacht über die verschiedenen Religionen im Reiche. 4) Das Hauptcollegium des Kriegswesens (ping-pu). Es führt Aufsicht über die allgemeine Ordnung im State, strenge Befolgung der Subordinationsgesetze, Übungen im Kriegsdienste von jeglicher Art. Dieses Collegium hat 5 Abtheilungen, nach der Eintheilung des Heeres benant. 5) Das Hauptcollegium der Strafen für gesetzwidrige Handlungen (hing-pu). 6) Das Hauptcollegium des ganzen Bauwesens (kung-pu). Es besorgt die Unterhaltung der Paläste des Kaisers und der Prinzen vom Geblüte, der Oberstatthalter und Hauptcollegien, die Tempel, Begräbnißplätze des Kaisers und fürstlicher Personen, überhaupt alle öffentlichen Gebäude und Denkmale. Außerdem hat dies Collegium die Oberaufsicht über Straßen- und Brückenbau, Seen, Flüsse, Kanäle, die ganze Fluß- und See-Schifffahrt. Es wird von 4 Untercolle-

39) Mém. IV. S. 299 ff. 40) Hist. génér. XIII, p. 443 ff. Mém. I. p. 12 ff. 177 ff. IV, p. 95 ff. 131 ff.

41) Mém. VIII, p. 221. H. G. XIII, p. 454.

unterstützt. Das erste entwirft zu den öffentlichen
äuden die Plane.
Damit aber keines dieser Hauptcollegien auf diesen
jenen Zweig der Verwaltung von zu großem Einfluß
e, haben sie nicht unumschränkte Gewalt. Die Be⸗
mungen eines jeden können nur durch den Beitrit eines
mehrer andern Hauptcollegien Giltigkeit erhalten.
aber eine mögliche Verbindung aller Hauptcollegien
n das Interesse des Hoangti zu verhüten, hat man
n derselben einen Censor gegeben, der nur die Rolle
stillen Beobachters spielt, und über Alles an den
ngti berichtet. Diese, von allen Klassen gefürchteten
soren, lauter Männer von der erprobtesten Rechtschaf⸗
eit, bilden wieder ein besonderes Collegium für sich,
sich um alle Angelegenheiten des Reiches bekümmert,
zugleich das Recht hat, dem Kaiser über Mängel und
bräuche in seiner eigenen Verwaltung Vorstellungen
achen.
Die Angelegenheiten der kaiserlichen Familie, wie
. Entscheidung über Titel und Rang der Prinzen vom
lüte, über deren Einkünfte und Belohnungen für be⸗
ere Auszeichnungen u. s. w. besorgt gleichfalls ein be⸗
eres Collegium. Eben so verdient auch die Akademie
Hanlin, obgleich nicht unmittelbar in die Verwal⸗
eingreifend, einer besondern Erwähnung. Sie besteht
den gründlichsten Gelehrten des Reichs, deren Haupt⸗
äft die Erziehung der Thronfolger und die Abfassung
nparteiischen großen Reichsgeschichte ist, die alle Mal
nach dem Erlöschen eines Fürstenhauses ans Licht trit.
dieser Anstalt werden gewöhnlich die Kuanfu ersten
ges, und die Präsidenten der 6 Hauptcollegien ge⸗
t. Die ersten Vor⸗ und Beisitzer der genanten Colle⸗
, so wie auch die ersten Statsminister bilden den
ßen Statsrath des Kaisers, der sich nur in den
igsten Fällen versammelt, sonst aber durch den ge⸗
nen Rath vertreten wird.
Das Gesetzbuch der Chinesen (hoei-tien) be⸗
aus 250 Büchern. Unter der Regirung des Thai⸗
ng, aus der Dynastie Thang (im Jahre 626 n. R.),
e der Grund zu dieser Samlung gelegt [42]. Die Be⸗
mungen für die 6 Hauptcollegien der Verwaltung ge⸗
von Band 1—234; der Rest enthält Vorschriften
ie Untercollegien.
Die Einkünfte [43] des States an eigentlichen Ab⸗
n belaufen sich auf 33—34 Millionen Tales. Sie
nden unter der Herrscherfamilie Dscheu hauptsäch⸗
aus dem Zehnten, welchen die Ackerleute für den
ngti bebauen mußten. Abgaben für den Transport
Natur⸗ und Kunstprodukten kante man noch nicht,
die schon damals angestellten Grenzaufseher bezweck⸗
los die Verhinderung des gesetzwidrigen Handels.
in spätern Zeiten wurde eine Grundsteuer einge⸗
, und man legte auch Abgaben auf den Handel. Er⸗
wird zum Theil durch Geld, zum Theil durch Getrai⸗
eferungen gedeckt [44]. Das Getraide wird in Säcken
abgeliefert, von denen jeder ein Schi (schi, eigentlich Stein) oder 140 engländische Pfunde faßt. Jedes Transportschiff ladet 1000 Schi. In Beziehung auf diese Abgaben setzt die Regirung für jeden größern Kreis (fu) einer Statthalterschaft eine bestimte jährliche Summe fest. Vergleicht man übrigens die Steuern jeder Provinz mit der Anzahl der Besteuerten, so ersieht man deutlich, daß erstere nur sehr gering sind.

Nach Pater Amiot, der in seiner angeführten Abhandlung die, unter Khian⸗lung herausgekommene ausführliche Beschreibung des ganzen chinesischen Reiches, betitelt Thai-zing i thung-dschi [45]) benutzt hat, belief sich die Zahl der Steuerpflichtigen des chinesischen Reichs im Jahre 1773 auf 28,516,488 Familien, die, jede Familie nur zu 5 Köpfen gerechnet, eine Summe von 142,584,440 Individuen geben, was zugleich als Beleg dazu dienen kann, daß die Berechnung der Gesamtzahl der Einwohner auf ungefähr 200 Millionen gewiß nicht übertrieben ist. Denn frei von Abgaben sind alle, die sich den Wissenschaften weihen, alle höhere und niedere Beamten, das ganze Heer, die Mönche, die Wasserbewohner und der eigentliche Pöbel. Es folge hier eine genauere Angabe der besteuerten Familien nach den einzelnen Provinzen.

Dschili (ohne Peking)	3,340,553
Schantung	2,431,936
Leao	47,124
Kiangnan	5,353,273
Honan	2,527,456
Schansi	1,793,895
Dschekiang [46]	3,124,798
Schensi	2,252,549
Kansu	708,258
Kiangsi	1,336,270
Kuangtung	1,201,320
Kuangsi	228,690
Hukuang	852,970
Yünnan	237,965
Kueidschen	51,089
Ssetschuan	3,036,342
	28,516,488

Die jährliche Grundsteuer aus diesen Provinzen beträgt:

27,594,000 Tales.

Die Abgaben von Salz und Kohlen, so wie das durch die Grenzaufseher erhobene Geld:

6,406,356 Tales.

2) Mém. V, p. 160.
43) Man vergleiche im Allge⸗
n den 6ten Band der Mémoires (S. 275—305.) und Neue
raph. u. stat. Ephemeriden (Bd. XX, S. 166. u. 200 ff.)
Bei den folgenden, auf Amiot gestützten Angaben, sind die
eide⸗Lieferungen gleich zu Gelde angeschlagen.

45) Sie erschien 1749 in 116 Heften mit 496 Specialkarten. Dieselbe Quelle liegt auch bei dem, in den o. a. Ephemeriden ausgezogenen engländischen Werke: Chinese Courtship u. s. w. von Thoms (London und Makao, 1824.) zum Grunde.
46) Diese Provinz (auch Schingking) haben wir, da sie nicht mehr zum eigentlichen China gehört, in der geographischen Darstellung übergangen. Sie bildet den südlichsten Theil des Landes der Mandschu, und ist das Stammland der jetzt regirenden Familie.

So z. B. beträgt die Grundsteuer von Pedschili (Dschili)

	2,488,648 Tales.
Die Abgaben von Salz	437,949
— — von den Kohlen	32,520
Durch die Zollämter im Allgemeinen	41,093
Durch die 3 Grenzzollämter	78,660
	3,078,870 Tales.

Von der Grundsteuer kommen, nach Amiot, 9 Millionen Tales, als bestimtes Einkommen, an den Kaiser. Außerdem gehören ihm viele Privat-Domainen, sowol in China als in der großen Tatarei, und manches Regale, wie der Ertrag der berühmten Heilwurzel Jinseng, der Perlenfischerei im Flusse He-lung, der Jagden in der Tatarei u. s. w. Die Beamten erhalten ihre Besoldung theils in baarem Gelde, theils in Naturalien. Für das Heer und für Zeiten des Mangels wird von dem eingehenden Getraide und Reis jährlich in den Speichern der Distrikte jeder Provinz eine bestimte Summe zurückbehalten.

Das ganze chinesische Heer, ohne die Officiere, berechnet Thoms auf 1,263,000 Mann, von denen 31,000 auf die Marine kommen. Die Reuterei ist ziemlich halb so stark, als das Fußvolk; denn erstere zählt 410,000, letzteres 822,000 Mann. Der Officiere sind 7552. Die Bewaffnung des Reuters besteht in Helm, Panzer, Spieß und einem breiten Säbel. Das Fußvolk hat Pike, Säbel und Schießgewehr, welches letztere bald eine Flinte, bald Köcher und Bogen ist. Den Gebrauch des schweren Geschützes und einer bessern Befestigungskunst haben sie christlichen Missionaren zu verdanken. Man zählt gegen 2000 Festungen, und noch mehr Thürme oder Schlösser, alle mit Besatzungen versehen, die aber niemals ihren Standort verändern. So ungeheuer groß übrigens das chinesische Heer ist, und so gut für alle seine physischen Bedürfnisse gesorgt seyn soll; so stehen doch die Truppen an Mannszucht und Tapferkeit selbst hinter denen des übrigen Asiens zurück. Für die besten Soldaten gelten noch immer die Mandschu. Die Seemacht, nur aus schlechten, bewaffneten Küsten-Fahrzeugen bestehend, verdient kaum diesen Namen. Wer sich über das ganze Kriegswesen der Chinesen gründlich belehren will, dem empfehlen wir den 7ten Band der Mémoires concernant les Chinois, welcher diesem Gegenstande ausschließlich gewidmet, zum Studium.

III. China in geschichtlicher Hinsicht. Das chinesische Volk, welches, nächst den Hebräern, die älteste gewisse Geschichte besitzt, wird in Rücksicht auf Gesichts- und Schädelbildung zu den, größtentheils Hoch- und Ostasien bewohnenden, Völkern mongolischen Schlages gezählt. Allein ihre ganz eigenthümliche Sprache läßt die Trennung der Chinesen von ihren Stammesverwandten nur in der entferntesten Vorwelt, wohin kein geschichtliches Denkmal und kaum eine Sage reicht, annehmen. Der Anfang des chinesischen States fällt, nach unverbürgter Überlieferung, ungefähr in das Jahr 3082 vor Christus.

Die Altvordern der heutigen Chinesen sollen, wie alle Geschlechter des asiatischen Festlandes, von Bergen herabgestiegen seyn. Wie bei den Indiern der Meru, so ist bei den Chinesen das hohe Schneegebirge Kuenlün (mongolisch Kulkun) der Schauplatz ihres Sagenkreises. Von diesem Gebirge, das an der Abendseite des großen See's Chuchunoor sich erhebt, und durch den Zungling mit dem Himmelsgebirge verbunden wird, kamen blos einige Hundert Familien, und breiteten sich zuerst im nördlichen China aus. Die rohen Urbewohner wurden nach und nach entweder ausgerottet oder unterworfen; doch flüchteten auch viele in die fast unzugänglichen Waldgebirge des südlichen und südwestlichen China, wo sie noch heutiges Tages unter dem gemeinschaftlichen Namen der Miao Se ihre Unabhängigkeit behaupten. Am spätesten wurde der südliche Theil des jetzigen China, vielleicht von Stammesverwandten der Malaien bewohnt, dem langsam sich erweiternden State einverleibt. Die Chinesen hatten von jeher keinen umfassenden Volksnamen. Sie nennen sich entweder nach dem herrschenden Fürstenhause, oder geben sich bedeutsame Ehrentitel. So heißt China gewöhnlich dschûng kuĕ, Reich der Mitte, oder dschûng hoâ kuĕ, Reich der Blume der Mitte; ein Chinese aber dschûngkuĕ jîn, Mann des Mittelreichs u. s. w. 47).

In ihren ältesten Herrschern verehren die Chinesen zugleich ihre ersten Bildner und Gesetzgeber. Fu Hi (um 2950 v. Chr.) und sein nächster Nachfolger Schin Nung, der göttliche Ackersmann, gehören, wie schon die ungeheuere Länge ihrer Regirungszeit (die freilich auch bei Hoang Ti und Yao noch auffallend genug ist) wahrscheinlich macht, mehr der Sage als der Geschichte an. Man schreibt ihnen fast alle, dem rohem Naturmenschen nützlichen Erfindungen zu, wie die des Ackerbaues, der Arzneikunst, des Seidenbaues, der Schrift u. s. w. Mit Hoang Ti, dem Erfinder der Zeitkreise 48), treten wir zuerst auf eine Art von geschichtlichem

47) Diese Benennung gründet sich auf den alten Wahn, daß unsere Erde eine viereckige, von vier Meeren umgebene Fläche sey, in deren Mitte das edelste Reich, die Blume aller übrigen, d. h. China, liege. Der Name China (nach spanischer Rechtschreibung für Tschina oder Dschina) wurde zuerst von den Indiern jenseit des Ganges gebraucht, und mag von einer der drei Herrscherfamilien Dsin, Zin oder Dschin herrühren. Aus Indien kam dieses Wort zu den übrigen Morgenländern (pers. und türk. جين, arab. صين und سين, aram. als Völkername ܨܝܢܝܐ); durch Spanier und Portugisen nach Europa. Die Chinesen sind auch höchst wahrscheinlich die Serer der Alten. Vergl. J. Klaproths Asia polyglotta, S. 358, und das 10te Heft des Journal Asiatique. 48) Der chinesische Zeitkreis umfaßt 60 Jahre, von denen ein jedes durch zwei Zeichen angedeutet wird. Dieser Schriftzeichen sind überhaupt 22, bestehend aus 10 sogenanten Stämmen und 12 Ästen. Über die Art ihrer Zusammenstellung s. Histoire générale de la Chine etc. T. XII, p. 2—3, und die beigefügte Tafel. Sie vertreten bei Zeitangaben die Stelle von Ziffern. De Guignes u. A. und des Hauterayes haben einen Zeitkreis zu viel (2697 v. Chr.), Du Halde aber fünfe zu wenig (2337 v. Chr.) angenommen. Von 163 v. Chr. an erhalten auch entweder die ganze Regirungszeit eines Kaisers oder einzelne Theile derselben einen bedeutsamen Namen (nĭan hâo, Jahresname), mit welchem bei uns zuweilen der Kaiser selbst aus Misverstand belegt wird.

Boden, und mit dem 61sten Jahre seiner Regirung, dem ersten Jahre des ersten Zeitkreises (2637 v. Chr.) beginnen die Jahrbücher des Ssema Zian (s. Chinesische Literatur). Wir fanden übrigens schon Gelegenheit, zu bemerken, daß die chinesische Geschichte erst um das neunte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in genauerem Zusammenhange erscheint.

Bis auf Yü den Großen, Stammherrn der ersten Herrscherfamilie Hia, blieb der Stat ein Wahlreich, d. h. die Nachfolge der Blutsverwandten war wenigstens noch nicht gesetzmäßig. Die unbegrenzte Ehrfurcht der Nation vor ihren Oberhäuptern räumte diesen zwar schon sehr früh eine unumschränkte Gewalt ein, aber die trefflichsten Söhne des Himmels steuerten selbst durch eben so kluge als strenge Gesetze, die auf ewige Zeiten gelten sollten, und deren berufene Wächter die Großen des Hofes waren, dem Misbrauche derselben. Yao, Schün und Yü sind noch heutzutage als Urbilder eines weisen und tugendhaften Fürsten sprichwörtlich. Dem Yao (2357 v. Chr.) verdanken Mit- und Nachwelt die zweckmäßigsten Anordnungen in allen Theilen der Rechtspflege, den ersten Anbau von Kanälen zur Ableitung der Gewässer, die Verbesserung des Kalenders durch genauere astronomische Beobachtungen. In das 61ste Regirungsjahr dieses Fürsten (2297 v. Chr.), also fast gleichzeitig mit dem Typhon des westlichen Asiens, fiel eine große, verheerende Wasserfluth, die besonders das nördliche und mittlere China heimsuchte, und wahrscheinlich durch das Versanden der Mündungen großer Ströme, wie des Hoang Ho, Ta Kiang u. s. w. verursacht wurde. Von Yao beauftragt, übernahm Yü, sein mittelbarer Nachfolger, das mühselige Geschäft, den Überschwemmungen ein Ende zu machen, und es gelang ihm nach zehnjähriger Thätigkeit [49]. Im 90sten Jahre seiner Regirung wählte Yao, mit Übergehung seiner eigenen Söhne, einen schlichten Landmann, Schün, zum Mitregenten und später zum Nachfolger. Dieser regirte in Gemeinschaft mit Yao 28, und als Alleinherrscher 50 Jahre. Er bewies sich in jeder Tugend, als Mensch und Regent, seines großen Vorgängers würdig, und erhob am Abend seines Lebens den schon erwähnten, talent- und verdienstvollen Yü zum Theilnehmer an der Statsverwaltung.

Erste Herrscherfamilie Hia (17 Fürsten in einem Zeitraume von ungefähr 440 Jahren). Die milde und gerechte Verwaltung des Yao und Schün hatte viele benachbarte Völker dazu bestimt, sich dem chinesischen Zepter als Unterthanen oder zinsbare Schützlinge freiwillig zu unterwerfen, und so stand Yü (um 2207) schon an der Spitze eines volkreichen States von bedeutendem Umfang. Er theilte seine Lande in 9 große Provinzen ab, und ließ Karten derselben auf eben so viele eherne Gefäße eingraben, die in der Folge als Palladium der Wohlfahrt des ganzen Reiches aufbewahrt wurden.

49) Seine Verdienste zu verewigen, errichtete Yü ein steinernes Denkmal mit einer Inschrift auf dem Gipfel des Berges Heng Schan (2278 v. Chr.). S. Monument de Yu, par Hager. Paris 1802. fol. Inschrift des Yü, von J. Klaproth. Berlin 1811. 4.

Unter den Nachfolgern des Yü waren nur wenige durch Kraft und Einsicht ausgezeichnet. Schon sein Enkel Thai Khang ergab sich den zügellosesten Ausschweifungen. Es gelang einem gewissen Heu Ye, dem zinsbaren Könige von Khiung, sich seiner zu bemächtigen, und ihn ins Elend zu schicken. Heu Ye erhob des Thai Khang jüngeren Bruder auf den Thron, aber die bedächtige Klugheit dieses Fürsten vereitelte seine verrätherischen Plane, die er unter dem fünften, schwachen und unbesonnenen Herrscher Ti Siang, der ihn zum ersten Günstling wählte, desto eher durchsetzen zu können hoffte, als Heu Ye plötzlich durch seinen eigenen Parteigänger Han Dsu auf der Jagd meuchlings überfallen und getödtet ward. Dieser mußte nun auch den Kaiser selbst aus dem Wege zu räumen, und raubte die Krone, die ihm nach 40jährigem, ruhigem Besitz durch Schao Khang, den in der Ferne bei einem Lehensfürsten erzogenen, und von dessen Heeresmacht unterstützten Sohn des Ti Siang, wieder entrissen wurde. Schao Khang regirte mit Ruhm und in gefürchteter Ruhe. Seine meisten Nachfolger aber waren, im kecken Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit ihres Reiches, niederträchtige Schwelger und Weichlinge, die unter Verschnittenen und feilen Dirnen ihr Leben verträumten, bis endlich in der Person des Kie oder Li Kue ein kräftiger Bösewicht zur Regirung kam, der 50 Jahre lang wüthete und würgte, aber auch den Sturz der Dynastie herbeiführte. Tsching Thang, der Lehensfürst [50]) von Schang (1766), zog, von den erbitterten Großen dringend aufgefodert, gegen ihn zu Felde. Kie mußte, von seinem eigenen Heere verlassen, fliehen, und starb in freiwilliger Verbannung.

Zweite Herrscherfamilie Schang (28 Fürsten in 644 Jahren). Der wackere Tsching Thang wurde ohne Widerspruch zum Kaiser erwählt, und gab der von ihm eröffneten Dynastie den Namen des kleinen States, dessen Oberhaupt er bis jetzt gewesen. Sein Enkel Thai Kia empfahl sich anfangs nicht gut; allein der Minister Y Yn brachte ihn durch folgendes Mittel zur Sinnesänderung. Er schickte den jungen Fürsten auf drei Jahre nach Thungkuan, wo Thang begraben war, und belehrte ihn an diesem einsamen Orte mit bestem Erfolg über seine Pflichten. Unter den folgenden, größtentheils ohnmächtigen Herrschern, wurden die Lehensfürsten mächtig, die fremden Schutzvölker verweigerten den Tribut, die Barbaren am südlichen Ufer des Ta Kiang, der damals noch die natürliche Grenze China's bildete, thaten häufige Einfälle in das Reich, und der furchtbare Hoang Ho übertrat nicht selten zerstörend seine Ufer, und nöthigte die Oberhäupter der Nation, ihren Regirungssitz bald an diesen, bald an jenen Ort zu verlegen. Von 1507 v. Chr., dem Todesjahre des Kaisers Dsu Ye an, bis gegen 1400, bewirkten auch Streitigkeiten zwischen den Söhnen und Brüdern der Kaiser

50) Unter den zinsbaren Fürsten der ältern Geschichte sind keine Ausländer zu verstehen. Sie waren gewöhnlich Anverwandte der regirenden Familien, oder Nachkömmlinge von einer Seitenlinie früherer, bereits erloschener Dynastien, die kleine Staten als Lehen erhielten. So leitete Tsching Thang seinen Stammbaum bis zu dem Hoang Ti.

über die Nachfolge große Zerrüttungen, deren endliches Ergebniß eine wahre Anarchie gewesen wäre, wofern nicht die Kraft und Klugheit eines Phan Keng (1401—1374) unter schweren Kämpfen dem Unwesen gesteuert hätte. Wu Ting (1324—1266) war gleichfalls ein trefflicher Regent, und hatte sich zugleich eines Ministers von seltenen Eigenschaften, Namens Fu Yue, zu erfreuen, der früher das Maurerhandwerk getrieben hatte, und dem er, durch ein Traumgesicht, das die Züge dieses Mannes darstellte, dazu bewogen, diese Würde anvertraute. Die folgenden, fast ohne Ausnahme unwürdigen Regenten, überbot noch um vieles Dscheu Sin, der letzte Kaiser dieser Dynastie (1154—22), ein Ungeheuer, wie Li Kue (s. oben).

Unter Dsu Kia's Regirung (1256—26) wurde der berühmte Wen Wang geboren. Er war (seit 1180) Lehensfürst des kleinen States Dscheu, in der heutigen Statthalterschaft Schantung. Seine Weisheit und sein Edelmuth, von welchem die alte Geschichte manchen rührenden Zug aufbewahrt, ließen in dem kleinen Reiche Dscheu die goldenen Zeiten des Yao und Schün wieder aufblühen. Dscheu Sin's Greuelthaten, und die dadurch bewirkte Empörung der ganzen Nation brachten nach und nach fast zwei Drittheile des chinesischen Reiches unter seinen Zepter; er überließ es aber seinem Sohne Wu Wang, die Eroberung zu vollenden. Der überwundene Dscheu Sin gab sich, ein zweiter Sardanapal, mit seinem ganzen Palaste den Flammen Preis. Mit Wu Wang aber begint die:

Dritte Herrscherfamilie Dscheu, ebenfalls nach dem Stammlande ihrer Ahnen genant (1122—249 v. Chr.). Der Hauptfehler, den man dem sonst klugen und kräftigen Wu Wang zur Last legt, ist die von ihm ausgebildete Lehensverfassung, deren natürliche Folge die große Zerrüttung des Reiches in den folgenden Jahrhunderten war. Er setzte nicht nur viele, unter Dscheu Sin gestürzte Reichsfürsten aus altem, kaiserlichem Geblüte in ihre vorigen Rechte wieder ein, sondern belehnte auch noch 55 seiner eigenen Verwandten, größtentheils zur Belohnung ihrer kriegerischen Verdienste, mit kleinen Herrschaften. Diese Großen wurden unter den folgenden Regirungen nach und nach ganz unabhängig; sie gaben ihren kleinen Staten besondere Gesetze, und stifteten neue Hofgebräuche. So entstand nun eine Menge von Afterstaten, die, ohne Rücksicht auf die kaiserliche Oberhoheit, sich unaufhörlich befehdeten, und in blutigen Kriegen ihre Kräfte gegen einander versuchten. Daraus erklärt sich auch zur Genüge, warum die chinesische Geschichte dieses Zeitraums unter der Regirung so manches Schattenkaisers fast nur die wechselnden Schicksale dieser ehemaligen Satrapen zu beschreiben hat. Tsching Wang, der Sohn und Nachfolger des Wu Wang, stand zu Anfange seiner Regirung unter der Vormundschaft seines Oheims Dscheu Kung, den Konfuzius als Ideal eines Statsmannes neben Wen Wang stellt, und der sich auch, gleich Wen Wang, durch seine Gelehrsamkeit und Verdienste um die kanonischen Bücher auszeichnete. Wir übergehen die folgenden Fürsten, von denen wenige auch nur Macht genug hatten, dem Übermuthe der Unterkönige Schranken zu setzen, und keiner dieses Ziel erreichte. Das Reich erweiterte sich übrigens doch im Süden und Südosten, hatte aber auch schon öftere Kämpfe mit tatarischen Horden zu bestehen. Unter den Dscheu blühten die beiden größten Denker der chinesischen Nation, Lao Kiün und Konfuzius. Der letztere, als Sittenlehrer und wegen seines rastlosen Eifers, durch Versöhnung der Lehensfürsten und Erhöhung des kaiserlichen Ansehens den wankenden Stat wieder zu befestigen, ohne Zweifel achtungswürdig, war doch in seinen Forschungen zu wenig selbständig, und ein zu entschiedener Verehrer des Alterthums, seiner Gesetze und Herkommen, als daß er fähig gewesen wäre, eine künftige Wiedergeburt der Nation vorzubereiten.

Der tapfere Dschao Siang, König von Zin, vernichtete endlich die ganze Dynastie, und sein Sohn Tschuang Siang gründete die

Vierte Herrscherfamilie Zin (249—206 v. Chr.). Der von Tschuang Siang an Kindes Statt angenommene Schi Hoang Ti (246—210), dessen seltene Geistesgaben schon in seinem zartesten Alter das Erstaunen des Hofes erregten, benutzte die innere Zwietracht der mächtigsten Reichsfürsten, um einen nach dem andern durch eben so kräftige als furchtbare Maßregeln zu vernichten. Als stolzer Alleinherrscher wendete er nun auch gegen die Barbaren seine Waffen, besiegte und unterwarf alles, wohin er sich nur wandte, und gründete so ein ungeheures, von ihm selbst in 36 Statthalterschaften eingetheiltes Reich. Um den Einfällen der mitternächtlich hausenden tatarischen Stämme einen ewigen Damm zu setzen, ließ er die berühmte große Mauer, mit deren Erbauung schon einige Lehensfürsten den Anfang gemacht hatten, vollkommen ausführen. Von dem, auf seinen Befehl veranstalteten, großen Bücherbrande, dieser merkwürdigen Urkunde seines Abscheues vor dem Zerstückelungssysteme der Dscheu, ist schon in dem Artikel Chinesische Literatur die Rede gewesen. Folgte dem Schi Hoang Ti ein Herrscher von gleichen Seelenkräften, so war auf Jahrhunderte keine Rückwirkung des Alten möglich. Aber sein unwürdiger Sohn Öl Schi brachte wieder heillose Verwirrungen in den Stat, die den raschen Untergang einer so glanzvoll aufgegangenen Dynastie herbeiführten. Lieu Phang, das Haupt einer Rotte Parteigänger, ein Mann von großen, körperlichen und geistigen Vorzügen, wußte mit eben so viel Klugheit als Heldenmuth alle übrigen Empörer zu unterwerfen, und bahnte sich den Weg zur Alleinherrschaft.

Fünfte Herrscherfamilie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.). Lieu Phang, der nach seinem Tode den ehrenden Beinamen Kao Dsu [51]) (erhabener

51) Die Kaiser werden in der Geschichte fast nur mit denjenigen Namen, die sie nach ihrem Tode erhielten, aufgeführt. Die Zahl dieser Namen, die sich gewöhnlich auf den Charakter des Kaisers beziehen, ist nicht bedeutend, und man könte außer dem geschichtlichen Zusammenhang, besonders wenn der Regirungstitel (Jahrsname) unbekant ist, in Versuchung kommen, viele Kaiser mit einander zu verwechseln. Unmöglich ist eine solche Verwechselung, wenn der Name der Dynastie dabei steht, oder wenn man z. B. sagt: Schi Dsu der erste, zweite u. s. w. Schi Dsu heißt: des Geschlechtes Stammherr; Hiao Ti,

) einer Lawine, immer gewaltiger an, je weiter er
Norden vorrückte. Endlich hielt er seinen trium-
nden Einzug in Peking, das der feige Schün Ti
ts verlassen hatte (1368). Die Mongolen flohen
er nach ihrem Vaterlande, wo der Sohn des Schün
ine Dynastie der nördlichen Yuan (Chalchas-
ngolen) gründete, die noch heutiges Tages als ein
hinesen zinsbarer Schutzstat fortbesteht, und Dschu
ndschang wurde Kaiser. Er gab seiner neuen Dy-
: den Namen Ming, und wählte Nanking zur
adt.

Ein und zwanzigste Herrscherfamilie
g (1368—1662). Der Stammherr, als Kaiser
i Dsu genant, noch bekanter aber unter dem Regi-
snamen Hung Wu (hohe Tapferkeit) machte
m die Wissenschaften sehr verdient, und traf manche
iche Einrichtungen im Reiche. Ferne Staten ehrten
urch Gesandtschaften. Unter den folgenden Kaisern
erten die Mongolen ihre alten Raubzüge, im Gan-
hne bedeutenden Erfolg. Doch gelang es ihnen ein-
den Kaiser Jng Dsung (1436—65) gefangen
hmen. Kecke Seeräuber beunruhigten nicht selten
Monarchie, und die Japanesen landeten zur Zeit des
i Dsung (1522—67) dreimal feindlich an China's
:, wurden aber mit großem Verluste zurückgewiesen.
weit gefährlicherer Feind erwuchs dieser Dynastie in
tungusischen Volke der Mandschu, die von den
Oktai Chan aus China vertriebenen Tschurt-
ck abstamten, und sich bis 1586 in den Grenzen ih-
lten, nördlich von der Halbinsel Korea gelegenen
rlandes hielten. In diesem Jahre gab ihnen Schin
ng (1573—1620) zuerst Wohnsitze in der Provinz
tung [59]). Die verrätherische Ermordung ihres
lligen Chans, auf Anstiften der chinesischen Regi-
vollbracht, um dieses kraftvolle und kriegerische Volk
hina unschädlich zu machen, reizte die Mandschu zu
blutigen Aufstande. Ihr heldenmüthiger Anfüh-
Thai Dsu, ein Sohn des Ermordeten, eroberte
6) ganz Leaotung, und würgte alle dortigen
sen nieder. Die Hauptstadt dieses Landes (Muk-
oder Schinyang), wurde seine Residenz, und von
aus agirten jetzt die Mandschu mit wechselndem
ke gegen das Innere. Thai Dsung, der Nachfol-
es Thai Dsu (1627—36), von gleichem Ehrgeiz
riegerischem Muthe beselt, überfiel mit seinen Scha-
Pedschili, Schantung und Kiangnan. Da
eine Leibeserben hinterließ, verhielten sich die
dschu, da es der großen Mehrheit weit mehr um
e als um Länderbesitz zu thun war, nach seinem To-
e Zeitlang ruhig, wurden aber von Chinesen selbst,
letzten wirklichen Kaiser Sse Dsung oder
l Dsung ein Usurpator Li Dsütsching gestürzt
, aus Rache wieder ins Reich gelockt. In Verbindung mit einem chinesischen Heere, von dem tapfern und edelmüthigen U Sankuei befehligt, vertrieben sie den Li Dsütsching, der nach Schensi entwich, eroberten Peking, benutzten aber auch diese Gelegenheit, um ihre Herrschaft über China zu begründen. Ein hoffnungsvoller Knabe aus fürstlichem Geblüte, Schi Dsu (Regirungsname Schün Dschi) wurde Kaiser der neu gestifteten Dynastie Zing oder Thai Dsing (die großen Zing).

Zwei und zwanzigste Herrscherfamilie Zing, 1644 gegründet, aber erst seit 1662 im ungestörten Besitze des ganzen States. Schi Dsu (1644—62) war während seiner ganzen Regirungszeit in blutige innere Kriege verwickelt. In den mittäglichen, noch unabhängigen Provinzen erhoben sich nach einander zwei Sprößlinge der Ming als Kaiser, die aber schon 1647 den Streitkräften der Mandschu erlagen. Die Tataren zogen siegreich durch Kiangnan, Dschekiang, Fukian und Kuangtung (Kanton), wurden aber in Kuangsi von einem neuen Prätendenten aus dem Hause Ming, Kuei Wang (Yung Li) aufs Haupt geschlagen. Letzterer wählte Dschaoking in der Provinz Kanton zu seiner Residenz, und spielte seine Rolle 15 Jahre lang (1647—62). Durch den glücklichen Erfolg des Kuei Wang angefeuert, empörte sich nun ein großer Theil des Landes. Allein die Klugheit des jungen Kaisers der Zing, und die Planlosigkeit in den Unternehmungen der Gegner brachte nach wenigen Jahren das ganze nördliche und mittlere China unter Mandschuische Botmäßigkeit. Unter den Empörern hatte sich besonders ein gewisser Dschang Hiantschung durch unerhörte Grausamkeiten ausgezeichnet, und der kühne Seeheld Tsching Tschingkung, gleichfalls ein Anhänger der Ming, fügte den Küstenstädten China's und der Mandschuischen Flotte ungeheuern Schaden zu. Er bemächtigte sich endlich der Insel Formosa, worauf er als König sein Leben beschloß. Ein neuer Kriegszug der Mandschu gegen den Prätendenten in Kuangtung, dem vier südliche Provinzen noch anhingen, war für die ersteren von entschiedenem Vortheil. Der geschlagene Kuei Wang mußte bis an die Grenze von Pegu fliehen, wurde aber (1662) dem Kaiser ausgeliefert und hingerichtet. In demselben Jahre starb auch Schi Dsu. Sein Nachfolger ist der hochgefeierte Sching Dsu, weit bekanter unter seinem Regirungsnamen Khang Hi, allgemeine Ruhe (1662—1722), der, wenn man dem einstimmigen Zeugnisse der apostolischen Väter aus dem Orden der Jesuiten, die mit ihm in nähere Berührung kamen, und die er besonders wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung sehr begünstigte, Glauben beimessen darf, Alles in sich vereinigte, was einen Fürsten groß und liebenswürdig machen kann [60]). Jeden Falls

9) Schin Dsung lernte die ersten christlichen Missionäre
, unter denen sich besonders der Pater Ricci durch Ge-
heit und geistige Überlegenheit zu empfehlen wußte. Eine
ge Abhandlung über die Schicksale des Christenthums in Chi-
erte Mosheim zur teutschen Übersetzung des Dü Halde
l.).

60) Wie dankbar die ehrwürdigen Väter den Schutz anerkanten, den Sching Dsu ihrem geistlichen Wirken angedeihen ließ, erhellt wol zur Genüge daraus, daß der Pater Dü Halde kein Bedenken trägt, diesen Kaiser von China, der doch eben so gut als Heide gestorben ist, wie alle übrigen, den höchstseligen Kaiser Khang Hi zu nennen.

müthigen Abenteuerer Lieu Yü entthront und ermordet. Dieser schwang sich sofort auf den Thron des südlichen China, und gründete eine Dynastie Sung (420).

Die achte, rechtmäßige Herrscherfamilie Sung (420—479), so wie auch die folgenden drei: Zi, Liang und Dschin, fallen ganz in den Zeitraum der Theilung des Reichs und laufen mit den tatarischen Dynastien Kuei, Pe Zi und Dscheu oder Heu Dscheu parallel. Unter dem dritten Kaiser der Sung, Wen Ti (424—454) scheinen die Kuei den Gipfel ihrer Macht erstiegen zu haben. Sie machten, von ihrem Thai Wu Ti befehligt, verheerende Züge nach Süden, begnügten sich aber mit Brand, Mord und Plünderung. Die Sung fanden durch einen listigen und ehrgeizigen Minister Siao Taotsching ihren Untergang. Dieser wurde sofort Kaiser und Stammherr der Dynastie Zi.

Neunte Herrscherfamilie Zi (479—502). Die Regirung dieser Fürsten bietet fast gar nichts Denkwürdiges dar. Sie standen mit den tatarischen Kaisern des Nordens in ziemlich gutem Vernehmen, und kam es ja zu Feindseligkeiten, so war der Erfolg nicht bedeutend. Ein Usurpator Siao Yen vernichtete auch dieses Fürstenhaus und wurde Stammherr des folgenden.

Zehnte Herrscherfamilie Liang (502—557). Siao Yen, als Kaiser Kao Dsu Wu Ti, begünstigte die Wissenschaften, und stiftete ein Fest zum Andenken des Konfuzius, welches jährlich mit großer Feierlichkeit begangen wird. Durch glückliche Kämpfe mit der tatarischen Dynastie, die zu seiner Zeit ihrem Verfall entgegeneilte, vergrößerte er seine Macht; aber eine überwiegende Neigung zum asketischen Leben bestimte ihn in seinem Alter, in den Orden der Priester des Foe zu treten, und so mußte er in der Gefangenschaft eines Empörers Heu King, der sich die fromme Ruhe des Kaisers zu Nutze gemacht hatte, sein Daseyn elend beschließen. Heu King ermordete den Sohn des Wu Ti nach zweijähriger Schein-Regirung, verlor aber selbst gegen einen zweiten Empörer Dschin Pasian Schlacht und Leben. Der letztere, nachdem er der Reihe nach zwei Kaiser aus der Familie Liang auf den Thron gesetzt und ermordet hatte, verschaffte nun seiner eignen Familie Dschin die höchste Gewalt. Noch unter Wu Ti spaltete sich das schon längere Zeit innerlich zerrüttete Reich der Kuei oder Topa (386—534) in zwei Theile, den westlichen und östlichen. Die morgenländischen Kuei (534—551) verschwanden aber schon mit der Entthronung ihres ersten Kaisers durch dessen Oberheerführer Kao Yang, welcher nun das Haus Zi (550—578) seine kurze Rolle spielen ließ[53]. An die Stelle der abendländischen Kuei (bis 557) brachte ein Minister Yü Wenhu ohne Schwertstreich seine eigne Familie Dscheu (557—581).

53) Die Kaiser dieses Hauses werden, zum Unterschiede von denen der neunten rechtmäßigen Dynastie, Pe Zi oder die nördlichen Zi genannt.

Elfte Herrscherfamilie Dschin (557—589). Der zweite Kaiser Wen Ti (560—567) fand es der Klugheit angemessen, nach mehren, mit wechselndem Glücke geführten Kriegen gegen die nordischen Reiche Zi und Dscheu, einen dauerhaften Frieden zu schließen, und beendigte glücklich einen Bürgerkrieg. Der Sohn des Wen Ti wurde von seinem Vaterbruder Siuan Ti entthront. Siuan Ti (569—583) entriß dem State Zi einen Theil seiner Besitzungen. Dadurch angefeuert, warf sich auch der damalige Herrscher von Dscheu auf die Zi, bemächtigte sich (578) nach einem hartnäckigen Kampfe des ganzen States, trieb ein gegen ihn geschicktes Kriegsheer des Siuan Ti, der ihn um seinen Ruhm beneidete, kräftig nach den Grenzen zurück, und würde vielleicht ganz China unterworfen haben, wenn ihn nicht mitten auf seiner Siegesbahn der Tod überrascht hätte. Yang Kian, ein allmächtiger Minister seines tollsinnigen Sohnes, gab der Familie Dschen den Todesstoß, und wurde (581) nordischer Kaiser und Stammherr des Hauses Sui. Nachdem endlich Siuan Ti, der Kaiser des mittäglichen Reiches Dschin, gestorben war, und sein den schändlichsten Lüsten ergebener Sohn Tschang Tschingkung bereits 7 Jahre verschwelgt hatte, hielt es Yang Kian für Pflicht, diesem Unwesen zu steuern. Er überschritt den großen Strom, und nahm die Residenz Nanking ohne Schwertstreich.

Zwölfte Herrscherfamilie Sui (581—618). Yang Kian, als Kaiser Kao Dsu Wen Ti, wurde nach Unterwerfung der Dschin Alleinherrscher, und machte so der großen Theilung des Reichs ein Ende. Sein Sohn Yang Ti, durch Verschwendung und Üppigkeit ausgezeichnet, bekriegte die Halbinsel Korea ohne großen Erfolg. Schon mit Kung Ti endete diese Familie durch einen Empörer Li Yuan, den Stammherrn der Thang.

Dreizehnte Herrscherfamilie Thang (618—908). Der Zeitraum, während dessen dieses Haus den Thron behauptete, ist nicht viel reicher an merkwürdigen Begebenheiten als die unmittelbar vorhergehenden. Das Reich behielt so ziemlich seinen bisherigen Umfang, und blieb auch auf derselben Bildungsstufe. Viel wurde unter einzelnen guten Regenten wenigstens für die Erhaltung der Wissenschaften gethan; Vieles durch freche Despoten, bürgerliche Kriege und die Allgewalt der Verschnittenen wieder zertrümmert. Mehre Fürsten waren der Sekte der Tao Sse, Andere der des Foe leidenschaftlich ergeben, und während jene nach dem Tranke der Unsterblichkeit dürsteten, fühlten sich diese im Besitz einiger Reliquien des Foe glücklich. Die christliche Religion fand, wenn man einer angeblich im Jahre 1625 aufgefundenen Marmortafel Glauben beimessen darf, unter den Thang zum ersten Male in China Eingang. Ihre Verkündiger waren syrische Priester[54]. Der ausgezeichnetste Fürst aus

54) Vergl. Du Halde's Beschreibung von China (Thl. III. S. 87 ff.) und Kirchers China illustrata.

diesem Hause ist unstreitig Thai Dsung (627—650) der seine lange, friedliche Regirung nur zur Beförderung des Gemeinwohls benutzte, mehre gelehrte Hochschulen stiftete, und sich insbesondere um Gymnastik und Kriegskunst hohes Verdienst erwarb. Einzelne Streifzüge türkischer und mongolischer Horden blieben im Ganzen ohne großen Erfolg. Ein Aufrührer Dschu Wen machte dieser Familie dadurch ein Ende, daß er dem Beispiele manches Anderen pünktlich nachfolgend, den vorletzten Kaiser meuchlerisch ermordete, dessen Sohn aus Politik eine Zeitlang auf den Thron erhob, dann aus der Welt schaffte, und nun selbst als Kaiser auftrat.

Vierzehnte Herrscherfamilie Heu Liang[55] (907—923). Den Thai Dsu (Dschu Wen) ermordete nach sechsjähriger Regirung sein ältester Sohn, verlor aber bald wieder Krone und Leben gegen den jüngsten Sohn Dschü Tian, unter dessen Herrschaft die Chitan-Tataren im nordöstlichen China[56] ein mächtiges Reich gründeten, das sich über 200 Jahre (bis 1125) erhielt, und dessen Herrscherfamilie, von dem Chane Apaoki gestiftet, Leao genant wird. Dschü Tian mußte die Krone einem kecken Empörer Dschuang Dsung abtreten, und tödtete sich aus Verzweiflung selbst. Dschuang Dsung erhob die:

Fünfzehnte Herrscherfamilie Heu Thang (924—936). Dschuang Dsung, der als Krieger ein Muster von Tapferkeit und Enthaltsamkeit gewesen war, entartete auf dem Throne ganz. Viel würdiger zeigte sich sein Nachfolger und angenommener Bruder, der Tatar Ming Dsung. Dessen Sohn gleiches Namens wurde von Sche Kingthang, dem Eidam des letzteren, mit Hilfe der Leao entthront.

Sechzehnte Herrscherfamilie Heu Dsin (936—947). Der neue Kaiser und Usurpator mußte von den Leao, die ihm zu dieser Würde verholfen hatten, und deren Feldherr nun selbst Lust zur Krone zeigte, einen schimpflichen Frieden erkaufen. Unter seinem Enkel Zi Wang bestürmten sie aber von Neuem das Reich. Dessen Feldherr Lieu Dschiyuan wußte es durch Zögerung so einzurichten, daß der Kaiser ihnen zur Beute ward, und gründete jetzt eine neue, ephemere Dynastie.

Siebenzehnte Herrscherfamilie Heu Han (947—951). Die immer weiter sich ausbreitenden Zughorden der Leao konten im Süden des Reiches nur durch den Muth einzelner Satrapen zurückgedrängt werden, doch kehrten sie mit reicher Beute zurück. Einer ihrer kräftigsten Bekämpfer, Ko Wei, fand es für gut, nach seiner Rückkehr, welcher der Tod des zweiten Kaisers schon vorangegangen war, selbst Kaiser zu werden.

Achtzehnte Herrscherfamilie Heu Dschen (951—960). Sie hatte zwei wackere Regenten, von denen Schi Dsung, der adoptirte Sohn des Stifters, sich besonders dadurch merkwürdig machte, daß er in großer Geldnoth alle Götzenbilder seines Reiches einschmelzen und Münzen daraus prägen ließ. An die Stelle seines unmündigen Nachfolgers erwählten die Großen dessen Vormund, den verdienstvollen Minister Dschao Kuangyü, Stammherrn der Sung.

Neunzehnte Herrscherfamilie Sung (960—1280). Die sieben ersten Monarchen aus diesem Hause, größtentheils mehr gütig und wissenschaftlich, als tapfer und statsklug, hatten mit den stets rührigen Chitan- oder Leao-Tataren manche gefährliche Händel, deren zweimaliges Ergebniß ein sehr nachtheiliger Friede war. Unter Jin Dsung (1023—1064) bildete sich eine neue Dynastie Hia in den nordwestlichen Theilen des Reiches, die über dritthalb Jahrhunderte fortbestand, abwechselnd bald mit dem chinesischen Kaiserhause, bald mit den Leao gemeinschaftliche Sache machte und endlich durch Tschingis Chan zerstört ward. Zur Zeit des Jin Dsung, Jng Dsung und Schin Dsung (1023—1086) blüheten der schätzbare Geschichtschreiber Ssema Kuang und der kühne, freigeisterische Denker Wan Nganschė. Auch lebten unter diesen Regirungen, wie im Zeitalter der Sung überhaupt, viele Dichter und gelehrte Erklärer des Konfuzius. Der achte Kaiser Hoei Dsung verband sich endlich zur Ausrottung der Leao mit einem verwandten tungusischen Völkerstamme, den Tschurtschuk, (chinesisch Jüdschi), deren Oberhaupt Aguda diesen alternden Stat bereits empfindlich gedemüthigt, und (1115) den Kaisertitel angenommen hatte. Die Leao wurden fast gänzlich aufgerieben. Ihre Überbleibsel flüchteten nach der abendländischen Tatarei, wo kurz vorher ein misvergnügter Großer des letzten Königes dieser Nation eine Dynastie Si Leao (d. westlichen Leao) gestiftet hatte (1125—1202), die endlich von dem benachbarten State der Naiman verschlungen ward. Die wilden, kriegerischen Tschurtschuk, deren neue Herrscherfamilie sich Kin (die goldene, das goldene Reich)[57] nante, zerfielen aber bald mit Hoei Dsung, überschwemten den größten Theil des nördlichen China, und nahmen den chinesischen Kaiser gefangen, der in der Wüste Gobi sein Leben beschloß. Nicht besser erging es seinem Nachfolger Khin Dsung, der schon nach einjähriger Regirung in die Hände der unaufhaltsam über den gelben Fluß vorrückenden Tungusen fiel. Kao Dsung (1127—1163) glaubte in Nanking einen sicheren Zufluchtsort zu finden; aber die siegreichen Kin nöthigten ihn bald zur Wahl einer noch südlicheren Residenz, Handscheu in der Provinz Dsche-kiang. Der dritte tatarische Kaiser Hi Dsung (1138—1149) ein Held und Beförderer der Wissenschaften, setzte über den Ta Kiang und erstürmte Nanking, wurde aber bald von dem chinesischen Feldherrn Yo Fei wieder zurück nach Norden gedrängt. Ein zweiter, furcht-

55) Es ist diese Dynastie die erste der sogenanten Heu U Tai (hóu ù tái) oder fünf späteren Dynastien, weil sie mit früheren einerlei Namen hatten. 56) Zunächst hatten sie sich in dem heutigen Leao, das damals noch nicht zu China gehörte, festgesetzt.

57) Die Kin werden von muhammedanischen Geschichtschreibern Altun Chan (آلتون altûn, im türkischen Gold) genant. Sie machten in der Folge auch einen großen Theil der nördlichen Mongolei zinsbar.

barer Zug der Kin blieb wegen einer Empörung unter den Truppen, die den Rückmarsch veranlaßte, ohne bedeutende Folgen. Die Regirungen des Hiao Dsung, (bis 1190) und Kuang Dsung (bis 1195) waren sehr ruhig, weil der gleichzeitige Tungusenfürst den Frieden liebte. Dem Kuang Dsung folgte der ebenso einfältige als gutmüthige Ning Dsung (1195—1225).

Gleichzeitig mit diesem Kaiser spielte der berühmte Mongole Tschingis (geb. 1161) seine welterschütternde Rolle. Das nördliche China bis zum gelben Flusse, das benachbarte Mandschuland und Korea durchtobten seine Heere in blutigen und hartnäckigen Kämpfen mit dem State Kin, dessen völlige Unterwerfung aber erst seinem Sohne Oktai vorbehalten war. Den Stat Hia zerstörte Tschingis von Grund aus, und würde auch vielleicht das mittägliche China, mit dem er bloß durch ein, von Ning Dsung ihm angebotenes Bündniß in flüchtige Berührung kam, seinem Weltreiche einverleibt haben, wenn ihm der Tod, kurz nach seinem letzten Siege über die Hia, nicht zuvorgekommen wäre. Dem Nachfolger des Ning Dsung, Li Dsung (1225—1265) einem eben so unbedeutenden Menschen, bot Oktai, der schon mehre Jahre in den Landen der Kin gewüthet hatte, ein Bündniß zum Vernichtungskriege gegen diese Letzteren an. Die Minister genehmigten es im Namen des Kaisers und im Jahre 1235 war auch das goldne Reich, nach 120jähriger Selbständigkeit, aufgelöst. Sofort entzweiten sich Mongolen und Chinesen über die Theilung der eroberten Länder. Oktai Chan starb 1241, aber seine Nachfolger setzten die Feindseligkeiten rüstig fort, und gewannen immer festeren Fuß in China. Unter den folgenden drei Regirungen zerbröckelte sich das ganze noch übrige Reich der Sung. Tu Dsung (bis 1275) mußte die Provinz Hukuang, das Herz seiner Monarchie, einbüßen. Kung Dsung (bis 1276) endete sein Leben in mongolischer Gefangenschaft. Tuan Dsung (bis 1278) war genöthigt, nach Kanton zu entfliehen, und eine blutige Seeschlacht (1280) vernichtete die letzten Hoffnungen der Familie Sung, deren letzter Sprößling mit seiner Mutter und vielen Hofbeamten in den Meereswogen ein freiwilliges Grab fand.

Zwanzigste Herrscherfamilie Yuan (1280—1369). Chupilai Chan (als Kaiser Schi Dsu) der schon 1260 Mongolenfürst und Beherrscher des nördlichen China war, bestieg 1280 den erledigten Thron der Sung. Seine neugestiftete Dynastie Yuan war seit der Gründung des chinesischen States die erste ausländische, welche das Reich in seinem ganzen Umfange besessen hat. Diese Umwälzung hatte jedoch auf Charakter und Culturzustand der Chinesen durchaus keinen Einfluß. Es zeigte sich vielmehr eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Der benachbarte Tatar, ein roher Naturmensch, wurde schon beim ersten Blick in die Verfassung und in die alten, ehrwürdigen Gesetze der Besiegten von Bewunderung hingerissen. Alles Neue, was sich ihm hier darbot, und dessen Daseyn er in seinen öden Steppen kaum ahnen mochte, wirkte so gewaltig auf sein Inneres, daß er mit überraschender Schnelligkeit entwilderte, auf demselben Boden, den er als stolzer Sieger mit Strömen Blutes gewässert hatte, bald in Demuth vor den Altären des Konfuzius kniete, und sich schon im Besitz eines chinesischen Namens glücklich schätzte [58]). Kein Wunder also, wenn diese Verfeinerung bald in Überbildung und Weichlichkeit ausartete: wenn der Tatar seinen, dem Chinesen einst so furchtbaren Muth, seine Gewandtheit und Körperkraft den neuen Lebensverhältnissen zum Opfer brachte, und auf diese Art in weniger als einem Jahrhunderte den patriotischen Chinesen Gelegenheit gab, die Schmach ihrer Väter zu rächen.

Die Regenten des Hauses Yuan werden größtentheils als mild und gütig beschrieben. Ihre Staten zerrüttete kein folgenreicher Krieg, und so konten sie, die Künste des Friedens ruhig fördernd, ein gemächliches Leben führen, das aber bei den letzten derselben Indolenz und unmäßige Sinnenlust erzeugte. Schi Dsu (1280—1295) wählte Peking zu seiner Residenz. Er stellte die alte Ordnung der Dinge wieder her, und ließ jeden Statsbeamten, der nicht aus hartnäckiger Anhänglichkeit an die erloschene Dynastie vom Geschäftsleben zurücktrat, in seinem gewohnten Wirkungskreise. Berühmter als seine verunglückte Unternehmung gegen Japan, von der sich schon wegen der großen nautischen Unkunde der Mongolen wenig versprechen ließ, und seine glücklicheren Kämpfe mit den Bewohnern der Halbinsel jenseit des Ganges, hat ihn die Anlegung des großen Kaiser-Kanals gemacht, der oft, aber selten ohne Übertreibung, von Reisenden geschildert worden ist. Merkwürdig ist auch dieser Zug von Schi Dsu, daß er die meisten Schriften der ausgearteten Sekte des Lao Kiün den Flammen Preis geben ließ. Sein ungeheueres Reich begriff, außer China, der ganzen Mongolei, und einem Theile des chinesischen Tungusien oder Mandschulandes noch Tübet, Tunkin und Kotschintschina, einen Theil Persiens und das ganze von türkischen Stämmen bewohnte Mittelasien bis zum Dnepr. Eine Menge anderer kleiner Völker bis zum nördlichen Polarmeere waren ihm zinspflichtig. Überhaupt hat China seinen (jetzt wieder sinkenden) politischen Einfluß auf das westliche und nördliche Asien vornehmlich den Eroberungen des Tschingis und seiner Nachfolger zu verdanken. Die Alles verschlingende mongolische Übermacht unterwarf zwar China selbst, wurde aber auch in demselben Lande gebrochen, und was früher dem großen Mongolenreiche angehört hatte, beugte sich, nach dem Sturze der Yuan, unter das Joch einheimischer Kaiser, und trat in seine vorige politische Unbedeutendheit zurück. Gegen Schün Ti, den letzten Kaiser der Yuan, empörte sich ein Priester des Buddha, Namens Dschü Yuandschang. Dieser kühne und hochherzige Mann besiegte die Mongolen zu Wasser und zu Lande, und sein Kriegsheer schwoll,

58) Jede ausländische Nation, die im Laufe der Jahrhunderte längere oder kürzere Zeit über einen Theil China's oder, wie die Yuan und Zing, über das ganze herrschte, erscheint gewöhnlich, noch ehe wir sie recht kennen, fast ganz nach chinesischem Zuschnitt. Da gibt es alsbald chinesische Namen der Dynastie, Regirungsnamen, Ehrennamen nach dem Tode u. s. w.

gleich einer Lawine, immer gewaltiger an, je weiter er nach Norden vorrückte. Endlich hielt er seinen triumphirenden Einzug in Peking, das der feige Schün Ti bereits verlassen hatte (1368). Die Mongolen flohen wieder nach ihrem Vaterlande, wo der Sohn des Schün Ti eine Dynastie der nördlichen Yuan (Chalchas-Mongolen) gründete, die noch heutiges Tages als ein den Chinesen zinsbarer Schutzstat fortbesteht, und Dschü Yuandschang wurde Kaiser. Er gab seiner neuen Dynastie den Namen Ming, und wählte Nanking zur Hofstadt.

Ein und zwanzigste Herrscherfamilie Ming (1368—1662). Der Stammherr, als Kaiser Thai Dsu genant, noch bekanter aber unter dem Regirungsnamen Hung Wu (hohe Tapferkeit) machte sich um die Wissenschaften sehr verdient, und traf manche nützliche Einrichtungen im Reiche. Ferne Staten ehrten ihn durch Gesandtschaften. Unter den folgenden Kaisern erneuerten die Mongolen ihre alten Raubzüge, im Ganzen ohne bedeutenden Erfolg. Doch gelang es ihnen einmal, den Kaiser Ing Dsung (1436—65) gefangen zu nehmen. Kecke Seeräuber beunruhigten nicht selten die Monarchie, und die Japanesen landeten zur Zeit des Schi Dsung (1522—67) dreimal feindlich an China's Küste, wurden aber mit großem Verluste zurückgewiesen. Ein weit gefährlicherer Feind erwuchs dieser Dynastie in dem tungusischen Volke der Mandschu, die von den durch Oktai Chan aus China vertriebenen Tschurtschuck abstamten, und sich bis 1586 in den Grenzen ihres alten, nördlich von der Halbinsel Korea gelegenen Vaterlandes hielten. In diesem Jahre gab ihnen Schin Dsung (1573—1620) zuerst Wohnsitze in der Provinz Leaotung [59]). Die verrätherische Ermordung ihres damaligen Chans, auf Anstiften der chinesischen Regirung vollbracht, um dieses kraftvolle und kriegerische Volk für China unschädlich zu machen, reizte die Mandschu zu einem blutigen Aufstande. Ihr heldenmüthiger Anführer, Thai Dsu, ein Sohn des Ermordeten, eroberte (1616) ganz Leaotung, und würgte alle dortigen Chinesen nieder. Die Hauptstadt dieses Landes (Mukden oder Schinyang), wurde seine Residenz, und von dort aus agirten jetzt die Mandschu mit wechselndem Glücke gegen das Innere. Thai Dsung, der Nachfolger des Thai Dsu (1627—36), von gleichem Ehrgeiz und kriegerischem Muthe beselt, überfiel mit seinen Schaaren Pedschili, Schantung und Kiangnan. Da er keine Leibeserben hinterließ, verhielten sich die Mandschu, da es der großen Mehrheit weit mehr um Beute als um Länderbesitz zu thun war, nach seinem Tode eine Zeitlang ruhig, wurden aber von Chinesen selbst, deren letzten wirklichen Kaiser Sse Dsung oder Hoai Dsung ein Usurpator Li Dsütsching gestürzt hatte, aus Rache wieder ins Reich gelockt. In Verbindung mit einem chinesischen Heere, von dem tapfern und edelmüthigen U Sankuei befehligt, vertrieben sie den Li Dsütsching, der nach Schensi entwich, eroberten Peking, benutzten aber auch diese Gelegenheit, um ihre Herrschaft über China zu begründen. Ein hoffnungsvoller Knabe aus fürstlichem Geblüte, Schi Dsu (Regirungsname Schün Dschi) wurde Kaiser der neu gestifteten Dynastie Zing oder Thai Dsing (die großen Zing).

Zwei und zwanzigste Herrscherfamilie Zing, 1644 gegründet, aber erst seit 1662 im ungestörten Besitze des ganzen States. Schi Dsu (1644—62) war während seiner ganzen Regirungszeit in blutige innere Kriege verwickelt. In den mittäglichen, noch unabhängigen Provinzen erhoben sich nach einander zwei Sprößlinge der Ming als Kaiser, die aber schon 1647 den Streitkräften der Mandschu erlagen. Die Tataren zogen siegreich durch Kiangnan, Dschekiang, Fukian und Kuangtung (Kanton), wurden aber in Kuangsi von einem neuen Prätendenten aus dem Hause Ming, Kuei Wang (Yung Li) aufs Haupt geschlagen. Letzterer wählte Dschaoking in der Provinz Kanton zu seiner Residenz, und spielte seine Rolle 15 Jahre lang (1647—62). Durch den glücklichen Erfolg des Kuei Wang angefeuert, empörte sich nun ein großer Theil des Landes. Allein die Klugheit des jungen Kaisers der Zing, und die Planlosigkeit in den Unternehmungen der Gegner brachte nach wenigen Jahren das ganze nördliche und mittlere China unter Mandschuische Botmäßigkeit. Unter den Empörern hatte sich besonders ein gewisser Dschang Hiantschung durch unerhörte Grausamkeiten ausgezeichnet, und der kühne Seeheld Tsching Tschingkung, gleichfalls ein Anhänger der Ming, fügte den Küstenstädten China's und der Mandschuischen Flotte ungeheuern Schaden zu. Er bemächtigte sich endlich der Insel Formosa, worauf er als König sein Leben beschloß. Ein neuer Kriegszug der Mandschu gegen den Prätendenten in Kuangtung, dem vier südliche Provinzen noch anhingen, war für die ersteren von entschiedenem Vortheil. Der geschlagene Kuei Wang mußte bis an die Grenze von Pegu fliehen, wurde aber (1662) dem Kaiser ausgeliefert und hingerichtet. In demselben Jahre starb auch Schi Dsu. Sein Nachfolger ist der hochgefeierte Sching Dsu, weit bekanter unter seinem Regirungsnamen Khang Hi, allgemeine Ruhe (1662—1722), der, wenn man dem einstimmigen Zeugnisse der apostolischen Väter aus dem Orden der Jesuiten, die mit ihm in nähere Berührung kamen, und die er besonders wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung sehr begünstigte, Glauben beimessen darf, Alles in sich vereinigte, was einen Fürsten groß und liebenswürdig machen kann [60]). Jeden Falls

---

59) Schin Dsung lernte die ersten christlichen Missionäre kennen, unter denen sich besonders der Pater Ricci durch Gewandtheit und geistige Überlegenheit zu empfehlen wußte. Eine treffliche Abhandlung über die Schicksale des Christenthums in China lieferte Mosheim zur teutschen Übersetzung des Dü Halde (Th. II.).

60) Wie dankbar die ehrwürdigen Väter den Schutz anerkanten, den Sching Dsu ihrem geistlichen Wirken angedeihen ließ, erhellt wol zur Genüge daraus, daß der Pater Dü Halde kein Bedenken trägt, diesen Kaiser von China, der doch eben so gut als Heide gestorben ist, wie alle übrigen, den höchstseligen Kaiser Khang Hi zu nennen.

war er ein Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, der europäische Bildung mit hellem, vorurtheilsfreiem Blicke zu würdigen verstand, welche Eigenschaft ihn schon allein hoch über seine Landsleute erhebt, vielleicht aber auch hauptsächlich dem Umstande zu verdanken ist, daß er mehr Tatar als eigentlicher Chinese war. Die ersten zwanzig Jahre seiner Regirung fehlte es nicht an Bürgerkriegen, die oft einen für die Selbständigkeit der Mandschu bedenklichen Charakter annahmen; aber die Klugheit des Herrschers in der Wahl tüchtiger Reichsgehilfen aus dem bürgerlichen und Kriegerstande, und, wo es anging, die kräftigsten, erschütterndsten Maßregeln, vereitelten jede Unternehmung der Gegner, und brachten die zahllosen Räder der ungeheuern Maschine seines States in sicheres Gleis. Sein Sohn Schi Dsung (Regirungsname Yung Dsching, hergestellte Eintracht, 1723—36) zeigte Muth, Thätigkeit und Eifer für das Gemeinwohl; verfolgte aber, wol hauptsächlich durch neidische Große dazu bestimt, die Glaubensboten und unterdrückte das Christenthum. Kao Dsung (Regirungsname Khian Lung, himmlischer Wohlstand, 1736—96), ein verständiger und wohlwollender Regent, war zugleich einer der ersten chinesischen Gelehrten seiner Zeit, welchen Ruf er durch eine bedeutende Anzahl schriftstellerischer Arbeiten beurkundete. Während einer 60jährigen, also der seines Großvaters Khang Hi an Zeitdauer ganz gleichen Regirung, erhielt sich der Stat, ein Paar Kämpfe gegen freie Gebirgsvölker des Innern abgerechnet, in tiefem Frieden und gefürchteter Ruhe. Mancher türkische und mongolische Stamm in Mittelasien wurde ihm durch das Waffenglück seiner Feldherrn zinsbar. Andere unterwarfen sich freiwillig. Auch gelang ihm die völlige Unterjochung des großen Reiches der Olöt oder Eleuten (Kalmüken)[61]. Die christlichen Missionare wurden von Kao Dsung Anfangs beschützt, dann aber, wegen der feindseligen Gesinnung einflußreicher Großen, woran ihre Anmaßungen und Ränke und die ewigen Zwistigkeiten der verschiedenen geistlichen Orden unter sich keinen geringen Antheil hatten, immer heftiger verfolgt. Dem Kao Dsung folgte in der Regirung Jui Dsung (Kia Khing, 1796—1820). Der Regirungsname desjenigen Kaisers, der 1821 den Thron bestieg, ist Tao Kuang[62]. In der neueren und neuesten Zeit schienen die Feinde des Hauses Zing sich wieder erheben zu wollen; auch hat es nicht an Empörungen in den Schutzländern gefehlt, und das mächtigste derselben, Anam (aus Tunkin und Kotschintschina gebildet), ist selbständiges Kaiserthum geworden. Lauter Beweise, daß auch die Mandschuische Dynastie nicht mehr so gebietend dasteht, als vordem, und über lang oder kurz mit den Yuan ein gleiches Schicksal haben dürfte. So wird das alte Spiel sich endlos wiederholen, wenn die chinesische Nation nicht endlich durch kräftigen Einfluß von Seiten europäischer Völker, der aber, wegen der störrischen Selbstgenügsamkeit und des fast beispiellosen Eigendünkels dieser Nation, nur nach vorhergegangenen furchtbaren Maßregeln, und gänzlichem Einsturze der alten Formen, möglich ist, einer moralischen Wiedergeburt, und einem frischeren Leben entgegen reift. Aber die steigende Größe des russischen Reiches und besonders der immer weiter um sich greifende, schon jetzt ungeheuere Colonial-Stat der Engländer in Ostindien machen es wahrscheinlich, daß auch die Stunde China's bald schlagen werde. (*Schott.*)

CHINA CUSCO bezeichnet im Handel zwei ganz verschiedene Fieberrinden. 1) Eine, die aus Cusco in Peru nach England jüngst eingeführt wurde, ist der echten China regia sehr ähnlich, komt in ziemlich großen 1—2 Zoll breiten, 2—3 Linien dicken und flachen Stücken vor. Sie besitzt auf allen Flächen, wie im Querbruche eine ochergelbe Farbe, welche etwas heller, als bei der China regia (Calisaya), aber dunkler als bei der China flava de Carthagena ist. Die Epidermis fällt dunkler rostfarbig, als die übrige Rinde, ziemlich glatt und flechtenleer aus. Die Rindenschicht darunter ist verhältnißmäßig nicht dick, und geht fast unmerklich in die innere, dickere, hellere und faserige über. Sie riecht rein chinartig, schmeckt zuerst säuerlich, dann stark und angenehm bitter, etwas balsamisch, keineswegs herbe und scharf. Nach Buchner (in dessen Repertor. f. d. Pharm. ꝛc. 1829. XXXII, 3. S. 476 ꝛc.) ist sie an Chinabasis sehr reich, und charakteristisch ihr Verhalten zu schwefelsaurem Eisenoxydoxydul, welches, obgleich die Rinde nicht herbe schmeckt, und einen nur wenig getrübten Absud gibt, doch einen reichlichen, blaßbläulichen Niederschlag und eine grüne Färbung der Flüssigkeit erzeugt. 2) Eine andere China aus Cusco weicht von Nr. 1. ganz ab, da ihr wäßriger Auszug, nach Pelletier (s. Journ. de Pharm. XIV. S. 578. und Buchner a. a. O. S. 476 ꝛc.) mit Salpetersäure schwärzlich wird, sie selbst nicht so bitter, wie die Calisaya-Rinde, sondern stechend und wie pfefferartig schmeckt, und, statt Chinin und Cinchonin, ein anderes Kaloid nebst einer flüchtigen Säure (wahrscheinlich Essigsäure) enthalten soll. (Vergl. Leverköhn's Versuche bei Buchner a. a. O. S. 478 ꝛc.) Übrigens glaubt Leverköhn, daß die China Cusco zu van Bergen's Carthagena dura gehört, und nur eine bessere Sorte davon ist. Vergl. meinen Artikel: Chinarinde im XVI. Theile S. 349 ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CHIOCOCCA ANGUIFUGA, densifolia und racemosa Martii (Cainca in der Landessprache), sind Arten eines westindischen Strauches mit eilanzettförmigen Blättern, blaßgelben, traubenförmigen Blumen und schneeweißen Beeren. Die Wurzel davon ist, nach Langsdorff, der sie jüngst nach Europa schickte, in der Provinz von Minas-Gerais in Brasilien, als ein sehr kräftiges, nicht schwächendes Purgans, Diureticum und Emenagogum bekant, welches aber seines flüchtigen Ekelgeruchs und übelgeschmacks wegen oft heftiges Erbrechen macht. — Bei überreizten Nerven und in hysterischen Zufällen hat sich dies Mittel sehr wirksam gezeigt, vorzüglich aber, auch nach Vogel, in der Wassersucht, zu

61) Ein mongolischer Stamm im Norden und Nordwesten China's, dessen einzelne Horden zuerst Seren Kaldan vereinigte, und mit denen schon Sching Dsu hartnäckige Kämpfe hatte. 62) Das ausführlichste, was man bis jetzt in Europa über die Geschichte China's besitzt, ist Histoire générale de la Chine, par *Mailla* u. s. w. (Sie geht bis Khian Lung).

achmen als Infusum mit 1½ Pfund siedenden Was- iber Nacht stehend, bis auf 8 Unzen Colatur 2—4mal h zwei Eßlöffel davon zu nehmen.
Martius hält es noch überdies für nützlich gegen Biß giftiger Schlangen, gegen Wasserscheu und Trüb-
Es bleibt aber immer ein gefährliches Mittel. gl. de *Martius* Spec. Mater. med. Brasiliensis I. 8 ꝛc., und Buchners Repertor. f. d. Parmacie. [, 1.) (*Th. Schreger.*)

CHIROMYS (von χεὶρ und μῦς), Fingerthier, beeichhorn. Eine ausgezeichnete, von Sonne- entdeckte und von Cuvier mit dem vorstehenden en belegte Gattung der Nagthiere (Glires), welche eser Familie zwar allerdings dem Eichhorn am näch- teht, auch von ältern Systematikern mit dieser Gat- verbunden ward, andrerseits aber sich den Hände- n, und zwar besonders den Prosimien oder Lemuri- ehr nähert, und daher von einigen Naturforschern ese Familie gestellt oder gar (wie von Schreber) irt zur Gattung Lemur gezogen wurde. — Das Ge- ß im Wesentlichen das der Nagthiere: 2 meißelför- Vorderzähne oben und unten; jederseits 4 Back- oben, 3 unten; keine Eckzähne und zwischen Vor- und Backzähnen ein ansehnlicher zahnloser Raum. Vorderzähne sind sehr schmal gedrückt und die Back- haben platte Kronen. Die Ohren groß, rundlich, rz, glänzend, einzeln aber lang behaart. Die Au- groß, nach vorn gerichtet; der Orbitalrand wie bei ethieren geschlossen. An allen Füßen 5 Zehen, die n der Vorderfüße, außer dem kürzern Daumen, sehr und der dritte oder Mittelzeh sonderbar dürr, ichtig und fast nackt. Die Hinterfüße haben wahre e, indem der Daumen derselben frei, sehr beweglich den übrigen Zehen entgegen stellbar, auch, wie bei , Makis und vielen Beutelthieren, mit einem Platt- (lamna Illig.) versehen ist. Sonst sind die Nägel llen Füßen krallenartig und der des hintern Zeige- ist besonders spitz, wodurch auch eine Makiähnlich- begründet ist. Die Milchzitzen, zwei an der Zahl, n in der Leistengegend. Der Schwanz ist ein langer, zer Eichhornschwanz.

Die einzige bekante Art dieser Gattung:
Chiromys madagascariensis *Desmarest* (Mamma- p. 106) mit den Synonymen: Aye-Aye *Sonnerat* age aux Indes orient. II. p. 142. t. 86.) — Sciurus agascariensis *Gmelin* (*Linn.* Syst. nat. I, 1. p. 152.) Lemur psilodactylus *Schreber* (Säugethiere I. .) — Daubentonia *Geoffroy* (Decade philosoph. ter. No. 28.) ward von Sonnerat auf der Insel agaskar, (der Heimath mehrer ausgezeichneter und thümlicher Thierformen), und zwar im östlichen l derselben, entdeckt. Es hat etwa die Größe eines n, eine Länge von 3 Fuß, wovon der Schwanz die te beträgt. Es ähnelt im ganzen Habitus, beson- auch in der Kopfform der Eichhorngattung. Der ist rundlich, die Stirn platt; die Augen roth; die eidezähne ganz weiß. Lange, schwarze, steife Tast- e stehen über den Augen, an den Wangen, der Ober- und am Kinn. Das Grannenhaar ist oben am Rumpfe, welcher dazwischen feines, weißgelbes Woll- haar trägt, braun, an Gesicht und Kehle weißgelblich, am Unterkörper rothgelblich, an den Gliedern röthlich- braun, an den Zehen schwärzlich und sehr kurz, am Schwanz aber über zwei Zoll lang, stark, rigide und von braunschwarzer, an der Wurzel weißer Farbe.

Das Thier ist ein Nachtthier, sanften Naturells und ziemlich langsam in seinen Bewegungen. Es klettert auf Bäume und nährt sich vorzüglich von Würmern (?) und Insecten, welche es mit dem langen dürren Finger aus den Ritzen der Borke hervorholt und in das Maul bringt. Zwei in der Gefangenschaft gehaltene fraßen Reis und brauchten dabei auch den dürren Finger. Aye-Aye ist weder der ursprüngliche Name, noch der Ruf des Thie- res, sondern ein Ausdruck der Verwunderung, den die Madagassen einmal beim Anblick desselben hören ließen. Indessen ist es seit Sonnerat in vielen Schriften so genant und La Cepède hat von dieser albernen Benen- nung sogar für die lateinische Nomenclatur Gebrauch ge- macht, indem er es unter dem Titel Ay-Aye madagasca- riensis in seine Ordnung Pedimana stellte, und sonach mit den Beutelthieren gruppirte *).

Die von Froriep in Voigts Magazin für die Naturkunde (7. B. t. IX.) mitgetheilte Abbildung stellt, so wie die in einigen neuern französischen Werken gegebe- nen, das in der königlichen Samlung zu Paris befindliche, ausgestopfte Exemplar des Chiromys, welches ich im Jahr 1827 dort gesehen habe, richtig dar. Hingegen gleicht die Sonneratische, von Schreber, Shaw u. A. copirte Abbildung jenem Stücke, in Hinsicht der Form der Ohren und des Kopfs und der Längenverhält- nisse der Finger der Vorderfüße, so wenig, daß man auf die Vermuthung, das Original der letzten sey von jenem der Art nach verschieden, gerathen könte. Eine Abbil- dung des Schädels findet man in Cuviers Règne ani- mal. tab. II. f. 1 und 3. (*Nitzsch.*)

CHIRON (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie der Lucani- den, von Mac Leay †) errichtet, der Gattung Passalus verwandt, aber durch walzigen Körper, dicken Kopf von der Breite des Halsschildes und handförmig gezackte Schienen unterschieden. Die einzige bis jetzt bekante Art C. digitatus (Sinodendron digitatum Fabr. Scarites cy- lindrus Fabr. Passalus cylindrus Illig. Latr.) ist in Ostin- dien einheimisch. (*Germar.*)

CHLADNI [1]), Ernst Florens Friedrich, Doctor der Philosophie und Rechte, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, ein Mann, der mit Recht der Begründer einer auf Versuchen beruhenden Akustik, Erfinder einer Klasse musikalischer Instrumente, welche die Vorzüge der einstimmigen Blase- und Geigeninstrumente mit denen unserer bisherigen vielstimmigen Tasteninstrumente verei- nigen, und erster Erforscher der vom Himmel gefallenen meteorischen Massen genant werden kann, einer von

*) S. Memoires de l'Institut. national. Tom. III.
†) Horae entomol. I. pag. 107.
1) Dieser Artikel umfaßt zugleich die Artikel Clavicylinder, Euphon, Klanglehre, Klangfiguren, Meteorsteine.

den scharfsinnigen und thätigen Männern, denen man die außerordentlichen Fortschritte der Naturwissenschaften in der neueren Zeit vorzüglich verdankt [2]), ward den 30. Nov. 1756 in Wittenberg geboren. Seine Familie stamte aus Ungern. Wahrscheinlich wurde von da sein Großvater nach Wittenberg berufen, wo er Propst und Professor der Theologie wurde, und nach der damaligen Sitte der Gelehrten, ihren Namen eine lateinische Endung zu geben, den Namen Chladni in Chladenius umänderte. Der Sohn des Propst Chladenius, Ernst Martin Chladenius, kursächsischer Hofrath und erster Professor der Rechte in Wittenberg, Ordinarius der Juristenfakultät, war ein wegen der Rechtschaffenheit, Thätigkeit und Geschicklichkeit, die er als Director der Juristenfakultät und einiger andern Rechtskollegien zeigte, sehr geachteter Mann, wie er denn auch wegen seiner Kentniß des teutschen Statsrechts unter dem Kaiser Joseph als Reichshofrath nach Wien berufen ward, was er aber aus Anhänglichkeit an sein Vaterland nicht annahm. Unser Chladni war das einzige Kind dieses Hofrath Chladenius aus der ersten Ehe, und blieb es auch, als nach dem baldigen Tode seiner Mutter sein Vater sich zum zweiten Mal verheirathete.

Ungeachtet Chladni während seines ganzen Lebens der dauerhaftesten Gesundheit genoß, so scheint es doch seinem ganzen Körperbau nach, daß er als Kind von schwächlicher Constitution gewesen sey. Daher rührte vielleicht die Ängstlichkeit seiner Eltern, die er in dem seine Lebensverhältnisse schildernden Vorworte zur teutschen Ausgabe seiner Akustik (Leipzig 1802) beklagt. Ein Zwang indeß, der nur während der ersten Jahre seines Lebens gedauert hätte, würde einen weniger bleibenden Einfluß auf seinen Charakter gehabt haben. Chladni wurde aber auf die sächsische Fürstenschule nach Grimma geschickt, und der besondern Aufsicht eines seiner Lehrer übergeben. So dauerte der Zwang, dem er bisher unterworfen war, bis zu seinen Universitätsjahren fort. Ungeachtet aller Einschränkungen aber und aller Vorschriften für seine Beschäftigungen wußte er schon während seiner Schuljahre seine Liebe für die praktischen Wissenschaften und Künste zu befriedigen. Zu diesem Zwecke trieb er von seinem 19. Jahre an auf der Schule in Grimma die Musik, besonders Klavierspiel und die Theorie der Tonkunst, welches beides auf sein künftiges Leben großen Einfluß gehabt hat. „Als ich, sagt er, auf die Universität Wittenberg kam (1776), hätte ich gern Medicin studirt; ließ mich aber doch durch Zureden meines Vaters bewegen, die Rechtswissenschaft zu studiren. Während meiner dortigen Studien war ich auch weit eingeschränkter, als andere meines gleichen, welches mich veranlaßte, es durch mancherlei Vorstellungen endlich dahin zu bringen, daß mir die Erlaubniß ertheilt ward, nachher noch in Leipzig zu studiren. Dort war ich ganz mir selbst überlassen, habe aber, wie jeder, der sich meiner erinnert, wird bezeugen können, meine Freiheit auf keine Weise gemisbraucht. Als ich nach den gewöhnlichen Prüfungen die vorzüglichste Censur erhalten, und zwei selbst geschriebene Dissertationen vertheidigt hatte, ward ich Doctor der Rechte (1782). Hierauf ging ich wieder nach Wittenberg, wo meine Bestimmung zu seyn schien, juristische Geschäfte zu treiben, und etwa in der Folge eine juristische Professur oder ein anderes Amt zu erhalten." In der That hatte er in Wittenberg, bei dem großen Einflusse seines Vaters und dessen Collegen, und bei den von ihm bewiesenen guten juristischen Kentnissen die besten Aussichten, einst als Professor der Rechte angestellt zu werden, und dadurch ein einträgliches und ehrenvolles Amt zu erhalten. Allein nach dem Tode seines Vaters, dessen Wünschen er sich so lange gefügt hatte, behielt die ihm angeborne Neigung zu den Naturwissenschaften und sein Talent dazu bald die Oberhand. Er bewarb sich um die eben erledigte 2te mathematische Professur und hielt auch sogleich Vorlesungen über physische und mathematische Geographie, über Geometrie, und machte sogar mit einigen Zuhörern botanische Excursionen. Mit mehren von diesen Fächern, z. B. mit der Lehre vom Schalle und mit der Mathematik, hatte er sich schon auf der Schule in Grimma mit Vergnügen beschäftigt, andere hatte er auf der Universität, vorzüglich in Leipzig, neben seinen juristischen Studien getrieben. Schon im 19. Jahre, als er Musik zu treiben anfing, las er mehre Schriften über die Tonkunst, in welchen einige sehr interessante physisch-mathematische Lehren über tönende Schwingungen der Körper mangelhaft vorgetragen waren. Es gelang ihm später durch eigenes Nachdenken und Beobachten, mehre nicht unwichtige Verbesserungen über diese Gegenstände zu machen; ein Reiz zu weiterer Nachforschung. So suchte er bald die Quellen auf, woraus die Verfasser jener Schriften geschöpft hatten, und las in den Schriften der Pariser, Petersburger und Berliner Akademien der Wissenschaften, Daniel Bernoulli's Untersuchungen über die Luftschwingungen in Orgelpfeifen und Blaseinstrumenten, über die Schwingungen eines Stabes, über die Schwingungen einer Saite und über das Zusammenbestehen mehrer Schwingungsarten — und sämtliche auf Musik und Tonhervorbringung sich beziehende Schriften von Leonhard Euler, — wiederholte die angegebenen Versuche, und beabsichtigte eine Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, an der es noch in diesem Theile der Naturwissenschaft sehr zu mangeln schien. Bei den dazu von ihm veranstalteten Versuchen machte er manche neue oder ihm noch unbekante Bemerkungen. Unter andern fand er, daß eine jede nicht gar zu kleine Glas- oder Metallscheibe mannichfaltige Töne gäbe, wenn er sie an verschiedenen Stellen hielte und anschlüge. Hunderte mochten vor ihm dieselbe Erfahrung gemacht haben; aber keiner erkante das Interessante in dieser Erscheinung, keiner wußte sie so glücklich zu verfolgen, und aus ihr so viel Nutzen für die Wissenschaft zu ziehen, als Chladni's erfindungsreicher Geist.

Sein Plan, die 2te mathematische Professur in Wit-

2) Der Verfasser dieser Biographie stand in einem mehrfachen Verkehr mit Chladni, und erfreute sich bis an seinen Tod der freundschaftlichen Zuneigung desselben. Er kent zugleich mehre Freunde Chladni's, die sich seiner noch länger, und selbst von seinen Universitätsjahren her, erinnern, und welche mit ihm eine Reihe von Jahren in Wittenberg verlebten.

rg zu erhalten, scheiterte; denn diese Lehrstelle wur-
n der Regirung nicht wieder besetzt, und er war ohne
ichende Mittel zu seinem Lebensunterhalte: aber sein
hluß, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen,
wie er sich ausdrückt, „wo nicht mit mehr Glücke,
nit mehr Zufriedenheit und Lust der Welt zu dienen,"
fest. Er beschloß daher, seine Bedürfnisse so zu be-
ken, daß die Sorge um sein Leben nicht seine Be-
igungen zu bestimmen brauche, damit er mit verdop-
m Fleiße seine Entdeckungen verfolgen und fürs Le-
ützlich machen könte. Die Resultate seiner Arbeiten
te er in einer Schrift: „Entdeckungen über
Theorie des Klanges" (Leipz. 1787) bekant. —
Chladni war schon evident bewiesen, daß die physi
Ursache alles Tönens und alles Schalles in weiter
s als Schwingungen liege, deren Geschwindigkeit
gewisse Schranken überschreiten dürfe. Wie sollte
sogleich jedermann zu überzeugen seyn, daß die wun-
ren Eindrücke der Töne wirklich durch bloße Bewe-
en hervorgebracht würden? Und da jeder Körper
mannichfaltige Bewegungen und Schwingungen ma-
kann, warum sollten blos Saiten, Luft in Pfeifen und
len zu musikalischen Instrumenten brauchbar seyn?
cher meinte, daß außer der Bewegung noch etwas
es hinter dem Tone verborgen seyn müsse. Nun
Chladni in seiner Schrift durch eine große Samlung
Versuchen, wie fast alle Körper in demselben Grade
hig seyen, als sie schwingungsfähig sind, und gab
augenscheinlichsten Beweis, wie Änderungen in
Schwingungsarten auffallende Änderungen der Töne
ll mit sich führen. Eine Untersuchung über einen
neuen Gegenstand war aber in diesem Werke die Un-
chung schwingender, tönender Scheiben, insbeson-
der frei schwingenden Scheiben. Die ersten Ver-
, welche ihn zu dieser Reihe von Entdeckungen ge-
haben, waren folgende. Chladni spante eine mes-
ne Scheibe in ihrem Mittelpunkte fest in einen
aubstock, und bemerkte, daß man nicht allein durch
chlagen verschiedene Töne hervorlocken, sondern
stärker und anhaltender mit dem Violinbogen
rbringen konte. — Ferner faßte er den scharfsinnigen
nken, solche Platten, während sie tönten und schwan-
mit Sand zu bedecken, die Bewegungen der Körner
obachten, und aus diesen den Sandkörnern mitge-
ten Bewegungen auf die ursprünglichen Schwingun-
er Platte Rückschlüsse zu machen [3]). — Diese beiden
el, die Schwingungen elastischer Platten zu unter-
n, den Violinbogen auch bei Scheiben anzuwenden,
Sand auf die Oberfläche zu streuen, vereint, führten
u der wichtigen Entdeckung der Klangfiguren.

Wenn sich eine elastische Scheibe, z. B. von Glas
Metall, nicht in allen ihren Punkten in gleichmäßi-
ger Schwingung befindet, sondern es Stellen gibt, die während des Schwingens der übrigen Theile in Ruhe bleiben; so müssen Sandkörner, auf sie gestreut, während sie sich in horizontaler Lage befindet, von den schwingenden Stellen der Scheibe wiederholt in die Höhe geworfen werden, auf den ruhigen Stellen der Scheibe dagegen ruhig liegen bleiben, und dieser Zustand muß damit endigen, daß aller Sand von den bewegten Theilen nach und nach verschwindet und sich auf den nicht schwingenden Stellen ansammelt. — Diese Erscheinung, welche Chladni geahnet hatte, bestätigten seine Versuche auf das vollkommenste. Die Regelmäßigkeit aller auf diese Weise beobachteten Erscheinungen gab zugleich einen recht augenscheinlichen Beweis, daß man bei einem Körper Bewegungen, die der Natur und Ausdehnung des Körpers am angemessensten sind, von denen, welche damit im Widerspruche stehen, unterscheiden müsse. Die letztern verschwinden bald aus dem Körper; die erstern bringen eine viel bleibendere Wirkung hervor. Die letztern sind höchst mannichfaltig und unbestimbar; bei den erstern herrscht die höchste Einfachheit und Symmetrie.

Durch seine Entdeckungen bewies Chladni augenscheinlich, daß, wenn ein Körper von selbst und frei schwingend einen reinen vollen Ton gibt, er sich immer in einer sehr regelmäßigen Schwingung, die seiner innern Beschaffenheit und seiner äußern Begrenzung am angemessensten ist, befindet; eine Wahrheit, von der alle, welche die in Chladni's Klangfiguren überall herrschende Symmetrie kennen gelernt und gesehen haben, sich leicht überzeugen konten.

Die große Verehrung, welche Chladni vor Daniel Bernoulli und Euler hegte, in deren Abhandlungen er die ersten und wichtigsten, damals unbenutzten Belehrungen gefunden hatte, veranlaßte ihn, diese klassische Schrift über die Theorie des Klanges, da diese Männer selbst nicht mehr lebten, der Akademie, an der sie gewirkt hatten, zu dediciren, als eine Auffoderung, den von ihren Vorgängern eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Dieses gab wahrscheinlich die Veranlassung, daß er zum correspondirenden Mitgliede von derselben ernant wurde. Zugleich aber erregten seine Entdeckungen bei Jakob Bernoulli, dem Neffen Daniel Bernoulli's, so großes Interesse, daß er sogleich einen Versuch machte, die Schwingungen einer Quadratscheibe durch die Theorie zu bestimmen, und in den Act. Acad. Petrop. für dasselbe Jahr, wo Chladni's Abhandlung in Leipzig erschienen war, seine Untersuchung darüber mittheilte, deren Resultate jedoch sich nicht bestätigt haben.

Diese Entdeckungen, ferner die Entdeckung der wahren Schwingungsgesetze der Ringe waren die hauptsächlichsten, welche Chladni 1787 in seiner Schrift über die Theorie des Klanges bekant machte.

Man kann nicht bestimmen, was er geleistet haben würde, wenn er in diesen Jahren der kräftigsten Wirksamkeit zu dem Besitz der feinsten mechanischen Hilfsmittel gelangt wäre. Aber nicht allein, daß ihm diese Vortheile nicht zu Theil wurden, mußte er jetzt auch noch mit den

3) Eine entfernte Veranlassung hatte Lichtenberg zu dieser
ckung durch eine Erscheinung in einem andern Theile der Na-
re, durch die Figuren gegeben, welche sich bei dem Aufstreuen
harzstaubes auf Glas und Harzscheiben durch die verschiedenen
icitäten bilden.

größten Schwierigkeiten kämpfen, wie er in dem genanten Vorwort ausführlich erzählt.

„Ich ließ aber doch — sagt er — den Muth nicht ganz sinken, sondern bemühte mich desto mehr, durch eigene Kraft mir eine bessere Existenz zu verschaffen. Ich hatte dabei den Gedanken, daß ein Künstler, der einige Aufmerksamkeit zu erregen weiß, weniger an einen bestimten Ort gebunden ist, als ein Gelehrter, der sich dem akademischen Leben widmet, und hoffte es auch, dahin bringen zu können, zwar nicht durch Virtuosentalent, weil ich so spät angefangen hatte, Musik zu treiben, aber doch durch Erfindung eines neuen musikalischen Instruments, welches ich eher als ein andrer ausführen zu können glaubte, weil ich die Natur so manchen klingenden Körpers zuerst untersucht hatte." Dies war also der Schritt, durch welchen er seine Kentnisse und Entdeckungen zu seiner künftigen Existenz zu benutzen hoffte, ohne diejenigen Beschäftigungen aufzugeben, die sein Lebensglück und Lebensziel ausmachten. Er arbeitete dahin, nicht blos ein einzelnes neues Instrument, sondern eine Klasse neuer Instrumente zu begründen, wodurch im Instrumentenbau eine neue Bahn gebrochen würde. Denn das ist der Unterschied zwischen der Erfindung eines neuen Instruments und der Erfindung einer Klasse neuer Instrumente, daß dort eine einzelne praktische Entdeckung, die selten mehr als eine eigenthümliche und vorzüglich vortheilhafte Anwendung gestattet, hinreicht; hier aber eine neue Bahn in der Wissenschaft gebrochen werden muß, wo dann natürlich auch ein weites Feld nützlicher Anwendungen offen steht. Eine solche neue Bahn in der Wissenschaft hatte Chladni sich gebrochen, und es war sehr natürlich, daß er darauf bauend eine Menge neuer Ideen fand. Nach und nach, in einem Zeitraume von anderthalb Jahren, gelangte er endlich zu einem festen Entschluß, auf welche Weise er seine Entdeckungen am einfachsten und zweckmäßigsten zu einem neuen Mechanismus benutzen könne, und es beschäftigte ihn nun die gehörige Einrichtung des Instruments. „Diese Idee, sagt er selbst, hatte sich in meiner Einbildungskraft so festgesetzt, daß ich bisweilen sogar im Traume auf diese Art spielen sah, und den Klang ungefähr so zu hören glaubte, wie er bei meinem Euphon wirklich ist, nämlich der Harmonika ähnlich, aber mit weniger Nachklang und mehrer Bestimtheit. Endlich erhielt er die gesuchte Auflösung dieser Aufgabe am 2. Juni 1789 [4])."

Die Erfindung seines Euphons [5]) baute er auf seine akustischen Entdeckungen. Saiten, die Luft in Blaseinstrumenten, und Glocken waren früher die einzig bekanten und brauchbaren Materialien zu musikalischen Instrumenten gewesen. Nun hatte Daniel Bernoulli entdeckt, daß auch Stäbe sehr wohl des Tönens fähig wären, und er und vorzüglich Euler haben die Theorie tönender Stäbe vortrefflich behandelt. Aber Chladni hat die erste vollständige physikalische Untersuchung der Ton- und Schwingungsgesetze gerader und gekrümter Stäbe gegeben. Hiedurch, wie durch die übrigen Entdeckungen, verschaffte er sich eine Übersicht aller musikalischen Materialien, wozu nicht blos Saiten- und Luftsäulen, sondern überhaupt alle elastischen Körper gehören: durch Spannung elastische, Saiten, Paukenfelle und andere gespante Membranen; durch Druck elastische, Luft in Orgelpfeifen und in Blaseinstrumenten; durch innere Steifigkeit elastische, gerade oder gekrümte Stäbe oder schmale Streifen, gerade oder krumme Flächen, Scheiben und Glocken, wovon die Untersuchung krummer Stäbe, Streifen und Ringe, und die Entdeckung und Untersuchung der verschiedenen Schwingungen der Scheiben ganz sein Eigenthum war.

Die Idee eines solchen Instruments konte vorher noch nicht da gewesen seyn. Denn 1) hatte kein Künstler vorher einen Begriff, wie man von freischwingenden Stäben beim Instrumentenbau Gebrauch machen könne. Man mußte dazu einen schwingenden Stab an seinen Schwingungsknoten zu befestigen verstehen, und die Lage dieser Knoten genau bestimmen können. Durch Aufsuchung der Schwingungsknoten gelang es Chladni, Schwingungen und Töne hervorzubringen, welche schwebende Stäbe und Scheiben im leeren Raume hervorbringen würden, ungeachtet er sie halten und befestigen mußte. Stäbe und Scheiben, welche auf diese Weise, blos an ihren Schwingungsknoten gehalten, schwangen und tönten, nante Chladni frei schwingende Stäbe und Scheiben. — Durch diese freien Schwingungsarten der Stäbe, auf welche die umgebenden Körper gar keinen Einfluß haben, lassen sich schönere Töne hervorbringen, als wenn das eine Ende des Stabes fest geklemt wird. „Hier wird also, sagt Chladni selbst, von praktischen Anwendungen der Stäbe die Rede seyn, und zwar hauptsächlich solcher Stäbe, die frei schwingen, d. i. die an keinem ihrer Enden befestigt sind, weil diese empfehlungswerther sind, als Stäbe, deren eines Ende, so wie bei der Eisenvioline, fest ist, indem der Klang der letztern gewöhnlich, besonders in den äußersten Tönen, weniger sanft und gleichförmig, und zu sehr von der Grundlage abhängig ist." — 2) Eine sehr wichtige Entdeckung, welche Chladni zum Bau seines Euphons, ohne sie bekant gemacht zu haben, benutzte, besteht darin, wie man mit Hilfe von Longitudinalschwingungen eines kleinen Stäbchens einen größern Stab oder eine Saite in volltönende transversale Schwingung bringen könne. Alle Körper, welche tönen sollten, wurden vor Chladni unmittelbar entweder gerieben oder gestoßen. Er brachte Stäbe, Scheiben, Saiten auch mittelbar zum Tönen, indem er sie nicht selbst rieb und erschütterte, sondern indem er ein mit ihnen in Berührung befindliches Stäbchen rieb. Und die bloße Berührung eines solchen Stäbchens reichte hin, um einen größern Stab zum vollen Tönen zu bringen. Diese Entdeckung gehört zur Lehre von den mitgetheilten Schwingungen. 3) Endlich hat Chladni die Schwingungen gekrümter Stäbe zuerst untersucht, und diese Untersuchung zum

---

4) Vgl. Gerber in seinem Tonkünstler-Lexicon. 5) Erst 32 Jahre nach der Erfindung hat Chladni den Bau des Euphons in seinen Beiträgen zur praktischen Akustik (Leipzig 1822) bekant gemacht, und zugleich die Vervollkomnungen beschrieben, die er in der Zwischenzeit hinzufügte.

Vortheil seines Euphons benutzt. Wenn krumme Stäbe frei schwingen, und dabei 3 Schwingungsknoten bilden, und man beugt sie in Form eines U so, daß ihre Enden eine parallele Lage erhalten, so schwingen die beiden parallelen Enden des Stabes gleichzeitig immer nach gleicher Richtung, und ein Stäbchen folglich, zwischen beiden Enden eingeklemt und seiner Länge nach gerieben, kann auf die vorhin beschriebene Weise durch Mittheilung der Schwingung den größern Stab von beiden Enden aus gleichmäßig zum Tönen anreizen; und durch diese gleichzeitige von beiden Enden ausgehende Tonerregung hat er den Grund zu einer schnellern und vollern Ansprache der Töne seines Instruments gelegt. — Auf dieser ingeniösen Combination beruht die beste und letzte Bauart des Euphons, welche Chladni erst nach Herausgabe seiner Beiträge zur praktischen Akustik in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung 1822 bekant machte. Er sagt daselbst S. 811: „die beste Bauart des Euphons beruht darauf, daß, wenn bei irgend einer Schwingungsart eines klingenden Körpers zwei Enden, oder überhaupt zwei einander gegenüber befindliche Stellen sich nach einerlei Richtung bewegen, der Klang sich durch longitudinales Streichen eines dazwischen geklemten Streichstabes leicht hervorbringen läßt."

Diese 3 Stücken sind die wesentlichen Entdeckungen, auf denen die Erfindung des Euphons beruht, und wir können demgemäß alle wesentlichen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten dieses Instruments in folgender kurzen Beschreibung zusammenfassen. Das Euphon besteht aus horizontal liegenden, metallnen Stäben, deren Enden nach oben gebogen sind. Sie schwingen mit 3 Knoten, welche mit dem Resonanzboden in Verbindung gebracht werden können. Zwischen den beiden Enden werden Glasstäbchen, Thermometer- oder dünne Barometerröhren eingeklemt, welche die Stelle der Tasten vertreten. Werden diese eingeklemten Glasstäbchen der Länge nach mit nassen Fingern gestrichen, so tönen die Metallstäbe augenblicklich sehr schön, der Harmonika ähnlich.

Auf den wissenschaftlichen Reisen, die Chladni in den Jahren 1791 bis 1799 besonders nach Hamburg, Wien und Berlin machte, suchte und benutzte er sorgfältig alle Gelegenheiten, die zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung beitragen konten. Insbesondre erwarb er sich den Umgang und die Freundschaft aller ausgezeichneten Gelehrten seines Fachs in der damaligen Zeit.

In diesen Zeitraum fallen nun aber auch 1) seine überaus wichtige Untersuchung der Längentöne an Saiten und Stäben, welche er schon vor dem Jahre 1787 entdeckt hatte, in den Jahren 1792 und 1796 aber einer neuen gründlichen Untersuchung unterwarf. 2) Die Entdeckung der Tongesetze der chemischen Harmonika, indem er durch Versuche nachwies, daß die chemische Harmonika eine Orgelpfeife sey, die ohne Mundstück und ohne Blasebalg durch eine Wasserstoffgasflamme zum Tönen gebracht werde. Er wies nicht allein nach, daß die chemische Harmonika wirklich dieselben Gesetze, wie die Orgelpfeifen befolge, sondern auch, daß bei gleichen Dimensionen und bei gleicher Wärme der Luft in der Orgelpfeife und in der chemischen Harmonika auch die absolute Höhe ihrer Töne in allen Fällen gleich sey (1792). 3) Die Untersuchung über die Geschwindigkeit, mit welcher der Schall durch feste Körper und durch die Gasarten fortgeleitet wird. 4) Die Entdeckung und Untersuchung der drehenden Schwingungen (1799). 5) Die Untersuchung des Ursprungs der Feuermeteore und der meteorischen Massen.

Was die Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe betrifft, so entdeckte er, daß ein fester Körper nach zweierlei ganz verschiedenen Gesetzen und durch zweierlei ganz verschiedene in ihm liegende Kräfte zwei verschiedene Reihen von Tönen hervorbringen könte. Bis zu dieser Entdeckung Chladni's kante man nur diejenigen Schwingungen fester Körper, bei welchen sie sich vermöge ihrer Elasticität hin und her beugen, die jetzt sogenante transversale Schwingung. Jetzt erfuhr man, daß feste Stäbe und Saiten, obgleich ihre Materie durch die geringe Verschiebbarkeit ihrer Theilchen so sehr von der Luft verschieden ist, doch auch nach denselben Gesetzen, wie in Röhren eingeschlossene Luftsäulen und Luftfäden tönen können, eine Art zu tönen, welche nicht von der Federkraft (Elasticität), sondern von der Expansivkraft (von dem Grade der Zusammenziehbarkeit und Ausdehnsamkeit) hervorgebracht wird, deren ein Körper fähig ist. — Bei der longitudinalen Schwingung beugen sich die tönenden Stäbe und Saiten eben so wenig abwechselnd nach entgegengesetzten Seiten, als die tönenden Luftsäulen in den Orgelpfeifen, sondern die Materie derselben zieht sich der Länge nach abwechselnd zusammen und dehnt sich wieder aus. — Die Höhe eines longitudinalen Tones einer Saite verändert sich ganz und gar nicht, wenn die Saite mehr gespant wird, ebenso wie die des Tones einer Luftsäule sich nicht ändert, wenn die Luft zusammengepreßt und dadurch verdichtet wird.

Auch bei den longitudinalen Tönen der Saiten und Stäbe entdeckte Chladni, daß mehre Schwingungsarten möglich sind. Nämlich bald gibt es blos einen Mittelpunkt in der Saite oder im Stabe, gegen welchen sich diese Körper von beiden Seiten her zusammenziehen und wieder ausdehnen (und dieser Mittelpunkt liegt dann in der Mitte) oder es gibt deren 2, 3 u. s. w. Diese Mittelpunkte der sich zusammenziehenden oder ausdehnenden Abtheilungen sind immer in Ruhe, sind also Schwingungsknoten der longitudinalen Schwingungsarten.

Bei diesen Entdeckungen ist besonders der ganz neue Gebrauch, den Chladni vom Violinbogen machte, zu bemerken. Um nämlich die abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen der Saite hervorzubringen, berührte er die Saite mit dem Violinbogen, gerade wie man auf der Violine die Saite mit dem Violinbogen, um sie aus ihrer Lage zu verrücken und zu beugen, berührt. Statt man aber den Bogen, um die Beugung der Violinsaite hervorzubringen, senkrecht gegen die Länge der Saite hält; so neigte dagegen Chladni den Violinbogen, um die Zusammenziehungen

und Ausdehnungen der Saite bei ihren longitudinalen Schwingungen hervorzubringen, stets unter einem spitzen Winkel gegen die Saite, und strich mit passender Geschwindigkeit so an der Saite hin, daß immer dieselbe Stelle des Violinbogens mit der Saite in Berührung blieb. Statt also bei einer Violine nach und nach die ganze Länge des Violinbogens mit einer Stelle der Saite in Berührung gebracht wird; komt bei longitudinalschwingenden Saiten nach und nach die ganze Saite mit einer Stelle des Violinbogens in Berührung.

Diese wichtige Entdeckung der longitudinalen Schwingungen an festen Körpern, an Stäben und Saiten, wurde um desto interessanter, da Chladni durch einen sehr scharfsinnigen Gedanken zu allererst eine sehr geniale Anwendung derselben zur Messung der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall in verschiedenen festen Körpern fortgepflanzt wird, machte, welche schon allein seinen großen Erfindungsgeist beweist. Er fand nämlich aus Versuchen, und sahe es auch aus den Rechnungen der Mathematiker ein, daß die in einer tönenden Orgelpfeife eingeschlossene Luftsäule genau eben so oft in einer Secunde hin und her schwinge, als ein zu dieser Luftsäule fortgepflanzter Schall dieselbe von einem Ende zum andern hin und her durchlaufen würde, wenn er die Luftsäule mit der bekanten Geschwindigkeit des Schalles durchliefe, an den Enden derselben, wie beim Echo, ohne Zeitverlust zurückgeworfen würde, und sie auf diese Weise immer von neuem durchliefe. Er wußte nach dem von Daniel Bernoulli gefundenen Gesetze aus der bekanten Geschwindigkeit des Schalles in der Luft den Ton einer Orgelpfeife zu berechnen, deren Länge ihm bekant war. Da er nun einsah, daß sich von diesem Gesetze eine umgekehrte Anwendung machen lassen müsse, und daß man folglich aus dem Tone, den die in einer Orgelpfeife eingeschlossene Luftsäule von bestimter Länge zu geben im Stande ist, die Geschwindigkeit des Schalles, wenn sie uns unbekant wäre, zu berechnen im Stande seyn müßte; so wendete er diesen Gedanken auf eine sehr geniale Weise auf die festen Körper an.

So wie es nun mit der Erfahrung übereinstimt, daß eine 32 Fuß lange Orgelpfeife, wenn sie tönt, etwa 32 Schwingungen in einer Secunde macht, und daß der Schall im Mittel in einer Secunde 1024 Par. Fuß bei 2° C. Temperatur (1050 Par. Fuß bei 15° C. Temperatur), d. h. 32 mal 32 Fuß durchläuft; so erwartete Chladni mit Recht, daß man, wenn man die Höhe des Tones genau bestimt, den ein Metallstab von bestimter Länge, während er longitudinal schwingt, gibt, und hieraus die Zahl der Schwingungen erfährt, die der Stab in einer Secunde macht, man die Geschwindigkeit des Schalles in der Materie des Stabes zu berechnen im Stande seyn werde. Auf diese Weise fand er, daß der Schall durch Eisen 16⅔ mal geschwinder als durch die atmosphärische Luft fortgepflanzt wird, und daß er also eine so außerordentliche Geschwindigkeit im Eisen hat, daß die ungeheure Geschwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne sich bewegt, ungefähr nur 6 mal größer ist. In manchen Hölzern übertrifft die Geschwindigkeit des Schalles die der Luft sogar 18 mal.

Die Beobachtungen und Schlüsse Chladni's haben sich durch directe Beobachtungen an Eisenröhren, die lang genug waren, um mit Uhren die Geschwindigkeit, mit welcher sich der Schall durch sie hindurch fortpflanzte, zu messen, als richtig bestätigt.

Man kann die Entdeckung der longitudinalen Schwingungen fester Körper vielleicht die wichtigste akustische Entdeckung Chladni's nennen, und noch läßt sich nicht übersehen, welche Reihe neuer Entdeckungen in der Akustik und in andern physikalischen Wissenschaften sich an diese Entdeckung anschließen wird. Man wird vielleicht in Zukunft die Reinheit der Metalle so gut durch ihre longitudinalen Töne, als durch ihr specifisches Gewicht und andere Merkmale, erkennen, man wird in der Lehre von der Wärme fester Körper neue Fortschritte durch Benutzung der longitudinalen Töne machen, und den Unterschied fester und flüssiger Körper besser einsehen lernen. Denn da durch die longitudinalen Töne evident bewiesen ist, daß die festen und die luftförmigen Körper, ihrer übrigen großen Verschiedenheit ungeachtet, bei der Fortpflanzung des Stoßes und bei den longitudinalen Schwingungen (denn diese beruhen nur auf den mit der Fortpflanzung des Stoßes verbundenen Bewegungen) genau dieselben Gesetze befolgen; so öffnete nicht nur damals dieser neue Satz den Mathematikern ein weites Feld, auf welchem ihre für die luftförmigen Körper gefundenen Naturgesetze und Rechnungen Anwendungen fanden, sondern es werden sich auch nun die wesentlichen Eigenschaften, durch welche sich die festen Körper von den luftförmigen unterscheiden, besser einsehen lassen, nachdem man die Eigenschaften beider, in welchen sie übereinstimmen, prüfen und bestimmen kann.

Ein ganz neuer Gegenstand kam im Jahre 1794 durch Chladni zur Sprache, nämlich die bei Feuermeteoren auf die Erde herabgefallenen Massen. Während seine frühern Entdeckungen ganz mit den Ideen und Ansichten übereinstimten, welche seit mehr als 100 Jahren von den ausgezeichnetsten Physikern ausgegangen waren, und daher sogleich allgemeine dankbare Anerkennung fanden, war die Entdeckung der Thatsache, daß mit Leuchtkugeln und ähnlichen Feuermeteoren Eisenstein und andere Massen herabfielen, den damals herrschenden Begriffen so zuwider, daß Chladni's Gleichmuth und Beharrlichkeit zu bewundern ist, mit welcher er die einmal von ihm nachgewiesene Thatsache unerschütterlich festhielt. Diese Untersuchung war vorzüglich angeregt durch seine oben angeführten wissenschaftlichen Reisen. „Als ich im J. 1792, erzählt er, in Göttingen war, hatte ich öfters Gelegenheit, mich mit Lichtenberg zu unterhalten, wo er denn von seinem Reichthume origineller Ideen gern einiges mittheilte. Ich fragte ihn, wie es denn käme, daß er in seiner Ausgabe von Erxlebens Naturlehre von Feuerkugeln wie von einem elektrischen Meteore geredet habe, da doch ihr Erscheinen zuweilen bei ganz heiterm Himmel, in einer Höhe, wo wegen der so geringen Dichtigkeit der Luft die Elektricität sich zerstreuen müßte, und

nur etwa nordlichtähnliche Erscheinungen hervorbringen, aber sich nicht in einem Klumpen zusammenballen könte, ihr Brennen und Rauchen, ihr Zerplatzen u. s. w. zu erkennen gäben, daß sie wol etwas anderes seyn möchten. Er erwiderte: er und andere Physiker hätten bei Gelegenheit der elektrischen Metcore davon geredet, weil eine solche Erscheinung mit diesen wenigstens mehr Ähnlichkeit habe, als mit etwas anderem; eigentlich wüßten sie aber nicht recht, was sie daraus machen sollten. Als ich ihm weiter mit Fragen zusetzte, wofür man sie denn eigentlich halten könne, wenn man die vorher erwähnten Umstände gehörig in Anschlag bringen wolle, antwortete er: die Feuerkugeln möchten wol etwas nicht tellurisches, sondern kosmisches seyn, nämlich etwas, das nicht in unsrer Atmosphäre seinen Ursprung habe, sondern von außen in derselben anlange und darin sein Wesen treibe; was es aber sey, wisse er nicht. Er verglich diese Idee damit, daß Kometen auch vormals für atmosphärische Meteore wären gehalten worden, ungeachtet schon Seneca einen richtigen Begriff davon hatte, bis Dörfel endlich gezeigt hat, daß Seneca recht hatte, und daß sie kosmisch sind. So weit Lichtenberg. Diese Äußerung von ihm war mir so auffallend, daß ich den Entschluß faßte, der Sache weiter nachzuforschen."

Aber auch Lichtenberg konte sich nach Erscheinen von Chladni's erster Schrift hierüber (1794), so wenig in die von Chladni historisch nachgewiesenen Thatsachen finden, daß er zu Professor Harding und zu andern sagte: es sey ihm bei dem Lesen dieser Schrift so zu Muthe gewesen, als wenn ihn selbst ein solcher Stein am Kopfe getroffen hätte, und er habe anfangs gewünscht, daß Chladni sie nicht geschrieben hätte. Späterhin ward er davon überzeugt, und im Göttingischen Taschenkalender auf 1797 äußerte er, der Mond, dem er es zuschrieb, sey ein unartiger Nachbar, weil er mit Steinen nach uns werfe. Und nicht blos Lichtenberg, sondern zugleich mehre berühmte teutsche Naturforscher überzeugten sich bald von der historischen Richtigkeit der Sache und von der Ankunft solcher Massen von außen. Freiherr von Zach war sogleich damit einverstanden, lächelte zwar über Chladni's mündlichen Ausdruck, es wären Weltspäne, fand ihn aber nicht unangemessen. Olbers zeigte schon im J. 1795 in einer Vorlesung im Museum zu Bremen, die Möglichkeit, daß solche Steine aus Mondvulkanen ausgeworfen seyen, wiewol er jetzt auch den eigentlich kosmischen Ursprung für wahrscheinlicher hält. Werner machte sogleich bei dem ersten Anblick der Meteorsteine die Bemerkung, da man auf der Erde keine dergleichen fände, müßten sie wol von wo anders kommen, wo es dergleichen gäbe.

Chladni's eigenes Urtheil über den verschiedenen Ursprung, welchen man von diesen herabgefallenen Massen aufstellen kann, war folgendes.

Zuerst kann man sagen, die Meteorsteine sind Haufen von Materie, die, so lange sie auf keinen größern Weltkörper niederfallen, eine eigene Bewegung im Weltraume haben. Die Meinung von Steinmassen oder gediegenen Eisenmassen, wie sie nirgends auf der Erde gefunden werden, und welche in sehr beträchtlicher Höhe, oft von 10 — 20 Meilen, anfangs fast in horizontaler, nach und nach in immer mehr geneigter Richtung mit einer Geschwindigkeit sich bewegen, wie sie fast nur den Weltkörpern zukomt, — die Meinung, sage ich, daß sie wirklich eine Art kleiner Weltkörper seyen, scheint allen Thatsachen auf das vollkommenste und mit Zuziehung der wenigsten Hypothesen zu entsprechen, zumal da historisch nachgewiesen werden kann, daß sie in den verschiedensten Jahres- und Tageszeiten fast aus allen Weltgegenden und in fast allen Ländern, bei dem heitersten wie bei trübem Wetter und ohne irgend eine bestimte periodische Wiederkehr angekommen sind. Zwar ist zu bemerken, daß man bei einer so schnell vorübergehenden Erscheinung nicht Zeit hat, Messungen mit astronomischen Instrumenten zu machen, sondern sich mit einer Schätzung durch das Augenmaß begnügen muß, und daß daher die Bestimmung der Höhe der Feuerkugeln durch correspondirende Beobachtungen oft sehr fehlerhaft werden kann. Dennoch ist durch solche Beobachtungen ausgemacht, daß sie sich oft weit höher als 10 oder 20 teutsche Meilen befinden. Eben dies gilt auch von der Bestimmung der Geschwindigkeit der Meteorsteine. So ungewiß die Angaben davon auch seyn mögen, so erhellt doch, daß sie die Geschwindigkeit der schnellsten Kanonenkugel, wie aller auf der Erde vorkommenden Wurfbewegungen außerordentlich weit übertreffen. Ob diese Massen aber früher irgend einem größern Weltkörper angehört haben oder nicht, läßt sich nicht ausmachen.

Weit mehr willkürliche Annahmen werden erfodert, wenn man annimt, daß die Meteorsteine aus Bestandtheilen der Atmosphäre gebildet seyen. Es wäre zwar ein ungeheuerer Gewinn für die Chemie, wenn man aus diesen meteorischen Erscheinungen als nicht zu bezweifelnde Thatsache herleiten könne, daß es Naturkräfte gäbe, welche aus der 20 Meilen und höher über der Oberfläche der Erde sich befindenden Luft auf einmal mehre Zentner Eisen, Nickel, Kieselerde, Chrom, woraus die Meteormassen bestehen, auszuscheiden, oder die Luft selbst in diese Materien umzuwandeln vermöchte, wovon die feinste Analyse bisher noch nicht die geringste Spur oder Analogie hat auffinden können. Da nun aber hiebei die große Geschwindigkeit und die horizontale oder wenigstens sehr von der senkrechten abweichende Richtung der Meteorsteine unerklärt bleiben würde, da Meteorsteine, die sich in der Atmosphäre erzeugten, an sich in der Richtung der Schwere herabfallen müßten; so wird es wol am vernünftigsten seyn, eine so hypothesenvolle Ansicht über den Ursprung der Meteorsteine ganz dahin zu stellen, bis die Chemie einige dieser Hypothesen in Thatsachen verwandelt hat.

Endlich die Meinung, daß die herabgefallenen meteorischen Massen von der Erde selbst in die Höhe geworfen seyen, widerspricht unsern mineralogischen und geologischen Kentnissen, da durchaus keine ähnliche Mischung von Eisen, Nickel, Kieselerde, Chrom u. s. w. von ähnlichem Gefüge, wie die Meteorsteine zeigen, auf

der ganzen Erde gefunden werden, und ganz willkürliche Hypothesen zur Erklärung der Geschwindigkeit und Richtung ihrer Bewegung erfodert würden.'

So urtheilte Chladni über die verschiedenen Meinungen, welche man von dem Ursprunge der Meteorsteinfälle aufstellen kann, welche Erscheinung er selbst aus einer für fabelhaft gehaltenen Erzählung zum Range einer physikalischen Thatsache erhoben, und über die er selbst die einfachste, wahrscheinlichste und jetzt am allgemeinsten verbreitete Lehre aufgestellt hatte.

Von diesen Entdeckungen auf seinen Reisen von 1791 — 1799 werden wir wieder zur praktischen Akustik, zur Lehre vom Instrumentenbau, geführt. Chladni hat außer dem Euphon noch ein zweites Instrument erfunden, welches zwar auf den nämlichen physikalischen Entdeckungen, wie das Euphon, beruht; aber einer größern Ausführung und sich weiter erstreckenden Anwendung fähig ist, nämlich den Clavicylinder.

Die Vortheile, die Chladni durch Erfindung dieser beiden Instrumente, insbesondre durch das letztere, der Musik zu verschaffen suchte, wollen wir mit seinen eigenen Worten aussprechen: „die gewöhnlichen Instrumente, welche mit Tasten gespielt werden, haben die Unvollkommenheit, daß man die Töne nicht, so lange sie eigentlich dauern sollen, mit anwachsender, gleichbleibender oder abnehmender Stärke fortdauern lassen kann, so wie man dies auf allen Streich- und Blaseinstrumenten in seiner Gewalt hat, welchen aber die Vollstimmigkeit der Tasteninstrumente fehlt. Es haben sich also seit wenigstens dritthalbhundert Jahren mechanische Künstler bemühet, die Vollstimmigkeit der Tasteninstrumente mit dem Singenden der Streich- und Blaseinstrumente zu verbinden. Meistens bediente man sich hiezu der Saiten, die durch Räder oder Pferdehaare auf irgend eine Art gestrichen wurden, wobei aber immer unvermeidliche Unvollkommenheiten statt finden, z. B. das öftere Verstimmen der Saiten und das öftere Wandelbarwerden des sehr zusammengesetzten Mechanismus. Bei einigen solchen Instrumenten bediente man sich auch eiserner Stifte, die, ungefähr wie bei der Eisenvioline mit Pferdehaaren gestrichen wurden, oder auch eiserner Gabeln. Aber auch hiebei waren beträchtliche Unvollkommenheiten nicht zu vermeiden, z. B. daß es einen sehr zusammengesetzten Mechanismus und also viele Reparaturen erfodert, und daß man die Reibung der Pferdehaare an den Saiten, Gabeln oder Stiften allemal weit stärker hört, als das Streichen einer Saite mit dem in der Hand gehaltenen Violinbogen."

Aller dieser Versuche ungeachtet, deren Zahl das Bedürfniß eines solchen Instruments für unsere jetzige Musik beweist, hatte man auf keinem der eingeschlagenen Wege der Musik die Vortheile eines „vielstimmigen Singinstruments", wie Chladni sein Clavicylinder im Gegensatz zu den „vielstimmigen Klinginstrumenten", dem Klaviere und Pianoforte, und den „einstimmigen Streich- und Blaseinstrumenten" nent, verschaffen können.

Wir haben gesehen, daß er an die Klangstäbe des Euphons dünne Stäbchen (Streichstäbchen) befestigt hatte, und daß er durch Reibung der letztern die Klangstäbe zum Tönen brachte. An das Ende des Streichstabes befestigte er nun einen Tuchstreifen, und drückte ihn an eine nasse, sich drehende, gläserne Walze oder Glascylinder, worauf sogleich der Klangstab zu tönen anfing. Diese Entdeckung benutzte er zur Erfindung des Clavicylinders. Ein nasser Glascylinder, welcher wenigstens eben so lang ist, als die ganze Claviatur, wird ununterbrochen gedreht, und die Streichstäbe der einzelnen Klangstäbe werden mittelst der Tasten mit dem mit einem Tuchstreifen belegten Ende an den Glascylinder stärker oder schwächer angedrückt. In diesem neuen Instrumente wird also der reibende Körper nicht erst bei jedem einzelnen Tone in Bewegung gebracht, sondern er ist fortwährend in gleichförmiger Bewegung; daher ist die Ansprache der Töne momentan, und es können auf dem Clavicylinder sehr schnelle Passagen ausgeführt werden. Alle Kunst beim Spielen dieses Instruments besteht blos darin, daß man den größern oder geringern Druck auf die Taste vollkommen in der Gewalt hat.

Der einfache Mechanismus des Clavicylinders besteht also darin, daß jeder Ton seinen Klangstab mit einem kleinen Streichstabe hat. Dicht oberhalb aller dieser kleinen Streichstäbe drehet sich eine gläserne oder hölzerne Walze, an welche die kleinen Streichstäbe mittelst der Tasten gedrückt werden können. Dieses ist die vollkommenere Bauart des Clavicylinders; denn man kann auch die Klangstäbe selbst unmittelbar an die Streichwalze drücken, und der Vermittlung der Streichstäbe entbehren; jedoch gewint man dadurch nichts in der Schnelligkeit der Tonerregung, und verliert dagegen an Schönheit des Tones und Festigkeit des Baues.

Die Euphone und Clavicylinder, welche Chladni sehr häufig hat öffentlich hören lassen, sind von keinem Instrumentenbauer gebauet worden, sondern den äußern Kasten hatte der Tischler und die Eisenstäbe der Schlösser verfertigt, und alles übrige, mit Ausnahme der Tasten, ist von Chladni's eigener Hand mit sehr wenigen Werkzeugen gearbeitet worden, ein Beweis von der Einfachheit des Baues und wie leicht er gelingt. Dennoch wäre sehr zu wünschen, daß zur möglichst vollkommenen Ausführung dieses so einfachen Instruments ein recht geschickter Instrumentenbauer oder gute mechanische Werkstätten sich entschlössen, um solche Instrumente in verschiedenen Masstäben und zu verschiedenen Zwecken zu bauen, z. B. von einer Größe, daß sie Orgeln vertreten, und bei voller Orchestermusik angewendet werden könten; und daß alsdann von Tonsetzern die eigenthümlichen Vortheile dieser Instrumente benutzt und von Musikdirektoren an passenden Stellen angewendet würden.

Das großartige Nationalinstitut zu Paris hat die Gewohnheit, Entdeckungen und Erfindungen, die ihm vorgelegt und dessen für werth gehalten werden, durch eine Commission untersuchen zu lassen. Zur Prüfung von Chladni's Erfindungen wurden im J. 1808 von diesem Institute aus der Klasse der physischen und mathematischen Wissenschaften Lacepède, Hauy und Prony, und

Klasse der schönen Künste Grétry, Méhul und zu Commissären ernant 6).

Die Erfindung des Clavicylinders gab Chladni Gezeit, wieder neue Reisen zu machen. Doch schon Ausführung des Clavicylinders hatte er eine Arternommen, die er vor Antrit neuer Reisen zu beschloß. Er arbeitete nämlich nun schon eine große von Jahren in einem Fache der Physik, welches in ausführlichsten Werken über Physik nur mit wenig berührt wurde. Er beschloß daher, alle vorhandenen akustischen Abhandlungen zu sammeln, alle Entdeckungen zu ordnen, und mit Hilfe seiner eigenen Entdeckungen ein Gebäude aufzuführen, welches neben die und anderen Theile der Physik gestellt zu werden ist. Zu diesem Zwecke hatte er im J. 1799 der Jablonowskyschen Gesellschaft zu Leipzig eine Abhandlung über die beste Art, die Akustik abzuhandeln, eingesandt, wofür ihm, vorzüglich durch Hindenburgs Urtheil, der Preis zuerkant wurde. Nach diesem Plane wurde das Werk ausgeführt, und im J. 1802 vollendet. Wir haben hier nur die Verdienste zu erwähnen, welche er sich durch die Zusammenstellung des Systems der Akustik erwarb.

Zuerst erweiterte er den ganzen Gesichtskreis, indem er die Akustik nicht bei der Luft abgehandelt wissen wollte. Die Akustik handelt nämlich nicht blos von den Bewegungen der Luft, sondern auch aller übrigen Körper; sie ist also der höhere Theil der Mechanik oder der Bewegungslehre, wo zu den physikalischen Untersuchungen auch der Gehörsinn zu Hilfe genommen wird. Die Wahrnehmung jedes Schalles wird theils durch die Schwingungen der äußern Körper, theils durch den Gehörsinn bewirkt, und daher zerfällt die theoretische Akustik in den physikalischen und physiologischen Theil. Um vom Einfachern zum Zusammengesetztern allmälig überzugehen, schickt Chladni diesen beiden Theilen eine Abhandlung voraus, die eigentlich eine Anwendung der Akustik auf Musik ist, aber, nur auf einigen wenigen Thatsachen beruhend, ganz unabhängig von allen übrigen Theilen abgehandelt werden kann, nämlich die Lehre von den Tonverhältnissen und den daraus zu bildenden Tonreihen, welcher Theil der Akustik für die Musik von großem Interesse ist, und in den Lehrbüchern des Generalbasses und der Composition unter dem Namen der Kanonik abgehandelt zu werden pflegt. — Ein großes, diesem classischen Werke eigenes Verdienst ist die vollständige Literatur in allen Theilen der Akustik, und insbesondere die Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, die Chladni ausgeführt hat, indem er die vortrefflichen Abhandlungen Daniel Bernoulli's, Leonhard Eulers, Lagrange's, Lamberts und Giordeno Riccati's benutzte, von denen einige ohne Chladni wahrscheinlich lange Zeit würden unbeachtet geblieben seyn.

Leider trat nun bald in Teutschland durch ununterbrochene Kriege eine Zeit so allgemeiner Noth ein, daß die Aufmerksamkeit eine Reihe Jahre von wissenschaftlichen Gegenständen sehr abgelenkt wurde. Auch bemerkt man bei Chladni, daß dieser rege wissenschaftliche Trieb und feurige Untersuchungsgeist, der ihn bisher beselt hatte, in dieser Kriegszeit wol etwas gedämpft wurde; die endlich wiederkehrenden, den Wissenschaften günstigern Verhältnisse fanden ihn aber in schon vorgerückten Jahren, in denen er weniger geneigt war, neue Theile der Wissenschaft sich zu öffnen, als vielmehr dasjenige, was er geöffnet hätte, in die möglichst beste Ordnung gebracht, seinen Nachfolgern zu hinterlassen. So entstand der spätere, in Paris herausgegebene *traité d'acoustique*, sein Werk über die Meteorsteine, und zuletzt seine praktische Akustik. In dieser geänderten Richtung seiner Bestrebungen und seiner Thätigkeit in der spätern Hälfte seines Lebens macht die große Anregung, die er erhielt, durch die würdige Anerkennung seiner Verdienste von den französischen Gelehrten in Paris, von Männern, die in jeder Rücksicht im Stande waren, die Wichtigkeit seiner Entdeckungen im Zusammenhange mit allen

„Cet instrument — so heißt es in dem darüber gefällseit — a, quant à la qualité et au timbre du son, up d'analogie avec l'harmonica, sans exciter, comme i dans le système nerveux, un agacement et une irritrès-sensibles dans quelques individus, et qui les en état de souffrance. — Le clavicylindre a encore armonica l'avantage d'une graduation d'intensité de ieux nuancée entre les *dessus* et les *basses;* il est à cet égard, supérieur au *bourdon*, celui des jeux de chambre auquel on pourrait le comparer. — important de savoir si chacun de corps sonores rendans la caisse produisait le son sans perte de temps que sa touche était baissé Plusieurs d'entre nous, en assurer, ont mis la main sur le clavier et ont, que le clavicylindre ne laissait presque rien à decet égard. — M. Chladni assure que l'accord de l'int est inaltérable lorsque ses parties intérieures ont e fois pour toutes, ajustées et reglées. Nous n'avons peine à le croire, tant d'après la confiance qu'il méne d'après les conjectures plausibles qu'on peut faire nature des corps sonores qu'il emploie. — Mais ce ingue et caractérise essentiellement le clavicylindre, propriété précieuse qu'il a de donner des sons filés, eut, en pressant plus au moins sur la touche, gravolonté et par les nuances les plus insensibles. Il, surtout, cette qualité à un degré éminent, depuis um d'intensité jusqu'au *smorzando*. Les limites en*medium* et le *maximum* du *rinforzando* ne sont pas ndues, vu que l'instrument a peu de force de son, si on veut conserver la beauté du timbre dans toute té, il ne faut pas presser trop fortement la touche. our l'employer dans son état actuel à des effets d'or, il faudrait, pour des salles spatieuses, en réunir s Nous avons cependant lieu de croire, que le indre peut-être perfectionné à cet égard, et même, augmentant l'intervalle du piano au forté, quant à té du son, on augmentera en même temps la différentre la plus petite et la plus grande pression des, compatible avec la beauté de l'exécution. — Le nder peut rendre des successions rapides de sons, le le prêter à l'exécution de l'allégro. Mais pour lui oduire tout l'effet, dont il est capable, il faut surappliquer aux morceaux d'un caractere tendre, mélanet mélancoliste M. Chladni nous en a exécuté plue ces divers genres, qui ont sur son instrument une on vraiment ravissante, et qui nous ont faire, connut le parti qu'un musicien habile peut en tirer, pour r avec vérité et énergie le sentiment qui l'anime. Les ons d'accords, les tenues d'harmonie, froides sur et sèches sur le clavecin, prennent sur le clavide la vie, de la couleur, et offrent au composis moyens de varier et d'enrichir ses tableaux.

Theilen der Naturwissenschaften zu wägen und zu schätzen. Wenn auch nicht im gleichen Maße selbstthätig, blieb Chladni doch bis zu seinem Tode für alle Fortschritte der Wissenschaften empfänglich, und wenn er in den letzten Jahren seines Lebens sich selbst nicht mehr der Ausarbeitung größerer Werke unterziehen mochte, so suchte er doch in Kurzem eine Übersicht von der Ordnung zu geben, die er bei Ausführung eines größern Werkes befolgt haben würde. Noch in den letzten Tagen seines Lebens ließ er eine kurze Übersicht der Schall- und Klanglehre, einen Plan zu einem noch größern Werke über die Akustik, als seine beiden frühern, drucken.

Bei den Unruhen, die im J. 1806 durch den Krieg zwischen Frankreich und Preußen sich bald über Wittenberg erstreckten, beschloß Chladni, Wittenberg zu verlassen und eine größere Reise anzutreten. „Zu Anfang des Jahres 1807, erzählt Chladni, trat ich eine Reise in westlichere und südlichere Gegenden an. In Holland hielt ich mich über Jahr und Tag auf, und fand dort an mehren Orten eine freundliche Aufnahme und auch Sinn für meine Erfindung. Von Holland reis'te ich über Antwerpen und Brüssel, wo ich ein Paar Monate angenehm zubrachte, nach Paris. Dort wollte ich das, was ich für die Theorie und deren Anwendung gethan hatte, nicht gern von manchen über alles absprechenden Nichtkennern beurtheilen lassen; wol aber sehr gern dem Urtheile achtungswerther Personen unterwerfen, denen man eben sowol Gerechtigkeitsliebe als Sachkentniß zutrauen konte." Daher wendete er sich an das Institut, welches das obige Urtheil über die von ihm erfundenen Instrumente, und ein ausführlicheres über seine wissenschaftlichen Leistungen fällte. „Nun wünschten mehre der vorzüglichsten wissenschaftlichen Männer, besonders der verdienstvolle Laplace, daß ich ihnen meine Akustik, die, so wie sie im Teutschen ist, nicht wohl ganz übersetzbar gewesen seyn würde, in ihrer Sprache geben möchte. Sie machten den damals regirenden Kaiser Napoleon darauf aufmerksam. Dieser ließ mich zu sich rufen, und die Herren Laplace, Berthollet und Lacépède führten mich bei ihm ein."

Der bedeutendste, unmittelbare Erfolg von der Aufmerksamkeit, welche die vorzüglichsten französischen Gelehrten Chladni zuwandten, ist gewesen, daß er nun wirklich die französische Bearbeitung der Akustik unternahm, indem Napoleon ihm zu diesem Zwecke 6000 Fr. auszahlen ließ, und daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine wichtigen Entdeckungen dadurch hingewandt wurde, daß Napoleon durch die pariser Akademie einen außerordentlichen Preis von 3000 Fr. für die mathematische Theorie der Flächenschwingungen, von welchen Chladni die physische Theorie gegeben hatte, aussetzen ließ. Diese mathematische Theorie war aber künftigen Zeiten aufbehalten, da sie gar zu weit jenseit der damaligen Grenzen der höhern Analyse zu liegen schien. Die Zeit zur Bewerbung ward zwei Mal verlängert; es erschien aber keine Abhandlung, welche den Foderungen völlig Genüge geleistet hätte.

Außer diesen unmittelbaren Erfolgen, wozu auch gehört, daß man ihn in Paris zum Mitglied der philomatischen Gesellschaft wählte, war aber auch noch Chladni selbst durch die Achtung und Ehre, welche ihm bei dieser Gelegenheit die ausgezeichnetsten Naturforscher widerfahren ließen, zu neuen Kraftanstrengungen ermuthigt und angereizt worden, und so verdanken wir dem Einflusse der französischen Naturforscher die vortrefflichen Untersuchungen, welche Chladni bald nachher in seinen neuen Beiträgen zur Akustik (Leipzig 1817.) mittheilte. Seine Untersuchung schwingender Scheiben, insbesondere seine Klangfiguren, hatten ein ganz neues Feld von Erscheinungen eröffnet. Da tönende Scheiben bisher nur in sehr unvollkommenen Instrumenten angewendet worden sind, hat dieses Feld der Physik unmittelbar noch keinen bedeutenden praktischen Vortheil gewähren können. Desto interessanter und nützlicher ist dieser Theil der Akustik für die Bewegungslehre, da die Erklärung der von Chladni darin entdeckten Erscheinungen lange Zeit eine Hauptaufgabe der Mechanik bilden wird.

Wir wissen, daß bei den Schwingungen der Scheiben alles von den Dimensionen der Scheibe, von ihrem Gewichte und von ihrer Elasticität abhängt. Alles dieses kennen wir erfahrungsmäßig, und es wäre sehr zu wünschen, daß ausgemittelt würde, wie davon die Schwingungen der Scheibe abhingen. Wie groß das Interesse und zugleich die Schwierigkeit dieser Aufgabe sey, zeigt sich darin, daß, ungeachtet die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, hernach die botanische Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem, und späterhin das französische Institut, welches sogar die Zeit des Concurses zu wiederholten Malen verlängerte, die Sache zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht haben, die vorgelegte Aufgabe dennoch bis jetzt ungelöst geblieben ist. „Es mag nun endlich, sagt daher Chladni, irgend einem oder dem andern der talentvollsten Mathematiker gelingen, oder nicht (ungefähr so wie es Daniel Bernoulli und Leonhard Euler in Hinsicht auf die Transversalschwingungen gerader Stäbe gethan haben), auf dem Wege der Theorie auf eine vollkommen genügende Art zu zeigen, daß bei den Schwingungen einer Scheibe die Gestaltveränderungen und die Tonverhältnisse so seyn müssen, wie sie nach der Erfahrung wirklich sind; so wird es doch alle Mal auch nützlich seyn, die Erfahrungen möglichst genau anzustellen, und aus deren Vergleichung die Naturgesetze derselben zu finden. Im erstern Falle wird man desto besser die Resultate der Theorie mit denen der Erfahrung vergleichen können; im letztern Falle wird die Erfahrung das einzige Mittel seyn, um die Natur dieser Erscheinungen gehörig kennen zu lernen.

Diese wichtige Untersuchung schwingender Scheiben durch ihre Töne und ihre Klangfiguren hat Chladni mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit nach seiner Rückkehr von dieser 5jährigen Reise durchgeführt in einer Zeit, wo er zwar durch die große Achtung, in der er bei allen seinen Freunden stand, einen angenehmen Aufenthalt in Wittenberg hatte, der aber bald durch die Kriegsereignisse zu wiederholten Malen gestört und unterbrochen wurde. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland wurde Wittenberg von den Preußen lange Zeit belagert und be-

schossen. Dadurch verlor Chladni einen Theil seiner Sachen, indem das Haus, in welchem er wohnte, abbrante. Er selbst hatte, da ihn nichts dort fesselte, schon vor der Blokade Wittenberg verlassen, und das nahe Kemberg zu seinem Aufenthalt gewählt. Hier hat er von 1812 an bis an seinen Tod 1827 stets eine Wohnung gehabt, wohin er sich zurückzog, wenn er von einer Reise wiederkehrte, und wo er seine Sachen verwahrte, während er auf einer Reise sich befand. Der wohlfeile Aufenthalt in einer so kleinen Stadt, einige Freunde daselbst und in der Nähe, die viele gesellige Talente vereinigten, und endlich einige sehr geschickte und billige Handwerker, die er dort antraf, und deren er bei seinen Beschäftigungen nothwendig bedurfte, veranlaßten ihn zu dieser Wahl. So lebte er damals 4 Jahre lang, ohne eine beträchtliche Reise zu machen, zurückgezogen, doch in einem angenehmen Kreise. In dieser Zeit lieferte er nun seine neuen Beiträge zur Akustik.

Wir wollen hiebei nur auf die ungeheure Beharrlichkeit und große Geschicklichkeit aufmerksam machen, die zu dieser Untersuchung nothwendig gewesen war. So leicht es ist, einzelne Klangfiguren mit großer Präcision hervorzubringen, so schwierig ist es für einen gewissenhaften Beobachter, der nicht eine dunkle Andeutung der Figur für hinreichend hält, eine zusammenhängende Reihe Figuren hervorzubringen, die einer einzigen Schwingungsart zugehören, und mit demselben Tone verbunden sind. Noch schwieriger, als diese Reihe von Klangfiguren für jede einzelne Schwingungsart, wobei der Ton der Scheibe keine oder eine nur sehr geringe Änderung erleidet, war die genaue Bestimmung der Tonverhältnisse der verschiedenen Schwingungsarten. Denn es war hiezu nicht hinreichend, den Ton, den er aus einer Scheibe hervorbrachte, möglichst genau mit Hilfe eines ganz rein gestimten Clavicylinders zu bestimmen, sondern er wollte die Verhältnisse der verschiedenen Töne einer Platte unmittelbar mit einander vergleichen, indem er immer je 2 Töne unmittelbar hinter einander hervorbrachte uud genau beobachtete, welches Intervall sie mit einander bildeten.

Nach diesem 4jährigen Aufenthalte in Kemberg, und nach diesen Untersuchungen während einer Zeit, wo schwerlich günstige Gelegenheit zu reisen sich ihm bot, entschloß er sich, die erste Zeit des hergestellten Friedens wieder zu einer größern wissenschaftlichen Reise anzuwenden. Seitdem seine Untersuchungen über die Meteorsteine allgemeine Anerkennung gefunden hatten, wurde er von mehren Seiten aufgefodert, diesen Gegenstand mit Benutzung der neuern Beobachtungen und Untersuchungen mehr im Zusammenhange zu bearbeiten. Im Mai 1816 faßte er daher den Entschluß, die Untersuchung der Feuermeteore, und insbesondere der mit ihnen herabgefallenen Massen zum Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen und zum Hauptzweck seiner Reisen zu machen. Die besondere Gabe, die er hatte, die umfänglichsten Werke mit der größten Geschwindigkeit zu durchlaufen, und dabei alles ihn Interessirende sehr genau herauszufinden, benutzte er nun, um auf allen Bibliotheken aus einer großen Anzahl Chroniken, politischen und andern historischen Schriften, alle Thatsachen ausfindig zu machen, welche zur Beurtheilung des Gegenstandes wichtig werden konten. In dieser Absicht blieb er 2 Monate in Gotha und 3 Monate in Göttingen, um in den dortigen Bibliotheken alles hieher gehörige nachzusehen; benutzte besonders in Hamburg, Bremen und Wien viele ausländische Zeitschriften; machte im Julius 1818 eine Excursion von Carlsruhe nach Paris, um in den dortigen Bibliotheken und Naturalienkabinetten manches nachzusehen. Seine Reise nach Wien hatte endlich noch den besondern Vortheil, daß Schreibers, Director des Wiener Naturalienkabinets, Abbildungen und Erklärungen einiger in Wien befindlichen Arten von Meteoreisen beifügte. Nach diesen Vorbereitungen erschien das Werk in Wien selbst im J. 1819 unter dem Titel: Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen, nebst 10 Steindrucktafeln und deren Erklärung von Karl von Schreibers. Nach diesem den Gegenstand auf das vollständigste behandelnden Werke sind im Verlauf der folgenden 8 Jahre noch einige Abhandlungen darüber in Gilberts Annalen, Schweiggers Jahrbuche und in den Annales de chimie et de physique erschienen.

Wie Chladni durch dieses Werk seine Untersuchungen über die Meteormassen in ein Ganzes zusammengearbeitet, und wie er schon früher alles, was von seinen Arbeiten der reinen oder theoretischen Akustik zugehörte, auf ähnliche Weise zusammengestellt und geordnet hatte; so wünschte er nun auch bei herannahendem Alter Muse zu gewinnen, um etwas Vollständiges und Ganzes über die praktische Akustik zu liefern, welches seine Untersuchung in Betreff des Clavicylinders und des Euphons umfaßte. Diese Unternehmung einer praktischen Akustik war um so verdienstvoller, da über Instrumentenbau bis jetzt noch gar kein wissenschaftliches Werk vorhanden war. Diese Arbeit machte er im J. 1820 zum Gegenstand seiner Beschäftigung, und es erschien 1821 die letzte seiner größern Schriften unter dem Titel: Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anleitung zum Bau des Euphons und Clavicylinders und damit verwandter Instrumente — welches Werk zugleich mehre akustische Untersuchungen enthält, die auch ohne Rücksicht auf Praxis sehr interessant sind, ein Werk, welches allen Freunden der Akustik und Musik zu empfehlen ist, und von allen mit großem Vergnügen wird gelesen werden.

Auch eine Untersuchung über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute, welche er früher gemacht, und sowol in seiner teutschen als in seiner französischen Akustik mitgetheilt hatte, nahm er in den letzten Jahren seines Lebens noch ein Mal auf und vervollkomnete sie nach Kräften. Er war zu dieser Untersuchung in mehrer Rücksicht vorzüglich geschickt: denn er kante nicht nur den Bau der menschlichen Sprechwerkzeuge, sondern besaß auch eine durch Übung sehr ausgebildete Fertigkeit, die Sprachlaute, so wie sie in den Sprachen der verschiedenen Völker vorkommen, möglichst genau nachzuahmen. Hiebei kam es ihm sehr zu statten, daß er, außer den griechischen und lateinischen Sprachen, in welchen er sehr gündlich unterrichtet und gewandt war, das Französische und Italienische vollkommen sprach, und zwar auch verhältniß-

mäßig als Ausländer gut aussprach, das Engländische getrieben und auch mit der niederländischen, spanischen, russischen, neugriechischen und mit der hebräischen Sprache sich einiger Maßen beschäftigt, und bei seinen Reisen so viel Gelegenheit gefunden hatte, die Ausländer beim Sprechen zu beobachten. Er achtete nun auf den Zustand seiner Sprechorgane, während er verschiedene Laute aussprach, mit der ihm eigenthümlichen Beobachtungsgabe. Die geathmete Luft geht beim Sprechen durch den Sprechkanal, der hinten einfach ist, sich aber alsbald in den Gang der Mundhöhle und in den Gang der Nasenhöhle theilt, hindurch. Dieser Gang kann an gewissen Stellen durch vorspringende Theile, die einander genähert werden, verengt und in manchen Fällen ganz verschlossen werden. Ist die Verengung sehr stark, so bringt die Luft, die zwischen den verengenden Theilen durch oder neben ihnen vorbeistreicht, ein Geräusch hervor, welches man mit dem Namen der verschiedenen Consonanten bezeichnet. Bei den Vocalen werden dagegen jene vorspringenden Theile einander nicht so sehr, sondern nur mäßig genähert, so daß die durchgehende Luft kein so bestimtes Geräusch, sondern mehr ein Hallen hervorbringt (welches Ausdrucks sich jedoch Chladni nicht bedient hat). Einige Consonanten, Verschlußlaute, werden dadurch hervorgebracht, daß, nachdem der Luft der Durchgang durch die Mund- und Nasenhöhle verschlossen worden, und sie in einen gepreßten Zustand gekommen ist, dieses Hinderniß an einigen bestimten Stellen plötzlich gehoben, oder von ihr überwunden wird, wo dann die Luft plötzlich mit einem kurzen Geräusch hervorbricht, welches nicht fortdauern kann, sondern nur im Augenblicke der Öffnung statt findet, z. B. zwischen den verengerten Lippen, Lippenverschlußlaute, b und p; zwischen dem harten Gaumen und der Zunge, Gaumenverschlußlaute, d und t; zwischen der Kehle, Kehlenverschlußlaute, k und weich ausgesprochen als g. Andere Consonanten, Nasenlaute, entstehen dadurch, daß, indem man der Luft den Durchgang durch die Mundhöhle plötzlich verschließt, sie genöthigt wird, den Weg durch die offene Nasenhöhle zu nehmen. Dieses Verschließen geschieht mit den Lippen, Lippennasenlaut, bei m, mit der gegen den vordern Theil des Gaumens angedrückten Zungenspitze, Gaumennasenlaut, n, und endlich durch Verschließung der Kehle, Kehlennasenlaut, bei dem Consonanten, den man teutsch ng oder nk schreibt, wie in den Worten eng und Anker. Eine dritte Abtheilung Consonanten wird durch Anstemmung eines vorspringenden Theiles im Sprechkanale an einen benachbarten Theil hervorgebracht, und die Luft genöthigt, neben oder zwischen den an einander gestemten Theilen mit einem Geräusch hindurch zu gehen, Stemmlaute: der Lippenstemmlaut ist f, der Zungenstemmlaut ist l, der Gaumenstemmlaut ist j und g, wenn das letztere ähnlich wie j, und auch das ch, wo es dem g ähnlich gesprochen wird. Die vierte Abtheilung der Consonanten bilden die Zischlaute, bei welchen ein vorspringender Theil des Sprechkanals einem benachbarten Theile desselben so genähert wird, daß er sich zwar nicht an ihn anstemt, nicht an ihn angedrückt, aber doch in dem Grade genähert wird, daß der Luftstrom mit einem Geräusche zwischen den genäherten Lippen hindurch gedrängt wird. Der Lippenzischlaut ist w, der Zungenzischlaut ist s, der Gaumenzischlaut ist sch, der Kehlenzischlaut endlich ist ch. Die letzte Abtheilung der Consonanten ist die der Zitterlaute. Der Lippenzitterlaut, das br der Kutscher, komt in den Sprachen der cultivirten Völker nicht vor. Der Zungenzitterlaut ist das r, der Kehlenzitterlaut ist das schnarrend ausgesprochene r. Das h kann man mehr für eine Aspiration, als für einen Consonanten halten. Bei ihm ist der Sprechkanal noch mehr erweitert, als bei den Vocalen, und nur durch ein sehr schnelles Austreiben der Luft aus der Lunge wird ein schwaches Geräusch hörbar.

So wie die mannigfaltigen Consonanten dadurch entstehen, daß der Sprechkanal, während die Luft durchgeht, an gewissen Stellen verengert wird; eben so findet dieses, aber nur in geringerem Grade, bei den Vocalen statt. Bei dem a ist der Sprechkanal hinten und vorne offen. Wenn man vom a allmälig zum ò (ao), ó und u übergeht, verengt er sich stufenweise an seinem vordern Ende, an den Lippen, immer mehr und mehr, bleibt aber hinten offen. Wenn man vorn a zum è (ae), é und i übergeht, verengt er sich stufenweise an seinem hintern Ende, am Gaumen, immer mehr und mehr, bleibt aber vorn offen. Wenn man vom a zum ŏ, ŏ und ü übergeht, so verengt sich der Sprechkanal stufenweise zugleich vorn an den Lippen und hinten am Gaumen.

Nachdem Chladni so alle seine Entdeckungen der Welt mitgetheilt, sie in ihrem Zusammenhange mit den vorhandenen Entdeckungen dargestellt, und sie alle in die beste und systematische Ordnung gebracht hatte, blieb ihm nur noch übrig, wenn irgend eine seiner mit der größten Gewissenhaftigkeit angestellten Versuche und Beobachtungen von neuen Experimentatoren angegriffen wurden, sich zu vertheidigen, und gegen deren Beschuldigungen sich kräftig zu verwahren, wie dieses bei einer Reihe von Aufsätzen nöthig wurde, die ein sehr geschickter Experimentator, Felix Savart in Paris, über Gegenstände der Akustik herausgab. Als ein Beweis seiner Unparteilichkeit für die neuern Entdeckungen dient endlich seine letzte Schrift: Kurze Übersicht der Schall- und Klanglehre, in welcher er den Zusammenhang anzugeben und die Übereinstimmung nachzuweisen sucht von allen spätern, und von seinen früher gemachten Entdeckungen, und den Plan mittheilt, wie er in den letzten Jahren seines Lebens das System der Akustik, wenn er Zeit dazu gehabt hätte, behandelt haben würde.

In diesen letzten Jahren seines Lebens, von 1820 bis 1827, hat er, außer einer Reise nach Göttingen, Bremen und Hamburg, auf welcher er vorzüglich den Zweck hatte, denjenigen, welche Claviercylinder zu bauen unternommen hatten, mit Rath und That beizustehen, mehrmals einzelne bedeutende Städte Teutschlands besucht, z. B. Berlin, Frankfurt a. M. und Breslau, und Vorlesungen über die Akustik gehalten.

Chladni gehörte zu den Menschen, die man Originale nent. Ohne originell scheinen zu wollen, und zum Theil sogar, ohne es zu wissen, daß er es sey, ging er in den

Wissenschaften und durch das Leben seinen eigenen, von andern noch nicht betretenen Weg. Namentlich waren seine Vorstellungen von dem, was man ein glückliches Leben nent, gänzlich abweichend von denen, die sich die meisten andern Menschen davon bilden. Die Bedürfnisse und Wünsche für sein geistiges und körperliches Leben, so wie die von ihm im Handeln streng befolgten Grundsätze, von dem was gut und recht sey, stimten aber auch so vollkommen mit jenen Vorstellungen überein, daß er ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildete, in welchem alles nothwendig zusammenhing, und welches auch mit dem Loose, das er sich selbst bereitete, in keinem Widerspruch stand. Sein größter Wunsch, nach welchem sich alle andere Wünsche bequemen mußten, war, ein freier Weltbürger zu seyn, und als solcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Stat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu seyn, ein freies, sorgenloses Leben zu führen, dieses weite Vaterland der Erde kennen zu lernen, und für dasselbe in irgend einem Fache etwas Ausgezeichnetes und Denkwürdiges zu leisten. Ein solcher Mensch zieht andere Menschen unwillkürlich an, und nimt, wenn er, wie Chladni, zugleich sehr viele andere liebenswürdige Eigenschaften besitzt, und wenn er selbst die Gesellschaft liebt, in Gesellschaften, die Erheiterung und Belehrung zum Zweck haben, einen vorzüglichen Platz ein, selbst wenn er mancher Eigenschaften entbehrt, durch welche sonst viele in der Gesellschaft sich geltend zu machen wissen.

Die Erziehung und die geselligen Verhältnisse theilen auf der einen Seite vielen Menschen Eigenschaften mit, die sie außerdem nicht erwerben würden; aber sie unterdrücken auch häufig eine ganz naturgemäße und harmonische Entwickelung der in einem Menschen liegenden Kräfte und Anlagen. Denn die Menschen nehmen in der Kindheit früher Vorstellungen und Urtheile Anderer in sich auf, und gewöhnen sich Begierden und Handlungsweisen von Andern an, als sie sie prüfen können. Diese Summe von früher Jugend erworbener Vorstellungen und Neigungen bilden dann einen Grund, auf welchen nicht alle späteren Eindrücke Wurzel fassen können. Wenn aber die Richtung, die jemand durch die ihn umgebenden Menschen erhalten soll, die ihn theils absichtlich zu ziehen suchen, theils absichtslos durch ihr Beispiel ziehen, derjenigen gar zu sehr widerspricht, die seinen ursprünglichen Anlagen gemäß ist, so kann bei Menschen von kräftigem Charakter der Fall eintreten, daß die Menschen, die auf ihn einwirken, fast ohne Einfluß bleiben, und höchstens seine Entwickelung hier und da aufhalten, so daß er sich dann mitten unter andersartigen Menschen eigenthümlich entwickelt. Dies war Chladnis Fall. Manche ihn mehr oder weniger auszeichnende Angewohnheiten scheinen in der Art seiner Erziehung ihren Grund gehabt zu haben. Durch die Beschäftigung mit sich allein scheint er sich das Sprechen mit sich selbst angewöhnt zu haben, das ihm, wenn er allein war, bis in sein höchstes Alter eigenthümlich blieb. Daher schreibt sich auch wol eine gewisse Unbeholfenheit in seinem Benehmen gegen Andere, ferner das ununterbrochene, fortdauernde, sehr lebhafte Minenspiel und mancherlei fast unwillkürliche Bewegungen, durch die er Andern, an die er sich noch nicht gewöhnt hatte, auffiel. Vielleicht hat auch die Gewohnheit, sich allein zu beschäftigen, und seine Plane für die Zukunft allein zu entwerfen, bewirkt, daß er, ungeachtet seines menschenfreundlichen und geselligen Sinnes, das Bedürfniß, sich in den wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens einem Freunde offen mitzutheilen, und sich mit ihm zu berathen, weniger als viele andere Menschen gefühlt hat.

Chladni war ein kleiner, breitschulteriger, keinesweges verwachsener Mann, dem es, um ziemlich groß zu seyn, nur an Füßen von verhältnißmäßiger Länge fehlte, mit lebhaften, kleinen, freundlichen, in den Augenwinkeln zusammengezogenen Augen und einem noch viel lebendigeren Minenspiel [7]. In seinem Gesichte trat nie Ruhe ein. In einem gewissen Grade zeigte sich diese Unruhe der Muskeln auch in seinem übrigen Körper, z. B. durch eine Art von unwillkürlichem Achselzucken. An seinem Äußern sahe man, daß er niemals auf seine Haltung aufmerksam war; wenn er stand oder ging, hingen oft seine Arme fest, wie es ihre Schwere mit sich brachte, herab. Wenn er aber sprach, gesticulirte er lebhaft und mit so schnellen und abgebrochenen Bewegungen, als manche Juden, denen er zum Scherz ihre Eigenthümlichkeiten gern und mit Geschicklichkeit nachahmte. Seine Sprache war im Teutschen etwas stockend, zuweilen selbst bis zum Stottern. In andern Sprachen scheint er von diesem Fehler freier gewesen zu seyn.

Chladni besaß einen unerschöpflichen Schatz interessanter Notizen aus allen Fächern der Naturwissenschaften. Er war allgemein gebildet in der Kentniß des Himmels, der Erde, der Völkerkunde, Zoologie, Botanik und Mineralogie. In seinem glücklichen, treuen Gedächtnisse bewahrte er von der Schule her ganze Rhapsodien der Odyssee und Iliade, aus vielen andern ältern Schriftstellern hatte er zahlreiche, sinnvolle Gedanken in Bereitschaft. Er kante die besten Werke der Dichtkunst, der Malerei, der bildenden Künste, der Composition, er konte genaue Nachweisungen über die Lebensverhältnisse berühmter Künstler und Schriftsteller und überhaupt interessanter Menschen geben. So vieler Länder Sitten, so viele Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten hatte er selbst gesehen, und wußte dieselben mit der größten Treue und Lebendigkeit zu schildern. Wo irgend etwas darauf ankam, oft auch, wo nichts darauf ankam, wußte Chladni seine Notizen genau mit Jahrszahl und Datum zu belegen,

---

7) Es existiren von ihm 4 Bilder. Ein nicht gelungener, kleiner Kupferstich als Vignette en face vor der 1sten Ausgabe seiner teutschen Akustik; ein eben so wenig getroffener Kupferstich in aqua tinta von Chrétien in Paris 1809 gezeichnet, auch in Form einer Vignette; ein in vieler Beziehung ähnliches Portrait auf Stein von Ludwig von Montmorillon gezeichnet in groß Fol., auf welchem indessen die liebenswürdige Freundlichkeit Chladni's und seine Lebendigkeit nicht ausgedrückt ist. Es ist indessen das gelungenste Bild, was es gibt. Nach diesem Bilde ist die Titelvignette vor der 2ten Ausgabe der teutschen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Akustik gearbeitet, so jedoch, daß mit Zuziehung einiger Freunde Chladni's einige Fehler jenes Bildes von dem Lithographen verbessert wurden. Dieses Bild ist daher in der Statur und der Hauptsache nach im Gesichte ähnlich. Außerdem hat der Sohn von Lavater Chladni gezeichnet, und es wird sich dieses auch getroffene Portrait in Chladni's Nachlasse finden.

und da er sich immer sehr streng an die Wahrheit band und ganz zuverlässig war, so war seine Unterhaltung und Belehrung von größerem Werthe als vieler, welche sich in geselliger Unterhaltung auszeichnen. In den Jahren der französischen Revolution war er der eifrigste Politiker. Er brante für die Freiheit der Völker. Später war er einer der ersten Bewunderer Buonapartes, bis dieser lebenslänglich das Consulat annahm. Von dieser Zeit an hat er sich mit ihm nicht wieder ausgesöhnt, selbst dann nicht, als er von ihm so ehrenvoll aufgenommen wurde, und die französischen Journale Napoleons Ausspruch: „dieser Mann läßt die Töne sehen" durch die ganze gebildete Welt trugen. Er besaß das beste Zutrauen zu allen Menschen, schätzte den Bauer, den Handwerksmann und das Mitglied jedes Standes in seiner Art, setzte jeden, von dem er glaubte, er leiste etwas gutes in seiner Art, sich gleich. Er suchte die gemeinsten Leute mit eben der Aufmerksamkeit angenehm und lehrreich zu unterhalten, als den gelehrtesten und angesehensten Mann. Niemandem schmeichelte er, und gebrauchte selbst die herkömlichen Complimente nicht leicht. Er tadelte mit Vorsicht und mild, und enthielt sich des Urtheils, wo es die Klugheit erfoderte, oder wo er sein Urtheil nicht für hinlänglich begründet hielt. In seinem Lobe, das er den Bewohnern von Städten und manchen einzelnen Personen zu Theil werden ließ, war er zuweilen nicht ganz unparteiisch. Es geschah unwillkürlich, daß ihm die Leute gefielen, denen er gefallen hatte, und die ihn gastfreundlich, und seine Entdeckungen mit dem Interesse, das sie verdienten, aufgenommen hatten. Gegen Vernachlässigungen oder Spöttereien war er fühllos oder wollte es seyn. Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen empfing er gern, nahm mit Vergnügen an geselligen Zirkeln Antheil, und folgte auch der Einladung solcher Menschen, die er eben nicht gerade zu achten Ursache hatte. Allein er verpflichtete sich dadurch niemandem, erwies deswegen niemandem eine Ehre, und machte ihm keine Complimente, sondern hielt gewissermaßen seine Schuld durch das Vergnügen und den Nutzen getilgt, den sein geselliger Umgang andern gewährte. Selbst seinen Freunden, die ihm am nächsten standen, hielt er sich nicht für verpflichtet, legte aber auch ihnen, wenn er sich um sie verdient gemacht hatte, keine Verpflichtungen auf; denn er wollte vollkommen frei seyn.

Manche hielten die Art, wie er auf Reisen durch öffentliche Vorlesungen und Vorzeigung seiner Instrumente und Meteorsteine und seiner akustischen Versuche seine Subsistenz zu sichern suchte, eines solchen Mannes für unwürdig, und ließen ihm diese Meinung nicht undeutlich merken. Er war vorurtheilsfrei, und sahe keinen Unterschied darin, ob man sich mit dem, was man leistet und gelernt hat, einem Fürsten oder einem Volke, einer Stadt oder einer Familie, für immer oder für längere Zeit verpflichtet, oder ob man es herumreisend auf kurze Zeit, wie Maler und Sänger, für einzelne Gesellschaften thut. Er wollte der Wissenschaft und den Menschen nützen, dafür sollten seine Mitmenschen für ihn sorgen, und dieses Verhältniß hielt er für das ehrenvollste und vortheilhafteste, durch das er selbst von Andern am wenigsten abhängig würde.

So wie er selbst den Verdiensten und Entdeckungen Anderer strenge Gerechtigkeit widerfahren ließ, und z. B. wenn ihm die Idee eines andern mündlich oder schriftlich bekant geworden war, in seinen Schriften und Erzählungen dessen Namen anführte; so war er zuweilen auch mit Recht ungehalten über die Diebstähle, welche man an seinen Ideen begangen hatte. Er bezeichnete dieses Verfahren, wo die Ideen anderer, ohne die Urheber zu nennen, als eigene benutzt werden, mit dem Namen der **Ideencaperei**.

Von seinem Vaterlande hatte er keine besondere Unterstützung gefodert und erhalten. Wenn er ein bestimtes Amt hier oder in andern Ländern gesucht hätte, würde es ihm nicht gefehlt haben. Er war daher mit einer Grabschrift, die ihm Oken noch bei seinem Leben in der Isis in der Vorstellung, als würde er einst in seinem Vaterlande verhungern müssen, setzte, gar nicht einverstanden, und glaubte vielmehr, in einer vorzüglich glücklichen Lage zu seyn. In seinem Alter besaß er so viel, daß er von seinen Interessen, auch ohne weitere Einnahme, eingezogen, und wenn er sein Vermögen als 70jähriger Greis auf Leibrenten gegeben hätte, sogar reichlich hätte auskommen können.

Er vermied in seinem Alter nicht von seinem Tode zu sprechen; suchte aber auch nicht die Gelegenheit dazu. Als er im J. 1827 in Breslau in einer Gesellschaft im Hause des Professor Steffens sich befand, war das Gespräch auch auf diesen Gegenstand gekommen. Er hatte sich darüber geäußert, was für einen Tod er sich wünsche, und wenige Augenblicke darauf ward ihm in seiner Wohnung dieses Glück zu Theil, nämlich ein schneller Tod ohne Krankheit und ohne Schmerzen. Man fand ihm am folgenden Tage halb ausgekleidet und sitzend. Die abgelaufene Uhr, welche er unstreitig in der Nacht, bei seiner Rückkunft nach Hause in der Hand gehabt, um sie aufzuziehen, lag neben ihm auf dem Fußboden.

Weil er niemandem, keinem seiner Verwandten und näheren Freunde etwas schuldig zu seyn glaubte, vermachte er sein kleines Vermögen, das sich über 5000 Thaler belief, seinem biedern und rechtschaffenen Hauswirthe in der Stadt, wo er lebte, und verordnete der Stadt selbst ein Legat von 1200 Thalern theils für Arme, theils zur Abschaffung von Übelständen, die ihn in seinem Leben viel incommodirt hatten, zur Verbesserung der Thurmuhr und des Pflasters. Seine Meteorsteinsamlung konte zum Besten der Wissenschaft nirgend mehr beitragen, als in den Händen der Akademie der Wissenschaften in Berlin, an welche sie seinem Willen gemäß abgegeben worden ist [8]. *(Prof. W. Weber.)*

8) Außer den schon genanten Schriften Chladni's sind noch folgende von ihm zu bemerken:

I. Schriften über Gegenstände der Musik.

Über die Längentöne einer Saite. In der Berliner musikalischen Monatsschrift August 1792. — Über die durch brennendes Wasserstoffgas in einer Röhre hervorzubringenden Töne. In den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde 1797. — Beiträge zur Beförderung eines bessern Vortrags der Klanglehre. Ebendaselbst. — Über die Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe. In den Schriften der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt 1796. — Beobachtungen über die durch brennenden

CHOLEUA (Entomologie). Käfergattung, von Latreille errichtet, von Fabricius und Paykull Catops, von Illiger Ptomophagus genant, aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie Clavicornes. Es sind kleine, eirunde, oben gewölbte, unten platte, sehr bewegliche Käfer, mit langen Beinen und herabhängendem Kopfe versehen, die sich durch ihre spitzwärts verdickten Fühler, bei denen das achte Glied auffallend kleiner ist, als die übrigen ausgezeichnet. Man findet diese größtentheils düsterfarbigen Thierchen unter Steinen, an Schwämmen, am Aas, im Schutt und an modernden Substanzen, und kent gegen zwanzig in Europa einheimische Arten, von welchen Spence *) eine Monographie lieferte.

Latreille trente unter dem Namen Myloechus diejenigen Arten, bei denen die Fühler kurz und an der Spitze sehr dick sind. (*Germar.*)

CHOR im attischen Drama, ist eine Gesamtheit von mehren, gewöhnlich funfzehn Personen, welche in den griechischen Tragödien, Komödien und Satyrspielen vorkomt, aber meistentheils nicht zu den in die Fabel des Stückes verwickelten Personen gehört, sondern sich den eigentlich Handelnden gegenüber nur wie eine Schar unbetheiligter, zufällig anwesender Zuschauer verhält, und daher auch in den Dialog nur selten mit eingreift, dagegen die Zwischenräume desselben mit Gesängen und Tänzen ausfüllt.

So sehr auch die Anfänge der dramatischen Kunst bei den Griechen, wie die Anfänge aller Künste, im Dunkeln liegen, so ist doch soviel gewiß, daß festliche Gesänge und Tänze, zu Ehren des Dionysos angestellt, den ersten Anstoß dazu gaben. Zuerst bildete wol der zufällig versammelte Volkshaufen den Chor, der unter Reihentänzen Lieder zu Ehren des gefeierten Gottes anstimte, bald Bestimte, die sich kunstmäßig dazu eingeübt hatten. Wie und wann zu diesen rohen Anfängen ein mimisches Element trat, von wem zuerst Wechselreden zwischen die Gesänge des Chores eingeschoben wurden, ob den dithyrambischen oder den phallischen Chören die Tragödie oder die Komödie oder das Satyrspiel ihren Ursprung verdanken und welchen Einfluß das in schwankenden Nachrichten erwähnte dorische Drama auf die Entstehung des attischen gehabt hat, ist hier nicht der Ort zu untersuchen und wird wol nie mit Gewißheit nachgewiesen werden können [1]): soviel steht fest, daß aus jenen Anfängen die drei genanten Gattungen, in welche bei den Griechen die dramatische Poesie zerfiel, hervorgegangen sind, und sie tragen die Spuren dieses Ursprunges grade in dem Chor, von welchem hier die Rede seyn soll, unverkennbar an sich. Daß eine Menge stufenweis sich vervollkomnender und durch eine Reihe von Veränderungen sich allmälig zur Form von Kunstwerken veredelnder Versuche zwischen jenen ursprünglichen rohen Gesängen und den ersten uns erhaltenen dramatischen Schöpfungen, denen des Äschylos, in der Mitte lagen, beweist die hohe Vollendung, in welcher diese uns plötzlich schon so glänzend vor die Augen treten, daß die Namen des Thespis, Phrynichos, Pratinas und Choirilos, welche als Vorgänger des Äschylos genant werden, kaum genügen. Aber es ist uns nicht mehr vergönt, den Entwickelungsgang, durch welchen aus den einfachen Chorgesängen das vollendete Drama entstand, durch seine einzelnen Momente zu verfolgen, und wir können nur zuerst aus den Tragödien des Äschylos abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der Chor im attischen Drama gewonnen hatte.

Die ursprüngliche Bestimmung, die Feier der Dionysosfeste zu verherrlichen, verblieb auch den Tragödien, die nur an den Dionysien dargestellt wurden, und somit

Wasserstoff in einer Röhre hervorzubringenden Töne. Im 1sten Bande der neuen Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde. — Auszug aus der Schrift: über die Longitudinalschwingungen, nebst einigen Bemerkungen über die Geschwindigkeit, mit welcher der Schall durch feste Körper fortgeleitet wird. Im 1sten Stück von Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik. — Über die Theorie einer Pfeife in verschiedenen Gasarten. Ebendaselbst, 3. Stück. — Über die Schwingungen eines Stabes. Im 2. Bande der neuen Schriften der berliner naturforschenden Freunde. — Eine neue Art, die Geschwindigkeit der Schwingungen bei einem jeden Tone durch den Augenschein zu bestimmen, nebst einem Vorschlage zu einer festen Tonhöhe. In Gilberts Annalen der Physik Bd. V. Stück. 1. — Über die wahre Ursache des Consonirens und Dissonirens. In der Leipziger musikalischen Zeitung. III. S. 337. 353. — Über vortheilhafte Einrichtung eines Locales für gute Wirkung des Schalles. Ebendaselbst. 1628. S. 565. — Über die gleich starke Schallverbreitung in der Richtung der Schwingungen und in die Quere, und über die schwächere in dazwischen liegenden Richtungen, nach gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Wilhelm Sömmering angestellten Untersuchungen. In Kastners Archiv für die gesamte Naturlehre Bd. 7. Heft 1.

II. Über Chladnis neue musikalische Instrumente.

Ein nothwendiger Nachtrag zu den Beiträgen zur prakt. Akustik, mit 1 Steindrucktafel. In der allgemeinen musikalischen Zeitung. 1822. No. 49. 50. 51.

III. Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen.

Über den Ursprung der von Pallas entdeckten Eisenmasse und einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen. Riga und Leipzig 1794. 4. Eine französische Übersetzung im Journal des mines. 1804. No. 88. 90.

IV. Vermischte Schriften.

Beiträge zu dem Gerberschen Tonkünstlerlexikon. Im 2. Stücke des Kochschen Journals der Tonkunst. — Einige Nachrichten, die Geschichte seiner akustischen Entdeckungen betreffend. In Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. 4. Stück. IX. Bd. — Über das spanische Gedicht: La Musica von D. Thomas de Yriarte. In der allgemeinen musik. Zeitung I. S. 821. — Über das Fehlerhafte und Willkürliche in der alten griechischen Musik und über die Vorzüge der neuern. In der allgem. musik. Zeitung. 1826. No. 40. 41. 42. 47. — Über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute. In Gilberts Annalen der Physik. Bd. 76. Stück 2. — Eine große Menge kleiner Aufsätze sind außer den angeführten in sehr vielen wissenschaftlichen und andern teutschen, französischen und italienischen Zeitschriften zerstreuet, die zum Theil nur ein temporäres Interesse gehabt haben, zum Theil später in seinen größern Werken ihren Platz fanden.

*) Transact. of the Linn. Society Vol. XI. Pars I. 1813.

1) Die Zeugen aus dem Alterthume werden hierüber abgehört von Casaubon de satyrica Graecorum poesi, Bentley respons. ad Car. Boyle, Eichstädt de dramate Graecorum comico-satyrico, Pfaff tragoediae graecae primordia, Walett num Thespis tragoediae auctor haberi possit, Kanngießer die komische Bühne in Athen I., Genelli das Theater zu Athen II., Wilh. Schneider de originibus tragoediae graecae und de origg. comoediae graecae, Jakob Quaest. Sopol. vol. I., Pinzger de dramatis Graecorum satyrici origine, Grysar de Doriensium comoedia, Kolster de parabasi S. 54 ff.

blieb auch der Chor, ohnedies durch die Gewohnheit geheiligt, als der eigentliche Träger der religiösen Handlung, unerläßlich, und so wie der ursprüngliche, so der Hauptbestandtheil der Tragödie, um den sich der Dialog nur als ausschmückendes Nebenwerk anreihte, ein Verhältniß, das erst allmälig sich umkehrte. Diesen Fortschritt der dramatischen Kunst können wir noch durch die uns erhaltenen Stücke verfolgen, ja zwischen den Tragödien des Äschylos selbst ist in dieser Hinsicht ein Unterschied bemerkbar. Denn während in den ältern, wie den Schutzflehenden und den Persern, die Chorgesänge auch äußerlich als Haupttheil hervortreten und die größere Hälfte des Stückes ausmachen, treten sie in den später geschriebenen allmälig mehr gegen den Dialog zurück und werden seltener und kürzer, und dasselbe geschieht bei Sophokles und Euripides in zunehmendem Maße. Sie aber ganz wegzulassen, wäre eine unheilige Handlung gewesen, und wir müssen die Kunst bewundern, mit welcher die dramatischen Dichter der Griechen diesen in der Idee des Drama selbst gar nicht begründeten und nur durch eine äußere Zufälligkeit aufgedrängten Bestandtheil so zu behandeln wußten, daß er uns fast nothwendig und als der Glanzpunkt der Tragödie erscheint. Natürlich konte der Chor seiner ursprünglichen Bestimmung, Loblieder zu Ehren des Dionysos zu singen, nicht mehr treu bleiben, sondern nachdem der Inhalt des Dialogs sich auf irgend eine Begebenheit aus der Zeit des griechischen Heroenlebens bezog, mußten auch die Chorgesänge diesem Inhalte sich anschließen, und die Mitglieder des Chors bestimte Personen vorstellen, die mit jener Fabel in Verbindung standen. Es kam hiebei den tragischen Dichtern die Beschaffenheit des Lebens zu Statten, das auf der Bühne darzustellen war; denn da das Leben der Griechen größtentheils ein öffentliches war, und sonach auch die auf der Bühne darzustellende Handlung stets unter freiem Himmel vorging, so wurde es dadurch möglich, dem ganzen Verlauf derselben eine Anzahl von Personen aus dem Volke beiwohnen zu lassen, was in jedem andern Falle an großer Unwahrscheinlichkeit gelitten haben würde. Und so besteht in den meisten uns erhaltenen Tragödien der Chor aus dem an dem Orte der Handlung zufällig anwesenden Publikum; nur in wenigen sind es Personen, die in das Interesse der Handlung selbst verflochten sind, wie in den Schutzflehenden und Eumeniden des Äschylos, und in den Schutzflehenden des Euripides, in welchen die Personen, die den Stücken den Namen gegeben haben, den Chor ausmachen. Im Prometheus des Äschylos sind es die Okeaniden, die den Prometheus besuchen kommen, in den Sieben gegen Theben thebanische Jungfrauen, die sich grade auf dem Markte befinden, in den Persern persische Greise, im Agamemnon alte Argeier, in den Choephoren Dienerinnen des Königshauses. Sophokles läßt im Aias den Chor aus Matrosen des Helden bestehen, in der Elektra aus argeiischen Jungfrauen, im König Ödipus und der Antigone aus thebanischen, im Ödipus auf Kolonos aus attischen Greisen, in den Trachinierinnen aus trachinischen Jungfrauen, im Philoktetes aus Schiffern des Neoptolemos. Bei Euripides bilden den Chor in der Hekabe trojanische Sclavinnen, im Orestes argeiische Jungfrauen, in den Phönissen phönikische Sclavinnen, in der Medea korinthische, im Hippolytos trözenische Frauen, in der Alkestis Greise von Pherä, in der Andromache phthiotische, in der ersten Iphigenia chalkidische Frauen, in der zweiten Dienerinnen der Iphigenia, in den Troerinnen trojanische Sclavinnen, in den Bakchen diese selbst, in den Herakliden athenische Greise, in der Helena gefangene Griechinnen, im Jon Dienerinnen der Kreusa, im wüthenden Herakles thebanische Greise, in der Elektra Bäuerinnen, in der Danae argeiische Jungfrauen.

Was nun den Inhalt der Gesänge betrifft, die diesem Chor in den Mund gelegt werden, so schließt er sich, wenigstens bei Äschylos und Sophokles (denn erst Euripides erlaubte sich bisweilen den Misbrauch, den Chor Lieder anstimmen zu lassen, die in gar keiner Beziehung zu der Fabel des Stückes stehen) immer an die unmittelbar vorhergehende Handlung an und enthält allgemeine Reflexionen, die sich als Resultat derselben dem Chor aufdrängen, Klagen über das Schicksal der handelnden Personen oder über die Wandelbarkeit des menschlichen Looses überhaupt, Ausbrüche der Freude über glückliche Ereignisse, allgemeine Betrachtungen über die menschliche Natur, ihre Tugenden und Fehler, Warnungen und Belehrungen über den Zorn und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Loblieder zu Ehren der Götter, welche helfend einschreiten, Gebete, in denen ihr Schutz erfleht wird, und Ähnliches [2]). So war der Chor, außerhalb oder über der auf der Bühne dargestellten Handlung stehend, nach Schlegels Ausdruck [3]), der personificirte Gedanke über dieselbe, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters als Sprechers der gesamten Menschheit, der idealisirte Zuschauer. Er trat versöhnend, warnend und beruhigend als Vermittler zwischen die Menschen und das Schicksal, und indem er, auf der Bühne stets gegenwärtig, die handelnden Personen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zustoßenden Schicksale begleitete, mit den Fröhlichen sich freute, mit den Trauernden trauerte, die Übermüthigen oder Verzweifelnden auf die Macht und Gerechtigkeit der Götter hinwies und nach längern Abschnitten, wo Wendepunkte in dem Schicksale der Helden des Stückes eintraten, in längern Gesängen seine Gedanken über das Geschehene ausdrückte oder auf das Bevorstehende ahnend vorbereitete, sprach er gleichsam im Namen der Zuschauer die Empfindungen aus, die in ihnen erregt wurden, oder erregt werden sollten [4]). So sind die uns erhaltenen Chorgesänge, abgesehen von aller Verschiedenheit, die in Hinsicht auf ihre Behandlung zwischen den drei uns bekant gewordenen Tragikern statt findet [5]), sowol durch

2) Den Inhalt aller uns erhaltenen Chorgesänge hat angegeben und nach Klassen geordnet Heeren dissertatio de chori Graecorum tragici natura et indole. Göttingen 1784, wieder abgedruckt in Seebode's Miscellanea critica V. I. P. IV. p. 593 sqq.
3) A. W. Schlegel dram. Vorlesungen Th. I. S. 113 f.
4) Vergl. außer Schlegel a. a. O. Ilgen chorus graecorum tragicus qualis fuerit in dessen Opuscul. T. I. p. 61 seqq. und Süvern über Schiller's Wallenstein S. 36 f. S. 212 f. 5) Ilgen S. 64 f. Süvern S. 38 f. Mohnike Gesch. der Lit. d. Griechen Th. I. S. 348.

die Trefflichkeit ihres Inhaltes als durch die Vollendung der Form, namentlich bei der schonungslosen Vernichtung, welche die Zeit über die Schöpfungen der griechischen Lyrik verhängt hat, neben Pindaros Siegesgesängen, mit denen sie auch durch den Gebrauch freierer, vielfach wechselnder Versmaße vergleichbar sind, die unschätzbarsten Überreste der lyrischen Poesie der Griechen.

Wir kommen zu der äußeren Erscheinung des Chores in der griechischen Tragödie. Über die Anzahl der Personen, aus welchen er bestanden hat, sind die Meinungen lange sehr getheilt gewesen und wol auch jetzt noch nicht ganz vereinigt. Die Hauptstelle darüber ist bei Pollux [6]), welcher berichtet, der tragische Chor habe anfangs aus funfzig Personen bestanden, bis bei der Aufführung der Eumeniden des Äschylos der Schreck über den Anblick einer so großen Menge von Furien die unglaublichsten Wirkungen bei den Zuschauern hervorgebracht, und dadurch Veranlassung zu dem Gesetz gegeben habe, daß der Chor künftig nie mehr als funfzehn Personen enthalten solle, und diese Nachricht ist allgemein auf Treue und Glauben angenommen worden [7]), bis Hermann die Unhaltbarkeit derselben bewiesen hat [8]). Daneben hat ungeachtet ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit eine andere Erzählung [9]) Glauben gefunden, Sophokles habe die Zahl der Chorglieder von funfzehn auf zwölf herabgesetzt. Endlich hat man aus der Beschaffenheit des Chores in einzelnen Tragödien, wo die Sache selbst eine bestimte Zahl von Personen vorzuschreiben schien, auf einen großen Wechsel in diesem Punkte schließen wollen. So soll in den Schutzflehenden des Euripides der Chor nur vierzehn Personen gezählt haben, weil er aus den Müttern der sieben gefallenen Heerführer bestand, von denen jede eine Dienerin bei sich hatte [10]), und in den Eumeniden, Kabiren, Phorkiden, Heliaden des Äschylos, wo die Personen, welche der Titel besagt, den Chor bildeten, soll er gar nur aus drei Personen bestanden haben, weil die herkömliche Vorstellung nur drei Eumeniden u. s. w. kante [11]). Alle diese Annahmen beruhen auf irrigen Voraussetzungen. Die Angabe von funfzig Personen rührt von einer Verwechselung mit den dithyrambischen Chören her, die aus einer solchen Anzahl zusammengesetzt waren [12]). Die tragischen Chöre haben nach vielen ausdrücklichen Zeugnissen zu allen Zeiten aus funfzehn Personen bestanden [13]), und es bestätigt sich dies durch alle die Stellen vorhandener Tragödien, an denen die Chorglieder einzeln redend oder singend aufgeführt werden [14]), denn es finden sich dann allemal funfzehn einzelne Verse oder Strophen. Ja sogar diejenigen Stücke, in welchen die Beschaffenheit des Chores eine größere Anzahl erwarten läßt, machen hievon keine Ausnahme. So besteht in den Schutzflehenden und Danaiden des Äschylos der Chor zwar aus den Töchtern des Danaos, deren die herkömliche Sage funfzig angibt, aber im Chor erschienen ihrer demungeachtet nur funfzehn [15]).

Diese funfzehn Personen nun, von denen eine der Chorführer (ἡγέμων, χορηγός, μεσόχορος, κορυφαῖος) war [16]), zogen in feierlichem Aufzuge, gewöhnlich nachdem das Spiel auf der Bühne schon begonnen hatte, in das Theater, und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur in zweien der uns erhaltenen Stücke, in den Schutzflehenden und Persern des Äschylos, die auch hiedurch ihr höheres Alter bekunden, erscheint der Chor gleich von Anfang und begint die Handlung (beidemal aber nicht mit einem lyrischen Gesange, sondern mit Anapästen); in allen übrigen Tragödien ist schon ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorhergegangen, bevor der Chor mit seinem ersten Gesange einzieht. Verschieden von den dithyrambischen Chören, welche κύκλιοι waren [17]), d. h. in Kreisform tanzten und sangen, waren die tragischen Chöre stets τετράγωνοι [18]), d. i. in Colonnen, die ein Viereck bildeten, aufgestellt. Die gewöhnliche Art der Aufstellung des Chores bei dem Einzuge war entweder κατὰ στοίχους, in fünf Gliedern jedes zu drei Mann, so daß der Chorführer im ersten Gliede zu jeder Seite einen Choreuten hatte, (die Koryphäen der beiden Halbchöre, ἀριστεροστάτης und δεξιοστάτης) [19]), oder κατὰ ζυγά, in drei Rotten jede zu fünf Mann, so daß der Chorführer in der ersten zwischen vier Chorgliedern in der Mitte ging [20]). Nur in einzelnen Fällen erschienen sie bei ihrem ersten Auftreten einzeln, wie in den Eumeniden des Äschylos, wo die Furien, wie sie nach einander erwachen, so auch einzeln und nach einander in die Orchestra stürmen, was die Grammatiker σποράδην nennen [21]). In der Orchestra war der Platz des Chores bei der Thymele, einer im Mittelpunkt des ganzen Theaters stehenden, altarähnlichen, viereckigen Erhöhung, auf welcher der Chorführer gewöhnlich stand, während die übrigen Chorglieder zu beiden Seiten derselben aufgestellt waren, in ἡμιχόρια zu sieben Mann abgetheilt, oder in den vorher erwähnten Abtheilungen κατὰ στοίχους oder κατὰ ζυγά, oder auf andere Weise. Eine dieser verschiedenen Stellungen nahmen sie auch bei dem Singen ihrer Gesänge

6) Pollux IV, 15. 7) Petit legg. Att. p. 138 Wessel. Algen S. 55. Böttiger die Furienmaske S. 2. Böckh graecae tragoediae princip. etc. S. 43 u. A. 8) Hermann de choro Eumenidum in seinen Opusc. vol. II. p. 129 sq. 9) Böckh S. 57, widerlegt von Hermann S. 141. 10) Böckh S. 75 ff. Wenn dies auch Hermann a. a. O. S. 141 und Vorr. z. Eur. Schutzfl. S. 17 zugesteht, so kann er nicht allgemeine Beistimmung finden. Die Zahl der Chorglieder kann überhaupt nie eine gerade gewesen seyn, weil der Chor sonst nicht, seinen Führer abgerechnet, in zwei gleiche Hälften zerfallen konte, was stets nothwendig war, vergl. Genelli S. [illegible]. Bei jenen vierzehn in den Schutzflehenden ist offenbar der Chorführer nicht mitgezählt. S. Genelli a. a. O. Art Quindecim in Eur. Suppl. esse chori personas. Cleve 1826. Vergebens widerspricht Bach in Jahn's Jahrb. 1827. B. 2. H. 4. S. 453 ff. 11) Blomfield Vorr. z. Äsch. Pers. S. XXI. f., vergl. Hermann Opusc. II. S. 125. Lindner über den Chor im Äsch. in Jahn's Jahrb. 1827. Bd. 1. Heft 3. S. 107 f. 12) Simonides in Brunck's Analekten Th. 1. S. 137. Schol. z. Äschin. Red. Th. 3. S. 721 Reisk.

13) Pollux IV, 108. Schol. z. Äsch. Eum. 588. Schol. z. Aristoph. Vögeln 282. Rittern 586. 14) Äsch. Agam. 1317 ff. Schutzflehende 996 ff. Eumeniden 135 ff. Soph. Od. auf Kol. 117 ff. Eur. Jon 187 ff. Medea 131 ff. u. a. m. 15) Hermann de Aesch. Danaidibus in seinen Opusc. II. S. 325. 16) Pollux IV, 106. 17) Perizon. z. Älian verm. Gesch. X, 6. 18) Etymolog. S. 764, 4. Pollux IV, 108. 109. 19) Pollux IV, 104. 20) Lindner S. 100 ff. Kolster S. 14 ff. 21) Hermann Opusc. II. S. 134 ff.

an, und wechselten damit während des Singens auf die mannigfaltigste Weise und in den künstlichsten Verschlingungen, worauf sich oft aus der Beschaffenheit der Chorgesänge schließen läßt [22]), ein Umstand, auf welchen von den Herausgebern der Tragiker noch nicht überall hinreichend Rücksicht genommen ist. Das erste Erscheinen des Chores auf der Bühne hieß πάροδος, und denselben Namen hatte auch der erste gemeinschaftliche Gesang des ganzen Chores [23]), also nicht nothwendig überhaupt der erste Chorgesang in jeder Tragödie, da die Chorglieder zuerst auch einzeln oder in einzelnen Abtheilungen singen konten. So ist in den Eumeniden des Äschylos erst der dritte Chorgesang von V. 311 an die πάροδος. Jeder folgende Gesang des ganzen Chores hieß στάσιμον. Alle diese πάροδοι und στάσιμα waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang (στροφή) ein zweiter von gleich viel Versen und genau in demselben Versmaß gedichtet (ἀντιστροφή), oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Diese Gesänge haben bisweilen auch einen Schlußgesang (ἐπῳδός), dem keine Gegenstrophe entspricht, und der bei dem Stasimon immer am Ende des ganzen Gesanges steht, bei der Parodos auch in der Mitte desselben stehen kann [24]). Sie können entweder alle von dem ganzen Chore gesungen werden, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören, Epodos vom ganzen Chor oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen, Strophe und Gegenstrophe wahrscheinlich unter entgegengesetzten Bewegungen, Epodos unter Stillstehen in der Mitte der Orchestra. Hievon verschieden sind diejenigen Gesänge, welche κόμμοι und ἀπὸ σκηνῆς genant, und entweder von einzelnen Chorgliedern, oder abwechselnd von diesen und von Personen auf der Bühne, oder blos von den letzteren gesungen wurden. Sie waren entweder ἀπολελυμένα, wenn die Heftigkeit der Leidenschaft die Wiederkehr desselben Versmaßes in Gegenstrophen verschmähte, oder gleichfalls ἀντιστροφικά. In dem letzten Falle folgten aber die sich entsprechenden Strophen und Gegenstrophen nicht regelmäßig auf einander, sondern es fand sowol in der Reihenfolge der Strophen als in dem Wechsel der singenden Personen die mannigfaltigste und künstlichste Verschlingung statt, doch so, daß immer die wunderbarste und sorgfältigste Symmetrie darin herrschte, indem Strophen- und Personenwechsel entweder in gleicher oder umgekehrter Wiederkehr oder in noch künstlicheren Ordnungen sich entsprachen. Die tragischen Dichter verwandten hierauf eine so große Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte eine Übereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist, und wo in der Strophe ein Personenwechsel eintrit, derselbe in der Gegenstrophe an derselben Stelle, ja in demselben Fuße desselben Verses statt findet [25]). — Während des Dialoges auf der Bühne stand der Chor ruhig in der Orchestra, und wo er in den Dialog eingriff, sprach nur der Chorführer in seinem Namen, außer in wenigen Fällen, wo ausnahmsweise jedes einzelne Chorglied zu sprechen hatte, wie im Agamemnon des Äschylos V. 1317 ff., wo es darauf ankam, daß jedes einzelne Mitglied des Chores seine Meinung abgab [26]).

Über die Beschaffenheit und Bedeutung des Chores in den Satyrspielen haben wir weit weniger befriedigende Nachrichten, da uns von diesen nur ein einziges, der Kyklops des Euripides, erhalten ist. Daß die Zahl der Mitglieder dieses Chores der des tragischen gleich war, erfahren wir aus einer Angabe des Tzetzes [27]). In dem uns erhaltenen Stücke besteht der Chor aus Satyrn unter Anführung des Silenos, und aus diesen scheint er in allen Satyrspielen bestanden zu haben [28]). Die Scene war immer auf freiem Felde, in Hainen und Wäldern, wo ja die Satyrn sich aufzuhalten pflegten, und es war die Sache des Dichters, sie auf irgend eine Weise mit den auf der Bühne erscheinenden Personen in Berührung zu bringen. Die Chorglieder ahmten in Gestalt und Bekleidung die herkömliche Vorstellung von den Satyrn nach und führten einen eigenthümlichen, satyrischen Tanz auf [29]).

Auch die alte attische Komödie entbehrte nicht ihres Chores, den sowol ihr mit der Tragödie gemeinschaftlicher Ursprung und der gleiche Zweck, zur Verherrlichung von Götterfesten zu dienen, nothwendig machte, als ihre Absicht, die Tragödie zu parodiren, und den sie noch weniger als diese entbehren konte, da sie ganz eigentlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Darstellung machte, und dieses ohne eine versammelte Menge nicht bestehen konte. Offenbar aber mußte der komische Chor von einer ganz andern Natur seyn als der tragische; er hat nichts von dem würdevollen Äußern dieses, beabsichtigt keinen von den ernsten Zwecken, die dieser erreicht, sondern so wie die Komödie ganz dem Scherze huldigt, so ist auch er diesem gewidmet, und weit entfernt, ein idealisirtes Bild der Menschheit darzustellen, lebt er mitten in den Thorheiten der Gegenwart und legt sie häufig offen zur Schau. Er ist noch weit weniger in die auf der Bühne vorgehende Handlung verwickelt, als der tragische Chor, er betrachtet sich ganz als bloßen Zuschauer derselben und verfolgt sie mit Neugier und Leidenschaft; kaum aber haben die Schauspieler die Bühne verlassen, so vergißt er alles, was daselbst verhandelt worden, und ist nur für sich da und betreibt seine eignen Angelegenheiten. Daher ist er auch noch weniger, als der Chor in der Tragödie, während des Spieles auf der

22) Hermann Vorr. z. Eur. wüthendem Herakles S. XVI f. XXI f. Ders. z. Soph. Öd. auf Kolonos V. 208. 224. 553.
23) Aristoteles Dichtkunst. XII, 7. Schol. z. Eur. Phön. 210.
24) Hermann Elem. doctr. metr. S. 725. Übrigens wurde auch das Stasimon, nicht stillstehend, wie einige Grammatiker aus dem Namen geschlossen haben, sondern tanzend gesungen, s. Kolster de parabasi S. 11 f.

25) Die unglaubliche, uns oft kleinlich erscheinende Sorgfalt, welche die Tragiker auf diese Symmetrie verwandten, gibt auch dem Gesetze einige Wahrscheinlichkeit, das Lachmann de choricis systematis tragicorum graecorum gefunden haben will, wonach alle Chorgesänge aus sieben Versen oder aus einer durch die Zahl 7 theilbaren Anzahl von Versen bestehen. — Über den Tanz des Chores und die musikalische Begleitung seiner Gesänge s. Genelli VI.
26) Vergebens läugnet dies Lindner a. a. O. S. 103, vergl. Kolster S. 15 f.
27) Tzetzes prolegom. ad Lycophr.
28) Casaubon de satyrica Graecorum poesi. S. 109. Genelli S. 101 f.
29) Pollux IV, 18. Casaubon S. 104 ff.

Bühne thätig und läßt seine Theilnahme daran nur selten in kurzen Gesängen laut werden. Seine eigentliche Thätigkeit begint, wenn mitten im Stücke die Bühne leer geworden ist, und er sich nun in der Parabase an die Zuschauer wendet. Diese Parabase [30] ist ein ganz eigenthümlicher Bestandtheil der attischen Komödie, der eigentliche Überrest von der ältesten Form derselben, in welcher der Chor noch allein mit seinen Gesängen und Anreden an die Zuschauer die ganze Handlung ausmachte [31]). Daher ist sie auch von bedeutendem Umfange, obgleich sie durch die Fremdartigkeit ihres Inhaltes die an sich lockere Handlung der Komödie mehr trent als verbindet. Der Name bezeichnet eigentlich die Bewegung, mit welcher der Chor, der bis dahin das Gesicht der Bühne zugekehrt hatte, einschwenkt, um sich den Zuschauern zuzuwenden, denen seine Rede jetzt gilt [32]). Diese selbst bestand regelmäßig aus sieben Theilen, obgleich nicht in jeder Komödie alle sieben vollständig vorkommen mußten [33]). Der erste ist das Kommation, ein kurzes Liedchen, das der Chor noch in seiner vorigen Stellung singt, und in welchem er den abgehenden Schauspielern gewöhnlich seine Wünsche nachschickt; es ist die Vorbereitung auf die Parabase, und dient dazu, diese an das eben auf der Bühne Vorgegangene anzuknüpfen. Hierauf begint die Schwenkung und somit die eigentliche Parabasis, welche gewöhnlich in Anapästen gesprochen wird, wenigstens haben alle uns erhaltenen Parabasen bis auf eine dieses Versmaß. In ihr erklärt sich der Chor gegen die Zuschauer über sich selbst und seine Beschaffenheit oder noch häufiger über den Dichter und seine Komödien, ihre Vorzüge und Zwecke. Sie schließt mit einem kurzen, dem Inhalt nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Versmaß aber kürzeren Versen (anapästische Dimeter, wenn die Parabase Tetrameter hatte) abgefaßten Liede, welches Makron oder Pnigos heißt. Hierauf setzt sich der Chor, der während der Parabase still gestanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung, und stimt ein lyrisches Lied an, das von jener Bewegung Strophe oder von seinem Inhalte Ode heißt, denn es feiert in lyrischen Versmaßen gewöhnlich das Lob einer oder mehrer Gottheiten. Ihm entspricht eine metrisch genau übereinstimmende Antistrophe oder Antode verwandten Inhaltes, die aber nicht unmittelbar darauf folgt, sondern durch das Epirrhema von der Strophe getrent ist. Dieses ist eine an die Zuschauer gerichtete trochäische Anrede, in welcher der Chor wieder ganz seine eignen Gesinnungen sich frei aussprechen läßt, und mit größerer Leidenschaftlichkeit und Ausgelassenheit als in der eigentlichen Parabase sich selbst und seine politische Gesinnung erhebt, einzelne bekante Männer, die fehlerhaften Ansichten und Zwecken in der Statsverwaltung huldigen, mit Spott verfolgt und in Beziehung auf die neueste Zeitgeschichte seinen Mitbürgern patriotische Rathschläge ertheilt. Diesem entspricht ein in demselben Versmaß und gleich viel Versen abgefaßtes und ähnliche Gegenstände behandelndes Antepirrhema, das auf die Antistrophe folgt. Dies sind die einzelnen Theile dieser ganz eigenthümlichen Schöpfung der attischen Komödie, welche diese in so enge Verbindung mit dem freiesten öffentlichen Leben setzte, daß sie mit dem Aufhören desselben nothwendig auch verschwinden mußte. Daher fehlt die Parabase schon in den letzten Komödien des Aristophanes, und ihr Verschwinden zieht nothwendig auch den Untergang des Chores selbst nach sich, der daher in der neuen attischen Komödie und somit auch bei den römischen Nachahmern nicht mehr erscheint. — Von der äußern Erscheinung dieses Chores gilt übrigens fast ganz dasselbe, was von dem tragischen Chor gesagt worden ist. Er hatte gleichfalls seinen Koryphäos, bestand aber aus vier und zwanzig Personen [34]), welche ebenfalls κατὰ ζυγά oder κατὰ στοίχους geordnet auftraten, so daß sie hier ἐν στοίχῳ sechs Mann hoch und ἐν ζυγῷ vier Mann hoch standen [35]).

Die Ausrüstung des Chores gehörte, da die Aufführung von Chören zugleich ein öffentlicher Gottesdienst und eine öffentliche Belustigung war, zu den Statsleistungen oder Liturgien, welche den reicheren Bürgern zufielen [36]). Die hier in Rede stehende hieß Choregie und beschaffte alle Arten von Chören, nicht blos die tragischen, komischen und satyrischen, sondern auch die lyrischen Chöre von Männern oder Knaben, Pyrrhichisten, kyklischen Tänzern, Flötenspielern und anderen, und der sie leitete, hieß Choregos. Vor dem Eintrit der zur Aufführung dramatischer Dichtungen bestimten Dionysien mußten von den Stämmen, an denen die Reihe war, Choregen gestellt werden [37]), und der Dichter, welcher eine Tragödie oder Komödie auf die Bühne bringen wollte, hatte sich an den Archon zu wenden, der ihm, wenn sein Stück bei der Prüfung eines χορηγός würdig befunden worden war, sowol drei Schauspieler durch das Loos zutheilte, als auch einen Choregen. Dieß hieß χορὸν διδόναι und umgekehrt vom Dichter χορὸν λαβεῖν. Der Chorege hatte nun die Verpflichtung, die Mitglieder des Chores zusammenzubringen, und ihnen einen χοροδιδάσκαλος zu halten, der ihnen die Gesänge und Tänze einübte. Sowol jene als dieser mußten für ihre Mühe bezahlt und nicht nur während der Lehrzeit unterhalten, sondern auch mit guten, die Stimme stärkenden Speisen und Getränken versorgt werden, so wie der Chorege auch für den Platz zum Unterrichte in seinem eigenen oder einem fremden Hause sorgen mußte. Für die Aufführung selbst gab er die oft kostbare Kleidung für sich und den Chor, goldene Kränze, wo dieß nöthig war, die Masken und anderes der Art. Daß alles dieses ordentlich geleistet wurde, dafür sorgten theils die Behörden, die den Säumigen dazu anhielten, theils war es Gegenstand wetteifernden Ehrgeizes, denn wessen Chor am besten gefallen hatte,

30) Kanngießer kom. Bühne S. 354 ff. Hermann Elem. doctr. metr. S. 720 ff. Kolster de parabasi Altona 1829.
31) Thiersch Vorr. z. Pindar S. 168. Kolster S. 48 ff.
32) Hephäst. S. 71. Schol. z. Aristoph. Rittern V. 512.
33) Schol. z. Aristoph. Wolken V. 518. Pollux IV, 111.

34) Schol. z. Aristoph. Rittern 586. Vögeln 298.
35) Über die verschiedenen Stellungen des Chores s. Kolster S. 7 ff.
36) Böckh Statshaushaltung der Athener Thl. 1. S. 480 ff.
37) Zur Choregie an den Lenäen sollen die Schutzverwandten verpflichtet gewesen seyn nach Schol. z. Aristoph. Plut. 954.

der wurde als Sieger gekrönt. Und allerdings machte diese Ausrüstung nicht unbedeutende Kosten, die eines Tragödenchors mehr als die eines komischen, denn bei den letzteren wurde weniger Aufwand an Gold, Purpur u. dgl. gemacht. Soviel sich aus einzelnen Beispielen schließen läßt, kostete die Choregie bei einer Tragödie 2500—3000, bei einer Komödie 1600 Drachmen. Als nach dem peloponnesischen Kriege der Wohlstand der Athener einen empfindlichen Stoß erlitten hatte, fehlte es für die letzten Stücke des Aristophanes an Choregen, und bald wurde auch die Choregie durch das Verschwinden des Chores aus der Komödie überflüssig. Für die Tragödie dauerte sie noch länger fort. (*A. Wellauer.*)

CHORDAULODION ist der Name, welchen Friedrich Kaufmann aus Dresden seinem akustisch-mechanischen Kunstwerke gegeben, in welchem, als einer veredelten und in großem Style gedachten Spieluhr, mittels eines Walzenwerkes, ein Pianoforte und ein aus einem Paar Flötenregistern bestehendes Orgelwerk, zusammen mehre Stücke, mit großer Vollkommenheit und oft hinreißend schön, abspielen. Der Name, aus Chorda (Saite), und Aulos (Pfeife, Flöte), vielleicht auch noch aus Aulodos (was zur Flöte singt), und Ode (Gesang), zusammengedacht, ist, wie man sieht, für das Saiten- und Flötenspiel vereinigende Instrument, passend genug. — In Ansehung der Einrichtung der Maschine, ist besonders merkwürdig, daß sie, auf dem Pianoforte, nicht allein durch Anwendung der auf wirklichen Pianoforten üblichen verschiedenen Dämpfungen, sondern auch, gleich einem verständigen und fühlenden Spieler, durch bald stärkeren bald schwächeren Anschlag der Hämmer an die Saiten, den genauesten Ausdruck und Vortrag erzielt, und daß auch sogar das Pfeifenwerk mit piano, crescendo, forte und decrescendo abwechselt, welches durch einen Windschweller bewirkt wird, wobei aber, um das mit dem Verstärken des Windes sonst eintretende Höherwerden des Tones zu verhindern, eine eigene Vorrichtung angebracht ist, welche der Meister, wie er mir beim Vorzeigen derselben bemerkte, nach einer von mir in meiner Akustik der Blasinstrumente ausgesprochenen Idee angebracht hat, deren Anwendung er übrigens, meines Wissens, noch nicht öffentlich bekant gemacht wissen will. (*Gfr. Weber.*)

CHOREGRAPHIE nent man die Kunst, Tänze durch Zeichen zu beschreiben, wie die Musik durch Noten. Thoinet Arbeau, Domherr von Langres hatte die erste Idee dazu, und gab darüber 1588 eine Abhandlung heraus*). Er schrieb unter die Noten der Tanzmelodien die Stellungen, Schritte, Bewegungen und Wendungen, wie er sie für jeden Tanz passend hielt. Beauchamps, der erste Tanzmeister unter Ludwig XIV., welcher späterhin auf diesem Grunde fortarbeitete und Zeichen für die Schritte, Bewegung der Arme und Wendungen des Körpers erfand, wurde durch einen Ausspruch des Parlements für den Erfinder dieser Kunst erklärt. Sein Nachfolger Feuillet, der sie mit allem Fleiß studirte, und ihr mehr Vollkommenheit gab, hat darüber 1701 ein weitläufiges Werk herausgegeben, unter dem Titel: Chorégraphie. Die Tanzmeister benutzten sie, um sich gegenseitig neue Tänze, und die dazu gehörigen pas zuzusenden. Die Tanzschritte sind durch Linien bezeichnet, die Elemente der Schritte, woraus sie bestehen, sind durch Zeichen auf der Schrittlinie angegeben, wie auf der hiezu gehörigen Kupfertafel zu ersehen ist. (S. diese im XXI. Thl. und die dazu gegebene Erklärung in diesem Bande). (*Roller.*)

*) Orchésographie etc. Langres, J. de Preys. 1589. 4. mit Kpf. Der wahre Name des Vfs. ist J. Tabourot. Vgl. Ebert bibliogr. Lex. I, 82.

CHOTSCH, hoher Berg in Niederungern diesseit der Donau, Liptauer Gespanschaft, nach dem Kriwan der höchste Berg der karpatischen Gebirgskette in der Liptauer Gespanschaft, von dessen Gipfel man über hundert Ortschaften der Gespanschaften Liptau, Thurocz und Arva zählen kann. Am Fuße desselben liegt das wohlgebaute Dorf Lucska (spr. Lutschka) oder Lutschky mit einem schönen, 3 Klafter hohen Wasserfall, einem warmen Bade, das zu den eisenhaltigen, mit vorwaltendem Schwefel und salzsauren Kalken gesättigten Wassern gehört, bei Contracturen mit Nutzen gebraucht und stark besucht wird, einem gemauerten Badegebäude, zwei hölzernen Wohngebäuden für Badegäste, einem Gasthause und einer katholischen Kirche. (*Rumy.*)

Christich s. Ostoja.

CHROMA. CHROMATISCH. Das lateinische Wort Chroma, vom griechischen χρῶμα, zu teutsch Farbe, wird auch in der musikalischen Kunstsprache gebraucht, und zwar in einem ziemlich uneigentlichen und selbst mehrfach wandelbaren Sinne. 1) Schon die alten Griechen gebrauchten das Wort chromatisch, um damit ein gewisses Tonsystem, das chromatische System, genus chromaticum, zu bezeichnen, ein Ding, wovon wir indessen heut zu Tag keinen Begriff mehr haben können, dessen Tonleiter übrigens folgende gewesen soll:
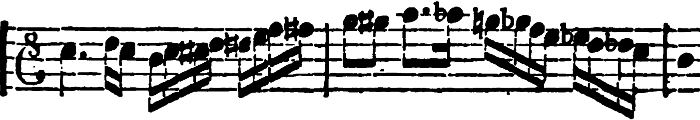


Der bildliche Name: chromatisches, d. i. farbiges System oder Klanggeschlecht soll daher entstanden seyn, daß man die zu diesem Systeme gehörigen Töne mit einer anderen Farbe als die übrigen zu schreiben pflegte. 2) Auch in späteren Zeiten pflegte man, zum Theil in Gefolge einer gewissen Ideenähnlichkeit, die kurzen Obertasten unsrer Claviaturen, welche man, wie auch noch jetzt, durch andere Farbe von den langen oder Untertasten unterschied, farbige Tasten, (gelehrter „chromatische" Tasten), und die Töne derselben chromatische Töne zu nennen. In der Folge wurden 3) diese Benennungen auch auf andere Instrumente übertragen, indem man diejenigen Töne, welche auf den Claviaturen durch chromatische Tasten angegeben wurden, ein für allemal chromatische Töne nante, auch wenn sie auf anderen Instrumenten angegeben oder gesungen wurden, und so hießen denn z. B. die Töne cis, dis, b, as etc. ein für allemal chromatische Töne, welcher Name demnach jeden sogenanten Semiton, d. h.

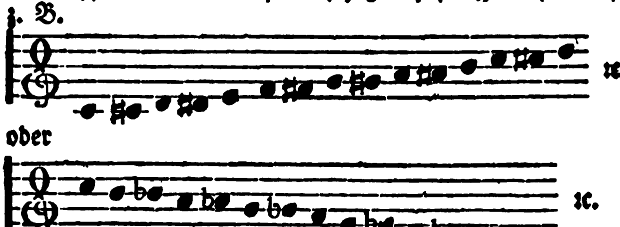
jeden Ton bezeichnete, der nicht in der Reihe der so genanten natürlichen Töne enthalten war. Diesem Sprachgebrauche zufolge konte denn auch 4) die Erhöhung oder Erniederung eines Tones durch ein chromatisches Versetzungszeichen eine chromatische Erhöhung, oder chromatische Erniederung, oder überhaupt chromatische Versetzung heißen, und ebenso konten 5) die Anhängesylben is und es chromatische Anhängesylben, chromatische Sylben genant werden. 6) Auch die Versetzungszeichen ♯, b, x, bb, konten in dieser Bedeutung chromatische Zeichen genant, und dieser Name auch wol 7) auf das chromatische Widerrufungszeichen ♮ ausgedehnt werden, (wiewol freilich gewissermaßen uneigentlich); so wie auch 8) auf die chromatische Vorzeichnung am Anfange eines Stückes, — und solchem Sprachgebrauche ganz folgegleich kann man denn auch 9) jede transponirte Tonart, jede Tonart, in deren Tonleiter ein oder mehre sogenante chromatische Töne befindlich sind, welche daher eine chromatische Vorzeichnung verlangt, eine chromatische Tonart nennen. 10) Dem angenommenen Sprachgebrauche gemäß konte man ferner auch den Unterschied, die Tonentfernung, (Intervall), um welchen ein sogenanter natürlicher Ton durch eine (einfache) chromatische Versetzung erhöht oder erniedert wird, einen chromatischen Tonunterschied, chromatisches Intervall nennen, und so wären denn z. B. ges-g oder g-gis, chromatische Intervalle; (ges-gis, as-ais, f-fisis u. dergl. könte alsdann eine doppelte chromatische Tonentfernung heißen); — und in diesem Sinne ist denn der Name chromatisches Intervall gleichbedeutend mit dem Namen: übermäßige Prime oder auch wieder mit dem (an sich selbst freilich auch wieder vieldeutigen) Namen halber Ton, oder Semiton, welcher eben darum auch oft chromatischer halber Ton benant wird (vergl. m. Theor. d. Tonsetzkunst §. 38. d. 2. u. 3. Auflage.) — 11) Wieder in einem anderen Sinne kann auch jedes Intervall (jede Tonentfernung), welche sich in der Reihe der sogenanten natürlichen Töne gar nicht darstellen läßt, sondern allemal wenigstens ein chromatisches Versetzungszeichen fodert, und also nicht blos, wie eben bei No. 10. erwähnt, die übermäßige Prime, sondern auch alle übermäßige Secunden, übermäßige Sexten, verminderte Septimen u. s. w. chromatische Intervalle heißen, so wie auch 12) jeder Accord, welcher auf gleiche Weise sich nicht ohne chromatisches Zeichen darstellen läßt, z. B.

und dgl., ein chromatischer Accord heißen kann. (Vergl. m. Theor. d. Tonsetzk. §. 86, 93.) 13) Da übrigens auch Töne der langen Tasten als chromatisch versetzte Töne vorkommen können, wie z. B. his, ces, eis, fes, fisis, deses u. s. w., so müssen in solchen Fällen auch diese Töne den Namen chromatisch erhalten.

14) Man nent ferner jede sich durch chromatische Intervalle bewegende Tonreihe z. B.



eine chromatische Tonreihe, eine chromatische Melodie, und sagt auch von einem Tonstücke, es sey chromatisch oder sehr chromatisch, wenn darin viele chromatische Zeichen, nämlich viele chromatische Accorde, oder viele Ausweichungen (welche natürlich gleichfalls allemal zu chromatischen Versetzungszeichen Anlaß geben), vorkommen. — Was man außerdem nicht selten von einer chromatischen Tonleiter, von einem chromatischen Klanggeschlecht, genus enharmonicum fabeln hört, läßt sich, soweit es etwas mehres als das vorstehend unter Ziff. 1. u. 14. bezeichnete besagen will, durchaus auf keinen haltbaren Begriff zurückführen; (Vergl. m. Theorie der Tonsetzkunst. §. 127 und 369) und wenn man auch jede chromatische Tonreihe, d. h. jede Reihe von Tönen, deren jeder von dem anderen theils um eine übermäßige Prime, theils um eine kleine Secunde (welche beide Intervalle in unserem temporirten Systeme einander praktisch gleich sind), entfernt ist, z. B.



wol auch eine chromatische Tonleiter nennen kann, und oft genug wirklich so nennen hört, so vergesse man dabei wenigstens nicht, daß solche Benennung einer, theils aus chromatischen, theils aus diatonischen sogenanten halben Tönen, bestehenden Tonreihe etwas durchaus Anderes als eine Tonleiter (Tonartleiter), im eigentlichen Sinne des Wortes ist. 15) Nicht selten wird der Titel chromatisch auch wol noch anderen Dingen beigelegt. So legt man z. B. einem Instrumente, auf welchem sich chromatische Töne und Tonreihen ausführen lassen, den Ehrentitel, eines chromatischen Instrumentes bei, und titulirt z. B. das mit Klappen versehene Waldhorn chromatisches Horn, weil man auf einem solchen die sogenanten chromatischen Töne leichter als auf dem gewöhnlichen Horne angeben kann. (Vergl. übrigens den Art. Enharmonisch).

Etwas ganz anderes als unter Chroma pflegt man unter Croma (s. d. Art.) zu verstehen. (*Gfr. Weber.*)

CHROMSAURE VERBINDUNGEN[1]). Das sich chromsaures Blei als Präzipitat für Baumwollen- und Leinen-Gewebe. Oraniengelbe Farbenabstufungen. Für die Darstellung dieser schönen und glänzenden Farbenabstufungen, die

1) Nachtrag zu diesem Artikel im XVII. Thl. S. 138. ff.

durch kein anderes Agens so vollkommen erreicht werden können, besitzen wir nachstehende Verfahrungsarten.

A. Die Gewebe werden mit basisch essigsaurem Blei imprägnirt und im heißen Bade von neutralem chromsaurem Kali, dem 6 bis 8 mal so viel kaustisches Ammonium zugesetzt, als chromsaures Kali verwendet wird, so lange durchgenommen, bis die oraniengelbe Farbe durch steigende Temperatur vollständig erscheint. Dunkler oder heller werden die oraniengelben Abstufungen erzielt, je nachdem das basisch essigsaure Blei mehr oder minder concentrirt in Anwendung gebracht wird.

B. Verläßlicher werden jene Abstufungen erzielt, wenn die Gewebe zuerst auf der Grundirmaschine mit einer schwachen, neutralen chromsauren Kaliauflösung imprägnirt und nach dem Abtrocknen mit der basisch essigsauren Bleiauflösung grundirt werden. Die trockne Ware wird jetzt durch ein Wasserbad, dem ätzendes Ammonium zugesetzt worden, passirt, und unmittelbar danach in dem neutralen, 36° warmen, chromsauren Kalibade bei einer steigenden Temperatur zwischen 60—70° R., je nachdem die Farbe heller oder dunkler erscheinen soll, ausgefärbt.

Für die illuminirte Ausarbeitung eignen sich nachstehende Applicationsfarben: 1) Applicationsschwarz; 2) Gelb, Stärkepaste mit Salpetersäure; 3) Lilas, liquides salzsaures Zinn mit dem Pigment des Kampeschenholzes; 4) Grünbeize; 5) Blaubeize; 6) Weiß, mit liquidem salzsaurem Zinn, bei vorwaltender freier Säure.

In der Hand- und Walzendruckerei lassen sich die schönen orangefarbigen Abstufungen als örtliche Farben auf nachstehende Weise darstellen: Man druckt mit Gummi in druckförmigen Zustand versetztes basisch essigsaures Blei auf, und färbt nachgehends die Ware in einem neutralen chromsauren Kalibade, dem kaustisches Ammonium zugesetzt worden, bis zur beliebigen Schattirung.

Interessant ist das Verfahren, welches der Indiennenfabrikant Thomson in Manchester zuerst bekant machte, nämlich weiß auf grünem Grunde darzustellen. Man gibt den baumwollenen Geweben zuerst in der Indigoküpe einen mehr oder weniger dunkelblauen Grund, je nachdem das Grün, welches man hervorbringen will, mehr oder weniger intensiv seyn soll. Die blaugefärbten Zeuge werden mit einer 7 Grad starken, essigsauren Thonerde imprägnirt, durch heißes Wasser genommen, getrocknet, hierauf in einer Auflösung von krystallisirtem saurem chromsaurem Kali, 5 Loth Chromsalz auf 4 Pfund Wasser, grundirt und nachfolgende Reservage aufgedruckt:

Mit gerösteter Stärke verdicktes Wasser 4 Pfund, Weinsteinsäure 20 Loth, Zuckersäure 12 Loth, Salpetersäure 4 Loth.

Der Zusatz von Salpetersäure ist nicht nöthig, wenn das Dessein aus großen Gegenständen besteht.

In dem Augenblick, wo der Model die Reservage auf dem Zeuge aufdruckt, wird das Blau entfärbt, wobei ein eigenthümlicher Geruch hervorgebracht wird. Nach dem Druck wird das Zeug im fließenden Wasser ausgewaschen und im Quercitron oder Waubade ausgefärbt; wonach der Grund grün und das aufgedruckte Dessein weiß erscheint.

Zum Gelingen dieses Fabrikats ist wesentlich erforderlich: a) daß man die mit dem sauren chromsauren Kali imprägnirten Zeuge bei gelinder Wärme trocknet, weil sie sich bei erhöhter Temperatur verändern; b) daß jeder Zutrit der Sonnenstrahlen vermieden werde, so wie möglichst weniges Tageslicht zuzulassen, damit die blaue Farbe nicht geschwächt werde.

Die durch den Aufdruck der Reservage bewirkte Zerstörung der vegetabilischen Farbe beruht auf folgender allgemeiner Thatsache: So oft chromsaures Kali mit Weinsteinsäure oder Zuckersäure in Berührung komt, oder auch chromsaures Kali mit einer neutralen vegetabilischen Substanz und einer Mineralsäure, wie z. B. Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w., entsteht eine sehr lebhafte Einwirkung, wobei Wärme frei wird und sich Gasarten entwickeln. Das Hauptprodukt dieser wechselseitigen Zersetzung ist die Bildung eines neuen Körpers, welcher alle Eigenschaften einer Säure besitzt, und wahrscheinlich chromichte Säure ist. Die Zerstörung der vegetabilischen Farben mittelst sauren chromsauren Kalis und einer Säure läßt vermuthen, daß die Chromsäure, welche bei dieser Reaction in dem Zustande auftrit, wo sie aus einer Verbindung frei wird, sich zersetzt und chromichte Säure (acide chromeux) darstellt; während ihr Sauerstoff an die vegetabilische Substanz trit und dieselbe entfärbt. [2]).

Grünes Chromoxyd als Körperfarbe. Das grüne Chromoxyd läßt sich nach Dr. Wöhler sehr leicht durch Reduktion der Chromsäure vermittelst Ammonium darstellen, wenn das rothe saure chromsaure Kali mit ungefähr gleichviel gepulvertem Salmiak und etwas wenigem kohlensauren Kali oder Natron, in einem bedeckten Tiegel so lange geglüht wird, bis keine Salmiakdämpfe mehr entweichen. Die erkaltete Masse wird mit Wasser ausgelaugt, welches das Salz auflöst und das reine, grüne Chromoxyd zurückläßt [3]).

(*Kurrer.*)

CHRONIK, im A. T., ist der Titel der beiden ursprünglich und nach der innern Anlage nur eins ausmachenden Bücher, welche den Kanon des A. T. schließen. Der hebräische Name דִּבְרֵי הַיָּמִים Zeitgeschichte, scheint gewählt zu seyn, weil diese Schrift sich nicht blos auf einen bestimten Theil der hebräischen Geschichte beschränkt, wie z. B. die Bücher der Könige; die Alexandrinischen Übersetzer unterscheiden zwei Bücher unter dem Namen *Παραλειπόμενα*, Supplementa, welcher dem Zweck des Verf. insofern entspricht, als er sein Werk wol für eine Ergänzung und Berichtigung früherer ähnlicher gehalten wissen will; Hieronymus endlich läßt

2) Vgl. Köchlin Schouch in dem Bulletin de la Societé industrielle de Muhlhausen Nr. 2. p. 83, und Dinglers polytechnisches Journal Bd. 27. S. 40—44. 3) Vergl. Dr. Wöhler in den Annalen der Physik und Chemie. Bd. 10. S. 46.

in der Bezeichnung Chronica oder Chronicorum libri den hebräischen Namen wiederkehren, und die ihm folgende teutsche Benennung empfiehlt sich dadurch, daß die Geschichtserzählung des Buches mit der der Chronikenschreiber des Mittelalters, wie sich unten zeigen wird, manche Ähnlichkeit hat [1]).

I. Bei der Frage nach der Abfassungszeit der Chronik ist man mehr, als bei irgend einem andern Buche auf das Zeugniß innerer Gründe beschränkt, nach welchem sie sich jedoch immer nicht ganz genau und überhaupt nur relativ, d. h. in Vergleichung mit andern Büchern des A. T. wird bestimmen lassen. Nach den sichersten Anzeichen möchte nur erweislich seyn, daß das Buch nicht geschrieben seyn könne, bevor die chaldäische Sprache auf die der Hebräer, die babylonisch-persische Bildung auf ihre Ideen eingewirkt haben; oder genauer: es sey geschrieben geraume Zeit nach dem Ende des babylonischen Exils und nach den Siegeszügen Alexanders von Macedonien. 1) Die Sprache des Buchs, und zwar a) in seiner Schriftart oder orthographischen Eigenthümlichkeit, verräth: α) durch Spuren der aussterbenden Sprache ein relativ-spätes Zeitalter. Dahin sind nämlich alle die Hilfsmittel zu rechnen, durch welche beim Mangel der Vocale die richtige Aussprache, welche beim vollen Leben der Sprache durch den täglichen Gebrauch hinlänglich gesichert war, unterstützt werden sollte, also namentlich die Anwendung der matres lectionis. β) Spuren des Gebrauchs der Quadratschrift, dessen Ursprung zwar nicht mit Sicherheit bekant ist, vor dem Ende des Exils aber doch nicht angenommen werden kann. Man findet sie darin, daß sich häufig vorkommende Buchstabenverwechselungen daraus am leichtesten erklären lassen, daß man annimt, der Chronist habe in seinen Quellen Quadratschrift vor sich gehabt, und sich auch selbst derselben bedient. b) Die Ausdrucksweise der Chronik zeigt einen schon ziemlich chaldaisirenden Styl, welcher dem der Bücher Nehemia und Esra nahe komt, wenn er auch noch besser ist, als der in den hebräischen Kapiteln des Buchs Daniel. Dies läßt sich an zwei Klassen von Stellen nachweisen: α) an denen, in welchen der Verf. mehr selbständig ist, indem sich wenigstens kein hebräisches Original aufzeigen läßt, welchem er folgte. β) Fast noch überzeugender sind die Stellen, wo der Chronist, in der Erzählung abhängig von älteren Büchern, ihre correcteren Ausdrücke mit mehr oder weniger chaldaisirenden vertauscht, wozu er doch nur dadurch veranlaßt worden seyn kann, daß die letztern zu seiner Zeit gewöhnlicher und also verständlicher waren [2]). — 2) Die Betrachtung des Inhalts, insofern er dem Buche eigenthümlich ist, führt weit mehr, als die der Sprache, welche nur im Allgemeinen die Entstehung der Chronik in den Zeiten der Ausartung vermuthen lassen konte, auf bestimmte Ergebnisse; denn die Zeit, zu welcher gewisse Gedanken erst entstehen konten, läßt sich nicht selten genauer angeben. a) 1 Chron. XVI, 8—36, wird dem David ein Lob- und Danklied zugeschrieben, welches er dem Assaph und den Levitischen Sängern übergeben haben soll, es nach Zurückführung der Bundeslade nach Jerusalem abzusingen. Dieser Lobgesang ist aus mehren noch vorhandenen Psalmen zusammengesetzt, nämlich V. 8—22

1) Von einer Geschichte der Auslegung dieses Buchs kann erst von der Zeit an die Rede seyn, wo man anfing, die Grundsätze der historischen Kritik auch auf die angeblich geschichtlichen Bücher des A. T. anzuwenden; denn vorher hatten Ausleger und Historiker, wenn auch einzelne auffallende Versehen bemerklich gemacht wurden, sich damit begnügt, die Angaben der verschiedenen Bücher möglichst in Übereinstimmung zu setzen, und wol gar unkritisch das eine aus dem andern ergänzt. Erst de Wette widmete der Chronik eine ausführliche Untersuchung (vgl. dessen Beiträge zur Einleitung ins A. T.), deren Resultate zwar vielfache Anerkennung fanden, aber, weil sie für das historische Ansehen der Chronik sehr nachtheilig ausfielen, auch Widerspruch erregten. Sie wurden im Wesentlichen bestätigt durch die verwandten Forschungen von Bertholdt (histor. krit. Einl. in sämtliche Bücher des A. u. N. T., Th. III, S. 981 ff.) und Gesenius (Gesch. der hebr. Sprache und Schrift, §. 12. Commentar zum Jesaia, Th. I, S. 268 f. 503 u. a. Vgl. Encyclop. Art. Ahas, Ahasja u. a.), von denen die des letztern Gelehrten um so wichtiger sind, weil sie auf grammatischem Wege mit dem übereintreffen, was de Wette aus Inhalt und Darstellungsweise gefolgert hatte. Gegen de Wette's erwähnte Untersuchung richtete J. G. Dahler (Prof. in Strasburg) die Schrift: de librorum Paralipomenῶν auctoritate atque fide historica. Argent. 1819. 8., und auch Dr. J. M. Hertz (Bischof zu Ripen) suchte in der Abhandlung: Sind in den Büchern der Könige Spuren des Pentateuchs und der mosaischen Gesetze zu finden? (Altona 1822. 8.), jedoch mehr gelegentlich, das Ansehen der Chronik gegen ihn zu schützen. Beide Schriften verfahren nicht rein kritisch, indem sie sich durch das dogmatische Interesse leiten lassen, welches ihre Verf. daran nehmen, daß durch die angeblich genauern Nachrichten der Chronik die Meinung gestützt werden soll, als seyen wenigstens von Davids Zeit an die in den levitischen Büchern des Pentateuch theoretisch aufgestellten Anordnungen über den Cultus und die heilige Kaste in voller Kraft gewesen, — wodurch sie denn natürlich oft befangen werden, und die Unbefangenheit und Gründlichkeit vermissen lassen, welche solche Untersuchungen fodern. Diese Fehler suchte der Unterzeichnete zu vermeiden in der Schrift: „Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft (Halle 1823. 8.); bei welcher er es sich zur Hauptaufgabe machte, die durch Gesenius und de Wette erforschten Ergebnisse in einer möglichst systematischen Ordnung durch eine aus der Prüfung aller Beispiele hervorgehende, vollständige Induction noch mehr zu befestigen. Es mag dem Verf. auch gelungen seyn, in de Wette's Geist zu arbeiten, denn dieser hat in der dritten Ausgabe seines Lehrbuchs der histor. krit. Einl. in das A. T. (Berlin 1829), Kap. VI, §. 187 ff. obige Schrift beifällig erwähnt und benutzt; eine sehr gründliche und lehrreiche Recension von Dr. von Cölln (Allg. Lit. Zeit. 1825. Nr. 192—194) stimt mit einigen Modifikationen, welche meistens Milderungen zu schroff ausgesprochener Urtheile sind, den Ergebnissen derselben größtentheils bei, erwirbt sich aber durch gelegentliche Ergänzungen und Berichtigungen ein bedeutendes Verdienst um die ganze Untersuchung. Auf die Geschichte derselben hat übrigens Eichhorn, den man hier gewiß erwähnt zu sehn erwartet, so wenig Einfluß gehabt, als ihn selbst diese Forschungen berührt zu haben scheinen; seine Hypothese nämlich: „daß sowol der Verf. der Chronik, als der des B. Sam. und der KK., wo sie von dem nämlichen Gegenstande reden, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, die sie dann beiderseits nach andern ihnen verschieden zugekommenen Nachrichten auf abweichende Weise weiter ausgeführt hätten," eine Hypothese, welche zur Vermittelung mancher Gegensätze dienen sollte, findet sich nicht blos in den ältern Ausgaben seiner Einleitung ins A. T., sondern unverändert eben so in der vierten (Th. III, §. 488 ff.) vom Jahre 1823, woraus erhellt, daß dieser übrigens um die Wissenschaft der Einleitung so verdiente Gelehrte aus Vorliebe für seine Erfindung einer Urgeschichte auf Untersuchungen, die ihn darin hätten wankend machen können, gar keine Rücksicht genommen hat.

2) Beweisstellen zu diesem allem s. in des Verfassers dies. Art. angeführter Schrift.

aus Ps. 105, 1—15; V. 23—33 aus Ps. 96 mit einigen Veränderungen und Auslassungen; V. 34—36 aus Ps. 106, 1. 47. 48. Da nun V. 35 (nach Ps. 106, 47) lautet: Hilf uns, Gott unserer Hilfe, samle und rette uns aus den Völkern; so muß er ursprünglich von einem Dichter herrühren, der mit seinen Genossen im Exil lebte; konte aber der Chronist einen im Exil gedichteten Psalm benutzen, so muß er selbst noch weit später geschrieben haben. b) 2 Chron. 36, 22. 23. sind genau die nämlichen Worte, welche sich Esr. 1, 1. 2. finden. Daraus hat man schließen wollen, Esra sey Verf. des Buchs der Chronik; in diesem wird aber, wie weiter unten zu zeigen ist, das Buch Esra oft benutzt, und zwar mit bedeutenden Abweichungen, woraus folgt, daß es später geschrieben ist, als jenes. 1 Chron. IX, 2—16. 18—34. wird Nehem. XI, 3 ff. 19 ff. ausgeschrieben, doch nicht ohne Abweichungen; demnach ist die Chronik später verfaßt, als die geraume Zeit nach dem babylonischen Exil in ihre jetzige Gestalt, in welcher der Chronist sie doch kante, gebrachten Bücher Esra's und Nehemia's. c) 1 Chron. 29, 7 heißt es von den Fürsten Davids, sie hätten zum Bau des künftigen Tempels 10,000 Dariken nebst vielen Talenten Goldes, Silbers u. s. w. beigesteuert. Die Dariken, d. h. Goldmünzen des Darius I. Hystaspis, werden zwar auch Esr. 8, 27 erwähnt, aber nur bei Gelegenheit der vom König und seinen Großen gegebenen Geschenke, woraus noch nicht folgt, daß die Juden damals nach Dariken gerechnet haben; zur Zeit des Chronisten, welche demnach als eine viel spätere zu betrachten seyn wird, muß das aber wol gewöhnlich gewesen seyn, da er unbedenklich diese Berechnungsart auf die Zeit Davids anwendet. d) 1 Chron. 3, 19—24 wird das Geschlechtsregister des Serubbabel, welcher zur Zeit des Cyrus (Esr. 2, 2.) die Juden nach Jerusalem zurückführte, obwol nicht ohne Lücken, bis auf die Zeiten Alexanders von Macedonien hinabgeführt. Der letztere Zeitpunkt wird freilich nicht bestimt angegeben; aber da noch Glieder der Genealogie fehlen; indem V. 21. die Verbindung des Sachanja mit den Söhnen des Chananja ausgelassen ist, so möchte man aus der Reihe der Enkel, Urenkel u. s. w. eher auf eine spätere, als auf eine frühere Zeit schließen; demnach hat der Chronist nicht vor Alexander von Macedonien, d. h. nach 330 v. Chr. geschrieben. e) Der Chronist verräth sehr häufig, wie unten an Beispielen wird gezeigt werden, einen glühenden Religionshaß gegen das Reich Israel; dieser konte bei einem Bürger des Reichs Juda nicht entstehen, so lange beide Reiche währten und in ihnen der Cultus des Jehova nur neben dem der Götter bestand, sondern erst, als nach dem Exil der Cultus der Juden zu Jerusalem durch die Errichtung eines besondern Heiligthums für die Samaritaner, wie die mit Heiden vermischten Israeliten nun hießen, von dem der letztern völlig getrent worden war. Veranlaßt wurde die Trennung zu Esra's und Nehemia's Zeit durch grausame Verfolgungen von Seiten der Juden, bei denen besonders Nehemia thätig war (Esra 4, 2 ff. Neh. 13, 28.), und die Samaritaner erbauten ihren Tempel auf Garizim mit Erlaubniß Alexanders von Macedonien, nach dessen Zeit uns mithin dieser Charakterzug des Chronisten wieder hinabführt [3]. f) In der Dämonologie, welche dem Chronisten eigenthümlich ist, verräth sich gleichfalls wenigstens die Zeit nach dem Exil und der Einfluß babylonisch-persischer Ideen. 2 Chron. 11, 15. gibt der Verf. dem Jerobeam I. von Israel Schuld, er habe sich Priester erwählt für die Göttercapellen (בָּמוֹת), für die Böcke (שְׂעִירִים), für die Kälber (עֲגָלִים), die er gemacht. Das Erste ist bekant genug, unter dem Dritten sind die beiden Bilder des Jehova-Apis zu verstehen, welche Jerobeam I. (1 Reg. 12, 29) zu Dan und Beth-El errichtete; aber was sind שְׂעִירִים? Unter diesem Namen finden wir bei dem im Exil lebenden Pseudo-Jesaia (Jes. XIII, 21. XXXIV, 14.) als Geschöpfe der Volkssage, bocksgestaltige Dämonen, welche mit Schakalen, Straußen und andern die Einsamkeit liebenden Thieren öde Gemäuer und Wüsten bewohnen und heulend tanzen. Woher die Idee ist, läßt sich leicht vermuthen, denn Münter [4]) hat auf babylonischen Bildwerken die Gestalten mehrer thierähnlicher Dämonen nachgewiesen, und durch den nun erst recht sich entwickelnden Gegensatz gegen das Heidenthum mag sich bei den Juden im Exil schon die Idee erzeugt haben, die Götter der Heiden seyen solche bocksgestaltige Dämonen. Dafür spricht, daß der früher im Exil selbst lebende Dichter von Leviticus, indem er, Levit. 17, 6. 7. die Pflicht einschärfen will, nur bei dem einen, orthodoxen Heiligthum dem Jehova zu opfern, hinzusetzt: sie sollen nicht mehr ihre Opfer den שְׂעִירִים bringen, welchen sie nachhuren. Vor dem Exil hatten die Israeliten allesamt vielen Göttern der Nachbarvölker geopfert; der Chronist nun, der diese Abgötterei dem Reiche Ephraim allein zuschreibt, denkt wahrscheinlich an jene Stelle des Leviticus, indem er den Jerobeam I. zum Stifter des Cultus der bocksgestaltigen, bösen Dämonen macht. — Nach der alten, anthropopathischen Redeweise, nach welcher Jehova selbst die Menschen zum Bösen versucht, wie wir sie z. B. Exod. 10, 1 u. 2 in diesem Buche finden, hieß es 2 Sam. 24, 1: Da entbrante von neuem der Zorn Jehova's gegen Israel, und er reizte (וַיָּסֶת) den David, indem er zu ihm sprach: Auf, zähle Israel und Juda! Das schien dem Chronisten mit der Ehrfurcht gegen Jehova unverträglich: obwol er übrigens die ganze Erzählung dieses Capitels mit nur kleinen Änderungen abschreibt, macht er doch hier eine bedeutendere, indem er 1 Chron. 21, 1. sagt: Satan (שָׂטָן) erhob sich gegen Israel, und reizte den David, das Volk zählen zu lassen. Das Wort שָׂטָן selbst ist freilich den ältern Schriftstellern nicht unbekant, wird aber nur von Menschen in der Bedeutung Widersacher, Feind gebraucht (z. B. 2 Sam. XIX, 23). An einen menschlichen Widersacher der Israeliten kann aber der Chronist schon deswegen nicht gedacht haben, weil er ihn an die Stelle Jehova's setzt, sondern man wird hier un-

3) Vergl. de Wette Beitr. Th. I, S. 202. 215. Paulus Comment. z. N. T., Th. IV, S. 227. zu Joh. IV, 5. Gesenius Comment. zu Jesaia, bei Jes. XL, 15. 4) Religion der Babylonier. Kopenhagen 1827. 4.

ter שָׂטָן den boshaften Geist zu verstehen haben, welcher den frommen Hiob verleumdet, und Zach. 3, 1. 2. den Hohenpriester Josua vor Jehova anklagt, nur erscheint hier die Idee desselben noch mehr ausgebildet, da er selbständiger auftrit; im B. Hiob ist er noch einer der Diener Jehova's, und hat auch nur über Güter und Gesundheit, nicht aber über das Gemüth des Hiob Macht: hier bewirkt er durch seinen Einfluß, daß David gegen den Willen Jehova's sich vergeht, also böse wird. Demnach wird man der Chronik eine spätere Zeit anweisen müssen, als jenen beiden Büchern, von welchen das eine doch ganz gewiß, das andere höchst wahrscheinlich am Ende des Exils verfaßt worden.

II. Die Frage nach den Quellen der Chronik hat ein um so größeres Interesse, da es auf den ersten Blick einleuchtet, daß die Geschichtserzählung derselben lauter Gegenstände betrifft, welche in andern Geschichtsbüchern des A. T. schon abgehandelt sind, daß sie aber von deren Darstellung nicht selten bedeutend abweicht. Ließe es sich nun zeigen, daß der Chronist neue, früher unbenutzte, den Begebenheiten gleichzeitige Quellen hatte, so dürfte man bei ihm wichtige Ergänzungen und bemerkenswerthe Aufschlüsse erwarten; wäre das aber nicht der Fall, so würde er seine Abweichungen von der ältern Geschichte selbst zu vertreten haben, und nicht wegen ihres Alterthums, sondern etwa nur wegen ihrer innern Glaubwürdigkeit Vertrauen auf dieselben erwarten dürfen. Daß der letztere Fall hier eintrete, davon überzeugt man sich leicht durch genauere Prüfung. Am bequemsten lassen sich folgende beiden Klassen der Quellen der Chronik unterscheiden. 1) Angebliche Quellen, d. h. solche, welche der Chronist als Bürgen für die ihm eigenthümlichen Nachrichten anzugeben, und gleichsam als Mittel, das Gegebene zu vervollständigen, seinen Lesern zu empfehlen scheint. a) 1 Chr. 29, 29: „Die Begebenheiten Davids, des Königs, sind aufgezeichnet neben den Begebenheiten Samuels des Sehers, und Nathans des Propheten, und Gad des Schauers." Da von Gad 1 Sam. 22, 5. 2 Sam. 24, 11, und von Nathan 2 Sam. 7, 2. 12, 1 ff. erzählt wird, so scheint der Chronist wirklich unter dem Buche, welches die Geschichte dieser Propheten nebst der des Samuel und David enthalte, unser kanon. Buch Samuels zu verstehen, nicht aber Schriften, die von Samuel, Gad und Nathan verfaßt wären. b) 2 Chron. 9, 29. „Die übrigen Angelegenheiten Salomo's, die ersten und letzten sind geschrieben neben den Angelegenheiten Nathans, und neben der Prophezeihung Achija's des Siloniters, und in den Gesichten Jedo's (oder Jeddo's יֶעְדּוֹ) des Sehers gegen Jerobeam, den Sohn Nebats." Von Nathan lesen wir 1 Reg. 1, von Achija 1 Reg. 11, und dem Ausdruck nach könte der Chronist auf diesen Theil des Buchs der Könige als seine Quelle verweisen; aber dem Jeddo, den nur er kent, und von welchem er nichts Glaubwürdiges erzählt, scheint er ein eigenes Buch zuzuschreiben. c) 2 Chron. 12, 15: „Die Geschichte Rehabeams steht geschrieben in den Reden Semaja's, des Propheten, und Iddo's, des Sehers." Die Reden Semaja's finden sich 1 Reg. 12, 22 ff.; עִדּוֹ aber scheint nur ein Name zu seyn mit יֶעְדּוֹ, ist eben so unbekant, wie dieser, und gewint durch das, was der Chronist von ihm erzählt, nur einen mythischen Charakter; demnach wird auch hier keine zuverlässige neue Quelle aufgeschlossen, so wenig wie d) 2 Chron. 13, 22, wo dem Propheten Iddo eine Erklärung (מִדְרַשׁ) zugeschrieben wird, worunter man wol eine mit Erklärungen versehene Geschichtserzählung verstehen müßte, ein Werk, welches schon seines Titels wegen einem alten Propheten nicht angehören könte, sondern höchstens ihm untergeschoben wäre. e) 2 Chron. 20, 34: „Die übrige Geschichte Josaphats steht geschrieben in den Reden (בְּדִבְרֵי, oder: in der Geschichte) Jehu's, des Sohnes Hanani's, welche aufgenommen sind in das Buch der Könige Israels." Nach 1 Reg. 16, 1 ff. hat dieser Prophet nicht in Juda, dessen Geschichte der Chronist hier allein behandelt, sondern in Israel gelebt, und gegen K. Baesa geweissagt. Die Nachricht soll entlehnt seyn (V. 5.) aus dem Buche der Tagesgeschichte der Könige von Israel. Ob nun der Chronist diese alten Reichsannalen oder eine prophetische Schrift des Jehu citiren will, bleibt zweifelhaft; die ihm in diesem Kapitel (V. 1 ff. V. 35—37) eigenthümlichen Nachrichten sind aber von der Art, daß sie unmöglich aus echten, der Zeit Josaphats nahen Schriften abgeleitet werden können, also gewint man hier keine Nachweisung einer neuen Quelle. f) 2 Chron. 32, 32: „Die Geschichte Hiskia's steht geschrieben in den Gesichten Jesaia's, des Sohnes Amoz, des Propheten, außer dem Buche der Könige von Juda und Israel." Bekantlich wird 2 Reg. 18, 13—20, 19 in einer etwas jüngern Recension wiederholt Jes. 36—39; der Chronist gibt also hier an, daß er außer dem kanon. Buche der Könige auch das Buch Jesaia in seiner jetzigen, aus dem Exil herrührenden Gestalt kante, nent mithin keine neue selbständige Quelle, und hat seine Abweichungen von beiden Relationen selbst zu vertreten. g) 2 Chron. 26, 22: „Die übrige Geschichte Usia's schrieb Jesaia, der Sohn Amoz, der Prophet." Die Sage ist nicht ganz unwahrscheinlich, obwol im prophetischen Buche Jesaia nur Usia's (Asarja's) Tod erwähnt wird, Jes. 6, 1; der Chronist sagt aber nicht einmal, daß er diese Biographie noch gekant habe, und seine wunderbare Erzählung vom Aussatz dieses Königs konte er schwerlich aus der Schrift eines Zeitgenossen desselben schöpfen. h) 2 Chron. 33, 18. 19: Die übrige Geschichte des Manasse, worin Nachricht von seiner Abgötterei und seiner Bekehrung gegeben und sein Gebet mitgetheilt werden, soll im Buche der Könige von Israel und in den Reden des Hosai (חוֹזָי) enthalten seyn. Dieser Prophet ist ganz unbekant; 2 Reg. 21, 1 ff. komt von der Bekehrung des Manasse, die augenscheinlich eine spätere Erdichtung ist, nichts vor, und die Darstellung des Chronisten scheint erst einem noch spätern Dichter Veranlassung gegeben zu haben, den bekanten Cento aus Psalmen zusammenzuschreiben, welcher unter den Apokryphen den Namen „Gebet des Manasse" hat. Demnach sind diese Angaben, aufs gelindeste gesagt, höchst unzuverlässig. i) 2 Chron. 24, 27: Weissagungen gegen Joas, und genauere Nachrichten von seinen Schicksalen

langsam läuft, welches alles offenbar nicht so leicht als-bald zu entdecken und zu berichtigen ist, als es leicht ist, jeden Augenblick die Länge eines Pendelfadens zu messen. Ungefähr um dieselbe Zeit beschäftigte sich aber der Wiener Hofmechanikus Joh. Mälzel (der rühmlichst bekante Erfinder des sogenanten Panharmonicon, so wie eines schönen Trompeter-Automaten), auch wieder mit der Verfertigung einer neuen Chronometermaschine (wieder einem Uhrwerke, welches die Taktheile mittelst eines künstlichen Armes auf einem kleinen Ambos hörbar anschlug (Leipz. musik. Zeitg. 1813, S. 785). Er entschloß sich aber, nachdem er meine Bekantmachung (in der angef. Leipz. musik. Zeitg., auch nachgedruckt in der Wiener musik. Zeitg.) gelesen und sich mit mir in Mannheim darüber besprochen hatte, — oder (wie er sich in seiner gedruckt verbreiteten Ankündigung ausdrückt:) er ließ sich von mir überreden, gleichfalls nur ein einfaches Fadenpendel als Chronometer zu gebrauchen, und verfertigte nun, von London aus, — Chronometermaschinen, — bestehend aus einem, auf einem Gestelle aufgerichteten Stabe, von welchem herab eine Kugel an einer willkürlich zu verlängernden oder zu verkürzenden Schnur pendelte. An dem Stabe war nun aber nicht das Zollmaß angeschrieben, sondern — die Anzahl der Schwingungen, welche während einer Zeitminute geschehen, wenn man die Kugel bis zu diesem oder bis zu jenem Punkte herabhängen ließ. Da z. B. ein Pendel von circa 38″ rheinischen oder Wiener Maßes (oder 1 franzöß. mètre, oder 39, 125 engl. Inchs) gerade 60mal binnen einer Minute schwingt, so war an dem besagten Stabe, an der Stelle, wo der Faden die Länge von 38″ hatte, nicht diese Länge, nicht 38″ angeschrieben, sondern es stand hier die Ziffer 60, d. h. daß hier die Kugel binnen einer Minute 60 Schläge vollbringe, — und eben so war z. B. bei 55″ nicht angeschrieben 55″, sondern 50 (d. h. 50 Schläge während einer Minute), bei 5″ nicht 5″, sondern 160 — u. s. w. — Man sieht wol, daß diese Einrichtung mit meinen Absichten gerade im allerwesentlichsten Punkte nicht übereinstimte, nämlich darin, daß die Bezeichnung eines Tonstückes nach den Graden dieser Maschine allemal eine danach eingerichtete Maschine voraussetzte, und nicht ohne Weiteres ohne Maschine, blos mittelst eines jeden einfachen Fadenpendels verstanden werden konte.

In der Folge ging Hr. Mälzel auch wieder vom einfachen Fadenpendel ab, und verfertigte in Paris wieder förmliche Uhrwerke, deren Pendel hörbar schlug, wobei er aber immer wieder die Eintheilung nach Quoten einer Zeitminute beibehielt. (Leipz. musik. Zeitg. 1815. S. 81 und 315, auch 1821 Intell. Bl. Nr. 8.).

Diese Maschine, von Hrn. Mälzel Metronom (wie Manche wollen, abgeleitet von μέτρον, Maß, und νόμος, Ordnung, Formel, Gesetz, — auch Lied oder Sang, und insofern passender: Nomometer, oder wol richtiger vom griechischen Maßaufseher, μετρονόμος, wörtlich übersetzt metri modus, Vorschrift des Zeitmaßes) benamset, hat denn in der That jetzt bereits sehr allgemeine Aufnahme gefunden, und es ist dem genanten Erfinder gelungen, auf seinen vielfältigen Reisen in Teutschland, Holland, England, Frankreich u. a. m. eine große Anzahl jetzt lebender Tonsetzer zu einer förmlichen Subscription zu vermögen, worin sie sich ihm ordentlich verbindlich machten, die Tempi ihrer Compositionen künftig nicht mehr anders, als nach den Graden seiner Maschine anzuzeigen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, ergibige Fabriken solcher Metronome anzulegen.

In der That verdiente diese Mälzelsche Maschine dieses Glück jedenfalls mehr als jede bis jetzt ersonnen gewesene Maschine, theils wegen ihrer schönen inneren und äußeren mechanischen Structur, theils auch darum, weil sie in der Hauptsache den Zweck allerdings erreicht. Denn ist einmal vor einem Tonstücke das Tempo auf solche Weise angeschrieben, z. B.

♩ = 60 Mälzel. Metron.

so ist dieses Tempo, wie man sieht, nicht nur für ewige Zeiten unzweideutig bestimt, sondern es kann auch jeder Leser die also angedeutete Geschwindigkeit oder Langsamkeit alsbald erkennen und ausführen; wenn er sich nur im Besitz eines Exemplars dieser Maschine befindet, dasselbe in dem Augenblicke, wo er es gebrauchen soll, gerade zur Hand hat, und dies Exemplar ebenso wie dasjenige, dessen sich der Tonsetzer beim Abmessen und Anzeichnen seines Tempo bedient hat, richtig angefertigt und justirt, und nichts daran verrückt oder verdorben ist, (was alles freilich nicht immer leicht zu entdecken ist).

Schade, daß dieser Voraussetzungen, wie man sieht, so viele sind, und namentlich, daß solche metronomische Zeichen nicht nur allen Nichtbesitzern solcher Maschinen unnütz, sondern selbst dem Besitzer einer solchen nur da ausführbar sind, wo er dieselbe gerade neben sich stehen hat.

Je wichtiger und beachtungswerther die Sache an sich selber ist, desto lebhafter muß man diesen Übelstand bedauern, und desto mehr wünschen, denselben umgehen zu können.

Es kann dies aber in der That geschehen, indem man sich, statt der Mälzelschen Maschine, vollkommen genügend auch blos meines vorhin erwähnten, einfachen Fadenpendels bedienen kann.

Bekantlich schwingt ein Pendel von 38 rheinl. oder Wiener Zoll Länge, gerade Einmal in einer Sekunde, mithin gerade so geschwind, wie das Mälzelsche Metronom auf No. 60, — ein Pendel von 9 Zoll so, wie Mälzel 120, — von 55 Zoll wie Mälzel 50 u. s. w. Die nachstehende Tabelle enthält eine vollständige Vergleichung und Zurückführung der Mälzelschen metronomischen Grade auf Pendellängen, sowol in rheinischen oder Wiener Zollen, als in französischen Centimètres. Sie ist also zu lesen: Die Schläge der Mälzelschen Maschine, wenn sie auf No. 50 gerichtet ist, sind gleich den Schlägen eines Pendels von 55 Zoll, oder 143 Centimètres. — Mälzel No. 52 ist gleich den Pendelschlägen von 50 Zoll, oder 132 Centimètres. — Mälzel 80 ist gleich Pend. 21 Zoll, oder 56 Centimètres. — Mälzel 160 ist gleich Pend. 5 Zoll, oder 14 Centimètres u. s. w.

Mälzel.	Rh. Zoll.	Metrisch.	Mälzel.	Rh. Zoll.	Metrisch.
50 =	55″ =	1,43.	100 =	14″ =	0,35.
52	50″	1,32.	104	13″	0,33.
54	47″	1,22.	108	12″	0,30.
56	44″	1,14.	112	11″	0,28.
58	41″	1,06.	116	10″	0,26.
60	38″	1,00.	120	9″	0,25.
63	34″	0,90.	126	8″	0,22.
66	31″	0,82.	132	7½″	0,20.
69	29″	0,75.	138	7″	0,18.
72	26″	0,70.	144	6½″	0,17.
76	24″	0,62.	152	6″	0,15.
80	21″	0,56.	160	5″	0,14.
84	19″	0,50.			
88	18″	0,46.			
92	16″	0,42.			
96	15″	0,38.			

(Weiter als bis 160 geht der Metronom nicht.)

Um also z. B. die Bezeichnung: Mälzel 𝅗𝅥 = 60, auch ohne Hilfe eines Metronomen ausführen zu können, braucht man nur den Faden eines Pendels 38 Zoll (oder 1,00 Mtr.) lang zu nehmen, und die Kugel daran ein paarmal, allenfalls aus freier Hand, hin und herschwingen lassen: jeder Pendelschlag gibt dann die, der Bezeichnung: Mälzel 𝅗𝅥 = 60 entsprechende Zeitdauer der halben Noten an.

Es ist dieses Verfahren um so leichter ausführbar, da solche Manipulation mit dem Pendel auch durchaus keine besondere Genauigkeit und Sorgfalt erfodert, als nur etwa die, daß man das Pendel nicht gar zu große, weite Schwingungen machen lasse, weil bei diesen die Kugel sich um ein Unmerkliches verspätet. Dagegen ist es nicht einmal nöthig, die Zolle sehr genau abzumessen; denn auch selbst eine ziemlich große Verschiedenheit der Länge, z. B. der Unterschied zwischen 15″ und 16″ ist musikalisch noch gar nicht, — und selbst zwischen 15″ und 17″ oder 18″ noch kaum bemerkbar.

Eben darum sind denn auch in der obigen Vergleichungstabelle alle verwickeltere Bruchzahlen von Zollen, z. B. von ¾″ u. dgl., weil solche Feinheiten in der Anwendung durchaus nicht empfindbar sind, theils ganz unterdrückt, theils blos annähernd auf einfachere Brüche (auf halbe Zolle) zurückgeführt; und selbst diese darf man in der Anwendung unbedenklich wegwerfen, und z. B. statt 6½″, kurzweg nach Belieben 5″ oder 7″ nehmen. Eben so sind Millimètres u. s. w. unbeachtet geblieben.

Äußerst genau gerechnet, wären die den Mäzelschen Graden entsprechenden Pendellängen folgende:

Mälzel.	Rh. Zoll.	Metrisch.	Inchs.
50 =	54,708 =	1,4298 =	56,340
52	50,581	1,3220	52,090
54	46,903	1,2258	48,302
56	43,613	1,1399	44,914
58	40,657	1,0626	41,870
60	37,992	0,9929	39,125
63	34,459	0,9006	35,487
66	31,398	0,8205	32,334
69	28,727	0,7508	29,584
72	26,383	0,6895	27,170
76 =	23,679 =	0,6188 =	24,385
80	21,369	0,5585	22,007
84	19,383	0,5065	19,961
88	17,661	0,4615	18,188
92	16,156	0,4225	16,638
96	14,839	0,3878	15,283
100	13,677	0,3574	14,085
104	12,645	0,3305	13,022
108	11,725	0,3064	12,075
112	10,903	0,2844	11,228
116	10,164	0,2656	10,467
120	9,498	0,2482	9,781
126	8,615	0,2251	8,872
132	7,848	0,2051	8,083
138	7,181	0,1877	7,396
144	6,595	0,1723	6,792
152	5,918	0,1547	6,096
160	5,342	0,1396	5,502
(168	4,845	0,1266	4,990)
(176	4,415	0,1154	4,547)
(184	4,039	0,1056	4,159)
(192	3,709	0,0969	3,820)

Noch unbemerkbarer, als die erwähnten geringen Unterschiede der Länge des Fadens, ist der so viel wie Nichts betragende Unterschied, welcher aus dem größern oder geringern Gewichte der Kugel entsteht, oder gar der Einfluß der barometrischen, oder thermometrischen Beschaffenheit der Luft, oder der Umstand, daß ein Pendel nahe beim Äquator langsamer schwingt, als näher gegen die Erdpole hin u. dgl. Alle diese höchst feinen Unterschiede sind in der Musik ganz und gar nicht empfindbar.

Man sieht aus diesem Allen, wie ganz füglich ein kunstloses Fadenpendel die Stelle eines Metronomen vertreten kann; und daß es eben darum auch nicht übel wäre, wenn die Tonsetzer, neben der Angabe ihrer Tempi nach metronomischen Graden, auch zugleich die entsprechenden Pendellängen beischrieben, z. B.

Andante, Mälzel Metron. ♩ = 60 (Pend. 38″ Rh.)

denn eine solche Tempobezeichnung wäre sowol mittelst eines einfachen Fadenpendels, als, nach Belieben, auch mittelst des Metronomen, einem Jeden sofort ausführbar, und könte daher von Tausenden von Lesern, Spielern oder Dirigenten verstanden werden, für welche ein, blos allein nach metronomischen Graden angeschriebenes Tempo unverständlich bleibt, weil es ihnen an Gelegenheit gebricht, das Orakel eines Metronomen, oder eine Reductionstabelle, zu consultiren. — Zum Überfluß könte man für diejenigen, welche vielleicht das gebrauchte Zollmaß nicht kennen, oder es nicht gleich bei der Hand haben, einen Zollstab dabei mit abdrucken lassen. Alsdann ist es sogar ganz gleichgiltig, ob man rheinische, oder Pariser Zolle, engländische Inchs, französische Mètres, oder was sonst für ein Maß gebrauchen will: denn ein also bezeichnetes Tonstück bringt, überall, wohin ein Exemplar davon gelangt, seinen Taktmesser samt dem Zollmaße dazu gleich selber mit.

Ja, am Ende wär es wol gar das Kürzeste, das

Tempo allein nach Pendellängen anzugeben, und also kurzweg zu schreiben:

Andante, ♩ = 38″ Pnd.

wie ich, ehe man noch an das Metronom dachte, im J. 1813, in No. 27 der Leipz. allgem. mus. Zeit. S. 441, vorgeschlagen hatte.

Aus eben diesem Gesichtspunkte betrachtet, sollte man auch wol wünschen, daß Hr. Mälzel auf die Scale seines Metronomen da, wo z. B. 60 steht, wo seine Schläge grade so lang sind, wie die eines einfachen Pendels von 38″, oder 1 Metr., auch hingeschrieben haben möchte: 38″, oder 1 Metr., — da wo 100 steht, auch 14″, oder 0,35 Metr., — bei 50 auch 55″, oder 1,43 Metr. u. s. w. Seine Maschine würde dadurch den weiteren Vortheil gewähren, daß sie alsbald zum Erkennen sowol eines, nach Quoten einer Zeitminute angegebenen Tempo, als auch eines nach Pendellängen bezeichneten, dienen könte; und eben so könte die also eingerichtete Maschine dem Tonsetzer dienen, um sein beabsichtetes Tempo mittelst derselben alsbald, und ohne einer Reductionstabelle zu bedürfen, nach Quoten der Minute und nach Pendellängen zugleich, anzugeben, — so wie auch jeder Tonsetzer, welcher seine Tempi nach Pendellängen anzeichnet, dadurch sofort den Vortheil gewint, keineswegs allein denenjenigen verständlich zu seyn, welche eine Mälzelsche Maschine vor sich stehen haben, sondern einem jeden, der nur ein einfaches Fadenpendel zur Hand nehmen will. Vergl. Leipz. musikal. Zeitg. 1814. S. 446 ff.

Zum Schluß, und als Beleg und Erläuterung der in den obigen Tabellen enthaltenen Angaben, mögen noch folgende Lehrsätze aus der Dynamik hier stehen.

1) Pendel von gleicher Länge schwingen in gleichen Zeiten, wenn auch ihre Gewichte ungleich sind.
2) Bei Pendeln von ungleicher Länge, verhalten sich die Zeiten, in denen sie schwingen, wie die Quadratwurzeln ihrer Länge: also die Länge der Pendel wie die Quadrate der Zeiten, in denen sie schwingen.

Darum muß ein Pendel, welches z. B. noch einmal so langsam schwingen soll, als das andere, viermal so lang seyn, und umgekehrt nur $\frac{1}{4}$ so lang, um noch einmal so geschwind zu schlagen.

Darum ist z. B. (nach der obigen ersten Tabelle), Mzl. 56 = 44″, Mzl. 112 aber = $\frac{1}{4}$ von 44″, also = 11″; — Mzl. 50 ist = 55″, Mzl. 100 aber = $\frac{1}{4}$ von 55, = 13 $\frac{3}{4}$″ oder Mzl. 80 = 21,369″ Rh., Mzl. 160 aber ist = $\frac{1}{4}$ von 21,369″, also = 5,342″; und Mzl. 40 wäre = 4 mal 21,369″, also = 85,476″. —

Mzl. ♩ 120, oder ♩ 9,498″ Rh. wäre = Mzl. 𝅗𝅥 60, oder = 𝅗𝅥 37,992″ Rh.

Es haben, auch nach diesem allen, andere Herren mein einfaches Fadenpendel wieder hervorgezogen, wie namentlich unser Neukomm, (Leipz. Musik. Zeitung. 1815, S. 572), welcher jedoch der so höchst einfachen Sache durch sehr verwickelte Eintheilungen und Unterabtheilungen geschadet und sie ziemlich allgemein unverständlich gemacht hat.

Auch in Wien erfand ein Herr Nicolaus von Zmeskal im Jahr 1817 eine Maschine, um an derselben mein einfaches Fadenpendel aufzuhängen und die Pendellängen daran abzumessen, (also immer wieder eine Maschine! —) und machte diese Erfindung in der Wiener Mus. Ztg. 1817 S. 293 ff. bekant.

In demselben Jahre wurde aber auch wieder eine neue Chronometermaschine in Taschenuhrengestalt, vom Mechanicus Sparrevogn (in der Leipz. Mus. Ztg. 1817 S. 233) bekant gemacht; — und im folgenden Jahre wurde (in der Leipz. Mus. Ztg. 1818 S. 35) bemerkt, daß ein Künstler in Amsterdam, Namens Winkel, die Mälzelsche Maschine schon vor Mälzel erfunden gehabt, und dieser die Winkelsche Erfindung wol benutzt haben möchte.

Im Jahr 1821 erfand der Musiklehrer Lockstedt in Berlin, um (wie die Leipz. Mus. Ztg. 1821 S. 868 sagt) die Mälzelsche Maschine, durch Anwendung der Gfr. Weberschen Bezeichnungsart in Pendellängen entbehrlich zu machen, wieder eine andere — Maschine. — Auch neuerlichst erfahren wir aus Lichtenthals Dizionario della musica, daß ein Dottore Giovanni Finazzi di Omegna in Mailand gleichfalls eine Maschine erfunden und Plessimetro getauft hat, welche äußerst künstlich vorgerichtet, gar deutlich und noch schöner als der Mälzelsche Metronom jeden Taktheil jeder beliebigen Taktart schlage. —

Alle diese Maschinen sind indessen ohne Aufnahme geblieben, die Mälzelsche hingegen, mit ihrer Bezeichnungsart nach Quoten einer Zeitminute, ist und wird üblich bleiben, so lange man sich der bequemeren nicht bedienen will.

In den vorstehenden Beleuchtungen ist übrigens das Chronometer nur nach seiner Haupt- und einzig zweckmäßigen Bestimmung betrachtet worden, nämlich als Mittel zu einer bestimten, unzweideutigen und unwandelbaren Bezeichnung des Tempo. Manche haben das Chronometer auch zu anderen Dingen ge- und wahrhaft misbrauchen wollen. Es haben manche gemeint, man solle während der Aufführung eines Tonstückes ein Chronometer beständig fortschlagen lassen und fortwährend nach seinen Schlägen spielen, dies sollte sowol bei größeren Musikaufführungen, als auch namentlich während der Übungen der Scholaren geschehen, um dieselben an genau taktmäßiges Spielen zu gewöhnen (vgl. dagegen meinen Aufsatz in der Leipz. Mus. Ztg. 1813 S. 441) — und in der That sind von den vorhin beschriebenen Maschinen einige mehr auf diesen, als jenen Zweck berechnet. — Solcher Mis- und Unverstand hat lange Zeit der Aufnahme der guten Sache geschadet; heut zu Tage aber denkt hoffentlich wol niemand mehr an solche, nicht nur unnütze, sondern sogar mehrfältig zweckwidrige Pedanterei. Nichts anderes soll das Chronometer, als den Dolmetscher machen zwischen dem Componisten und dem Ausführer. Nicht soll bei einer Musikaufführung ein Chronometer erscheinen und den Takt sichtbar (oder gar hörbar! —) angeben. Nein! Verbant bleibe es von jeder Auffüh-

rung, und selbst auch von der Probe; es bleibe blos der Maßstab, dessen der Componist sich bedient, um dem Spieler, oder, für vollstimmige Musiken, dem Dirigenten, genau bezeichnen zu können, in welchem Tempo er sein Werk aufgeführt haben will. Diesen Maßstab lege der Dirigent für sich allein zu Hause an, mache sich da die Willensmeinung des Componisten bekant, präge sich das also gefundene Tempo ins Gedächtniß, und gehe dann zur Probe, lasse das Chronometer zu Hause, und dirigire nach der ihm bekant gewordenen Intention des Componisten. Blos als solches Verständigungsmittel, gleichsam als Telegraph zwischen dem Componisten und dem Ausführer, hat das Chronometer Brauchbarkeit und wirklich unschätzbaren Werth; allein thöricht genug wollte man es beim wirklichen Vortrage wirken lassen, misbrauchte es dadurch zu einem Dienste, zu dem es nicht taugte, und nie taugen kann, und machte dadurch lange Zeit seinen wirklichen Werth verkennen, machte, daß man die ganze Sache lange Zeit als unbrauchbar zurückgelegt ließ, weil es sich zu einer Verrichtung nicht misbrauchen lassen wollte, zu welcher es nicht erschaffen war *). (*Gfr. Weber.*)

CHRYSALIS. Mit diesem Worte bezeichneten die alten griechischen Schriftsteller die Puppen der Schmetterlinge, vorzüglich diejenigen, welche mit metallfarbigen Punkten oder Flecken besetzt sind. Die römischen Schriftsteller brauchten dafür das Wort aurelia. Beide Bezeichnungen sind von den neuern Schriftstellern theils für die Puppen der Schmetterlinge, theils für alle Puppen von Insekten, die sich nicht durch freie Beine fortbewegen können, angewendet worden. (*Germar.*)

*) Nach Beendigung dieses Artikels komt mir so eben ein altes Büchlein zur Hand unter dem Titel: La musique rendue sensible par la mécanique, ou nouveau systême pour apprendre facilement la musique soi-même. Paris, 1759 (dessen Verfasser sich in der Dedication *Choquel* nent, und welcher, der beigedruckten Approbation de l'académie zu Folge, avocat au parlement de Provence war), aus welchem zu ersehen, daß dieser Schriftsteller schon ein halbes Jahrhundert vor mir dieselbe Idee, von Bezeichnung des Zeitmaßes durch Angabe der Länge eines einfachen Fadenpendels, gehabt. Er führt nämlich in seinem Büchlein die originelle Idee aus, seinem Lehrlinge die Elemente der Kunst auf eigene, gewissermaßen rein mechanische Weise zu construiren, oder vielmehr ihn dieselben selbst construiren zu lassen. So lehrt er denselben z. B. die Tonhöhen folgendermaßen kennen: Nimm, sagt er, eine Messingsaite vom Kaliber No. 6, spanne sie zwischen zwei Stege, welche 30 (Pariser) Zolle von einander entfernt sind, gib ihr gerade so viel Spannung, daß ein auf die Mitte der Saite aufgelegtes Gewicht von 6 Unzen (soll heißen 4½ Unzen), sie gerade um 2 Linien niederdrücken kann, und schlage sie an: der Ton, den sie dir solcher Gestalt geben wird, heißt a und ist derjenige, nach dem man im Concert die Instrumente einzustimmen pflegt. — Auf ähnliche Weise lehrt er seine Schüler das Taktschlagen: Nimm, sagt er, ein Fadenpendel, lasse es hin und her schwingen, und bewege deine Hand gleichzeitig mit den Pendelschlägen, so wirst du dadurch die Fertigkeit erwerben, deine Schläge in ganz gleichen Zeiten zu vollbringen; und wenn du dir dann nach diesen Pendelschlägen den Takt schlägst: so wirst du in gleichförmigem Takte bleiben. Er gibt sodann mehre Musikstückchen, an denen der Lehrling sich üben soll, und merkt dabei überall an: um dieses Exempel einzuüben, mußt du den Faden des Pendels 1′ 6″ lang nehmen, — bei jenem 4′ lang rc. — Man sieht wol, daß dieß virtualiter ganz dieselbe Idee ist, wie die meinige; und, weit entfernt mich darüber zu wundern, meine ich vielmehr, es würde doch auch gar zu sehr zu verwundern seyn, wenn auch noch gar Niemand vor mir auf diese, so höchst einfache und nahe liegende Idee sollte gekommen seyn.

CHRYSIPPOS. Leben und Charakter [1]). Chrysipp, Sohn des Apollonios, geb. in Tarsus am Ende der 124sten oder am Anfange der 125sten Olympiade (etwa 282 v. Chr. Geb.), kam mit seinem Vater schon als Knabe nach Soli [2]), weshalb er gewöhnlich der Solenser genant wird. Da er Zenon, der Ol. 130. 1. (260 v. Chr. Geb.) starb, noch gehört haben soll, so muß er vor dieser Zeit, also etwa 20 Jahre alt, nach Athen gekommen seyn. Er verließ sein Vaterland, wie es heißt, nachdem sein Vermögen für den königlichen Schatz eingezogen worden. Wahrscheinlich ist mit der Confiscation, wie es zu geschehen pflegte, das Exil verbunden gewesen. Die Art der Strafe deutet auf ein politisches Vergehen, was nach den Zeitumständen in jenen Gegenden nicht unmöglich ist; denn es stritten damals Antiochus I. von Syrien und Eumenes I. von Pergamus um den Besitz Kleinasiens. Nach Zeno's Tode wurde er Schüler des Kleanthes, den er an 10 Jahre gehört zu haben scheint; denn schon vor Ol. 134. 4. (246) benutzte er den Unterricht der Akademiker Arkesilas und Lakydes und fing an, sie zu bekämpfen. Nachher soll er, wie Diogenes berichtet, durch Kleanthes vom Ptolemäos Philopator eine Einladung nach Ägypten bekommen haben, welche von ihm zwar abgelehnt, von seinem ältern Mitschüler Sphäros aber angenommen ward. Allein da Ptolemäos Philopator [3]) erst 221 zur Regirung kam, zu welcher Zeit Chrysipp über 60 und Sphäros, der Ol. 130 [4]) blühte, d. h. etwa 40 Jahre alt, hoch in den Siebzigen gewesen seyn muß, so scheint der Beiname des Ptolemäos unrichtig zu seyn. In diesem Zweifel werden wir bestärkt, wenn wir bedenken, daß nicht auf den Charakter des Ptolemäos Philopator paßt, was von dem Ptolemäer erzählt wird, zu dem Sphäros kam und Philopator überhaupt wenig für die Wissenschaften that. Dazu komt, daß Kleanthes, der 80 Jahre alt geworden ist, 221 schwerlich mehr gelebt hat. Ich vermuthe daher, daß Ptolemäos Euergetes, der 246 zur Regirung kam, den Kleanthes eingeladen habe, an dessen Stelle Sphäros hinging, der früher am Hofe des Antigonos Gonnatos von Macedonien gelebt hatte, aber nach dessen Tode 243 nach Athen zurückgekehrt seyn mag. Für Chrysipps Leben ist diese Bestimmung von Wichtigkeit, da dieser, bald nachdem er jenen Ruf abgelehnt hatte, noch bei Lebzeiten des Kleanth, eine eigne Schule in einem Lyceum errichtete, wo er unter freiem Himmel lehrte. Nach Kleanths Tode erhielt er als dessen Nachfolger den Lehrstuhl in der Stoa. Hier lehrte er nach meiner Rechnung an 40 Jahre und starb im 73sten Jahre seines Lebens Ol. 143 ungefähr 209 v. Chr. Geb.

1) Diogenes Laert. VII. §. 179 etc. Suidas und Eudoxia (Villois. Anecd. T. 1. p. 437) s. h. v. sind die Hauptquellen, was daraus entnommen, habe ich nicht besonders citirt. 2) So vermuthe ich aus der Angabe des Alexander beim Diog. — Strabo p. 671. ed. Casaub. meint, er könne in Soli, sein Vater in Tarsus geboren seyn. 3) Den Beinamen nent Diog. nur im Leben des Sphäros §. 177., im Leben des Chrysipp läßt er ihn weg §. 185. 4) Diog. Laert. VII. §. 6.

Gewiß ward dem Chrysipp eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil, wenigstens fehlte es weder in Tarsus noch in Soli an Gelegenheit, sich auszubilden; denn beide Städte zeichneten sich schon vorher und auch noch später durch wissenschaftliche Bildung aus. Wenn es heißt, daß Chrysipp, ehe er sich zur Philosophie wandte, den Wettlauf (δολιχός) getrieben habe, so bedeutet das wol nichts anders, als daß er diesen Theil der Gymnastik mit besonderer Liebe übte. Er muß, wie die geringen Überbleibsel seiner Werke zeigen, eine ungeheure Gelehrsamkeit besessen haben, was auch die glaubwürdigsten Zeugnisse [5]) bestätigen. Unter den früheren Philosophen scheint er den Pythagoreern, dem Platon, Aristoteles, den Kynikern und Megarikern, dem Demokrit und Epikur und den Akademikern seiner Zeit die größte Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nicht geringern Eifer zeigte er im Studium der poetischen Literatur; fast alle bedeutenden Dichter von Homer bis Euripides kommen selbst in den Fragmenten häufig vor. Es machte ihm wenig Mühe, den Vortrag seiner Lehrer zu fassen, und der langsam fortschreitende Kleanth entsprach bald seinem bis in die feinsten Unterschiede eindringenden Verstande nicht mehr. So verlangte er bald nur die Lehrsätze, die Beweise wollte er selbst finden, und als einst ein Sophist seinem Lehrer Trugschlüsse vorlegen wollte, sagte er, die laß uns Jüngere lösen, halte damit den Alten nicht von wichtigeren Dingen ab. Er ging zuletzt selbst in die Schulen seiner Hauptgegner, der Akademiker, und disputirte siegreich mit Arkesilas und Lakydes, ja er übertraf sie noch in den Einwürfen gegen seine eigne Ansicht. Gewiß fing er bald nach dem Tode des Arkesilas (246), wenn nicht schon früher, an, gegen die Akademiker zu schreiben, entdeckte aber bald bei consequenter Verfolgung des Zenonischen Princips manche Widersprüche in der stoischen Lehre, über die er mit Kleanth in Streit kam, der aber erst, als Chrysipp eine eigne Schule anlegte, in persönliche Feindschaft überging, in welcher Chrysipp indeß nie die Grenze, welche Achtung gegen seinen Lehrer ihm gebot, überschritten zu haben scheint; sonst hätte Plutarch es nicht zu bemerken vergessen. Das zeigt auch die Art, wie Chrysipp sich über dieses Verhältniß äußerte:

„Im Übrigen ward mir ein glückliches Geschick,
Nur im Verhältniß zum Kleanth geht mir es ab."

Auch mit den Schülern Kleanths muß er in gutem Vernehmen geblieben seyn, da er nach dessen Tode den Lehrstuhl in der Stoa erhielt. Das Aufsehen, welches er nun machte, muß um so größer gewesen seyn, je unbedeutender damals die Häupter der andern Schulen waren. An der Spitze der Akademiker standen Lakydes, Euander und Telekles, von den Peripatetikern zeichnete sich allein Ariston von Keos aus, in Epikurs Gärten hatten Dionysios Metatithemenos (der Abtrünnige, weil er von der Stoa zum Epikur übergegangen war) und Basilides den Vorsitz. Gegen alle diese mag er sowol mündlich als schriftlich gekämpft haben, obgleich er sich in seinen meisten Schriften mehr gegen die Stifter der Schulen, als gegen seine Zeitgenossen gewendet zu haben scheint. Sein Unterricht scheint theils dialogisch, theils zusammenhängender Vortrag gewesen zu seyn, gewiß war derselbe sehr lebhaft und mit fast mimischen Geberden begleitet [6]). Er hatte eine zahlreiche Schule, in der sich besonders Zeno von Tarsus, Diogenes aus Babylon und sein eigner Neffe Aristokreon auszeichneten. Mit seinen früheren Mitschülern, welche die Lehre des Zeno in andern Orten verkündeten, namentlich mit Sphäros, lebte er in dem besten Vernehmen. Seine Mitbürger bewiesen ihm ihre Zuneigung durch Ertheilung des athenischen Bürgerrechts, und seine Schüler und Verehrer ihm noch nach seinem Tode ihre Dankbarkeit durch Errichtung mehrer Statuen [7]).

Chrysipp war bis an sein Ende im mündlichen und schriftlichen Unterricht unermüdet thätig. Er lebte sehr einfach und zurückgezogen, nachstrebend dem Ideal des forschenden Weisen, das er selbst in seinen Schriften so hoch gestellt und bis ins Kleinste ausgemalt hatte. Deshalb gelang es ihm, bei einem kleinen, schwächlichen Körper doch ein hohes Alter zu erreichen. Je mehr er von andern verlangte, desto mehr dürfen wir von ihm selbst verlangen; doch auch nach diesem strengen Maßstabe hat er, wie Seneca berichtet [8]), gelebt, wie er lehrte. Dennoch hat es ihm nicht an Verläumdern und Tadlern gefehlt. Plutarch [9]) nent ihn undankbar gegen sein Vaterland, weil er das athenische Bürgerrecht annahm, das Zeno und Kleanth abgelehnt hatten, aber hatte er als Vertriebener noch Pflichten der Art gegen sein Vaterland? Er verpflichtete andere, sagt Plutarch, den Stat zu verwalten und that es selbst nicht! — nein, er wollte, jeder sollte seiner Individualität gemäß praktisch oder theoretisch wirken, und er hielt sich, wol nicht mit Unrecht, fürs wissenschaftliche Leben mehr geeignet [10]). Er verlangte Bezahlung von seinen Schülern: wie sollte er anders leben? und war das damals nicht allgemeine Sitte? erlaubt er es selbst nicht dem idealen Weisen? Daß er seine Bücher keinem Könige, sondern nur seinen Freunden zueignete, wird ihm jetzt nicht leicht einer als Stolz auslegen. Eben so wenig kann ihm dieser Fehler deshalb vorgeworfen werden, weil er, als jemand ihn bat, seinem Sohne einen Lehrer zu empfehlen, antwortete: wenn ich einen bessern wüßte als mich, so würde ich selbst zu ihm in die Schule gehen. Diese Antwort zeihet den Frager offenbar der Dummheit, ohne ein Beweis zu seyn für des Antwortenden Stolz. Seine Bescheidenheit, die ausdrücklich von ihm gerühmt wird, zeigte er unter andern darin, daß er seine als falsch erkanten Meinungen zurücknahm und bei seiner großen Gelehrsamkeit gestand, nicht einmal alle Schriften sei-

5) Cic. de Fin. I, 2. Galen. de Plat. et Hippocr. decret. Athenaeus VIII. p. 335. ed. Casaub. Origin. c. Celsum ed. Cantabr. p. 31.

6) Cic. Acad. I, 12. Fin. I, 11. III, 12. Plut. de Stoic. repugn. p. 1036. F. Sidon. Apollin. IV. ep. 3. 7) Plut. Stoic. repugn. p. 1033. Paus. I. c. 17. Cic. Fin. I. c. 11. 8) De otio sapient. c. 32. 9) De Stoic. rep. p. 1034. A. 10) Johannes Damass. ad calc. Stob. Serm. ed. Gaisford.

ner eigenen Sekte zu kennen. Er soll aber dem Trunk ergeben gewesen seyn[11]. Diese Nachricht mag daraus entstanden seyn, daß man den Witz seiner Sclavin: nur seine Beine wären betrunken (er pflegte nämlich bei Trinkgelagen seine Beine zu bewegen) misverstanden hat. Es liegt vielmehr in eben diesem Witz, daß er sich nie übernommen habe, wofür auch von seiner Todesart kein Beweis entnommen werden kann. Daß er am Lachen erstickt sey, als er einen Esel seine Feigen verzehren sah und ihm auch Wein zu geben befahl, ist freilich schon deshalb nicht glaublich, weil dieselbe sonderbare Todesart[12]), auch vom Philemon, dem Komiker und andern erzählt wird. Die Nachricht des Hermippos ist allerdings die beglaubigtste, daß er nämlich von seinen Schülern zu einem Opfer geladen, nachdem er süßen Wein getrunken, in einem Odeum vom Schwindel befallen und 6 Tage nachher gestorben sey. Aber dieser Schwindel war keine Trunkenheit, denn theils war, wie Menage aus Aristoteles bemerkt, der süße Wein nicht im allergeringsten betäubend, theils litt Chrysipp, wie Galen[13]) berichtet, am Harnzwang. Wenn Lactantius[14]) sagt, daß er sich, wie Zeno nnd Kleanth, selbst ums Leben gebracht habe, so mag er durch Enthaltung von Nahrungsmitteln seinen Tod beschleunigt haben, seinem Grundsatz getreu, ein Leben aufzugeben, das mehr Naturwidriges als Naturgemäßes enthalte. Dazu stimt endlich Seneca's[15]) Andeutung, daß er mit der größten Ruhe unter beständigen Glückwünschen seiner Freunde gestorben sey. Er scheint überhaupt dem geselligen Leben und dessen Gewohnheiten keineswegs abgeneigt gewesen zu seyn; aus diesem Gesichtspunkt muß seine Theilnahme an Trinkgelagen betrachtet werden. Sein häufiger Genuß des Nießwurzes, der zum Sprichwort ward, mag diätetische Ursachen gehabt haben. Sonst lebte er mäßig und keusch, ist indeß, wie ich vermuthe, nicht verheirathet gewesen, und hatte nur eine alte Sclavin zu seiner Aufwartung; er war stets besonnen, unerschrocken beim Zorn anderer, freimüthig gegen jedermann, konte aber auch selbst Tadel ertragen[16]), war endlich freundlich und umgänglich und deshalb bei Schülern und Mitbürgern beliebt; daß man mit Homers Worten Od. X, 495. von ihm sagte:

„Er allein ist beselet, die andern irren als Schatten;“
und sonst:

„Wär' nicht Chrysipp gewesen, wär' die Stoa nicht.“

Schriften. — Die ungeheure Menge von Schriften, welche unser Philosoph hinterließ, scheint weniger der Nachahmung Epikurs zugeschrieben werden zu müssen, wie Karneades meinte[17]), als dem Bestreben, sein System bis ins Einzelne und Besondere durchzuführen. Die Möglichkeit soviel zu schreiben, erhellt theils aus einer reichen Muße, die ihm zu Theil ward, ehe er einer Schule vorstand, theils aus seinem Fleiße; denn er soll täglich 500 Zeilen geschrieben haben[18]). Die Schriften, deren Zahl auf 705[19]) angegeben wird, sind weder einzelne Bücher noch ganze Bände oder Rollen, sondern durch besondere Überschriften bezeichnete Werke, die, wie Cicero's Schriften, bald aus einem, bald aus mehren Büchern bestanden[20]). Gewöhnlich waren mehre Werke in eine Rolle zusammengeschrieben. Von dem Umfange der einzelnen Bücher gibt Galen Nachricht[21]), von der Beschaffenheit der Rollen dürfen wir aus Herculanum Aufschluß erwarten, wo die, welche die Bücher über die Vorsehung enthält, gefunden und entziffert seyn soll. Solche Rolle kostete zu Arrians Zeit 5 Denare (1 Thlr. Preuß.)[22]). Die Schriften Chrysipps wurden nämlich früh systematisch geordnet und in bestimte Rollen vertheilt, in deren Vervielfältigung man den Originalen, selbst in Länge und Anzahl der Reihen, gleich blieb[23]). Obgleich er die Grundsätze der Anordnung schon ausgesprochen hat[24]), so kann er die Samlung doch nicht selbst veranstaltet haben, weil sich nach dem Verzeichniß beim Diogenes in einzelnen Rollen unechte (ψευδεπίγραφα) finden[25]). Doch können schon seine nächsten Schüler diese Samlung veranstaltet haben, wenn wir annehmen, daß diese unechten Schriften entweder Hefte seiner Schüler, oder selbständige Entwickelungen mündlicher Belehrungen sind, die sie der Neuheit oder Vollständigkeit wegen hinzufügten. Chrysipp selbst unterschied eine doppelte Anordnung seiner Schriften, eine systematische und eine methodologische; doch scheinen beide in den aus mehren Rollen bestehenden Unterabtheilungen übereingekommen zu seyn, so daß nur die Folge dieser Unterabtheilungen und der größeren Theile verschieden war, die Folge der Werke und Rollen in den Unterabtheilungen für System und Methode im Ganzen dieselbe blieb. Wir wissen, daß im System die Logik den ersten, die Physik den zweiten, die Ethik den dritten Platz einnahm, daß er aber seinen Schülern empfahl, die Ethik vor der schwerern Physik zu studiren, mit der Bemerkung, daß sie sich eine vorläufige Übersicht aller Theile verschaffen sollten, bevor sie sich auf das Einzelne jedes Theils einließen. Das systematische Verzeichniß scheint folgende Anordnung[26]) gehabt zu haben:

Logische Schriften. I. Allgemeine Dialektik. A. Von den Objekten der Erkentniß (περὶ τυγχανόντων). 1) Über die Regeln der Erkentniß und die Kennzeichen der Wahrheit (περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων). 2) Von der gemeinsamen Vernunft und den auf derselben beruhenden Künsten und Vollkommenheiten (περὶ τὸν κοινὸν λόγον καὶ τὰς ἐκ τούτου συνισταμένας τέχνας καὶ ἀρετάς). II. Besondere Dialektik. B. Von dem Bezeichnenden (περὶ σημαινόντων). 1) Über die Wörter und die aus ihnen bestehende Rede (περὶ τὰς λέξεις καὶ τὸν κατ' αὐτὰς λόγον). 2) Von den Be-

11) Fronto ep. 3. §. 18. ed. Niebuhr. 12) Aegid. Menag. ad Diog. §. 185. 13) Ed. Basil. IV. p. 404. 14) De falsa sapient. III. c. 18. 15) Ep. 56. 16) Anton. Melissa I, 53. 17) Diog. L. IX, 26. 18) Id. VII, 181.

19) Id. ib. 180. Suid. s. v. Χρ. 20) Diog. L. VII, 189. etc. 21) Galen. de Pl. et Hipp. decr. I. p. 293. 22) Arrian. diss. Epist. I. 4. 16. 23) Diog. VII. 187. d. Art. der Citation. 24) Plut. de Stoic. repugn. c. 9. p. 1035. 25) Diog. VII, 90. etc. 26) Die Gründe der Zusammenstellung sind angegeben in meiner Schrift: Phil. Chrysipp. Fundam. P. IV. Ich bin hier indeß abgewichen in der Theilung des jedesmaligen ersten oder allgemeinen Theiles.

griffen und deren Verhältnissen (περὶ τὰ ἐννοήματα). C. Von dem Bezeichnetem (περὶ σημαινομένων). 1) Von den Ereignissen (oder Urtheilen) (περὶ τὰ πράγματα). 2) Von den Schlüssen und deren Formen (περὶ τοὺς λόγους καὶ τοὺς τρόπους).

Physische Schriften. I. Allgemeine Physik. A. Von den Elementen (περὶ τῶν στοιχείων). 1) Von den Principien und Elementen (περὶ τὰς ἀρχὰς καὶ τὰ στοιχεῖα). 2) Von den Körpern überhaupt (περὶ τῶν σωμάτων). II. Besondere Physik. B. Von der Welt (περὶ τοῦ κόσμου). 1) Von der Welt nach ihrer Materie (περὶ τὴν οὐσίαν τοῦ κόσμου). 2) Von den Göttern (περὶ τῶν θεῶν). C. Von den Ursachen (περὶ τῶν αἰτιῶν). 1) Von den Naturerscheinungen und deren wirkenden Ursachen (περὶ τὴν μετεωρολογικήν). 2) Von der Endursache aller Dinge oder der göttlichen Vorsehung (περὶ τὴν πρόνοιαν).

Ethische Schriften. I. Allgemeine Ethik. A. Vom Triebe (περὶ ὁρμῆς). 1) Von der Entstehung und Anordnung der ethischen Begriffe (περὶ τὴν διόρθωσιν τῶν ἠθικῶν ἐννοιῶν). 2) Von den Leidenschaften und deren Beherrschung (περὶ τῶν παθῶν). II. Besondere Ethik. B. Vom Guten und Bösen (περὶ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ). 1) Von den Gütern und Übeln (περὶ τῶν ἀγαθῶν καὶ κακῶν). 2) Von den Tugenden und Lastern (περὶ τῶν ἀρετῶν καὶ κακιῶν). C. Von den Handlungen (περὶ τῶν πράξεων). 1) Vom höchsten Gut oder dem Princip des Guten (περὶ τέλους). 2) Von den Pflichten und deren Übertretung (περὶ καθηκόντων).

Außer den philosophischen Schriften werden noch historische und grammatische erwähnt [27]); von jenen kennen wir nur ein Buch über Italien [28]); unter diesen sind wahrscheinlich Commentare über Homer, Hesiod und Pindar zu verstehen [29]).

Schicksal der Chrysippeischen Schriften. — Obgleich die Samlung aller Werke ziemlich kostbar gewesen seyn mag (wenn wir 100 Rollen annehmen, etwa eben so viele Preuß. Thaler), so waren sie doch gewiß vollständig nicht nur in den großen Bibliotheken des Alterthums, sondern auch in den Händen vieler seiner Verehrer. Bei der großen Ausbreitung der stoischen Sekte und bei dem großen Ansehen, das Chrysipp in derselben genoß, mußten seine Bücher im Ganzen und Einzelnen ungeheuer vervielfältigt werden. Wir hören auch, daß sie in Rom zu den wohlfeilsten gehörten. Hier wurden sie nicht nur, wie schon früh von seinen unmittelbaren Schülern [30]), schriftlich commentirt, sondern auch häufig mündlich erklärt, besonders zu Antonins Zeit [31]). Dennoch scheinen sie in Italien mit der gesamten griechischen Literatur bald nach der Theilung des römischen Reichs durch die Verwüstungen der Gothen und Vandalen zu Grunde gegangen zu seyn. Zwar lebte Chrysipps Andenken durch Bildnisse gefeiert noch bis ins 5te Jahrhundert in den Schulen der Rhetoren fort [32]); schwerlich aber hatte man noch seine Werke und noch weniger verstand man sie. Sein dialektischer Geist mag indeß nicht ohne Einfluß geblieben seyn zur Hervorbringung der Scholastik. Länger wurden Chrysipps und seiner Schüler Werke in Griechenland gelesen. Simplicius [33]) sagt ausdrücklich, daß sie bis auf seine Zeit d. h. bis ins 6te Jahrhundert erhalten waren. Photius hatte sie im 9ten Jahrhund. nicht mehr. So gingen in der Barbarei des 7ten Jahrhund. mit so vielem Vortrefflichen auch Chrysipps Geisteserzeugnisse verloren. Je bedeutender sie waren, desto mehr muß man sich wundern, daß ihre Überbleibsel so wenig Berücksichtigung gefunden. Eine Samlung derselben ist: Baguet de Chrysippi vita, doctrina et reliquiis, Lovanii 1822. Ein Versuch über die Principien seiner Lehre ist: Philosophiae Chrysippeae fundamenta restituit Chr. Petersen, Altonae 1827.

Lehre. — Philosophie ist die Liebe zur Weisheit; die Weisheit ist die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen; die in der Ausübung der Weisheit bestehende Kunst ist die Tugend [34]).

In der Betrachtung der Dinge können wir entweder ihre Entwickelung und allmälige Ausbildung besonders ins Auge fassen, oder ihre Vollkommenheit, die vollendete Stufe ihres Daseyns. Die Entwickelung ist entweder eine ungestört regelmäßige, nach innern, nothwendigen Gesetzen fortschreitend, oder durch gewisse Störungen modificirt, sich aber herstellend zur Vollkommenheit. In der Vollkommenheit ist das Beharrliche von dem Wandelbaren zu unterscheiden. Das Beharrende bleibt theils als unbestimte Kraft, die eine Menge der Materie bindet, das Substrat, theils in einer bestimten Gestaltung als wesentliche Eigenschaft, Qualität. Das Wandelbare ist entweder nur einfach in sich wirksam, sich verändernd, Modalität, oder im Zusammenhange mit anderem auf anderes bezogen, Relation.

Dies ist die Form der Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen, die, je nachdem sie vom Göttlichen oder Menschlichen oder von dem, was beiden gemeinsam ist, ausgeht, d. h. dem Objecte nach eine andere wird. Die letzte Betrachtungsweise gibt die Logik, die zweite die Physik, die erste die Ethik. Die Form ist für alle dieselbe nach den 6 gegebenen Hauptbegriffen 1) der abstractgesetzmäßigen, 2) der unterbrochenen aber hergestellten Entwickelung, 3) des Substrats, 4) der Qualität, 5) Modalität und 6) Relation, die paarweise zusammen genommen, drei Begriffe geben, Bildung, Vollkommenheit, Wirksamkeit. So ist jeder Theil der Philosophie sowol drei- als sechstheilig und er kann auch zweitheilig seyn, indem sowol die beiden ersten Theile als Körperliches behandelnd, dem letzten, der vom Unkörperlichen spricht, entgegengesetzt werden können, als auch die beiden letzten, die den vollkommenen Zustand beschreiben, dem ersten, der von der Entstehung desselben handelt. Die sechs Unterabtheilungen können demnach auch zu ver-

27) Suid. s. v. Χρ. 28) Plut. Vit. Paral. p. 312. 29) Cf. Schol. zu diesen Schriftstellern. 30) Suid. s. v. Ἀπολλοδωρος. Diog. VII, 190. 31) Arrian. I. 4. 19. Epict. Ench. 73.

32) Sidon. Apollin. c. IX. ep. 9. 33) ad Arist. Cat. f. 984. 34) Plut. Plac. Philos. I, 1.

schiedenen Zwecken, besonders aus methodologischen Rücksichten eine verschiedene Folge erhalten [35].

Logik. — Die Vollkommenheit oder Tugend, als Göttern und Menschen gemeinsam, ist die vernünftige, logische, deren Wissenschaft, Logik, das Wahre und Falsche und was weder wahr noch falsch ist, zu unterscheiden hat. Die Fähigkeit, dies unterscheiden zu können, ist die Vollkommenheit der Vernunft, Weisheit. Zu dieser Weisheit erhebt sich der Mensch erst allmälig; denn seine Sele ist bei der Geburt eine leere Tafel, welche die Eigenschaft hat (ἕξις), die ganze Außenwelt in sich aufzunehmen. Die Sele empfängt zuerst vermittelst der Sinne sinnliche Wahrnehmungen (αἰσθήσεις), die in sie aufgenommen Bilder der Dinge (φαντασίαι) hervorbringen, gewisse Affectionen der Sele (ἑτερώσεις), von denen mehre zu gleicher Zeit statt finden können, wie die Luft zugleich von verschiedenen Schällen erschüttert werden kann [36]. Von diesen Abbildungen sind zu unterscheiden selbstgeschaffene Bilder (φαντάσματα), die an sich nur in Gottes schaffendem Denken Wahrheit haben, im Menschen aber, wenn sie nicht jenen nachgebildet sind, Einbildungen (φανταστικά) werden. Die öftere Wiederholung desselben Bildes gibt eine Vorstellung (ἔννοια), die von Naturgegenständen gefaßt allgemein natürliche sind (προλήψεις). Die ganze Samlung derselben macht die Vernunft (λόγος) aus, deren Thätigkeit, der Verstand (διάνοια), sie wieder erzeugt, gleichsam neu schafft zu Begriffen (νοήματα und ἐννοήματα), welche in Worte ausgeprägt werden. Bilder, Vorstellungen und Begriffe bekommen wir nun nicht blos durch unmittelbare Wahrnehmung (κατ᾽ ἐμπέλασιν, κατ᾽ ἐναργῆ περίπτωσιν), sondern auch mit Hilfe des Verstandes (κατὰ μετάβασιν) durch Gleichheit, Analogie, Versetzung, Zusammensetzung, Entgegensetzung und Beraubung [37]. So erfüllt sich die Sele mit Bildern, Vorstellungen und Begriffen aller Art, nicht blos von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, von den Körpern selbst, sondern auch von deren Eigenschaften, Theilen, Veränderungen, Thätigkeiten und Verbindungen, von unkörperlichen, ja selbst von unwahren, nur eingebildeten Dingen. Alle diese Begriffe werden durch Wörter bezeichnet, Begriff und Wort sind innig verbunden (ἐκφορικόν) und entsprechen dem Gegenstande (τυγχάνον), dessen Veränderungen ebenfalls vom Geiste aufgefaßt werden und sich darstellen in der zusammenhängenden Rede (als λεκτά) [38].

So kommen falsche und wahre Begriffe in den Menschen, die in Verbindung mit der Vieldeutigkeit der Wörter die Unwahrheit hervorbringen, welche zu vernichten die Aufgabe der Logik ist. Dazu müssen gewisse Kriterien der Wahrheit gefunden werden. Diese sind sinnliche Wahrnehmung (αἴσθησις) und Auffassung der Sele (κατάληψις), wenn sie als gesetzmäßig erkant werden; beide sind zusammengefaßt in richtiger Auffassung des Bildes (καταληπτικὴ φαντασία) d. h. nach einem wirklich vorhandenen Object, wie dies vorhanden ist. Die sinnliche Wahrnehmung liefert den Stoff, und die Sele hat vermöge ihrer Willensfreiheit das Vermögen (συγκατάθεσις), denselben als wahr anzunehmen oder als falsch zu verwerfen. Bei einer andern Theilung der Thätigkeiten können demnach auch drei Kriterien aufgestellt werden: Wahnehmung, Auffassung, Erkentniß. Auf jeden Fall ist der Irrthum Schuld des Irrenden, denn er ist ein Act der Freiheit. Der Weise kann als absolut Freier daher gar nicht irren oder meinen, er erkent und weiß vielmehr alles der Wahrheit gemäß [39]. Der Inbegriff aller wahren Vorstellungen macht die Vernunft des Weisen aus. Er erhebt sie zu Begriffen und sondert sie nach ihrer Entstehung und ordnet sie nach ihrem Zweck und Gegenstand, ob sie logisch, physisch oder ethisch [40]. Er braucht seine Vernunft, die Wahrheit zu finden und zu verbreiten, weiß daher den richtigen Weg im Lernen und Lehren fortschreitend vom Leichtern zum Schwereren oder vom Allgemeinen zum Besondern [41]. Zur Mittheilung gehören zwei Wissenschaften und Künste, Rhetorik für die zusammenhängende Rede, Dialektik für die Unterhaltung in Frage und Antwort. Vermöge der Dialektik weiß der Weise, wann er eine Vorstellung als wahr anerkennen muß (ἀπροπτωσία), welche Überlegung er zu diesem Zweck anstellen muß (ἀνεικαιότης), wie er kraft seiner Vernunft den Irrthum abwehrt (ἀνελεξία) und endlich alles auf den richtigen Grund der Vernunft zurückführt (ἀματαιότης) [42]. Die Rhetorik, die Kunst von der Ordnung und dem Schmuck der Rede, lehrt zu erklären, zu beschreiben, hervorzuheben, vorzubauen, zu wiederholen, in Bildern zu sprechen, Personificationen zu gebrauchen, wenn es die Umstände erfodern, ohne jedoch der Wahrheit untreu zu werden [43]. Die Dialektik im weitern Sinne ist die Wissenschaft und Kunst, das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Sie hat mit dem Bezeichnenden und Bezeichneten zu thun. Das Bezeichnende ist die Sprache (φωνή), das Bezeichnete der Gedanke (λεκτόν). Die Sprache als das Aussprechende (ἐκφορικόν), umfaßt die Sprache (Stimme) im engern Sinne und den Begriff (ἐννόημα). Das Bezeichnete zugleich Gedanke (λεκτόν) und Ereigniß (πρᾶγμα), umfaßt das Urtheil (ἀξίωμα) und den Schluß (λόγος) [44].

Die Stimme ist eine gegliederte Erschütterung der Luft durch ein Geistiges, das von der Sele ausgeht, so zugleich leidend und thätig; daher ein Körper und als Träger der Gedanken das Substrat in der Logik [45]. Die Stimme ist, insofern sie aus Buchstaben besteht, ein Wort (λέξις), insofern sie einen Sinn hat, Rede (λόγος). Das Wort ist zu betrachten 1) nach seiner Materie, 2) nach seiner Form. Der Materie nach besteht das

---

35) Diese Andeutung der stoischen Methode, welche bloße Abstraction aus dem Ganzen ist, habe ich vorausgeschickt zum Verständniß der oben gegebenen Eintheilung der Schriften, und um mir im Folgenden die Angabe des Zusammenhangs zu ersparen. 36) Sext. Emp. VII, 227. 37) Diog. VII, 52. Sext. Emp. IX, 393. Plut. Plac. Phil. IV, 12. Sen. cap. 20. 38) Sext. VIII, 11. M. Joh. Philop. ad pr. Anat. Ven. 536. c. 60. Diog. VII, 57.

39) Diog. 54. Sext. M. VIII, 397. Gell. XIX, 1. Cic. de fato. c. 18. Acad. IV, 12. Plut. Stoic. repugn. p. 1055. 40) Galen. ed. Bas. I. p 287. Diog. 39. 40. 41) Plut. Stoic. rep. p. 1035. 42) Diog. 46. 47. 43) Plut. Stoic. rep. 1034—1047. Fronto epp. p. 86. 44) Diog 43. 55. 62. 45) Plut. Plac. Phil. IV, 20—31.

Wort aus Buchstaben. Diese seine Elemente, 24 an der Zahl, sind 7 Vocale, 5 Halbvocale, 6 einfache Consonanten und 6 doppelte. Der Form nach werden die Wörter theils declinirt, theils conjugirt, theils beides, theils keines von beiden; hierin muß man dem Sprachgebrauch (συνηθεία) folgen, der freilich inconsequent ist, indem er ähnliche Dinge, durch unähnlich gebildete Formen und unähnliche Dinge durch ähnliche Wörter bezeichnet; daher in der Sprache das System der Anomalie herrscht (ἀνωμαλία). Die Elemente der Rede sind die Redetheile, aus deren Verbindung sie auf die mannigfaltigste Weise gebildet wird, um die Gedanken auszudrücken. Deshalb muß es einen Redetheil für das Substrat geben, welches der Artikel ist, aber das Pronomen mit umfaßt (ἄρθρον); einen zur Bezeichnung der wesentlichen Eigenschaft, der Qualität, der ist das Nomen, (ὄνομα), Substantiv und Adjectiv umfassend. Dem Ausdruck des Gedankens ist ferner die Prädication eigenthümlich, um die Modificationen der Substrate und ihrer Qualitäten auszudrücken, dazu dient das Verbum (ῥῆμα). Der Gedanke stellt aber auch den Zusammenhang der Dinge vor und erfodert deshalb Wörter, die eine Relation anzeigen, die Conjunction (συνδεσμός), welche unsere Conjunction und Präposition und wahrscheinlich auch die allgemeinen Adverbia umfaßte; die bestimteren Adverbia wurden zu den Verbis gezählt. Chrysipp bemerkte ferner, daß das Nomen proprium auch ein Substrat ausdrücken könne, trente es daher unter dem Namen ὄνομα im engern Sinne von den übrigen Nominibus, die er Appellativa (προςηγορίαι) nante. Die Rede nun hat Wahrheit zum Zweck, muß daher verständlich seyn und besonders die Zweideutigkeit vermeiden. Die gute Rede hat 5 Vollkommenheiten: Richtigkeit, Deutlichkeit, Kürze, Angemessenheit und Reinheit [46]).

Es folgt die Lehre von den Begriffen. Ein Begriff (ἐννόημα) ist das vom Verstande selbstthätig wiederholte Abbild eines Allgemeinen und heißt deshalb Idee, die aber nur eine Modification des Geistes ist. Die Extension eines Begriffs wird durch den Namen ausgedrückt, die Intension durch die Definition (ὅρος), welche das Wiedergeben des Eigenthümlichen (ἀπόδοσις) ist [47]). Die von einander gleichen Einzelwesen abstrahirte Idee ist eine Art (εἶδος); die Zusammenfassung mehrer zusammengehörigen und insofern untrenbaren Ideen, die Arten ausdrücken, ist eine Gattung (γένος). Mehre Gattungen lassen sich wieder unter andere allgemeine Gattungen zusammenfassen, bis wir zuletzt auf eine höchste Gattung kommen, das Etwas (τί). Die ihm untergeordneten Begriffe lassen sich auf vier höchste Klassen bringen, das Substrat (ὑποκείμενον), Qualität (ποιόν), Modalität (πὼς ἔχον) und Relation (πρός τί πως ἔχον). Diese vier Betrachtungsweisen der Dinge werden nicht immer, obgleich sehr oft, durch verschiedene Wörter ausgedrückt, können auch nicht eigentlich definirt werden, indem sie selbst die Grundlage aller Definitionen bilden, sie müssen daher theils durch ihre Unterschiede von einander, theils durch ihren Inhalt bestimt werden. Das Substrat ist der allgemeine Träger der Besonderheit (Qualität), selbst ohne Besonderheit, sowol im Ganzen, als im Einzelnen, und besteht aus der todten, stets wechselnden Materie, als seiner Wesenheit (οὐσία), und dem diese Wesenheit zur Einheit bindenden Leben, als seinem Wesen (ὄν); im Menschen z. B. als Substrat ist der Körper die wechselnde Wesenheit, die Sele das beharrende Wesen. Die Substrate sind nun entweder geeinigt (ἡνωμένα) oder nicht; in beiden werden nach der geringern oder größern Lebendigkeit des Beharrlichen gewisse Stufen unterschieden: 1) die unorganischen lassen sich zusammenfügen z. B. zu einem Schiff, 2) die organischen häufen sich an, wie der Same mancher Pflanzen, 3) die unvernünftig beselten bilden Scharen, 4) die vernünftigen, die Menschen, wohnen in Städten und Staten zusammen, 5) die Götter machen die Weltordnung aus. Das körperliche Substrat beruht auf einem unkörperlichen, das doppelt ist, Ort und Zeit [48]). Die Qualität ist eine lebendige, individualisirte Kraft, Träger aller Veränderungen und Beziehungen, also eine wesentliche Eigenschaft, ein Nachbild des in Gott bleibenden Urbildes (λόγος σπερματικός) und insofern zugleich Wirkung (ἑκτόν) und Ursache (ἕξις). Die Qualität vereinigt in sich die besondere Erscheinung (πτῶσις) mit der Individualität (ἰδιότης) und die abstract gedachte Form (ἰδέα) mit der Allgemeinheit (κοινότης). Die Qualität kann ferner als Kraft (ἕξις) gedacht werden, die angespant und nachgelassen werden kann, wie jede Kunst, und als Vollkommenheit (διάθεσις), die sich immer gleich bleibt, wie die Tugend. Eigentliche Qualität (ποιότης), d. h. Einheit des Lebens und Seyns, ist nur in geeinigten Substraten, die nicht geeinigten sind bloße Substrate mit gleichen Qualitäten (ποιά). Die Steigerung der Qualitäten ist wie bei den Substraten, nur ist zu bemerken, daß jede höhere Stufe in der Entwickelung die niedere durchwandert und in der Vollkommenheit in sich schließt. Die körperlichen Qualitäten beruhen wieder auf unkörperlichen, d. h. auf gewissen Modificationen des Orts und der Zeit [49]). Die Modalität ist der Inbegriff aller Modificationen, welche die beharrende Qualität in sich trägt. Sie ist entweder Verhältniß, relative Ruhe (σχέσις) oder Bewegung (κίνησις). Das Verhältniß ist entweder eine Lage (κεῖσθαι), wie das Sitzen, Stehen, oder ein Besitz (ἔχειν), wie Beschuhet seyn. Diese beiden Begriffe in Beziehung auf das Unkörperliche genommen geben das Wo (πού), Lage des Orts, und das Wann (ποτέ), Besitz der Zeit. Die Bewegung ist wieder zweifacher Art, entweder ein Leiden (πάσχειν), wie trauern, oder ein Thun (ποιεῖν), wie schneiden. Diese beiden Begriffe im Körperlichen gedacht, geben das Wie viel (ποσόν), denn die Materie, welche vermehrt und vermindert werden kann, ist leidend, und

46) Diog. 55—59. Varro VII. p. 109. 144. VIII. init. u. p. 133. Apollon. Alex. de pron. p. 9. Galen. I. p. 322, wo gesagt wird, Chrys. habe 4 Redetheile angenommen, wogegen Diog. ihm 5 beilegt. 47) Schol. ad Dion. Bekk. anecd. II, 647. Simpl. f. 61. B.

48) Simpl. f. 12. Plut. de comm. nat. c. 44. Plot. Ennead. VI, 1. 25 etc. Antonin. VI, 14. IX, 9. Sen. ep. 102. Sext. M. IX, 78—81. 49) Simpl. f. 26. 55—58. 61. Cic. N. D. II, 9. 24. und 12. 33. Stob. Ecl. I, 13. 1.

das *Wie beschaffen* (ποιόν), die unwesentliche Eigenschaft, eine vorübergehende Thätigkeit oder Kraft. Alle Arten der Modalität sind wieder verschieden nach den Stufen der Qualität [50]. Wird das Substrat durch seine Modalität mit andern Substraten, oder eine Qualität mit der andern in Berührung gesetzt, so entsteht die *Relation*. Diese ist einfach (πρός τι) oder zusammengesetzt (πρός τί πως). Die *einfache Relation* ist nach einer eigenthümlichen innern Bestimmung, entweder *gegenseitig durch den Gegensatz*, wie bitter und süß, oder *ohne Gegensatz und nicht gegenseitig*, wie die Wissenschaft und das Wißbare, hier kann auch jeder Begriff für sich genommen werden und bildet ein Unterscheidungsmerkmal. Die *zusammengesetzte oder bestimte Beziehung* bildet einen charakteristischen Unterschied und ist nichts an sich, kann da seyn und fehlen, ohne eine innere Veränderung hervorzubringen. Auch diese ist theils mit einem Gegensatz, wie Feindschaft und Freundschaft, rechts und links, und dieses unmittelbar oder in Beziehung auf ein drittes, letzteres wieder an sich oder gradweise z. B. höher und niedriger; theils *ohne Gegensatz* aber doch auch gegenseitig, und zwar *zwischen Gleichen*, wie bei Freunden, oder *zwischen Ungleichen*, wie Vater und Sohn. Alle diese Relationen sind theils *natürlich*, wie zwischen Bruder und Bruder, theils *willkürlich*, wie zwischen Freunden, oder gemischt, wie zwischen Mann und Frau [51]. Die Begriffe, insofern sie Arten und Gattungen bezeichnen, unterscheiden sich nach der Modalität des Seyns, und so entsteht die *Eintheilung* der Dinge, gewöhnlich *dichotomisch* durch einen Gegensatz, aber auch *trichotomisch* durch Hinzunahme der Gattung, die beide Gegensätze vereinigt, oder *tetrachotomisch* durch Aufnahme alles dessen, was nicht in den Gegensatz fällt. Durch Aufsteigen kommen wir zu einer höchsten Gattung, diese ist das *Etwas* (τί), das ganz Allgemeine, das entweder ein blos Gedachtes, *nicht an sich Seyendes* (μὴ ὄν), oder ein Wirkliches, *Daseyendes* (ὄν). Dieses ist entweder ein *Unkörperliches* (ἀσώματον) oder ein *Körperliches* (σῶμα). Jenes ist zwar nichts Bestimtes, an sich sinnlich Wahrnehmbares, aber doch nothwendig Gedachtes, theils die Basis der Körperwelt, Ort und Zeit (τόπος und χρόνος), oder Modification desselben (λεκτόν, πρᾶγμα), d. i. Ruhe (μονή) und Bewegung (κίνησις). Die Körper können betrachtet werden als Quantitäten und als Qualitäten, sie sind belebt oder leblos, die belebten unvernünftig oder vernünftig, die vernünftigen Menschen oder Götter. Nur die *Körper sind* wahrhaft, der Raum oder Ort existirt nur (ὑπάρχει), von der Zeit existirt nur die Gegenwart, Vergangenheit aber und Zukunft subsistiren nur (ὑφεστάσι), dasselbe gilt von Ruhe und Bewegung [52].

Die Eintheilung deutet auf *Gegensätze*, welche die Relation der Begriffe angeben. *Gegensatz* ist die in den Merkmalen liegende Verschiedenheit eines Begriffs von dem andern; er ist 1) widerstreitend (conträr), 2) beraubend (limitirend), 3) verneinend (negativ, contradictorisch), 4) beziehend (relativ). Der *conträre* Gegensatz (ἐναντιότης) ist in den Begriffen, welche in derselben Gattung am weitesten von einander entfernt sind, wie Klugheit und Unklugheit. Diesen Gegensatz nehmen zunächst die Qualitäten, doch auch die Modalitäten und deren nähere Bestimmungen an. Den *primitiven* Gegensatz hat dasjenige, was seiner Natur nach eine Eigenschaft haben sollte, sie aber nicht hat (ἕξις und στέρησις), wie Gesicht und Blindheit. Uneigentlich gehört hieher Gewohnheit und deren Versäumniß, wie beschuhet, unbeschuhet; Pflicht und deren Übertretung, wie geladen und ungeladen, Abweichung der Natur von der Regel, wie Blindheit des Maulwurfs, oder bloße Verschiedenheit, wie Gefühllosigkeit der Pflanzen. Der *contradictorische* Gegensatz drückt immer Wahrheit oder Falschheit aus: er sitzt, er sitzt nicht, das Gegentheil des Wahren ist Falsch und das gilt für Vergangenheit und Zukunft so gut, als für die Gegenwart. Die Negation setzt Einem alles Übrige entgegen, Tugend, Nicht-Tugend. *Relativ entgegengesetzt* ist was von einander ausgesagt werden kann und sich gegenseitig erklärt, das Doppelte des Halben, das Halbe des Doppelten; die Wissenschaft des Wißbaren; doch nur im ersten Beispiel ist die Beziehung gegenseitig und gleich, im letzten nicht gegenseitig, weil das Wißbare nicht vom Wissen abhängig, wol aber umgekehrt [53].

Durch Zusammensetzung der Begriffe entstehen *Urtheile* (ἀξιώματα), die etwas behaupten oder postuliren [54]; sie sind subjectiv betrachtet *Behauptungen* (λεκτά), indem sie aussagen, was in der Sele vorgeht [55], objectiv gefaßt *Begebenheiten* (πράγματα), insofern sie Veränderungen der Dinge betrachten [56]. Die Betrachtung der Dinge durch die Sele liegt ihnen zum Grunde und danach sind sie *einfach* oder *zusammengesetzt*. Jene sind ihrer veränderlichen Wesenheit nach behauptend oder verneinend, aussagend, erzählend, widersprechend, unbestimt oder beraubend; dem bleibenden Wesen nach wahr oder falsch, folgerecht oder folgewidrig, möglich oder unmöglich, nothwendig oder nicht, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich [57]. Die zusammengesetzten sind bedinglich, folgernd, verbindend, trennend, ursachlich oder vergleichend. Ihrer Darstellungsform nach sind die Urtheile, wenn wir die größere oder geringere Kraft berücksichtigen: Behauptung, Frage, Erkundigung, Befehl, Schwur, Wunsch, Annahme, Anrede und Ausruf; wenn nicht in den ersten drei Formen bloße Vollständigkeit des Satzes ohne Steigerung ist (vielleicht die διάθεσις) [58]. Wir kommen zur Modalität des Satzes, die sich nicht blos im vollständigen Urtheil (αὐτοτελές), sondern auch im unvollständigen (ἐλλιπές), d. h. im bloßen Prädicat zu erkennen gibt (κατηγόρημα). Hier wird den

50) Simpl. f. 78. 94. Plot. Enn. c. 30. 51) Simpl. f. 42. 79. ad Epict. Ench. c. 37. 52) Diog. 61. Sen. ep. 58. Sext. X, 218. 234 etc. Alexand. Aphrod. ad Arist. Top. ed. Ald. p. 155. Stob. Ecl. I, 9. 42. Cic. de off. II. c. 3.

53) Simpl. f. 98—107. Sext. VIII, 8. 189. 54) Procl. ad Eucl. II. Simpl. ad Epict. c. 58. Diog. 65. 55) Sext. M II. p. 232 ed. Gen. 56) Philop. ad Arist anal. pr. II, 12. Diog. 42. 57) Diog. 69—75. 58) Diog. 65—67.

möglichen Modificationen der Dinge gemäß entweder Ruhe oder Bewegung ausgedrückt; die Ruhe ist entweder Lage, wie Alcibiades sitzt, oder Besitz, Alcibiades ist bewaffnet; die Bewegung ist entweder ein Leiden (dann heißen die Sätze ὕπτια), z. B. Sokrates wird getödtet, oder ein Thun, wie, er hört (ὀρθά). Alle vier Arten der Urtheile lassen nach Verschiedenheit des Subjects die ihnen analoge Steigerung zu. Demnach sind die Urtheile, welche eine Bewegung ausdrücken 1) rein passiv oder rein activ, das Messer schneidet das Holz, das Holz wird geschnitten, 2) weder activ noch passiv, neutral, aber mit einer Neigung zu einem von beiden, er trauert, er denkt, 3) activ und passiv zugleich mit Vorwalten des einen, das Schaf läßt sich scheren, er läßt das Schaf scheren, 4) mediativ, der Mensch läßt sich scheren, und schert sich selbst. Dieselbe Steigerung findet bei der Ruhe statt, die eine andere, je nachdem das Subject todt, organisirt, willkürlich oder vernünftig ist, z. B. der Stein liegt, die Pflanze steht, das Thier ruht, der Mensch sitzt. Nur ist zu bemerken, daß das Object einer höhern Stufe, auch die der niedern Stufe zukommenden Prädicate haben kann, nur in einem modificirten Sinn, nicht umgekehrt, wenigstens nicht eigentlich. Dies sind alles Verbalsätze, die Adjectivsätze drücken nach denselben Gesetzen Zahl und Beschaffenheit, Ort und Zeit aus, welche Begriffe in Verbalsätzen hinzugefügt durch Adverbia ausgedrückt werden [60]). Ein vollständiges Urtheil hat endlich immer eine bestimte Relation, entweder blos auf ein Subject, das im Nominativ oder Vocativ steht, oder zugleich auf ein Object, das im Casus obliquus, Genitiv, Dativ oder Accusativ, bisweilen auch im Infinitiv steht, z. B. Sokrates lehrt; Sokrates lehrt die Philosophie; Sokrates lehrt die Philosophie der Sitten; Sokrates lehrt philosophiren [61]).

Der Schluß (λόγος) besteht aus der Annahme oder dem Vordersatz (λῆμμα), dem Nachsatz (πρόςληψις) und dem Schlußsatz (ἐπιφορά), z. B. wenn es Tag ist, so ist es hell, nun ist es Tag, also ist es hell. Von dem wechselnden Inhalt (Wesenheit) des Schlusses ist zu unterscheiden die in demselben liegende Wendung (τροπός) (τρόπος, Form, Wesen): wenn a, so ist auch b, nun ist a, also ist auch b. Wenn der Vordersatz nun vollständig ist, so können die andern Theile durch die bloße Wendung ersetzt werden, z. B. wenn Plato lebt, so athmet er, nun ist das erste, also auch das zweite. Dem Inhalte nach sind die Schlüsse genügend (περαντικοί), oder ungenügend (ἀπέραντοι); letztere sind diejenigen, in denen das Gegentheil des Schlußsatzes der Verbindung des Vordersatzes widerspricht, z. B. wenn es Tag ist, so ist es hell, nun ist es Tag, also spazirt Dion. Von den genügenden führen einige insbesondere diesen Namen, z. B. es ist falsch, daß Nacht und Tag zugleich sey, es ist aber Tag, es ist also keine Nacht; vollkommen genügend sind aber nur (συλλογιστικοί), die entweder keines Beweises bedürfen, oder auf solche zurückführen, z. B. wenn Dion spazirt, so bewegt er sich, nun spazirt er, also bewegt er sich. Unvollkommen (ἀσυλλογιστικοί) sind nun diejenigen, die den eben genanten Syllogismen ähnlich sind, aber nichts folgern, z. B. wenn Dion ein Pferd ist, so ist er ein lebendiges Wesen, nun ist er kein Pferd, also auch kein lebendiges Wesen. Im Betreff der Wendung (Wesen) sind die Schlüsse wahr oder falsch; wahr sind die, welche aus wahren Vordersätzen folgern, z. B. wenn die Tugend nützt, so schadet das Laster; falsch, theils die unwahre Vordersätze haben, theils die ungenügenden. So sind auch einige möglich, andere unmöglich. Nach der Denkweise (Form, Qualität) sind die Schlüsse theils solche, die keines Beweises bedürfen, (in ihnen scheint sich die Vollkommenheit (διάθεσις) zu zeigen), theils solche, die erst bewiesen werden müssen (in diesen ist bald geringere bald größere Kraft, ἕξις). Der vollkommenen Schlüsse gibt es fünf Formen, zwei hypothetische, ein copulativer, zwei disjunctive 1) wenn a, so ist b, nun ist a, also b. 2) wenn a, so auch b, nun ist aber das Gegentheil von b, also auch nicht a. 3) es kann nicht zugleich a und b seyn, nun ist das eine, also das andere nicht. 4) es ist entweder a oder b, nun ist das eine, also das andere nicht. 5) es ist entweder a oder b, nun ist das eine nicht, es ist also das andere [62]). Alle verschiedenen Ausdrucksweisen der Schlüsse lassen sich auf die hypothetische (ὑπόθεσις), den eigentlichen Syllogismus, zurückführen, er allein hat Beweiskraft, so mannigfaltig auch die behandelte Begebenheit (Modalität) sey. In der Auflösung der Schlüsse, d. h. in ihrer Zurückführung auf die hypothetische Form (vielleicht durch Betrachtung der Qualität, Quantität, Leiden und Thun, Ort und Zeit, Lage und Besitz) ist der Grundsatz fest zu halten, daß aus Wahrem nur Wahres, aus Falschem aber nicht blos Falsches, sondern auch Wahres gefolgert werden könne. Im hypothetischen Satze ergibt sich durch die Bezeichnung (σημεῖον) die Wahrheit; der erste Theil nämlich des Vordersatzes muß ein Zeichen enthalten, der zweite Theil ein Bezeichnetes, nun kann das Zeichen nicht seyn ohne das Bezeichnete, so schließen wir richtig von der Wahrheit des Zeichens, das der Nachsatz angibt, auf die Wahrheit des Bezeichneten im Schlußsatz, z. B. hat eine Frau Milch, so hat sie geboren, nun hat sie Milch, also muß sie geboren haben. Doch gibt es einzelne Trugschlüsse, die sich so nicht auflösen lassen (ἄποροι), deren Entlarvung daher unserer Willensfreiheit in Anerkennung der Wahrheit zufällt. Von der Art sind: die Soriten (σωρείτης oder κατὰ μικρόν), z. B. machen zwei viel? oder drei? oder zehn? u. s. w., wo unsere Willkür zu entscheiden hat. 2) der Verhüllte (ἐγκεκαλυμμένος): Kennst du deinen Vater? ja; kennst du diesen Verhüllten? nein; das ist dein Vater, also kennst du deinen Vater nicht. 3) der Verborgene (διαλεληθώς): wer den Ungeweiheten die Mysterien sagt, handelt gottlos; der Hierophant thut dieses, also handelt er gottlos. 4) der Hornschluß (κέρατις), was du nicht verloren hast, hast du noch; du hast keine Hörner verloren, also hast du Hörner? 4) der Niemand

60) Diese Zusammenstellung ist bloße Vermuthung, nur die drei ersten Arten der Sätze, welche eine Bewegung ausdrücken, beruhen auf ausdrücklichen Zeugnissen, für das Übrige sind nur wenige Andeutungen vorhanden Simp. p. 110. — Simpl. 79. 84. Diog. 64—65.

61) Diog. 64. 192. Apoll. Herm. in Arist. Cat. p. 230. ed. Lat. Ven. 1559.

62) Diog. 76—81.

(οὖτις), durch den sich die Cyclopen täuschen ließen Od. IX, 405 u. f. [63]). Des Schlusses Zweck ist Beweis der Wahrheit, dieser wird nur vollständig erreicht, wenn die Beweislichkeit selbst dargethan ist. Die Relation der Wahrheit zur Falschheit zeigt durch den Gegensatz auch einen bestimbaren Unterschied. Wahrheit ist aber die Wissenschaft des Wahren und dieses ein Gedanke. Ist nun der Gedanke im Syllogismus richtig verknüpft und aus der Wahrheit des Zeichens auf die Wahrheit des Bezeichneten geschlossen, so muß doch auch die Wahrheit des allen Ereignissen gemeinsamen Zeichens, der Sprache, erwiesen werden. Der Gedanke wird ausgesprochen und ist durch ein Bild in die Sele gekommen, das Bild beruht auf sinnlicher Wahrnehmung und diese bezieht sich auf ein Object; es ist aber keine Wahrnehmung möglich ohne Wahrgenommenes, eben so kein Bild ohne Wahrnehmung, kein Gedanke ohne Bild und kein Satz ohne Gedanke. Wie nun die Objecte ein Ganzes bilden, so auch der Inbegriff aller Gedanken, die Wissenschaft. Aber, wendet man ein, die Worte, die Träger der Gedanken, sind nicht gesetzmäßig (analog), sondern anomal, wie ist in ihnen der Gedanke vor Willkür gesichert? Die Sprache hat eine zwiefache Seite (Relation), sie ist nicht ganz willkürlich, sondern auch natürlich, d. h. nothwendig, und diese Seite ist der Schutz der Wahrheit; und selbst im Willkürlichen ist doch Übereinstimmung, Gleichheit des Sprachgebrauchs, daß die Wahrheit doppelt gesichert ist durch Erweislichkeit der Wissenschaft und Festigkeit des Sprachgebrauchs [64]).

Physik. — Die Erkentniß der Natur hat es besonders mit der ihr inwohnenden Gottheit zu thun; sie ist schon enthalten in den Fabeln der Mythologie und in dem Wortreichthum der Sprache; der Philosoph hat das Geschäft, sie aus beiden begriffsmäßig zu entwickeln und in einem zusammenhängenden Ganzen darzustellen [65]). Diese Wissenschaft aber ist, als der einzig richtige Weg zur Unterscheidung des Guten und Bösen und zur Tugend, der Forschung würdig, für die es nothwendig ist, Hypothesen zu machen, die Ansicht des Gegners zu bekämpfen, und bis zu einer besser begründeten Erfahrung das Überlieferte für wahr anzunehmen, damit kein Schwanken komme in die davon abhängige Ethik [66]). Eine unbezweifelte Erfahrung lehrt, daß alle einzelne Dinge nur eine Zeit lang dauern, aber selbst bei dieser Dauer sich mannigfaltig verändern. In ihnen muß also außer dem Veränderlichen etwas seyn, was dasselbe trägt und bewirkt; das sind die beiden Principien (ἀρχαί), ein Leidendes (πάσχον), die Materie (ὕλη), und ein Thätiges (ποιοῦν), die alles durchdringende Gottheit (θεός). Diese Principien sind in allen dieselben, und müssen daher von Anfang gewesen seyn, aber stets ungetrent und untrenbar. Sie waren also auch in dem ersten Äther, der rein und feurig, zuerst allein war ohne allen Unterschied, das erste und eigentliche Element aller Dinge. Aus ihm entwickelten sich die vier Elemente, zu denen er selbst gehört, aber verändert durch die Ausscheidung der andern. Aus dem ursprünglich Warmen, dem Äther, ging zuerst sein Gegensatz, das Kalte hervor, die Luft. Aus dieser sonderte sich das Feuchte, das Wasser, und aus diesem, sich bis zum Kern zusammenziehend, das Trockne, die Erde. Aber so in einander geschachtelt verharrten sie nicht in absoluter Trennung, sondern bildeten durch die mannigfaltigsten Übergänge die Welt. An der Grenze des unendlich Leeren hielt sich der Äther, rein sich verdichtend in der Sonne, mit Luft gemischt in den Fixsternen, mit Wasser in den Planeten, am meisten im Monde. Innerhalb des Äthers sammelte sich die reine Luft, in den Wolken mit Äther und Wasser gemischt; innerhalb der Luft nun ist das Wasser, das zugleich den festen Kern der Erde durchdringt, auf deren Oberfläche durch Mischung aller Elemente sich die mannigfaltigsten Formen entwickeln. Die Erde ist überwiegend in den Steinen, das Wasser in den Pflanzen, die Luft im Thiere, das ätherische Feuer im Menschen, der dadurch der Gottheit selber verwandt, die in Gestalt des ätherischen Hauches die ganze Welt durchdringt [67]).

Der Mittelpunkt ist der Mensch, gleich entfernt vom höchsten Gott, wie von der todten Erde, bestimt, die Anschauung des Ganzen in sich aufzunehmen und selbstthätig zu wiederholen. Aber langsam und erst nach mannigfaltigen Verirrungen arbeitet er sich zu dieser Einsicht empor. Zuerst zeigt sich ihm nur Unordnung, aber mit dem Zunehmen seiner Erkentnißkraft dringt er auch immer tiefer in den Geist der Natur; denn zur Grundlage dienen die ewigen Gesetze der Zahl und der Größe, durch deren Anerkennung schon die vermeintliche Unordnung verschwindet. Schon in der leidenden Materie erkent er die Gegensätze des Warmen und Kalten, des Trocknen und Feuchten; aus der leidenden Materie schließt er auf den thätigen Geist, der ihr inwohnt, und erkent, da nur ein Körper wirksam seyn kann, auch ihn als Körper und den Gesetzen der Körperwelt folgsam. Von den Körpern unterscheidet er die unkörperlichen Bedingungen ihres Daseyns, Raum und Zeit, wie ihre Actionen, Ruhe und Bewegung, in allen aber dasselbe Gesetz der Mathematik. Die Körper und deren Theile berühren sich nicht unmittelbar, sondern im Raum und durch den Raum, daher gibt es keine kleinsten Theile (Atome), und es läßt sich nicht sagen, aus welchen und wie vielen Theilen ein Körper besteht; mathematisch ist er ins Unendliche theilbar, wie Fläche und Linie, aber nicht physisch; hier muß man sagen, daß die Zahl der Theile weder endlich noch unendlich. Aus dieser Ansicht vom Raum folgt ferner, daß die Seiten einer regelmäßigen Pyramide zwar ungleich sind, aber nicht über einander hervorragen; ferner daß die beiden Flächen eines Kegelschnits weder gleich noch ungleich; daß endlich ein Körper für sich weder Anfang oder Ende, Grundlinie und Spitze habe, sondern dies sich nur nach dem Auffassenden bestimmen lasse [68]). Dieses sind einige

63) Diog. 81. 82. u. d. Ausleger cf. 186 u. 196 u. Sext. Hyp. II, 104—117. 64) Diog. 187 u. 197. Sext Al. VIII, 38. Hyp. II, 8. 65) Diog. 187. Orig. c. Cels. IV, 196. 66) Stob. I, 15. p. 180. ed. H. Plut. Plac. Phil. I, 28. Stoic. repugn. c. 9. 10. u. 29.

67) Stob. Ecl. I, 16. p. 212. Plut de primo frigid. c. 9. Diog. 135. Censor. fragm. 68) Stob. I, 15. 1. Plut. comm. not c. 43—45.

Sätze aus der Chrysippeischen Mathematik, die, wie man daraus sieht, ganz eigenthümlich muß gewesen seyn. Sie erstreckte sich bis zur Lehre von den Kegelschnitten, welche (wie Procl. ad Eucl. IV. p. 103 ed. Bas. zeigt) sehr speciell muß ausgebildet gewesen seyn. Von der Arithmetik wissen wir so gut als nichts. So viel ist aus dem Angegebenen klar, daß Chrysipp die Mathematik nicht so abstract behandelte, als es jetzt geschieht, sondern in ihrer Bedeutsamkeit für die Physik im Ganzen und Einzelnen. Ich vermuthe, daß sich hier zum Schluß des ersten Haupttheils der Physik auch allgemeine physiologische Bestimmungen gefunden über die Abstufungen des Lebens, wie es, ungeachtet einer gegenseitigen Störung, doch seiner Bestimmung entgegen geht, sich zu seiner Vollkommenheit erhebt, aber sich auch zuletzt wieder in den uranfänglichen Äther auflöst.

Die Welt in ihrer Ausbildung besteht, wie im Anfange, nur aus den beiden genanten Principien, dem Leidenden und Thätigen, die sich einander entgegengesetzt, aber doch eins sind. Die Materie, das Leidende, d. h. die veränderliche Wesenheit ist körperlich, und, weil diese als Wirkung mit ihrer Ursache gleichartig seyn muß, so ist auch das thätige Wesen körperlich, welches für sich zwar nicht wahrnehmbar, doch, mit der Materie verbunden, das wahre Seyn, das Substrat, ausmacht. Die Materie und die Wesenheit (οὐσία) sind der Sache nach gleich, werden im Begriffe aber so unterschieden, daß man unter Wesenheit die ursprüngliche reine Materie versteht, unter Materie im engern Sinn den Träger der Qualität, denn sie ist, obgleich selbst qualitätslos, doch im Stande, alle Qualitäten anzunehmen; nimt im Ganzen weder zu noch ab, wechselt aber beständig, geht gleichsam stets zu Grunde und entsteht wieder. Die Ursache dieses Wechsels ist der in jedem einzelnen Dinge bleibende Geist, ein Hauch feuriger Natur, der in Rücksicht der wechselnden Materie ab- und zunimt, das Wesen der Dinge, das Leben der Welt, in seinem Ganzen Gott selbst, der Besamer, der alles durchdringt und gestaltet. Dieses so bestimte Substrat erscheint uns seinem Ursprunge am nächsten in den 4 Elementen, deren jedes aus beiden Principien besteht; in der Erde ist die Masse überwiegend, aber nicht ohne das einigende Wesen; im Wasser ist die Materie noch deutlich genug, das belebende Wesen aber durch seine Thätigkeit schon kentlicher; in der Luft ist schon das Thätige überwiegend, doch auch die Materie nicht zu verkennen; das Feuer scheint lauter Leben, kann aber auch ohne brennende Materie nicht seyn [69]). Wie aber die Materie nie formlos, so kann das lebendige Wesen nicht eine bloße Abstraction seyn; es muß sich daher qualificiren, gestalten und zunächst potenziiren. Selbst die geringsten Kräfte der Natur (ἕξεις) sind lebendige Geister, erzeugt aus dem Samen des Allgegenwärtigen, die den Körpern ihre Eigenschaften geben und ihre Thätigkeit bestimmen. In der Pflanze gelangt diese Kraft zur individuellen Gestaltung; durch die innere Kraft des Samens gehen unter Voraussetzung der Feuchtigkeit und der Wärme, Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter und Blüthen hervor. Das Thier ist noch selbständiger durch freie Bewegung nach seinem Instinkt. Über dem Thier steht der Mensch frei handelnd nach dem göttlichen Gesetz, aber dem Abfall unterworfen. Noch höher sind unzählige Genien, Heroen und Götter, die fehllos nach dem Willen des Unendlichen die Natur beherrschen. Jede Stufe geht vermöge ihrer schöpferischen Kraft in eine unendliche Menge Geschlechter und Arten über, bis zur Unterart und Individualität; aber nach inneren nothwendigen Gesetzen, so daß in jedem Individuum die Stufe nicht blos, sondern auch der Charakter des Geschlechts fest stehen bleibt (διάθεσις); so weit auch die Dogge und das Bologneser-Hündchen von einander entfernt sind, so bewähren doch beide die charakteristischen Zeichen des Hundegeschlechts [70]). Das System des Himmels und der Erde, und der in ihnen enthaltenen Naturen, oder der Götter und Menschen und dessen, was ihrentwegen da ist, heißt die Welt, welche wegen des steten Wechsels nur ein Zustand, eine Modalität ist. Die Grundveste der Welt ist die Erde, welche in der Mitte ruhet; auf ihr bewegt sich in bestimten Räumen das Wasser und ganz um sie die Luft; über der Luft ist der Äther mit den unzähligen Himmelskörpern, die belebt sich nach bestimten Gesetzen bewegen. Das Wasser dünstet beständig aus; die Luft vertheilt den Dunst, führt ihn theils zum Äther hinauf, tränkt theils damit die Erde. Im Äther schweben in 7 Sphären um die Erde die Irrsterne, von denen der Mond, der Luft am nächsten und verwandtesten, am meisten auf die Erde wirkt, dann Sonne, Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn; an der Grenze des unendlich Leeren ist die Sphäre der Fixsterne. Die Ausdehnung der Welt ist Raum, welcher durch das Leere begrenzt wird; die Regel der Bewegung gibt die Zeit [71]). Das Leere gibt der Welt Einheit und macht sie zum Ganzen, welches geordnet ist in seinem Innern, und in Ordnung erhalten wird durch den körperlich allgegenwärtigen Zeus, die allgemeine Weltsele, ein lebendiges, bewußtes Wesen, ohne dessen Willen nichts geschehen kann, der den Menschen berufen hat zum Bewußtseyn dieser Ordnung, zu des Menschen Bestem alles fügt, und selbst die Thorheit desselben in Heil umwandelt [72]).

Die Welt ist die Wesenheit Gottes, und Gott das Wesen der Welt, aber nicht ein Unbestimtes, sondern Gestaltetes; die individuelle Qualität der Welt und deshalb die Welt selber, strenger der unentstandene, unvergängliche Urheber und Regirer, der sie in bestimten Perioden erschafft, vergehen läßt und wieder erschaffet. Das Daseyn dieses Gottes wird aus dem Daseyn der Welt selbst erwiesen; wir schließen von der Wirkung auf die Ursache zurück, denn des Menschen Macht und Klugheit reicht nicht hin, sie zu schaffen und zu regiren. Wir sehen auch überall, daß eins vollkommener, als das andere; es ist eine Stufenfolge der Dinge, Stein, Pflanze, Thier, Mensch; nun ist aber die Welt noch vollkommener, also

69) Chalcid. ad Tim. p. 288—90 Plut. de Stoic. repugn. c. 37.

70) Plut. Stoic. rep. c. 43. de comm. not. c. 37. Simpl. ad Arist. Cat. s. 61. 78. Diog. 148. 71) Stob. I, 15. p. 180. 72) Cic. Nat. Deor. I, 18. Plut. de Stoic. repugn. 13. de comm. not. 33. 34.

, der sie bewohnende Geist, Gott, der vernünftig muß, weil die Vernunft das Vollkommenste. Das pn Gottes wird auch bezeugt durch den übereinstim- en Glauben der Völker; überall finden wir Altäre, dieses Zeichen beweist das Vorhandenseyn des bezeich- Gottes. Auch sind Götter oft den Menschen erschie- und verkünden ihnen noch immer die Zukunft durch en und reden durch den Mund heiliger Seher und ster [73]). Die Welt als ein eigenthümliches, mit be- rn Kräften und Eigenschaften begabtes Ganze ist also t, der nach verschiedenen Betrachtungsweisen die ge der Götter ausmacht. Nach der Potenziirung sei- göttlichen Bewußtseyns ist er 1) die vernünftige tsele (Ζεύς), deren höchste Intensität, das Selbst- ißtseyn (ἡγεμονικόν) im Äther wohnt; 2) die allge- e Natur der Dinge (φύσις), welche Betrachtung hier errscht, die sich als Einheit in der Mannigfaltigkeit bart; 3) das Schicksal (εἱμαρμένη), der Einen Zweck Nothwendigkeit verfolgt; 4) Vorsehung (πρόνοια), r Zweck als Föderung des Guten unter den Menschen anzen und Einzelnen. Eine Menge von Göttern ent- n, indem die allgemeine Natur nach dem Ort ihrer samkeit verschiedene Namen empfängt; im Äther , in der Luft Juno, im Wasser Neptun, in der Erde o, und nach der Art der Thätigkeit, wie Mars, Mi- a, Vesta, Apollo, Diana Lucina, Venus. Daher auch Tugenden und Bedürfnisse, ja selbst Laster per- icirt und vergöttert: Gerechtigkeit, Vergnügen, Liebe, ndheit und Ehre; ferner die unsterblichen Selen der schen, gute und böse Dämonen u. s. w. In diesem ne sind die Dichter zu erklären, und so erhalten die nbar schmutzigsten Fabeln den reinsten Sinn [74]). Alle rgeordneten Götter leben selig, sind aber nicht un- lich, und bedürfen der Nahrung, die ihnen durch den mmenhang des stets bewegten Ganzen zu Theil wird; alle Götter bilden ein großes Gemeinwesen durch das insame Gesetz der Natur. Die Elemente sind durch verschiedenartige Schwere geschieden, stehen aber die herrschenden Kräfte in mannigfacher Verbindung. bestimte Trennung macht die Bestimmung des Orts lich, die Bewegung der Himmelskörper bezeichnet die , und bewirkt den Wechsel der Jahreszeiten. Dabei t alles gegen einander in Ordnung, die Kugelgestalt dem Ganzen Haltung, in der Erde ist träge Ruhe, Wasser und Luft herrscht die Bewegung von oben nach n, im Äther die kreisförmige Bewegung vor; Erde Wasser ernähren die mannigfaltigsten Geschöpfe, die enthält wunderbare Erscheinungen, und der Äther die n regelmäßigen Himmelskörper. Je feiner und feu- r das Element, desto mehr Leben und Bewegung; daher zunehmend nach oben, wo sie zugleich regel- iger wird; unten erhalten sich nur Arten und Gattun- , die Einzelwesen vergehen, oben im Äther bleiben lben Individuen, welche zugleich Götter sind [75]). ist die Natur Eins, erhält sich selbst, aber dieser ck erhält erst Bedeutung durch die Beziehung auf den Menschen, zu seiner Vervollkommenung ist alles eingerich- tet. Er hat eine Wohnung, wie sie nöthig war für einen vernünftigen Geist, der frei handelnd sich die Natur un- terwerfen sollte, sie zu regiren nach den göttlichen Ge- setzen, nachstrebend dem Guten, daß er den Göttern ähn- lich werde, die ihn in Erreichung seines Zweckes unter- stützen, selbst, wenn er fehlt, das Böse geschehen lassen, weil dieses ein Fortschrit seiner Freiheit und Bedingung des Guten ist. Die Weisheit aber und Tugend macht den Menschen dem Zeus an Seligkeit gleich, nur nicht ewig [76]).

Aus der Einheit dieser lebendigen Naturkraft gehen alle Veränderungen hervor, die wir verfolgen kön- nen von dem Wechsel der groben Materie bis zu den Be- wegungen der Gestirne. Das erste Gesetz in Rücksicht der Substrate ist, daß Gleichartiges sich anzieht, wodurch vier Verbindungsarten entstehen: 1) äußere Anfügung (παράθεσις), Berührung der Oberfläche, wie in einem Haufen von Bohnen; 2) Mischung (μίξις), Vereinigung zweier oder mehrer flüssigen Körper, die aber ihre Eigen- thümlichkeit behalten, so daß sie wieder getrent werden können, wie Wein und Wasser, die Verbindung des Äthers und der Luft mit Wasser und Erde; 3) Durchdrin- gung (σύμφυσις), wenn Körper von entgegengesetzter Be- schaffenheit, ohne Aufopferung ihrer Eigenthümlichkeit, sich so verbinden, daß sie in ihren kleinsten Theilen neben einander sind, wie Feuer und Eisen, Körper und Geist; 4) Vermischung (σύγχυσις), die gänzliche Vereinigung zweier Körper, so daß sie ihre frühern Eigenthümlichkei- ten verlieren und einen Körper mit ganz neuen Eigenschaf- ten bilden, wie bei Medicamenten und andern chemischen Auflösungen [77]). So ist die Natur in einem stetem Zer- stören und Schaffen begriffen, obgleich es nicht so genant zu werden pflegt, denn es beharrt die Qualität, welche das Einzelwesen ausmacht, aber auch nicht unveränder- lich, sondern sich nach gewissen Perioden entwickelnd, her- ausgetreten aus der allgemeinen Weltsele durch die besa- menden Kräfte (λόγοι σπερματικοί), und einem bestimten Geschlechte angehörend, bildet das Einzelwesen sich durch die ihm inwohnende Kraft bestimmender Eigenschaften (εἰδοποιοί) zur Art und zum Individuum (ἰδιοποιός). Bekomt ein anderes Individuum dieselbe individuelle Be- stimmung, so verliert das erste sie, und wir müssen einen andern Unterschied suchen. Wie die Geschlechter, Arten und Individuen aus der allgemeinen Vernunft hervorge- gangen sind, so geht diese Kraft beim Untergange des Individuums in die allgemeine Kraft der Gattung zurück, und die Kraft der Gattung beim Untergange aller Dinge in das Urwesen [78]).

Doch nicht blos auf der Erde wechselt Materie und Form, alle Theile der Welt stehen durch beständigen Aus- tausch der Materie in Verbindung. Die Luft macht hier die Vermittelung, sie verflüchtigt das Wasser, trägt Wol- ken und Nebel, und läßt diese bald als Thau, Regen,

73) Cic. N. D. I, 15. II, 2—16. Diog. 137—38. 74) N. D. II, 16—32. Diog. 147 u. 151. 75) Cic. D. II, 32—53.

76) Cic. N. D. 53—67. Plut. Stoic. repugn. c. 12—22. de comm. not. 12. 13. 77) Stob. Ecl. I, 18. p. 374. Alex. Aphr. ad Arist. de mixt. Ald. p. 142. 78) Plut. com. not. 44. Philo Jud. de mundi incorrupt. ed. Mangeg. Vol. II, pag. 501.

Wolkenbruch, Hagel oder Schnee niederfallen [79], oder verbindet es mit dem Feuer des Äthers, daß durch Reibung der Wolken Blitz und Donner entstehen, die oft bis zum Einschlagen stark sind, oft nur als Wetterleuchten erscheinen, oft mit Sturm und Wasser verbunden Wasserhosen bilden [80]. Die Dünste dringen aber selbst in den Äther, das Flußwasser ernährt den Mond, der an sich dunkel durch die Sonne erleuchtet wird, daher er durch den Schatten der Erde bisweilen sich verfinstert [81]. Die Sonne ist eine Samlung des Meerdunstes, mehr feuriger Natur, selbst Licht und der ganzen Welt Licht mittheilend, nur verfinstert durch das Zwischentreten des Mondes [82]. Auf die Sonne folgen die Sphären der Irrsterne, welche, wie die Fixsterne, aus einer ätherisch-feurigen Substanz bestehen. Die Irrsterne bewegen sich in der Ekliptik, welche den Äquator schneidet, und so die Wendekreise und Polarkreise bestimt, durch die der Himmel in Zonen getheilt ist, welche nebst den Sphären und Sternbildern den Raum bestimmen [83]. Alle Gestirne bewegen sich von Osten nach Westen, und beschreiben in Tag und Nacht einen Kreis um die Pole des Himmels; ihr Aufgang ist die Erhebung über den Horizont, Untergang ihr Verbergen hinter der Erde [84]; alle, außer den Fixsternen, haben auch eine rückgängige Bewegung von Westen nach Osten, diese gibt beim Monde den Monat, dessen Lichtwechsel zugleich die Wochen ausmachen; die Sonne bestimt so das Jahr, und durch ihre Stellung im Thierkreise die Jahreszeiten. Die Irrsterne haben eine noch zusammengesetztere Bewegung, die erst nach 18000 Jahren in dieselbe Stellung zurücktreten, wodurch das große heraklitische Jahr entstehet [85]. Die Lage der Sphären ist durch das Gesetz der Schwere bestimt, je weiter nach unten, desto schwerer; den festen Kern der Welt bildet die Erde, das Äußerste ist der feine Äther, umgeben vom Leeren oder dem unendlichen Nichts, das, weil es keinen Widerstand leistet, die Bewegung möglich macht [86]. Die Bewegung nimt noch in den niedern Sphären hin ab, im Äther ist sie am stärksten, und besonders in der Richtung des Kreises, in der Luft sowol im Kreise, als auf und nieder, im Wasser besonders auf und nieder, in der Erde gar nicht. Die einfachsten Bewegungen sind die geraden und krummen, aus deren Mischung die mannigfaltigsten Arten entstehen; Bewegung wird veranlaßt durch Anziehung des Gleichartigen und den die Materie belebenden Geist. Das Schwere strebt zur Erde, das Leichte zum Äther [87]. Wir sind so auf Einen Ursprung aller Bewegung zurückgewiesen, weil alle Arten derselben nach bestimten Gesetzen geschehen, und mit einander in Harmonie stehen; das führt nicht blos auf denselben Ursprung, sondern auf einen und denselben gesetzmäßigen Fortgang; das ist das *Schicksal* (εἱμαρμένη), d. i. die Bestimmung, nach der das Geschehene geschah, das Geschehende geschieht und das Bevorstehende geschehen wird; also die Kette der nach dem Willen Gottes verknüpften Ursachen, die als das jedes Mal Bestimte Verhängniß (πεπρωμένη) heißt, in welches sich die drei Parzen: Klotho, die Bestimmende, Lachesis, die Vertheilende, und Atropis, die Unabwendbare, theilen. Ihrer Herrschaft ist alles unterworfen durch Wahrheit, Ursächlichkeit, Natürlichkeit und Nothwendigkeit. Wahr ist das Zukünftige so gut, als das Vergangene, und daher Vorherverkündigung möglich. Eine Ursache ist durch die andere begründet, alle durch die Natur der Dinge, weshalb auf den Charakter eines Menschen nicht blos Stellung der Gestirne, sondern auch Luft, Boden, Wasser u. dergl. Einfluß hat. So bedingt ist alles Nothwendigkeit und Zwang. Dabei bleibt doch dem Menschen Freiheit des Willens; es geschieht vieles als Selbstbestimmung, aber der Mensch ist ein Theil der Welt, und so war dies zugleich mitbestimt. Daher gibt die feste Bestimmung des Schicksals uns nicht Ursache, die Hände in den Schoos zu legen, denn was wir wollen und thun, ist des Schicksals Mitbestimmung, und es verlangt selbst unsere Wirksamkeit [88].

So weist die ganze Schöpfung auf den *Menschen* hin, das erhabenste Geschöpf der Erde. Zuerst als Embryo lebt er nur wie eine Pflanze, im Augenblick der Geburt wird er durch die Erkältung beselt und gleicht dem Thiere. Doch kömt die Sele nicht von außen hinein, sondern wird mit geboren, wie die Ähnlichkeit in Sitten und Grundsätzen zwischen Eltern und Kindern beweist. Dann entwickelt sich die Sele in Perioden von 7 Jahren zu einem vollkommeneren Zustande, dem gemäß auch der Körper eingerichtet ist. Dieser besteht, wie alle Materie, aus den Principien des Trocknen und Feuchten, Kalten und Warmen, deren harmonische Mischung die Gesundheit des Körpers ausmacht; deren gehörige Sonderung und Gestaltung die Gewandheit (ἀρτιότης) gibt; zu der, wenn die Nerven die gehörige Spannung haben, die Stärke (ἰσχύς) komt; doch erst in dem gehörigen Verhältniß der Glieder zu einander und zum Ganzen ist die Vollendung möglich, welche in der Schönheit besteht. Nach den vier Elementen gibt es ferner vier Hauptkrankheiten, durch Übermaß des einen oder andern Elements. Hier ist eine Steigerung von der Krankheit, zur Kränklichkeit und zum Siechthum; die beiden ersten können durch den Arzt gehoben werden, die letzte nicht [89]. Der Tod ist die Trennung des Geistes von dem Körper, den er bewohnt. Seinen Hauptsitz hat er im Herzen, wo er sich aus dem Blute nährt, und durch die Athmung das Leben erhält. Der Geist oder die Sele besteht aus acht Theilen: 1) dem Leitenden (ἡγεμονικόν), der Vernunft (λόγος), die auch Verstand (διάνοια) und Wille (κύριον) genant wird; 2—6) den fünf Sinnen; 7) der Sprache, und 8) dem Samen (σπερματικόν), oder der Zeugungskraft. Vom Herzen

---

79) Append. ad Joh. Dam. Serm. ed. Gaisf. p. 8. 80) Stob. Ecl. 1, 30. p 596. 81) Stob. Ecl. 1, 27. p. 556. 82) Stob. Ecl. 1, 25. p. 540. 83) Stob Ecl. 19. p. 390. Diog. 155. 84) Stob. 1, 25. p. 516. 85) Stob. 1, 9. p. 258. 26. p 540. Plut. com. not. c. 41. 86) Diog 140. Alex. Aphr. ad Arist. de coelo p. 66. Them. paraphr. phys. Arist. IV, init p. 37. Ald. 87) Stob. 1, 20. p. 404. Plut. Stoic. repugn. 42. 44. Themist. 1. 1 p. 37.

88) Cic. de fat. Stob. Ecl. 1, 15. p. 180. Euseb praep. Ev. IV, c. 8. p. 262. Theod. Opp. T. IV. p. 850. ed. Schultz Plut. Stoic. rep. 47. Nemes. Nat hom. p 258. ed Ox. 89) Plut Stoic repugn c. 41 Stob Ecl II, p. 110. Galen. ed Bas. 1, p. 280. Cic. Tusc IV, 13.

aus lenkt die Sele den Körper, empfängt durch ihn Kunde von den Außendingen, entscheidet, ob das Gemeldete wahr und gut, erinnert sich des Vergangenen und sieht das Zukünftige vorher. Überlegung ist die innere vernünftige Bewegung des Geistes; die Vernunft unterscheidet den Menschen vom Thiere, das nur die Kraft hat, zu unterscheiden und zu vergleichen. Aus dem Sitze der Sele komt auch die Stimme, Sprache, die ihren Ursprung hat im Zwerchfell, durch die Lunge und andere Werkzeuge nur modificirt wird. Vom Herzen aus mischt sich auch der Geist zum Samen, um neue Individuen hervorzubringen. Wie aber in den Samen der ganze Geist übergeht, so sind auch die andern sogenanten Theile nicht trenbar und abgesondert, sondern nur Modificationen eines und desselben Wesens, das in sich Eins ist. Da nun die Leidenschaften, Verirrungen von der Vernunft, offenbar im Herzen wohnen, so muß, die Einheit des Geistes vorausgesetzt, auch die Vernunft da ihren Sitz haben: dafür spricht auch, daß sich dort alle Nerven vereinigen und von demselben Orte die unmittelbare Äußerung der Vernunft, die Sprache, ausgeht. Ins Herz setzt auch die in dem Sprachschatz niedergelegte Übereinstimmung der Menschen die Sele in dem Ausdruck herzlos (ἀκάρδιος), eben dahin die Dichter, die Geberden bei Betheurungen, dahin zeigen selbst die Lippen, wenn wir das Wort ich, das die Sele andeutet, aussprechen. Diese Sele nun, da sie den Körper durchdringt und bewegt, muß auch selbst ein Körper seyn, kann daher nach dem Tode fortleben, was indeß nur bei den Weisen der Fall, die sich Selbständigkeit errungen haben. Diese werden erst bei Verbrennung der Welt in die allgemeine Weltsele zurückgenommen, und führen erneut in den wiederholten Schöpfungen ein unsterbliches Leben. Die übrigen Menschen verlieren sich mit dem Tode in die allgemeine Vernunft [90]). Der Mensch ist also ein Theil der Gottheit, und selbst im Leben nicht ganz von ihr losgerissen, ja soll schon im Leben durch Erkentniß und Befolgung ihres Gesetzes mit ihr eins seyn. Diesem Gesetze gemäß vereinigen sich die Menschen zur Freundschaft, zur Liebe, bilden durch die Ehe Familien, und durch diese Staten, dessen König das Gesetz ist, dessen Bürger alle Menschen sind, die zusammenwirken zur Vervollkommenung der Welt in der Tugend. Zur Erreichung dieses Zweckes wirken die Götter thätig mit, indem sie den Menschen sich auf mancherlei Weise offenbaren, an besondern Orten durch Orakel, zu besondern Zeiten durch Träume, die zu deuten vermag, wer ihr Gesetz erkant, das besonders die Analogie ist. Hieher gehört auch die Weissagung aus Opferthieren, Naturerscheinungen und der Stellung der Gestirne; denn erfolgt alles aus nothwendigen Gesetzen nach einer vorherbestimten Analogie, so läßt sich aus einer Erscheinung auf die andere schließen, denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen [91]). Denn die ganze Welt ist von Gott erfüllt, sie ist ein lebendiges Wesen, dessen Sele Gott ist, der als vernünftiges, nach Zwecken handelndes Wesen Zeus, als in sich Eins, obgleich vielfach getheilt, die Natur, als nothwendiges Gesetz, Schicksal, und als weiser und heiliger Vater der Menschen die Vorsehung (πρόνοια) heißt. Die Vorsehung hat von Anfang her die Welt zum Wohnplatz der Menschen und Götter bestimt, daher ist diese ein geordnetes Ganze, das sich in sich selbst entwickelt und wieder vergeht, aber sich stets wieder erneuet, denn da die Welt sich durch sich selbst erhält, der Tod aber Trennung des Leibes und der Sele ist, die bei ihr nicht statt findet, so ist sie unvergänglich, und so gewissermaßen alles unsterblich. Während seines Lebens aber soll der Mensch durch Tugend glücklich seyn, dem gemäß ist seine Sele eingerichtet. Zwar ist jedes nur durch seinen Gegensatz denkbar, Tugend nicht ohne Laster, Glück nicht ohne Unglück, das Gute nicht ohne Übel, und die Wahrheit nicht ohne Lüge; aber die Wahrheit, das Gute, Tugend und Glück steht in unserer Macht, und was nicht in unserer Macht ist, kann nichts zu unserem Wohl und Wehe beitragen. Die sogenanten Übel, als Krankheit, Armuth, Tod, Verluste sind zwar nothwendige Begleiter ihrer Gegentheile, so z. B. ist die Krankheit eine Folge der Feinheit und Vollkommenheit des menschlichen Körpers, von der sich die Zerbrechlichkeit nicht trennen ließ, und der Tod ist selbst oft Folge der Pflichterfüllung, aber hat auf die Tugend, welche allein das Glück des Menschen bestimt, keinen Einfluß, ist also ein Gleichgiltiges, das der Vorsehung nicht zum Vorwurf gereichen kann, und das um so weniger, da an demselben eben die Tugend geübt wird. Ja nicht einmal das Laster ist der Vorsehung beizumessen, denn indem sie dem Menschen die freie Selbstbestimmung gab, ließ sie die Möglichkeit des Bösen zu, das aber nur für den böse ist, der es begeht, denn für das Ganze gibt es kein Böses; was für den Einzelnen böse ist, ist für das Ganze sogar nothwendig, durchs Schicksal bestimt und durch die Vorsehung zum Guten umgewandt, welche stets das Beste fördert, ohne dem Einzelnen zu schaden; zwar muß dieser des Ganzen wegen zu Grunde gehen, das ist aber kein Nachtheil, kein wahres Übel für ihn, so wenig als die Zurücknahme der Welt ins ewige Feuer [92]).

Ethik. — Der Mensch liebt, wie jedes lebendige Geschöpf zuerst nur sich selbst und strebt, im Bewußtseyn des Lebens, sich zu erhalten, was zur Selbsterhaltung beiträgt, sich zu erwerben, was derselben nachtheilig ist, abzuwenden; jenes ist also für ihn das Naturgemäße (κατὰ φύσιν) dieses das Naturwidrige (παρὰ φύσιν). Dieser Unterschied ergibt sich nicht immer von selbst, wodurch zuerst der Wunsch nach Erkentniß erwacht. So lernt der Mensch nicht blos das Naturgemäße selbst kennen, sondern auch die Mittel, durch welche er sich dasselbe erwirbt. Dies ist die höchste Stufe, welche das Thier seiner Eigenthümlichkeit nach erreichen kann, der Mensch aber, als vernünftiges Geschöpf, kann auf derselben nicht stehen bleiben, er muß höher steigen; seine eigenthümliche Natur ist die Vernunft, welcher gemäß zu leben er mit zu-

90) Chalcid. ad Plut. Tim. p. 306—10. Galen. de Hipp. et Plat. decret. Nemes. Nat hom. p. 53. Diog. 151. Plut. Plac. phil. IV, 1. Tertull. de anima. c. 5. 6. Lact Just. Dei. VII, 23. 91) Cic. Nat. D. II, 47. Plut Stoic. repugn. 11. Marcian. I, II, D. de legg. Cic. Divin. Suid. s. v. νεοττος.

92) Plut Stoic. repugn. 39. 45. Diog 155. 142. Gellius VI, 1. 2.

nehmendem Alter immer deutlicher als seine Bestimmung erkent. Erst der Jüngling lernt das Gute gehörig vom Naturgemäßen, das Böse vom Naturwidrigen unterscheiden; indem er denkend die Handlungen anderer beobachtet und vergleicht, wird er durch einige zur Bewunderung hingerissen, vergißt das ihnen beigemischte Mangelhafte und gelangt so durch Abstraction und Idealisirung zum Begriff des Guten. Auf dieselbe Weise wird er sich des Bösen bewußt durch die Handlungen, gegen welche er einen natürlichen Abscheu empfindet. Nach diesen Idealen beurtheilt er nun alle Handlungen der Menschen und erkent in der sich gleich bleibenden Übereinstimmung mit der Natur die Tugend. In ihr ist Einheit, Anstand, Beständigkeit und Erhabenheit, sie macht sich unabhängig von allem Äußeren und findet in sich selbst ihren Lohn, das wahre Glück; denn im Bewußtseyn ihrer Würde verachtet sie alles Irdische und weicht nur den Göttern. Diese Vollkommenheit, wie ihr Gegentheil, das Laster, wohnt nur in der menschlichen Sele, sonst kann nichts so hoch steigen oder fallen, denn das Naturgemäße und Naturwidrige zeigt sich nur als ein Gleichgiltiges (ἀδιάφορον), das sowol schaden als nützen kann, während das Gute allein wahrhaft nützlich (ὠφελοῦν), das zugleich sittlich (καλόν), und das Böse allein wahrhaft schädlich (βλάπτον), das zugleich unsittlich (αἰσχρόν), von denen, da es entgegengesetzte Begriffe sind, nur eins zu gleicher Zeit in dem Objekt, welchem sie zukommen, seyn kann, eins aber auch seyn muß. Daher sind alle Menschen entweder gut (ἀγαθοί) oder böse (κακοί), strebsam (σπουδαῖοι) oder lässig (φαῦλοι), Weise (σοφοί) oder Thoren (ἄφρονες). Der Weise handelt in allen Dingen der Natur gemäß, der Thor ihr entgegen, der Weise ist im Besitz der Tugend, der Thor dem Laster unterworfen [93]).

Der Mensch hat Neigung (κλίσις) und Abneigung (ἔκκλισις) Trieb (ὁρμή) und Abscheu (ἀφορμή) als seiner Sele angeboren zur Erwerbung des Naturgemäßen und Vollbringung des Guten, zur Abwendung des Naturwidrigen und Unterlassung des Bösen. Dieser Trieb ist ein doppelter, nach Erkennen (λογική) und zum Handeln (πρακτική). Aus jenem Erkentnißtriebe geht die Überzeugung (συγκατάθεσις) hervor, dessen Prädikat (κατηγόρημα) Ziel des Handlungstriebes ist z. B. der Weise beherrscht sich selbst ist ein Resultat des Erkentnißtriebes; deshalb strebt der Handlungstrieb die Selbstbeherrschung ins Werk zu richten. Dieser Trieb veranlaßt nun erst Willenswahl (αἵρεσις), Entscheidung (προαίρεσις), Wunsch (βούλησις) und zuletzt Wille (θέλησις); oder mehr äußerlich betrachtet ist der Fortschrit der Handlung in folgenden Begriffen enthalten: Vorsatz (πρόθεσις), Entschluß (ἐπιβολή), Vorbereitung (παρασκευή) und Handanlegung (ἐγχείρησις). Alle Triebe und Bestrebungen, sind also zugleich Urtheile, Bestimmungen (κρίσεις) der Erkentnißkraft und, in sofern diese dem Irrthum unterworfen ist, nehmen auch jene falsche Richtung, werden Leidenschaften (πάθη), welche, eben weil die Sele Eins ist, nur in der Vernunft selbst ihren Grund haben können. Es gibt vier Grundleidenschaften 1) (übermäßige) Traurigkeit (λύπη), die falsche Meinung von einem gegenwärtigen Übel; 2) Furcht (φόβος), die falsche Meinung von einem zukünftigen Übel; 3) Lust (Wollust) (ἡδονή) die falsche Meinung von einem gegenwärtigen Gut; 4) Begierde (Gier) (ἐπιθυμία) die falsche Meinung von einem zukünftigen Gut. Alle Leidenschaften beruhen also darauf, daß man etwas für ein Gut oder Übel hält, was es nicht ist, daher entstehen Trauer und Furcht als Bedrängnisse (συστολαί), Lust und Begierde als Erhebungen (ἐπάρσεις); alle sind zuerst Urtheile, werden dann leicht Meinungen (δόξαι) und zuletzt Bewegungen (κινήσεις, φοραί) gegen das Gesetz der Vernunft, dessen Gleichgewicht sie daher stören. Durch Wiederholung derselben Leidenschaft, entsteht ein Hang zu derselben (εὐεμπτωσία), welcher, wenn er nicht zur rechten Zeit überwunden wird, in eine Krankheit der Sele übergeht (νόσημα), wie übermäßige Gier nach Wein, die bei einem erlittenen Schaden leicht ins Gegentheil, wie Haß des Weines, übergeht. Die höchste Stufe ist gänzliche Schlaffheit und Schwäche des Geistes (ἀῤῥώστημα), das wahnsinnige Streben nach etwas und dessen Gegentheil. Diese Schwächen sind die Quellen der Lasterhaftigkeit. Wie aber diese Ausartung des Geistes den Krankheiten des Körpers ganz ähnlich ist, so muß es, wie für diese, auch für jene eine Heilkunde geben, das ist die Philosophie, deren Aufgabe ist, dem Geiste Gesundheit, Behendigkeit, Stärke und Schönheit zu geben. Da Irrthum der Grund der Leidenschaften ist, so müssen sie durch Belehrung gehoben werden; diese Belehrung muß aber nicht in der Hitze der Leidenschaft angewandt werden, sondern wenn dieselbe nachläßt; man muß sich dabei zur Ansicht des Zubelehrenden herablassen und ihm zeigen, daß er mit sich selbst im Widerspruch sey, möge er nun das Naturgemäße oder die Begleiter des Guten (ἐπιγεννήματα) mit den Gütern verwechseln. Die Leidenschaften sind, weil sie in der Sele ihren Sitz haben, in unserer Gewalt und müssen gänzlich vertilgt werden, wie der Krankheitsstoff aus dem Körper herauszuschaffen ist. Ist das geschehen, so erfolgt die Leidenschaftslosigkeit (ἀπάθεια) und ein Wohlbefinden des Geistes (εὐπάθεια), das in Freude (χαρά), Vorsicht (εὐλάβεια) und gutem Willen (βούλησις) besteht. Der Inbegriff dieser Eigenschaften ist der Zustand des Weisen, der nur alles Guten theilhaftig ist, Tugend übt, der Natur gemäß lebt und alle seine Pflichten erfüllt in richtiger Unterscheidung dessen, was in unserer Gewalt ist und, was nicht, des Naturgemäßen und Naturwidrigen [94]), des Guten endlich und des Bösen.

Alle Dinge sind entweder Güter (ἀγαθά) oder Übel (κακά) oder gleichgiltig (ἀδιάφορα); ein Gut ist, was seiner Natur nach also immer nützt, ein Übel, was seiner Natur nach d. h. immer schadet; gleichgiltig, was bald nützt, bald schadet. Nutzen und Schaden ist von

93) Sen. Ep. 118. 120. 124. Diog. 185. 186. 199. Cic. Fin. III, 5. 6.

94) Stob. Ecl. II, 7. p. 162 etc. Diog. III, etc. Orig. c. Cels. p. 50 u. 411. Cic. Tusc. III, 25. IV, 6. etc. Sen. Ep. 20. 89.

uns selbst abhängig, mithin die wahren Güter und Übel der Sele angehörig. Was nützlich ist, ist zugleich gerecht, das Gerechte aber sittlich (*καλόν*), also das Nützliche auch sittlich; das Sittliche ferner ist lobenswerth, das Lobenswerthe ersehnt, das Ersehnte zu ergreifen, das Zuergreifende aber gut. So sind gut, nützlich und sittlich gleichbedeutende, unzertrenliche Begriffe, welche dieselbe Sache aber von verschiedenen Seiten bezeichnen, das Sittliche ist das Bewegende, Thätige (das Wesen), das Nützliche das Bewegte, Leidende (die Wesenheit) und das Gute die Einheit beider; was aber thätig ist, muß ein Körper seyn, das Sittliche ist also ein Körper, dann auch sein Product, das Nützliche, und nicht weniger das Gute, was auch wegen der Körperlichkeit der Sele nicht anders seyn kann. Der Gegensatz des Guten ist das Böse, die Einheit des Schädlichen und Unsittlichen, der Inbegriff aller wahren Übel, die in falschen Begriffen und Gedanken ihren Grund und durch böse Beispiele ihren Ursprung haben [95]). Das Gute nun als Nützliches, welches der Sele zu Theil wird, ist 1) die Affection derselben, welche dadurch entsteht, daß andere Gute das Gute in uns anerkennen, also das Bewußtseyn des Guten selbst; 2) das Bewußtseyn, daß wir von andern wegen des Guten in uns geliebt werden; 3) das Bewußtseyn, daß wir von den Guten deshalb geehrt und gelobt werden, ihren Beifall besitzen; 4) das Bewußtseyn, daß sie uns auch thätlich alles Gute erweisen, und alles Böse abzuwenden suchen [96]). Hieher gehören alle Güter, die zwar keine Tugenden, aber doch beständige Modificationen der guten Sele ausmachen. Das Gute und Nützliche ist zwar in sich ein und dasselbe, nimt aber nach Verschiedenheit der Lage, in welcher der Mensch sich befindet, eine andere Form an. Betrachten wir die Sele nach der Verschiedenheit des Berufs, so sind alle Geschicklichkeiten (*ἐπιτηδεύματα*) Güter in jedem Umfange und Grade, insofern die Sele in ihnen ihre Befriedigung findet, durch sie für ihre Bedürfnisse gesorgt sieht; Musik und Grammatik, Reitkunst und Jagd dienen insofern dem wahren Nutzen [97]). Daß wir uns ferner in Ort und Zeit finden, daß wir mit dem Landleben so gut, als mit dem Stadtleben, mit dem Alter so gut, als mit der Jugend zufrieden sind; vermöge des uns inwohnenden Guten, ist auch eine besondere Erscheinung des Nützlichen [98]). Ist die Sele in Ruhe, so zeigt sich das Gute als innerer Friede in Gleichmuth, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer [99]). Ist endlich die Sele bewegt, so wird sie von Vergnügen durchdrungen in Freudigkeit, Heiterkeit, Muth und Willigkeit [1]). Betrachten wir endlich die Güter in Beziehung auf einander und zu den gleichgiltigen Dingen, so bemerken wir, daß die Güter theils in sich Zweck sind, wie alle bisher genanten, theils jene hervorbringen, wie die Tugenden in uns und andern, wie die Tugendhaften selbst, besonders die Freunde. Hieher gehört der Unterschied zwischen den einfachen, wie die genanten, und den zusammengesetzten Gütern, wie ein gutes Leben, ein gutes Alter und dergl. Betrachten wir ferner die bestimte Relation auf Freiheit und Nothwendigkeit, so ist jene als in der Sele vorhanden, selbst ein Gut, beruhend auf der Wahrheit; dieselbe entzieht die Sele allen Beleidigungen und waffnet sie mit der Vorsicht gegen die Nothwendigkeit, lehrend, das Künftige vorherzusehen und ihm auf die rechte Weise zu begegnen. So können auch innerliche und äußerliche Güter unterschieden werden, doch sind diese es nur, insofern sie innere hervorbringen. Die Güter als solche sind ganz gleich; nach ihrer Beziehung sind die ersten, welche sich auf das Naturgemäße beziehen, die zweiten, die sich am Naturwidrigen offenbaren, die dritten, die auf das ganz Gleichgiltige gehen [2]). — Auf dieselbe Weise lassen sich die Übel behandeln, die ich der Kürze wegen übergehe. —

Die Vollendung der Sittlichkeit als eigenthümliche Qualität der menschlichen Sele ist die Tugend (*ἀρετή*), eine innere, lebendige Kraft der Sele, die sich selbst erzeugt und gewisse, ihr eigene Begriffe umfaßt, unfehlbar im Erstreben und Vollbringen dessen, was ihr zukomt. Als Qualität läßt sich die Tugend doppelt betrachten, sie ist als innere Kraft der Sele eine Kunst (*τέχνη*), als Vollkommenheit aber eine Wissenschaft (*ἐπιστήμη*). Die der Tugend eigenthümliche Kunst gründet sich auf die Naturanlage des Geistes, die der Tugend vorhergeht, und kann angespant und nachgelassen werden, ist aber untrenbar von der Wissenschaft, welche ein System künstlerischer Begriffe ausmacht, die in sich Sicherheit haben; die Wissenschaft ist daher stets auf der Spitze und kann weder zu, noch abnehmen [3]). Die Tugend muß als Qualität, obgleich immer Wissenschaft und Kunst zugleich, doch in sich gewisse Unterschiede haben, deren, wie überall, vier Hauptformen sind: sittliche Klugheit (*φρόνησις*), Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*), sittliche Stärke (*ἀνδρεία*) und Mäßigung (*σωφροσύνη*). Die Klugheit ist die Wissenschaft vom Guten, Bösen und Gleichgiltigen oder von dem, was zu thun, nicht zu thun und gleichgiltig ist. Als untergeordnete Tugenden gehören hieher: Planmäßigkeit, Scharfsinn, Genauigkeit, Sicherheit und Gewandheit des Erkennens. Die Gerechtigkeit ist die Wissenschaft von dem, was andern zu geben und nicht zu geben ist, oder jedem nach seinem Verdienst zu geben; diese ist der Grundstein aller Tugend, findet nur zwischen Menschen statt, nicht gegen Thiere, die nach ihren verschiedenen Klassen unter sich verschiedene Gesetze

95) Plut. Stoic. repugn. 13. Diog. 99. 100. Galen. Pl. et Hipp. decr. ed. Bas. I, p. 290. Sen. Ep. 66. 106. 118. 97) Diese hier behauptete Steigerung in den Arten des Nützlichen findet sich nirgends ausdrücklich angeführt, läßt sich aber dem Sinne nach herstellen aus Cic. De Off. II. in Verbindung mit Sen. Ep. 102. die griechischen Ausdrücke mögen gewesen seyn: *εὐαποδοχία*, Stob. p. 204. conscientia boni, *εὔνοια* benevolentia, *εὐδοξία* gloria, *εὐεργεσία* beneficentia. 97) Stob. II, 7. 122. 98) Stob. II, 130. 99) Stob. 126. 1) Stob. ibid. Diog. 100.

2) Stob. II, 7. p. 126—130. Sen. Ep. 6. 66. 102. 106. const. c. 19. de otio sap. Diog. 95. etc. 3) Plut. vita Mor. p. 447. Galen. Pl. et Hipp. decr. ed. Bas. I, p. 291. Simpl. ad Arist. Cat. 62. 70 u. 73. Stob. II, 7. p. 124 etc.

haben. Zunächst muß jeder gegen sich selbst Gerechtigkeit üben, dann gegen andere, jede Ungerechtigkeit aber gegen andere ist es zugleich gegen uns selbst, da wir unserer Sele dadurch Schaden zufügen. Gerechtigkeit ist nur möglich, wenn der Natur gemäß zu leben höchster Zweck ist, geht aber zu Grunde, wenn Vergnügen für das höchste Gut, ja selbst, wenn auch nur ein Gleichgiltiges für ein Gut gehalten wird. Die der Gerechtigkeit untergeordneten Tugenden sind: Frömmigkeit, Liebe, Gleichsetzung und Umgänglichkeit. Die **Stärke** ist die Wissenschaft von dem, was zu fürchten und nicht zu fürchten ist, oder des Furchtbaren nicht Furchtbaren und Gleichgiltigen, da sie sich zunächst auf die Gesinnung bezieht, findet sie besonders im nächsten Abschnit ihre Anwendung; ihr untergeordnet sind: Ausdauer, Muth, Selengröße, Gleichmuth und Arbeitsliebe. Die **Mäßigung** endlich ist die Wissenschaft von dem, was zu erstreben und zu fliehen ist, hat es also mit den Trieben und Begierden zu thun und findet besonders in der Pflichterfüllung ihre Anwendung; zu ihr gehören Ordnungsliebe, Anstand, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung [4]. Der Zweck aller dieser Tugenden ist der Natur gemäß zu leben, welchen zu erreichen, jede dieser Tugenden beiträgt. Denn von der Natur erhalten sie Anlaß, die Pflichten zu finden, wann und wo zu handeln sey, jedem das Seinige zu bestimmen, was und wie viel ihm zukomt, in jeder Lage Ausdauer zu beweisen, wie gut oder übel wir uns auch befinden, wie wenig oder viel wir besitzen, bei jeder Bewegung der Sele endlich ein Gleichgewicht zu beachten. Bei Auffindung der Pflichten müssen wir besonders unsern Beruf beachten und unsere Geschicklichkeiten, im Allgemeinen alle Bildungsmittel (ἐπιτηδεύματα, αἱ ἐγκύκλιοι τέχναι); bei Bestimmung des jedem Zugehörigen ist besonders Verwaltung des Eigenthums zu beachten; zur Ausdauer gehören unter andern Kraft (ῥώμη) und Selengröße (μεγαλοψυχία); die vollständige Steigerung des Begriffs ist nur vom Gleichgewicht der Sele (εὐτάξια) zu erhalten, dazu gehören 1) Gesundheit, die Harmonie in den Kenntnissen, Ansichten und Urtheilen der Sele; 2) Gewandheit (ἀρτιότης), Schnelligkeit in den Urtheilen und Handlungen mit Festigkeit verbunden; 3) Nachdruck (ἰσχύς), eine gewisse Anspannung der Selenkräfte im Handeln und Denken; 4) Schönheit der Sele endlich, die Harmonie in der Vernunft unter den Selenkräften und mit dem Ganzen. Obgleich so bei jeder naturgemäßen Handlung besonders eine Tugend in verschiedenen Abstufungen thätig ist, so sind doch alle anderen zugleich mitthätig, indem alle wieder in einander greifen [5]. Alle Tugenden sind ferner untrenbar schon wegen ihres gemeinsamen Substrats, das die Sele selbst ist, der sie dem Wesen nach als vernünftige lebendige Wesen gleichartig sind. So haben die Tugenden zunächst eine Beziehung auf die Sele, dann aber auch auf die Außenwelt. Werden die vier Haupttugenden in ihrer Relation betrachtet, so entstehen aus der Klugheit, Verstand (νοῦς) und Einsicht (φρένις), aus der Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Barmherzigkeit (μεταδοτική und ἐπιδοτική), aus der Stärke, Unerschütterlichkeit (ἀταραξία) und Furchtlosigkeit (ἀφοβία), aus der Mäßigung, Schmerzlosigkeit (ἀλυπία) und Ordentlichkeit (εὐταξία), eben dahin gehören auch noch Milde (πρᾳότης) und Ruhe (ἡσυχιότης). Ganz besonders gehört hieher die Freundschaft, insofern wir sie andern erzeigen, vermöge deren die Güter gemeinschaftlich sind. Da kein Mittleres zwischen Tugend und Laster, so müssen wir uns alle mit einem Mal aneignen und lernen, daß aber die Tugend lernbar sey, zeigt die Besserung der Bösen. Wer im Besitz der Tugend ist, kann sie nicht so verlieren, daß er ins Laster zurücksinke, wol aber durch Wahnsinn; denn auf die Vernunft gegründet, muß sie mit der Vernunft verloren gehen [6].

Aus der Tugend geht eine ihr entsprechende **Gesinnung**, Handlungsweise, hervor; denn die lebendige Sele muß wirksam seyn und Entschlüsse fassen, die im Weisen nicht anders als tugendhaft d. h. dem Gesetz der menschlichen Natur gemäß seyn können. Jede Natur hat ihre Eigenthümlichkeit, ihr Gesetz, ein anderes die Pflanze, ein anderes das Thier. Der Mensch muß also in der Gesinnung, welche seiner Vollkommenheit d. h. der Tugend angemessen ist, seine Befriedigung finden, das ist das **Glück** (εὐδαιμονία), insofern wir uns einen passiven Zustand der Sele dabei denken; die Gesinnung aber als activ gedacht, insofern sie aus freier Entschließung dem Naturgesetz folgt, ist die **Übereinstimmung mit dem Naturgesetz** (ὁμολογία). Wie das Gesetz in sich consequent, so auch die Befolgung desselben und vollkommen der Tugend entsprechend, daher diese hier nicht für das Glück, das gleich zu achten der Seligkeit Jupiters, nur durch die Vergänglichkeit von derselben unterschieden, wodurch aber das Glück nicht geringer wird, denn der Weise ist so mit Allem zufrieden, bedarf so wenig eines Äußeren oder irgend eines Dinges, welches er sich nicht selbst geben kann, daß er nicht einmal Verlängerung dieses Zustandes wünscht [7]. **Glück und Naturgemäßheit**, in ihrer Einheit das **höchste Gut, Zweck des Guten** (τέλος), sind also nicht das die Tugend begleitende Vergnügen, sondern das Gute in seiner Lebendigkeit, die Tugend in ihrer Kraftäußerung, sie vereinigen in sich Freude, Heiterkeit, Muth und Willigkeit, Gesundheit, Gewandtheit, Kraft und Schönheit der Sele, sich gleich, ob uns Naturgemäßes oder Naturwidriges widerfährt, in jenem Unerschütterlichkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit und Sieg bringend, in diesem Frohsinn, Wohlbefinden, Selenruhe und Freiheit. Diese Gesinnung in ihren einzelnen Erscheinungen gibt die vollkommenen Pflichten (τέλεια καθήκοντα), welche von dem allherrschenden Naturgesetz befohlen werden, die sich unterscheiden nach ihren Quel-

4) Stob. II, 7. p. 102 — 108. Diog. 90 — 93. 5) Stob. II, 7. 103 — 114. Cic. Tusc. IV, c. 13.

6) Stob. Ecl. II, 7. p. 124 132. 188. 240. Arrian. Diss. II, 1. Diog. 90 — 93. 7) Stob. II, 7. p. 1 2. Diog. 87. Cic. Fin. III. Senec De vita beata. Plut. Vir moral. p. 450.

›en Tugenden und entweder kluge (φρονιμήματα) gerechte (δικαιώματα) oder starke (ἀνδρειήματα) näßige Gesinnungen; vielleicht auch nach den Gü- n anerkennende, wohlwollende, rühmende, wohl- de getheilt werden können. Selbst alle an sich ültigen Handlungen nehmen den Charakter einer Gesinnungen an und werden vollkommene Pflich- . B. klug fragen, antworten, reden u. s. w., und die einzelnen willkürlichen Veränderungen des Kör- wie Mienen und Geberden [8]). Die guten Ge- ungen (κατορθώματα), als die der gesunden Ver- gemäßen Regungen des Geistes, sind in sich voll- en und eben deshalb einander gleich, ihre Voll- enheit besteht aber in der Vereinigung aller mög- Weisen des Geistes thätig zu seyn, deren Ein- ben Glück und Erfüllung des Gesetzes ist. In ih- igt sich daher Beobachtung der Ordnung (εὐτάκ- , Wahl des gehörigen Orts [9]) und Ergreifung elegenheit (εὐκαίρημα), Benutzung der richtigen ur Handlung; die richtige Haltung des Geistes μόνημα), gehöriges Maß des Eifers [10]); Geschick- t (εὐεπιτήδευμα), daß die Handlung den Eigenschaf- nd Fertigkeiten unsers Geistes angemessen sey [11]); seligkeit (εὐδαιμόνημα), daß die Sele darin ihre digung finde [12]); glücklicher Erfolg (εὐτύχημα), daß eck der Handlung erreicht wird; Wohlwollen (εὐνόη- aß unser gute Wille anerkant werde und Übung der htigkeit (δικαιοπράγημα), daß jeder dadurch im Be- nes Eigenthums erhalten werde. Die dieser guten nung entgegenstehende böse ist die Sünde (ἁμάρτη- von der alles Entgegengesetzte gilt [13]). Da das und das naturgemäße Leben nur in der Thätigkeit eistes bestehen, so hat nur die Freiheit unmittelbar ß auf dieselben; die Naturnothwendigkeit nur mit- d. h. nur insofern sie überwunden wird. Denn ücklichen Lebens stiller Strom besteht im Besitz aller n Güter, welche zu erwählen (αἱρετέον), zu erstre- ρεκτέον), zu wollen (βουλητέον) und zu empfangen εκτέον) sind. Dieser Besitz ist aber nur eine Acci- des Guten (κατηγόρημα), aber muß deshalb stets erhalten und bewahrt werden (ὑπομενετέον καὶ τέον). So komt es für das Glück zunächst nur auf nterschied des Guten und Bösen (διαφέρον) an, al- brige ist unmittelbar gleichgiltig (ἀδιάφορον) d. h. s Glück, aber nicht für den Trieb (ὁρμή), für den e gleichgiltigen Dinge naturgemäße (κατὰ φύσιν), ugte (προηγμένα) oder naturwidrige, zurückgesetzte φύσιν, ἀποπροηγμένα); unter dem Bevorzugten m höchsten, was sich auf die Sele bezieht, das Kör- e wieder höher als das Äußere, zu dem ersten ge- eben, zum zweiten Gesundheit, zum dritten Reich- ; mit dem Naturwidrigen ist es ebenso, die letzteren mmer nur der frühern wegen zu nehmen (ληπτά), die ersten nur ihrer selbst wegen. Ebenso sind nur die guten Gesinnungen an sich zu erwählen, die Freundschaft, weil sie jene bewirkt, die Weisheit zugleich an sich und als jene bewirkend. Die Beziehung der gleichgiltigen Dinge auf das Glück geschieht durch die richtige Schäzzung (ἀξία), die subjectiv nur dem Guten, objectiv als Werth theils den Dingen, theils ihrer gegenseitigen Vergleichung zukomt [14]).

Zwar ist die vollkommene Pflicht, insofern sie auf das Glück geht, an sich nicht auf die gleichgiltigen Dinge bezogen, das muß aber geschehen in der Betrachtung des sittlichen Triebes, der auf das Naturgemäße und Naturwidrige geht; durch diese Verbindung entsteht die mittlere oder eigentliche Pflicht, jede Handlung, von der man Rechenschaft geben kann. Pflichtmäßig (καθῆκον) ist, was die Vernunft zu thun erwählt, pflichtwidrig (παρὰ τὸ καθῆκον) was sie nicht erwählt. Die erste Bedingung des Handelns ist das Leben, daher die Selbsterhaltung die erste Pflicht, doch nur, so lange mehr Naturgemäßes als Naturwidriges uns zu Theil werden kann; im entgegengesetzten Fall ist es Pflicht, freiwillig das Leben aufzugeben. Um uns nun in Besitz des Naturgemäßen zu setzen und durch dasselbe nützen zu können, müssen wir 1) anerkennen, daß uns nur durch andere Menschen wahrhaft genützt werden kann und die äußeren Dinge nur insofern Werth haben, als auch wir selbst durch sie nützen können; 2) daß zu dieser äußeren Thätigkeit ein gegenseitiges Wohlwollen erfodert wird; 3) öffentliche Anerkennung des Werthes, ohne welche kein gegenseitiges Vertrauen statt findet; 4) endlich thätiger Austausch der äußern Güter; alle diese Pflichten bestimmen sich im Einzelnen nach den Umständen, und die Nützlichkeit ist das Entscheidungsprincip; alle diese Pflichten lassen sich nicht üben ohne den Besitz der Tugend [15]). Die Natur hat uns nicht blos die Pflicht der Selbsterhaltung auferlegt, sondern durch Ertheilung der Zeugungswerkzeuge auch die Fortpflanzung des Geschlechts empfohlen, daraus folgt die Stiftung der Familie, Verkettung der Familien und Liebe zu andern. Um nun so das wahre Wohl unserer Nebenmenschen zu fördern, d. i. die Sittlichkeit, müssen wir 1) erforschen, was in jedem einzelnen Fall das Wahre und Gute ist, doch müssen wir uns nicht so von der Wißbegierde hinreißen lassen, daß wir die That vergessen. Die Forschung führt selbst zur Lehre. Die Weisheit stellt uns über die andern und gebietet 2) die Herrschaft d. h. als allgemeine Pflicht, die Sorge für Erhaltung und Verbesserung der menschlichen Gesellschaft durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit. Dieses muß 3) mit Stärke geschehen, daß wir durch Selengröße alles wahre Gute zu erstreben suchen, so weit es in unserer Macht ist, alles Kleinliche und Äußere verachten. In allen Handlungen aber müssen wir uns 4) nicht übers rechte Maß hinreißen lassen, daß sich Ordnung und Schönheit in unsern Handlungen offenbaren. So gehen die Pflichten aus dem

Stob. p. 184. 192. 194. Cic. Fin. III, 18. Senec. Fe- 9—15. 9) Cic. Off. I, 40. Fin. III, 14. 10) Stob. . 11) Stob. p. 128. 12) p. 144. 13) Stob. , p. : ^ 193. Cic. Off. I, 7. Plut. Stoic. rep. c. 9. 12.

14) Stob. p. 142—156. 194. Diog. 104—106. Cic. Fin. III, 15 etc. Plut. Stoic. repugn. c. 20. 15) Diog. 108—110. Cic. Fin. III, 17. 18. Off. II. Stob. p. 158. Plut. Com. not. c. 23.

Sittlichen hervor, das als zweites Princip nicht mit dem Nützlichen in Widerspruch kommen kann, da beide Eins sind im Guten; scheint es, daß sie sich widersprechen, so ist das Sittliche der sichere Leitstern [16]). Dem Ganzen zu nützen ist unser Zweck, das geschieht durch Lehre und Thätigkeit, die Lehre findet ihre größte Anwendung in der Erziehung der Jugend, hier muß man den Zweck, die Weisheit, nie aus den Augen verlieren, man muß dafür sorgen, daß die Kinder nur Gutes sehen, haben sie Böses angenommen, so muß es selbst mit körperlicher Strenge verbant werden. Wäre es möglich, so müßten nur die Weisen erziehen, in der Wahl selbst der Ammen ist große Vorsicht nöthig, daß sie Anstand des Körpers, Reinheit der Sprache und Tugend des Geistes haben. Im Handeln sey die allgemeine Stütze das Gesetz, denn die Welt ist ein Stat, dessen Abbild sich in den einzelnen Staten, obwol unvollkommen, wiederfindet, hier waltet das menschliche Recht, in jenem das göttliche. Das göttliche Gesetz erlaubt Gemeinschaft der Weiber, Verheirathung zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, Verzehrung der verlornen Glieder; das Gesetz der einzelnen Staten und die Gewohnheit der Völker verbietet dieses, und als Bürger des besondern States müssen wir dessen Gesetze befolgen, doch nur so lange, als sie nicht gebieten, was die göttlichen verbieten. Wenn das nicht der Fall, wird der Weise, wenn er sich dazu im Stande fühlt, auch an der Verwaltung Theil nehmen, als Richter, Redner, Regent. Gestattet es seine Eigenthümlichkeit oder Lage nicht, so darf er sich zurückziehen und in Muße für die Belehrung und Besserung anderer sorgen. Für den Stat der ganzen Menschheit ist das göttliche Gesetz der König, der befiehlt, was zu thun, verbietet, was zu unterlassen ist. Weil vor diesem Gesetz alle gleich sind, so müssen die Menschen einander so lieb seyn, als sich selbst, ja selbst für die Nachkommen sorgen. Deshalb ist für den einzelnen Stat auch eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie die beste Verfassung [17]). Die Sittlichkeit verkörpert sich im Weisen, dem Ideal der Ethik. Der Weise ist im Besitz aller Güter, des Nützlichen und des Sittlichen, der Wissenschaften und der Künste, seine Gesinnung ist seiner Vernunft gemäß, er ist glücklich und dem göttlichen Gesetz gehorsam, bedient sich des Naturgemäßen zur Erfüllung seiner Pflichten, er bleibt seiner Weisheit treu in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, nimt Theil an geselligen Freuden, gibt sich der Liebe hin, heirathet, zeugt und erzieht seine Kinder, er findet den Weg zur Tugend durch die verwickeltsten Regirungsgeschäfte so gut, als wenn er Privatmann ist, im Reichthum sowol, als wenn er wie ein Kyniker leben muß, obgleich der Kynismus ein kürzerer Weg zur Tugend, er benutzt die angenehmen und unangenehmen Zufälle (εὐχρηστήματα und δυςχρηστήματα), Tugend zu fördern, das Laster zu bekämpfen, er ist überall frei, selbst in Ketten, fühlt sich reich im Mangel, da er sich selbst genug ist, ist der wahre König, da er sich selbst beherrscht; er geht in den Tod, wenn seine Pflicht es fordert, und fristet kümmerlich sein Leben, um in der Tugend zu verharren. Er liebt alle Menschen, ist aber nur Freund des Weisen durch Eintracht und Gleichheit der Gesinnungen. Freundschaft der Weisen ist an sich Zweck, wird nicht des Eigennutzes wegen gesucht, denn es ist ein Austausch der Liebe, der alles gemeinsam ist; in der wahren Freundschaft gibt es keine Grade, sonst nimt die Liebe ab nach den Graden der Sittlichkeit; Fehler und Sünden der Freunde sind bald so, bald so zu bessern, nur Lasterhaftigkeit läßt die Freundschaft abbrechen. Ist dem Weisen der Unterhalt gesichert, so sucht er ein eigenes Hauswesen zu begründen und heirathet. Zwar kann er sich befriedigen mit Brod und Wasser, allein, da Reichthum der Armuth vorzuziehen, darf er danach streben auf drei Hauptwegen, durch das Königthum, durch Freundschaft und durch Unterricht. Kann er nicht selbst König seyn, so darf er in eines Königs Dienste treten, soll auch darum in die Fremde reisen, denn die ganze Welt ist unser Vaterland, er kann den Mächtigern als Gesellschafter und Rathgeber, als Beamter oder als Feldherr dienen. Von seinen Freunden, die mächtiger oder reicher sind, als er, darf er seinen Unterhalt nehmen, denn die Güter der Freunde sind gemeinsam. Endlich auch durch Unterricht der Jugend und Belehrung der Erwachsenen, indem er für Verbreitung der Philosophie Bezahlung nehmen darf. Hat er Vermögen und kann er nicht in öffentliche Verhältnisse eintreten, so kann er sich auch in Muße den Wissenschaften ergeben, die Natur der Dinge und das Wesen des Guten erforschend, Wahrheit durch seine Schriften verbreitend und befestigend in Dankbarkeit und Frömmigkeit gegen die Götter [18]). (*Petersen.*)

CHRYSOLORAS, Manuel oder Emanuel (*Μανουὴλ ὁ Χρυσολωρᾶς*), einer der ersten Gelehrten Griechenlands, die im 15. Jahrhundert die Kentniß und Liebe der griechischen Literatur, deren letzter Schimmer sich in Constantinopel erhalten hatte [1]), nach dem Westen von Europa verpflanzten, und hier das neu erwachte Aufstreben nach einer gesunden wissenschaftlichen Bildung beförderten. Das Jahr seiner Geburt ist unbekant, so wie überhaupt die ganze Chronologie seines Lebens, theils durch Mangel an Nachrichten, theils durch Namenverwechselungen und zufällige Irrthümer anderer Art, dunkel und verwirrt ist [2]). Er gehörte einer der angesehenen

16) Cic. Fin. III, 19. De off. I. Sext. Emp H. III. p. 248. 17) Quinct. Inst. I. Cic. fin. III, 20. legg I. Diog. 131. Stob 190. 201. 228. Plut. Stoic. repugn. c. 21. Marcian De legg. D. I. 2.

18) Cic. Fin. III, §. 68—73. Plut Com. not c. 20. de Stoic. rep. 2. 9. 10. 14. 17. 20. 22. Diog. 117—130. Stob. p. 188—224.

1) Franciscus Philelph. Epist. anni 1451: Graeci, quibus lingua depravata non sit, et quos ipsi tum sequimur, tum imitamur, ita loquuntur vulgo ut Aristophanes comicus, aut Euripides tragicus. — Nam viri aulici veterem sermonis dignitatem atque elegantiam retinebant. Derselbe in einem Briefe an Saxolus Pratensis an. 1441: si me audias, non Peloponnesus tibi, sed Thracia h. e. nova Roma Constantinopolis petenda est. Illic enim et viri eruditi sunt nonnulli, et culti mores et sermo etiam nitidus. In Constantinopel, sagt Gibbon, war eine größere Menge Bücher und mehr Kentniß eingeschlossen, als über die weiten Länder des Westen verbreitet waren. Aber die Griechen standen still oder gingen zurück, die Lateiner schritten mit raschem Eifer vor. 2) Die sicherste Quelle,

Familien Constantinopels an, die ihren Ursprung auf die römischen Edeln zurückführten, welche mit Constantin dem Großen nach dem von ihm gewählten Sitze der Regierung gezogen waren [3]). Kentnisse und Gelehrsamkeit waren in dieser Familie einheimisch [4]), und Manuel, der nach einigen ein Schüler des Gemistus Pletho war, zog die Beschäftigung mit den Wissenschaften einer Hofstelle vor, die sein Oheim Joannes Eudämon Paläologus bekleidete, und auf seinen Neffen hätte übertragen können [5]). Sein vorzüglichstes Studium war Philosophie, worunter man damals auch encyclopädische Kentnisse verstand, wie man denn an Chrysoloras auch seine Kentniß der Natur rühmte [6]); doch entzog er sich deßhalb dem Dienste seines Vaterlandes nicht, wenn es seiner Hilfe bedurfte. Von Bajazet hart bedrängt, sendete ihn der griechische Kaiser an die Fürsten des westlichen Europa, Hilfe an Geld und Truppen zu erbitten, und diese Sendung war, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Er brachte Geld nach Constantinopel zurück [7]), und Frankreich sendete Hilfe auf vier Schiffen unter der Führung des Marschalls Boucicault, welcher den Kaiser veranlaßte, nach dem Occident zu reisen, und die Hilfe, deren er bedurfte, selbst zu betreiben. Nach vollbrachter Sendung, die einen Zeitraum von drei Jahren ausgefüllt zu haben scheint, hatte Chrysoloras von dem Senate von Florenz eine Einladung bekommen, in dieser Stadt eine Schule der griechischen Literatur zu errichten, wonach die frühern Versuche von Barlaam und Leontio Pilato das Verlangen nur gereizt, nicht aber befriedigt hatten; und er folgte diesem Rufe, der ihn für einen jährlichen Gehalt von hundert Florinen zu einem zehnjährigen Dienste verpflichtete [8]). Er nahm seinen Weg über Venedig, ertheilte, nach Einigen, auch hier Unterricht, und kam gegen das Ende des Jahrs 1396, oder im Anfange des folgenden, nach Florenz [9]), wo er seine Schule unter den günstigsten Vorbedeutungen eröffnete. Nach Verlauf von drei Jahren aber veranlaßte ihn die Anwesenheit des griechischen Kaisers in Italien [10]), vielleicht auch Verdruß von einem seiner frühern Beförderer und Freunde [11]), der sich in einen Feind umgewandelt hatte, Florenz zu verlassen. Er kam mit dem Kaiser in Mailand zusammen; erwarb sich hier die Achtung des Herzogs Johann Galeazzo, und wurde von diesem veranlaßt, eine Lehrerstelle an der neuerrichteten Schule in Pavia anzunehmen. Auch in Mailand soll er Unterricht gegeben haben [12]). Nach dem Tode des Herzogs (1402) wich Chrysoloras den Unruhen, die in der Lombardei entstanden waren, nach Venedig aus; und verweilte hier noch, als Geschäftsträger des griechischen Kaisers, wie es scheint, als er durch Vermittelung eines seiner Schüler, Leonardo Aretino, damals Secretär des Papstes Gregor XII., nach Rom eingeladen wurde [13]). Anfänglich zwar nahmen die Römer an dem ungewöhnlichen Costüm des Mannes Anstoß, der wahrscheinlich, wie andere Griechen jener Zeit, der alten philosophischen Tracht treu blieb, und mit halbgeschorenem Kopfe und langem Haare einherging [14]). Doch siegte das Verdienst über das Vorurtheil. Er eröffnete auch hier eine Schule [15]); aber nicht lange nachher, wahrscheinlich im Jahre 1409, wurde er von dem Papste (Alexander V.?) mit einem Briefe an den Patriarchen von Constantinopel geschickt, um die große Sache der Kirchenvereinigung zu

---

die aber des Historischen nur allzu wenig enthält, ist die zu Venedig gehaltene Leichenrede des Andreas Julianus, und einige Briefe eines der eifrigsten Schüler Manuels, Guarinus von Verona, welcher den Versatz, ein umständliches Leben seines Lehrers zu schreiben, nicht ausgeführt zu haben scheint. Mit Benutzung dieser und anderer, zum Theil handschriftlicher Quellen hat sich um die Aufklärung der Lebensumstände Chrysoloras vorzüglich Humphry Hody (Hodius) verdient gemacht, in seinem von Samuel Jebb herausgegebenen Werke: De Graecis illustribus, linguae graecae literarumque humaniorum instauratoribus libri duo. Londini 1742, so wie auch Christ. Frid. Boerner De doctis hominibus graecis. Lipsiae 1750, wo Hody benutzt ist. Von dem leztern hat Tiraboschi Storia della Letteratura Italiana (Firenze 1807). Tomo VI. Parte II. Gebrauch gemacht. Vergl. Fabricii Bibl. graeca. Tom. XI. p. 409 s. ed. Harles.

3) So besagt die Grabschrift in Costnitz, und das Epitaphium von Aeneas Sylvius: Roma meos genuit majores, me bona tellus Byzantina tulit. Fast Alle, die ihn erwähnen, sprechen auch von seiner edeln Abkunft. Am besten sagt Jo. Phil. Bergomas: vir nobilis, sed omni doctrina et virtute nobilior. Volaterranus nent ihn mit Unrecht einen Athenienser. 4) Guarinus in einem Briefe an Joannes Chrysoloras bei Hody (S. 52): At is ex nobilissima ac honestissima Chrysolorarum familia ut sidus aliquod enituit, quae cum egregiis ac prudentibus viris affluat, tum vero id praecipue habuit insigne, ut neminem ferme, nisi optimis studiis et liberalibus institutum artibus procreet. 5) So sagt Nicolaus Comnenus Papadopoli in Histor. Gymn Patavini. Tom. II. c. IV. p. 162. 6) Orat. funebris: Sed ut haec nobis et toti orbi nota praeteream, nonne inter naturalis historiae ac philosophiae principes Manuel annumerandus est? 7) Oratio funebris: Quanta fide, quanta integritate pecuniam ex Europa exactam, quam totam paene lustravit, quum ex Byzantii obsidione legatus ad ipsius principes missus est, imperatori suo designavit. Papadopoli (Histor. Gymn. Patav.) will wissen, daß er vor dem Antritte seiner Gesandschaftsreise zu Padua Unterricht im Latein genommen habe. So viel ist aus andern Zeugnissen gewiß, daß er der lat. Sprache vollkommen mächtig war.

8) Domen. Giorgi Vita di Manuello p. 150. 9) Einige haben diese Zeit bis zum Jahr 1399 hinauf-, andere bis zu 1392 herabgerückt; noch andere meinten, es lasse sich nur so viel bestimmen, daß er seinen Unterricht zwischen den Jahren 1390 und 1400 angefangen habe. Das im Texte angegebene Jahr hält Tiraboschi für das wahrscheinlichste (Storia della Letteratura Italiana. Tomo VI. Parte II. Libr. 3. p. 781. ediz. 1807). Vergl. Furiettus Praef. ad Opera Barziziorum p. 15. (S. weiter unten bei den Schriften des M. Chrysoloras). 10) Manuel Paläologus kam im J. 1400 nach dem Occident; und nachdem er den Herzog von Mailand begrüßt, von da Paris und London besucht hatte, kehrte er nach drei Jahren in sein Reich zurück, dessen Untergang indeß durch die Schlacht bei Angora um 50 Jahre hinausgeschoben war. 11) Niccolò Niccoli, nach einer von Leonardo Bruni stammenden Nachricht. S. Mehus Vita Jacobi Angioli. p. 32. Vergl. Tiraboschi a. a. O. p. 781 f. 12) Joh Anton. Sasso de studiis Mediolan. c. VIII. p. 104. 13) Ehe er nach Rom ging, scheint er im Auftrag des Kaisers einige Reisen gemacht zu haben. Im Jahr 1408 soll er in Paris gewesen seyn; wogegen Tiraboschi p. 783 Einwendungen macht, die doch schwerlich hinlänglich fest stehen möchten. S. Boerner de doct. hom. gr. p. 12. not. ****. 14) Selbst sein Schüler und Freund, Leonardo Aretino, schreibt in einem seiner Briefe: Vestes nequaquam gravi homine dignas attulit. Quare populus concursat, curia ridet, ego digito compesco labellum, et quo me vertam nescio; vereor enim, ut nunc mores sunt, ne ut olim Chaldaei ex urbe Roma, ita nunc Graeci ob has ineptias e curia pellantur. Vergl. Hodius p. 31. 15) Bartholom Facius de Viris illustr. p. 8.

betreiben [16]. Er selbst war ganz für die lateinische Kirche gewonnen worden. Von seinem Leben nach der Rückkehr von Constantinopel bis zum Jahre 1413 ist nichts bekant. In diesem Jahre ging er als Begleiter zweier Cardinäle nach Teutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Conciliums Rücksprache zu nehmen [17]; und da Costnitz hiezu bestimt war, begleitete er den Papst Johann XXIII. nach dieser Stadt [18]. Die Hoffnungen, die sich der römische Hof von seinem Einflusse auf das Concilium in Beziehung auf die griechische Kirche gemacht hatte [19], wurden durch den Tod vereitelt, indem er kurz nach seiner Ankunft in Costnitz, den 16. April 1415, starb, nicht, wie manche glauben, aus Gram über die Absetzung des Papstes, in dessen Gefolge er war, welche erst einen Monat nach seinem Tode statt fand, sondern, wie es nicht unwahrscheinlich ist, an den Folgen der beschwerlichen Reise. Sein Alter ist unbekant [20]. Er wurde im Dominikaner-Kloster zu Costnitz begraben, und sein Grab durch einen seiner Schüler, Petrus Vergerius [21], mit einer Inschrift geziert [22]. — Von den Verdiensten des Mannes sprechen Alle, die ihn erwähnen, mit Hochachtung. Sie rühmen seine Gelehrsamkeit, seinen Eifer im Unterricht, seine unbefleckte Sittlichkeit; auch von seiner Gestalt und der Anmuth seiner Rede wird mit Lob gesprochen. Aus seiner Schule gingen zahlreiche Schüler hervor [23], die zum Theil auch den Unterricht des Johannes von Ravenna in der lateinischen Literatur genossen hatten, und nun die Kentniß des griechischen und römischen Alterthums schriftlich und mündlich mit dem lebhaftesten Eifer verbreiteten. Von dieser Zeit an vermehrten sich die Freunde der griechischen Literatur in Italien, und was Chrysoloras mit Glück begonnen hatte, wurde nun theils von Griechen, die sich aus dem unterjochten Vaterlande nach dem Occident wendeten, theils von Italienern mit dem größten Erfolge weiter geführt. Doch hat die gerechte Dankbarkeit nie gestattet, daß der Name des ersten Vorgängers in Vergessenheit sänke [24].

Seine Schriften sind nicht zahlreich. Nur folgende sind bekant: I. Erotemata, die Anfangsgründe der griechischen Sprache in Frag und Antwort. Die vier ältesten Ausgaben, die man kennt, sind ohne Ort und Jahr, aber sämtlich vor 1500 gedruckt. S. Ebert bibliograph. Lexic. S. 324. No. 4174 ff. Die erste mit einer Jahrszahl ist Venet. per Peregrin. Bonnoniensem 1484. 4. gr. lat. Vincentiae. per Magistrum Leonard. de Basilea. 1490. 4., und dann wiederum Ebendas. 1491. 4. unter dem Titel: Chrysolorae grammatica gr. Paris. ap. Gourmont. 1507. 4. Argentorati 1516. 4. Öfters in Verbindung mit andern griechischen Grammatikern. Zuerst Venetiis in aed. Aldi. 1512. 8. und wiederum mit einigen Vermehrungen Florentiae. ap. Phil. Junta. 1514. 8. und 1516. 8. Alle diese Ausgaben sind bibliographische Seltenheiten. Eine Ausgabe Ferrariae 1509 enthält von Ponticus Virunius ein Leben des Chrysoloras, das voll von Irrthümern ist. Übrigens enthalten diese Erotemata nichts als die Elementar-Grammatik, und blos den etymologischen Theil in einer Kürze, die unserm Zeitalter ärmlich erscheinen müßte. Reuchlin, Erasmus und andere Gelehrten der frühern Zeit legten sie bei ihrem Unterrichte zum Grunde. II. Epistola ad Joannem Imperatorem de comparatione veteris et novae Romae. von Lambecius als Anhang zu Georg. Codinus de Origine CPolios in den Scriptoribus Historiae Byzantinae edirt [25]. Es erhellt aus diesem Briefe, in welchem sich Chrysoloras auf die an den Kaiser gesendeten Geschäftsbriefe bezieht, daß diejenigen irren, welche die Sendung dieses Gelehrten in das Jahr 1393 setzen, da der Kaiser Johannes Paläologus schon 1391 starb; ferner, daß dieser Brief während seiner ersten Anwesenheit in Rom geschrieben ist, wo der Eindruck, den der Anblick der ewigen Stadt auf ihn machte, noch neu war; endlich, daß er (nach p. 113 C.) zwei Jahre vor Abfassung desselben, zu London gewesen; welches Alles mit der von Hody angenommenen Chronologie besser als mit der von Tiraboschi zusammenstimt. III. Briefe an Johannes und Demetrius

16) Demetr. Sguropulo Hist. concil. Florent. Sect. II. c. 7. p. 5. 17) Raynald Annal. eccl. ad ann. 1413. n. 22. 18) Hody p. 15 sagt: er sey von dem griechischen Kaiser zu dem Concilio geschickt worden, was Börner S. 14 bestreitet. Andreas Julianus sagt ausdrücklich: cum summus pontifex ire Constantiam statuisset, nonnullosque summae auctoritatis viros et sapientiae, et erga nostram hanc religionem insigni quadam pietate affectos sibi delegisset, Manuelem inter primos habere statuit etc. 19) Orat. funebr. Quae cum, ut cogitarat, perfecta fuissent, inveteratos Graecorum errores ad Romanam religionem sua opera ac diligentia deduxisset. 20) Daß er noch rüstig gewesen, laßt sich aus der Leichenrede abnehmen: Ea enim aetate nobis ereptus est, qua bonis artibus, optimis disciplinis et graecis et nostris haud parum prodesse poterat: nam ut primum ab iis se curis, quas toto animo conceperat, solvisset, omnem ad scribendi studium operam atque otium contulisset. 21) Tiraboschi schreibt sie dem Guarinus zu, was durch einen Brief dieses Gelehrten an Jacob. de Fabris bei Hody S. 58 f. nicht bestätigt wird. 22) Diese Inschrift findet sich unter andern bei Hody S. 23 und wiederum mit Abweichungen S. 59. Die Varianten s. bei Börner S. 14 f. 23) Von dem Eifer, mit dem sich Viele dem Studium der griech. Sprache unter Chrysoloras Anleitung ergaben, gibt Leonardus Aretinus im Commentario rerum suo tempore in Italia gestarum ein anziehendes Bild, welcher auch mehre seiner Mitschüler namhaft macht. Die ausgezeichnetsten nent Börner S. 11, mit dem Tiraboschi S. 785 f. zu vergleichen ist, welcher hauptsächlich die Verdienste von Palla Strozzi, der aus Eifer für die gute Sache, da es an griechischen Autoren in Italien fehlte, auf seine Kosten Bücher aus Griechenland und Constantinopel kommen ließ; von Ambrogio Camaldolese, und Leonardo Giustiniani ins Licht stellt.

24) Unter den Wohlthaten, die sich unter mannigfaltigem Unglück der Zeit bemerklich gemacht, nent Platina (Vitae Pontificum) in dem Leben Bonifacius IX. die Ankunft des Chrysoloras. In tantis malis, quibus provincia nostra afflictabatur, unum tamen bonum in Italiam advectum est. Ad nos enim Chrysoloras Byzantius Graecas litteras attulit, quae annis jam quingentis in Italia conticuerant. Hinc graecae latinaeque linguae scholae exortae sunt, Guarino, Philelpho, Ambrosio monacho, Leonardo Aretino Caroloque ac plerisque aliis tamquam ex equo Trojano prodeuntibus. 25) Abschriften dieses Briefes finden sich in mehren Bibliotheken. S. Fabric. Bibl. gr. Tom. VII. p. 803. ed. Harl. Tom. XI. p. 410. 26) In der Handschrift der St. Marcus-Bibliothek befand sich vordem eine Anmerkung, in welcher es vom Chrysoloras hieß: natione quidem graecus et CPolitanus patria, fide vero catholicus, et magnae probitatis et sanctitatis vir. S. Jac. Morelli Bibl. gr. et lat. Nr. XXXVIII. p. 51.

Chrysoloras, von Lambecius edirt; andere an Guarinus, herausgegeben von Rohmini in dem Leben von Guarinus. Brescia 1806. IV. Griechische Übersetzung der lateinischen Liturgie des Gregorius M. nebst einer Zuschrift an einen gewissen Maximus. S. Leo Allati de Georg. p. 362. V. Capita, quibus probatur Spiritum S. etiam a filio procedere ganz im Sinne der römisch-katholischen Kirche gegen die Lehre der griechischen geschrieben. S. Jac. Morell. Bibl. gr. et lat. p. 89. VI. Einige Reden, in obitum fratris sui. De Trinitate. De Pace. VII. Lateinische Übersetzung von einem Theile der Geographie des Ptolemäus. S. Hody p. 62. (*F. Jacobs.*)

CHRYSOLORAS, Johannes. Der Neffe des Vorigen, nicht, wie Einige [1]) geglaubt haben, sein Sohn. Er war der Lehrer des Franciscus Philelphus und Guarinus, die, um Griechisch zu lernen, nach Constantinopel gereist waren [2]); denn daß Johannes seinen Oheim nach Italien begleitet, und hier ebenfalls Unterricht gegeben habe, ist nicht erwiesen. Während der ersten Reise Manuels Chrysoloras war er in Constantinopel, wie aus dem Briefe erhellt, der um jene Zeit geschrieben, zugleich mit der Vergleichung des alten und neuen Roms von Lambecius an das Licht gestellt worden ist; und auch zu der Zeit des Todes von Manuel. Er war mit einer Pisanerin aus der vornehmen Familie Auria vermählt, und verheirathete seine Tochter Theodora an seinen Schüler Philelphus. Die Lobsprüche, die ihm seine Schüler und andre ertheilen [3]), zeigen, daß er mit seinem Oheim an Tugend und Verdienst wetteiferte. Schriften von ihm sind nicht bekant. Er ist zwischen den Jahren 1425 und 1427 gestorben. (*F. Jacobs.*)

CHRYSOLORAS, Demetrius, aus Thessalonice, wie es scheint, lebte unter dem Kaiser Manuel Paläologus, und wird als Philosoph und Astronom gerühmt. Die von ihm in Catalogen erwähnten Schriften betreffen die theologischen Materien, über die damals zwischen der lateinischen und griechischen Kirche lebhaft gestritten wurde; daher auch sein Name in der Geschichte des florentinischen Concilii bisweilen genant wird. Ihm scheint dasjenige anzugehören, was Canisius Antiqq. Lectt. Tom. VI. unter dem Namen des Demetrius Thessalonicensis an das Licht gestellt hat †). (*F. Jacobs.*)

CHRYSOPTERA. Latreille *) trent aus der Familie der Nachtschmetterlinge, Zunft der Eulen (Noctuaelites) und Unterabtheilung der Eulen mit zwölfbeinigen Raupen, diejenigen, die sich durch sehr große vorstehende Taster auszeichnete, und belegt sie mit obigem Gattungsnamen. Es gehören dahin Plusia Concha *Treitschke*, deaurata, moneta und Jota. (*Germar.*)

CHRYSOSTOMUS, Johannes, nimt unter den ausgezeichnetsten Kirchenlehrern, welche das Christenthum hervorgebracht hat, eine der ersten Stellen ein. Nie ist es von Unbefangenen geleugnet worden, daß sein Leben ein wahrhaft heiliges gewesen, und ein echtes Muster christlicher Frömmigkeit; daß seine Lehre rein, in der heiligen Schrift einzig gegründet, und in der vollkommensten Harmonie mit seinem Leben geblieben sey; daß er wahrhaft vertraut mit allen menschlichen Interessen und allen Bedürfnissen unserer Natur nicht auf seine Zeitgenossen allein, sondern auf alle folgende Jahrhunderte bis auf unsere Tage herab wahrhaft segensreich eingewirkt habe; daß er durch die Schönheit und den Glanz seiner Rede viele seiner Zeitgenossen weit übertroffen, keinem aber, auch dem Trefflichsten nicht, nachgestanden: kurz es ist nie in Abrede gestellt worden, daß unter den christlichen Heiligen und Helden keiner mit mehr Recht auf diesen Namen Anspruch machen darf, als er [1]). Wenn es unter uns gewöhnlich geworden ist, uns mehr seines Beinamens Chrysostomus [2]), als seines Taufnamens Johannes zu seiner Bezeichnung zu bedienen: so ist freilich ein natürlicher Grund dazu in der Menge derer, die jenen Namen mit ihm gemein haben, vorhanden. Will man aber lieber ihn mit **dem** Namen benennen, welcher das Eigenthümliche in ihm, und seinen wahren Werth ankündigt: so müssen wir den Namen Johannes wählen. Denn an reiner Liebe zu Christus und christlicher Lehre, an Innigkeit des Gemüths, an Kraft und Wirksamkeit seiner Predigt, an Heiligkeit seines Lebens, und in tausend andern Beziehungen ist er ein wahrer Johannes, ein Nachfolger des Jüngers Jesu geworden [3]). Wenn dennoch

---

1) Tiraboschi S. 784 behauptet, der Brief von Guarinus (bei Hodius S. 51) an Jo. Chrysoloras, wo er sagt: quum moestissimus e Constantia nuntius de suavissimi *patris* obitu delatus esset beweise hinlänglich, daß Johannes der Sohn von Manuel gewesen. Gegen ein solches Argument hat Hody S. 49[b] (dessen Buch Tiraboschi zwar S. 725 einmal anführt, aber nicht benuzt hat) genügend geantwortet. An einer andern Stelle, wo Guarinus die Verdienste der beiden Chrysoloras rühmt, unterscheidet er sie als avunculus (st. patruus) und nepos. S. Hody S. 64. 2) S. Boerner Praefat. Guarinus schreibt in einem Briefe an Leonard. Justinianus: ut alios taceam meritos bene de me Venetos, Paulus Zane, cujus exhortatione, ductu, liberalitate *Byzantium petens*, ad graecarum me litterarum disciplinam contuli, et sub utroque Chrysolora quantulumcunque operae impendi. 3) Andr. Julian in Orat. funebri: Hic est (Johannes) qui generis tui dignitatem, studia, honores, caeteraque patriciae familiae tuae ornamenta lacerata paeneque extincta non modo clara sobole, sed optimarum artium disciplina, quas ab te olim didicerat, favente deo reficiet und Guarinus: Johannes quoque Chrys. et doctissimus et prudentissimus hac aetate homo, et vere patruo Manuele dignissimus etc.

†) S. Robert Gerius Append. ad Gu. Cave Hist. litt. p. 519. Fabric. Bibl. Gr XI. p. 411 f. ed. Harl.

*) Fam. nat. du regne anim. p. 476.

1) Daher ist es als untadelhaft anzuerkennen, daß A. Neander schon in der Überschrift seines Buches daran erinnert, und ihn **den heiligen** Joh. Chrysostomus genant hat; obwol das Werk zunächst den evangelischen Christen angehört, die diesen Ausdruck anders, als ihre katholischen Brüder verstehen werden. 2) Die Bedeutung des Beinamens Goldmund ist von selbst klar. Man nante ihn außerdem *μελισταγής* den Honigtriefenden (s. Auctor vitae Stephani iunioris in Catelerii monument. IV. p. 410), *ὁ τὴν γλῶτταν χρυσοῦς*, mit goldener Zunge (Philotheus CPol. in tres Hierarchas), *χρυσοῤῥήμων*, mit goldenen Worten, und mit andern Namen. Wenn der Name, Goldmund, ihm beigelegt worden sey, läßt sich nicht genau bestimmen. Aus den Handschriften des Sozomenus hat ihn Valesius entfernt, und als spätern Zusatz bezeichnet. Nicephorus und Suidas kennen ihn. Man nimt mit Recht an, daß er seit der sechsten, zu Constantinopel gehaltenen Synode im Jahre 680, in allgemeine Anwendung gekommen sey. Besser und treffender hätte man ihn *χριστόστομος* genant. 3) Neander, Vorrede zum Chrysostomus, S. III, sezt das Verhältniß zwischen Augustinus und Chrysostomus so fest,

auch er nicht ohne gerechten Vorwurf geblieben ist, wenn die Art seiner Beredsamkeit, die Farbe seiner Frömmigkeit, wenn sein Leben und Lehren bisweilen an die Eigenthümlichkeiten seiner Zeit erinnern, die uns nicht nachahmungswürdig erscheinen können; so müssen wir gerecht seyn, und indem wir das Herrliche, was er gesagt und gethan, vor unserm innern Auge vorübergehen lassen, seine Schwächen, die ja mehr Schwächen seiner Zeit, als seine eigenen sind, zwar nicht übersehen, aber doch in dem rechten Lichte betrachten. Denn hat er irgendwo gefehlt, so sind seine Fehler alle nur aus zu hoher Steigerung wahrer Tugenden hervorgegangen; und Tadel des Mannes muß immer einseitig und ungerecht erscheinen.

Joh. Chrysostomus Vater hieß Sekundus, bekleidete eine bedeutende Stelle im Stabe des ersten militairischen Befehlshabers der östlichen Provinzen des römischen Reichs, starb aber bald nach der Geburt seines einzigen Sohnes. Seine Mutter, Anthusa, stamte aus einer ziemlich angesehenen und begüterten Familie. Als sie ihren Mann verlor, war sie zwanzig Jahre alt, und beschloß von nun an Witwe zu bleiben, um ihr Leben ganz dem Andenken ihres Gemahls und der Erziehung ihres Sohnes zu widmen [4]). Der heidnische Rhetor Libanius lernte sie durch ihren Sohn in ihrem vierzigsten Jahre kennen, und wurde, da er diesen Entschluß erfuhr, und dessen Ausführung sah, zu dem Ausruf hingerissen: „welche Weiber haben doch die Christen", welcher eben so ehrenvoll für Anthusa, wie für die damalige Sitte bezeichnend ist [5]). Beide Eltern gehörten vielleicht ursprünglich der heidnischen Religion an. Ob der Vater Christ geworden, ist zweifelhaft; auch über die Zeit, in welcher die Mutter zum Christenthume übergetreten, herrscht einiges Dunkel [6]); wäre sie aber auch erst mit ihrem Sohne zugleich von Meletius getauft worden, so hindert dies nicht, anzunehmen, daß sie schon früher Christin war, und vom Anfang an ihren Sohn christlich erzog [7]); wohin besonders die Eigenthümlichkeit des Chrysostomus, welche frühe Bekantschaft mit der Bibel voraussetzt, zu führen scheint [8]). Seine Vaterstadt Antiochia in Syrien, die Geburtsstadt des Christennamens [9]), in welcher Christi Lehre schon früh Eingang gefunden hatte, und jetzt etwa hunderttausend Christen wohnten [10]), war die Hauptstadt des ganzen römischen Asiens; ausgezeichnet durch die Schönheit der Gegend, in welcher sie lag, durch die Blüthe ihres Handels und ihrer Gewerbe, aber auch durch das Sittenverderbniß ihrer Bewohner. Zugleich war sie Hauptsitz der Literatur für Asien, und Sitz einer christlichen Schule, welcher Chrysostomus und die damalige Kirche besonders eine gesunde Bibelerklärung verdankte [11]).

Unentschieden ist noch der Streit über sein Geburtsjahr, welches einige in das Jahr 344, andere 347, noch andere 354 gesetzt haben. Nehmen wir die mittlere Zahl als die wahrscheinlichere an, so wurde er geboren, als der Kaiser Constantius Herr des orientalischen Reiches war; ein Jahr nachdem dieser mit Constans, dem Kaiser des occidentalischen Reiches, in Verbindung durch ein Gesetz alle Tempel verschlossen, alle Opfer untersagt, und so die Ausrottung des ganzen heidnischen Aberglaubens geboten hatte [12]). In dieser Zeit des siegenden Christenthums wurde Chrysostomus geboren, um mehr, als alle kaiserlichen Befehle es konten, für das Wohl der Menschheit und das Eindringen Jesu in die Herzen der Menschen zu wirken. Es war nach dem Tode seines Vaters der Mutter heiligste Sorge, ihrem Sohne eine edle literarische Bildung zu geben, damit er sich später frei seinen Stand wählen könte [13]). So benutzte Johannes den Unterricht des Libanius, eines der berühmtesten Rhetoren oder Sophisten jener Zeit, der früher in Constantinopel und Nikomedia unterrichtet hatte, jetzt sich aber in Antiochia aufhielt. Einer Nachricht des Sozomenus zufolge erklärte ihn dieser geradehin für den talentvollsten und geschicktesten seiner Schüler, indem er sterbend versicherte, ihn wünsche er sich vor allen zum Nachfolger, wenn ihn nicht die Christen an sich gerissen hätten [14]). Außerdem unterrichteten ihn Andocyanthus und Eusebius von Emesus in der Philosophie [15]). Nachdem er seine Studien vollendet hatte, betrat er das Forum, und trente sich von dem innigsten seiner Freunde, Basilius; verließ aber sehr schnell diese Laufbahn wieder, da er einsah, daß das weltliche Treiben seinem Geiste nicht zusagen werde. Er ging nun den Weg, welchen Basilius eingeschlagen. Nachdem er

daß der eine mehr den paulinischen, der andere mehr den johanneischen Geist darstelle. Er selbst soll sich einst mit Johannes dem Täufer verglichen haben; mit welchem man überhaupt die Mönche gern zusammenstellte; vergl. Isid. Pelus. lib. 1, c. 5. und ep. 216. In diesem Betracht ist also Chrysostomus als Nachfolger des Täufers zu betrachten. 4) Chrysost. de sacerdot. I, 1. Von seinem Reichthume: „οὔτε ἐμοί μου πλοῦτος ὑπέρογκος ἦν." Von seinem Geschlechte: „καὶ γένος ἡμῖν ὁμότιμον ἦν." 5) Derselbe, εἰς νεωτέραν χηρεύσασαν (vol. IV, p. 458. ed. Francof. a. 1698.) „βαβαί, οἷαι παρὰ χριστιανοῖς γυναῖκές εἰσι." Chrysostomus nent den Libanius nicht, beschreibt ihn aber genau. Die Stelle ist wichtig, weil sie uns zugleich das Todesjahr des Vaters, und das Alter des Chrysostomus lehrt, als er in Libanius Schule kam. 6) In Photius Auszug des Lebens des Chrysostomus von Georg, Bischof von Alexandrien, heißt es cod 96. p. 78, b. 39. ed. Bekk. so: „Ἕλληνας, δὲ αὐτοὺς τὴν θρησκείαν ὄντας ὁ ἐξ Ἀρμενίας Μελέτιος τῇ Ἀντιοχέων ἐγκαταστὰς ἐκκλησίᾳ, ἐμύησέ τε καὶ τοῦ σωτηριώδους μετασχεῖν βαπτίσματος κατηξίωσε, τὸν υἱὸν πρότερον μυσταγωγήσας καὶ βαπτισάμενος" wo auf merkwürdige Weise der Sohn früher getauft seyn soll, und doch von beiden Eltern die Rede ist, ungeachtet des frühen Todes des Sekundus. 7) In jener Zeit war nämlich die Kindertaufe zwar als heilsam anerkant, wurde aber im Leben nicht immer geübt. Neander Kirchengesch. Bd. II. Abth. 4. S. 682.

8) Neander im Chrysostomus nimt entschieden I, S. 3 fgg. Anthusa als Christin, und christliche Erziehung ihres Sohnes an, ohne sich, seinem Plane gemäß, genau über die Verwerfungsgründe der entgegengesetzten Ansicht zu erklären. Der genante Grund scheint ihn am meisten geleitet zu haben. 9) Vergl. Chrysost. Hom. in Act. Ap. 17. 10) Derselbe Hom. in Matth. 85. Neander Chrysost. I, S. 120 u. 300. 11) Vgl. des Rhetors Libanius ἀντιοχικόν. Vol. 1. ed. Reisk. Neander Gesch. der christl. Relig. u. Kirche. Bd. I Abth. 3. am Ende. Chrysost. I, p. 1 und p. 68. 12) Neander Gesch. der christl. Relig. Bd. II, Abth. I, S. 64. 13) Vergl. ihre eigene Anrede an den Sohn, de Sacerdot. I, 1. 14) Sozom. VIII, 2: „εἰ μὴ χριστιανοὶ τοῦτον ἐσύλησαν", vergl. einen Brief des Libanius an Chrysostomus bei Isidorus Pelus. II, 42. 15) Über Andocyathus ist kein Zweifel. Eusebius wird genant von Suidas s. v. Ἰωάννης und von Hieronymus de Script. Eccles. 129.

noch drei Jahre von dem Bischof Meletius in der Religion unterrichtet worden war, ließ er sich taufen, und trat in den geistlichen Stand über. Da seine Mutter durch Thränen und Bitten ihn abhielt, sie zu verlassen, und Mönch zu werden, wozu ihn sein Freund Basilius auf alle Weise zu bewegen suchte; übernahm er das Amt eines Anagnosten oder Lectors, welches ihm Meletius übertrug [16]). Schon jetzt hätte er, trotz seines unzulänglichen Alters, die Würde eines Bischofs erlangen können, wenn er nicht durch die Größe und Schwierigkeit des Amtes und den Gedanken eigener Schwäche abgehalten, es verschmäht und abgelehnt hätte. Während er dieses Amt bekleidete, starb seine Mutter; weswegen er, da ihm Nichts mehr im Wege stand, seinen frühern Entschluß ausführte [17]), und sich zu den in der Nähe von Antiochien lebenden Mönchen begab, im Jahr 374; bei denen er 6 Jahre, bis zum Jahre 380 verweilte. Die hier verlebten Jahre sind insofern die wichtigsten seines Lebens, als er hier vollkommene Muße und Gelegenheit hatte, zu dem großen Wirkungskreise, den die Zukunft ihm darbot, sich vorzubereiten. Er selbst beschreibt das einfache Leben dieser Mönche, unter denen er sich aufhielt, auf eine Weise, aus der man schließen muß, daß er nicht ohne Freude sich an jene Zeit zurückerinnerte [18]). Hier genoß er den Umgang ausgezeichneter Freunde, wie des Theodorus, nachher Bischofs von Mopsuestia in Cilicien, des Maximus, nachherigen Bischofs von Seleucia, und des Hesychius, eines Syrers. Hier wurde er von trefflichen Männern unterrichtet, deren Einfluß durch sein ganzes Leben sich zeigt; wie von Evagrius, Canterius, Diodorus [19]), welcher nachher Bischof von Tarsus wurde. Zumal dem letzten verdankt Chrysostomus sehr viel, nämlich seine Methode der Bibelerklärung, welche ihn eben so weit von zu fleischlicher, als zu geistiger Auffassung des Buches der Bücher entfernte. Hier trat er auch zuerst als Schriftsteller auf. Veranlaßt durch ein vom Kaiser Valens im J. 365 gegen die Müssiggänger, die sich dem Mönchsvereine anschlossen, gegebenes Gesetz, unternahm er es, das Mönchswesen zu vertheidigen, und gab zwei Schriften über diesen Gegenstand heraus, in welchen er die Feinde desselben zu bekämpfen und es auf alle Weise zu empfehlen versuchte. Zuerst griff er die Gegner desselben in der Schrift an: *πρὸς τοὺς πολεμοῦντας τοῖς ἐπὶ τὸ μονάζειν ἐνάγουσιν*, in drei Büchern [20]). Ihr ließ er eine andere folgen, in welcher er zu beweisen unternahm, daß Mönch zu seyn etwas Höheres und Glückseligeres wäre, als der Besitz der Kaiserwürde [21]). Außerdem hat er auch zwei Ermahnungsschreiben an Theodor von Mopsvestia von hier ausgehen lassen, als dieser sich entschlossen hatte, seine Mönchsgelübde zu brechen. Gezwungen kehrte er im J. 380 nach Antiochia zurück, da besonders in den letzten zwei Jahren durch zu große ascetische Anstrengungen seine Gesundheit bedeutend gelitten hatte [22]).

Kaum nach Antiochia zurückgekehrt, wurde er von Meletius zum Diakonus ernant im Jahr 381. Dieser sein Freund und Beschützer starb jedoch schon in demselben Jahre. Chrysostomus benutzte die Muße, welche dieß Amt ihm ließ, um als Schriftsteller zu wirken, weil es ihm die Verpflichtung zu predigen nicht auflegte und ihm gestattete, sich wieder zu den Mönchen zurückzubegeben. Unter den Schriften, welche dieser Zeitperiode angehören, nennen wir seine Trostschrift an den jungen Stegleius, welcher Mönch geworden und in eine schwere Krankheit verfallen war [23]); seine Trostschrift für eine junge Witwe, die ihren Mann Therasius in der Blüthe der Jahre verloren hatte; seine Vertheidigung des ehelosen Lebens der Jungfrauen [24]); seine Schrift über den Märtyrer Babylas und über die Zerknirschung. Die Zeitbestimmung der letzten Schrift ist nicht ganz sicher, fällt aber doch bestimt entweder in die Zeit, wo er Mönch, oder wo er Diakonus war. Indem ich das Letztere annehme, folge ich Neander gegen Montfaucon; der jedoch zugestehen zu müssen meint, daß er sie auch als Presbyter geschrieben haben könne [25]). Vielleicht fällt in die Zeit seines Diakonats auch die Schrift, welche als die beste, welche er verfaßt, von einigen ausgezeichnet wird, die Schrift über das Priesterthum, worin er seine Ansichten von den Pflichten, der Würde, und der Schwierigkeit dieses Berufs niederleg-

16) Nach Einigen war es nicht Meletius, sondern Zeno, der, von Jerusalem kommend, ihm das Amt übergab. So erzählt Sokrates, und nach ihm Georg bei Photius, S. 79. 17) Neander sagt, Chrysost. S. 12: „vielleicht nach dem Tode seiner Mutter." Bei Photius steht entschieden: „*τελευτᾷ δὲ μετ' οὐ πολὺ ἡ μήτηρ Ἰωάννου, καὶ οὗτος — τοῖς ἔξω ταύτης μοναστηρίοις ἑαυτὸν ἐκδίδωσι.*" 18) Man vergleiche z. B. Hom. in Matth. 68. Timoth. I, hom. 14. und andere Stellen. 19) Ihm ist auch unter seinen Schriften eine geweiht, die eine Lobrede auf ihn enthält; herausgegeben v. Emericus Bigotius zu Palladius, Leben des Chrysost. Paris 1680. 4. S. 224. 20) Adversus vitae monasticae vituperatores, übersetzt von Ambrosius Camaldulensis. 21) Comparationem regis et Monachi; zuerst von Erasmus herausgegeben, Basel 1526; als Anhang zur Ausgabe zweier Homilien auf den Brief an die Philipper. Ins Lateinische übertragen von Polydorus Virgilius. 22) Er soll die letzten zwei Jahre das Kloster verlassen, und in einer Höhle gewohnt, in welcher er meist schlaflos zubrachte, und dort seine bedeutende Krankheit sich zugezogen haben; s. z. B. Photius p. 29, 35. 23) De providentia dei, lateinisch erschienen Alosti in Flandria 1487; in's Französische übersetzt von Godfried Hermentius. 24) De virginitate, zuerst griechisch herausgegeben von Jo. Livinejus, welcher lateinische Übersetzung und Anmerkungen beigefügt, Antwerpen 1575. 4. 25) Ich glaube mich entschieden für diese Zeit aussprechen zu müssen. Denn daß er sie als Lector nicht schrieb, hat Neander erwiesen; wie auch daß er als Diakonus den Ausdruck w i r, wo er von denen redet, welche die Unwürdigen zur Taufe zuließen, gebrauchen konte; siehe Chrysost. I, p. 103. Entscheidend sind nun die Worte: „*ὅτι καὶ πρώην ἐγνώκειν τὴν πόλιν ἀφεὶς ἐπὶ τὰς σκηνὰς τῶν μοναχῶν ἐλθών*" v. IV, p. 109 extr an sich wegen Unbestimtheit des Ausdrucks *πρώην* nicht; aber das davorstehende *καί*, welches Neander aus Versehen mit *γάρ* vertauscht hat, darf nicht übersehen werden; indem es dem *πρώην* die Bedeutung bestimt: n o ch u n l ä n g st. Verbindet man nun hiemit die Erzählung, z. B. bei Photius p, 80. 4., daß er nach dem Tode des Meletius sich wieder zu den Mönchen zurückbegeben, so wird nach dem Gesagten fast nothwendig die Schrift in die Zwischenzeit zwischen seinem ersten und zweiten Aufenthalte unter den Mönchen verlegt. Dann könte man den Ausdruck zu Anfang des zweiten Buches v. IV, p. 121: „*ἡμεῖς μέντοι γὰρ τὴν ἀπὸ τῆς γλώττης παρεξόμεθα διακονίαν*" als Anspielung auf das Amt, welches er bekleidete, nehmen. Was aber die Hauptsache ist, die ganze Art und Weise, mit welcher dies Buch geschrieben ist, führt uns un-

te [26]). Bald nach ihrem Erscheinen wurde sie weit in die christliche Welt verbreitet, und hat vielleicht vorzüglich seinen Ruhm befördern helfen.

Fünf Jahr nach Meletius Tode versetzte ihn dessen Nachfolger Flavienus in einen angemessenen und höhern Wirkungskreis, indem er ihn im Jahr 386 zum Presbyter für seine Kirche ernante; in welchem Amte er vom Jahr 386 bis zum Jahr 398, also 12 Jahre wirkte. Es ist gewiß für den Charakter des Chrysostomus von hoher Bedeutung, daß er es sich gleich nach dem Antrit seines Amtes, unzweifelhaft in dem ersten Jahre seiner Wirksamkeit, angelegen seyn ließ, das Andenken des Meletius zu ehren und seine Liebe zu diesem trefflichen Manne in einer Rede an seine Gemeinde zu beurkunden [27]). Die Einwirkung seiner Predigt auf seine Zuhörer mußte bei den für Schönheit der Rede so empfänglichen Griechen durch seine große Beredsamkeit, mit welcher er die Wahrheiten des Christenthums vortrug, um so gewaltiger seyn. Menschen aus allen Ständen drängten sich zu seinen Vorträgen. Deswegen arbeitete Chrysostomus sie alle mit großem Fleiße, und fand sicher nur wenig Zeit zu andern Schriften. Einen Beweis der Kraft seiner Rede, wie der herrlichen Gabe, die Ereignisse des Tages zu den ausgezeichnetsten Predigten zu benutzen, und durch sie in das Herz der Menschen zu greifen, legte er ab, als im Jahr 387 ein Aufruhr in Antiochia ausgebrochen und Unruhe und Schrecken über die ganze Stadt verbreitet worden war [28]). Außerdem ist zu rühmen, wie er sich in den Kirchenstreitigkeiten, welche auch in Antiochia die christliche Gemeinde in Parteien trenten, zu benehmen wußte. Dahin gehört die Meletianische Spaltung [29]); indem einige den Meletius nicht anerkennen wollten, weil er von Arianern geweiht sey, ob er selbst gleich nichts weniger als Arianer war, und dies auch auf seinen Nachfolger übertrugen, den Bischof Flavienus. Dahin gehört ferner die Partei der Eunianer [30]), welche ihn selbst auffoderte, seine Gründe gegen ihre Lehre in Predigten zu entwickeln. Dahin gehörten außerdem noch andere kleinere Sekten.

Nachdem er zwölf Jahre lang Antiochia durch seine Beredsamkeit ausgezeichnet hatte, wurde ihm ein anderer höherer Wirkungskreis angewiesen. Der Eunuch Eutropius [31]), welcher nach dem Tode des Rufinus der Günstling des schwachen Arkadius geworden war, und ihn seit dem Jahr 396 völlig beherrschte, hatte bei einer Reise durch Asien in Antiochia den berühmten Redner gehört, und den Fluß seiner Rede bewundert. Als daher im Jahr 397 der Erzbischof Nektarius von Constantinopel, der Nachfolger Gregors von Nazianz, gestorben war, und viele sich um die ansehnliche Stelle bewarben, und sich nicht scheuten, sie durch schlechte Künste zu gewinnen, gedachte der Minister des Kaisers des Chrysostomus, und erklärte ihn für den Würdigsten, dem das Erzbisthum übertragen werden könne. Sein Wunsch und Wille wurde erfüllt. Weil indeß die Einwohner von Antiochia, des Chrysostomus Mitbürger, ihm mit wahrer Liebe anhingen, wurde ein geheimer Befehl an den Statthalter von Syrien abgeschickt, Chrysostomus unter einem andern Vorwand aus der Stadt gelockt, und nach Constantinopel geschickt. Auch seiner Person wollte man sich versichern, da man nicht wußte, ob er geneigt seyn werde, das höhere Amt anzunehmen. So wurde er zu Ende des Jahres 397 den Antiochianern entrissen, und begann im J. 398 sein wichtiges Amt zu verwalten. Wie das Ganze für Chrysostomus selbst höchst ehrenvoll ist, so war es auch für Eutropius nicht minder empfehlend, und ist vielleicht die beste That seines Lebens.

So sind wir zu der wichtigsten Epoche des Lebens des Johannes gekommen. Seinem vorigen Lebenswandel getreu lebte er mit einer kurzen Unterbrechung von 398 — 404 ganz und in vollem Umfange den Verpflichtungen seines Berufs. Er selbst kante die Schwierigkeiten desselben und die Gefahr wohl [32]); ließ sich aber durch nichts abschrekken. Das Bewußtseyn der Heiligkeit seiner Absichten stärkte und kräftigte ihn. Das Christenthum in das Leben einzuführen, war sein Hauptzweck, den er mit unermüdlicher Sorgfalt durch Lehre und Beispiel verfolgte. Darum kämpfte er mit Macht gegen die Laster der damaligen Zeit, welcher sich die Christen im Allgemeinen, oder einzelne Klassen derselben insbesondere schul-

---

fehlbar darauf hin, daß sie zu den frühern gehören muß. Wie man die erste Schrift gegen die Feinde des Mönchthums sicher als die erste anerkennen müßte, wenn man es auch nicht anderswoher wüßte, so erkent man hier aus der Anlage, daß sie nicht viel später geschrieben seyn kann. Außerdem mache ich besonders aufmerksam auf den Anfang des zweiten Buches, in welchem er von dem schwachen und kalten Zustand seiner Sele spricht, welcher ihn unfähig mache, über Zerknirschung zu schreiben. Da wünscht er sich das Feuer, welches *πᾶσαν μὲν ἀνθρωπίνην ἀναλίσκειν εἴωθε, πάντα δὲ ὕπνον καὶ ἀκηδίαν καὶ βαρύτητα σαρκικὴν περικόψαι*. Als Presbyter konte er so nicht mehr von sich reden; wol aber als Diakonus, zumal in dem ersten Jahre, in welchem er noch an der Krankheit litt, welche er sich bei den Mönchen zugezogen. Mit mehr Worten kann ich mich an dieser Stelle über diesen Gegenstand nicht erklären. Gleich nach seinem sechsjährigen Aufenthalte unter den Mönchen scheint mir das Ganze am besten zu passen, wo er noch ganz in den dort gefundenen Ideen und mit den Männern, die er dort gesehen, lebte. 26) Wie die Schrift von den Beurtheilern des Chrysostomus gemeiniglich für die beste erklärt wird, siehe z. B. Suidas unter dem Worte: *Ἰωάννης*; so war es die einzige, welche Hieronymus, als er das Leben der Kirchenschriftsteller beschrieb, gelesen hatte. Hieronymus schrieb aber, als Chrysostomus Presbyter war. Sie scheint mir in die letzte Zeit seines Diakonats zu gehören. Griechisch erschien sie Lovanii, 1529. 4., ferner mit Jac. Ceratinus und Brixius Übersetzung und Herschels Anmerkungen, Augsburg, 1599. 8., ferner mit den Abhandlungen von Joh. Hughes, Cambridge, 1710 — 12. Ins Französische übersetzt wurde sie von le Blanc, Paris 1553, und v. Lancl, 1650. Ins Teutsche neulich von Hasselbach, mit Untersuchungen über Veranlassung und Zweck des Buches. Eine lateinische Übersetzung hat man auch von Jan. Cornarius, Basel 1544. Dazu Ausgabe von Bengel, Stutg. 1725. 27) Er erzählt darin die auffallendsten Beweise der Liebe, womit die Antiochianer ihren verehrten Bischof überhäuften. 28) Die Beschreibung dieser seiner Wirksamkeit ist ein Haupttheil des trefflichen Buches von Neander, Chrysostomus I, p. 123 ff., und muß dort ganz nachgelesen werden.

29) Vergl. Chrysost. in Ephes. Hom. XI. Neand. Chrysost. I, p. 200. 30) Vgl. Chrysost. *περὶ ἀκαταλήπτου*, de incomprehensib. Hom. I. ff. 31) Vgl. Gibbon Gesch. des Verfalls, nach der Schreiter'schen Übersetzung. Bd. VII. p. 197, VIII. 4. u. f. 32) Er entwickelt sie nicht allein in der Schrift de Sacerdotio, sondern auch anderwärts, z. B. Hom. III. act. ap.

big machten. Reiche und Vornehme schonte er nicht; vielmehr machte man es ihm zum Vorwurf, daß er sie vorzüglich ins Auge gefaßt habe, und fast stets gegen sie rede und eifere. Er für seine Person lebte still und eingezogen, in seinem Haushalte sparsam; wie er es, seit er Mönch geworden, gewohnt war, seinem früher gegebenen Gelübde treu [33]). Es war eins seiner ersten Geschäfte, alle unnöthigen Ausgaben aufzuheben, und das dadurch gewonnene Geld zu milden Zwecken anzuwenden. Davon, daß er Almosen gab und sie zu geben rieth, gab man ihm einen Beinamen [34]). Auf seine eigenen Kosten legte er Hospitäler an, in welchen fremde Kranke verpflegt wurden, und Ärzte und Handwerker angestellt waren. Er begünstigte die Mönche, welche ihm ähnlich waren; die entarteten aber griff er mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit an. Natürlich war es, daß wie die einen ihn unterstützten, die andern den bittersten Haß gegen ihn in ihren Herzen trugen. Ähnlich war sein Verhältniß zu den vornehmen Damen, von denen einige ihm mit ganzer Sele anhingen, ihn mit ihrem Vermögen in seinen wohlthätigen Zwekken unterstützten, und zu allen Anstrengungen bereit waren; andere hingegen, welche es nicht ertragen konten, daß ihre Putzsucht, Eitelkeit und Thorheit immer von neuem angegriffen wurden, ihn bis auf den Tod haßten. Zu den ersten gehörten Prokle, Pentedia, Silvane, vorzüglich aber Olympias, die bis an seinen Tod für ihn wirkte; zu den letztern Marsa, Kastricia und Eugraphia, welche die Oberhäupter seiner Verfolgung waren [35]). Nicht minder theilten sich die Geistlichen in zwei Parteien für und gegen ihn. Theophilus von Alexandrien hatte sich bereits seiner Wahl widersetzt; der Macht des Eutropius zwar nachgeben müssen, und sich sogar mit dem Chrysostomus, der ihm die Hand zur Freundschaft bot, zur Ausgleichung einiger Mishelligkeiten, welche zwischen der griechischen und lateinischen Kirche entstanden waren, vereinigt; aber er trug doch noch immer den Stachel der Eifersucht im Herzen.

In Constantinopel führte Chrysostomus auch nächtliche Versamlungen in der Kirche ein in Wochentagen; und suchte überhaupt den Kirchenbesuch auf alle Weise zu heben, den Besuch der Theater und des Cirkus zu mindern. Da das Volk häufig in kirchliche Streitigkeiten sich mischte, ohne doch damit Streben nach Sittlichkeit zu verbinden, suchte er jenes zu verhindern, dieses zu erhöhen. Achtzehn Jahre vor des Chrysostomus Ankunft in Constantinopel hatten die Arianer daselbst noch geherrscht; Gregor von Nazianz hatte zuerst sich ihnen entgegengestellt; in der Kirche der Auferstehung wurde von ihm zuerst die katholische Lehre vorgetragen, und verbreiteee sich von da über die Stadt. Schon der Kaiser Theodosius hatte der Sekte ihre Kirchen genommen und sie gezwungen, vor der Stadt ihre kirchlichen Zusammenkünfte zu halten. Ihren Aufzügen und Gesängen setzte Chrysostomus andere entgegen. Zwischen den beiden Chören entstandene Kämpfe bewirkten, daß den Arianern die ihrigen untersagt wurden. So wirkte Chrysostomus gegen die Arianer. Eine andere Sekte waren die Novetianer, auch *οἱ καθαροί* genant. Indem sie die Gnade Gottes beschränken wollten, kamen sie mit Chrysostomus in Kampf; in welchem beide Theile sich vielleicht zu Extremen verleiten ließen. Ihr Bischof Sisinnius schrieb ein heftiges Buch gegen Chrysostomus [36]).

Nach außen hin ließ sich Chrysostomus vorzüglich das Geschäft der Heidenbekehrung angelegen seyn. So richtete er sein Augenmerk auf die Gothen, welche theils noch heidnisch, theils arianisch gesint waren. Chrysostomus sendete Missionare zu ihnen nach dem schwarzen Meere, faßte schon den Gedanken, aus dem Volke selbst Missionare zu bilden, auf; und richtete in Constantinopel eine Kirche ein, in welcher gothische Geistliche gothisch predigten und die Bibel in der Landessprache vorlasen. Außerdem richtete er seine Blicke nach Phönicien, wo ein sinnloser Götzendienst überhand genommen hatte. Da die hingeschickten Mönche gemishandelt wurden, bat er sich den Schutz der Regirung aus, ohne doch von ihr Geld oder andere Hilfsmittel zu brauchen, da ihn die Frauen im Dienste der Kirche unterstützten. Durch alle diese vielfachen Bemühungen gewann er doch mehr die Liebe und Ehrfurcht der Geringeren, als der Vornehmen und Reichen, die er zu oft zu strafen Ursache hatte, als daß sie ihm nicht hätten abhold seyn sollen. Da er auch die ersten nicht schonte, so trafen seine Predigten, auch den ersten Minister des Landes, den Eunuch Eutropius, seinen Gönner, und nach ihm sogar die Kaiserin Eudoxia.

Da Chrysostomus den von Eutropius verfolgten Männern Schutz in seiner Kirche angedeihen ließ, und das alte Recht der Kirchen, als Asyle für Unglückliche zu dienen, nicht verletzen lassen wollte, bewirkte Eutropius ein Gesetz, welches dieses Recht aufhob; war aber bald gezwungen, selbst zu diesem Rechte seine Zuflucht zu nehmen. Die Empörung des Ostgothen Tribigild, die Niederlage des ihm entgegengeschickten General Leo, der früher das Handwerk eines Wollkrämplers getrieben; die List des Gaines, welcher statt sich dem Tribigild entgegenzustellen, ihm überall auswich und im geheimen Einverständniß mit dem Aufrührer lebte, brachten ihm den Untergang. Gaines gab vor, er sey unfähig, den Krieg gegen Tribigild fortzusetzen; trat mit ihm nach erhaltener Erlaubniß vom Kaiser Arkadius in Friedensverhandlungen, und bewirkte, daß dieser zuerst den Kopf des Eutropius foderte. Da die Foderung durch die Thränen des Eudoxia unterstützt wurden, gab Arkadius nach, und unterzeichnete des Eutropius Verurtheilung. Eutropius entfloh zu den Füßen des Altars und Chrysostomus nahm ihn in seinen Schutz. Im Angesicht des gestürzten Ministers,

33) S. Palladius Tom. XIII, p. 40 folg. 34) Phot. p. 80, a. 38: „*ἦν δὲ καὶ ἐλεήμων σφόδρα, ἐξ οὗ παρὰ πολλοῖς τῆς ἐλεημοσύνης ἐκεκλήθη Ἰωάννης.*“ 35) S. Gibbon. VIII, p. 47. Phot. 83, b. 11. ed. Bekk.

36) Besonders gegen Chrysostomus Ausspruch: „*χιλιάκις μετανοήσας ἐλθέ*“, welchen er in einer Predigt gebraucht haben sollte.

hielt er an das versammelte Volk eine mächtige Rede, in welcher er besonders bemüht war, Verachtung gegen den Mann zu erregen, um die Wuth des Volkes zu mildern [37]). Wirklich erlangte Chrysostomus, was er wollte. Eutropius verließ aber dennoch die Kirche, nachdem er das eidliche Versprechen erhalten hatte, daß sein Leben geschont werden sollte, wurde verbant und zuletzt doch getödtet [38]). Auch hinsichtlich des nun heranrückenden Gaines zeigte Chrysostomus, was er vermöge. Denn da dieser den Kopf mehrer Vornehmen, besonders des Consuls Aurelian verlangte, ging Chrysostomus ihm entgegen und wußte zu bewirken, daß Gaines mit Aurelians Verbannung zufrieden war. Als ferner derselbe die Foderung einer besondern Kirche für die Arianer in der Stadt vortrug, war der Kaiser nicht abgeneigt; Chrysostomus aber stellte sich auch hier entgegen, und wußte Gaines von seinem Vorhaben abzubringen [39]), der übrigens bald darauf selbst Constantinopel zu verlassen genöthigt und hingerichtet wurde. Aurelian wurde nach Gaines Sturz zurückgerufen.

Bald darauf wurde Chrysostomus persönlich in unangenehme Streitigkeiten verwickelt. Im Mai des Jahres 400 versammelte sich eine Anzahl Bischöfe, zum Theil angesehener und ausgezeichneter Männer, welche eine Synode bildeten. Vor ihr brachte ein Bischof Eusebius von Valentinopolis eine Klage gegen Antoninus, Bischof von Ephesus vor, dem er die ärgerlichsten Dinge Schuld gab. Mit großer Mäßigung suchte Chrysostomus den Kläger von seinem Unternehmen abzubringen, oder wenigstens die Erbitterung desselben zu mildern. Da es nicht ging, ließ er die Sache ihren Gang gehen; die Richter aber, welchen er die Entscheidung übertragen hatte, wurden von dem Kläger, wie dem Beklagten getäuscht. Erst nach dem Tode des Antoninus, am Ende des Winters 401, konte Chrysostomus seinen schon früher gefaßten Plan ausführen und selbst nach Ephesus und Kleinasien reisen. Indeß gehorchte er nur den dringendsten Bitten; obwol er sich nicht wohl befand, und gleich von vorn herein von der Ausübung der Pflichten seiner kirchlichen Oberaufsicht Haß und Störungen befürchten mußte, eilte er doch dahin, wo seine Gegenwart nöthig war. Dort sah er sich genöthigt, sechs Bischöfe, welche ihre Stellen gekauft hatten, zu entsetzen, verfuhr aber dabei mit der größten Mäßigung und Schonung. Außerdem entsetzte er noch sieben Andere, und in Ephesus selbst, wo wegen Wiederbesetzung der Stelle des Antoninus Parteien sich bildeten, griff er auch durch, und setzte einen ihm wohlbekanten, strengen Mann, den Heraklides, ein. Auf seiner Rückreise entsetzte er noch Gerontius, Bischof von Nikomedien, der besonders als Arzt seiner Gemeinde sich unentbehrlich gemacht hatte, zu Liebe der Kirchengesetze; konte aber durch Einsetzung des Pansophius den Unmuth der Bürger jener Stadt nicht stillen. Außerdem hatte es, während seiner Abwesenheit, auch im Innern seiner Kirche unangenehme Störungen gegeben. Insbesondere traten Misverhältnisse mit einem fremden Bischof ein, dem Severian, welche durch einen vertrauten Diakonus des Chrysostomus, Serapion, noch vermehrt wurden. Eudoxia stiftete zwischen Chrysostomus und Severian Versöhnung.

Außerdem kam er auch mit Eudoxia selbst in Kampf. Sie hatte einen vornehmen Mann verfolgt, Chrysostomus ihn aber in Schutz genommen. Die erzürnte Eudoxia versöhnte sich zwar hierüber wieder mit ihm, konte aber leicht wieder zur Rache aufgereizt werden, und verband sich mit einer Partei, welche den Sturz des Johannes beabsichtigte. An die Spitze derselben stellte sich Theophilus von Alexandrien [40]), der schon durch seine Stellung gegen Chrysostomus vom Anfang an ihm feindlich gewesen war. Der Streit entstand ursprünglich in Ägypten und betraf den Origines. In den Parteiungen, welche sich theils gegen, theils für diesen ausgezeichneten Kirchenlehrer aussprachen, theils die Mitte zwischen feurigen Enthusiasten und Feinden des Origines hielten, hatte sich Theophilus an die Freunde des Origines angeschlossen. Unter ihnen verehrte er vorzüglich vier Brüder, Dioskur, Ammonius, Eusebius und Euthymius, welche unter dem Namen der langen Brüder bekant sind (ἀδελφοὶ μακροί), und suchte sie für den Dienst der Kirche zu gewinnen. Sie kamen; aber durch seine Geldgier bewogen, verließen sie ihn wieder, und erbitterten ihn. Die Erbitterung wurde vermehrt, als Isidor, Presbyter zu Alexandrien, von Theophilus ungerecht verfolgt, zu ihnen floh. Nun beschloß Theophilus zur Rache die origenistischen Streitigkeiten zu benutzen. Eine Synode, von ihm berufen, verdamte den Origines und verbot seine Schriften. Auch die Mönche in der Einöde von Nitrin sollten sich fügen, und weigerten sich. Da sich Theophilus Bewaffnete gegen sie zu Hilfe nahm, verjagte er sie Alle, achtzig an der Zahl. Sie flohen nach Palästina, und auch von da weggetrieben nach Constantinopel. Chrysostomus nahm sie zwar auf, that aber alles Mögliche, um den Theophilus nicht zu beleidigen, und die Streitigkeiten auszugleichen. Er ließ sie nicht einmal zur Kirchengemeinschaft zu, räumte ihnen aber eine Wohnung in der Kirche Anastasia ein; eine fromme Frau sorgte für ihren Unterhalt. Die ganze Streitigkeit bekam eine neue Wendung, als die origenistischen Mönche sich der Kaiserin Eudoxia genähert und durch sie erlangt hatten, daß Arkadius einen Befehl gab, Theophilus solle vor einem in Constantinopel niedergesetzten Gerichte unter Chrysostomus Vorsitz erschei-

37) S. die Homilie, Tom. III. p. 381—386 ed. Montf. 38) Gibbon. VIII, p. 31. Anm. 30. 39) Dagegen spricht Gibbon das. p. 35. Anm. 35., behauptend, Theodorets Vorspiegelung, als seyen Chrysostomus Gegenvorstellungen nicht ohne Erfolg gewesen, würden durch Thatsachen widerlegt. Einen andern ähnlichen Fehler desselben Geschichtschreibers berichtigt Neander, Chrysost. II, p. 153. Doch erzählt Neander das. p. 73 das von Gibbon für widerlegt Gehaltene. Auch die andern Lebensbeschreiber erzählen es, s. Phot. 80, 6.

40) Die Erzählung von dem Ursprung dieser Streitigkeiten und ihrem Verlauf findet man am trefflichsten ausgeführt von Neander, Chrysost. II, 164; vielleicht dem wichtigsten Theile dieses ausgezeichneten Buches.

nen und sich gegen die Anklage derselben vertheidigen. Theophilus wurde hiedurch von den Mönchen abgewendet, und war von nun an blos darauf bedacht, Chrysostomus zu stürzen. Er schloß sich nun zunächst an den Bischof Epiphanius an, um mit diesem gegen die Origenisten zu kämpfen. Mit dem von diesem wieder ausgesprochenen Verdammungsurtheil des Origenes ging Theophilus nach Constantinopel, und versammelte dort eine neue Synode. Mit ihm kam auch Epiphanius und benahm sich gegen ihn vom Anfang an auf das Feindlichste; verließ aber bald darauf die Residenz wieder, wahrscheinlich weil er das Unreine der Unternehmung erkante. Theophilus vereinigte sich nun vorzüglich mit Akacius von Beroea, Antiochos und Severian, welche alle aus Syrien und Landsleute des Chrysostomus waren; und dem Bischof Quirinus, einem Ägyptier. Sie bildeten eine Synode auf einem Landgute bei Chalcedon, welches unter dem Namen der Eiche bekant war [41]). Die dieser Synode übergebenen Beschuldignngen, welche in sieben und vierzig Punkten bestanden, sind alle so beschaffen, daß sie als eine Lobrede auf den Beklagten gelten können. Sie enthalten Verdrehungen und Übertreibungen, auch völlig erdichtete Dinge. Die Berathungen dauerten vierzehn Tage. Chrysostomus wurde aufgefodert, zu erscheinen und sich zu vertheidigen. Die ihn umgebenden Bischöfe ließen den Theophilus an das Ungesetzmäßige seines Gerichts erinnern, und daß er sich erst selbst vertheidigen müsse. Chrysostomus aber versprach zu kommen, wenn nur seine vier erklärten Feinde aus der Zahl seiner Richter austräten, und blos als Ankläger erschienen. Die viermalige Wiederholung der Vorladung und die Auffoderung eines kaiserlichen Notars änderte in dem Entschluß des Chrysostomus nichts. Nun wurde das Urtheil gesprochen, Chrysostomus entsetzt, und der Kaiser aufgefodert, das Verbrechen der beleidigten Majestät, was er auch begangen, selbst zu bestrafen. Chrysostomus wollte nur der Gewalt weichen, und als er hörte, daß sie gebraucht werden würde, verließ er heimlich die Kirche, übergab sich einem Polizeiofficianten, wurde auf ein Schiff gebracht und landete bei Poänetos in Bithynien [42]). Allein ein plötzlich erfolgendes Erdbeben schreckte das Gewissen der Eudoxia auf; sie drang auf Chrysostomus Zurückberufung, schrieb selbst an ihn, und bewirkte so seine Rückkunft. Mit den lautesten Freudensbezeugungen aufgenommen, ließ er sich nur durch das ungestüme Verlangen der Menge bewegen, in die Stadt und zu seinem geistlichen Beruf zurückzukehren, ohne vorher, was er hätte thun sollen, seine Sache in einer größern Synode von Neuem untersuchen zu lassen.

Auch dieser Friede mit Eudoxia dauerte nur kurze Zeit. — Eine der Eudoxia gesetzte silberne Bildsäule führte den Kampf wieder herbei. Indem Chrysostomus gegen die dabei vorgefallenen Lustbarkeiten sich erklärte, hielt sich Eudoxia für beleidigt, und ihr Haß wurde vermehrt, als man ihr den Anfang einer Predigt hinterbrachte, in welcher er sie mit der tanzenden Herodias verglichen haben sollte. Jetzt kam die Kirchenversamlung, auf welche Chrysostomus schon immer gedrungen, wirklich zu Stande, aber ganz, wie Eudoxia es wünschte. Sie berief sich auf das Gesetz vom Jahr 341, gegen welches Chrysostomus gefehlt hatte, und entsetzte ihn. Nachdem Chrysostomus seine Geistlichen und seine Gemeinde noch ermahnt, verließ er heimlich die Kirche, und übergab sich der gegen ihn abgesendeten Polizei. Diese Unterwerfung erkante er mit Recht als seine Pflicht an. Sie geschah am 9. Juni des Jahres 404. Der Tag der Verbannung wurde durch den Brand der Kathedralkirche, des Rathhauses und anderer Gebäude merkwürdig, welches Alles man den Johanniten — so nante man des Chrysostomus Partei — Schuld gab. Er wurde zuerst nach Nicäa geführt, konte aber Cyzikus oder Nikomedia nicht als Verbannungsort erhalten, sondern mußte unter unsäglichen Leiden [43]) sich bis nach Kukusus in Armenien bringen lassen. Trotz seiner daselbst ausgestandenen unsäglichen Leiden blieb er in ununterbrochener Verbindung mit seinen Getreuen in Constantinopel, und behielt seine Wirksamkeit für das Missionswesen in seinem ganzen Umfange bei [44]). Dagegen ruheten auch seine Feinde nicht. Theophilus gab eine schändliche Schrift gegen ihn heraus [45]). Man versuchte Alles, um ihn auch da nicht zu lassen, und die für ihn gestimten in Constantinopel zu mishandeln und zu unterdrücken. Während dessen wurde Chrysostomus von einer Krankheit niedergebeugt, und durch die Isaurier genöthigt, nach Arabissum zu flüchten [46]). Außer den Briefen, welche er von Kukusus aus nach allen Seiten sendete, schrieb er auch Einiges Andere: „daß niemand dem schaden kann, der sich nicht selbst Unrecht thut" [47]), und „an diejenigen, welche sich an den Unglücksfällen der Gegenwart ärgern." Auch der Bischof Innocenz von Rom trat nun für Chrysostomus auf, und sogar der Kaiser Honorius schrieb deshalb an seinen Bruder. Endlich wirkten seine Feinde, daß man ihn an einen noch ödern Ort, nach der Stadt Pityus schickte [49]), die am östlichen Ufer des schwarzen Meeres unweit Colchis lag. Aber bei der Stadt Comene angekommen, erlag er seinen Leiden, und starb in der Kirche des Märtyrers Basiliskus, am 14. September des Jahres 404, nachdem er den Wahlspruch seines Lebens: „Gelobt sey Gott für Alles" zum letzten Male ausgesprochen [50]).

41) Die Verhandlungen der Synode, siehe ausführlich bei Photius cod. 59. 42) Über die Unruhen, welche dabei vorgefallen seyn sollen, siehe Gibbon VIII, p. 51.

43) Die Leiden seiner Reise beschreibt er im vierzehnten seiner Briefe. 44) Sogar mit seinem Gegner Maruthas von Tearis verband er sich zur Ausbreitung des Christenthums in Persien. 45) Er nent ihn darin hostem humanitatis, sacrilegorum principem, immundum daemonum. Der heilige Hieronymus hat sie in das Lateinische übersetzt. S. Gibbon VIII, S. 56. 46) Hierauf gründet sich die falsche Nachricht des Palladius, daß er von Kukusus abgerufen und nach Arabissum verwiesen worden sey; welche Neander berichtigt II, S. 339. 47) „ὅτι τὸν ἑαυτὸν μὴ ἀδικοῦντα οὐδεὶς παραβλάψαι δύναται." 48) „πρὸς τοὺς σκανδαλισθέντας ἐπὶ ταῖς δυσημερίαις ταῖς γενομέναις." 49) Pityus war damals als schrecklicher Aufenthalt bekant, und wurde öfters als harter Verbannungsort angewiesen; so dem Abundantius. Gibbon VIII, S. 15. 50) Vor seinem Tode, dem er mit vollem Bewußtseyn entgegensah, bekleidete er sich mit reinen Kleidern, vertheilte was er hatte, genoß ruhig das heilige Abendmahl und hielt sein letztes Gebet.

Man suchte später das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Im Jahre 438 wurden seine Gebeine nach Constantinopel zurückgeführt [51]). Der Kaiser Theodosius ging ihnen entgegen, und bat, vor dem Sarge sich hinwerfend, die Manen des heiligen Chrysostomus um Vergebung der ihm von seinen Eltern angethanen Beleidigungen. Die Gebeine wurden in der Kirche der Apostel in dem Begräbnisse der Kaiser bestattet, später nach Rom geführt und im Vatikan beigesetzt. Seiner Heiligsprechung hatte sich Cyrill, Nachfolger des Theophilus in Alexandrien, vergebens widersetzt. Die griechische Kirche feiert sein Fest den 27. Januar, dem Tage seiner Rückkehr nach Constantinopel [52]), die römische den 13. November.

Sein Leben ist vielfach beschrieben worden. Unter den kirchenhistorischen Schriftstellern sind für die Kentniß seines Lebens von Wichtigkeit: Sokrates im sechsten Buche, Sozomenus im achten, Theodoret im fünften. Wenn der letztere zu sehr Enthusiast für ihn war, scheinen die ersten beiden, besonders aber Sokrates, nicht ganz von Parteisucht gegen ihn frei gewesen zu seyn [53]). Unter denen, die sein Leben besonders beschrieben, sind auszuzeichnen: 1) Palladius B. von Helenopolis, vom Leben des Chrysostomus. Sein Buch enthält eine Vertheidigung des Chrysostomus in dialogischer Form abgefaßt — der Verfasser redet mit einem röm. Diakonus Theodorus mehre Tage hintereinander — verräth aber an vielen Stellen zu sehr den leidenschaftlich für Chrysostomus eingenommenen Mann, ist auch von Irrthümern nicht frei [54]). 2) Georg von Alexandrien, der des Palladius Buch und die genanten Kirchenschriftsteller benutzte. Schon Photius, der einen Auszug aus seinem Buche machte, erkante seine Unzuverlässigkeit, die auch offen bezeugt wird durch eine Menge von Wundererzählungen, die sich als Dichtungen von selbst kentlich machen [55]). Er benutzte unter andern auch ein Buch des Cyrillus über Chrysostomus Leben, welches uns verloren gegangen ist [56]). 3) Simeon der Metaphrast [57]); 4) Suidas [58]); 5) ein Ungenanter [59]); 6) Theodor von Trimithus in Cypern [60]); 7) Hieronymus in dem Buche von den Kirchenschriftstellern [61]), und 8) verschiedene Männer, welche einzelne Theile seines Lebens berührt haben, unter welchen wir besonders aufmerksam machen auf die Briefe des Isidor von Pelusium, auf die Reden des Theodoret [63]) und Proklus [64]), die Schriften des Constantinus Prophyrogeneta über die Zurückführung seiner Überreste; und auf die Lobreden des Leo des Weisen und des Johannes von Damascus [65]).

An diese ältern Schriftsteller schließen sich ausgezeichnete neuere an. Zuerst Erasmus. Gibbon rühmt seine Mäßigung, Lebhaftigkeit und seinen richtigen Verstand; und entschuldigt seine Irrthümer mit der noch geringen Bearbeitung der kirchlichen Alterthumskunde seiner Zeit [66]). Ihm zunächst Heinrich Savilis, welcher die ältern Schriftsteller über das Leben gesammelt, und sehr viel für Berichtigung im Einzelnen gethan hat [67]). Als den Dritten nenne ich Tillemont, der mit großer Gelehrsamkeit die Schriften des Chrysostomus mit den Nachrichten der andern verglichen hat [68]). Ihm folgte Montfaucon, der dasselbe nochmals gethan, und mit großer Genauigkeit ausgeführt hat [69]). In der neuesten Zeit hat A. Neander [70]), auf die Untersuchungen seiner Vorgänger gestützt, und in nicht wenigen Beziehungen sie erweiternd, in ihm das Leben eines christlichen Helden beschrieben, eben so fromm als gelehrt, und so ein Buch gegeben, welches durch Reichthum praktischer Lebensweisheit und Erweckung zu christlicher Tugend ausgezeichnet, wenn es

51) Sein Name war schon von Alexander von Antiochien in die Diptyche der Kirche von Constantinopel wieder eingerückt worden; dann von Attikus, seinem Nachfolger, s. Siemond. zu Farund. II, 4. p. 505. Tillemont Memoires Ecclesiastiq. XIV, p. 277 sqq. 52) S. Heineccius griech. Kirche, III, S. 228. Basilius, Gregorius und Chrysostomus haben einen Tag. Darauf beziehen sich mehre Bücher in tres Hierarchos von Johannes, Philotheus, Nikolaus, Theodorus Melochita, Matthäus Camariotes und Theodorus Prodormus Buch de vita trium Hierarchorum. 53) Theodoret vom 27sten Kapitel an; vergl. Gibbon VIII, S. 41 u. 46, aber auch Neander, Chrysost. II, S. 339 fgg. Auch Nicephorus, XIII, 2. muß ihnen beigezählt werden. 54) Gibbon a. a. O. und m. Anmerk. Nr. 46. Es ist Streit über den wahren Verfasser des Buches geworden. Latein. übersetzt hat ihn Ambrosius Camaldol. Vened. 1533. Den griechischen Text mit latein. Übersetzung und andern Schriften gab Emericus Bigotius, Paris 1680, und in den größern Ausgaben des Chrysostomus von Savilis und Montfaucon. 55) In Photius cod. 96. findet sich ein Auszug. Das Buch selbst gab zuerst Savilis heraus. T. VIII, p. 157 — 265. Latein. Übersetzung gab Titmannus. Paris. 1557. Wer der Verfasser gewesen, weiß schon Photius nicht. 56) Vergl. Savil. VIII, p. 293. Montf. XIII. 57) Zuerst herausgegeben von Savil. VIII, 373 — 428. 58) Suid. s. v. Ἰωάννης, der auch Isidor und Sokrates benutzte.

59) Zuerst von Savil. VIII, 293, 371. Siehe über ihn H. A. Niemeyers treffl. Schrift: de Isidor. Pelus. Hal. 1825. p. 18., besonders einige seiner Verhältnisse zu den übrigen Biographen des Chrysost. 60) „De vita, exilio et calamitatibus J. Chrysost. cfr. Bigot. praef. ad Pallad. 61) Als Hieronymus schrieb, war Chrysostomus Presbyter in Antiochien; schon damals hatte er viel geschrieben. 62) Siehe des zweiten Buches 42. Brief. Hierauf bezieht es schon Fabricius, wenn der Anonymus über Chr. Leben ihn unter den Schriftstellern über das Leben anführt, mit Recht. Auch Suidas citirt den Isidor. Siehe hierüber Niemeyer: de Isid. p. 35. In dieser Schrift ist auch die Frage erörtert, S. 4 fgg., inwiefern man Isidorus des Chrysost. Schüler nennen könne? 63) S. Phot. cod. 273. 64) Sie ist nur noch lateinisch übrig, und findet sich in Proklus Werken, S. 164, die Ausgabe von Elmenhorst. 65) Vergl. Fabric. Bibl. Gr. L. V, p. 25. 66) Erasm. Epist. lib. XXVIII, 4, 23, 24. XXIX, 83 sq. Gibbon VIII, p. 41. 67) In der Ausgabe seines Chrysostomus, und in der admonitio de scriptoribus rerum Chrysostomi et praesertim Georgio caeterisque βιογράφοις caute legendis bei Cave. 68) Tillemont Memoires Ecclesiastiq. tom. XI, p. 1 — 405, 547 — 626. Gibbon a. a. O. 69) Montfaucon Opp. Chrysost. Tom. XIII, p. 91 — 177. 70) Neanders, der heilige Joh. Chr. und die Kirche, besonders des Orients in dessen Zeitalter. Berlin bei Dümmler 1821, 22. Ein dritter Band ist in der Vorrede des zweiten Bandes versprochen, welcher Abhandlungen über die eigenthümlichen theologischen Geistesrichtungen des Chrysost. und der antiochischen Schule geben sollte, aber noch nicht erschienen. Da der Verfasser seitdem seine Vorarbeiten geschlossen, und die eigentliche Aufgabe seines Lebens, eine vollständige Gesch. der christl. Religion und Kirche begonnen hat, wird vielleicht eine solche Schrift dadurch ersetzt, und darum nicht erscheinen. — Was endlich Gibbon's Darstellung betrifft, so ist sie natürlich höchst geistreich und ausgezeichnet; aber zeigt auch hier, daß Sinn für moralische Größe in ihm nicht das Hervorstechende war.

in das Leben eingeführt wird und durchdringt, die Segnungen erneuen wird, welche Chrysostomus Predigten und sein Leben den Zeitgenossen brachten. Mit großer Mäßigung findet man hier die Tugenden des Mannes in ihrem wahren Lichte, und erkent auch seine Mängel und Schwächen, die nirgends verdeckt oder verhüllt sind [71]).

Als Mensch, als Prediger und als Schriftsteller verdient Chrysostomus die größte Bewunderung. Sein Leben ist der Beweis, wie er in jeder Rücksicht ein Christ war. Mehr zu sagen ist nicht nöthig. Bei der Lebendigkeit seines Charakters ist die Selbstbeherrschung, welche er vom Anfange seines Lebens bis an sein Ende geübt hat, um so höher zu achten. Nur selten wurde er heftig und leidenschaftlich, aber nie anders, als gegen das Schlechte. Nur selten wurde er durch seinen Eifer verleitet, sich unvorsichtiger Ausdrücke zu bedienen, welche ihm hernach gemisdeutet, und, aus dem Zusammenhange gerissen, zum Vorwurfe gemacht wurden. Es läßt sich zweifeln, ob sein Verfahren immer und in jedem Falle aus einer Betrachtung aller Verhältnisse und Erwägung aller Umstände entsprang; daß er aber jedes Mal die besten Absichten hatte und nur das Gute wollte, daran kann niemand zweifeln. In ihm findet sich, was sonst wol selten in solcher Gemeinschaft vereinigt ist, nämlich ein Herz voll Mitleid und Liebe gegen die Sünder und rücksichtsloser Eifer gegen die Sünde ohne Ansehen der Person. Das Urtheil des Sokrates über ihn, der nicht zu seinen feurigen Verehrern gehörte, ist doch äußerst ehrenvoll. Er sagt, nach Neanders Übersetzung: „er soll aus Eifer für Sittenreinheit zu hart in seinen Urtheilen gewesen seyn, und er pflegte, wie einer seiner genauesten Bekanten von ihm sagte, mehr dem Zorne sich hinzugeben, als sich vor irgend jemand zu scheuen; im Bewußtseyn seines tadellosen Lebens dachte er nicht daran, sich in Rücksicht der Folgen seiner Handlungen für die Zukunft sicher zu stellen; wegen der Einfalt seines Charakters gab er sich leicht jedem hin; er überließ sich gegen diejenigen, mit denen er zusammenkam, übermäßiger Freigebigkeit, und in seinen Lehrvorträgen ließ er es sich sehr angelegen seyn, zur Besserung seiner Zuhörer zu wirken; im Umgange aber wurde er von denen, die ihn nicht kanten, für hochmüthig gehalten" [72]). — Körperlich wird er nach einem Gemälde in Constantinopel so beschrieben: „modica statura, magno capite, ampla et rugosa fronte, oculis introrsum recedentibus, venustis tamen et gratiosis, pressis ob maciem genis, rara brevi et canescente barba" [73]).

Als **Prediger** gehört er zu den ausgezeichnetsten nicht seiner Zeit allein, sondern aller Zeiten. Alle seine Predigten bezogen sich auf das Heil der Zuhörer, und waren mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Lebens abgefaßt; alle können daher als Geschichtsdenkmale zugleich betrachtet werden. Ihre Wirksamkeit mußte um so stärker seyn, je mehr Leben und Lehre bei ihm in Harmonie und Einklang standen. Meistens arbeitete er sie sorgfältig vorher aus; einige enthalten augenblickliche Änderungen, andere sind ganz unvorbereitet gehalten. Man bemerkt überall die größte Sorgfalt in der Darstellung, obgleich ihm der Inhalt natürlich viel wichtiger war, als die Form. Er ist stets originell, ungemein reich an Ideen, und besaß die Fertigkeit, sie im verschiedenen Lichte zu zeigen, um ihre Faßlichkeit zu vermehren. Erlangt hat er dies alles durch das eifrigste Studium der heiligen Schrift, von der seine Predigten immer das Abbild sind. Immer geht er von ihr aus, und kehrt wieder zu ihr zurück, so daß man sieht, er hatte sie ganz in seine Sele aufgenommen, und sich zu eigen gemacht. Nichts kann man tadeln, als eine etwas zu üppige Fülle, zu großen Reichthum an Bildern; die aber immer wahr, nie an unrechter Stelle stehen. Da sie von Schnellschreibern nachgeschrieben wurden, sind sie meistens auf uns gekommen. Gegen tausend Homilien besitzen wir, und können daher sein Talent mit seinen Zeitgenossen bewundern. Sie beziehen sich auf die ganze heilige Schrift. Wir besitzen Homilien über das erste Buch Mosis, die Psalmen, die Römerbriefe, die Evangelien Johannis, und sehr viele andere, welche zugleich für die Erklärung dieser Schriften noch in unsern Tagen vielfach benutzt werden, und zu dem Besten gehören, was darüber vorhanden ist. Wiederholungen kommen in ihnen natürlich zwar vor, doch erscheint, was er sagt, immer in neuem Lichte [74]).

Als Schriftsteller haben wir ihn bereits kennen gelernt; seine Schriften sind alle christlich praktischen Inhaltes, und in der Zeit verfaßt, als er Mönch und Diakonus war, und nachher, als er in der Verbannung lebte. Wir haben die vorzüglichsten schon angegeben, und erwähnen nur noch die große Zahl herrlicher Briefe, die wir von ihm besitzen [75]).

71) Vergl. z. B. II, S. 10, 33, 38; aber dagegen auch S. 175 und 392. 72) Wir finden diese Ansicht des Sokrates auch bei Georgius und Suidas wiederholt. 73) Das Bild hat die Umschrift: „ὁ ἅγιος Χρυσόστομος· ἔχου τῶν πνευματικῶν· ὑπερορῶ τῶν βιωτικῶν.

74) Beurtheilungen über Chrysostomus als Prediger haben vorzüglich gegeben: Erasmus, Tom. III, p. 1344. Dupin, Biblioth. Ecclesiast. Tom. III, p. 38. Siehe, wie Gibbon über diese urtheilt, VIII, p. 43. 75) Wir können hier die einzelnen Homilien, Briefe und kleinern Schriften nicht vollständig angeben, und verweisen deswegen auf Fabric. Bibl. Gr. lib. V, c. 15, wo man die verlorenen und vorhandenen angegeben findet; auch die Homilien einzeln in alphabetischer Ordnung. Hier berühren wir nur noch einen einzelnen Punkt, hinsichtlich des Styls des Chrysostomus. Man hat ihn mit Demosthenes verglichen. Eine solche Vergleichung ist an sich unstatthaft. Aber wenn von Kraft und Einwirkung der Rede gesprochen wird, kann sie zugegeben werden. Die Mittel aber und Wege, deren sich beide bedienten, sind so verschieden, daß an eine äußere Ähnlichkeit gar nicht gedacht werden darf. Hinsichtlich der Darstellung sieht man recht deutlich, wie verschiedene Zeitalter Verschiedenes hervorbringen, und schön finden. Die Griechen von Chrysostomus Zeit waren ganz andere, als die Athener zur Zeit des Demosthenes. Daß einzelne Ausdrücke an Demosthenes erinnern, zeigt sein früheres Studium der heidnischen Redner; sonst nichts. Eine andere Sage verbindet ihn auf eine merkwürdige Weise mit Aristophanes, dem Komiker. Chrysostomus soll dessen Komödien gelesen, und aus ihnen die Kunst gewonnen haben, die Fehler und Gebrechen der Zeit zu rügen. Die ganze Sage scheint mehr von Freunden des Aristophanes, als des Chrysostomus auszugehen, ist aber jedenfalls ersonnen. Der Styl der beiden Männer ist so verschieden, als nur möglich. Einzelne übereinstimmende Redensarten können nichts beweisen. Daß er ihn gelesen, beweist J. Jensius in einer Anmerkung zu Lil. Gyrald. de historia poëtarum. p 383. durch Anführung der Stelle: „τοῦτο γοῦν τις καὶ τῶν ἔξωθεν κωμῳδῶν τὸν ἀντίδι–

Es bleibt uns nun nichts übrig, als die wichtigsten Ausgaben seiner Werke zu verzeichnen. Sie erschienen zuerst, aber nur unvollständig, lateinisch im Jahre 1503 zu Venedig in zwei Bänden bei Aldus; dann ebenfalls lateinisch zu Basel 1504, welche ehemals für die älteste Ausgabe gehalten wurde; ein Abdruck der Venediger, und ebendaselbst 1517 und 1522 wieder. Griechisch erschienen sie zuerst im J. 1529 in Verona in vier Bänden. Diese Ausgabe enthielt die Homilien auf die Paulinischen Briefe. Der Bischof Gibeot war für sie sehr thätig, Maximus Donatus begleitete sie mit einer Vorrede. Dann zu Eton 1612 bei J. Norton in acht Bänden von Heinrich Savilis besorgt, zuerst vollständig und sehr ausgezeichnet, und lange unübertroffen. Sie enthält die Homilien auf Genesis und Psalmen (1. Bd.), Matthäus und Johannes (2.), den Brief Pauli (3, 4.), verschiedene Art. (5.); andere Abhandlungen und Homilien und Briefe (6, 7.), noch einige andere Schriften und die Biographie des Chrysostomus, nebst Anmerkungen verschiedener Gelehrten. Zunächst erschienen griechisch und lateinisch die Homilien zum neuen Testament 1591 — 1603 in Heidelberg bei Commelin. Dann folgte eine pariser Ausgabe, besorgt von Fronto Ducäus. Zuerst wurden 6 Bände herausgegeben von 1609 — 1624 bei Friedr. Morell, dann 1633 die 6 folgenden Bände bei Carl Morell, und 1636 die ersten 6 Bände noch einmal gedruckt. Diese Ausgabe in 12 Bänden wieder abgedruckt in Frankfurt bei Wust 1698. Die beste Ausgabe der ganzen Werke ist aber von Montfaucon, welche dieser auf Befehl der Benedictiner in 13 Foliobänden zu Stande brachte. Paris 1738 [76]. (*Ranke.*)

CHUNI [1]), ein ugurisches Volk, welches samt einem andern ugurischen Stamm, Var genant, nach den byzantinischen Geschichtschreibern zufällig den Namen Awaren erhielt, und daher als Pseudoawaren vorkomt. Die Türken, welche sich bis an das kaspische Meer ausgebreitet hatten, brachten diesen beiden ugurischen Völkerschaften eine schwere Niederlage bei, und zwangen sie, sich ihnen zu unterwerfen. Viele von ihnen flohen, aus Liebe zur Freiheit, aus ihrem Vaterlande, kamen, nachdem sie lange umhergeirrt waren, zu den Alanen, und baten den alanischen Heerführer, sie dem byzantinischen Kaiser zur Unterstützung zu empfehlen. Der Heerführer der Alanen ließ sich dazu bewegen, und sandte seine und ihre Abgeordneten an den kaiserl. Statthalter in Lazica oder Mingrelien und nach Constantinopel. Der Kaiser gab ihnen Geschenke nebst bestimten Geldsubsidien, und trug ihnen auf, einige asiatische Völker von seinen Grenzen abzuhalten. Dieser Auftrag war ihnen willkommen. Sie überfielen sogleich die Sabiren und die Onoguren (ein hunnisches Volk), von welchen sie für die alten mächtigen Awaren gehalten wurden, weswegen sich beide unter ihr Joch beugten. Sie beschlossen, diesen Irrthum zu unterhalten, und gaben sich nun selbst für Awaren aus [2]). Nachher wanderten sie zu den kuturgurischen Hunnen jenseit des Flusses Don und zogen immer weiter nach Osten. Auf dem Wege maßen sie sich mit allen Völkern, auf die sie stießen, und endlich geriethen sie an diejenigen Alanen, die in Bessarabien standen, durch deren Bezwingung sie sich den Weg zum Übergang über die Donau bahnten. Ein gewisser Vorfall, der sich kurz zuvor zwischen den Wenden und donischen Hunnen zugetragen hatte, erleichterte ihnen den Zug und Übergang über die Donau [3]). Zabergan oder Zamergan, der Anführer der kuturgurischen Hunnen diesseit des Don, oder, wie andere Berichte anzudeuten scheinen, ein Chan der Sabiren, führte Kuturgurer und Wenden im Winter 559 über die zugefrorene Donau nach Scythien, Mösien, Thracien und bis vor Constantinopel. Der byzantinische Kaiser beschwerte sich bei Sandlich, dem ihm treuen Heerführer der Uturguren über seine Trägheit, und drohte ihm die Jahrgelder zu entziehen, wenn er nicht die Kuturguren durch Verheerung ihres Landes zum Rückzuge zwänge. Zu gleicher Zeit ging der alte Praefectus Praetorio Orientis, der

νον αὐτοῦ τέθεικε λέγων, θοιμάτιον καθεὶς ἄχρι τῶν σφυρῶν." Auch ist dies nicht zu verwundern, da er Libanius zum Lehrer und die Heiden studirt hatte; vergl. meine Abhandlung: de vita Aristophanis im ersten Bande des Aristoph. von Thiersch, p. LXXXI.

76) Vergl. Longuemann Tom I. p. 205. Außerdem verweisen wir vorzüglich auf Eberts allgem. bibliogr. Lexicon, I, p 325 ff., wo mit der gewohnten Genauigkeit die Ausgaben verzeichnet sind; und fügen noch Folgendes, zum Theil aus Ebert, hinzu: Chr. in omnes Pauli epistolas interpretatio (ed Bn Donatus). Veronae 1529. erste und schöne Ausgabe. Homiliae IV, ed. Ch. F. Matthaei. Misniae 1792. Tib Hemsterhus Oratt. Praefiguntur II. oratt. Ch in laudem Pauli cum versione Aniani, L. B. 1784. De educandis liberis, liber aureus, ex vetust. Mazarini codd Fr. Combefis interprete Par. 1656. Chr. Orazioni volgarizzate da Ant Fantoni, Ven. 1764. Trattati due della compunzione del cuore di Chr. Roma 1817. Predd. u kl Schrift. a. d Gr übersetzt m Abhandl u. Anmerk versehen v J A Cramer. Lpz 1748—51. 10 Bde. — Reden, üb das Evang des h Matth von J Mch Feder, Augsb 1786—88. Red üb. das Evang des h. Johannes, von Schneider 1788—89. 3 Bde. Nov Eclogae LII, stud. F. Matthaei Moskau u. Lpz 1807. Chr. Spiritus, s doctrin. moral. ex aureis operibus hui. S. P. coll. Augsb. 1770. Ch. Geist od. Andachten für alle Tage des Jahres. 2. Th. 1781

1) Nicht zu verwechseln mit Cuni (Kumanier, Kónok).

2) Theophil. Simocattes lib. VII. cap. 8. Die angegebene Veranlassung des angenommenen awarischen Namens scheint sehr unwahrscheinlich, zumal, da diese Pseudoawaren sich schon früher durch ihre Abgeordnete an den griechischen Kaiser für Awaren ausgegeben haben sollen. Gebhardi sagt daher in seiner Geschichte von Ungern Bd. I. S. 432: „Die Pseudoawaren waren Unterthanen der Türken, so wie die echten Awaren. Die Pseudoawaren gehörten zum Stamm der Uguren, und wurden doch von diesen für ein ganz fremdes Volk gehalten. Endlich die Pseudoawaren schickten als Awaren Gesandte an den griechischen Kaiser und bekamen dennoch erst nachher den awarischen Namen. Alles dieses widerspricht sich. Wie, wenn die Türken, die die Awaren besiegten, nicht, wie selbst Thunmann glaubt, vom Gebirge Altai, sondern aus dem turkomanischen Reiche gekommen wären? Dann wären die wahren Awaren da, wo ihre Nachkommen, die heutigen Avari, noch jetzt wohnen, von ihnen bezwungen worden, und die Pseudoawaren müßten Überreste der alten Awaren mit Ungern oder Barchumiten vermischt gewesen seyn. Damit wäre es allerdings möglich gewesen, daß die Uguren ihre Landsleute (vielmehr nur Stammverwandte. R.) für Awaren gehalten, und diese von zwei gleichmäßig giltigen Nationalnamen, die sie zuvor ohne Unterschied zugleich gebraucht hatten, dem awarischen den Vorzug gegeben hätten." Nach meiner Meinung löst sich der scheinbare Widerspruch am besten durch die Annahme, daß der Name Var des einen ugurischen Stammes die Verwechselung mit den Awaren, durch den gleichen Klang veranlaßt habe. (Vergl. Rommel unter Awaren.)

3) Agathias lib V.

tapfere Belisar, dem nächsten Haufen der Hunnen entgegen, und erfocht über sie einen glänzenden Sieg, der ihm den Neid aller kaiserl. Hofbeamten zuzog. Die geschlagenen Hunnen flohen zu dem zweiten Heere des Zabergan oder Zamergan, welcher sich zwar an die Donau zurückzog, aber trotz seiner Schwäche nicht eher Illyrien verließ, bis er vom Kaiser Geschenke oder ein Lösegeld für die Gefangenen, und ein eben so großes Jahrgeld, als Sandlich zu bekommen pflegte, ertrotzt hatte. Sandlich ergriff inzwischen die Waffen und empfing den Zabergan in seinem Lande mit solcher Tapferkeit, daß ihm alle Beute zu Theil wurde. Dieses Unglück schmerzte die Kuturguren so sehr, daß sie nicht eher aufhörten zu fechten, bis sie und ihre Feinde gänzlich vernichtet waren. Der Kaiser gewann durch diesen mörderischen Kampf zwar sehr viel, weil dadurch die ihm furchtbaren Kuturguren und Uturguren weggeschafft wurden; allein da die Pseudoawaren (die Chuni und Var) den Überrest an sich zogen, so ward die gebrauchte Statslist ihm durch die Folge schädlich. Sobald die Pseudoawaren im J. 563 die Donau erreicht hatten, schickten sie abermals Abgeordnete nach Constantinopel, und verlangten Land, welches sie sich selbst auswählen wollten, Waffen und Subsidien. Der Dux Justinus in Thracien warnte zwar den Kaiser Justinian, sich nicht zu übereilen, weil diese Pseudoawaren sehr raubgierig, schlau und arglistig wären, und dabei einen unerschrockenen Muth besäßen. Dieser Rath veranlaßte den Kaiser, die pseudoawarischen Gesandten lange aufzuhalten und dem Justinus insgeheim Befehl zu geben, ihnen die Waffen, die sie in Constantinopel gekauft hatten, abzunehmen. Der Kaiser wollte diesen Pseudoawaren die Gegend der Pannonia Secunda, die ehedem den Herulern gehört hatte, einräumen; allein sie waren geneigter, in Scythien, jenseit der Donau, zu bleiben, und nahmen einen Theil desselben, in der Moldau und in Siebenbürgen, den älteren Bewohnern ab. Justinus vollstreckte den Befehl des Kaisers Justinian, seines Oheims, und erregte durch Hinwegnehmung der Waffen bei ihnen eine große Abneigung gegen alle Römer. Dennoch unternahmen sie keine bedeutende Feindseligkeiten, so lange der Kaiser Justinian lebte [4]. (*Rumy*.)

CHUR, das **Bisthum**, gehört zu den ältesten in der Schweiz; denn es wird schon in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Keine gibt indessen Auskunft über den eigentlichen Stifter, woher es komt, daß der eine Schriftsteller [1]) sogar den Apostel Petrus ausdrücklich als solchen bezeichnet, während Andere sich damit begnügen, als ersten Bischof entweder einen gewissen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebenden Puritius oder den Asimo zu nennen, dessen Unterschrift bei der vierten calcedonischen Kirchenversamlung im Jahre 451 vorkommen soll [2]). Dem sey nun wie ihm wolle, immer sind die Schicksale des Bisthums Chur mit der rhätischen Geschichte innig verflochten und insbesondere mit der des Gotteshausbundes (la Chiaade de Dieu). Zu den Zeiten, wo es durch Käufe, Schenkungen, ja selbst Eroberungen mächtig geworden war, wo dessen Bischöfe Sitz und Stimme auf dem teutschen Reichstage hatten und sie sich in dieser Beziehung, seit 1710, Fürsten des heiligen römischen Reichs nanten [3]), übte dasselbe einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ganz Graubündten aus. Diese Macht blieb sich nicht zu allen Zeiten gleich. Es gab Augenblicke, in welchen sie ohne den ausdrücklichen Schutz des Gotteshausbundes noch tiefer herabgesunken wäre. Verschwendungen von Seiten der Bischöfe, der Verlust früherer Gerechtsame, die Reformation, unglückliche Fehden u. dgl. m. versetzten dem Ansehen und der Macht dieses geistlichen Hirten die empfindlichsten Wunden. Liegende Güter, selbst außerhalb Rhätiens [4]), Zölle, Bodenzinse, geistliche Gefälle, endlich das Münzrecht, über dessen Ursprung auch nichts Gewisses bekant ist [5]), bildeten die nicht unansehnlichen Einkünfte des dem Erzbischof von Mainz untergebenen Bischofs, dessen Kirchsprengel, mit Ausnahme von Puschlaf und Brusch, ganz Graubündten, einen Theil von Tyrol und einige italienische und schwäbische Ortschaften umfaßte. Außer dem Domcapitel zu Chur, dem er vorstand, hatte er daselbst eine eigene Hofhaltung [6]), so wie das Bisthum seine Erz- und Erbämter, deren hier nur gedacht wird, um anzuführen, daß die Erzherzöge von Östreich als Besitzer der Grafschaft Tyrol Erbmundschenke waren. Mit geringen Abänderungen währten diese Verhältnisse bis zur letzten schweizerischen Statsumwälzung. In den neuesten Zeiten ist der Sprengel des Bisthums anders begrenzt worden, indem, nach Auflösung der frühern Beziehungen des Bisthums Constanz zur Schweiz, die schweizerischen Stände Ury, Schwyz, Unterwalden [7]), Zug, St. Gallen, Thurgau und Appenzell J. R. sich an Chur angeschlossen haben, das jetzt auch ganz Graubündten mit alleiniger Ausnahme von zwei Pfarreien umfaßt, die unter das Bisthum Como gehören. Diese neue Begrenzung beruhet auf einer von den genanten Ständen, unter päpstlicher Genehmigung, mit dem Fürst-Bischof 1822 abgeschlossene Über-

4) Die ferneren Schicksale der Pseudoawaren s. unter den Artikeln: **Justinus, Priscus, Karl der Grosse, Pseudoawaren.** Vergl. den Artikel: **Awaren,** und die Werke von Thunmann (Untersuchungen zur Geschichte der östlichen Völker), Gebhardi, Engel, Feßler.

1) Siehe **Catalogus** oder ordentliche **Series** der Bischöffen zu Chur, so viel in Nachschlag der alten Geschrifften, Monumenten oder auß bewehrten Historien zu finden gewesen, von dem Hochwürdigen Fürsten und Herren, Herrn Johann, Bischoffen zu Chur, Herrn zu Groß-Engstingen ꝛc. zusammengezogen. Embs 1645. Nach Hallers Bibliothek der Schweizer-Geschichte III. No. 875 gehörte der Verfasser zu dem Geschlechte der Fluog von Aspermont.

2) Siehe J. C. Fäsi's Stats- und Erdbeschreibung der helv. Eidgenoßschaft. IV. S. 136. H. L. Lehmann: Die Republik Graubünden. I, 92. 138—147. Ildephons Fuchs, Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften. St. Gallen 1805. II, 34. No. 6. 3) Siehe J. C. Füeßlins Stats- und Erdbeschreibung der schweiz. Eidgenoßschaft III, 181. 4) Siehe Salomon Vögelin: das alte Zürich. Zürich 1829. S. 47 und 199 (114.). 5) G. E. von Hallers Schweizerisches Münz- und Medaillenkabinet. II. Bisthum Chur. S. 308—337. 6) Helvetischer Calender fürs Jahr 1797. Zürich bei Geßner. Regirungs-, Kirchen-, Kriegs- und Literar-Etat. S. 101. 7) Schweizerische Jahrbücher. Aarau 1823. I. S. 423—427. Meyer von Knonau's Abriß der Erdbeschreibung und Statskunde der Schweiz S. 68. Schweizerische Monats-Chronik. Zürich 1823. S. 170.

einkunft [8]). Seit 1823 führt der letzte den nachstehenden Titel: Se. hochfürstliche Gnaden der Bischof zu Chur und St. Gallen, Herr zu Fürstenburg und Fürstenau, infulirter Propst zu Wischerade nächst Prag, Prälat des Königreichs Böhmen [9]) u. s. w., weil das neu errichtete Bisthum St. Gallen [10]) dergestalt mit dem zu Chur vereiniget worden ist, daß er, so viel thunlich, die eine Hälfte des Jahres in der einen, die andere aber in der andern Diözese residiren muß, und von den beiden im übrigen ganz geschiedenen Domcapiteln gewählt wird. Das Domcapitel zu Chur bestehet aus residirenden und auswärtigen Domcapitularen [11]). Zu den ersten gehören der Dompropst, der Domdechant, der Domscholasticus, der Domcustos und der Thesaurarius oder Dom-Sextar; zu den Andern ernent Schwyz zwei, Ury einen und jeder Landestheil von Unterwalden (Obwalden und Nidwalden) einen Domherrn aus ihrer Landesklerisei. Dafür entrichten aber auch diese Stände einen jährlichen Beitrag von 1600 Gulden zur bischöflichen Mensa (Tische). Der Bischof besitzt, wie in dem Artikel Chur (Thl. XVII. S. 169) gesagt ward, in Chur den bischöflichen Hof (la Cuorth). Er hat daselbst ein bischöfliches Seminar, in St. Gallen einen General-Vicarius und bischöfliche Commissarien in den übrigen Diözesenstaten. Über seine Einkünfte sind die Angaben zu verschieden, um hier eine kritische Aufzählung derselben versuchen zu wollen. Ob dem Gotteshausbunde, wie er es von jeher behauptet, die Kastenvogtei und das Schirmrecht über das Bisthum ausschließlich zustehe, darüber scheinen zwar die Stimmen getheilt, doch übt der große Rath des Kantons Graubündten die Oberherrlichkeit des States über dasselbe aus [12]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CIGALA, I. Sinan genant (eigentlich Scipio), Pascha und Generalcapitain der türkischen Flotte, geb. 1549, stamte aus Sicilien und gerieth 1561 in türkische Gefangenschaft, in welcher er, um frei zu werden, den mohammedanischen Glauben und den Namen Sinan annahm, worauf er in türkische Militärdienste trat und in kurzem avancirte. Als türkischer Feldherr trug er viel zum Siege in der Schlacht von Erlau (Eger) in Ungern im J. 1596 bei. Er wurde im J. 1599 Pascha, aber im J. 1604, wegen einer in Persien verlorenen Schlacht, auf Befehl des Sultans Achmed zu Brusa strangulirt. In der Geschichte von Ungern wird seiner mehrmals erwähnt.

8) Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen Frankfurt 1815. Bd. III. S. 113. 166. Schweizerisches Museum 1816. Henke's öffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft S. 329. 9) Regimentsbuch der XXII. Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft. Schaffhausen 1829. S. 179. 10) Die diesfallsige päpstliche Bulle vom 2. Juli 1823 ist in einer teutschen Übersetzung abgedruckt in J. J. Zollikofers Samlung der gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze und Verordnungen des Cantons St. Gallen. St. Gallen 1826. S. 79. 11) Ihre Anzahl wird ganz verschieden angegeben. Das Regimentsbuch nent deren 9; Lutz vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. 1827. II. S. 10 sagt, es wären 15 an der Zahl, Andere behaupten dagegen, das Dom-Capitel habe 24 Domherrn. 12) S. Kreisschreiben des großen Raths an die Gemeinden vom 12. Juli 1824, abgedruckt in der schweizerischen Monats-Chronik. Zürich 1825. S. 131.

II. Johann Michaël, ein Renegat, geb. zu Tergowischt in der Walachei, wurde von dem walachischen Woywoden Matthias mit dessen Residenten nach Constantinopel geschickt, trat nach dem Tode seines Gönners zur mohammedanischen Religion über, und reiste dann unter dem Namen Mohammed-Bey durch mehre europäische Länder und gab sich für den Sohn des Pascha Scipio oder Sinan Cigala und einer Tochter des Sultans Achmet, und für den gewesenen Pascha von Palästina, Karamanien, Magnesia und Trapezunt und Generalissimus der türkischen Truppen in der Nähe des schwarzen Meeres, aus. In Polen wurde er am Hofe mit Güte überhäuft und machte einen Feldzug gegen den Sultan Mohammed mit, und in Rom erhielt er vom Papste ansehnliche Geschenke. Im J. 1670 begab er sich Paris und von da nach England, wo er endlich als Betrüger entlarvt wurde. (*Rumy.*)

CILICIA wurde von den Römern, *Κιλικία* von den Hellenen die Landschaft Kleinasiens genant, welche zwischen dem Gebirge Tauros im Westen und Norden, dem Amanos im Osten, dem mittelländischen Meere im Süden, welches dort eben den Namen kilikisches Meer und issischer Meerbusen erhielt, eingeschlossen, der Insel Kypros gegenüber liegt. Strabon [1]) und nach ihm Stephanos [2]) von Byzantion unterscheiden ein Kilikien außerhalb und innerhalb des Tauros — *Κιλικία ἡ ἔξω τοῦ Ταύρου καὶ ἡ ἐντὸς τοῦ Ταύρου* [3]) — und verstehen unter dem letzteren eine Provinz — *στρατηγία* — Kappadokiens um das Gebirge Argäos, mit der Hauptstadt Mazaka [4]). Unter dem ersteren aber ist das so eben beschriebene zu verstehen, und dieses theilten die Alten wieder ein in das Hochland — *τραχεῖα*, aspera — und das flache Land — *πεδιάς*, campestris. Doch bezieht Stephanos den Ausdruck *τραχεῖα* zugleich auf das angrenzende Isaurien, wie auch andere [5]). Das Hochland nun fängt Strabon westlich bei der Stadt Korakesion an und setzt ihm gegen Osten seine Grenze beim Flusse Lamos; von dort bis zur Stadt Issos bezeichnet er darauf den Küstenstrich bis an die Tauros-Kette mit dem Namen des flachen Kilikiens. Der Periplus geht etwas weiter gegen Westen und nimt dort den Fluß Melas als Grenze an. Plinius nent den Melas die alte Grenze Kilikiens. Ptolemäos und Skylax rechnen Korakesion noch zu Pamphylien; Pomponius Mela aber fängt Kilikien

1) Str. XIII p. 668 2) Steph. s. v. *τραχεῖα*. 3) Über den Ausdruck überhaupt s. Strab. XI. p. 491. 4) Strab. XII. p. 535. 538. Dieses Kilikien meint auch Herodotos (I, 72.) bei der Beschreibung des Laufes des Halys. 5) So nach ihm Eustath. ad Iliad. II, 633. — Nicht anders Flor. III, 6., welcher Isauros ipsa arx Ciliciae nent und Epit. Liv. 93: P. Servilius in Cilicia Isauros domuit. — Ammian. Marc. XIV, 8. verbindet Isaurien völlig mit Kilikien. Denn wenn er gleich sagt: ejusque (Ciliciae) lateri dextro adnexa Isauria, so läßt er dann wieder den Kalykadnos mitten durch Isaurien fließen und spricht von Seleukeia und Klaudiopolis auf gleiche Weise, als von zwei Städten Isauriens. — Der Grund hievon liegt zum Theil wol in der gleichen Beschaffenheit der beiden Landschaften und in derselben Lebensweise ihrer Bewohner, zum Theil fingen wirklich schon zu Ammianus Zeit die Isaurer an, das Hochland Kilikien zu überschwemmen, und so ging der Name Isaurien allmälig auf diese Gegend über.

beim Vorgebirge Anemurion an; Artemidoros bei der Stadt Kalenderis, und rechnet von dort bis zu den syrischen Thoren (der Ostgrenze Kilikiens) 1260 Stadien [6]. Ptolemäos [7]) theilt das Land in noch kleinere Theile, wie sie denn wol zu seiner Zeit, da das ganze Land unmittelbar unter der römischen Herrschaft stand, der Verwaltung wegen bestehen mochten; es sind folgende von Westen nach Osten: Selentis, Ketis, Dalasis, Charakine, Lamotis, Lakanitis, Bryelike, und das eigentliche Kilikien — Cilicia propria. Der letztere Ausdruck für den des flachen Kilikiens entstand ohne Zweifel, seitdem die Römer auch das Hochland zur Provinz machten.

Die Länge der ganzen Küste wird von den Alten nicht angegeben; doch findet sich bei Strabon die Bestimmung einzelner Strecken nach Stadien, als von der pamphylischen Grenze bis zum ersten Vorgebirge Anemurion 820 Stadien und von da bis Solö 500, nach Artemidoros aber betrug die Entfernung von den syrischen Thoren bis Kelenderis, welches zwar westlich über Solö hinauslag, 1260 Stadien. Nach solchen Angaben und den neueren Charten kann man die ganze Länge auf etwa 60 geogr. Meilen annehmen. Die Breite des Landes war unstreitig sehr ungleich, auch scheint überhaupt im Tauros gegen Isaurien, Lykaonien und Kappadokien keine scharfe Grenze bestanden zu haben. Strabon gibt uns nur an einer Stelle die Breite des Landes an; von der kilikischen Grenze bis Tarsos wären 120 Stadien, und von da bis zur Mündung des Kydnos nicht mehr als 5 Stadien; dabei hat er aber nicht den Abstand von der Mündung des Flusses bis zur Meeresküste, d. h. das sogenante Rhegma oder die Lagunen, in denen der Kydnos mündete und die wenigstens eine solche Ausdehnung hatten, daß Tarsos für keine Seestadt galt, mitberechnet. Die Länge dieses Rhegma wird aber von dem Periplus auf 70 Stadien angegeben. Somit würde die ganze Breite sich auf 195 Stadien oder 5 geogr. Meilen belaufen. Dies scheint nun aber auch das geringste Maß der Breite zu seyn, und man darf an anderen Orten wol an 15 Meilen annehmen. Danach betrug also der Flächeninhalt gegen 600 Q. Meilen. Die jetzige osmanische Provinz Itschil (Cilicia) umfaßt zwar gegen 800 Q. Meilen, doch breitet sie sich auch über die Grenzen des alten Kilikien aus.

Nach dem Zeugnisse des Herodotos [8]) erhielt das Land seinen Namen von dem Phöniker Kilix, Agenors Sohn. Daß ein König Kilix in Kilikien geherrscht habe und vom Zeus überwunden sey, hatte auch Diodoros [9]). Auf ähnliche Weise behauptet Josephos [10]), die Stadt Tarsos habe ihren Namen von Tarsos, dem Enkel Japhets, erhalten. Bochart [11]) will daher nach seiner Art den Namen aus dem phönikischen חלָּקִים = challekim oder challukim ableiten und auf das steinigte Kilikien beziehen. — Unsere Hauptquelle bleibt Herodotos, welcher zu dem schon Angeführten hinzusetzt: vor Alters — τὸ παλαιὸν — hätten die Kiliker Hypachäer — Ὑπαχαιοί — geheißen. Mehr glauben wir nicht zu bedürfen, um uns zu überzeugen, daß in den ursprünglichen Kilikern ein dem pelasgisch-hellenischen verwandter Volksstamm angenommen und Mannerts [12]) Ansicht, daß diese Verwandtschaft erst von den Hellenen zu Alexanders Zeit erfunden sey, verworfen werden müsse. Kiliker erwähnt schon Homeros [13]) und läßt sie in der thebäischen Ebene am Fuße des Berges Plakos wohnen; somit besaßen sie die Küste von Adramyttion bis zum Kaikos, und waren Nachbarn der Leleger, die ihnen nordwärts um Assos herum wohnten. Sie waren in zwei Herrschaften getheilt, in die des Eetion und die des Mynes, mit den Hauptstädten Thebä und Lyrnessos [14]). Strabon erklärt sich deswegen ausdrücklich dahin, daß diese homerischen Kiliker eines Stammes wären mit dem später so genanten Volke [15]), und stützt sich auch darauf, daß man an der pamphylischen Küste zwischen Phaselis und Attalia noch die Spuren der Städte Thebä und Lyrnessos zeige [16]), wobei er auch das Zeugniß des Kallisthenes anführt. „So nent auch Plinius [17]) noch Cilices Mandacadeni, welche unter der Jurisdiction von Adramyttion standen. Ferner beruft sich Strabon auf das aleische Gefilde Ἀλήιον πεδίον — dessen auch schon Herodotos VI, 95. in Kilikien erwähnt. — Nicht anders ist es mit den Homerischen Arima — τὰ Ἄρειμα ὄρη — ; Xanthos und Demetrios von Skepsis [18]) setzten dieselben in die Landschaft Katakekaumene in Mysien, und das wol nicht ohne Grund. Poseidonios aber hielt das εἰν Ἀρίμοις für den Namen eines Volks, und schloß nun auf Aram und Aramäer, und hielt daher Syrien für die von Homeros bezeichnete Gegend [19]). So versündigte man sich schon in frühester Zeit an den einfachen Sagen der Vorwelt.

Aber noch mehr Spuren der alten Kiliker finden sich in der später nach ihnen benanten Landschaft. Die Homerischen Keteier saßen in der Landschaft Elaitis am Kaikos zwischen den Kilikern und Pelasgern [20]); auch noch in dem spätern Kilikien hieß eine Landschaft Ketis. Hieher gehören die Sagen vom Amphilochos, der mit dem Mopsos und Kalchas von Troja zu diesen Küsten gekommen sey [21]); so ist es mit dem korykischen Gebirge, welches sich auch in Lydien der Insel Chios gegenüber findet; und ausdrücklich wird behauptet, daß Solö von Achäern und Rhodiern, Tarsos von Argivern gegründet sey [22]);

6) Strab. XIV. p 670. 7) Ptolem. V. 8. 8) Herod. VII, 91 vergl. mit Apollod. III, 1. und Hygin. fab. 178. 9) In Euseb. praep. evang II, 2. — Diod. ed. Wessel. T. II. p. 634. 10) Ant. Jud. I, 6. vergl. damit Steph. Byz. s. v. Ταρσός, der den Josephos jedoch nur wegen der aspirirten Schreibart des Namens citirt. Josephos kann aber überhaupt in solchen Dingen keine entscheidende Quelle für uns seyn, wie denn auch Stephanos sich um seine Ableitung weiter nicht bekümmert. 11) Chanaan I, 5.

12) Geograph. 6. Th. 2. Abth. S. 37. 13) Iliad. VI, 396. 415. 14) Strab. XIII. p. 611. 15) XII. p. 572. 16) XIV. p. 667. Damit zu vergleichen, was Herodotos (VII, 91.) über die Abkunft der Pamphyler sagt. 17) H. N. V, 32. Es wird auch wirklich in der not. episc. prov. Hellesponti p. 27 in Mysien ein Ort Mandacada aufgeführt. (Nach Harduins Note.) 18) Str. XII. p. 579. XIII. p. 626. Diod. V, 71. 19) Strab. XVI. p. 784. vergl. p 750. Die Hauptstelle bleibt XIII. p. 626. — Eustath. ad Il. II, 782. Der Scholiast zu Äschylos Prometheus v. 351. läßt den Typhon in Kilikien geboren, in Sicilien aber gezüchtigt werden. 20) Strab. XIII. p. 616. 620. 678. 21) Strab. XIV. p. 668. 676. Herod. VII, 91. 22) Strab. XIV. p. 671. 673. Daruber unten

und eine Stadt desselben Namens fand sich auch noch später in Bithynien. Übrigens soll mit dieser Annahme nicht geläugnet werden, daß in Kilikien nicht auch Barbaren vom syrischen Volksstamm saßen und wol hauptsächlich das Gebirge einnahmen, wie sich denn auch die Bewohner des eigentlichen Hochlandes immer wesentlich unterschieden von denen des Flachlandes.

Von der Beschaffenheit des Bodens im flachen oder eigentlichen Kilikien macht Xenophon eine glänzende Beschreibung [23]. Er versichert, die Ebene sey groß, schön und bewässert, sie sey voll von Bäumen aller Art und von Weinstöcken, bringe viel Sesam, Hirse (panicum miliaceum L.), Schwaden (panicum Italicum L.), Weizen und Gerste hervor. Ein steiles und hohes Gebirge umschließe sie allenthalben von einer Seite am Meere bis zur anderen. Mit ihm stimmen überein Dioboros, Curtius und Ammianus Marcellinus [24].

Kilikiens Erzeugnisse im Pflanzenreiche scheinen sich am meisten ausgezeichnet zu haben, denn aus dem Thierreiche führt Aristoteles [25] nur Ziegen an, welche in jenem Lande wie Schafe geschoren würden — also die angorische Ziege. Unter jenen ist der Safran am bekantesten geworden [26]. Der kilikische Rosinenwein stand nur dem kretischen nach [27]. Auch lieferte das Land den besten Ysop [28] und daher auch den besten Ysopwein zu medicinischem Gebrauche [29]. Die Granatäpfel gediehen in Kilikien gut, und hatten bei Solö keine Kerne [30]. Dort, wie auf Kreta und am Haliartos, fand sich der Styraxbaum (Styrax officinalis) [31]. Auch die Smilax (Smilax aspera L.) wird von Plinius vornehmlich Kilikien zugeschrieben, wiewol sie sich auch in Hellas fand [32]. Die kilikischen Feigen findet Plinius wenigstens der Erwähnung werth [33]. Bei Issos bauete man eine Art Zwiebeln, die gleich den sardinischen für die weißesten gehalten wurden [34]. Ferner wurde das kilikische Irinum (eine wohlriechende Salbe aus der Iris Florentina) vornehmlich gelobt [35]. Endlich wuchs auf den kilikischen und peisidischen Bergen das beste Teukrion oder Hemionion, ein wirksames Heilkraut, welches entweder Grammitis Ceterach oder Scolopendrium hemionitis zu seyn scheint [36]. — Aus dem Mineralreich lassen sich nur gute Wetzsteine nennen [37], doch scheinen sie nicht zu den feinsten gehört zu haben. Außerdem fand man in Kilikien eine asphalthaltige Erde, womit man die Weinstöcke bestrich und gegen Ungeziefer schützte [38].

Gebirge. An den westlichen Küsten Kleinasiens, zwischen den Flüssen Mäandros, Hermos, Sangarios, erheben sich Gebirgszüge von mäßiger Höhe und verschiedenen Namen, nehmen eine östliche und südöstliche Richtung und vereinigen sich bei den Quellen des Mäandros und Sangarios. Dieser rauhe Gebirgsknoten, höher als seine Arme, nördlich begrenzt durch den Halys, östlich durch den Kalykadnos, erhielt bei den Alten den Namen Tauros. In dem Bereiche dieses Gebirgsknotens lagen die Landschaften Peisidien, Isaurien und das Hochland Kilikien. Bei dem Kalykadnos zieht sich der Tauros wieder zusammen, setzt seine Richtung gegen Osten fort, entsendet nördlich einige Flüsse zum Halys, südlich die kilikischen zum Mittelmeer und theilt sich bei den Quellen des Pyramos, nachdem er das Flachland Kilikien gegen Norden umzogen hat, in zwei Arme. Der eine von demselben zieht sich gegen Nordost und nimt den Namen Antitauros an, der andere wendet sich gegen Südost und Süden und hieß Amanos. An Höhe übertrifft der erstere den letzteren, und steht in Verbindung mit den armenischen und kaukasischen Gebirgen, aber an Rauhheit scheinen beide sich gleich geblieben zu seyn [39], und besonders schroff ist die Abdachung gegen Süden. Aus manchen Schilderungen von diesem Gebirge bei den Alten möchte man es für ein Alpen-Gebirge halten; das ist es aber nach einzelnen Bemerkungen alter Schriftsteller und neuerer Reisenden durchaus nicht, sondern nur so viel geht aus ihnen hervor, daß es zwar sehr rauh und voller Klippen und wilder Thäler, jedoch nur in den Wintermonaten mit Schnee bedeckt ist und sich wol nicht über 6000 Fuß erhebt. Strabon [40] spricht von Hochebenen, welche fruchtbar und tauglich für Öl- und Weinbau wären, und welche gute Viehtriften hätten. Die Anhöhen selbst waren mit Waldung aller Art bedeckt. Strabon [41] berichtet ferner, daß auf der Bergkuppe Olympos das gleichbenante Raubschloß des Zeniketos gelegen, und daß man von dort aus eine Aussicht über ganz Lykien, Pamphylien und Peisidien gehabt habe. Am deutlichsten beweisen aber die verschiedenen Heerzüge über den Tauros, daß derselbe kein Eisgebirge war.

Da nämlich das eigentliche Kilikien ringsum von der taurischen Gebirgskette eingeschlossen war und durch dasselbe die Hauptstraße von dem westlichen Kleinasien nach Syrien und Mesopotamien führte, so waren drei Hauptpässe [42] in jener Gebirgskette im ganzen Alterthume bekant und in strategischer Rücksicht von hoher Bedeutung. Der erste dieser Pässe führte von Kappadokien aus gen Süden zur Stadt Tarsos am Flusse Kydnos. Nach Strabon [43] nahm die Gebirgsstraße nördlich in der Land-

eine weitere Erörterung. 23) Xen. anab. I, 2, 22. 24) Diod. XIV, 20. Curt. III, 4. Ammian. XIV, 8. 25) Arist. h. anim. VIII, 28. Auch könte man den Bandwurm hier nennen, von welchem die Kiliker häufig gelitten haben sollen. Theophr. h. pl. IX, 20. Plin. XXVII, 12. 26) Plin. XXI, 17. prima nobilitas Cilicio (croco) et ibi in Coryco monte. Dioscor. I, 25 Theophr. h. pl. VI, 6. mit Sprengels Anmerkg. 27) Plin. XIV, 11. 28) Plin. XXV, 87. XIV, 19. Dioscor. III, 30. V, 50. 29) Colum. XII, 35. 30) Theophr. h pl II, 2. caus. pl. I, 9. 31) Dioscor. I, 79. Strab XII p. 570. Plut. Lysand. 28. 32) Plin. XVI, 63. Theoph. h. pl. III, 18. Dioscor. IV, 144. 33) Plin. XVI, 49. 34) Theophr. h pl. VII, 4. Plin. XIX, 32. 35) Plin. XXI, 19. Theoph. caus. pl. VI, 18. Diosc I, 1. Athen. XV. p. 486. Strab. XII. p. 571. 36) Plin. XXV, 20. Dioscor. III, 151. 152. vergl. Sprengel zum Theophr. S. 389. 37) Plin. XXXVI, 47.

38) Theophr. Fr. de lapid. 49. Dioscor. V, 181. Strab. VII. p. 316. 39) Strabon berichtet mit vieler Genauigkeit über das Tauros-Gebirge — XIV. p. 651. XI. p. 520. 666; Ausdehnung desselben XI. p. 490; Amanos XII. p. 535; die höchsten Gipfel des Tauros gibt er bei den Solymern an I. p. 21. XII. p. 569. 40) Strab. XII. p. 570. 41) Strab. XIV. p. 671. 42) So viele erwähnt Curtius III, 4. 43) Strab. XII. p. 537.

schaft Tyanitis ihren Anfang; damit ist aber für die genaue Bestimmung dieser Straße nichts gewonnen. Xenophon [44]) erzählt, Kyros der Jüngere sey nach Ikonion, der letzten Stadt Phrygiens gekommen, sey von da durch Lykaonien 30 Parasangen — ungefähr 22 Meilen — weiter gezogen und habe die Gegend den Hellenen zur Plünderung Preis gegeben. Von dort (also offenbar am Ende der 30 Parasangen, von einem ungenanten Orte aus; vielleicht war es auch nur ein Lager) entsendete Kyros die ihn begleitende kilikische Königin Epyaxa auf dem kürzesten Wege nach Kilikien und gab ihr den Heertheil des Menon (nach Anab. I, 2, 6. waren es 1500 Mann) mit. Kyros aber zog mit dem Hauptheer noch 25 Parasangen weiter und kam nach der Stadt Dana, welche groß und wohlhabend genant wird. Von hieraus suchte er durch die Gebirgspässe in Kilikien einzudringen. — Die Schwierigkeit für die Bestimmung der Straße liegt in Folgendem: daß nirgends eine Stadt Dana in Kappadokien genant wird und doch soll sie bedeutend gewesen seyn; daß aber Strabon in der Landschaft Tyanitis, welche nach seiner Angabe vor den kilikischen Gebirgspässen lag, nur drei Städte, Tyana, Kastabala und Kybistra anführt, und zwar nachdem er zuvor von den Landschaften Kappadokiens behauptet hat, nur zwei von ihnen hätten Städte und davon sey Tyanitis die eine. Man darf also annehmen, daß jenes Dana für dieses Tyana zu halten sey. Denn daß Tyana die Metropole der Landschaft war, beweist ihr Name schon; dazu ließ Kyros in Dana einen königlichen Statthalter hinrichten, und nach Strabon XII. p. 539 fand sich auch noch in der Gegend von Tyana ein *στρατόπεδον τοῦ Κύρου*.

Es entsteht ferner die Frage, weshalb Kyros nicht ebenfalls auf dem kürzesten Wege und also in Begleitung der kilikischen Königin in Kilikien eindrang, da sie doch beide ihre Richtung auf Tarsos nahmen und wohin, eben des kürzeren Weges wegen, die Königin fünf Tage eher kam. Kyros kam erst in 4 Märschen bis Dana, rastete dort 3 Tage, versuchte den Übergang über das Gebirge und wartete einen Tag am Fuße desselben auf den Abzug des kilikischen Königs. Für den Durchzug durch den Engpaß — bei einer Ausdehnung von 20 Stadien — darf man wieder einen Tag rechnen; zu dem Zuge abwärts bis Tarsos — 25 Parasangen — wurden nach Xenophon 4 Tage gebraucht. Kyros hatte also von dem Orte aus, wo er sich von der Königin trente, wenigstens 13 Tage gebraucht, wenn man für den Marsch von Dana bis an das Gebirge und für den Rasttag daselbst nur einen Tag rechnet. Von diesen 13 Tagen würden 9½ Marschtage gewesen seyn. Die Königin kam 5 Tage eher als Kyros nach Tarsos, sie muß also 8 Tage zu ihrem Zuge gebraucht haben und doch war sie auf dem kürzesten Wege entsendet. Sie hatte zwar auch neben ihrer eigenen Bedeckung von Kilikern und Aspendiern [45]) noch 1500 Mann Hellenen bei sich, welches ebenfalls auffallend erscheinen konte, allein diese Mannschaft kann doch nimmermehr in Vergleich mit dem Hauptheer des Kyros gestellt werden.

Diese Umstände mögen Reichard bestimt haben, die Königin sich schon in Ikonion vom Kyros trennen und nach Pamphylien wenden zu lassen. Dabei bleibt aber unbegreiflich, wie sie dann in 8 Tagen nach Tarsos kommen konte, und ferner bleibt es sogar ungewiß, ob es zu der Zeit auch eine Heerstraße durch das Hochland Kilikien, welches sie durchziehen mußte, gab. Alexandros wenigstens kam nur bis zur Stadt Aspendus und zuletzt schon auf gefahrvollen Wegen. Ferner rechnet Reichard die 30 Parasangen, welche Kyros von Ikonion aus durch Lykaonien marschirte, nicht zur ganzen Summe mit, sondern setzt auf seiner Charte hinzu: ab Iconio Cyrus circumduxit exercitum 30 parasangis in Lycaonia praedandi causa. Das kann aber schwerlich in den Worten Xenophons liegen: *Ἐνθεῦτεν διελαύνει διὰ τῆς Λυκαονίας σταθμοὺς πέντε παρασάγγας τριάκοντα. Ταύτην τὴν χώραν ἐπέτρεψε διαρπάσαι τοῖς Ἕλλησι, ὡς πολεμίαν οὖσαν.* — Mannert dagegen will in dem ptolemäischen Tanadara, später Cocusus oder Cocusum genant, des Xenophon Dana wieder erkennen. Dieser Ort muß aber auf der Ostseite des Flusses Pyramos gesucht werden, und liegt also für die gegebenen Maße viel zu weit östlich. Aber auch angenommen, Kyros sey wirklich durch das Thal des genanten Flusses in Kilikien eingedrungen, so hätte er den Weg vom Pyramos über den Saros zum Kydnos bei seinem Marsche von Tarsos nach Issos zum zweitenmale machen müssen, welches doch von dem Augenzeugen Xenophon schwerlich unbemerkt geblieben wäre.

Unsere Ansicht ist nun diese: 1) da Kyros die Königin außer ihrer eigenen Bedeckung noch von 1500 Mann Hellenen begleiten ließ, so hatte er dabei keine andere Absicht, als dem kilikischen Könige eine Diversion zu machen, die auch nicht ohne Erfolg blieb, besonders da sich zugleich auch die Flotte des Kyros an den kilikischen Küsten zeigte. Deshalb übereilte auch Kyros seinen Marsch nicht, und rastete am Fuße des Gebirges einen Tag. 2) Läßt sich daraus, daß der kilikische König den Paß, durch welchen Kyros mit dem Hauptheer eindrang, selbst besetzt hielt, schließen, daß dies wirklich auch der Hauptübergang war. Denn besetzt muß wol der andere Paß auch gewesen seyn, denn bei dem Übergange der Königin gingen zwei Compagnien — *λόχοι* — von Menons Heertheil verloren [46]). 3) Wenn die Königin mit ihrer viel geringeren Mannschaft den kürzesten Weg nach Tarsos einschlug, und doch nur höchstens 2 Tage weniger zu ihrem Marsche gebrauchte, als Kyros mit dem Hauptheere auf großem Umwege, so muß jener kürzere Weg um so beschwerlicher gewesen seyn. — Wir glauben daher das Thal des Flusses Kydnos, an dessen Mündung Tarsos lag, für die Straße, welche die Königin einschlug, nehmen zu müssen. Kyros aber scheint uns weiter gegen Osten durch das Thal des Flusses Saros gezogen zu seyn, der bei weitem größer als der Kydnos im Antitauros entspringt und sich einen Durchbruch durch den Tauros, Kilikiens Grenzgebirge, erzwungen hat; wogegen der Kydnos seinen Ursprung nur auf dem Tauros nimt. Die Itinerarien haben auf jener großen Straße die Orte Podandos und Mopsukrene, deren Lage aber anderweitig nicht zu bestim-

44) Xen. anab I, 2, 19. 45) Xen. anab. I, 2, 12.

46) Xen. anab. I, 2, 25.

men ist, doch hat Ptolemäos das letztere dem Saros näher. Der Paß selbst wird uns von Xenophon, Diodoros, Herodianos und Curtius [47]) also geschildert: er war sehr steil, zwischen hohen, nicht zu übersteigenden Felsen, enge (nach Curtius konten kaum 4 gewappnete Männer neben einander gehen), doch fahrbare Heerstraße — *ὁδὸς ἁμαξιτός* — 20 Stadien lang (doch wol nur die beschwerlichste Stelle) und durch Mauern, die mit Thoren versehen waren — *αἱ Κιλίκιαι πύλαι*, — gegen feindliche Angriffe gesichert. Seine militärische Wichtigkeit war unstreitig schon sehr frühe erkant; so versichert Strabon [48]), Tyana liege an der stark befestigten Schanze der Semiramis, welche zur Deckung dem Passe mag vorgelegt worden seyn. Das beste Zeugniß von der Schwierigkeit des Passes hat aber Alexandros abgelegt, versichernd, der Feind würde sein Heer mit Steinen haben todt werfen können, wenn er die Höhen gehörig besetzt hätte. Alexandros nämlich betrat ohne Zweifel dieselbe Straße, wie er denn auch gleichfalls zuerst nach Tarsos kam. Das läßt sich daraus entnehmen, daß er zuvor nach dem Lager des Kyros kam, welches Arrianos [49]) richtiger als Curtius auf den jüngeren Kyros bezieht, von wo er noch 50 Stadien bis zum Engpasse hatte. Zum Dritten schlug der Kaiser Severus diesen Weg ein, als er gegen den Pescennius Niger auszog.

Aus Kilikien führten nun wieder hinaus zwei andere Pässe [50]), der eine gegen Süden nach Syrien, der andere ostwärts nach Kommagene und zum Euphrates. Der erste ist der wichtigere und komt bei den alten Schriftstellern unter dem Namen *αἱ Συρίαι πύλαι* vor [51]). Er lag zwischen der Stadt Issos, der Grenzstadt Kilikiens nach dieser Seite hin und der Stadt Alexandreia (jetzt Scanderoun). Der andere Paß führte durch das Amanos-Gebirge und erhielt daher seinen Namen [52]); schwieriger aber ist es seine Lage zu bestimmen. — Hieher gehört des Arrianos Erzählung von dem, was der Schlacht bei Issos vorausging. Alexandros war durch Issos und die syrischen Pässe gezogen; Dareios umging ihn auf seiner rechten Seite, drang durch die amanischen Pässe in Kilikien ein, besetzte Issos und hob dort das Lazareth der Makedoner auf, und schnitt überhaupt den Alexandros von seiner Rückzugslinie und seinem Rückhalt ab. Dieser Marsch war offenbar mit Verstande angelegt, allein er wurde ohne denselben ausgeführt, indem Dareios mit seiner Hauptmacht in Kilikien eindrang und die Entscheidung in den Engen suchte. Daß sich aber Alexandros so umgehen und hintergehen ließ, ist sehr auffallend, und sein Glück ist bei diesen Ereignissen mehr zu bewundern, als seine Feldherrntalente. — Aus diesem Berichte wird uns die Lage beider Pässe gegeneinander ziemlich deutlich gemacht; wenden wir uns also zuerst zu dem syrischen Passe. Am vollständigsten beschreibt ihn Xenophon [53]); neben ihm ist Kallisthenes, als Augenzeuge des Treffens bei Issos, Hauptquelle [54]). — Südlich vor Issos drängt sich ein schroffes Gebirge [55]) mit unersteiglichen Felsen — *πέτραι ἠλίβατοι* — hart an das Meer und gestattete an zwei Stellen nur einen schmalen Durchgang. An diesen beiden Stellen standen zu Xenophons Zeit zwei Kastelle, das eine an der kilikischen, das andere an der syrischen Seite; ihre Entfernung von einander betrug 3 Stadien. Zwischen beiden floß der Fluß Kersos, gegen 100 Fuß breit. Der Durchzug durch diese Enge mußte daher an sich schon für ein Heer überaus schwierig seyn; dazu beherrschten die Kastelle die ganze Küste [56]). Deshalb zog auch der jüngere Kyros seine Flotte dort an sich, um nöthigenfalls diese Festen umgehen lassen zu können. Das Schlachtfeld nun, wo Alexandros siegte, lag zwischen Issos und dem Passe; dort nämlich zieht sich das Gebirge weiter vom Meere zurück und es entsteht eine Thalebene am Meere, die nach Kallisthenes nur 14 Stadien breit war. Sie wurde vom Flusse Pinaros [57]) durchflossen, hinter welchem Dareios seine Stellung nahm. Schwieriger ist die Lage der Stadt Issos zu bestimmen, von welcher alles übrige abhängt. Bisher fand man sie auf den Charten an dem nördlichen Winkel des issischen Meerbusens; auf Niebuhrs Charte [58]) ist alles südlicher gerückt und Reichard nimt daher den Ort Orseler auf jener Charte für Issos, und so scheint es bei genauer Vergleichung allerdings zu seyn. Bei den Alten finden sich übrigens keine an sich entscheidende Stellen, und so muß alles den Untersuchungen neuerer Reisenden überlassen bleiben.

Was nun den Paß durch den Amanos betrifft, so hat Strabon [59]) zwar die Lage dieses Gebirgszuges deutlich genug beschrieben, wenn er ihn einen Arm des kilikischen Tauros nent, der sich von Kataonien aus gegen Osten und Süden an dem kilikischen und syrischen Meere ausdehne, und somit den Meerbusen von Issos und das flache Kilikien bis zum Tauros umschließe; allein eine genaue Bestimmung der Lage und Richtung des Passes ist aus seinen Worten nicht zu gewinnen. Aus den Berichten über die Schlacht bei Issos und Cicero's [60]) Er-

47) Xen. I. 1. Diod. XIV, 20. Herod. III, 3. Curt. III, 4. 48) Strab. XII. p. 537. 49) Arrian. II, 4. vergl. damit Strab. XII. p. 539., und was schon darüber beigebracht worden ist. Mannert läßt den Alexandros demungeachtet eine andere Straße betreten. 50) Cic. ad div. XV, 4. duo sunt aditus in Ciliciam ex Syria, quorum uterque parvis subsidiis propter angustias intercludi potest. 51) Bei Strabon nur *πύλαι, ὅριον Κιλίκων τε καὶ Σύρων*. Bei Cassios Dion (74, 7.) *Κιλίκειοι πύλαι*. 52) *Ἀμανίδες πύλαι* Strab. Callisthen. — *Ἀμανικαὶ πύλαι* Arrian. Ptolem. Curtius.

53) Anab. I, 4, 4. Damit stimt Diodoros (14, 21.) im Ganzen überein; aber 17, 32. ist er weniger genau. 54) Polyb. XII, 17. Dazu vergl. Arrian. II, 6. und Curt. III, 8. Plutarchos im Leben des Alexand. (c. 20.) ist ungenügend und erläutert die Sache nicht. 55) Diodoros nent es unrichtig Libanon, vielmehr wurde es das pierische Gebirge genant, und ist unstreitig ein Zweig des Amanos. So hieß denn auch die dort gelegene Stadt Seleukeia zum Unterschiede von anderen gleich benanten Städten, die Pierische. 56) Auch Pococke (Th. 2. S. 252 ff.) beschreibt die Gegend ziemlich genau. 57) Strabon (14. p. 676.) nent ihn fälschlich Pindos; alle: Kallisthenes, Arrianos, Stephanos, Curtius haben Pinaros; Plutarchos durch Schreibfehler Pindaros. — Man nimt den heutigen Fluß Mahersy für denselben, so wie man den Merkes für den Kersos hält. 58) Am Ende des zweiten Theils der Reisebeschreibung; die Erläuterung derselben sollte im dritten Theile nachfolgen. 59) Strab. XII. p. 535. 60) Cic. epp. ad Att. V, 20. ad. div. XV. 4. 61) Strab. XIV. p. 676. *Μετὰ δὲ Μαλλὸν Αἰγαῖαι πολίχνιον ὕφορμον ἔχον· εἶτ' Ἀμανίδες πύλαι ὕφορμον ἔχουσαι, εἰς ἃς*

wähnung jenes Passes geht hervor, daß derselbe seitwärts von Issos, und wie es scheint nordöstlich davon in geringer Entfernung, gesucht werden müsse, denn Dareios kam nach seinem Übergange über das Gebirge sogleich nach Issos. Doch kann man nach Strabon [61]) wieder nicht annehmen, daß die Straße, auf welcher dieser Paß lag, bei Issos ihren Anfang genommen habe, sondern vielmehr bei Ägää. Dieser Ort muß aber nördlich oder nordwestlich von Issos gelegen haben, und man möchte glauben, daß er an der Stelle lag, wo man auf den bisherigen Charten Issos fand, also an dem innersten Winkel des issischen Meerbusens. Nur so läßt sich Strabon verstehen, denn dann würde die Straße des amanischen Passes bei Ägää auf die große Heerstraße, welche von Ägää auf Issos führte, gestoßen seyn und der Paß in der oben angenommenen Lage gegen Issos bestehen können. Setzt man aber Ägää an die westliche Seite des Meerbusens, wie gewöhnlich geschieht, so müssen entweder beide Straßen zusammenfallen oder der amanische Paß muß ungebührlich weit von Issos entfernt werden. Ein großer Übelstand liegt darin, daß uns nirgends gesagt wird, zu welcher Stadt die Straße dieses Passes führte. Mannert nimt Samosata am Euphrates dafür an, und will dies aus der peutingerschen Tafel schließen; allein dieselbe ist gerade in Kilikien verwischt und verdorben, und daher mit überzeugender Gewißheit nichts aus ihr zu entnehmen; die Itinerarien aber haben dort keine Straße. Es mag also seyn, daß zu einer Zeit unter der römischen Herrschaft in jener Gegend eine Heerstraße bestand [62]); zu Cicero's Zeit scheint es wenigstens noch keine Hauptstraße gewesen zu seyn, woraus sich denn schließen ließe, wie Alexandros sie nicht beachtete. Nothwendig wurde sie vielleicht den Römern durch die parthischen Kriege, und daher möchte man glauben, daß sie in Augustus Zeit oder doch bald nach ihm gebahnt wurde.

Flüsse. Die 8 Flüsse, welche in Kilikien namhaft gemacht werden, folgen von Westen gegen Osten in dieser Ordnung auf einander: der Arymagdos, Kalykadnos, Lamos, Kydnos, Saros, Pyramos, Pinaros und Kersos.

1) Der **Arymagdos** — *Ἀρύμαγδος* — wird vom Ptolemäos allein genant, der ihn zwischen dem Vorgebirge Anemurion und der Stadt Arsinoe hat.

τελευτᾷ τὸ Ἀμανὸν ὄρος. Wie hier den amanischen Pässen ein Hafen beigelegt werden kann, ist nicht zu begreifen. Denn wären diese Pässe unmittelbar am Meere gewesen, also daß ein Ankerplatz neben ihnen seyn konte, so würden sie ja offenbar auf derselben Straße, die zu den syrischen Pässen führte, gelegen haben und mit diesen zugleich erwähnt worden seyn. Ich wage es daher in jener Stelle Strabons eine Versetzung der Worte vorzuschlagen, welche wegen der Ähnlichkeit der Ausdrücke nicht zu gewagt scheint: *μετὰ δὲ Μαλλὸν, πολίχνιον, ὕφορμον ἔχον, Αἰγαῖαι, ὕφορμον ἔχουσαι· εἶτ' Ἀμανίδες πύλαι, εἰς ἃς κ. τ. λ.* — Mannert sucht sich dadurch zu helfen, daß er zwei verschiedene amanische Pässe annimt, den einen, durch welchen Dareios in Kilikien eindrang, nordöstlich von Issos und den anderen an der nördlichen Spitze des issischen Meerbusens. Allein des letzteren thut kein Schriftsteller Erwähnung, und Xenophon ist doch in seinem Berichte so sehr genau und schreibt als Augenzeuge. 62) Vgl. Cass. Dion. 48, 41.

2) Der **Kalykadnos** — *Καλύκαδνος* — von einigen auch Kalydnos genant [63]), scheint seinen Ursprung, wenn Olivier [64]) wirklich seinen Weg an ihm hinnahm, in den nördlichen Theilen der Kette des Tauros zu nehmen; er mündete östlich nahe bei dem sarpedonischen Vorgebirge [65]). Bei Seleukeia trug er eine Brücke, und hatte Wasser genug, um schiffbar zu seyn [66]). Für die Teutschen hat der Fluß eine traurige Denkwürdigkeit erhalten durch das Bad, welches in seinen Fluthen dem großen Kaiser Friedrich dem Ersten den Tod brachte [67]).

3) Der **Lamos** — *Λάμος* — also von Ptolemäos und Stephanos [68]), von Strabon aber fehlerhaft Latmos genant [69]), mündete westlich unweit Solö, und Strabon macht ihn zur Grenze von Hoch-Kilikien. Die Länge seines Laufes ist nach den Angaben der Alten nicht zu bestimmen. Reichard läßt ihn vom Argäos-Gebirge herabkommen, wonach er bei weitem der größte Fluß Kilikens seyn würde. Allein als solcher scheint er von den Alten nicht genug ausgezeichnet zu seyn.

4) Der **Kydnos** — *Κύδνος* — entspringt in dem Tauros, wo er die nördliche Grenze des eigentlichen Kilikiens bildete [70]), und hat nur einen Lauf von 125 Stadien; er floß reißend durch ein tiefes Thal [71]), hatte ein klares und kaltes Wasser; Bäder in demselben hielt man gegen Gicht und Podagra für heilsam. Indeß hätte sich Alexandros, weil er erhitzt in dem eisigen Flusse badete, beinahe den Tod zugezogen. Übrigens durchfloß der Kydnos die Stadt Tarsos und zwar neben dem Gymnasion vorbei, wo er nach Xenophon 2 Plethren d. h. nicht völlig 190 Pariser Fuß breit war. Er mündete 5 Stadien unterhalb der Stadt in den Lagunen — Rhegma genant — welche der Stadt zum Hafen dienten.

5) Der **Saros** — *Σάρος* — entspringt im Antitauros, also in der alten Landschaft Kataonien, floß dann durch die Stadt Komana, darauf durch die Thäler des Tauros und das Flachland-Kilikien [72]) neben der Stadt Adana hinweg, und mündete 120 Stadien von der Mündung des Pyramos. Er war bei Adana, denn dort führte die Straße über ihn, 3 Plethren oder 284 Pariser Fuß breit [73]). An seiner Mündung erlitt die Flotte des syrischen Königs Antiochos durch Sturm einen großen Verlust [74]).

6) Der **Pyramos** — *Πύραμος* — in früheren Zeiten Leukosyros genant [75]), ist der größte Fluß Kilikiens, so daß ihn Abulfeda sogar dem Euphrates vergleicht [76]). Er entspringt ebenfalls in Kataonien auf einer Ebene,

63) Steph Byz. s. v. Ὑρία. 64) Thl 3. S. 377 ff. 65) Strab XIV, p. 670. 66) Amm. Marcell. XIV, 2. Basil. de Thecla. 1. 67) Vgl. Bünau's Leben Friedr. S. 334 und die dort angeführten Quellen. 68) Steph. s. h. v. nach der Lykiaka des Alexandros; doch weicht er von Ptolemäos in der Benennung der umliegenden Landschaft ab, die er anstatt Lamotis (Ptolem.) Lamusia nent. 69) Strab. XIV, p. 671. 70) Strab. XIV, p. 673. Arrian. II, 4. 71) *Ταχύ* ohne Zweifel bei Strabon anstatt *τραχύ* wegen Eustath. ad Dionys. v. 869, der in allem übrigen den Strabon ausgeschrieben hat. 72) Strab XII, p. 535. 73) Xen. anab. I, 4. 74) Liv. XXXIII, 41. App. Syr. 4. 75) Steph. Byz. s. h. v. 76) Abulfed. tab. Syr. p. 153.

fließt eine Zeitlang unter der Erde fort, komt dann wieder mit großer Heftigkeit hervor und hat sich durch die Felsen des Tauros einen Durchbruch erzwungen, der, nach der Versicherung der Alten, so enge war, daß ein Hund oder Hase über das ausgerissene Thal hinwegspringen konte. Daher hörte man schon aus der Ferne das Brausen des Stromes wie Donnergekrach [77]. Da, wo die große Straße über ihn hinführte, war er ein Stadion oder 569 Pariser Fuß breit ist [78]. Seine Richtung von Norden gen Süden veränderte er im flachen Kilikien und wendete sich etwas gegen Westen. Übrigens führte er viel Schlamm und Sand mit sich zum Meere und so entstanden an seiner Mündung Sandbänke und Untiefen, die sich bis zur Mündung des Saros erstreckt zu haben scheinen [79]. Daher war folgender Orakelspruch auf ihn im Munde des Volks:

Einst wird kommen die Zeit, da Pyramos wirbelnde Fluthen
Durch des Gestad's Anhäufung zur heiligen Kypros gelangen.

7 und 8) Der **Pinaros** und **Kersos** flossen, wie schon erwähnt ist, zwischen Issos und den syrischen Päffen. Der erstere, der durch den Sieg der Makedoner über die Perser bleibenden Ruhm gewonnen hat, hatte steile Ufer, die aber dem entschlossenen Sturm der makedonischen Phalanx nicht wehren konten [81]. Vielleicht hörte beim Pinaros der Name des Gebirges Amanos auf, und galt von dort bis zur Mündung des Orontes die Benennung Pierios. — Der Kersos war nach Xenophon ein Plethron oder 94 Pariser Fuß breit.

Vorgebirge. Von Westen nach Osten reihen sich folgende Vorgebirge an einander: der Kragos-Felsen, das erste Anemurion, Mylas, Sarpedon, das erste Zephyrion, der Felsen Pökile, das zweite Anemurion, Korykion, das zweite Zephyrion, Ammodes, und Januaria. — **Kragos** war ein vorspringender schroffer Felsen [82], östlich von der Stadt Selinus. Der Periplus bezeichnet ihn als eine Feste, doch ohne einen Namen anzugeben. Nach Ptolemäos aber lag eine Stadt auf demselben, Antiocheia — *Ἀντιόχεια ἐπὶ Κράγῳ* — später auch die isaurische Antiocheia oder mit dem Zusatze Lamotis benant. An den Kragos schloß sich der Berg **Andriklos** über der Stadt Charadrus (wahrscheinlich eins mit dem 30 Stadien landeinwärts liegendem Androkos des Periplus) und die felsichte Küste **Plataniftos** an. Darauf folgt das erste Vorgebirge **Anemurion**, 350 Stadien von dem kyprischen Vorgebirge Krommyon entfernt. Die Entfernung von der pamphylischen Grenze bis Anemurion gibt Strabon auf 820 Stadien, und von dort bis Sols auf 500 Stadien an. — Livius [83] erwähnt ein Vorgebirge **Nephelis** und Ptolemäos eine Stadt gleiches Namens. Mannert und Reichard setzen dieselbe auf die äusserste Spitze von Anemurion. Dagegen streitet offenbar bei Livius das *id quoque* der zweiten Parenthese. Auch führt Ptolemäos Nephelis als Küstenstadt der Landschaft Selentis auf, dagegen er Anemurion zum Bezirk Ketis zieht. Danach muß Nephelis westlich unweit Anemurion angenommen werden. Außerdem werden bei dem Vorgebirge Anemurion noch zwei Städte genant, nämlich von Plinius und Skylax [84]) die Stadt Anemurion, von Strabon, Stephanos und Mela [85]) die Stadt Nagidos. Mannert und Reichard halten sie für verschiedene Städte und mögen sich auf Skylax stützen, der aber nicht Nagidos hat [86]). Unter so bewandten Umständen muß es unentschieden bleiben, ob es nicht Namen für eine und dieselbe Stadt sind.

Das Vorgebirge **Mylas** mit einem Städtchen gleiches Namens nent nur der Periplus und bezeichnet es 160 Stadien westlich vom Vorgebirge Sarpedon. Plinius nent nur eine Stadt Myle [87]). — Westlich vom Sarpedon gibt Ptolemäos noch ein **Aphrodisias** an, welches als Ort auch bei Livius und Diodoros [88]) vorkomt; und Plinius hat ein promontorium et oppidum Veneris; Skylax: *λιμὴν Ἀφροδίσιος*. Also scheint die Sache außer Zweifel zu seyn.

Das Vorgebirge **Sarpedon** *) bildet mit dem Vorgebirge Zephyrion einen Meerbusen, in dessen innerstem Winkel der Kalykadnos mündet [89]). Allein da Strabon in der Folge, nachdem er über die Stadt Seleukeia Bericht erstattet hat, fortfährt: auf den Kalykadnos folgt — aus dem Zusammenhang ergibt sich, ostwärts — der Felsen Pökile, so haben Neuere, durch Vergleichung des Ptolemäos, gezweifelt, daß das Vorgebirge Zephyrion jenen Meerbusen auf der Ostseite schließe. Indeß folgt Danville ganz dem Strabon, und nimt man nur an, daß Strabon, anstatt Zephyrion zu nennen, den Kalykadnos genant hat, welches entweder aus Übereilung oder sogar mit Absicht geschehen konte, denn der Kalykadnos gilt ihm offenbar für den wichtigeren Punkt, so steht alles im besten Zusammenhange. Ein Irrthum in Rücksicht des Namens Zephyrion ist bei Strabon durchaus nicht anzunehmen, da er, S. 671 gegen Ende, wiederholt: *εἶτα Ζεφύριον ὁμώνυμον τῷ πρὸς Καλυκάδνῳ*. — Historische Merkwürdigkeit hat die Küste um den Kalykadnos durch den Frieden des Antiochos mit den Römern erhalten, worin festgesetzt wurde, daß jener nicht über das Vorgebirge des Kalykadnos hinaussegeln sollte — *ἐπὶ τάδε τοῦ Καλυκάδνου ἀκρωτηρίου* [90]).

77) Strab. XII, p. 636, vergl. auch Tzetz. ad Lycophr. v. 440. 78) Xen. l. l. 79) Strab. I, 52. XII, p. 536. Eustath. ad Dionys. v. 867. 80) Strab. l. l. 81) Arrian. II, 10. 82) Strab. XIV, p. 669. 83) Liv. XXXIII, 20: Rhodii legates ad regem miserunt Nephelida (promontorium Ciliciae est, inclitum foedere antiquo Atheniensium) und weiter unten in demselben Capitel hat er: superato Anemurio (promontorium id quoque Ciliciae est).

84) Plin. V, 22. Scyl. p. 46. ed. Gron. 85) Strab. XIV, p. 670. Mel. I, 13. Auch Münzen kommen vor mit der Inschrift *Ναγιδέων* oder *Ναγιδικόν*. — Eckhel. doctr. num. I, 3. p. 61. 86) Die Stelle lautet also: *Ἀνεμούριον ἄκρα καὶ πόλις . . . Ναμαὸς πόλις καὶ νῆσον ἔχει*. Wenn die Stelle nur nicht lückenhaft ist. 87) Vielleicht die Stadt *Μυλαῶη* in der notit. eccles. Isaur. hieher. Nach Harduins Note. 88) Liv. XXXIII, 20. Diod. XIX, 64. *) Mela hat die Sage erhalten, nach welcher dieses Vorgebirge dem Reiche des troischen Helden Sarpedon die Grenze setzte. 89) So ohne Bedenken nach Strab. XIV, p. 670. 671. 90) Polyb. XXII, 26. Liv. XXXVIII, 38. App. Syr. 39.

In der Nähe jenes ersten Vorgebirges Zephyrion, doch östlich davon, nent Strabon den Felsen Pökile, in welchen Stufen eingehauen waren, die nach Seleukeia am Kalykadnos führten — sicherlich doch von der Küste zu, um einen Umweg durch das Innere des Landes zu vermeiden. Der Periplus nent den Felsen auch, und in der Nähe den Hafen Kalon Korakesion, also mochte zur leichteren Verbindung der Stadt mit diesem Hafen jener Fußweg in den Felsen gehauen seyn. — Etwas weiter östlich muß das zweite Vorgebirge Anemurion nach Strabon gesucht werden; und seine Worte: εἶτ' Ἀνεμούριον ἄκρα, ὁμώνυμος τῇ προτέρᾳ lassen an der Richtigkeit seiner Angabe nicht zweifeln. Mannert glaubt, daß Strabon es mit dem eben angeführten Zephyrion verwechsele, oder daß dieses vielleicht zweierlei Namen gehabt habe, und er scheint also auf die beiden angeführten Zusätze Strabons, wodurch er sich gegen Vorwürfe der Selbsttäuschung verwahrt, keine Rücksicht genommen zu haben. — Darauf folgt dann das korykische Vorgebirge, bekant genug durch die 20 Stadien davon entfernte und wegen ihres vortrefflichen Safrans im Alterthume gepriesene korykische Höhle. Nach Strabons [91]) umständlicher Beschreibung war sie ein rings geschlossenes, rauhes Felsenthal, dessen Höhen umher mit Waldung und dichtem Gestrüpp bewachsen waren. In demselben war aber auch eine Grotte mit einer Quelle klaren und reinen Wassers, welches unter dem Namen Bitterwasser bekant war und sich wieder unter der Erde verlor.

Das zweite Vorgebirge Zephyrion lag nach der peutingerschen Tafel 13 Millien östlich von der Stadt Solö, nach Strabon in der Nähe von Anchiale, also wol ziemlich in der Mitte zwischen den Flüssen Lamos und Kydnos. — Das von Mela allein genante Vorgebirge Ammodes nimt Mannert an der Küste zwischen den Flüssen Saros und Pyramos an, und er hat wol Recht, wenn man aus dem Namen selbst und den Angaben von Versandung jener Küste schließen darf. — Endlich nent der Periplus noch die Landspitze zwischen den Städten Mallos und Ägää das Vorgebirge Januaria; es schloß also den Meerbusen von Issos auf der nordwestlichen Seite.

Städte Kilikiens. Folgen wir dem Strabon [92]), so ist gegen Westen Korakesion die erste Feste von Hoch-Kilikien, auf schroffen Felsen gelegen, einst Waffenplatz des Diodotos mit dem Beinamen Tryphon (144—139 vor Chr. Geb.), der in Syrien einen verderblichen Bürgerkrieg anfachte. Ptolemäos nent es fehlerhaft Korakension und er, wie Skylax, rechnen es noch zu Pamphylien. Fest war der Ort gewiß, denn nach Livius (33, 20) hielt er allein sich lange gegen Antiochos. Auf Korakesion folgte Sydre oder Syedra [93]) — Σύεδρα — scheint ein unbedeutender Ort gewesen zu seyn, der nur wie so viele andere an jener

91) Strab. XIV, p 670. 671. Mela I, 13. Steph. Byz. s. v. Κώρυκος. 92) Strab. XIV, p. 668. 93) Das Letztere bei Steph., Ptolem. und Hierokles.

Küste als Feste einigen Ruf hatte [94]). Danach Hamaxia — Ἀμαξία — auf einer Anhöhe gelegen mit einem Hafen, aus welchem Handel mit Schiffbauholz getrieben wurde, besonders mit Cedern, woran die Umgegend reich war. Daher schenkte M. Antonius diesen District der Kleopatra zum Schiffsbau [95]). Die Bergfeste Laertes — Λαέρτης — (im Periplus Laergos) nent Strabon allein; Plinius, Ptolemäos und Hierokles haben dagegen ein Jotape — Ἰωτάπη.

Darauf läßt Strabon Selinus — Σελινοῦς — folgen und nent es unrichtig einen Fluß, da er selbst es doch späterhin [96]) als Stadt behandelt, welche 1000 Stadien von Kypros entfernt sey. Es war eine Seestadt auf einer Anhöhe, und der Hauptort des ganzen westlichen Districts im Hochlande, Selentis genant. Als der Kaiser Trajanus dort gestorben war, führte sie den Namen Trajanupolis [97]); bei dieser Gelegenheit führen sie das Chron. Paschal. und Eusebios mit dem Zusatz τῆς Σελευκίας auf, hergenommen von der damaligen Hauptstadt Isauriens. Von Selinus lag 210 Stadien östlich Antiocheia am Kragos, später mit dem Zusatz das Isaurische. Darauf Charadrus — Χαραδροῦς — eine Feste am Berge Andriklos mit einem Hafen. Zwischen diesem Orte und Kalenderis hat Skylax noch den Hafen Seton — Σητόν — und die Orte Salon — Σάλον — und Myus — Μυοῦς — (Plinius Myanda?), wahrscheinlich kleine Seeorte. Östlich vom ersten Vorgebirge Anemurion folgten nach Strabon: Nagidos — Ναγίδος [98]) —, Arsinoe — Ἀρσινόη —, Melania — Μελανία — und Kelenderis — Κελένδερις. Arsinoe mit einem Landungsplatze scheint seinem Namen nach eine ägyptische Anlage zu seyn [99]). Bekanter ist die feste Stadt Kelenderis mit einem Hafen geworden [100]), nach der peuting. Tafel 22 Millien westlich von Seleukeia. Mela nent es eine samische Colonie; Apollodoros [1]) behauptet, es sey vom Sandakos, Urenkel des Tithonos erbaut worden. — Darauf läßt Strabon Holmö — Ὅλμοι [2]) — folgen. Skylax hat Ὄανοι, πόλις Ἑλληνίς — doch wol derselbe Ort. Die Einwohner von Holmö zogen in der Folge nach Seleukeia.

Seleukeia — Σελεύκεια — hieß früher Olbia und Hyria [3]), und beweist damit ihren hellenischen Ursprung. Der König Seleukos Nikator erweiterte sie und benante sie nach seinem Namen [4]). In der Folge erhielt sie verschiedene Beiwörter, um sie von den vielen Städten gleiches Namens zu unterscheiden — τραχεῖα κατὰ τὴν Ἰσαυρίαν oder τῆς Ἰσαυρίας [5]) oder πρὸς Καλυ-

94) Flor. IV, 2. Lucan. VIII, 259. In deserto Ciliciae scopulo. 95) Strab. l. l. 96) XIV, p. 682. 97) Dion. 68, 33. Eutrop. VIII, 5. mit Tzschucke's Bemerkungen. 98) So schreibt den Namen Stephanos. 99) Außer Strabon haben sie auch Ptolem. und Stephanos. 100) Tac. ann. II, 80. Joseph. A. J. 17, 5. 1) Apollod. III, 14, 3. 2) So p. 663, aber p 670 Ὅλμος. cf. Steph. Byz. s. h. v. Plin. hat Holmoe und Holmia. 3) Steph. Byz. s. v. Σελεύκεια und Ὑρία. 4) Vgl. außer Steph. a. a. O. auch Eustath. (ad Iliad. II, v. 496) nach welchem Steph. zu emendiren ist. 5) Epiphan. haeres. 73, 23. 25.

κάθνῳ, wie auf Münzen. Die Stadt war sehr volkreich und erhielt sich rein vom Einfluß der rohen kilikischen und pamphylischen Sitten der umwohnenden Landbewohner. Berühmt war der dortige Tempel des sarpedonischen Apollon mit einem Orakel [6]. Unter ihren Bürgern findet Strabon den Athenäos und Xenarchos, zwei Peripatetiker seiner Zeit, der Erwähnung werth. Seit dem vierten Jahrhundert, als sich die Isaurer über das ganze Hochland ausgebreitet hatten, war sie die erste unter den isaurischen Städten. Als solche wird sie häufig von den Kirchenschriftstellern genant und Ammianus [7] gibt ihr das Prädicat „der Städte Mutter" — Metropolis, — und versichert, daß in ihr eine Besatzung von drei Legionen liege. In der mittleren Zeit komt sie unter dem Namen castrum Seleph vor, wo Kaiser Friedrich der Erste am 10. Juni 1190 starb.

Achtzehn Millien östlich von Seleukeia traf man nach der peuting. Tafel auf Korykos, welches Strabon nur als Vorgebirge, andere Schriftsteller aber auch als Stadt aufführen [8], Plinius und Mela legen ihr auch einen Hafen bei. Bedeutend scheint sie indeß erst unter den römischen Kaisern geworden zu seyn [9]. In der späteren Zeit wird sie Curco genant, und ihre weitläufigen Ruinen sollen ihre ehemalige Größe beweisen. — Nach der peuting. Tafel lag 20 Millien weiter gegen Osten in der Nähe der Mündung des Lamos die Insel und Stadt Eläussa — Ἐλαιοῦσσα [10] — ganz nahe dem festen Lande, so daß Stephanos [11] sie eine Chersonesos nennen kann. Ihre Gründung verdankte die Stadt dem kappadokischen Könige Archelaos, als er Herr von Hoch-Kilikien geworden war; er machte sie zu seiner Residenz. Dem römischen Kaiser zu Ehren nante er sie Sebaste [12].

Die erste Stadt im Flachlande war Solö — Σόλοι, latein. Soloe; gewöhnlich zugenant: Κιλίκιοι [13], zum Unterschiede der gleichnamigen Stadt auf Kypros. Nach Strabon war sie von Achäern und Lindiern von der Insel Rhodos gegründet, und er weiß nichts von der fabelhaften Beziehung ihres Ursprungs auf den Athenäer Solon, von welcher viele der Alten geschrieben haben [14]. Mit Strabon übereinstimmende Nachricht findet sich bei Polybios [15]: die Rhodier erbaten vom römischen Senat die Freiheit ihrer stammverwandten Stadt, des kilikischen Solö, denn sie wären beiderseits Abkömlinge der Argeier. — Solö lag an der See, östlich von der Mündung des Lamos [16]. Die Stadt muß wohlhabend gewesen seyn, sonst hätte sie wol Alexandros, weil sie die Partei der Perser gehalten, nicht mit 200 Talenten brandschatzen können [17]. Sie ward in der Folge, so wie noch eilf andere hellenische Städte in jenen Gegenden, durch den Tigranes von Armenien verwüstet und entvölkert [18]; aber wieder bevölkert und zu neuem Glanze erhoben durch Pompejus Magnus nach Beendigung des Seeräuber-Krieges [19]. Seitdem führte sie den Namen Pompeiupolis — Πομπηϊούπολις — latein. Pompejopolis. Unter ihren Bürgern zeichneten sich der Stoiker Chrysippos, der Komiker Philemon und der Astronom Aratos aus; des letzteren Grabmal in Solö erwähnt Mela. — Von ihr wurde auch der grammatische Ausdruck Solöcismus hergeleitet, weil nämlich ihre ursprünglich hellenischen Bewohner durch den Umgang mit den Barbaren ihre Sprachrichtigkeit in der Wortverbindung [20] verloren hätten. Jedoch beruht die Ableitung dieses Ausdrucks keinesweges auf festem historischen Boden, und schon die alten Grammatiker waren nicht einig darüber [21].

Etwas westlich vom Flusse Kydnos, nicht weit vom Meere entfernt, lag Anchiale — Ἀγχιάλη — bei Arrian Anchialos. Nach Aristobulos [22] war dort eine steinerne Bildsäule des Sardanapalos, welche die Finger der rechten Hand, in der Stellung des Schnippchenschlagens hielt, mit der assyrischen Unterschrift: Sardanapalos, der Sohn des Anakyndaraxes, habe Anchiale und Tarsos an einem Tage erbaut. Dieser Angabe soll eine Empfehlung aller physischen Genüsse angehängt seyn, mit der Bemerkung, daß das Übrige nicht so viel werth sey — nämlich als ein Schnippchen. Chörilos übersetzte diese Inschrift folgendermaßen:

Wohl dir bewußt, daß sterblich du bist, erhebe die Sele
Stets beim festlichen Mahl; nicht bleibt nach dem Tode Genuß dir.
Denn auch ich bin Asche, der mächtigen Ninos Beherrscher;
Das nur ist mein, was einst ich verschlang und geschwelgt und in Wollust
Freuden genoß; doch all' diese Herrlichkeit blieb mir dahinten.
Dies allein ist den Menschen die weiseste Lebens-Vermahnung.

Daß Anchiale zu einer großen Stadt angelegt, oder es wirklich einst war, bewiesen zu Alexandros Zeit Umfang

6) Zosim. I, 57. 7) Amm. Marcel XIV, 2. 8) Steph., Ptolem., der Periplus und Münzen bei Eckhel. Vgl. auch Oppian. III, 208. 9) Steph. Byz. s. v. Κώρυκος und Σεβαστή. die Lage der letzteren Stadt bezeichnet er nach der ersteren, also bekanteren. 10) So schreibt Steph. und Strabon XII, p. 537; so findet es sich auf Münzen. Allein XIV, p. 671 schreibt Strabon Ἐλεοῦσα. cf. Oppian III, 209. 11) Steph. Byz. s. v. Σεβαστή. 12) Steph. l. l. Joseph. A. J. 16, 4. 13) Polyb. XXII. 7. Plin. l. l. 14) Diogen. Laert. vit. Solon., Euphorion bei Stephanos, Eustath. ad Dionys. v. 875. An einer andern Stelle kehrt Eustath. (ad Iliad. p. 1332 ed. Rom.) die Sache um: Solon habe seinen Namen von Solö erhalten. Plutarchos (vita Sol. 26) behauptet, Philokypros ein Fürst auf Kypros, habe dem Solon zu Ehren die Stadt Äpeia nach seinen Namen Solö genant. Der Verfasser der vit. Arati sagt, unser Solö habe seinen Namen von dem Lindier Solon erhalten; also doch ein Zusammenhang mit der Lindischen Colonie. Unter solchen Umständen macht es Suidas (s. v. Σόλων) am Besten, wenn er behauptet, zuerst habe Solon die kilikische Stadt, dann die kyprische gebaut und sey dort gestorben.

15) Polyb. XXII, 7; nach ihm Liv. XXXVII, 56. 16) Ptolem., Xen. I, 2, 24. Tac. ann. II. 58. Wenn daher Theophrastos (h. pl. II, 2, 7.) und nach ihm Apollonios Dyskolos (hist. mirab. 43.) vom Flusse Pinaros in der Nähe von Solö reden, so ist das falsch und es muß dort Issos gelesen werden, welches die Herausgeber doch auch schon aus Theophrastos selbst (caus. pl. I, 9, 2.) hätten ersehen mögen. 17) Arrian. II, 5. 18) Strab XI, p. 532. Dion 36, 20. Plut. vit. Pomp. 28. 19) Strab. XIV, p. 671. App. Mithrid. 115. Steph. Byz. s. h. v. 20) Σολοικίζειν ἐστὶ τὸ περὶ σύνταξιν καὶ τὴν φράσιν ἁμαρτάνειν. Choerobosc. in etymol. magno. 21) Eustath. ad Dionys. v. 875, der selbst seinen Bericht mit φασί einleitet. Etymol. mag. s. v. Σόλοικοι. Suidas. Σόλοι. 22) Strab. XIV, p. 672., auch Hellanikos bei Schol. ad Aristophan. av. v. 1022.

und Größe der Mauern, aber Tarsos unterdrückte es. Was es aber mit der Gründung durch den assyrischen Sardanapalos und mit der assyrischen Inschrift für eine Bewandtniß habe, ist völlig dunkel. Vergleicht man die Sagen über die Gründung von Tarsos, so muß man die Beziehung auf den Assyrer aufgeben.

Am Kydnos lag die viel bedeutender gewordene Stadt **Tarsos** — *Ταρσός* bei Strabon und Arrianos, *Ταρσοί* bei Xenophon [23]), fünf Stadien oberhalb der Mündung des Flusses [24]), volkreich, wohlhabend und die Hauptstadt Kilikiens. Je bedeutender die Stadt war, desto vielfacher waren die Sagen über ihre Entstehung; die meisten beruhten jedoch auf unglücklichen Etymologien [25]). Strabon sagt, sie sey erbaut worden von den Argivern [26]), die mit dem Triptolemos umherschweiften, die Jo zu suchen; und an einer andern Stelle nent er nach dem Aristobulos den Sardanapal als Erbauer. Ammianus [27]) führt an, sie sey vom Perseus, der Danae Sohn, oder von einem gewissen Sandan, einem mächtigen Manne, der aus Äthiopien gekommen, angelegt [28]). Stephanos erwähnt auch noch eine andere Stadt Tarsos in Bithynien, und beruft sich auf des Demosthenes Bithyniaka. Diese bithynische Stadt kennen auch noch die Byzantiner [29]). — Aus alle dem ergibt sich ein hohes Alterthum der Stadt, und mag sie auch zu einer Zeit von Syrern besetzt seyn, ihr Ursprung gehört dem hellenischen Alterthume an, und knüpft sich an die urältesten Wanderungen der Äthioper vom Pontos her, die überall in Hellas ihre unläugbaren Spuren zurückgelassen haben. — Ihre Größe und Bedeutung [30]) verdankte sie aber wol nicht blos ihrem Alter, als vielmehr ihrer vortheilhaften Lage. Sie lag nämlich auf der großen Heer- und Handelsstraße aus dem nördlichen und inneren Kleinasien an das mittelländische Meer und nach Syrien. Sie hatte einen alten Tempel des Zeus Tersios [31]), wird von Plinius libera genant, auf Münzen *μητρόπολις*; daher auch auf denselben von einem *κοινόν* die Rede; denn M. Antonius erhob sie 713 zu einer Munizipalstadt [32]). Weil sie in den Bürgerkriegen die Partei der Cäsaren hielt, so führte sie auch den Namen Juliopolis [33]); später heißt sie auf Münzen auch Adriana. Auch in wissenschaftlicher Beziehung zeichnete sie sich aus; *εἰσὶ σχολαὶ παρ' αὐτοῖς παντοδαπαί, τῶν ἄλλων περὶ λόγον τεχνῶν* sagt Strabon von ihr. Derselbe nent als ausgezeichnete Männer die Stoiker Antipatros, Archedamos und Nestor, ferner die beiden Athenodoros, von denen der eine mit dem Beinamen Kordylion bei M. Cato lebte, der andere, Sohn des Sandan, mit dem Beinamen Kananites im Hause der Cäsaren lebte; ferner der Peripatetiker Nestor, Lehrer des jungen Marcellus, des Augustus Neffen; und Plutiades, und Diogenes, ein Improvisator, welche zur Verbesserung der Schulen ihres Landes beitrugen; auch die Grammatiker Artemidoros und Diodoros und der Tragiker Dionysides. Endlich war bekantlich auch der Apostel Paulus aus Tarsos gebürtig. Nach Strabons Bemerkung war es eigenthümliche Sitte der Gelehrten dieser Stadt, sich nach andern Hauptstädten zu begeben und so ihren Ruf zu verbreiten. Beweise genug für die Blüthe und das frische innere Leben von Tarsos; allein schon im dritten und vierten Jahrhundert war sie gesunken, und nur noch die Steinmassen zeugten von einer bessern Zeit. So zeigte man denn auch in einer ihrer Vorstädte das Grabmal des hochberühmten Kaisers Julianus, der dort 363 bestattet war [34]).

Nördlich von Anchiale, also nordwestlich von Tarsos, lag nach Strabon [35]) die Feste **Kyinda** — *Κύινδα*, bei Plutarchos *Κοὺινδα*, — in welcher des Alexandros Schätze, die er auf seinem Zuge durch Asien zusammengebracht hatte, niedergelegt waren, und von denen ein großer Theil an den Antigonos überging [36]). Nach dem Diodoros [37]) begab sich Ptolemäos mit einer Flotte nach dem Vorgebirge Zephyrion, schickte von da an die Befehlshaber in Kyinda und ließ sie auffodern, dem Eumenes weiter kein Geld aus dem Schatze verabfolgen zu lassen. Diese Erzählung spricht ganz für Strabons Bestimmung der Lage des Ortes. Mannert glaubt sich auf den Bericht eines neueren Reisenden [38]), welcher behauptet, der Fluß Pyramos heiße noch jetzt bei Amuasy (Anazarbos der Alten) Quinda, stützen zu können, und hält deswegen Anazarbos für Kyinda. Gegen Strabons Ansicht ist das gewiß, denn seine Angabe bestätigt er auch noch durch die Bestimmung von **Olbe** — *Ὄλβη* — oder **Olbos**. Strabon sagt, sie liege über, d. h. nördlich von dem Kastell Kyinda und der Stadt Soli im Gebirge; unmöglich kann man doch das im äußersten Osten liegende Anazarbos hieher ziehen [38b]). In Olbe nun war ein uralter Tempel des Zeus, der von Ajas, des Teukros Sohn, erbaut seyn sollte, und bei welchem alte Priesterherrschaft

23) Auch bei Hesychios und Philostrates — vit. Apollon. I, 7. VI, 34. 24) Cellarius hält diese Angabe Strabons für verdächtig, weil Ptolem. sie zu den Städten des inneren Landes rechnet, und Plinius sie procul a mari setzt, und er schlägt daher vor, 50 anstatt 5 zu lesen. Mit Unrecht; man bedenke, daß die Stadt durch die Lagunen — Rhegma genant, — (nach den Itinerarien 70 Stadien) vom Meere getrent war. 25) Stephanos hat sie gesammelt (s. v. *Ταρσός*). Er bemerkt zugleich, daß Tarsos auch noch andere Namen gehabt habe, als: **Krania**, **Hiera** und **Antiocheia** nach dem Antiochos Epiphanes. 26) Nach ihm Stephanos: *ἔστι δ' ἄποικος Ἀργείων, κτίσμα Σαρδαναπάλου*. 27) Amm. Marcell. XIV, 2. Ebenso Solin. 41. Schol. ad Juvenal. III, 118. Nonn. XVIII, 292—295. Suidas s. v. *Μέδουσα*. Malal. Chronogr. p. 15. Glyc. ann. P. II, p. 108. — auch auf Münzen bei Eckhel. 28) Vergl. Basil. de Thecl. II, 15. *Σάνδα τοῦ Ἡρακλέους*. Eben so ist eben ein Sandakos als Erbauer von Kelenderis genant. Auch fehlt es nicht an einer Verknüpfung zwischen dem Perseus und dem Sardanapal; jener erschlägt nämlich den üppigen Mann. Suidas s. v. *Σαρδανάπαλος*. 29) Constantin Porphyrog. und Niketas (S. 123 u. 209.), welcher sie in der Nähe von Nikomedien anführt. 30) Bei Diod. XIV, 20. heißt sie die größte kilikische Stadt. Actor. app. XXI, 39. *οὐκ ἄσημος πόλις*. Xen. anab. I, 2, 23. *μεγάλη καὶ εὐδαίμων*. 31) Eustath. ad Dionys. v. 867.

32) App. b. c. V, 7. 33) Dion. 47, 24. 34) Ammian. XXV, 9. 35) Strab. XIV, p. 672. 36) Diod. XIX, 56. Plut. Eumen. 13. Demetr. 32. 37) Diod XVIII, 62. 38) Siehe Pococke Thl. 2. S. 255. 38b) Bei solcher entschiedenen Gewißheit bei Strabon kann auch Suidas Angabe, daß Anazarbos früher Kyinda geheißen habe, nichts ausschlagen, zumal sich in jenem Artikel — s. v. *Ἀνάζαρβος* — auch noch eine andere Unrichtigkeit zu erkennen gibt. Davon unten mehr.

bestand, denn der Vorsteher des Tempels war Herr vom ganzen Hochlande Kilikien, und zu Strabons Zeit hießen die Besitzungen und das Priesterthum noch die teukrische Herrschaft, wie denn auch die Priester gewöhnlich den Namen Teukros oder Ajas führten.

Östlich von Tarsos lag Adana — τὰ Ἄδανα — in einer Entfernung von 10 Parasangen, d. h. 7—8 Meilen, am Saros und auf der Heerstraße. Xenophon und Strabon nennen sie nicht, sie mag erst später bedeutend geworden seyn, wozu ihre Lage sehr geeignet war. Cassios Dion [39]) nent sie die beständige Feindin von Tarsos. Pompejus siedelte auch dort Seeräuber an [40]). Im Mittelalter war sie eine Zeitlang Residenz der armenischen Könige.

Mopsuestia — Μοψουεστία — am Pyramos, wahrscheinlich 5 Parasangen von Adana, wird von Xenophon nicht genant; Strabon hat nur den Namen, Plinius: Mopsos liberum Pyramo impositum. Stephanos schreibt den Namen getrent Μόψου ἑστία. Daß ihre Gründung an die troischen Sagen geknüpft wurde, können wir aus Strabons Erzählung von den Niederlassungen des Amphilochos, Kalchas und Mopsos schließen. Zu denselben Sagen gehört auch wol Mopsukrene (Ptolem. u. die Itinerarien), dessen oben schon gedacht ist. Von jenen Männern wurde auch die Gründung von Mallos — Μαλλός — hergeleitet, wenigstens wird sie eine argivische Pflanzstadt genant [41]). Amphilochos hatte dort auch ein Orakel [42]); zu Pompejus Zeit war sie aber verödet [43]). Sie lag nicht weit vom Pyramos auf einer Anhöhe; die Entfernung von dem Flusse mochte so groß nicht seyn, daher Mela und Stephanos sie an den Fluß setzen. Zu ihr gehörte, als Hafenstadt, das nahe und an der Mündung des Pyramos gelegene Magarsa (Strab.), oder Magarsos (Steph.), oder Margasos (Arrian.), oder Megarsos (Lykophr.). Stephanos nent es eine bedeutende Anhöhe, bei welcher man die Grabstätten des Amphilochos und Mopsos zeigte. Ansehnlich war der Tempel der Athenäa daselbst. Über Mallos hinaus lag das aleische Gefilde. Aus Mallos waren der Grammatiker Krates und zwei stoische Philosophen, Namens Proklos, gebürtig [44]).

Spätere nennen in der Nähe der Mündung des Pyramos noch einen *portus palorum*, vielleicht so genant von den Pfählen, welche das Fahrwasser zwischen den Sandbänken bezeichneten, allein seine Lage läßt sich eben so wenig bestimmen, als die der Stadt Antiocheia am Pyramos [45]), nach dem Periplus lag sie 70 Stadien von der Mündung des Flusses; doch komt es bei keinem andern Schriftsteller vor. Nicht anders steht es um Antiocheia am Saros, welches einige Münzen nennen. Mannert ist der Meinung, daß unter dem letzteren vielleicht Adana zu verstehen sey; so mag denn auch ein sonst unbedeutender am Pyramos gelegener Ort von einem Könige Antiochos mit Beilegung seines Namens beehrt seyn, und wer weiß, ob es nicht Mopsuestia war, woran Mannert noch zweifelt.

Ganz im östlichen Kilikien zwischen dem Pyramos und dem Gebirge Amanos muß Anazarbos gelegen haben. Plinius hat: Anazarbeni, qui nunc Caesarea, und nach Münzen [46]) soll sich die Gründung auf 735 a. U. c. zurückführen lassen; das würde denn allerdings mit der Zeit zusammenfallen, da der Kaiser Augustus den Orient bereiste, und so könte man wenigstens den Namen Käsareia von ihm herleiten. Ptolem. hat Καισάρεια πρὸς Ἀναζάρβῳ; Steph. Ἀναζαρβά, πόλις Κιλικίας, κέκληται ἀπὸ τοῦ προκειμένου ὄρους. Darf man danach urtheilen, so war Anazarbos ursprünglich eine Anhöhe, vielleicht mit einer Bergfeste, die in der Zeit des Augustus als fester Punkt gegen die wilden Bergvölker im Amanos erweitert wurde. Auf Suidas Nachricht, sie habe ursprünglich Kyinda geheißen, darauf Diokäsareia, und da sie als solche von einem Erdbeben viel gelitten hatte, so habe der Kaiser Nerva einen Senator Anazarbos hingesandt, um für ihre Wiederherstellung Sorge zu tragen, und von diesem habe sie dann den Namen erhalten, ist wegen des Widerspruchs mit Plinius nicht zu bauen. Daß der Ort übrigens von Erdbeben zuweilen verwüstet wurde, wissen wir aus anderen Quellen; so zur Zeit des Kaisers Justinianus [47]), und unter dem Kaiser Justinus Thrax [48]). Bei der spätern Eintheilung in das erste und zweite Kilikien ward sie die Hauptstadt des letzteren.

Von Mallos 25 Millien entfernt, lag das Städtchen Ägää — Αἰγαῖαι Strab. [49]) — mit einem Hafen. Zwischen Ägää und Mallos hat Ptolem. Serrepolis, im Periplus verdorben Serretile; in deren Nähe das Vorgebirge Januaria.

Auf Ägää folgte dann Issos — Ἰσσός Strab. — bei Xenoph. Ἰσσοί —, welches Strabon nur als ein Städtchen mit einem Hafen kent. Xenophon nent es noch volkreich, groß und wohlhabend. Wahrscheinlich sank es seit Alexandros Zeit durch die Anlage von Alexandreia in seiner Nähe — Ἀλεξάνδρεια κατ' Ἰσσόν. Stephanos irrt, wenn er behauptet, es sey von Alexandros nach seinem Siege Nikopolis genant. Strabon unterscheidet beide Städte deutlich, doch scheint er mit Ptolem. im Widerspruche zu stehen, da dieser Nikopolis als eine Stadt des innern Landes anführt, er aber am Meerbusen von Issos. Mit Ptolem. stimmen die Itinerarien überein; es muß am Gebirge gelegen haben, also vielleicht weiter hinauf am Pinaros, denn an diesem fiel die Entscheidung.

Nördlich einige Meilen von Issos lag auch noch die Stadt Epiphaneia [50]); nach Plinius hieß sie früher Oniandos. So muß die Veränderung ihres Namens wol auf Antiochos Epiphanes zurückgeführt werden. — Den übrigen hie und da, besonders erst bei Späteren, angeführten Städten im Innern des Landes: Olbasa, Nefika, Flaviopolis, Domitiopolis, Ireno-

39) Dion. 47, 26. 40) App. Mithr. 96. 41) Arrian. II, 5. 42) Pausan. I, 34. Dion. 72, 2. 43) Appian. Mithr. 96. 44) Suidas s. h. v. 45) Steph. Byz. s. h. v.

46) Bei Eckhel, III, p. 41. 47) Procop. hist. arc. 18. 48) Zonar. XIV, 5, welcher Anabarzos schreibt, so auch Nicephor. Phoc. p. 161 u. Philostorg. III, 15. 49) Tac. ann. XIII, 8. Bei Stephanos und Philostratos (vit. Apollon. I, 12. II, 4.) Αἰγαί. Dion. 47, 30. Αἰγεαι. 50) Ptolem., Stephan., Ammian. (XXII, 11.)

polis, Davara und Flavias ist mit Sicherheit ihre Lage nicht nachzuweisen.

Geschichte Kilikiens. Nach dem Obigen nehmen wir an, daß die ursprünglichen Kiliker ein pelasgischer, also den Hellenen verwandter, Volksstamm waren. In welchem Verhältnisse aber diese frühesten Ansiedler zu den Umwohnenden gestanden, und wie sie gediehen, ist leider nicht auf uns gekommen. Die Kiliker treten erst dann in der Geschichte auf, als sie theils schon dem Einflusse der rohen Gebirgsbewohner erlegen, theils in die wiederholten großen Umwälzungen, welche Vorderasien trafen, hineingezogen waren. Ein Unterschied fand gewiß immer statt zwischen den Städtebewohnern des Flachlandes und den Bewohnern des Gebirges, und bei manchen Städten wird uns ausdrücklich bemerkt, daß sie der hellenischen Sitte treu geblieben wären. Man mag daraus auch schließen, daß nur von den gebildeteren Städtern ein reines Hellenisch gesprochen worden ist, und im Munde des Volks mag es ein wunderliches Gemisch gewesen seyn, da Einwirkungen von Syrien ohne Zweifel statt gefunden haben. Es unterschieden sich aber auch noch in späterer Zeit diese Gebirgsbewohner durch die Benennung Eleutherokilikes, welche sie, wie Diodoros [51]) erzählt, auf ihre Fügsamkeit gegen die Amazonen-Königin Myrina bezogen, die ihnen dafür die Freiheit schenkte. Wichtig ist diese Bemerkung darum, weil sich darin auch bei den Gebirgsbewohnern das altpelasgische Element zu erkennen gibt, denn in den alten Pelasger-Sitzen finden sich auch die Amazonen. Es beruhte also jene Freiheit, die sie sogar mit ihrem Namen verschmolzen, auf dem ursprünglichen Charakter des Volks, und sie vermochten dieselbe in ihren unzugänglichen Wohnsitzen zu behaupten. Mit ihnen führten die Römer noch blutige Kriege, als lange schon alles umher sich vor denselben gebeugt hatte. Unterworfen und behauptet ward von den Persern und Römern eigentlich nur das flache Kilikien; auch behielt Kilikien größtentheils seine eigenen Herrscher, die nur als Vasallen unter den größeren asiatischen Herren standen. Der allgemeine Name dieser kilikischen Fürsten scheint Syennesis gewesen zu seyn; wenigstens finden wir einen solchen zur Zeit des Meders Kyaxares [52]), dann des Dareios und Xerxes [53]) und beim Zuge des jüngern Kyros [54]); zuweilen wird er *βασιλεύς* daneben genant. Seitdem sich aber die Kiliker nebst den Pamphyliern, Lykiern und andern Völkerschaften gegen Artaxerxes Mnemon — um 360 vor Chr. Geb. — empört hatten [55]), scheinen sie von Statthaltern regirt worden zu seyn, denn bei des Alexandros Invasion ist nur von einem Statthalter Arsanes die Rede [56]). Als aber des Alexandros Herrschaft nach der Schlacht bei Ipsos — 301 vor Chr. Geb. — zerfiel, so kam Kilikien an Syrien und den König Seleukos Nikator. Allein dadurch ward das Land nicht der Beunruhigung durch den Ptolemäos von Ägypten, der das Hochland wegen des Reichthums an Schiffsbauholz gern erworben hätte, überhoben, und schon 308 hatte er sich mehrer Orte bemächtigt [57]). Nachher verlor Antiochos Theos im Frieden mit Ptolemäos Philadelphos Kilikien — 248 — bis Antiochos der Große das Land während der Unmündigkeit des Ptolemäos Philopator wieder eroberte [58]). Der Friedensschluß zwischen den Römern und Antiochos 189, in welchem der Kalykadnos dem letztern als das Ziel seiner Ausdehnung gesetzt wurde, ist schon erwähnt. Die nachfolgenden traurigen Zeiten von der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt bis zum Untergange des syrischen Reichs fühlte auch Kilikien, denn nicht selten wurde es Schauplatz jener verheerenden Bürgerkriege, z. B. des Tryphon. Darauf folgte der mithridatische Krieg, worin auch Kilikien vom Mithridates überzogen wurde [59]). Als aber Mithridates vom Pompejus aus Pontos vertrieben war, so besetzte Tigranes von Armenien den bessern Theil Kilikiens — 66 — [60]); wie er es aber behandelte, ist bei der Stadt Sols gezeigt worden. Doch nahm Pompejus schon wenige Jahre nachher — 63 — Besitz von diesem Theile Kilikiens — *Κιλικίας ὅσα οὔπω Ῥωμαίοις ὑπήκουε* — also das Flachland und machte es zur römischen Provinz [61]).

Unter so schnell wechselnden Verhältnissen und bei der allgemeinen Auflösung der Dinge in Kleinasien ist es wol zu begreifen, wie die Kiliker stets ein kühnes und tüchtiges, mit den Gefahren der See vertrautes Volk, zum Trotz und Übermuth hinweggerissen, und aus ihnen die verwegensten und gefürchtetsten Seeräuber werden konten. In dieser Zeit der Entartung und Verwilderung des Volks entstand das bekante Sprichwort:

Καππάδοκες, Κρῆτες, Κίλικες τρία κάππα κάκιστα.

Doch scheinen sich auch in dieser Zeit noch die Bewohner des Flachlandes vor denen des Hochlandes vortheilhaft ausgezeichnet zu haben. Den Ursprung dieser kilikischen Seeräuberei leitet Strabon [62]) aus der Zeit der Bürgerkriege her, die Theodotos mit dem Beinamen Tryphon in den letzten Zeiten der Herrschaft der Seleukiden in Syrien erregte. Gerade das Hochland Kilikien und dort die starke Feste Korakesion wurde der Mittelpunkt seiner aufrührerischen Unternehmungen. Tryphon ging zwar unter in seinem gesetzlosen Streben — 139 — allein die Schwäche der Seleukiden und der gänzlich zerrüttete Zustand Syriens, die Eifersucht unter den Staten am östlichen Theile des Mittelmeeres, Ägypten, Kypros, Rhodos und Pergamos, unter einander und besonders gegen Syrien, und die verruchte Politik der Römer, die es gern sahen, wenn die Staten, denen sie selbst den Untergang bereiteten, zuvor in den zerrüttetsten Zustand versanken, trugen dazu bei, daß die auf den Seeraub hingewiesenen Bewohner des Hochlandes Kilikiens denselben mit immer größerer Energie fortsetzten, zumal da sich ihnen die Insel Delos als ein sicherer Markt für ihren Sklavenhandel darbot. Der Luxus der Römer bot auch hier zu diesem Unwesen die Hände, da sie nicht immer mit den Sklaven zufrieden

51) III, 55. 52) Herodot. I, 74. 53) Herodot. V, 118. VII, 98. 54) Xen. anab. I, 2. 55) Diodor. XV, 90. 56) Arrian. II, 4. Curt. III, 4.

57) Diodor. XX, 19. 58) Appian. Syr. 1. Liv. 33, 19. 59) App. Mithrid. 75. 112. 60) App. Syr. 48. Mithrid. 105. 61) App. Mithr. 106. 118. 62) Strab. XIV, p. 668.

waren, die ihnen ihre Kriege zuführten, sondern ihr Hausgesinde aus allen Weltgegenden und aus allen Nationen zusammensuchten. So geschah es denn, daß unter diesen eingreifenden Ursachen die kilikischen Seeräuber zu immer ausgedehnterer Macht gelangten und daß sich an sie jeder, der ihren Betrieb für beneidenswerth ansah, anschloß; die buchtenreiche Küste des rauhen Kilikiens, welche ohnehin ein Bergschloß neben dem anderen zum Zufluchtsort darbot, wurde nach und nach der allgemeine Sammelplatz aller Seeräuber des Mittelmeeres, die dort eine Art Raubstat bildeten. Ihre Verwegenheit stieg nun mit jedem Tage, denn je größer ihre Zahl geworden war, desto geringer war der Erwerb des Einzelnen. Sie begannen daher Landraub mit Seeraub in Verbindung zu setzen, denn sie setzten sich in einem Küstenorte fest und durchzogen das Land meilenweit raubend und verheerend. Italien selbst blieb von ihnen nicht verschont; ja sogar den Hafen Roms, Ostia, besetzten sie, verbranten die dort stationirten Schiffe, plünderten Ort und Gegend aus und sperrten überhaupt der weltgebietenden Stadt Rom die ihr unentbehrliche Kornzufuhr aus Sicilien und Ägypten [63]).

Da nun wurde zuerst im Jahre 676 d. St. R. oder 78 vor Chr. Geb. der Proconsul P. Servilius Vatia gegen sie ausgesandt [64]) und dieser führte drei Jahre Krieg in Lykien, Pamphylien und Kilikien, worin er eine Anzahl von Städten und Burgen eroberte, und unter den letzteren auch die oben genante Feste Olympos, in welcher der Dynast Zeniketos nach hartnäckiger Gegenwehr sich selbst und seine Familie verbrante. Servilius kehrte zwar 679 triumphirend nach Rom zurück und erwarb sich den Beinamen Isauricus, allein der Seeräuberei hatte er durch diesen Krieg noch kein Ende gemacht, denn unangetastet waren die Raubschiffe auf dem Meere geblieben. Darauf ward der Prätor M. Antonius, Vater des Triumvirn, 673=71 gegen Creta ausgesandt, weil diese Insel theils den Mithridates sollte unterstützt, theils den Seeräubern zum Zufluchtsort und Sammelplatz gedient haben. Allein sein Angriff war kraftlos und er zog sich nur einen bedeutenden Verlust zu. Nachdrücklicher wurde der Krieg von dem Consul Q. Cäcilius Metellus, seitdem mit dem Beinamen Creticus, 685 = 69 fortgesetzt und Creta wurde während dieses dreijährigen Krieges verwüstet [65]).

Weil nun diese Angriffe ohne Erfolg geblieben waren, so trat 687=67 der Plebstribun A. Gabinius mit der Rogation auf — lex Gabinia, — einen Mann zum Befehlshaber über das ganze Mittelmeer auf drei Jahre zu wählen; demselben sollten alle römische Flotten und die Küsten 400 Stadien oder 10 Meilen landeinwärts untergeben seyn; ihm sollten Geld, Heeresmacht und alle sonstige Kriegsbedürfnisse, wo und wie er wolle, zustehen. Wie sehr sich auch der Senat und alle Patrioten gegen ein solches Gesetz stemmen mochten, dem Cn. Pompejus wurde in der That diese ungeheure Macht, wie sie noch kein römischer Bürger gehabt hatte, in die Hände übergeben. Er aber wußte sie zu gebrauchen; schnell und siegreich beendigte er das große Unternehmen. Zugleich auf allen Hauptpunkten ließ er die Seeräuber angreifen und in 40 Tagen war der Krieg glänzend beendigt, dem man drei Jahre hatte bestimmen zu müssen geglaubt. 10000 der Seeräuber waren bei diesem Kampfe umgekommen; 1300 Raubschiffe ließ Pompejus verbrennen, die Raubschlösser zerstören. 20000 Gefangene brachte er zusammen, mit denen er menschlich verfuhr; er bevölkerte mit ihnen die durch den mithridatischen Krieg verödeten Städte, wies ihnen Ländereien an und machte sie zu Ackerbauern. So wurden sie in Mallos, Adana, Epiphaneia, Solö, Mazaka, Dyme und in anderen Orten angesiedelt [66]). Einen Theil des rauhen Kilikiens gab Pompejus dem Könige Ariobarzanes von Kappadokien [67]); einen anderen Theil des Gebirges erhielt ein kleiner Fürst Tarkondimotos [68]). Der bessere Theil Kilikiens ward aber römische Provinz und zuerst von Appius Claudius Pulcher, dann von Cicero verwaltet. Seine Briefe aus der Provinz beweisen indeß, wie unruhig und ungezügelt die Gebirgsbewohner noch immer waren.

Darauf folgten die Bürgerkriege. Es fehlte nicht, daß nicht auch Kilikien in dieselben hineingezogen wurde. Zuerst zwang Cassius den Tarkondimotos und die Tarsenser sich mit ihm zu verbinden; als aber Dolabella nach Kilikien kam, so ging Tarsos wieder freiwillig zu ihm über [69]), und ergriff selbst die Waffen gegen die alte Feindin Adana [70]). Für ihren Abfall wurde dieselbe aber von Cassius Partei um 1500 Talente gestraft, eine Summe, die sie nur durch den Verkauf ihrer Tempelgüter, ja sogar der Kinder, Weiber und Greise, aufbringen konte [71]). Was aber den Tarkondimotos betrifft, so trat auch er zu der Partei der Triumvirn über, und starb dann 723 [72]). Nach der Schlacht bei Actium erklärten sich seine Söhne für die Partei des Octavianus [73]). Dieser aber nahm dem Philopator die Herrschaft und gab sie dem jüngeren Tarkondimotos, doch mit Ausnahme einiger Districte an der See, die er dem Archelaos von Klein-Armenien zutheilte, der dann seine Residenz auf der Insel Eläussa nahm [74]). So hatte früher auch Antonius der Kleopatra einen District an der See gegeben [75]) und einen anderen dem Amyntas von Galatien; aber von langer Dauer sind diese Besitzungen nicht gewesen. Auch des Archelaos Herrschaft wurde schon durch den Tiberius auf-

63) Vgl. Dion. 36, 3—20. Cic. pro lege Manil. 11. seq. Vellej. 2, 31. seq. Flor. III, 6. Liv. epp. 99. App Mithrid. 92. seq. Plut. vit. Pomp. 24. seq. 64) Eutrop. VI, 1. Oros. V, 23. Strab XIV. p. 671. Val. Max. VIII, 5, 6. Sext. Ruf. 12. Frontin. III, 7. 1. 65) App. excerpt de legat. 30. ed Schweigh. T. I. p 98. Flor. III, 7. Eutrop. VI. 11. Vellej. II, 31. 34. Plut. vit Pomp. 29. Diodor. excerpt. T. II. p. 631. ed. Wesseling. Oros. VI, 4.

66) App. Mithr. 96. 115. Plut. Pomp. 28. Dion. 36. Strab XIV, p. 665. 67) App. Mithrid. 105. 68) Dion. 41, 63. 54, 9. Cic. ad. div. XV, 1. Strab. XIV, p. 676. Plut. vit. Anton. 61. 69) Dion. 47, 26. 30. App. b. c. IV, 52. Cic. ad. div. XII, 13. 70) Dion. 47, 31. 71) Dion. 1 1. App. b. c. IV, 64. 72) Dion. 50, 14. 73) Dion. 51, 7. 74) Dion. 54, 9. 75) Strab. XIV, p. 671. Dion. 49, 32.

gehoben und zur römischen Provinz gemacht [76]. Übrigens war das Flachland oder das eigentliche Kilikien von solchen Schenkungen ausgeschlossen geblieben und Augustus hatte bei der Theilung der Provinzen mit dem Senat Kilikien für sich genommen [77]. Durch Tiberius scheint dann Alles d. h. auch das Hochland mit eingeschlossen, römische Provinz geworden zu seyn, und nur noch unter der Regirung des Claudius komt ein König Polemon in einem Theile Kilikiens vor [78], von dessen Schicksalen aber weiter nichts bekant ist. Als nun in der Folge das Hochland unter Isaurien mitbegriffen ward, so wurde das Flachland unter Kaiser Theodosius dem Zweiten in das erste und zweite Kilikien eingetheilt, welche der Fluß Saros von einander sonderte, gegen Westen aber das Vorgebirge Zephyrion und die Stadt Korykos und auf der Ostseite der Amanos begrenzte. Ihre Hauptstädte waren Tarsos und Anazarbos. So mag es denn geblieben seyn, bis es, beim allmäligen Zusammensturz des byzantinischen Reichs, wieder an das Königreich Armenien kam, und dieser König von Armenien hielt sich, unterstützt von den Tempelherren, lange Zeit gegen die Saracenen.

(*L. Zander.*)

CIMBRI werden von den meisten Italienern die Bewohner der Gebirgsgegend zwischen der Etsch und Brenta, nördlich von Verona und Vicenza bis gegen Trento hinauf — dem alten paese cimbrico — genant, welche, ihrem Ursprung getreu, bis jetzt teutsche Sprache und Sitte unter sich bewahrten. Vgl. den Artikel Gemeinden. (*Leonhardi.*)

CIMBRIANA, Cimbrianae, Cimbrianis (im Ablativ), Cimbrianum, römische Stadt in Pannonien, 25 Mill. von Tricciana (in der Nähe des heutigen Fleckens Mezö Komárom) entfernt, wo heut zu Tage die Stadt Stuhlweißenburg (Székes Fejérvár, Alba Regalis) in Niederungern ist *). Ob diese Stadt ihren Namen von den alten Kimbern hat, die hier vielleicht eine Besatzung zurückließen, kann nicht entschieden werden. Ptolemäus kent den Namen noch nicht. (*Rumy.*)

Cinapequaro s. S. Pedro y S. Pablo C.

CINCIA lex de donis et muneribus gehört zu den mehr oder minder unter Marcus Cato's Einfluß entstandenen Gesetzen des 6. Jahrhunderts, welche die Reinheit und Einfachheit der ältern Sitte gegen den allmächtig eindringenden Luxus zu verwahren suchen und in dieser Beziehung nicht unpassend mit teutschen Statuten des 16ten Jahrhunderts verglichen worden sind.

Von der äußern Geschichte dieses Plebiscits ist bekant, daß der Vorschlag dazu im Jahr der Stadt 550 unter dem Consulat des Sempronius Tuditanus und Cornelius Cethegus und während der Prätur des Marcus Porcius Cato von einem Volkstribun Marcus Cincius Alimentus [1]) gemacht, und von dem väterlichen Freunde des Cato, dem Quintus Fabius Maximus, eifrig unterstützt nnd suadirt worden ist.

Da weder diese Rede des Q. Fabius bei irgend einem Geschichtschreiber erhalten, noch auch das Buch des Paullus über die Lex Cincia, ein einziges unbedeutendes Fragment abgerechnet, auf unsere Zeit gekommen ist, so bestand unser ganzer bisheriger Quellenvorrath in einigen beiläufigen Erwähnungen juristischer und unjuristischer Klassiker, von denen noch obendrein die erstern meist verstümmelt oder corrumpirt waren, die letztern aber keine sehr bedeutende Ausbeute gaben. Dennoch hat schon im 17ten Jahrhundert Friedrich Brummer in seinem Commentarius ad L. Cinciam Lutet. Par. 1668. aus ihnen den Inhalt des Gesetzes herzustellen versucht. Er nimt drei verschiedene Vorschriften derselben an, von denen die erste für die Leistung rechtlichen Beistandes Geschenke anzunehmen verboten, die zweite alle Schenkungen überhaupt auf eine gewisse Summe eingeschränkt, die dritte endlich die Vollziehung aller Schenkungen unter der Form der Mancipation oder Tradition anbefohlen haben soll, so daß die erste mehr eine politische, die beiden letzteren eine mehr privatrechtliche Beziehung gehabt hätten. An dieser allerdings fleißigen und gelehrten Arbeit haben die neuern Juristen in Rücksicht des politischen Theils des Gesetzes sich sämtlich genügen lassen, für den privatrechtlichen Abschnit dagegen hat theils die treffliche Darstellung Savigny's [2]), theils aber die Entdeckung einer neuen Quelle [3]) ein so allgemeines Interesse erregt, daß dieser binnen zwei Jahren nicht weniger als fünf neue Bearbeitungen [4]) erlitten hat, die beiläufigen Erörterungen einzelner Punkte und die vielen Anzeigen und Recensionen in juristischen Zeitschriften gar nicht einmal gerechnet.

Der erste Abschnit der Lex Cincia stehet, wie bereits erwähnt wurde, im Zusammenhang mit dem öffentlichen Recht. Nach altrömischer Sitte war es ein Ehrengeschäft der angesehensten Freien, die Rechtssachen ihrer Freunde und Clienten vor den Richtern in mündlicher Rede zu vertheidigen. Für einen solchen Dienst einen Geldlohn anzunehmen, wie das attische Recht verstattete, wurde des freigeborenen Römers un-

---

76) Tac. ann. II, 42. Dion. 57, 17. Philostrat. vit. Apollon. I. 12. 77) Dion. 53, 12 78) Dion. 60, 8.

*) Nach andern das heutige Weßprim.

1) Die Cincii sind ein altes plebejisches Geschlecht, dessen Name vom 6. Jahrh. der Stadt bis in die Zeit des Commodus herab, sowol bei Schriftstellern als auf den erhaltenen Grabschriften der Statuae Cinciae (bei der späteren porta Romana) häufig gelesen wird, und welchem außer mehren andern berühmten Männern, auch der als Schriftsteller so bekante Prätor Lucius Cincius Alimentus angehört. 2) Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissensch. Bd. IV. S. 1—59. 3) Die von Mai entdeckten Vaticanischen Fragmente enthalten in 2 Titeln (Quando donator intelligatur revocasse voluntatem und ad L. Cinciam) Bruchstücke aus Papinian, Ulpian und Paullus (nur nicht aus dem oben erwähnten Buche) und kaiserl. Constitutionen aus der Blüthezeit des Privatrechts bis auf Diocletian einschließlich, welche sich auf den privatrechtlichen Abschnit unsers Volksschlusses beziehen. 4) Nämlich: 1) *Rudorff* Diss. de L. Cincia. Berol. 1825. 2) *Wenck* Praefat. ad Hauboldi Opusc. acad. Lips. 1826. p. 37—61. 3) Francke Civilistische Abhandlungen. Göttingen 1826. S. 1—64. 4) *Klinghamer* de donationibus Amstelod. 1826. p. 1—89. 5) Hasse Rhein. Mus. Jahrg. 1827. Heft 2. S. 185—248.

würdig, ja fast einer Bestechung gleich gehalten. Bald aber, — vielleicht nach dem Vorbild der großen griechischen Redner — fingen auch die römischen causarum patroni an, wenn auch nicht geradezu in der Form eines Miethgeldes, doch in der eines freiwilligen Geschenkes (donum, munus) für ihre Leistungen sich bezahlen zu lassen, so, daß Cato in der Suasion der Lex Oppia klagen konte, die Plebs sey dem Senat zinsbar und pflichtig geworden. Eben dieser Misbrauch ist es, welchen unsere Lex Cincia durch das Verbot, für die Leistung gerichtlichen Beistandes, mit Ausnahme kleiner Gelegenheitsgeschenke (*xenia*) von dem Clienten sich beschenken zu lassen, zu zerstören sucht. Die spätere Geschichte dieses Verbotes ist ein recht schlagender Beweis, wie wenig ein äußerlicher Zwang von oben herab auszurichten vermag, sobald das innere Leben einer Institution einmal entflohen ist. Wenn auch während des Einflusses Cato's und seiner Gleichgesinnten auf das Gesetz gehalten seyn mag, so wurde doch schon in den Parteikämpfen, denen die Republik erlag, sein Ansehn auf das Heftigste erschüttert und als August, nach wiederhergestellter Ruhe Italiens, im Jahre 737 unter dem Consulat des Cajus Furnius und Cajus Silanus das alte Verbot herzustellen und durch Hinzufügung der Strafe des vierfachen Werthes des genommenen Geschenkes noch zu erhöhen suchte, da war ein Gesetz wie unseres vollends außer der Zeit. Denn ein Gebot unentgeltlicher Leistung des gerichtlichen Beistandes läßt sich nur so lange durchsetzen, als der Leistende durch die Achtung und das Ansehen, die ihm dafür zu Theil werden, sich hinreichend belohnt fühlt. Dieses hört aber mit der Republik auf und sobald die Beredsamkeit unter dem Druck des Despotismus zu einer bloßen Kunstfertigkeit herabsinkt, ist es billig, daß sie gleich jeder andern Kunst bezahlt werde, und einem Verbot hiegegen wird der Bestand fehlen. Es war daher den gänzlich veränderten Verhältnissen völlig angemessen, wenn Claudius im Jahr 798 unter dem Consulat des M. Valerius Asiaticus und M. Valerius Messala die Honorare der Rechtsbeistände als einen rechtmäßigen Erwerb anerkante, aber zugleich, um der Habsucht Schranken zu setzen, ein Maß, nämlich die allerdings ansehnliche Summe von 10 sestertia oder 10000 Sesterzen für jeden einzelnen Prozeß, bestimte, welches ungestraft nicht überschritten werden dürfe. Wenn wir dem Bericht des Tacitus mehr glauben dürfen, als der abweichenden Erzählung Suetons, so hat Nero im Jahre 808, also im Anfang seiner Regirung, noch einmal die Lex Cincia in ihrer ursprünglichen Strenge wieder hervorgerufen, aber ohne bleibenden Erfolg, denn noch während der Dauer derselben Herrschaft wurde auf das Unverschämteste gegen sie gesündigt, unter Trajan im Jahre 849 aber sogar gesetzlich das Recht des S. C. Claudianum wieder hergestellt. Um diese Zeit nämlich wurde ein an sich unbedeutender Prozeß, den der Advocat, trotz der Annahme bedeutender Summen, durchzuführen verweigerte, die Veranlassung, die ganze Entartung des Advocatenwesens im Senat zur Sprache zu bringen, worauf dieser nach mehren interessanten Debatten, die uns Plinius im 4ten, 14ten und 21sten Briefe des 5ten Buches aufbehalten hat, beim Kaiser auf Hilfe gegen das durch alle bisherigen Gesetze vergeblich bekämpfte Übel antrug. Trajan verordnete hierauf in einer Oratio, welche durch ein Senatusconsult bestätigt und von allen Criminalprätoren publicirt wurde: in jedem Prozeß sollten beide Parteien noch vor dem Magistrat einen Eid ablegen, daß sie ihren Advocaten für die Vertheidigung der Sache vor dem Judex kein Honorar gegeben, versprochen oder zugesichert hätten; nach beendigtem Rechtsstreit dagegen sollte die von Claudius bestimte Summe von 10000 Sesterzen ungestraft gegeben und angenommen werden dürfen. Der erste Theil dieser trajanischen Verfügung scheint nicht lange praktisch geblieben zu seyn; wenigstens wird in mehren Rescripten von Septimius Severus, Caracalla und Gordian nicht allein das Vorausbezahlen des Honorars, sondern auch das Versprechen desselben vor beendigtem Prozeß mit alleiniger Ausnahme der Zusicherung eines Antheils an dem etwanigen Gewinn (societas futuri emolumenti, redemtio litis, s. g. pactum de quota litis), — als etwas unbestritten Giltiges behandelt, ja in einer Constitution Justinians wird die Vorausbezahlung des Honorars den Parteien sogar ausdrücklich zur Pflicht gemacht, damit keine Verzögerung des Prozesses entstehe. Dagegen scheint sich der zweite Theil des trajanischen Senatusconsults in unverändertem Ansehen erhalten zu haben, denn in jenen Rescripten Severs und Caracalla's ist von einer licita quantitas, einem legitimus modus die Rede, den der Magistrat, welcher extra ordinem über die Honorare der Advocaten Recht sprach — denn wenigstens das hatte sich als Rest der ältern Sitte bis auf die Prozeßreformen Diocletians erhalten, daß in diesen Sachen keine formula locati und mandati contraria gegeben wurde — nicht überschreiten durfte, wenn ihm gleich sonst über die ganze Foderung des Advocaten ein sehr freies Arbitrium zustand. Aber noch in der christlichen Kaiserzeit wurde, ungeachtet der gänzlichen Umbildung des Advocatenstandes durch Constantin, Trajans Bestimmung angewendet. So ist in einer Constitution des Constantius vom Jahre 344 von einem modus die Rede, den der Advocat nicht überschreiten dürfe, und daß selbst nach Justinianischem Recht eben jene Summe als Maximum betrachtet werden muß, dürfte schon aus der unstreitig von den Compilatoren herrührenden Übersetzung der 10000 Sesterzen in einer Stelle Ulpians in den modernen Ausdruck centum aurei, ziemlich sicher zu schließen seyn. Soviel über den ersten, das öffentliche Recht betreffenden Abschnit des Gesetzes.

Der zweite Theil bezieht sich auf alle Schenkungen überhaupt. Unter einer Schenkung wird im Allgemeinen jede Übertragung eines vortheilhaften Rechtsverhältnisses aus einem Vermögen ins andere verstanden, welche in der Absicht geschieht, eine Freigebigkeit zu üben, so daß z. B. jede Mancipation, Cession, Tradi-

tion des Eigenthums an einer Sache, jede Promission, jede Delegation, jede Acceptilation, Expromission, active und passive Cession einer Foderung u. s. w., sobald sie mit der Absicht, eine Liberalität zu üben, vorgenommen wird, als eine Schenkung betrachtet werden muß.

Soll aber von der Verfügung der Lex Cincia über Schenkungen die Rede seyn, so muß dieser Begriff viel enger gefaßt werden. Zunächst nämlich bleiben alle Rechtsübertragungen ausgeschlossen, welche erst auf den Fall des Todes wirksam werden sollen, wie Legate, Fideicommisse, Schenkungen von Todeswegen; und zwar theils deshalb, weil der Leichtsinn bei Schenkungen, dem die Lex Cincia vorbeugen will, in diesen Fällen keine nachtheilige Folgen für den Schenker hat, theils weil vielleicht schon damals über diese Schenkungen ähnliche Verbote, wie das unserer Lex, bestanden. Aber selbst unter Schenkungen unter Lebenden hat die Lex Cincia zwei Fälle von ihrer neuen Vorschrift eximirt: einmal alle Schenkungen an gewisse ausgenommene Personen, nämlich die durch das Band der necessitudines oder der officia verbundenen Cognaten, Affines, Patrone, Pupillen u. s. w., zweitens alle Schenkungen an nicht ausgenommene Personen, sobald sie eine gewisse Summe — nach der gewöhnlichen, aber durch nichts unterstützten Vermuthung 20000 Sesterzen — nicht übersteigen. Alle übrigen d. h. also alle großen Schenkungen an nicht ausgenommene Personen hat die Lex Cincia schlechthin verboten, sich jedoch über die Art, wie dieses Verbot wirken solle, durchaus nicht erklärt, in dem Bewußtseyn, daß nichts mehr dem Wandel unterworfen ist, als ein Sumptuargesetz, sobald es nicht selbst der Anpassung an veränderte Verhältnisse Raum gebe. Dieses und nichts weiter ist der Inhalt des sogenanten zweiten und dritten Capitels unserer Lex. Mit welcher Strenge in älterer Zeit das Verbot gehandhabt wurde, vermögen wir nicht mehr zu beurtheilen, aber wenigstens das Recht der Zeit des ausgebildeten Privatrechts und der unmittelbar darauf folgenden läßt sich aus den Vaticanischen Fragmenten vollständig übersehen. Die Ansicht dieser Zeit, wie sie durch das Edict und Juristenrecht sich ausgebildet hatte, betrachtete die schenkende Handlung, der Lex Cincia ungeachtet, noch immer als eben so giltig und wirksam, wie sie im strengen Recht vor der Lex Cincia gewesen war. Z. B. die Mancipation übertrug noch immer Eigenthum, die Promission obligirte noch immer ꝛc., so daß der Beschenkte im ersten Fall vindiciren, im zweiten ex stipulatu klagen konte. Nur hatte der Schenker und dessen Nachfolger auf den Grund des Cincischen Gesetzes Anspruch auf jedes Rechtsmittel, welches in der jedesmaligen Lage des Prozesses nothwendig war, um der schenkenden Handlung alle praktische Wirkung zu entziehen, so daß die verschiedensten Rechtsmittel: exceptiones, replicationes legis Cinciae und in factum conceptae, rescissoriae actiones etc. als zu diesem Zweck geeignet erwähnt werden. Dachte man sich aber so die Schenkung nicht als von selbst ungiltig, sondern nur den Schenker berechtigt, sie zu behandeln, als ob sie ungiltig wäre, so mußte man folgerecht sagen, der Schenker könne sich auch dieses seines Rechtes begeben und dadurch die Schenkung giltig machen. Ein solcher Verzicht aber wird ganz sicher dann angenommen werden dürfen, wenn der Schenker, wissend, er könne die geschehene Mancipation oder Promission, wenn er wolle, anfechten, dieselbe im Gegentheil als giltig anerkent, indem er die mancipirte oder promittirte Sache dem Beschenkten tradirt. Hier hilft ihm kein Rechtsmittel weiter, keine Vindication, denn der Beschenkte ist ja Eigenthümer, keine exceptio, denn der Schenker ist nicht im Besitz, keine indebiti condictio, denn er erfüllte wissentlich keine Retention des späterhin etwa zufällig wiedererlangten Besitzes, denn er hat ein für alle Mal auf sein Recht verzichtet. Bis so weit ist Alles klar. Aber eine Schwierigkeit ist dabei noch übrig, die selbst die neueste Abhandlung über die Lex Cincia noch nicht zu erklären vermocht hat. Sie besteht darin, daß ausdrücklich gesagt wird, eine Schenkung solle erst dann durch die Erfüllung unwiderruflich werden, wenn vacua possessio auf den Beschenkten übergegangen sey, während doch gewiß der Schenker durch jede Übertragung des Besitzes, den er hatte, mag dieser vacua possessio gewesen seyn, oder nicht, aufs Bündigste verzichtet hat. Aber gewiß soll auch dieses gar nicht behauptet werden, sondern nur ein dritter soll dann noch seinen bessern Besitz gegen den Beschenkten geltend machen und wenn ihm dieses gelungen ist, der Vindication des Beschenkten eine popularis exceptio legis Cinciae entgegensetzen können.

Aber eines solchen förmlichen Verzichtes bedarf es nur beim Schenker selbst, sein Erbe kann schon nach der allgemeinen Ansicht der spätern Zeit über (dem strengen Recht nach) ungiltige Schenkungen, mit einer doli exceptio, replicatio, duplicatio zurückgewiesen werden, sobald er sich auf die Lex Cincia gegen das jus gentium beruft, d. h. sobald der Schenker selbst, ohne widerrufen zu haben, gestorben ist.

Diese ganze Auffassung der Lex Cincia muß gewiß angemessen und verständig genant werden, da sie eine bedeutende Liberalität nicht absolut unmöglich macht, aber doch dem Schenker Mittel an die Hand gibt, Übereilungen wieder gut zu machen.

Eine Constitution, wodurch dieses ganze Recht aufgehoben worden wäre, ist nicht bekant. Im Justinianischen Recht ist es aber entschieden verdrängt und zwar durch die Ausbildung einer ganz ähnlichen formellen Beschränkung. Justinian nämlich hat die ältere Sitte, über alle Schenkungen des Beweises halber gesta aufnehmen zu lassen, allgemein auf große Schenkungen eingeschränkt, und in dieser Gestalt konte sie völlig als Surrogat des ältern Rechts gelten, zumal seit dieses durch die Klagbarkeit des bloßen Pactum völlig umgewandelt war. Im Occident dagegen finden sich im frühern Mittelalter in Gesetzen und Urkunden noch unverkennbare Spuren der Fortdauer des Cincischen Rechts im Allgemeinen neben der neuen Form der Insinuation, welche erst durch die Verbreitung der Justinianischen Rechtsbücher von Bologna aus vertilgt worden sind. (*Rudorff.*)

CISPLATINA. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Spanier auf die Provinz im O. des Uraguay, die hier an die portugisischen Besitzungen grenzte, wenigen Werth gelegt und ruhig zugesehn, daß die Portugisen in diesem wüsten Landstriche Missionen und Niederlassungen anlegten. Allein als man Buenos Ayres zur Niederlage von Peru machte, als man es vorzog, über diesen Platz das Silber und die Minenausbeute der Provinzen am Australoceane zu ziehen, und solches nicht länger den beschwerlichen und so gefährlichen Weg über den Isthmus von Panama machen zu lassen; da wurde man mit Schrecken gewahr, daß gerade dem Stapelplatze gegenüber unweit der Mündung des Uraguay in den Silberstrom eine portugisische Colonie belegen war, die ungehindert an dem Handel von Paraguay Theil nahm und sich durch Schmuggelei einen beträchtlichen Theil des spanischen Gewinns zuzueignen wußte. Da gingen den Spaniern die Augen auf, und als Portugal nicht gutwillig seinen Schmuggelhandel und seine Colonie aufgeben wollte, so kam es zu ernstlichen Demonstrationen, die endlich 1750 einen Grenztractat herbeiführten, vermöge dessen Portugal San Sacramento den Spaniern überließ, dafür aber die 7 Missionen abgetreten erhielt, welche die Jesuiten zwischen dem Uraguay, dem Ibicuyzu und der brasilischen Grenze errichtet hatten. Der Tractat wurde abgeschlossen, aber nicht vollzogen, weil die Jesuiten, deren Reich in Paraguay damals noch fest stand, nicht darum gefragt und auch gar nicht Willens waren, auch nur das Mindeste von ihrem Eigenthume herzugeben. Es blieb mithin beim Alten, die Jesuiten Herrn ihrer Missionen, San Sacramento schmuggelte fort, und machte es so arg, daß darüber endlich der Krieg von 1776 ausbrach, den die Briten erst 1777 beschwichtigen konten. Der Grenztractat von 1750 wurde zur Basis gelegt, San Sacramento spanisch und nun nach und nach Ruine, die Portugisen zogen sich aus dem Lande zwischen dem Uraguay, dem Ibicuyzu, dem atlantischen Oceane und der Platamündung zurück. Dieses Gebiet erhielt den Namen der Banda oriental nach der Grenze, oder von Montevideo nach dem vornehmsten Orte und wurde zur Plataprovinz Buenos Ayres geschlagen: nur blieb der Landstrich zwischen dem See Mirim und dem Oceane neutral und sollte von keinem der beiden Nachbarn besetzt werden. So blieb die Sache bis 1821, wo die Hauptstadt der Provinz, der zu Buenos Ayres herrschenden Unruhen müde, oder vielleicht durch brasilische Intriguen verleitet, sich und die ganze Provinz, scheinbar völlig freiwillig, dem Schutze des Königs Johann VI. unterwarf und portugisische Truppen in seine Mauern aufnahm. Zwar protestirte Buenos Ayres sogleich gegen diese Besitznahme, die demungeachtet erfolgte und Montevideo ging 1823, nachdem die Portugisen es verlassen hatten, an Brasilien über, welches damit die anstoßende Prov. Riogrande del Sul verband und noch in demselben Jahre beide als Capitania Cisplatina in den Statsverband des neuen Kaiserreichs aufnahm. Nach ihrer diesseitigen Lage am Platastrome benant, erstreckte sich diese Provinz von 319° 29′ bis 325° 54′ L. und von 27° 5′ bis 35° s. Br. und enthielt nach Schäfers Berechnung einen Flächeninhalt von 10,556 Q. Meilen mit 175,960 Bewohnern, wovon die Hauptstadt Montevideo allein 36,000 zählen sollte. — In der Folge scheinen indeß die Bewohner mit der brasilischen Herrschaft unzufrieden geworden zu seyn, denn schon 1824 brachen Unruhen aus und am 26. Aug. 1825 erklärten sich die Deputirten der Banda oriental zu Florida für unabhängig von dem Kaiser von Brasilien und ihre Bereitwilligkeit, dem Bunde der Platastaten anzugehören, zu dessen Congresse sie auch bereits Deputirte sandten. Hierauf erfolgte unterm 10. Decbr. 1825 Brasiliens Kriegserklärung und der Ausbruch eines von Buenos Ayres siegreich begonnenen Kampfes, den endlich ein von Großbritannien garantirter, am 27. Aug. 1828 zu Rio de Janeiro abgeschlossener Frieden beendigte, in dessen Folge sich Montevideo unter dem Namen Banda oriental als selbständige Republik constituirte *).
(*Hassel.*)

CIXERRO, Bezirk der sardin. Prov. Cagliari, enthält auf 260 ital. Q. Meil., außer der Hauptstadt Iglesias (s. dies.), 6 bewohnte und 20 wüste Ortschaften mit 5200 Einw. — In der Nähe des von herrlichen Obstpflanzungen umgebenen Domus Noas ist die unter dem Namen S. Gioan Acqua Rutta berühmte Grotte, welche sich durch die ganze Breite eines Berges zieht und mit Krystallisationen bedeckt ist. (Nach Mimaut in d. Neuen geogr. stat. Eph. 23. Bd. S. 265). (*Leonhardi.*)

CLADOBATES (von κλάδος, junger Ast, Zweig, und βαίνω, ich gehe), ist ein neues, von Fr. Cuvier [1]) so benantes Säugethiergeschlecht, welches unter dem barbarischen Namen Tupaja zuerst von Raffles [2]) und dann von Horsfield [3]) beschrieben wurde. Auch Desmarest [4]) nahm diese Benennung an. Die drei bis jetzt bekanten Arten, welche auf Sumatra und Java gefunden sind, entdeckte der französische Reisende Diard, welcher jenes Genus, um dessen Ähnlichkeiten zu bezeichnen, mit dem gegen die Gesetze unserer Terminologie streitenden Namen Sorex-Glis belegte. Später wählte Temminck [5]) dafür die allerdings nicht zu tadelnde Benennung Hylogale (von ὕλη, Wald und γαλῆ, Wiesel u. s. w.); da aber der erste, von Cuvier vorgeschlagene Name gut ist und der ältere, so müssen wir auf jeden Fall denselben vorziehen. — Der Ausdruck Tupaja oder Tupai wird von den Malayen für mehre, besonders für kleine auf Bäumen kletternde Thiere, also nicht allein für jene, sondern auch unter andern für die Eichhörnchen gebraucht.

Die vorzüglichsten Charaktere für dieses Genus sind folgende:

---

*) Es ist hier blos eine historische Übersicht des Landes gegeben, dessen geogr. und statistische Verhältnisse wir unter dem Art. Montevideo darstellen werden.

1) Des Dents des Mammifères. Livrais. 2. 1822. p. 60. 2) Transact. of the Linn. Society. Tom. XIII. p. 257. 3) Zoological Researches in Java. Lond. 1822. 4. Fasc. III. — Vergl. Okens Isis. Jahrg. 1824. Bd. I. S. 339 u. f. Taf. 4. 4) Mammalogie. Partie seconde. Par. 1822. 4. Supplement. p. 535 sq. Desmarest schlug den Namen Glisore (Glisorex) vor. 5) Monographies de Mammalogie. Tom. I. Livrais. 7. Par. 1827. 4. Tableau méthodique des Mammifères, répartis en Ordres, Genres etc. p. XIX. Der Verf. stellt jenes Geschlecht zwischen Sorex und Mygale.

Zahnformel (nach F. Cuvier)[6]:

38 Zähne.
- 18 im Oberkiefer.
  - 4 Schneidezähne.
  - 0 Hundszahn.
  - 14 Backenzähne.
    - 8 falsche.
    - 6 wahre (Mahlzähne).
- 20 im Unterkiefer.
  - 6 Schneidezähne.
  - 0 Hundszahn.
  - 14 Backenzähne.
    - 8 falsche.
    - 6 wahre.

Die 2 hintern Schneidezähne des Oberkiefers sind durch eine Lücke von den 2 vordern getrent; die 4 mittlern dicht anliegenden Schneidezähne des Unterkiefers sind sehr lang, stumpf, nach vorn gerichtet; die beiden andern anliegenden aber über die Hälfte kleiner als jene. Von den falschen Backzähnen sind die 4 ersten eines jeden Kiefers die kleinsten und einfachsten. (Obgleich die von Horsfield und Desmarest angegebene Zahl der Zähne eben dieselbe ist, so ist doch ihre Deutung etwas von der Cuvierschen abweichend, insofern sie im Oberkiefer nur 2 Schneidezähne, dabei aber 2 isolirt stehende Hundszähne, im Unterkiefer aber, außer den 6 Schneidezähnen, 2 Hundszähne, dagegen nur 12 Backzähne annehmen. Huschke hat zwar nicht genauer die Zahl der Zähne angegeben, jedoch geht aus seiner Beschreibung[7]) hervor, daß F. Cuviers Angabe, namentlich in Hinsicht der Oberkieferzähne, die richtigere sey, indem die 4 vordern Zähne im Zwischenkiefer sich finden, und wir die in diesen Knochen vorkommenden Zähne als vordere oder Schneidezähne (Dentes primores s. incisivi) betrachten). — Der Kopf ist verlängert, plattgedrückt; die Schnauze lang, aber abgestumpft und nicht rüsselförmig verlängert. Die Augen sind groß und vorragend. Ohren groß. Barthaare kurz. Zunge lang. Der Körper ist langgestreckt und cylinderförmig; mit 4 Bauchzitzen. Der Schwanz ist lang und mit langen, besonders seitlich gestellten Haaren bekleidet. — Es sind die Arten Plantigraden. Die Füße sind fünfzehig, die Zehen getrent und mit zusammengedrückten, spitzen Krallen bewaffnet; die Sohlen nackt. — Anatomisch wissen wir nichts weiter, als daß sich, nach Diard[8]), ein einfacher Magen und ein kleiner Blinddarm findet. — Die hieher gehörenden Thiere leben in Wäldern auf hohen Bäumen, sind ohne Zweifel muntere, schwippe Thiere, und sollen sich, was auch wahrscheinlich ist, von Insecten, kleinen Vögeln u. dgl. nähren; nach Raffles aber auch, wenigstens in der Gefangenschaft, von Früchten und Nüssen.

Arten: 1) *Clad. javanicus*, Tupaja javanica, *Raffl.*, Cerp, Banxring (Bangsring) oder Sinsring der Javanesen. — Die Schnauze ist mäßig zugespitzt, der Schwanz sehr lang. Die nackten Theile, Fußsohle und Ohren fleischfarbig. Pelz dicht, weich, oberhalb braun, gelblich gesprenkelt; unterhalb gelblich weiß; am Halse ein weißlicher, schmaler Streif, der auf der Mitte der Schulter endet. — Jedes Haar oberhalb endet mit einem oder zwei gelben und schwarzen Ringen. Es finden sich Woll- und Seidenhaare, jedoch erstere häufiger, letztere aber länger als jene. Am Schwanze sind die längsten, wie bei Eichhörnchen. Vorderglieder etwas kürzer als die hintern. Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 6″ 5‴. Länge des Schwanzes 6″ 5‴. — Vaterland Java. — Beschrieben und abgebildet bei Raffles, Horsfield (Oken) in *Geoffroy* und *Cuvier* Hist. natur. des Mammifères. Tom. II. Livrais 33. Schinz Naturgesch. und Abbildungen der Säugthiere u. s. w. Heft IX. Taf. 28.

2) *Clad. Tana*, Tup. Tana, *Horsf.* Tupai-Tana der Sumatraner. — Der Kopf mit der Schnauze sehr verlängert. Schwanz länger als der Körper. Pelz weich, oberhalb dunkelbraun, ins Schwärzliche gehend; unterhalb braun, mit röthlichem Anfluge. Kehle graulich, mit röthlichbraunem Anfluge. Ein schiefes, röthlichbraunes Querband läuft vom Halse über die Schultern gegen den Rücken hin. — Jedes Haar oberhalb ist abwechselnd grau und dunkelbraun geringelt. Vorderglieder kürzer als die hintern. Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 10″ 5‴; Länge des Schwanzes 6″ 6‴. — Vaterland Sumatra. — S. Raffles, Horsfield (Oken).

Außer jenen genanten Arten hat man noch zwei andere kennen gelernt, nämlich 3) *Cladob. ferrugineus* (Le Prass)[9]) auf Java, und 4) *Cl. vittatus*, auf Sumatra.

Aus dem Angegebenen erhellt: 1) daß dieses Genus, noch arm an Arten und von kleinem, zartem Körperbau, so weit wir es jetzt kennen, ausschließlich auf einige Inseln des indischen Archipels, und namentlich die Sunda-Inseln beschränkt zu seyn scheint; 2) daß dasselbe, nach dem Bau seiner Zähne, und ohne Zweifel auch nach der Wahl seiner Nahrungsmittel, zu Cuviers Abtheilung der insectenfressenden Raubthiere (Carnivora, Insectivora), und zwar in die Nähe von Sorex, gehört; 3) daß es, was Lebensweise und äußere Gestalt anbetrifft, in vielfacher Hinsicht bedeutend von jener Thierabtheilung verschieden ist, und in diesen Punkten mehr mit einigen Nagethiergeschlechtern, insbesondere mit Illigers Prensiculantia agilia (Myoxus, Sciurus etc.) übereinkomt; 4) daß wir also das Gen. Cladobates, wie ich dies auch früher schon angedeutet habe[10]), als ein sehr interessantes Mittelglied und Verbindungsästchen zwischen jenen Insectivoren und diesen Nagern betrachten können.

(*Leuckart.*)

CLAPPERTON, Hugh, einer von den wenigen Reisenden, denen es gelungen ist, tiefer in das Innere Afrika's einzudringen, welcher aber ebenfalls als ein

---

6) Dents des Mammif. Livrais. 2. Pl. 17. 7) Über die Zähne von Cladobates. In Okens Isis. Bd. XX. Heft 8 u. 9. 1827. S. 758 f. Taf. 10. — Nach Huschke's interessanten Vergleichungen der Zähne von Cladobates mit verwandten Formen geht hervor, daß die Vorderzähne am meisten denen des Igels ähneln, die oberen Backenzähne dagegen denen des Maulwurfs und einiger Spitzmäuse, die untern Backenzähne aber größtentheils denen des Igels. — Nach H. ist auch der Stirnbeinjochfortsatz, der bei Maulwurf, Igel und Spitzmäusen fehlt, beim G. Cladobates vorhanden. 8) Asiatic Register. Band X.

9) S. außer Horsfield, *Geoffroy* und *Cuvier* Hist. nat. des Mammif. Livrais. 36. (Vol. II.) 10) Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen, nebst dem Entwurfe einer Verwandtschafts- und Stufenfolge der Thiere. (Heidelb. u. Leipz. 1827. 8.) S. 75.

Opfer des ungesunden Klima's fiel. Er war der jüngste Sohn einer achtbaren Familie in der Grafschaft Dumfries in Schottland, und im Jahre 1788 geboren. Sehr jung ging er auf ein Kauffahrteischiff, wurde jedoch in der Folge gepreßt und auf Verwenden seines Oheims Midshipman. In Canada vertheidigte er gegen die Amerikaner ein kleines Fort am Huronensee, und als er sich genöthigt sah, dasselbe aufzugeben, zog er sich nach dem 20 Meilen entfernten York zurück, worauf er eine Lieutenantsstelle erhielt. Seit 1817 befand er sich auf halbem Solde; im Jahre 1820 faßte er mit dem Doctor Oudney in Edinburg den Entschluß, eine Reise ins Innere Afrika's zu machen. Ihnen schloß sich bald darauf der Major Denham an. Sie gingen im Februar 1822 von Tripolis aus und kamen im April in Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, an. Erst im November reisten sie unter einer Bedeckung von 300 arabischen Reutern, welche Bu-Kalum, ein Günstling des Pascha von Tripolis, commandirte, nach Süden. Mehre Monate führte der Weg durch die Wüste. Am 4. Februar 1823 erreichten sie Lari, die nördlichste Stadt von Bornu. Mehre Tage hindurch behielten sie den Binnensee Tsad vor Augen; das Land war mit Dörfern übersäet. In Kuka, der Hauptstadt von Bornu, wurden die Reisenden von dem Fürsten sehr gut aufgenommen; er wollte jedoch nicht zugeben, daß sie über die Grenzen des Landes hinausgingen, weil er dem Herrscher von Tripolis für ihr Leben verantwortlich sey. Während Denham den Scheich von Bornu auf dem Zuge gegen die Fellatas begleitete, machten Oudney und Clapperton eine Excursion nach dem See Tsad und dem in diesen fallenden Fluß Shary. Am 14. December 1823 traten Clapperton und Oudney eine neue Wanderung nach Nyffe am Niger an. Nach zwölf Tagen erreichten sie die westliche Grenze von Bornu und kamen in das Gebiet von Bender, wo der schon seit der Abreise aus Fezzan kranke Oudney starb. Clapperton bestattete ihn nach engländischer Sitte, nicht ahnend, daß auch ihm in wenigen Jahren dasselbe Geschick werden sollte. Der Sultan von Houssa, Bello, ein ausgezeichneter, kräftiger und für jene Gegenden sehr gebildeter Fürst, welchen er in Kano besuchte, nahm ihn freundschaftlich auf und gab ihm Geleite nach Sackatu. Zwischen Bello und Clapperton entstand bald die innigste Freundschaft, und letzterer erhielt von ihm mehre interessante Nachrichten über das Innere Afrika's, so wie eine vom Sultan selbst verfertigte Charte jener Gegenden. Bei seiner Abreise erhielt er ein Schreiben des Sultans an den König von England, worin er diesen um einen engländischen Consul und Arzt bat. Ohne Nyffe zu erreichen, kehrte Clapperton nach Bornu zurück und trat mit Denham die Rückreise über Fezzan nach England an.

Die Kunde Afrika's war durch den bald erschienenen Reisebericht sehr erweitert; Gegenden, über welche wir noch gar keine Berichte von europäischen Augenzeugen hatten, waren genauer untersucht; Völker waren aufgefunden, deren Charakter und deren Bildung von denen der Neger an der Küste und der Mauren im Norden sehr verschieden war. Aber noch immer blieb eine große Lücke auszufüllen. Der Niger, dessen Lauf die Geographen seit den Zeiten der Römer beschäftigt hatte, war in seinem Laufe unterhalb Tombuctu noch immer unbekant; die unglücklichen Expeditionen von Tuckey und Mungo Park hatten den Eifer für diese Untersuchung noch mehr erhöht; im Innern Afrika's hatte Clapperton nur ungenügende Nachrichten über ihn erhalten. Die Untersuchung dieses Gegenstandes und die Abschließung eines Bündnisses mit dem Sultan Bello war der Zweck von Clappertons zweiter Reise, welche er von der Bai von Benin aus antreten wollte. Ihn begleiteten der Capitain Pearce, ein sehr geschickter Zeichner und Dr. Morrison als Naturforscher; außerdem befand sich noch bei der Expedition der Schottländer Dickson, welcher in Amerika als Wundarzt gedient hatte. Am 26. November 1825 erreichte die Expedition Whidah an der Bai von Benin. Dickson begab sich in Begleitung des Portugisen Susa, der einige Zeit in Dahomey gewohnt hatte, nach dieser Stadt, wo er gut aufgenommen wurde und verfügte sich sodann nach der 17 Tagereisen entfernten Stadt Schar, von wo er nach Yuri wollte. Seit jener Zeit haben wir nichts von ihm gehört.

Clapperton, welcher auf den Rath eines Engländers, der mit seinem Schiffe im Geheimen Sclavenhandel trieb, die Reise den Strom von Benin aufwärts aufgab, ging am 29. November nach Badagry, konte aber hier keine Nachrichten vom Sultan Bello erhalten. Am 7. December schiffte er sich auf leichten Fahrzeugen ein und fuhr einem Arme des Lagosstromes bis Gazie entgegen, wo er am linken Ufer landete. Die Eingebornen nahmen die Expedition sehr zuvorkommend auf. Aber hier waren die Reisenden in hohem Grade unvorsichtig und man kann wol sagen, daß der unglückliche Ausgang der Expedition seinen Grund darin hat, daß sie an den niedrigen, mit Schilf überdeckten Ufern des Flusses in freier Luft schliefen. Schon am 10. December wurde Clapperton vom Fieber befallen, dasselbe Schicksal hatte Morrison am 12., Pearce am 13. und Clappertons treuer Diener, Lander, am 14. Am 27. starben Morrison und Pearce. Clapperton und Hutson setzten ungeachtet ihrer Schwäche die Reise fort; sie wurden von den Eingebornen etwa 14 Stunden weit in Hängematten getragen, mit vieler Theilnahme behandelt und gepflegt. Je weiter sie sich von der Küste entfernten, desto reizender wurde die Landschaft. Endlich erreichten sie eine Gebirgskette, welche sie überstiegen. In Schaki, welches auf der Höhe des Gebirges liegt, strömten die Einwohner den Fremden zu Tausenden entgegen und bewillkommneten sie mit Gesang; sie wurden als Friedensboten angesehen. Es herrscht dort nämlich der Glaube, daß bei Erscheinung der Weißen, welche sie als vollkommene Wesen betrachten, die kein Wohlgefallen am Morden und Blutvergießen finden, aller Krieg aufhören werde. Jenseits des Gebirges traten sie in eine schöne Ebene, die wohl angebaut und mit Dörfern der Fellatas bebaut war, welche ruhig unter den Negern lebend, sich mit Viehzucht beschäftigen und die milden, reinen Sitten der Hirtenvölker haben. Als er sich Eyeo (Katunga bei den Bewohnern von Hussa), der Hauptstadt von Yurriba näherte, zog die ganze Volksmenge ihm entgegen; aber so freundschaftlich sich auch der Fürst benahm, so wollte er den Reisenden doch nicht die Erlaubniß geben,

den 10 Stunden östlich entfernten Quorra, den man für den Niger hält, zu besuchen. Bald gab er vor, der Weg sey nicht sicher, weil die Fellaten das Land durchschwärmten, bald bot er ihnen einige seiner Frauen an, um sie auf diese Art zurückzuhalten.

Auf dem Wege von Eyeo nach Sackatu kam Clapperton durch viele Dörfer, welche von den Fellanen geplündert waren; eine Räuberhorde führte ihn zu Yarro, dem Sultan von Kiama, der ihm eine seiner Töchter zur Frau anbot und den Reisenden späterhin rieth, den Weg über Bussa zu nehmen. In Wawa, einer Stadt von 18,000 bis 20,000 Einwohnern im Lande Borgo, suchte ihn eine arabische Witwe zurückzuhalten. In Bussa, wo Mungo Park in den Stromschnellen umkam, hat der Niger etwa die Breite wie die Themse bei Sommersethouse. An der Fähre zu Komie sah sich Clapperton genöthigt, umzukehren, weil ihm jene arabische Witwe nachgereist war und der Fürst von Wawa deshalb seine Sachen zurückbehielt. Bei Komie, wo Clapperton über den Niger setzte, ist der Fluß etwa 5 Minuten breit und 10 bis 15 Fuß tief. Am andern Ufer liegt die gut bebaute Provinz Nyffe, deren Einwohner viele Eisengruben bebauen. Von hier ging er nach Zaria, der Hauptstadt des Landes Zeg-Zeg. Am 20. Juli 1826 erreichten die Reisenden Kano, wo er hörte, daß Sultan Bello eben auf einem Kriegszuge gegen Bornu sey; seiner schwächlichen Gesundheit ungeachtet wollte er sich zu Bello begeben. Hier finden wir eine dreimonatliche Lücke in seinem Tagebuche. Am 12. October war er bei dem etwa 50,000 bis 60,000 Mann starken, wenig oder gar nicht disciplinirten Heere Bello's; mit diesem ging er nach Sackatu zurück. Lander, welcher mit den für den Scheich von Bornu bestimten Geschenken in Kano war, wurde eben dahin gerufen; der Sultan bemächtigte sich der letzteren, vorgebend, daß Waffen und Munition in den Ballen seyen. Erst später ward Bello wieder freundschaftlicher, als die Armee von Bornu geschlagen war. Aber Clappertons Gesundheit wurde immer schlechter; am 12. März 1827 endet sein Tagebuch und nun beginnt das von seinem Diener Richard Lander. Er hielt seinen Herrn für vergiftet; aber dieser versicherte ihn, daß er sich bei einer Jagd mit Schweis bedeckt auf den feuchten Boden niedergeworfen und daß seine Krankheit davon herrühre. Er quälte sich 20 Tage lang und befand sich jeden Morgen übler als am Abend vorher. Sein Schlummer war sehr unruhig. Er hatte schreckliche Träume und sein Mund murmelte Verwünschungen über die Treulosigkeit der Araber. Sein sonst so starker Körper war ein Skelett geworden. Lander las seinem Herrn täglich einige Stellen aus der Bibel und den 98. Psalm vor, die er mit großer Andacht anhörte. Am 13. April 1826 bald nach Tagesanbruch starb Clapperton. Lander ließ Bello davon benachrichtigen, und der Sultan ertheilte ihm die Erlaubniß, seinen Herrn mit den in England gebräuchlichen Ceremonien zu begraben, was auch zu Jungari, einem kleinen auf dem Abhange eines Hügels erbauten Dorfe, beinahe zwei Stunden südöstlich von Sackatu geschah.

Am 4. Mai reiste Lander von Sackatu ab. Er schloß sich einer Karawane von etwa 4000 Personen der verschiedensten Stände an, und ging mit diesen nach Kaschna. Am 15. Mai erreichte er Damoy, eine kleine geschlossene Stadt im Lande der Hussanen. Er wollte sodann nach Funda am Niger und diesen bis Benin hinabschiffen. In Dunrora, einer Stadt von 40,000 Einw., die nur noch 12 oder 13 Stunden von Funda entfernt ist, wurde er von vier bewaffneten Männern angehalten und nach Zeg-Zeg gebracht; der Fürst entließ ihn einige Zeit später und nun ging er durch dieselben Gegenden, welche er ein Jahr früher mit seinem Herrn besucht hatte, nach Badagry, wo ihn mehre portugisische Sclavenhändler dem Könige als einen engländischen Spion bezeichneten. Nur durch List rettete er sich vor dem Tode. Einige Tage nachher ließ ihn der König mit Geschenken abreisen. Der Capitain Morris war mit der Brigg Maria von Whidah angekommen, um ihn nach Cape Coast zu bringen. Er schiffte sich dort nach England ein, wo er am 30. April 1828 anlangte **). (*L. F. Kämtz.*)

CLARINO pflegt man die Reihe der höheren und höchsten Töne der Trompete zu nennen, und Clarinostimme die höchste oder Prim-Trompetenstimme, so wie Clarinobläser denjenigen, welcher solche erste Stimme spielt, und von dem man eben darum auch ein feineres, delicateres Spiel fodert. Vergl. d. Art. Trompete. Daß aus dem Namen Clarino der Name Clarinett abgeleitet worden ist, haben wir bereits im Art. Clarinett erwähnt. (*Gfr. Weber.*)

CLARONE oder clarinetto dolce nennen die Italiener jede tiefere Art von Clarinett, namentlich das sogenante Baß-Clarinett oder Bassetthorn (s. d. Art.). (*Gfr. Weber.*)

CLAUDIANUS, Claudius, der lateinische Dichter. Nur dürftige Nachrichten sind über sein Leben vorhanden. Er war nach Suidas und Sidonius Apollinaris (9, 13.) aus Alexandrien gebürtig, womit die Bezeichnung „des vaterländischen Nils" in den Gedichten 43, 3. 39, 56. und der Vaterstadt 39, 20. übereinstimmt. Dies hat zuerst Nic. Antonius Bibl. vet. Hispan. 3, 5. nachgewiesen, nachdem Petrarcha, Politianus, Landinus und andere ihn zu einem Florentiner durch den Irrthum machten, in welchem sie den Freund des Dichters, Florentinus, dem das Gedicht vom Raub der Proservina gewidmet ist, mit dem Namen des Vaterlandes verwechselten. S. Francisc. Bivarius ad Dextri Chronicon p. 415. Andere ließen ihn aus Spanien stammen. S. Antonius a. a. O. Was die Herkunft, die Eltern und die Erziehung des Claudianus anlangt, liegt alles im Dunkel. Caspar Barth (zu Claudian. p. 105.) und Clavier wollten den Vater in jenem

**) Über Clappertons erste Reise werde ich das Nähere unter Denham mittheilen. Die Hauptquelle ist für dieselbe: Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa in the years 1822, 23 and 24. By Major Denham, Captain Clapperton and the late Doctor Ondney, extending accross the great desert to the tenth degree of northern latitude. 4. London 1826, mit vielen Kupfern und Charten. Für die zweite Reise konte ich nur den Aufsatz: „Clappertons zweite Reise im Innern Afrika's" in v. Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde Thl. IV. S. 102—117. und Thl. V. S. 70—94 benutzen.

Philosophen Claudianus erkennen, dessen Eunapius im Leben des Maximus S. 67. erwähnt. Vergeblich forschte man auch nach den übrigen Lebensverhältnissen, so daß die Gründe nicht ausreichen, mit welchen man die Echtheit des 39. Gedichts läugnete, wenn auch die Überschrift untergeschoben seyn möchte. Nach demselben aber hatte Claudianus schon in früheren Jahren einen amtlichen, wahrscheinlich militärischen Beruf übernommen, was jedoch keineswegs nach v. 55 auf Alexandrien bezogen zu werden braucht. Vergl. König in Prolegom. V. 14., dessen Gründe das Gegentheil nicht erweisen. Die Werke des Dichters sprechen eine frühe, vielumfassende Bildung, wie sie in den Schulen der alexandrinischen Grammatiker gewonnen wurde, aus und bezeugen ein nicht geringes Talent. In Rom finden wir ihn im Jahr 395, in welchem er das Lobgedicht auf Probinus und Olybrius vorlas. Überhaupt scheint er ein Pflegling angesehener Gönner gewesen zu seyn, und dies Verhältniß ihn nach Rom geführt zu haben. Vielleicht war es auch der Grund für die Einbürgerung in römisches Leben und Sprache. Des Stilicho gedenkt er nicht in den frühesten Gedichten. Eben so wenig besagen sie überhaupt einen ununterbrochenen Antheil an den Statsgeschäften. Vor dem Consulat des Stilicho, also vor dem Jahr 400 war er fünf Jahr von Rom abwesend nach 23, 23; ob aber, wie Einige annahmen, zu Mailand in der Cohorte des Stilicho, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Nähere Dienstverhältnisse knüpften ihn an diesen Statsmann (16, 5.), welcher stets sein Gönner blieb, dagegen auch überall den Dichter zu dem prunkendsten Lobe und schmeichlerischer Huldigung bereit fand. So vernimt man in allen Gedichten die Lobpreisung des Stilicho und wird unsicher über die unter der schmückenden Färbung verborgenen historischen Thatsachen. Nur mit großer Vorsicht kann Claudianus von dem Geschichtsforscher benutzt werden. Andere Freunde unter den Großen des Reichs waren für den Dichter Probinus, Olybrius, Mallius Theodorus, Gennadius. Vgl. 41. 42. 43. Der Gemahlin des Stilicho, Serena, dankt er c. 40 für die Vermittelung einer stattlichen Heirath, wahrscheinlich in Alexandrien. Ist die von Pomponius Lätus aufgefundene und noch von Nic. Heinsius in dem Palast Farnese zu Rom gesehene Inschrift echt, so wurde ihm auf Antrag des Senats durch Arcadius und Honorius auf dem Forum eine eherne Bildsäule errichtet. Die Inschrift findet sich bei Gruter. 391, 5., bei Orelli T. I. p. 259. Apostolo Zeno in Dissertazione Vossiane T. II. und Tiraboschi in Storia della lett. Ital. T. II. p. 649. zogen die Glaubwürdigkeit des Pomponius Lätus, als habe derselbe die Inschrift fertigen lassen, in Zweifel. Der Statue gedenkt der Dichter 25, 7. In der Inschrift wird er Tribunus et Notarius genant. Ob er dem christlichen Glauben, sey es aus Überzeugung, oder um den Gönnern zu gefallen, sich angeschlossen habe, wollten Einige aus einzelnen Stellen der Werke beweisen, doch spricht das Gegentheil ein bestimtes Urtheil von Augustinus (de Civit. dei 5, 26.) und Orosius (7, 35.) aus. Die Anrufung alter Götter kann freilich zu keinem Beweis dienen, doch würde das Christliche gewiß entschiedener hervortreten, wenn das Herz einen entschiedenen Antheil genommen hätte. Die griechischen Gedichte christlichen Inhalts sind unecht, wenn auch eingeräumt werde (nach 42, 13.), daß Claudianus zuerst in griechischer Sprache zu dichten versucht habe.

Das frische Leben der Poesie hatte abgeblüht, und Gelehrsamkeit der Schulen sollte die freie Ausbildung des Genies ersetzen; aber vergraben wurde unter der aufgeschichteten todten Masse von allerlei Lehren auch das bessere Talent. Und als ein glückliches Talent müssen wir Claudianus anerkennen und hochachten, wie er in jener der Barbarei nahen Zeit unter dem Kampfe des Alten und Neuen, und bei dem Verderbniß der Gemüther sich aufrecht erhielt. Die Schulen der Grammatiker und Rhetoren hatten ihn zu einem großen Umfange von Kentnissen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaft gebracht. Eine rege Einbildungskraft trieb ihn an, nach der Weise seiner Zeit, diesen aufgesammelten Stoff poetisch zu verarbeiten. Da aber verschränkte ihn die strenge Regel der Schule, und wie sehr er auch in allen Zweigen der Wissenschaft bewandert war, gelangte er doch nie zu einer Belebung der Gegenstände seines Denkens, noch zu einer freien Lebensansicht, noch zu origineller Schöpferkraft der Erfindung. Auf der einen Seite hinderte ihn die Allem zum Grunde gelegte, rhetorische Ausbildung, welche der Poesie das Hauptelement verlieh; auf der andern Seite lähmte das Hofleben und die moralische Verbildung der Zeit die emporstrebende bessere Kraft und hielt den Geschmack in Verderbniß. So war auch ihm zur Aufgabe geworden, die gelehrten Kentnisse in Versen niederzulegen, die seiner Feder auch so schnell entflossen, daß er in einem Jahre mehr als drei Tausend schrieb. Das Historische und Mythologische wurde zum Aufputz verwendet; ob bei der Darstellung der Gegenwart mit zureichendem Erfolg oder im Widerspruch der Zeitverhältnisse, danach wurde nicht gefragt. Alles diente zur poetischen Floskel. Die Wahrheit gebrach in allem Verhältnisse; das Hofleben war ein trügerisches Scheinleben geworden, und selbst der christliche Glaube griff so wenig tief in die Gemüther seiner Bekenner ein, daß Claudianus unter ihnen mit der alten fabelhaften Religion ausreichte. Die Selenstimmung war in jener Zeit phantastisch und unklar; an die Stelle der alten hohen Einfalt war ein Spiel bunter und schwellender Gefühle getreten; dies spiegelt sich in den Gedichten ab, die meistens Gelegenheitsgedichte waren und eben nur für den Tag galten, nach kurzer Zeit und der Veränderung der äußeren Verhältnisse nicht mehr gelesen wurden. Fremdes und Altes wurde von dem Dichter dem Neuen untergelegt, weil es die ältere Literatur darbot. Daher klingt es lächerlich, wenn Claudianus vom römischen Freiheitssinn und von Römertugend singt. Die Begeisterung war ihm nur eine künstliche; die Zwecke der Dichtkunst lagen nicht in freier Erhebung zu einem Ideale, sondern in der gedungenen Pflicht der Schmeichelei. Was die alexandrinischen Dichter und Virgilius und Statius darboten, wurde von ihm in sorgsamer Nachahmung benutzt. Doch ist hiebei die Stärke und Lebendigkeit der wiederholenden und umgestaltenden Einbildungskraft bewundrungswürdig, und man kann unter diesen Bedingun-

gen und im Hinblick auf Belebung und Colorirung des Einzelnen vieles neu und kräftig, und selbst schön nennen, das Malerische sowol als auch eine Menge sentimentaler Bilder (z. B. die blumenlesende Minerva, die Beschreibung der schönen Götterkinder Sol und Luna, der von Thränen besiegte Pluto) bilden einen Gegensatz des Alterthums, ohne für den Besitz eines innern Reichthums des Gemüths zu zeugen.

Wie die Dichter jener Zeit pflegten, arbeitete Claudianus fast in allen Gattungen, und galt bei der Mitwelt als der vorzüglichste. Dennoch umfaßt das Gebiet, auf welchem seine erfindende Kraft ausreichte, nur den kleinen Umfang von Situationsgemälden und die Betrachtung über einen von außen gegebenen Stoff. Im Größeren mit Glück zu arbeiten, gebrach ihm geniale Kraft; einzig nur der rhetorisch-prunkenden Darstellung hingegeben, haschte er nach Gemeinplätzen und nach Einzelnen, was eine solche künstliche Ausstellung und gesuchte Färbung zuließ, ohne daß er selbst auf Anordnung Fleis verwendete. Die größte Zahl machen Gelegenheitsgedichte aus, in denen zur Erhöhung der Gegenstände eine Summe von Zierrathen und allerlei Prunk selbst mit Kühnheit verwendet wurde, ohne daß das Herz Antheil nahm. Claudianus spielte durchaus die Rolle eines Hofpoeten. Aus den Lobreden, die in jener Zeit eine Übung der Rednerschulen und der öffentlichen Schmeichelei geworden waren, hatte man Lobgedichte geschaffen, die sich von den prosaischen Declamationswerken nur durch die äußere Form der Diction und Versification unterschieden und gleichem Zwecke dienten. Die ganze Behandlung und Anordnung blieb eine rhetorische; es gebrach Natur und Wahrheit. Claudianus schrieb solche panegyrische Gedichte bei dem Consulat des Probinus und Olybrius (im J. 395.), bei dem dritten, vierten und sechsten Consulat des Honorius (im J. 393, 398, 404.); bei dem Consulat des Flavius Mallius Theodorus (399) und dem des Stilicho. Hiezu das Gedicht zum Lobe der Serena. In allen mangelt innere Einheit; denn es reihen sich die Begebenheiten aus dem oft unbedeutenden Leben der Gepriesenen nur durch die Bindung der Zeitfolge an einander, und als Centralpunkt erscheint für alle Zufälligkeiten die eine von Glanz umgebene Persönlichkeit. Seine Begeisterung dringt nirgends durch. Alle Kunst ist auf Schilderung der Thatsachen und auf Ausschmückung derselben verwendet; diese aber ist bis zum Unnatürlichen erhöhet, und von einer sich selbst überbietenden Schmeichelei bis zum Widerlichen gesteigert. Man vergleiche die Lobpreisung des neunjährigen Honorius 7, 85., die Vergleichung der Helden des Tages mit den Göttern und Heroen der Vorzeit; z. B. 1, 115. 21, 97. Die kleinlichsten Dinge bieten Stoff dem Lobe dar und finden ihre volle Bezeichnung. Daher kann die Darstellung nicht ohne künstliche Vergrößerung und gesuchten Schmuck bestehen, und verliert sich ins Schwülstige und Gezierte. Dennoch ist die Gewandheit, mit welcher der Dichter das Einzelne auffaßt und benutzt, dem Gedanken eine specielle Beziehung zu geben weiß, und mit der Sprache in Aufbietung des erfoderlichen Schmucks nachzukommen suchte, nicht gering, sondern sogar ausgezeichnet und Beweis einer lebendigen Einbildungskraft und eines für Besseres wol bildsamen Talents der Darstellung. Wie in den Lobgedichten, so zeigt sich Claudianus in den Schmähgedichten gegen Rufinus und Eutropius, in denen, wie dort zum Lobe, alles im Leben der Gehaßten aufgesucht und aufgereiht wird, was die Persönlichkeit in Schatten stelle; so gebricht es auch hier nicht an Übertreibung und Unwahrheit; die Farben aber sind oft grell und widrig die Zeichnung. Als Satyren, in denen der Abstand gegen ein Ideales sichtbar werde, können sie nicht betrachtet werden. Die Gedichte vom gildonischen Kriege und vom getischen Kriege sind nicht epische, sondern declamatorisch-beschreibende. Sie erzählen den historischen Verfolg mit Unterlage von mythischen Fictionen, um dabei in langen Reden die an Thaten armen Heerführer declamiren zu lassen. An Handlung ist wenig gedacht; eine Einheit fehlt gänzlich. Glücklicher zeigt sich der Dichter in den beiden Hochzeitgedichten bei der Hochzeit des Honorius und des Palladius. Die Erfindung kann nicht eben geistreich heißen, doch führt sie Scenen herbei, in deren Schilderung die innere Selenwelt berührt und reinmenschliche Gefühle zur Aussprache gebracht werden. Manches ist selbst anmuthig und zart. Unter den kleineren, durch den Namen Fescennina verbundenen Gedichten möchte das erste und vierte zu dem besten, was der Dichter schrieb, gezählt werden können. Sie zeigen, in welchem Umfang seine Kraft ausreichte. So auch die Gedichte, welche als Vorreden den größern vorausgestellt sind, namentlich das 9te, das 32ste und das 6te Gedicht. Wie in ihnen einzelne Schilderungen durch Wahrheit und richtige Zeichnung und durch gemäßigte Ausschmückung gefallen, so enthalten auch die mit dem Namen Eidyllia bezeichneten Gedichte manches gar Schätzbare und Erfreuliche, wo der Dichter, ohne eine Genialität und höhere Begeisterung zu affectiren, sich auf Gemälde und Schilderung des Besonderen beschränkt. Da komt er Statius gleich. Die Einbildungskraft, ohne Neues zu schaffen, bringt dann ihm das Geschaute und Erlebte mit frischer Belebung und anmuthigen Farben zur Darstellung, die zum Theil genau und klar, durch das Gemäßigte und durch den Antheil des Gefühls ergötzt, wenn freilich auch hier, da und dort der Abweg zum Rhetorischen nicht fehlt. Eine rein epische Darstellung sollte in dem Raube der Proserpina gegeben seyn. Der fernen mythischen Welt das Interesse der Zeit zuzuwenden, war freilich eine schwierige Aufgabe, und der Weg, den Claudianus einschlug, mußte schon deshalb von dem weit abweichen, auf welchem die alten Epiker vorausgegangen waren. Die Frage, ob die Fabel vom Raube der Proserpina sich zur epischen Darstellung eigene, welche Walch in einer besonderen Abhandlung verneinte, König in den Prolegom. p. 46 bejahete, hat auf die Behandlungsart des Claudianus geringe Beziehung. Ihm war ein Stoff geeignet, bei welchem er Raum für ausführliche Beschreibungen und pathetische Reden gewann, und diese bot ihm die dreifache Scene der Unterwelt, der Erde und des Götterhimmels reichlich dar. Er nimt in der Einleitung einen

hochfahrenden Anlauf, und beginnt mit dem wenig motivirten Zorne des nach einer Gemahlin verlangenden Pluto, der dann, ohne von dem Beschlusse des Jupiter zu seinem Vortheil zu wissen, auf den Ort zusteuert, wohin Proserpina durch Minerva und Diana gebracht worden war. Daß Jupiter seinen eigenen Weg gehend, und Pluto aus eigener Selbstbestimmung sich Proserpina raubt, gewint nur in dem Endpunkte des Erfolgs eine Bindung; das Ganze der Exposition entbehrt des inneren Zusammenhangs und der eingreifenden Motivirung. Dagegen boten sich in den Scenen der Unterwelt, der sicilischen Landschaft und anderwärts reicher Stoff zu Schilderungen dar, den auch Claudianus nach seiner Weise benutzt, und Einzelnes vortrefflich in lebendiger, malerischer Zeichnung behandelt hat. Die Darstellung ermangelt der klaren Objectivität. Die Charaktere der Handelnden treten aus dem Allgemeinen wenig hervor und entbehren der würdevollen Energie; selbst der eingeführten Götterwelt ist wenig Erhabenheit und Größe zugetheilt; die Handlung selbst lebt mehr in declamatorischen Reden, als in der Thätigkeit großartiger Kräfte. An eigentlichen Kampf ist nicht zu denken. Die Handelnden erscheinen leidenschaftlich, nur um der Darstellung willen. So liegt der Werth des Gedichts, beim Mangel einer geistvollen, erhabenen Erfindung und richtiger Composition, nur in der Zeichnung einzelner Situationen und in der Gewandtheit des bezeichnenden Ausdrucks. Unter den Episteln, die nicht mit horazianischen zu vergleichen sind, kann, abgesehen von der üppigen Diction, Manches wol Billigung gewinnen; unter den Epigrammen findet sich Witziges und Interessantes mit Frostigem und Gewöhnlichem verbunden. Fünf Epigramme in griechischer Sprache haben geringen Werth. Die Gigantomachia, welche in einem Bruchstücke Arsenius auffand, und in Apophthegmat. p. 137 herausgab, rührt sicher von einem späteren Übersetzer her. Von dem griechischen Originale existirt ein Fragment.

In allen diesen Gedichten wird eine Fertigkeit kund, die in rascher Eile eine Menge Verse, wo die Gelegenheit sich darbot, hinwarf, ohne daß der Erfindung eines Ganzen Zeit und Mühe zugewendet wurde. So war das Hauptgeschäft des Dichters Ausschmückung und Schilderung, wobei Worte das Wichtigste galten. Die Schönheit ist daher meist eine getrübte, nicht reine. Nicht auf Rührung, sondern auf starke Erschütterung arbeitete der Dichter hin, und häufte deshalb alle aufzubringenden Mittel der Diction in Figuren und Tropen. Wenig beachtet wurde das Gesetz für Ebenmaß und Harmonie in Vertheilung des Lichts und Schatten. So fehlt durchaus dichterische Correctheit, und selbst die Perioden der Worte haben nur oratorische Gestaltung. Bei der Anhäufung, die bis zur Schwulst wird, erfreut nur die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Einzelnen, der Reichthum der Bilder, in denen manches auch wol neu und kunstreich heißen kann. Auch in der Versbildung, die oft charakteristisch und malerisch ist und eine große Gewandtheit verräth, blickt das Absichtliche durch. So hat Überkünstelung und das Streben nach erschütterndem Effect ein vortreffliches Talent verderben lassen, und Claudianus war ein für seine Zeit ausgezeichneter Dichter, ohne ein guter zu seyn.
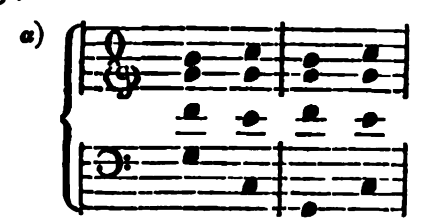
Wie die Werke des Dichters, die als Gelegenheitsgedichte ursprünglich nur einzeln erscheinen konten, zu der noch vorhandenen Samlung verbunden worden, bleibt, da nirgends Spuren einer sorgsameren Überarbeitung sichtbar werden, und nichts den Antheil des Verfassers verräth, ganz unbestimbar; wahrscheinlich wurde die Zusammenstellung später, vielleicht nach des Dichters Tode, von fremder Hand gemacht, wobei es dann nicht an Gelegenheit zu Interpolationen gebrach. Unter dem Titel der Epigramme wurden dabei so gehaltlose und mehre christlichen Inhalts aufgenommen, wie sie Claudianus nie geschrieben. Die Gedichte 98 — 101 sind erst neuerdings in Ausgaben angereihet worden. Die Handschriften enthalten meistens nicht alle größere Gedichte, daher auch die älteste Ausgabe durch Barnabas Celsanus, Vicent. 1482 (eine frühere soll Venet. 1470 erschienen seyn) nur die kleineren in sich faßt. Die erste kritische Ausgabe veranstaltete Thaddäus Ugoletus, Parma 1493. Eine veränderte Gestalt gewann der Text durch Joh. Camers (Viennae Austriae 1510), dem viele folgten, als Theodor Pulmann eine neue Recension, Antwerp. 1571. 16., mit den Anmerkungen von Delrius gab. Einzelne Verbesserungen brachte Steph. Clavier (Paris 1602) bei. Der erste Commentar erschien durch Caspar Barth (Hanov. 1612. 8.), doch vervollständigt bis zur Weitschweifigkeit (Frankf. 1650. 4.), mit Beigabe vieles Heterogenen, nur bestimt, gelehrte Adversarien auszuschütten. Nic. Heinsius war der erste geistvolle Bearbeiter, der theils einen reichen Apparat von Handschriften benutzte, theils mit Geschmack und Sprachkentniß die Kritik handhabte. (Lugd. Bat. 1650. 12. Amstelod. 1665.) Joh. Matth. Gesner fügte dem von Heinsius constituirten Texte einen Commentar bei (Lips. 1759. 8.), welcher sowol Erklärung des Sachlichen, als auch ästhetische Beurtheilung des dichterischen Ausdrucks und der Eigenthümlichkeit des Claudianus enthält, und in Abhandlungen des Dichters Leben und Charakter behandelt. Die vollständigste Ausgabe ist von Pet. Burmann, die sein Neffe gleichen Namens (Amstelod. 1760. 4.) vollendete. Sie enthält den reichsten kritischen Apparat und die Anmerkungen der früheren Herausgeber, und bezeugt Burmanns volle Gelehrsamkeit und unsichern Geschmack. Die neueste Ausgabe von Georg Ludw. König, mit einem Sachen und Worte erläuternden Commentar, ist nicht vollendet worden; nur der erste Band erschien Götting. 1808. 8. Die Prolegomena enthalten in ihrer ermüdenden Weitläufigkeit manches gute Urtheil; der Commentar ist auf Unkundige berechnet, und häuft die Parallelstellen unnöthig; doch gibt er auch schätzbare Bemerkungen, selbst in kritischer Rücksicht. Den Raub der Proserpina commentirte Janus Parrhasius, Mediol. 1500. und 1505. Das vierte Consulat des Honorius Joh. Casp. Kühn, Argentor. 1707. 4. Übersetzungen sind gegeben worden engländisch: von Digges, Lond. 1628.; von den Schmähgedichten gegen Rufinus durch Will. King, Lond. 1730., und durch Hughes, Lond. 1741.; vom Raub der Pros. durch denselben 1715.; italienisch: vom Raub der Pros. durch Sanuto (1553). Bevilaqua (Palerm. 1586), Cinuzzi (Venet. 1608. 1714), Barbo (Padov. o. J.); von den Werken durch Beregani

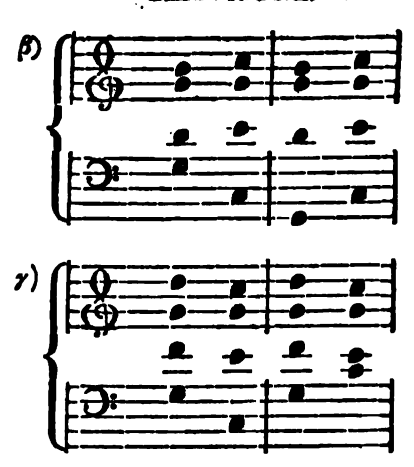
(Venez. 1716.); französisch von de la Tour (Par. 1798), vom Raub der Pros. durch Merian (Berl. 1767.); teutsch: Gedichte wider den Rufinus von Myriander (Niedermayer), Nürnb. 1756. 8.; das Consulat des Probinus u. a. von Dusch, in Briefen zur Bildung des Geschmacks, 3. u. 4. Bd.; der Raub der Pros. von Walch in seinen Comment. von Ch. H. Schütze, Hamb. 1784.; von Messerschmid im teutschen Merkur 1806. 2. St.; das Epithalamium auf die Vermählung des Palladius, in Wiedeburgs Magazin, 2. St. 1791. Mehre Gedichte von K. G. Kretschmann in d. literar. Briefwechsel. 1. Th. Zittau 1797. Das Gedicht wider den Rufin von D. F. Ratschky, Wien 1801. Erläuterungsschriften: Bernh. Ge. Walchii Commentat. de Cl. carmine de raptu Pros. Gotting. 1771. Vie et merites de Claudian in Memoires de l'academie de Berlin. T. 20. p. 437. *(Hand.)*

CLAUSEL hieß in der Kunstsprache der ältern Tonlehrer ungefähr so viel wie Schluß, Tonschluß, oder Cadenz (s. d. Art.). Man bezeichnete verschiedene Arten von Clauseln durch verschiedene Beinamen: Clausula principalis oder primaria nante man das, was wir ganzen Tonschluß in der Haupttonart nennen, und zwar finalis diejenige, mit welcher ein Tonstück schließt, — clausula affinalis, eine Cadenz nicht in der Haupt-, sondern in einer ihr verwandten Tonart, — peregrina, die in einer entfernteren, clausula dominans, oder auch secundaria, die in die Tonart der Dominante; clausula tertiaria, die in die Tonart der Terz; — clausula dissecta, die sogenante unterbrochene oder Trug-Cadenz.

So wie in dem bisher erwähnten Sinne das Wort Clausel überall eine Harmonienfolge bedeutet, so brauchte man eben dieses Kunstwort auch zur Bezeichnung dieser oder jener Art, diese oder jene Stimme in einem gewissen Falle fortschreiten zu lassen, und sprach in diesem Sinne von Discantclausel, Altclausel, Tenor- und Baßclausel; dies nämlich in folgender Hinsicht.

Es ist bekant, daß die eigentliche natürliche Cadenz (die Harmonienfolge V⁷ - I, oder V⁷ - I, s. den Art. Cadenz) alsdann am befriedigendsten erscheint, wenn dabei die Baßstimme sich vom Grundtone der ersten Harmonie zum Grundtone der zweiten, oder mit andern Worten, vom Tone der fünften Stufe oder Dominante zu dem der ersten oder Tonica hin bewegt; oder mit andern Worten: wenn beide Harmonien in unverwechselter Lage erscheinen, also z. B. bei der Cadenz G⁷ - C alsdann, wenn dabei der Baß sich vom Tone G zum Tone C hinbewegt, also den Melodienschritt (Quarten- oder Quintenschritt) C-G vollbringt.





Aus diesem Grunde haben die Tonlehrer diesen Schritt des Basses von der Dominante zur Tonica gleichsam als die Normalfortschreitung der Baßstimme bei Tonschlüssen (Clauseln, wie sie es nanten) betrachtet, und ihm den eigenen Namen Baß-Clausel gegeben.

Da ferner der Tonschluß alsdann am befriedigendsten ist, wenn beim letzten Accorde die tonische Note in der Oberstimme erklingt, sich also, wie in den obigen Beispielen α und β von der siebenten Stufe (dem Unterhalbtone) zur Tonica, oder wie bei γ von der zweiten Stufe zu dieser bewegt, so pflegten die alten Tonlehrer diese Bewegungsart der Ober- oder Discantstimme bei dem Tonschlusse die Discantbewegung, den Discantschluß, Discantclausel, zu nennen.

Ferner nahm man an, der Altstimme sey es am angemessensten, bei einem solchen Tonschlusse auf der Dominantnote liegen zu bleiben, wie es bei α und β geschieht; — das nante man denn die Altclausel; — Tenorclausel aber die, entweder vom Tone der vierten, oder der zweiten Stufe, zur Terz der Tonica, wie bei α und γ, oder bei β.

Man sieht wol, daß die ganze Nomenclatur von sehr geringem Interesse ist, weshalb sie denn auch heutzutage ganz außer Gebrauch gekommen ist. *(Gfr. Weber.)*

CLAVÄOLINE, Äoline, Äolodicon, ist der Name eines derjenigen Tasteninstrumente, welche man in neueren Zeiten erfunden hat, um dem Mangel an Tasteninstrumenten mit willkürlich forthaltendem Tone zu genügen. Die Art der Klangerzeugung besteht im Wesentlichen darin, daß dünne Streifen oder Zungen, von Stahl oder sonstigem Metalle, an einem Ende befestigt, am andern aber frei schwingend, mittelst eines darauf gerichteten Luftstromes, in Erzitterung versetzt werden, und dadurch den ihrer Beschaffenheit entsprechenden Ton angeben. Die wesentlichsten Stücke des Instrumentes sind daher folgende: 1) für jeden Ton der Claviatur eine Zunge, deren Länge, Dicke, Steifheit 2c. dem verlangt werdenden Tone entspricht; — 2) ein gewöhnlicher Orgelbalg der Art, wie man sie für Zimmerorgeln zu bauen pflegt, also mit einem Schöpfbalge versehen (vergl. den Art. Balg.) — 3) Ein Windbehältniß, in welchem sich

für jede einzelne Zunge eine schmale Öffnung befindet, durch welche, wenn sie durch den Druck der Taste geöffnet wird, der Wind ausströmen und die Zunge (s. den Art. Blatt) zum Tönen anregen kann. Das Instrument ist also, wie man sieht, einem Zungenregister (oder sogenanten Schnarr- oder Rohrwerke) ohne Pfeifen zu vergleichen; übrigens von sehr schönem Tone und guter Ansprache *). (*Gfr. Weber.*)

CLAVECIN VIELLE. Ungefähr 1717 soll, nach Prof. Fétis in seiner revue musicale, année II.; Nr. 25. v. 17. Juli 1828, ein Pariser Claviermacher unter diesem Namen zuerst ein Clavierinstrument, mit haltendem Tone, erfunden haben, dessen Saiten durch die Reibung eines Rades, wie bei der gewöhnlichen Leier, zur Ansprache gebracht wurden. (*Gfr. Weber.*)

Clavicylinder s. Chladni.

CLAVIER, der Gattungsname mehrer Tasteninstrumente (besonders des Flügels mit Kielen, des Spinets, Clavicytheriums u. s. w., und des Pantalons mit Hämmern, aus dem unsere jetzigen Pianoforte's verschiedener Art hervorgegangen sind) ist im engern Sinne der Name eines Instruments, bei dem der Anschlag der Saiten durch kleine Stücken Messingblech, die in den Claven befestigt sind, bewirkt wird. Zu der Eigenthümlichkeit seines angenehmen, aber schwachen und etwas heisern Tons tragen schmale Tuchstreifen sehr viel bei, womit die Saiten (die tiefern gewöhnlich von Messing, die höhern von Stahl) zwischen den Stiften, an welchen sie angehängt sind, und zwischen dem Orte, wo sie von den Tangenten berührt werden, durchflochten sind. Dies Instrument, sonst Clavichord genant, soll von Guido von Arezzo erfunden seyn, der auf diese Erfindung durch das Monochord geleitet wurde. Wie roh aber, mangelhaft und beschränkt es in seiner ersten Gestalt gewesen seyn möge, sieht man aus der Construction der Claviere sehr viel späterer Zeit. Sie hatten z. B. ums Jahr 1600 nur den Umfang groß C bis zweigestrichen f, und waren von denen, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebaut wurden, so sehr in jeder Hinsicht verschieden, wie die Pantalons mit Hämmern ums Jahr 1720 von den Flügel-Pianoforte's der neuesten Zeit. Ein gutes Clavier, bundfrei, d. h. mit besondern Saiten für jeden Ton (bei gebundenen berühren zwei neben einander befindliche Tangenten gemeinschaftliche Saiten) im Umfange von 5 Octaven, Contra F bis dreigestrichen f, drei- oder doch zweichörig — und sonst sorgfältig in Ansehung des gehörigen Falles der Tasten, so wie der gleichen Stärke des Tons in Höhe und Tiefe u. s. w. gearbeitet, — hat vor dem Pianoforte darin einen Vorzug, daß auf ihm die höchste Deutlichkeit und Nettigkeit des Spiels leichter zu erreichen ist, und weit mehr Ausdruck in feinern Nüancen durch ein gewisses in der Gewalt des Spielers liegendes Fortklingen des Tons, durch Bebungen u. s. w. in den Vortrag gelegt werden kann. Dagegen steht es dem Pianoforte an Schönheit, Metall und Fülle des Tons so außerordentlich nach, daß es von diesem fast ganz verdrängt worden ist. — Über den Bau des Claviers, mehre Veränderungen und Verbesserungen an demselben, z. B. Pantalonzug, Lautenzug, Cölestinzug — Clavichord mit Pedal, Transpositionsclavier u. a. m. findet man ausführliche Nachrichten in M. Jacob Adlung musikal. Gelahrtheit, Erfurt 1758. 8., und in desselben Musica mechanica organoedi, herausgeg. von Albrecht, Berlin 1768. 4. — Von den vielen Anweisungen zum Clavierspiel sind auch noch jetzt für den Pianofortespieler manche lehrreich, ganz besonders „C. Ph. E. Bachs Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen", und „D. G. Türcks Clavierschule, oder Anweisung zum Clavierspielen für Lehrer und Lernende." — Das Wort Clavier wird bei Orgeln häufig statt Claviatur gebraucht, indem man Orgeln von ein, zwei und drei Clavieren unterscheidet. (*A. F. Häser.*)

*) Vergl. Chladni's Beiträge zur praktischen Akustik. 1821. S. 6.

CLAVIERAUSZUG, (französisch Partition réduite pour le Piano, oder auch kurz Partition réduite, im Gegensatze der vollständigen Partitur, grande partition), nent man die Bearbeitung eines vollstimmigen Tonwerkes für das Clavier, und zwar vorzüglich das Arrangement der Orchesterpartie eines Gesangstückes, z. B. einer Oper, eines Oratorium u. dergl. für das Pianoforte, um dasselbe mit solcher Clavierbegleitung, statt mit Orchesterbegleitung, aufführen zu können.

Nicht allein wegen des allgemeinen Interesse, mit welchem Clavierauszüge im Publikum, zumal in Teutschland, aufgenommen zu werden pflegen, sondern auch wegen ihrer wirklichen Nützlichkeit und ihres vielseitig wirksamen Eingreifens sowol in das theoretisch als auch ins praktisch musikalische Leben, scheint das Institut der Clavierauszüge auch hier eine sorgfältige und etwas ausführlichere Beachtung zu verdienen.

Es besteht die erwähnte Nützlichkeit vornehmlich in der in jeder Hinsicht leichteren Zugänglichkeit und Brauchbarkeit, und insbesondere in der leichteren Ausführbarkeit selbst in beschränkten häuslichen Kreisen, wodurch nicht nur der Genuß, und vorzüglich mehrfältiger Nachgenuß, erleichtert und allgemeiner verbreitet, sondern auch die Auffassung des Originalwerkes selbst durch Vorgenuß des Auszuges vorbereitet, gesichert und erleichtert werden kann, übrigens selbst für diejenigen, welche nie zum Anhören des Originals gelangen, und welchen selbst (physisch oder intellectuell) der Genuß versagt ist, es durch Lesen der Partitur aufzufassen oder zu studiren, wenigstens gleichsam durch einen Kupferstich oder Schattenriß, ein ungefährer Begriff vom Originale gewährt wird, was Alles nicht anders als höchst wohlthätig dahin wirken kann, Sinn, Geschmack und Interesse für dramatische Tonkunst zu wecken, zu nähren und aufzufrischen, und überhaupt den Kunstsinn nach allen Richtungen auszubilden und zu verbreiten. Als nicht unerheblich komt nebenbei noch mit in Erwägung, daß sehr viele Bühnen, bei der Aufführung von Opern, den Clavierauszug auch als sehr bequemes Souffleurbuch gebrauchen — so wie die Correpetitoren sowol als die Sänger zu bequemster Einlernung der Parte, und daß übrigens Clavierauszüge zuweilen sogar bei vollstimmigen Aufführungen die Stelle der vollen Partitur vertreten. Ja, es haben bereits bedeutende Ton-

setzer und Verleger angefangen, größere Vocal- und Instrumentalwerke in gestochenen Auflegestimmen ohne Partitur, und statt derselben mit einem zur Direktion dienenden Clavierauszuge, herauszugeben.

Aus diesen verschiedenartigen eigenthümlichen Zwekken eines Clavierauszuges ergeben sich von selbst die Foderungen, welche man, sowol an den Bearbeiter, als an den Verleger eines Clavierauszuges zu machen berechtigt ist, und welchen zu genügen beide sich bestreben müssen.

Fürs erste ergibt sich nämlich aus der bereits ausgesprochenen Grundansicht, daß, da der Clavierauszug nichts Anderes ist, als ein Surrogat der vollständigen Partitur, so wie die Aufführung desselben am Pianoforte Surrogat der vollständigen Aufführung mit allen Stimmen ist, ergibt sich, sag' ich, von selber die Aufgabe, daß solches Surrogat dem Vorbilde, wovon es eine compendiösere Nachbildung ist, möglichst nahe zu kommen streben muß; und aus diesem Gesichtspunkte erscheint denn, als erstes Erfoderniß, die Aufgabe möglichster Vollständigkeit, und zwar in jeder Bedeutung dieses Wortes.

Wir verstehen nämlich darunter fürs Erste: daß der Auszug das ganze Werk, und nicht, wie zuweilen wol geschieht, blos eine willkürliche sogenante Auswahl von Favoritstücken enthalte, welche letztere verkrüppelte Art, ein großes Werk in Cabinetstückchen zerlegt zu liefern, eigentlich immer eine schnöde, sehr tadelnswerthe Entweihung und Verstümmelung, ein Zersetzen und Zernichten des Zusammenhanges und des Ineinandergreifens des Ganzen ist, eine Herabwürdigung der, als harmonische Glieder eines Ganzen geschaffenen Theile zu abgerissenen Exempeln zum Handgebrauche, und wenigstens nicht viel besser, als wenn ein Zeichner einzelne Nasen, Augen, Ohren, Hände, Gesichter u. dgl. aus Raphaels Abendmahl zu Vorlegeblättern für Zeichnungsschüler nachzeichnen und unter dem Titel eines Auszuges aus dem Hauptgemälde — oder einer auszugweisen oder gedrängten Nachbildung desselben, verkaufen wollte — oder ein Buchhändler eine Samlung einzelner Verse aus der Iliade, als Exempel zum Skandiren, unter dem Titel einer compendiöseren Iliade — oder wie das schmähliche Unternehmen jenes Sudlers, welcher aus Jean Pauls Schriften eine Quantität einzelner Phrasen in ein Heft zusammen abcopirte, und es unter dem Titel: Jean Pauls Geist (!) drucken ließ.

Ja, wir gehen in unsern Foderungen in Ansehung der Ganzheit des Werkes sogar noch einen Schritt weiter. Unseres Bedünkens müßte nämlich ein Clavierauszug, um allen vorhin aufgezählten Bedürfnissen, Anfoderungen und Zwecken vollständig zu entsprechen, zugleich das vollständige Textbuch enthalten. Wir setzen nämlich voraus, daß ein rechter Leser einen Opernauszug keineswegs als (wie man zu sagen pflegt) bloße Musik, nämlich nicht als Tongebilde ohne Beziehung auf die dramatische Situation, durchgeht, sondern um das dramatische Tonwerk als solches anzuschauen, zu empfinden und zu genießen, und daß auch rechte Sänger eine dramatische Musik, wenn auch ohne dramatischen Apparat und ohne theatralische Action, doch mit dramatischem Sinne, und also im Sinne der dramatischen Situation, singen wollen. Um dieses, um das Verständniß der Situation und des ganzen Zusammenhanges derselben möglich zu machen, ist aber der Mitabdruck des vollständigen Textes erfoderlich, wenigstens für alle diejenigen, welchen der Gang des Stückes nicht schon von früher her bekant und geläufig, sondern die Oper vielleicht gar noch ganz neu ist.

Wir meinen dieses auch keineswegs allein vom blos gesprochenen Texte, (der sogenanten Prosa,) bei Opern mit gesprochenem Dialog, (welcher bereits von jeher in den gestochenen französischen Opernpartituren mit abgedruckt ist). Daß dieser, der nicht gesungene Text, im Clavierauszuge mit abgedruckt werden sollte, — oder wenigstens eine summarische Anzeige seines Inhalts und des Fortschreitens der Handlung von einem Tonstücke zum anderen, das wäre noch das Allerwenigste; sondern es sollte, vor jedem Gesangstücke, sowol dieser, als auch der ganz durchcomponirten, sogenanten großen Oper, der Text desselben noch besonders abgedruckt seyn, um leichter und kürzer im Zusammenhange erfaßt und überschaut werden zu können, als dies durch vollständige Durchlesung des, zwischen den oft zahlreichen Notenzeilen des Gesangstückes zerstreuten, oft durch zahlreiche Wiederholungen u. dgl. auseinandergereckten Textes, zumal in sogenanten Ensemblestücken, möglich ist.

Übrigens wünschten wir, daß auch in den Musikstücken selbst das während ihres Verlaufes auf der Bühne Vorfallende mit angemerkt werde, wie man dies zwar in manchen Clavierauszügen auch ganz verständig befolgt, in manchen anderen aber auch, unverständig genug, vernachlässigt findet. Man denke sich z. B. das erste Finale in Mozarts Figaro, in einen Clavierauszug gebracht, in welchem von all dem verschiedenartigen Thun und Treiben, von welchem dies intriguenvolle Finale durchwebt und belebt ist, nichts angemerkt, und nur gerade die gesungen werdenden Worte unter die Notenzeilen geschrieben wären — man denke sich einen Leser, welchem die Oper noch nicht bekant, und dessen Absicht wäre, aus solchem Clavierauszuge sich damit bekant zu machen: was würde er aus solchem unerklärten Gewirre wunderlichen Hin- und Herredens, Zuflüsterns rc. zu entnehmen vermögen? was dabei denken? was empfinden? —

Die Ausführung alles dessen, was wir bis hieher, als Erfodernisse oder Wünsche in Betreff der Einrichtung der Clavierauszüge, und zwar in Ansehung der nöthigen Verständlichkeit der Handlung, und somit auch der Musik, in Anregung gebracht, unterliegt insofern keiner Schwierigkeit, daß man nur wollen darf, um diesen Erfodernissen zu entsprechen. Die geringe Vermehrung des Aufwandes möchte bei jedem Clavierauszuge, bei sonst zweckmäßiger Ökonomie der Einrichtung, vielleicht kaum mehr als etliche Blattseiten betragen, und kaum einige Preiserhöhung nöthig machen, welche sich übrigens sicherlich jeder mit Vergnügen gefallen ließe, dem bei der scenischen Musik etwas daran liegt, ihren

Sinn verstehen zu können. — Nebenbei erinnern wir nur noch, daß ein also ausgestatteter Clavierauszug insbesondere auch zum Gebrauche als Souffleurbuch die höchste Vollkommenheit erreichen würde, und daher auch zu diesem Behufe wol gar manches Exemplar mehr abgesetzt werden dürfte.

Eine keineswegs leichte Aufgabe für den Verfertiger eines Clavierauszuges ist es hingegen, die Clavierbegleitung so einzurichten, daß sie, als Surrogat der vollen Orchesterbegleitung, diesem ihrem Vorbilde möglichst nahe komme. Hier gilt es nicht allein, soviel möglich, jede Figur der Instrumentation treu in der Clavierstimme wiederzugeben, oder wenigstens möglichst anzudeuten, sondern da, wo so vollständige Nachbildung auf dem Tasteninstrumente nicht ausführbar, oder doch allzu schwierig seyn würde, gerade dasjenige aus der Instrumentalbegleitung auszuwählen und wiederzugeben, was eben am effectuirendsten, gerade hier charakteristisch und daher am wenigsten entbehrlich ist. Es ist wol keine Frage, daß solcher Beurtheilung und zweckmäßigen Auswahl nur derjenige gewachsen ist, welcher nicht allein den Effect der Instrumentation, sondern auch den Sinn und Charakter derselben und ihr Verhältniß zur ausdrückenden Empfindung ganz versteht; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist es denn freilich empörend, zu sehen, daß unsere Musikverleger so häufig, nur darauf bedacht, kauflustigen Dilettanten wieder einmal einen neuen Pack Noten zum Ableiern aufs Pianoforte zu liefern, die Fertigung von Clavierauszügen bedeutender Werke gemeinen, meist anonymen Lohnsudlern anvertrauen, welche, statt einer bedeutsamen, den Geist möglichst concentrirt abspiegelnden Bearbeitung, nur eben etwas hinklecksen, was ihrem Unverstande gut und bequem dünkt, und auf diese Weise Meisterwerke großer Tondichter aufs unverantwortlichste versudeln und entstellen.

Man möchte daher beinahe behaupten, daß ein vollkommen zweckmäßiger Clavierauszug fast nur von dem Componisten des Hauptwerkes selbst mit Zuverlässigkeit erwartet werden könne. Indessen droht von dieser Seite wieder eine andere Klippe, indem, wie mehre Beispiele zeigen, der Tonsetzer, bei der Fertigung eines Auszuges seiner eigenen Composition, nicht leicht der Versuchung widersteht, seine ganze Instrumentation so vollständig wie möglich, und somit in den meisten Fällen bei Weitem zu viel und mehr in die Clavierbegleitung zu drängen, als ein Clavierspieler gewöhnlich zu leisten oder doch gut und effectuirend zu leisten vermag: und dieser Fehlgriff scheint uns so erheblich, daß man fast wünschen sollte, die Tonsetzer möchten sich der Fertigung solcher Auszüge ihrer eigenen Compositionen doch lieber gar enthalten, weil sie, durch solches Zuviel des Guten, am Ende die Leichtigkeit der Ausführung, allerwenigstens die Sicherheit guter Ausführung, und dadurch einen der Hauptzwecke einer Clavierbearbeitung, den Genuß des Werkes im Privatkreise, erschweren und oft unmöglich machen.

Freilich ist diese Rücksicht allemal subjectiv, indem sie von der individuellen, größeren oder geringeren Kunstfertigkeit des Clavierspielers abhängt, und insofern müßte es eigentlich so viele Abstufungen von schwerern und leichtern Clavierauszügen geben, als es Abstufungen von mehr oder minder geschickten Clavierbegleitern gibt: was freilich nicht ausführbar ist. Allein auch hier gibt es Auskunftsmittel, und eines der wirksamsten besteht darin, daß man dem schwächern Spieler durch kleinere Nötchen auszeichnet, was er, fällt es ihm etwa zu schwer, am füglichsten auslassen und dadurch sich den Vortrag des Nothwendigeren erleichtern und sichern kann: eine Einrichtung, die wir mit Vergnügen schon bei einigen Clavierauszügen bemerkt haben.

Endlich möchten wir auch noch sehr empfehlen, dem Clavierauszuge, soviel wie möglich, an betreffenden Stellen beizuschreiben, welches Orchester-Instrument eben diese oder jene Stelle, diese oder jene Figur, etwa als solo hervortretendes Instrument, oder aber als in Masse wirkend, in der ursprünglichen Instrumentation vorzutragen hat. Solche Andeutung, welche leicht durch das Beischreiben weniger Worte, z. B. „Flauti", „Oboi", Timp.", „Vni." u. dergl. geschehen kann, sollte um so weniger unterbleiben, da es einleuchtend ist, wie erheblich es nicht allein für die Art des Vortrages dem Pianofortespieler seyn muß, zu wissen, ob z. B. eine bedeutsame Baßnote von den Baß-Instrumenten entweder col arco, oder etwa pizzicato, — con, oder senza sordini, ob von der klangreichen Baßposaune, oder etwa von der trocken markirenden Pauke solo, oder von der gesamten Masse aller Baß-Instrument angegeben werde u. dgl. — sondern wie interessant und wichtig solche Anzeige vorzüglich auch demjenigen ist, welcher den Auszug als Surrogat einer vollen Partitur zum Studium gebrauchen, oder ihn dazu benutzen will, sich eine Vorstellung von dem vollständigen Werke daraus zu bilden; — nicht zu gedenken, daß der Auszug erst durch solche Einrichtung möglichst brauchbar wird, um nothfalls selbst dem Dirigenten der vollständigen Aufführung als Surrogat der Partitur zu dienen.

Weiter müßten wir auch noch wünschen, daß da, wo in der Partitur noch sogenante trockene, d. h. blos mit Ziffernbaß versehene Stellen, Recitative u. dgl. vorkommen, die Generalbaßbegleitung im Clavierauszuge allemal fein in Noten ausgesetzt werden möge, um auch denjenigen zugänglich zu werden, welche nicht das Glück gehabt, den Schulstaub der Generalbaßbezifferung zu genießen.

Nach den bis hieher ausgesprochenen, die gewissermaßen innere und wesentliche Einrichtung eines Clavierauszuges betreffenden Wünschen, berühren wir nur flüchtig noch einige sich eigentlich von selbst verstehende, welche man das Äußere desselben nennen könte. Es gehören hieher, nebst einem correcten und möglichst deutlich ins Auge fallenden, das Lesen mehrer Personen aus einem und demselben Exemplar erleichternden Text- und Notenstich, vorzüglich auch die Vermeidung allzu ängstlicher Sparsamkeit an Noten-

zeilen. Wer hat es nicht schon mit Verdruß erfahren, wie unangenehm es ist, die Singparte zweier, ja oft noch mehrer Personen auf eine und dieselbe Notenzeile zusammengedrängt zu finden. — Noch unangenehmer und verdrüßlicher ist es, wenn gar am Texte gespart, derselbe nicht unter jede Singpart gestochen, sondern dem Sänger zugemuthet wird, aus der für ihn bestimten Notenzeile die Noten, den Text aber aus einer andern, wol gar ziemlich entfernten Zeile zu lesen. Es ist klar, daß ein so höchst nachlässig ausgestatteter Clavierauszug zu einer einigermaßen befriedigenden Ausführung nie dienen kann.

Nachdem wir in den vorstehenden Betrachtungen gleichsam ein Ideal eines möglichst zweckmäßigen Clavierauszuges aufgestellt, hegen wir zwar den lebhaftesten Wunsch, daß unsere Erinnerungen von Einfluß auf künftig erscheinende Bearbeitungen dieser Art seyn, und so zur fruchtreicheren Bewirthschaftung und Veredlung dieses für die Kunstcultur so wichtigen Feldes hinleiten mögen; wir wollen uns aber darum nicht mit den täuschenden Hoffnungen so erwünschten Erfolges schmeicheln, denn — wir wissen nur zu gut, wie Verleger und ihre Handlanger nun einmal zu seyn, und wie sie ein nun einmal in ein gemeinübliches Geleise eingefahrenes Geschäft unwandelbar fürder zu betreiben pflegen. Indessen können wir uns nicht erwehren, uns wenigstens in Gedanken gleichsam an der bloßen Idee der Möglichkeit zu weiden, daß es uns jemals so wohl werden könte, so oft wir einen Clavierauszug ergreifen, jedesmal den rechten Geist und wesentlichen Inhalt eines großen Tonwerkes möglichst vollständig in nuce in der Hand zu halten, — so oft uns der Auszug einer uns noch unbekanten neuen Oper zu Handen komt, denselben als ein in sich selbst verständliches, zusammenhängendes Ganzes durchgehen und durchempfinden zu können! — (*Gfr. Weber.*)

CLOCIA oder Glocke wird eine Kleidung der Großkreuz-Ritter der Johanniter oder Malteser genant. Sie ist ein schwarzer Rock mit großen Ärmeln, vorn offen. An der linken Seite, in der Gegend der Brust ist an einem großen Bande von der Schulter herab das Ordenskreuz befestigt. Dieses Gewand tragen sie, wenn sie in die Kirche gehen. Der Degen an der Seite fehlt nicht. Wenn sie sich dagegen in den Rath begeben, tragen sie einen ähnlichen Rock mit dem großen Kreuz an der Brust; er ist aber vorn zu, auch dürfen sie dann keinen Degen führen. Siehe Helyot im 3. Bande. (*G. W. Fink.*)

CLUPEA ENCRASICHOLUS (vgl. Thl. XVIII. S. 101) Sardelle (Sardine), ist jene kleine, selten 6 Zoll lange und 1 Zoll breite Häringsart, die ihren Namen von der Insel Sardinien haben soll, an deren Meeresküste sie noch jetzt häufig und in vorzüglicher Güte gefangen wird. Eigentlich findet man sie im ganzen mittelländischen und atlantischen Meere, aber nicht an einer Küste so gut, als an der andern, was auch mit von deren verschiedener Behandlung herrühren mag. Seltener komt sie in der Ostsee, als in der Nordsee vor. Ihr Kopf ist goldfarbig, und die obere Kinnlade länger, als die untere; der gestreckte Körper ist mit kleinen, leicht abfallenden Schuppen besetzt, und sieht auf dem Rücken gelbgrünlich, an den Seiten aber, wie am Bauche, weiß aus.

Die Sardelle lebt fast immer in der Tiefe des Meers, und streicht nicht an allen Küsten zu gleicher Zeit, wonach sich auch die verschiedene Zeit ihres Fanges richtet. An den französischen Küsten dauert dieser vom December bis zum März, dagegen an den italischen und spanischen vom Mai bis zum Juli. Die Vermehrung derselben ist, wie beim Häringe, überaus groß, und es sollen auf einem Zuge wol 40 Tonnen voll, jede zu 6—10,000 Stück gerechnet, gefangen werden. Der Fang geschieht meist bei Lichte, durch welches man sie, wie viele andere Fische, anlockt.

Die Behandlung der gefangenen Sardellen scheint verschieden zu seyn. An den italischen Küsten schneidet man ihnen sogleich die Köpfe ab, nimt die Eingeweide heraus, und pöckelt sie mit Seesalz in Tönnchen ein. Auch genießt man sie frisch, oder räuchert sie (Bückingssardellen). Hier und da werden sie vor dem Einsalzen gepreßt, um Thran daraus zu gewinnen für die Gärbereien rc. Dieses Pressen soll sie nicht verschlechtern, sondern vielmehr verbessern und zugleich dazu beitragen, daß sie vortheilhafter in die Tönnchen sich schichten lassen.

Man nimt an, daß sie, gut eingelegt, sich über zwei Jahre gut erhalten. Sie müssen in den Tönnchen dicht geschichtet, wie gepreßt, liegen, außen weiß und innen röthlich aussehen, fett genug und von festem Fleische, durchaus ganz und unzerstückelt seyn, wie die französischen und portugisischen Anchovetten, die sich besonders durch ihre Größe auszeichnen. Für die allervorzüglichsten hält man die um Livorno und Genua gefangenen, kleinen, zarten Sardellen. — Schlechter sind die zerstückten, oder zu kleinen, zähen, zu alten, verlegenen, die gelben von thranigem Geruch und Geschmack, wie die sicilianischen und toskanischen; geringer auch die nicht gehörig eingesalzenen, und deshalb unhaltbaren engländischen, und die zu kümmerlichen spanischen, giftig sogar die in Bänken von Kupferfelsen gefangenen Sardellen, in deren erwärmter Lake ein blanker Stahl sich überkupfert.

Zum Verspeisen werden die Sardellen zunächst in Wasser abgespült, die größern in zwei Hälften gespalten, und roh mit verschiedener Zuthat bei uns auf Butterbrod genossen; sie dienen vorzüglich bei Verschleimung der Brust, des Magens und der Därme, führen manchmal gelinde ab, und schärfen den Appetit. Auch geben sie eine pikante und gesunde Würze zu Saucen, Salaten, zu Rindfleisch, Kartoffelbrei rc. Sardellen, in Provenceröl eingelegt, galten längst, bei den südlichen Europäern für eine Delicatesse, und sind jetzt auch bei uns als Zukost eingeführt, nur muß das Öl dazu fein und möglichst frisch seyn. — (*Th. Schreger.*)

Clytia vergl. Campanularia.

COAGUAYANA, der einzige Partido der mexikan. Prov. Michuacan, welcher an den stillen Ocean grenzt, aber wegen des ungesunden Clima's, nur eine geringe Bevölkerung von 1350 Einw. hat, welche jetzt unbe-

deutenden Handel mit Baumwolle und Salz treiben. Vor der Revolution besaß der Flecken Coalcaman bedeutende Eisenhämmer und eine Stahlfabrik. — Der gleichnamige Hauptort (18° 27′ 30″ B. 4° 2′ L.) mit 584 Einw., in dessen Nähe eine Salzquelle, hieß früher Mortines del Oro. (Vergl. Neue geogr. stat. Ephemerid. 28. Bd. 1829. S. 244). (*Leonhardi.*)

COBRA de Chiametla, (Reptilia), Name einer unbestimten Chilesischen Schlangenart, nach dem Gebirge so benant, vielleicht Coluber Chiametla *Shaw*. — Cobra de Capello, portugisischer Name der Brillenschlange (Coluber Naja L.). (*D. Thon.*)

COCHENILLE ist der getrocknete Körper der weiblichen Cochenille-Schildlaus, welche in Mexiko auf einigen Fackeldistelarten (Cactus coccinillifer, C. opuntia, C. tuna und C. peresixia) lebt. S. Coccus.

Die Erziehung und das Einsammeln geschieht in Mexico in eigenen Plantagen von der Cochenillefackeldistel (cactus coccinillifer), welche die Spanier Nopal nennen, und außerdem auch unter dem Namen Nopal opuntia, indianische Feige, bekant ist, die man den andern Cactusarten vorzieht, weil sie ohne Stacheln und Dornen ist, und die wollige Oberfläche den Thierchen mehr Schutz gegen Regen, Wind und Feuchtigkeit gibt. Achtzehn Monate, nachdem eine solche Pflanzung angelegt ist, bringt man die Cochenilleschildläuse, die man im Larvenzustande bei Eintrit des Winters von den Pflanzen abgenommen, in Nestern von Heu in den Häusern aufbewahrt und mit Fackeldistelblättern genährt hat, auf die Pflanzen, oder man schneidet, wie in andern Gegenden, die Zweige, auf denen die Schildläuse sitzen, ab, und bringt sie in Kammern, wo sie frisch bleiben, und die jungen Thierchen auswachsen, bis sie nach der Regenzeit wieder auf im Freien stehende Pflanzen gebracht werden. Bei dem Aussetzen in die Pflanzung vertheilt man sie so regelmäßig, als möglich, damit sie sich durch zu große Nähe nicht schaden, indem man immer 12 bis 15 Stück der weiblichen Thiere in etwas Coccuswolle steckt und diese auf den Stengeln befestigt. Man überläßt sie sich jetzt ohne Pflege selbst. Noch vor zwei Monaten begint die Begattung, nach welcher die Männchen sterben, die Weibchen aber gesammelt werden. Nach 3 bis 4 Monaten sind dann die Jungen wieder groß geworden, und es begint die zweite Ernte, bei der ebenfalls die ausgewachsenen Weibchen gesammelt werden. Vor Eintrit des Winters findet dann die dritte statt, und nun nimt man Alles ab, und hebt blos die Jungen auf, welche man zur neuen Zucht für künftiges Frühjahr bestimt. Nach andern Angaben sammelt man hingegen die Weibchen kurz vorher, ehe sie Eier legen, sowol um den Verlust der Eier zu verhüten, die reich an rothem Pigmente sind, als um zu verhindern, daß Junge aus der Pflanze auskommen, da diese einige Monate nöthig hat, um sich von der durch die Schildläuse erlittenen Aussaugung zu erholen. Bei dem Einsammeln hält man ein kesselartiges Gefäß mit einem scharfen Rand an die Pflanze (oder ein Tuch), macht die Cochenille mittelst eines Messers, mit dem man von unten hinauffährt, oder mittelst eines Pinsels los, und reinigt zugleich die Pflanze mit dem Messer und einem Tuch. Die eingesammelten Thierchen tödtet man sogleich, indem man sie in heißes Wasser taucht oder heißem Dampf aussetzt und trocknet. Das Trocknen geschieht a) an der Sonne; sie werden dadurch braunroth und von den Spaniern Regenerida genant; oder b) im Ofen, wodurch sie eine ins Graue fallende Farbe mit Purpuradern erhalten; die Spanier nennen diese Jaspeada; oder c) auf den Platten oder Pfannen, wo Maiskuchen gebacken werden; hier verkohlen sie oft ganz und werden von den Spaniern Stegra genant. Durch das Trocknen schrumpfen die Thierchen sehr zusammen und verlieren ⅔ ihres Gewichts. Nach dem Trocknen werden sie gesiebt und die kleineren Thiere und Abgänge besonders unter dem Namen Granillo in den Handel gebracht.

Nach zuverlässigen Überlieferungen soll ein Morgen Landes 200 Pfund Cochenille liefern, zu deren Pflege ein Mann hinreichend ist. 70,000 weibliche Insecten geben ein Pfund Cochenille, wenn man daher die Einfuhr nach Europa gegen 800,000 Pfund annimt, so können jährlich gegen 56,000 Millionen dieser Thierchen nach Europa gebracht werden.

Man unterscheidet zwei Arten von Cochenille, die bessere oder zahme (Grana fina, Mestica oder Mesteque) und die geringere oder wilde (Grana sylvestra oder Capesiana). Erstere ist beiläufig zweimal so groß als letztere, vermuthlich weil ihre Gestalt durch günstige Einwirkung der menschlichen Pflege und durch eine reichlichere und zuträglichere Nahrung vervollkommnet wurde. Die wilde Cochenille, welche ohne Pflege im natürlichen Zustande lebt, ist mit weißen, feinen, flaumartigen Fäserchen bedeckt, um sich gegen Kälte, Regen rc. zu vertheidigen. Sie vermehrt sich nach Raynal leichter und geschwinder, weil sie kein so zartes Leben als die zahme hat. Man kann sie sechsmal in einem Jahre sammeln, während die zahme nur drei Ernten gibt. Dagegen gewährt die zahme den Vortheil, daß sich auf einer Staude, dem Gewicht nach, ein Drittheil mehr von ihr ernähren können, als von der wilden, welche letztere ein Drittheil weniger Pigment enthält. In Mexico hält man die beiden Arten in einer Entfernung von 100 Ruthen von einander abgesondert, damit nicht die Männchen der wilden Art die Weibchen der zahmen Gattung schwängern und so eine Ausartung bewirken. Durch Pflege, wenn sie in den Nopalpflanzungen cultivirt wird, soll die wilde Cochenille mit der Zeit fast eben so groß, als die zahme werden, und den größten Theil des wolligen Überzugs verlieren.

Als die Spanier zuerst im Jahre 1518 nach Mexico kamen, fanden sie die Cochenille von den Eingebornen jenes Landes zum Bemalen ihrer Wohnhäuser, Putzgeräthe u. s. w. und zum Färben ihrer Baumwolle angewendet. Von der Schönheit dieser Farbe entzückt, erstatteten sie dem spanischen Ministerium Bericht darüber, welches wie Heraran uns berichtet, im Jahr 1523 dem Kortez Befehl ertheilte, Maßregeln zur Vervielfältigung dieses höchst schätzenswerthen Erzeugnisses zu treffen. Europa bezieht bis jetzt noch die Cochenille aus Mexico und Peru, obgleich die im wilden Zustande auf verschiedenen Fackeldistelarten auch im wärmeren Amerika und in Westindien

lebt. Die beste soll in der Gegend von Guaxaca gewonnen werden. Außer dieser, nach Don Antonio Ulloa, die größte Menge noch in Tlascala, Chulua, Neuva, Gallicia und Chiapa in Mexico, und zu Hambatto, Loja und Tucuman in Peru erzeugt werden.

Thierry de Menonville verpflanzte sie im Jahr 1777 nach St. Domingo, welche aber nach seinem Tode einige Jahre später und aus Mangel an Unterstützung von Seiten der Regirung ohne Erfolg geblieben. Von den Engländern wurde der Versuch 1789 bei Madras in Ostindien gemacht, wo man indessen blos eine Art Nopal und zwar nicht den cactus coccinillifer, und erst weit später Cochenilleschildläuse erhielt. Anderson glaubte in Ostindien selbst eine Art Cochenille entdeckt zu haben, es zeigte sich aber, daß es ein anderes dem Kermes ähnliches Insect war, das, wie Bancroft zeigte, nur chocoladenbraun färbt. Die Fackeldistel komt übrigens auch in Südeuropa gut fort und in Spanien, dem südlichen Frankreich und der Insel Malta hat man in der neueren Zeit gelungene Versuche mit der Zucht der Cochenille gemacht, welche alle zu den schönsten Erwartungen berechtigen [1]).

Im europäischen Handel unterscheidet man silbergraue und schwarze, gesiebte und ungesiebte Cochenille, so wie Cochenillestaub. Die silbergraue wurde sonst mehr geschätzt; da aber die wilde diese Farbe zum Theil hat, und die zahme oft durch Kreide oder Talg diese Farbe erhält, so steht sie jetzt nach ihrer Güte theils höher, theils niedriger als die schwarze.

Eine gute feine Cochenille muß äußerlich glänzend, schwarz, weißlich oder silbergrau, jaspis oder aschfarb aussehen, kleine Querrunzeln haben, ferner auch nicht zu leicht, ganz trocken, rein gesiebt und aus dicken, platten Körpern bestehen, gekaut den Speichel schnell und schön purpurroth färben, etwas bitterlich adstringirend schmecken, auch einen kaum merklichen dumpfigen Geschmack haben. Die käufliche spanische war stets unverfälschter, als die engländische. Verfälscht wird die echte zahme mexicanische Cochenille zuweilen im Handel angetroffen: a) mit der wilden Cochenille; b) mit bräunlicher Cochenille; c) mit Negra oder Negrilla; d) mit havarirter Cochenille; e) mit marinirter Cochenille; f) mit polnischer oder teutscher Cochenille; g) mit Sand oder mit dem Abfall von der gesiebten feinen Cochenille, mit Moos, Opuntiablättern, Stielen u. s. w. Das allergefährlichste Verfälschungsmittel ist die Sylvestresubstanz, eine Mischung aus Thon, Fernambukholzabsud und Tragant, die man in England in cochenilleähnliche Körner formt. In Frankreich gibt man der schwarzen durch Schütteln mit feingemahlenem Talg das Ansehn der silbergrauen, nachdem man sie vorher 36 bis 38 Stunden in einen Keller zum Anziehen der Feuchtigkeit gelegt hat, und siebt dann den überflüssigen Talg weg. In Marseille macht man graue Cochenille schwarz. Dieses soll vermittelst Essigdampf geschehen. Alle diese Verfälschungen lassen sich leicht erkennen oder ausmitteln. Gute Cochenille erhält sich an einem trocknen Ort Jahrhunderte lang, ohne zu verderben. Hellot sagt, daß er mit 130jähriger Cochenille eben so gut, als mit frischer gefärbt habe.

Zur Prüfung des Gehalts an Pigment bedient man sich am besten des Chlors. Berthollet bereitete drei verschiedene Decocte, nämlich aus der Cochenille von St. Domingo, aus der Waldcochenille und der Mestek, filtrirte die Decocte und brachte jeden in ein cylindrisches Glas, welches in Grade abgetheilt war. Nun brachte er von einer und derselben liquiden Chlorine so viel hinzu, bis alle drei eine gelbe Schattirung angenommen hatten. Die Quantität des verbrauchten Chlors, welches die Verhältnisse des Pigments anzeigte, gab ihm folgende Scala an die Hand: 8 Theile auf die Cochenille von St. Domingo, 11 Theile auf die Waldcochenille, wie sie im Handel vorkomt, 18 Theile auf die Mestekcochenille. Hieraus erkent man, daß die Cochenille von St. Domingo die ärmste von allen dreien an Pigment ist, was aber die Farbe selbst anbelangt, so gibt die Cochenille von St. Domingo nach Berthollets Versuchen der Mestekcochenille an Schönheit nichts nach.

Raynal gibt zu seiner Zeit die jährliche Einfuhr der Cochenille in Europa auf 4000 Centner feine, 300 Ctnr. wilde, 200 Ctnr. Granilla und 100 Ctnr. Staub an, zusammen 9 Millionen Livres im Kaufpreis werth. Nach Fischer beträgt die Ausfuhr nach Spanien 10,220 Aroben feine, 926 Aroben schlechte und 168 Aroben Cochenillepulver; erstere 804,903, die zweite 42,971, letztere 672 Piaster an Werth. Nach v. Humboldt wurden 1736 für mehr als 15 Millionen Franken Cochenille nach Europa gesandt. Später nahm die Einfuhr zu und stieg in den drei Jahren 1788, 89 und 90 bis auf 2,200,000 Pfd., was im Durchschnit auf das Jahr 733,333 Pfund macht. Bancroft nimt den jährlichen Verbrauch Europa's auf 600,000 Pfd. an und rechnet für England 240,000 Pfd. In England war nach offiziellen Angaben der Werth der Ein- und Ausfuhr von Cochenille (Irland ausgenommen) in Pfund-Sterling:

Einfuhr	1820	59,485.	Ausfuhr	—
"	1821	129,551.	"	64,161.
"	1822	95,968.	"	54,956.
"	1823	105,627.	"	66,787.

Frankreich consumirte vor der Revolution für eine Million Franken Cochenille. In den 7 Jahren, welche mit 1802 anfingen, betrug die mittlere Einfuhr jährlich 1½ Million Franken, in den 4 Jahren von 1809 an nur 200,000

1) Im vorigen Jahre (1828) ließ der König der Niederlande den Nopal und die Cochenille nach Java verpflanzen. Er erfuhr nämlich, daß man in Andalusien die Fackeldistel und die Cochenille acclimatisirt hatte, wo das Clima zur Anzucht beider äußerst günstig ist. Der König sandte einen Holländer nach Cadix und unterhielt ihn daselbst 2 Jahre lang. Dieser unterrichtete Mann wußte nach und nach im Garten der Gesellschaft Zutrit zu gewinnen, und die Cultur dieser Pflanze und Thiere zu lernen. Zu Cadix ahnte man nicht das Geringste von den wohlbemessenen Schritten des reisenden Holländers, dessen Äußeres eben so national phlegmatisch war, als er mit schlauer Thätigkeit seine Sendung zu erfüllen wußte. Er verschaffte sich über 1000 junge gesunde Nopals und eine bedeutende Menge Insecten, und gewann den ersten Gärtner dieser Anstalt selbst, der sich entschloß, gegen eine bedeutende Summe Geldes in die Dienste des Königs der Niederlande auf 6 Jahre zu treten und nach Batavia zu gehn. Von Vließingen aus wurde eine Kriegscorvette (die Lilie) nach Cadix beordert, welche in der Nacht ihre Beute aufnahm und am folgenden Morgen mit ihren kostbaren Schätzen nach Batavia absegelte.

Franken, 1819 war sie 225; 1820, 322; 1821, 168 metersche Centner. In Östreich belief sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Einfuhr nach einem 6jährigen Durchschnit in den gesamten östreichischen Staten jährlich auf 24,933 Pfund. Im Jahre 1807, einem der stärksten betrug sie 29,885 Pfund. Vom Jahre 1809 bis 1811 war sie in den damals kleinen Staten Teutschlands jährlich 11,592 Pfund, die Ausfuhr hingegen 4342 Pfund. In der neueren Zeit hat sich der jährliche Verbrauch in allen europäischen Staten sehr vermindert, da man in vielen Färbereien sich statt der Cochenille des Laklak, Lakdye und des Krapps bedient.

Chemische Zerlegung der Cochenille, und Verhalten gegen chemische Agentien.

Wir besitzen zwei chemische Analysen der Cochenille, die ältere von John, die neuere von Pelletier und Caventou. Nach ersterer enthalten 100 Theile derselben:

Cochenillestoff (rothes Pigment in weicher Form)	50,00
Muskóser Theile	10,50
Wachsartigen Fetts	10,00
Modificirten gallertartigen Schleims . .	14,00
Häutige Theile	14,00
Phosphorsauren und salzsauren Alcalis, phosphorsauren Kalks, Eisens und Ammoniums	1,50.

Den weißen Staub, mit dem die Cochenille bedeckt ist, hält John für Fettwachs und glaubt, daß er beim Trocknen durch die Hitze ausschwitze. Nach andern Angaben ist er aber schon im lebenden Zustande auf dem Thiere und zwar in Gestalt eines feinen wollartigen Überzugs, besonders bei der wilden Cochenille [2]).

Das Pigment der Cochenille ist von zweifacher Beschaffenheit, der eine Theil ist vorzüglich im Weingeist, der andere mehr in Wasser löslich und schöner, als der vorhergehende. Man erhält den Cochenillestoff dadurch, daß man Cochenillepulver zu wiederholten Malen mit Wasser bei 60° R. extrahirt, die granatrothen Auflösungen bei gelinder Wärme bis zur Syrupsdicke verdunstet, nach dem Erkalten mit der gleichen Menge Weingeist vermischt, die gefällte gallertartige Masse absondert und dann die klare Flüssigkeit bei 30 bis 50° R. eintrocknen läßt. Das Pigment der Cochenille bildet eine carmoisinrothe, glänzende, spröde Masse, welche in Wasser leicht, in Weingeist schwer und in Äther nur in geringer Menge auflöslich ist. Die wässerige Auflösung absorbirt den Sauerstoff aus dem Dunstkreise, wenn sie lange Zeit damit in Berührung steht, oder bei öfterem Verdunsten, und es scheidet sich der oxydirte Farbestoff in unauflöslichen Flocken aus. Die Auflösung wird durch die meisten Metall- und Erdauflösungen, nicht aber durch Gallusinfusion gefällt. Die Niederschläge sind theils violett, theils carmoisin, theils carminroth gefärbt. Die ätzenden Alcalien lösen ihn mit violetter und rother Farbe auf, und die ammoniakalische Auflösung kann als rothe Dinte gebraucht werden.

Kocht man Cochenille in Wasser, so löst sich in demselben zuerst carmoisinrother, später violetter Stoff auf und zugleich Gallerte. John hält es daher für zuträglich, den Färbestoff nur bei geringer Wärme auszuziehn, weil sich sonst zu viel Gallerte auflöst und der Färbestoff selbst sich oxydirt, und dann minder feurige Farben gibt.

Nach Pelletier und Caventou enthält der Cochenilleabsud außer dem Farbestoff stets thierischen und fetten Stoff, und ersterer gibt ihm die Eigenschaft, mit den meisten Körpern Niederschläge zu bilden, die der reine Farbestoff nicht hat. Übrigens ist das Wasser nicht leicht im Stande, allen Färbestoff aus der Cochenille zu ziehen, und man kann durch eine alkalische Flüssigkeit aus bereits ausgezogener Cochenille noch ein Achttheil Farbstoff ausziehen, der ebenfalls zum Färben anwendbar ist. Bei der gewöhnlichen Färbungsmethode durch Zinnsalz und Weinstein wird jedoch fast aller Farbestoff ausgezogen.

In der Siedhitze löst Schwefeläther einen fetten goldgelben Stoff auf. Dieser ist dem thierischen Fette ähnlich, und die gelbe Farbe rührt von dem enthaltenen rothen Pigmente her, das die Säure dieses Fettes gelb macht. Alkalische Salze machen ihn wieder roth und nur durch dieses Fett wird er in Schwefeläther auflöslich, weil der reine Farbestoff sich darin nicht auflöst. Weingeist löst das Pigment der Cochenille mit purpurrother Farbe auf, aber nur in Folge und im Verhältniß seines Wassergehalts. Behandelt man Cochenille, die bereits mit Schwefeläther ausgezogen ist, mit Weingeist, so färbt er sich dunkelroth ins Gelbe ziehend, und läßt bei dem Erkalten und noch mehr bei dem Eindunsten rothe, etwas krystallisirte Materie fallen, welche Farbestoff, thierischen Stoff und Fett enthält. Löst man diese in kaltem Weingeist auf, so bleibt thierischer Stoff zurück. Trent man diesen durch Seihen und setzt zu dem Weingeist eine gleiche Menge Schwefeläther, so setzt sich binnen einigen Tagen ein herrlich purpurrother Stoff zu Boden, der sich stark an die Wände des Glases anhängt, welchen Pelletier und Caventou als das reine Pigment betrachten, dem sie dem Namen Carminium gegeben. Das Carminium ist glänzend purpurroth, körnig, beinahe krystallinisch, leicht in Wasser auflöslich; eine ganz kleine Dosis färbt dasselbe außerordentlich; es wird beim Verdunsten syrupartig, ohne zu krystallisiren, und geht durch Säure und die meisten sauerwirkenden Körper ins Gelbe, durch Kalien ins Violette über. Gallusauszug fällt aus dem wässerigen Absude der Cochenille einen violetten Niederschlag, den John für Gallerte hält und dadurch den Nutzen der Anwendung gärbestoffhaltiger Rinden bei Bereitung des Carmins darthut, da diese die Gallerte entfernen, welche durch einige Salze ebenfalls gefällt wird, und der Schönheit der Farbe nachtheilig wäre. Das reine Cochenillepigment wird durch den Gärbestoff nicht präcipitirt. Ebenso lösen weder fette noch ätherische Öle den Farbestoff auf. Säuren schlagen nach John den reinen Färbestoff, wenn er in Wasser aufgelöst ist, nicht nieder, wol aber dann, wenn er noch mit thierischem Stoff verbunden ist. Schwefelsäure löst den Farbestoff mit violetter, Salzsäure mit rother Farbe auf. Salpetersäure färbt ihn in der Kälte braun, und zersetzt ihn in der Wärme, wobei

---

2) Dr. Ure, in der Tabelle über Analysen organischer Körper, nimt die Cochenille zu 50,75 Kohlenstoff, 5,81 Wasserstoff, 36,53 Sauerstoff, 6,91 Stickstoff, 39,6 Wasser und 41,1 als Überschuß an Wasserstoff an.

sie sich gelb färbt. Nach Pelletier und Caventou zersetzen nur sehr concentrirte Säuren den reinen Färbestoff, weniger starke machen seine Farbe brennend roth, später gelbroth und zuletzt gelb. Kalien stellen die Farben wieder her, wenn nicht zu viel Säure angewendet wurde; Chlor zerstört ihn ganz; Jod ebenfalls, aber minder schnell. Kalihaltiges Wasser löst den größten Theil der Cochenille mit violetter Farbe auf und scheint den Färbestoff etwas zu verändern, besonders mit der Zeit, bei Zutritt der Luft, wo er nach Jahren bräunlich gefällt wird. Pelletier und Caventou bemerken, daß die violette Farbe bei Einwirkung der Kalien mit der Zeit, oder wenn man sie erwärmt, in roth und dann in gelb übergeht, wobei das Pigment ganz verändert wird. Das kalihaltige Wasser löst auch viel thierischen Stoff auf. Setzt man der violetten, alcalischen Cochenilleauflösung Säure zu, so entsteht ein schönrother Niederschlag, der beim Trocknen so dunkel wird, daß er braun erscheint, aber mit Wasser seinen vorigen Glanz wieder erhält. Dieser Niederschlag ist vollkommen reiner Carmin. Kalien allein bilden in dem wässerigen Auszuge keine Niederschläge, machen aber die Farbe carmoisinroth.

Wird dem Cochenilleabsude Thonerde zugesetzt, so entfärbt er sich, indem der Färbestoff und etwas thierischer Stoff sich mit der Thonerde verbindet und in der Flüssigkeit ein thierischer und fetter Stoff zurückbleibt. Man erhält auf diese Art schön rothen Lack, aber wenn man die Flüssigkeit erhitzt, carmoisinrothen, der um so mehr ins Violette fällt, je größer die Wärme war und je länger das Kochen dauerte. Setzt man aber vorher etwas Kali zu der Flüssigkeit, so erhält man auch bei Wärme einen rothen Lack. Kalkwasser bildet einen violetten Niederschlag; Schwer- und Strontianerde machen die Farbe carmoisinviolett wie die Kalien, ohne einen Niederschlag zu bilden. Kieselhaltiges Kali färbt Schafwolle, wenn man die Absetzung der Kieselerde durch Zusatz von etwas Schwefelsäure befördert, nach Bancroft purpurfarbig. Eben so wird Wolle, die man lange Zeit mit Kalkwasser und Cochenille kocht.

Die Salze erzeugen in der Auflösung des reinen Farbestoffs (Carminium) keinen Niederschlag, in dem Absude der Cochenille erhält man aber durch die sauren Salze (Weinstein, Sauerkleesalz) den bekanten carminrothen Niederschlag (Carmin) und auf Zeugen Carmoisinfarben. Ähnliche Resultate gibt die citronensaure und salzsaure Thonerde, mehr rothe salzsaure Thonerde. Die Neutralsalze (von Kali, Natron, Ammonium) machen die Farbe violett, ohne einen Niederschlag zu erzeugen. Der salzsaure Kalk bewirkt einen nelkenbraunen, später schwärzlich und zuletzt schmutzig grün werdenden, essigsaurer Baryt einen lebhaften ponceaurothen Niederschlag, der sich aber langsam und in geringer Menge bildet. Weinstein befördert die Auflösung der farbigen Theile, wenn man ihn mit der Cochenille kocht. Hermbstädt erhielt mit saurem, arsenigsaurem Natron dunkel Mordore mit basischem Lila. Die meisten Metallsalze liefern mit dem Cochenilledecoct gefärbte Niederschläge. Hochoxydirte Zinnsalze erzeugen rothe, wenig oxydirte violette. Mit dem salzsauren Zinn zugleich essigsauren Baryt und weinsteinsaures Kali hinzugebracht, wird ein sehr lebhaft carminrother Präcipitat gebildet, den John als Malerfarbe empfiehlt. Das essigsaure Blei gibt einen vortrefflichen veilchenblauen Niederschlag, der an der Luft beständig ist. Die ganze Flüssigkeit wird zersetzt. Mit stark oxydirtem Cochenillestoff wird der Niederschlag violett indigoblau. Setzt man vorher etwas essigsauren oder salzsauren Baryt zu der Flüssigkeit, so spielt er in das Rothe. Das schwefelsaure Zink und die Kupfersalze, so wie Kupferammonium bilden mit dem Cochenilledecoct violette, mit dem Carminium hingegen keine Niederschläge; schwefelsaures Silber und schwefelsaures Chrom unvollständig bläulichrothe Niederschläge. Violettbraune werden gebildet mit schwefelsaurem Eisen; braune, später dunkelolivengrün werdende mit essigsaurem Eisen. Mit salpetersaurem Quecksilber erhielt John einen amethystfarbenen, Pelletier und Caventou hingegen einen scharlachrothen Niederschlag. Letztere erhielten durch salpetersaures Quecksilberoxydul einen violetten und im Übermaß von Säure einen carmoisinrothen Niederschlag. Keine Niederschläge in dem Carminium geben salzsaures Mangan, so wie die Goldsalze. Salzsaures Silber macht die Cochenilleflüssigkeit heller, ohne einen Niederschlag zu bilden, der erst später in geringer Menge erscheint. Durch weinsteinsaures Kali wird seine Farbe ungemein erhöht. Alkoholische Morphinlösung ertheilt dem Carminium eine Amaranthfarbe, die durch Zusatz von gallertförmiger Thonerde einen rosenrothen Lack bildet, der durch Erhitzen nicht violett wird.

Cochenille-Carmin. Dieses durch die Kunst dargestellte Handelsproduct ist nach Pelletier und Caventou eine Verbindung von Carminium, thierischem Stoff und einer zur Präcipitation angewandten Säure, zugleich mit etwas Thonerde, die jedoch nicht zur Wesenheit desselben gehört. Die Bereitung des reinen Carmins erfodert die größte Aufmerksamkeit sowol in der Wahl der Gefäße, als in den Manipulationen der Darstellung. Gewöhnlich ist der im Handel vorkommende ein Gemenge von Carmin und Carminlack. John und Kastner sind der Meinung, daß man nach allen öffentlich bekanten Vorschriften keinen echten Carmin darzustellen vermöge, daß vielmehr die Bereitung desselben zu den den Chemikern noch unbekanten Geheimnissen gehöre. Die Bereitung des Carmins gründet sich im Allgemeinen auf die Fällung durch den Säureüberschuß eines sauren Salzes, namentlich Alaun oder Weinstein, und die Umstände, auf welche bei Bereitung desselben im Allgemeinen zu achten ist, sind folgende: da es hauptsächlich darauf ankomt, den Farbestoff unverändert in seiner größten Schönheit niederzuschlagen, so erfodert es ein geübtes Auge, um den Zeitpunkt, wo die Farbe am lebhaftesten ist, nicht zu verfehlen. Da ferner der Farbestoff um so leichter niedergeschlagen wird, je mehr er mit thierischem Stoff in Verbindung vorkomt, so muß man die Auflösung des thierischen Stoffes im Absud der Cochenille befördern, wenn man viel Niederschlag bezweckt, was durch Zusatz eines Alkalis geschehen kann; muß dagegen, wenn man wenig, aber reinen Carmin verlangt, die Auflösung des thierischen

Stoffs, welcher der Schönheit der erzielten Farbe Eintrag thut, theilweise zu hindern oder den aufgelösten zu entfernen suchen, wovon ersteres durch niedere Temperatur, letzteres durch Fällen mittelst eines gärbestoffhaltigen Körpers geschehen kann. Doch darf nicht alle thierische Materie entfernt werden, da Säuren den reinen Färbestoff gar nicht fällen. Bei der Bereitung sind noch folgende Regeln zu beobachten: 1) man nehme destillirtes, oder Regen- oder ganz reines Flußwasser, aber ja kein Brunnenwasser. 2) Man beobachte hinsichtlich der Geräthe, Umrührstäbe u. s. w. die größte Reinlichkeit. 3) Man bediene sich zum Kochen und Aufbewahren porcellainener oder zinnerner oder gut verzinnter kupferner Gefäße; 4) zum Seihen keiner Tücher, die mit Seife gewaschen wurden, da diese gewöhnlich noch etwas Seife zurückhalten; Hanfleinen oder ein seidenes Sieb eignet sich hiezu am besten; 5) man wähle die allerbeste Cochenille, die vorher fein gemahlen oder gestoßen werden muß, und einen höchst eisenfreien Alaun.

Die zur Zeit bekanten Verfahrungsarten, den Carmin darzustellen, bestehen in folgenden:

A) Altes teutsches Verfahren durch Fällung mit Alaun, ohne allen Zusatz. Man bringe Wasser zum Sieden, werfe die gemahlene Cochenille hinein, rühre gut um, lasse die Mischung 6 Minuten mäßig kochen, setze unter Umrühren etwas gestoßenen, eisenfreien Alaun hinzu, lasse sie noch 3 Minuten kochen, nehme dann das Gefäß vom Feuer, seihe und lasse sie in porcellainenen Tassen 3 Tage stehn. Während dieser Zeit fällt ein Bodensatz nieder, der abgetrent und im Schatten getrocknet, den Carmin darstellt. Sollte es nöthig seyn, denselben auszusüßen, so verrichte man dieses Geschäft mit destillirtem Wasser. Die Flüssigkeit setzt nach 3 Tagen neuerdings eine geringere Sorte Carmin ab, welche man auf Carminlack anwenden kann. — Die Verhältnisse sind nach der gewöhnlichen Angabe: 576 Theile Flußwasser, 16 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun, wo man 1½ bis 2 Theile Carmin erhält. Nach einer andern Angabe: die nöthige Menge Wasser, 12 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun.

B) Darstellung mit Weinstein. Man kocht die Cochenille mit Wasser, setzt nach einiger Zeit etwas Weinsteinrahm, und wenn das Gemenge hiemit 8 Minuten gekocht hat, Alaun zu, mit dem man es noch 1 bis 2 Minuten kochen läßt, dann vom Feuer nimt, in gläserne Gefäße gießt, filtrirt und ruhig stehen läßt, bis der Carmin sich absetzt, der nach Abgießen der Flüssigkeit im Schatten getrocknet wird. Die Verhältnisse bei dieser Bereitung sind folgende: 8 Maß Wasser, 8 Loth Cochenille, 1 Loth Weinsteinrahm, 3 Quentchen Alaun, oder: 8 Pfund Wasser, 8 Unzen Cochenille, ½ Unze Weinsteinkrystalle, ¼ Unze Alaun, wodurch man 1 Unze Carmin erhält.

C) Darstellung mit Soda und Zusatz von Eiweiß nach Alyon. In 2½ Eimer Flußwasser, die man siedend gemacht, bringe man 1 Pfund Cochenille, rühre um, setze eine durch Sieden mit 1 Pfund Wasser bereitete, geseihte Auflösung von 6 Drachmen Soda zu, lasse die Mischung noch 6mal damit aufwallen, nehme den Kessel vom Feuer und lasse ihn geneigt ruhig stehen; hierauf setze man 6 Drachmen gepulverten Alaun zu denselben, rühre die Flüssigkeit, um die Auflösung dieses Salzes zu befördern, mit einem Pinsel um, und lasse das Ganze 25 Minuten ruhig stehen. Die Flüssigkeit, welche eine vortreffliche scharlachrothe Farbe hat, wird sorgfältig vom Bodensatz abgegossen, in einen andern reinen Kessel gebracht, und in dieselbe das Weiße von 2 Eiern, das mit einem halben Pfund Wasser wohl geschlagen worden, geschüttet und mit einem Pinsel umgerührt. Der Kessel wird abermals ans Feuer gebracht und erhitzt, wobei das Eiweiß gerint und aller Farbestoff zu Boden fällt. Der Kessel wird hierauf vom Feuer genommen und 25 bis 30 Minuten hingestellt, damit der Carmin sich gänzlich setze. Die überstehende Flüssigkeit wird klar vom Bodensatze abgegossen, dieser auf ein feines, in einen Rahmen gespantes Tuch gebracht, damit er abtropfe. Man gießt die Flüssigkeit so oft auf den auf dem Filtrum bleibenden Rückstand zurück, bis sie ganz ungefärbt durchläuft. Hat der Carmin die Festigkeit eines Sahnenkäses, so nimt man ihn mit einem silbernen oder elfenbeinernen Löffel von dem Filtrum ab und trocknet ihn auf Tellern, welche man mit weißem Papier bedeckt, um den Staub abzuhalten. Ein Pfund Cochenille gibt 1½ Unze Carmin.

Fast ganz nach derselben Art bereitet Langlois seinen Carmin. Die Verhältnisse, die er nimt, sind 4 Eimer Wasser, 10 Drachmen Soda, 5 ganze Eier, 1½ Pfd. Cochenille und 15 Unzen römischen Alaun. Langlois läßt dieses Gemeng ½ Stunde kochen. Die Eier rührt er mit samt ihren Schalen mit 2 Pfund heißem Wasser ab, und seiht das Abgeschlagene durch ein Sieb. Nachdem der Carmin gebildet, seiht er die Flüssigkeit und benutzt die durchgehende rothe Flüssigkeit zu Lackfarben. Den Carmin läßt er trocknen und dann reiben. — Nach Pelletier und Caventou wird durch die theilweise Zersetzung des Alauns durch das Alkali bei diesen beiden Verfahrungsarten Carminlack mit niedergeschlagen.

D) Darstellung mit Pottasche und Zusatz von Gallert. Ein Pfund fein gestoßene Cochenille koche man in einem kupfernen Kessel mit 5 Handeimer Wasser, dem etwas Pottasche zugesetzt wird, dämpfe das Aufwallen mit kaltem Wasser, nehme den Kessel, nachdem das Aufwallen einige Minuten gedauert, vom Feuer, stelle ihn geneigt auf einen Tisch, so daß man leicht abgießen kann, und rühre gestoßenen Alaun ein. Dieser macht die Farbe sogleich glänzender. Jetzt läßt man das Ganze 15 Minuten ruhig stehn, bis sich die Cochenille zu Boden gesetzt, und der Färbestoff mit etwas Alaun in der Flüssigkeit zurückbleibt. Man gieße jetzt diese, so weit sie rein ist, in einen andern eben so großen Kessel, bringt diesen aufs Feuer und rührt die in viel Wasser aufgelöste Hausenblase ein. So wie die Flüssigkeit kocht, steigt der Carmin auf die Oberfläche und bildet dort einen geronnenen Schaum. Man nimt den Kessel sogleich vom Feuer, rührt die Flüssigkeit gut um, und läßt sie dann ruhig stehen. Nach 15 bis 20 Minuten hat sich der Carmin niedergeschlagen, welchen man auf einem Seihetuch von dichter Leinwand abtropfen und trocknen läßt. Die auf dem

Carmin stehende Flüssigkeit wird auf Carminlack benutzt. Wenn der Carmin nach diesem Verfahren gut gelungen ist, so läßt er sich nach dem Trocknen zwischen den Fingern leicht zerreiben. Die Mischungsverhältnisse zu diesem nicht ganz feinen Carmine sind: 36½ Th. Cochenille, 1 Th. Potasche, 2½ Th. Alaun und 1 Th. Hausenblase.

E) Darstellung mit gärbestoffhaltigen Körpern. Die alte französische Encyclopädie enthält darüber nachstehendes Verfahren: Man bringt 1280 Theile reines Fluß- oder Regenwasser zum Sieden, schüttet 2 Theile Chouankörner hinein, läßt die Flüssigkeit 8mal unter Umrühren aufwallen, seiht sie dann, bringt sie in den gereinigten Kessel zurück, setzt Cochenille zu, läßt sie dreimal aufwallen, setzt 72 Theile Autourrinde [1]) und nach einmaligem Aufwallen 1 Theil Alaun zu, nimt dann das Gefäß vom Feuer, seiht die Flüssigkeit und läßt sie 7 bis 8 Tage ruhig stehen. Der Niederschlag, der sich bildet, wird getrocknet und ist der Carmin. Bei kalter Witterung senkt sich der Carmin nicht zu Boden, sondern die Flüssigkeit bildet eine Art Gallerte und verdirbt. — Der im Tuche bleibende Rückstand kann zum zweiten Male ausgekocht werden, und gibt eine geringere Sorte Carmin. Außer der Autourrinde und den Chouankörnern setzen einige auch noch Orlean zu, um die Farbe mehr ins Gelbe zu disponiren.

F) Darstellung vermittelst Sauerkleesalz nach Frau Cenette in Amsterdam. Sechs Eimer klares Flußwasser werden zum Sieden gebracht, 2 Pfund der feinsten, zu Pulver gestoßenen Cochenille zugegeben, 2 Stunden gekocht, alsdann 3 Unzen raffinirter Salpeter und einige Augenblicke nachher 4 Unzen Sauerkleesalz zugesetzt. Nachdem man die Mischung ungefähr 10 Minuten hat stehen gelassen, nimt man den Kessel vom Feuer, stellt ihn 4 Stunden lang ruhig hin, zieht hierauf mit einem Heber das carminhaltige Wasser ab, und vertheilt es in mehre flache Tassen, die man ganz damit anfüllt. Diese stellt man 3 Wochen lang ruhig auf ein Bret hin. Nach Verlauf dieser Zeit hat sich auf ihrer Oberfläche eine ziemlich dicke Schimmelhaut gebildet. Diese nimt man mit einem Stück Fischbein, an das man sehr feine Stücke Schwamm befestigt hat, hinweg. Zu dem Ende krümt man es in Gestalt eines Bogens, und zieht ihn von dem entgegengesetzten Ende der Flüssigkeit auf sich zu. Sollte das Häutchen reißen und einige Spuren davon zurückbleiben, so nimt man diese auf das sorgfältigste hinweg. Das Wasser wird hierauf vermittelst eines Hebers aus der Terrine rein hinweggeschafft. Es schadet nichts, wenn man den Heber auf den Boden der Terrine aufsetzt, denn der Carmin klebt so fest an, daß kein Nachtheil zu besorgen ist. Sollte noch Wasser zurückbleiben, so nimt man es mit einer Spitze hinweg. Der Carmin wird im Schatten getrocknet und hat außerordentliches Feuer. Den Zusatz von Salpeter bei Bereitung des Carmins halten die Herren Pelletier und Caventou für überflüssig.

G) Darstellung durch Zinnsalz (chinesischer Carmin). Man kocht die fein gepulverte Cochenille in Flußwasser und setzt römischen Alaun zu, nimt, nachdem das Ganze gekocht hat, den Kessel vom Feuer, zieht vermittelst eines Hebers die Flüssigkeit ab oder gießt sie durch ein feines Tuch und stellt sie zum Gebrauch bei Seite. Sie wird mit der Zeit lebhafter und dichter. In diese gießt man nun, nachdem man sie vorher erwärmt hat, die Zinnauflösung tropfenweise, worauf der Carmin sogleich niederfällt. Die Verhältnisse des Zusammensatzes sind: 1 Eimer Wasser, 20 Unzen Cochenille, 60 Gran Alaun und Zinnauflösung (aus 1 Pfund Salpetersäure, 14 Unzen Kochsalz und 4 Unzen Zinn). Man hat auch empfohlen, Alaun und Zinnsalz zugleich anzuwenden, und alles durch Zusatz von Kali oder Natronauflösung zu fällen. Hiebei wird die Cochenille mit Wasser abgekocht, der Alaun und die Zinnauflösung zugesetzt, und zuletzt so lange von der alkalischen Auflösung gefällt, als noch ein Niederschlag erfolgt. Die Verhältnisse bestimmen sich zu 255 Theile Wasser, 16 Theile Cochenille, 1 Theil Alaun, 1½ Theil Zinnauflösung.

Zu geringerem Carmin kann man auch Cochenille mit Zinnauflösung in einem gläsernen Mörser reiben, destillirtes Wasser zugießen, seihen und dann Ammonium zutröpfeln, bis die dunkelrothe Farbe in eine carminrothe übergeht. Man läßt das Ganze in einer Flasche stehen, bis sich der Carmin niedergeschlagen hat.

Reinigung des Carmins. Man kann den gewöhnlichen käuflichen Carmin dadurch reinigen und die vortrefflichste rothe Farbe aus ihm erhalten, wenn man ihn der Sonnenwärme mit Ätzammonium aussetzt, bis dieses alles Farbige aufgenommen hat. Jetzt wird die reine rothe Auflösung abgegossen und die Farbe durch Zusatz von Essig und Alkohol gefällt, zuletzt mit Alkohol ausgesüßt und getrocknet.

Rothe Tinte aus Carmin. In einer gläsernen Flasche übergieße man 6 Gran Carmin mit 6 Loth ätzendem Salmiakgeist und setze 10 Gran feingepulverten, weißen, arabischen Gummi hinzu, lasse das Ganze so lange ruhig stehn, bis der Gummi vollkommen aufgelöst ist und die Zusammensetzung eine homogene Flüssigkeit bildet. Diese rothe Tinte ist zwar die kostbarste, aber auch schönste und dauerhafteste, welche wir kennen. Damit geschrieben trotzt die Farbe Jahrhunderte hindurch, ohne zu verbleichen.

Carminlack. Der Carminlack scheint zuerst in Florenz und zwar noch vor der Bekantwerdung der Cochenille mit Kermes gemacht worden zu seyn. Er war daher lange unter dem Namen Florentiner Lack bekant. Später machte man auch guten in Wien und Paris, der unter dem Namen Wiener und Pariser Lack in den Handel gebracht wurde.

Der Carminlack bildet eine Verbindung von Carminium und Thonerde, und ist zufällig öfters mit thierischer Materie gemengt. Wir kennen verschiedene Bereitungsarten, von denen wir folgende anführen:

a) In einem filtrirten Cochenilleabsud, dem öfters

1) Die Autourrinde ist eine leichte schwammige Rinde, etwas heller und dicker als Zimmetrinde, geruch- und geschmacklos. Sie enthält etwas Gärbestoff. Die Chouankörner sind grüngelb. Beide kommen aus der Levante von noch unbekanten Pflanzen. Nach Berthollet tragen diese beiden Pflanzenproducte nur zur Erhöhung der Carminfarbe bei, indem sie ihr einen gelben Schein geben.

etwas Weinstein zugesetzt wird, bringe man nach und nach etwas frisch gefällte Thonerde, rühre um und erwärme die Mischung etwas. Wenn die Thonerde allen Farbestoff angezogen, gieße man die Flüssigkeit ab, und neuen Cochenilleabsud zu, im Falle sie nicht hinlänglich gefärbt ist. Ist dies aber der Fall, so wäscht man den Niederschlag mit Regenwasser aus und läßt ihn trocknen. Je weniger Thonerde angewendet wird, desto gefärbter erscheint der Lack. Um der Farbe größere Intensität zu geben, kann man etwas Zinnauflösung zusetzen. Die Verhältnisse des Zusammensatzes sind nach den Umständen abzuändern. Man kann z. B. nehmen 20 Pfund Cochenille, 300 Maß Wasser, 2½ Pfd. Alaun und 24 Pfd. Thonerde.

b) Bei dem zweiten Verfahren, den Cochenillelack zu bereiten, setze man dem Cochenilleabsud Alaun zu und fälle das Pigment mit Potaschenauflösung, oder man koche die Cochenille gleich mit Wasser aus, zu dem etwas Alaun gesetzt wurde, setze dann den übrigen Alaun zu, und verfahre wieder wie oben. Man kann auch gleich mit allem Alaun kochen und in diesem Falle ungefähr 1 Theil Cochenille auf 3 Theile Alaun nehmen. Je nach der Schattirung, die man erhalten will, kann man auch gleich Anfangs etwas Weinstein oder Zinnauflösung zusetzen.

Bei Bereitung des Carminlacks nimt man gewöhnlich die noch nicht ganz ausgezogenen Rückstände der Cochenille und rothgefärbten Flüssigkeiten, die bei Bereitung des Carmins übrig bleiben, oder wohlfeilere und geringere Sorten Cochenille, oft auch die vom Scheeren des scharlachrothen Tuchs übrig bleibenden Flocken.

Cochenille *preparée*, ein durch die Franzosen vor einigen Jahren zuerst in den Handel gebrachtes Farbenmaterial von dunkelvioletter, in Purpur sich neigender Farbe, welches sich ausschließlich nur für die Seidenfärberei eignet. Es scheint dieses Handelsprodukt aus geringer Cochenille, aus Cochenillefragmenten und Cochenillestaub bereitet zu seyn, indem die Cochenillesubstanz in fein gepulvertem Zustande mit einer geringen Dosis einer Salzverbindung in Wasser gekocht, nachgehends durch dünne Leinewand gedrückt, eingedampft, in teigartiger Form zwischen Leinwand gepreßt, abgetrocknet und so in den Handel gebracht wird.

A) Anwendung der Cochenille in der Schafwollenfärberei.

a) Scharlachfarbe. In der Schafwollenfärberei wurde die Cochenille eine Reihe von Jahren hindurch mit Alaun und Weinstein fast ausschließlich nur für carmoisinfarb verwendet, bis die wichtige Erfindung allgemein bekant wurde, welche im Jahr 1630 ein Teutscher, Namens Kuster oder Kuffler machte, durch Anwendung von Zinnauflösung Schafwolle scharlachroth zu färben. Die Geschichte dieser zufälligen Erfindung wird verschieden erzählt. Einige schreiben sie mit minderer Wahrscheinlichkeit dem holländischen Chemiker Cornellus Drebbel zu Alkmar zu. Von diesem soll sie Färber Kuffler zu Leiden, der später sein Schwiegersohn wurde, gelernt haben, und die Farbe im Anfang Kufflersfarbe, später holländischer Scharlach genant worden seyn. Nach einer andern Überlieferung hätte sie dieser dem Maler Klock oder Gluck mitgetheilt, und dieser dem Franzosen Gobelin, während ein anderer Flamländer Keppler sie 1643 nach England brachte, worauf die erste Scharlachfärberei zu Bow bei London angelegt wurde, daher man die Farbe auch einige Zeit hindurch in England Bowfarbe nante.

Van Jülich und van der Verst sollen nach Andern mit Drebbel zu gleicher Zeit das Geheimniß entdeckt haben. Von letzterem lernte es Gilles Gobelin, der mit seinem Bruder zu Paris an dem kleinen Bache Bierre, dessen Wasser er vorzüglich geschickt dazu fand, eine Färberei anlegte, die ihm unermeßlichen Reichthum verschaffte, und seinen Namen in Frankreich bei dem Scharlach (Gobelins Scharlach) und der berühmten Tapetenfabrik de Gobelin verewigte. Gobelins Unternehmung wurde Anfangs als Thorheit belacht, und als es ihm gelang, glaubte man ihn, dem Geiste jener Zeit gemäß, mit dem Teufel in Verbindung. Man erzählte, er habe sich von dem Teufel, gegen Aufopferung seines ewigen Heils, die Bereitung dieser Farbe lehren lassen. Als er viel Geld damit gewonnen hatte, und der Termin herannahte, wollte ihn eben der Teufel abholen, als er mit einem Lichte über den Hof ging. Er bat um Frist, aber vergebens, doch willigte Beelzebub endlich ein, noch so lange zu warten, bis das Licht in seiner Hand verbrant seyn würde. Gobelin warf das Licht in den Brunnen und ließ diesen sogleich zuwerfen. Der betrogene Teufel entwich zornig mit Hinterlassung eines ungeheuern Gestankes, und Gobelin gewann Zeit, sich durch Kapuziner vor seinen künftigen Anfällen zu sichern.

Man sieht, daß in allen diesen Angaben, die Erfindung und ersten Überlieferungen der Scharlachfarbe betreffend, große Verwirrung, sowol in Hinsicht der Personen als der Sache selbst obwaltet. Anfangs bediente man sich zur Scharlachfärberei der salpetersauren Zinnauflösung, obgleich diese sich wenig dazu eignet, da sie nur wenig Zinnoxyd schwebend erhalten kann und sich leicht zersetzt. Man gerieth daher bald auf den Gedanken, etwas Kochsalz oder Salmiak zuzusetzen, um dadurch salpetersalzsaure Zinnauflösung zu erzeugen. Anfänglich setzte man diese Salzverbindungen in geringer Menge zu, weil man der Meinung war, daß ein Übermaß davon die Scharlachfarbe in carmoisin modifizire. Diese Meinung zeigte sich später ohne Grund, denn nicht die salzsaure Zinnauflösung allein erzeugt carmoisinroth, sondern auch die salpetersaure und salpetersalzsaure, wenn man nicht andere Agentien ins Spiel treten läßt. Später bediente man sich einer Mischung von 2 Theilen Salpetersäure und 1 Theil Salzsäure, in welchen das Zinn aufgelöst wurde. Le Normand bewies, daß eine solche Auflösung eine schönere Scharlachfarbe liefere, als eine durch Zusatz von Kochsalz oder Salmiak erhaltene. Bei einigen Färbern blieb jedoch der Glaube vorherrschend, daß diese weniger nachtheilige Wirkung auf die Faser der Schafwolle äußere, und daher, wenn sie auch keine so glänzende Farbe gebe, vorzuziehen sey. Diese Ansicht ist jedoch nicht bewiesen, sie gründet sich mehr auf ein eingewurzeltes Vorurtheil. Bancroft, welcher mit der Fackel der Chemie vorleuchtete, verdanken wir höchst interessante Versuche, die Vervollkommenung der Scharlachfärberei betreffend. Er stellte

zuerst die Ansicht auf, daß die Farbe aus Carmoisin und Goldgelb bestehe, und zwar aus zwei Drittel der ersteren und einem Viertheil reines glänzendes Gelb. Der Weinstein, den man mit der Zinnauflösung anwendet, bewirkt, daß ein Theil der Cochenille ins Gelbe übergeht und so die Scharlachfarbe erzeugt, indem Zinnauflösung allein, so wie der Alaun, nur Carmoisinfarbe gibt. Da es aber Verschwendung seyn würde, aus der theuern Cochenille Gelb zu erzeugen, so schlug er vor, den Weinstein wegzulassen, und die benöthigte gelbe Farbe durch ein gelbfärbendes Pigment hervorzubringen, welches wenigstens 50mal wohlfeiler, als Cochenille, zu stehen komt. Von diesen Folgerungen ausgehend, suchte Bancroft mit dem Gelb der Quercitronrinde, das er durch salzsaures Zinn befestigte, und mit Cochenille und salzsaurem Zinn (ohne Weinstein) Scharlach darzustellen und erhielt wirklich mit einem Viertheil weniger Cochenille ein eben so schönes und dauerhaftes Resultat, als auf die gewöhnliche Art mit der vollen Portion Cochenille. Von der Säure, die ⅛ ihres Gewichts Zinn aufgelöst hatte, war 1 Theil Auflösung zu 10 Theilen Schafwollentuch hinreichend. Das schwefelsalzsaure Zinn bot ihm später noch günstigere Resultate dar. Diese Zinnauflösung bereitete Bancroft, indem 14 Unzen Zinn in einer Mischung von 3 Pfund Salzsäure und 2 Pfund concentrirter Schwefelsäure aufgelöst wurden.

Auch in Teutschland hatte man schon früher gelbfärbende Stoffe zu Ersparung der Cochenille beim Scharlachfärben angewendet, aber doch den Weinstein nicht ganz weggelassen. Der Weinstein wirkt indessen nach andern Ansichten nicht blos als veränderndes Mittel, sondern setzt sich mit dem Pigmente der Cochenille, und mit Zinnsalz verbunden, auf der Wollfaser ab. Hiefür scheint auch die Erfahrung zu sprechen, daß bei dem langsamen Abdunsten einer mit Weinstein versetzten Cochenille-Auflösung die Weinsteinkrystalle mit weit dunklerer und lebhafterer, rubinrother Farbe krystallisiren, als die Auflösung besitzt.

Die Art, scharlachroth zu färben, und die quantitativen Verhältnisse der Salze zu den Pigmenten werden in den meisten Werkstätten verschieden in Anwendung gebracht. Überall muß jedoch als erste Bedingung zum Gelingen dieser schönen Farbe darauf gesehen werden, daß das Wollentuch vollkommen gereinigt und weiß ist, und demselben keine erdigen Theile inhäriren. Es ist rathsam, das Tuch vorher in einem gesäuerten Bade, z. B. in saurem, durchgeseihetem Kleienwasser durchzunehmen und in reinem Flußwasser gut auszuspülen.

Beim Färben füllt Bancroft einen Kessel mit Wasser, gießt 8 Pfund schwefelsalzsaure Zinnauflösung in denselben, bringt die Flüssigkeit zum Sieden und zieht 100 Pfund Tuch auf die gewöhnliche Art eine Viertelstunde lang durch, windet es aus und bringt in die Flüssigkeit 4 Pfd. gestoßene Cochenille und 2½ Pfund Quercitronrinde. Sind diese abgekocht, so bringt man das Tuch wieder hinein, macht die Flüssigkeit siedend, und fährt wie gewöhnlich fort, bis die Farbe sich erhöht hat, und die Brühe ganz erschöpft ist, wozu 15 bis 20 Minuten nöthig sind. Dann nimt man das Tuch heraus und wäscht es, wie gewöhnlich. Durch dieses Verfahren wird eine eben so schöne Scharlachfarbe, als die durch die bisherigen Methoden erhalten, und besitzt den Vortheil, daß die Farbe das Walken und die Einwirkung der Seife ertragen kann, ohne in Rosa verändert zu werden, was bei dem bisherigen, das kein natürliches, sondern ein durch Säure erzeugtes Gelb hat, nicht der Fall ist. Die Farbe erscheint beim Tageslicht dem Scharlach ganz gleich, beim Kerzenlicht aber um mehre Grade höher und voller. Übrigens erspart man bei dieser Art zu färben: 1) Zeit, Arbeit und Feuerung des 2maligen Ansiedens bei der bisherigen Methode; 2) allen Weinstein; 3) die Kosten der salpetersalzsauren Zinnauflösung, da die schwefelsalzsaure kaum ein Drittheil so viel kostet; 4) ein Viertheil Cochenille.

Hermbstädt gibt uns nachstehendes Verfahren, bei welchem man mit 6 Quentchen Cochenille für 1 Pfund Schafwollentuch eben so weit reicht, als mit 2 bis 2½ Loth auf die gewöhnliche Art, und die schönste und satteste Scharlachfarbe erhält. Man nimt zum Absud auf 100 Pfund Tuch 6 Pfund krystallisirten Weinstein, 3 Pfd. Curcumä (oder 6 Pfd. Visettholz) und 16 Pfd. salzsaure Zinnauflösung. Zum Ausfärben aber ein Bad von 5 Pfd. Cochenille. Das Hauptersparniß liegt in der Anwendung der salzsauren, statt der salpetersalzsauren Zinnauflösung, und in der Behandlung des Tuchs mit derselben ohne Cochenille; denn bei der gewöhnlichen Art fällt die salpetersalzsaure Zinnauflösung, so wie sie mit der Cochenille zusammengebracht wird, mit einem Theile des Färbestoffs zu Boden, der dann ganz verloren ist. Der so erhaltene Scharlach ist anfangs dunkelcarmoisinfarb, wird aber an der Luft durch Absorbtion des Sauerstoffs schnell gesättigt und feurig scharlachroth.

Vitalis siedet 100 Pfund Tuch mit 17 bis 1800 Pfund Wasser, 6 Pfund gereinigtem Weinstein, 1½ Pfd. Cochenille, und 5 Pfund Zinnauflösung 2 Stunden, und färbt mit halb so viel Wasser, 5½ Pfund Cochenille und 14 Pfund Zinnauflösung eine Stunde lang aus. Mit diesem Verhältniß erhält man mittlern Scharlach. Soll er feuerfarbig werden, so setzt man Curcumä oder Visettholz (Gelbholz) zu. Die Zinnauflösung bereitet sich Vitalis aus 10 Theilen Salpetersäure von 24°, 22 Theilen Salzsäure von 22—24°, und 4 Th. Zinn, oder 10 Th. Salpetersäure, 5 Th. Salzsäure, 5 Th. Wasser und 2½ Theil Zinn.

Vincard nimt auf 1 Pfund Tuch zum Ansieden, 2 Unzen Weinsteinrahm, 2 Quentchen Cochenille, 2 Unzen Zinnauflösung, und färbt eine Stunde zwischen heiß und siedend; zum Ausfärben eine Unze Stärkmehl, 2 Unzen Zinnauflösung und 6 Quentchen Cochenille. Er färbt bei mittlerer Wärme eine Stunde, und bemerkt, daß der in demselben Bade ausgesottene und ausgefärbte Scharlach so schön ist, als der in 2 Bädern gefärbte. Die Zinnauflösung bereitet sich Vincard aus 4 Liter Wasser, 2 Pfd. Salmiak, 2 Pfund Zinnfeile, 2 Pfund Salpetersäure von 30° und 2 Unzen Salpeter. Misglückte die Farbe, so würde sie für Carmoisinfarbe verwendet, indem man sie in einem Bade behandelt, welches auf 100 Pfd. Wollentuch 2 Pfund Alaun aufgelöst enthielt.

Hölterhoff nimt auf 30 Pfund Tuch zum Absud 8 Pfund Weinstein, 2½ Pfund Visettholz, 1 Pfund Zinnauflösung; zum Ausfärben 1½ Pfund Cochenille und 7 Pfund Zinnauflösung. Zu einer feinen Schattirung ½ Pfd. Weinsteinrahm, ½ Pfund Visettholz weniger; zum Ansud 3½ Pfund Zinnauflösung mehr, zum Ausfärben ½ Pfund Cochenille mehr und 3 Pfund Zinnauflösung weniger.

Pörner nahm zum Ansieden für 1 Pfund Wollentuch 3½ Loth gereinigten Weinstein und 4 Loth Zinnauflösung (aus 1 Pfd. Salpetersäure, 3 Loth Salmiak und 4 Loth Zinn) und keine Cochenille. Zum Ausfärben aber: 4 Loth Weinstein, 2 Loth Cochenille und 2 Loth Zinnauflösung. Er fand, daß es beim Ansieden am besten sey, gleiche Theile Weinstein und Zinnauflösung zu nehmen; beim Ausfärben aber 1 Theil Cochenille, 1 Theil Weinstein und 2 Theile Zinnauflösung.

Nach einem ältern Verfahren füllt man einen zinnernen Kessel mit reinem Wasser, und setzt demselben 8 Pfd. gereinigten Weinstein, 6 oder 8 Unzen gestoßene Cochenille und 12 bis 14 Pfund verdünte salpetersalzsaure Zinnauflösung (die ½ ihres Gewichts Zinn aufgelöst enthält) zu. Ist die Mischung dem Sieden nahe, so legt man das vorher genetzte Wollentuch (100 Pfund) hinein, und zieht es anfangs schnell, dann langsam durch. Nach 1½ Stunden oder später, wobei die Farbebrühe siedend erhalten wird, nimt man es heraus, und wäscht es in reinem Wasser aus. Es hat nun eine Fleischfarbe angenommen, und wird kurze Zeit schnell, und später eine halbe Stunde oder bis zur gänzlichen Erschöpfung der Färbebrühe langsamer durch ein Färbebad gezogen, welches folgendergestalt bereitet wird. In siedendes Wasser bringe man 6½ Pfund Cochenille, rühre es um und setze 6 bis 8 Pfd. Zinnauflösung hinzu. In diesem Bade wird der Scharlach ausgefärbt.

Einige niederländische Tuchfabrikanten beobachten nachstehendes Verhältniß beim Färben der Scharlachfarbe: zum Ansieden für 100 Pfd. Wollentuch, 4 Pfd. gereinigten Weinstein, ½ Pfd. Curcumä, 1 Pfd. Cochenille, 4 Pfund salpetersalzsaure Zinnauflösung. Zum Ausfärben: 4 Pfd. gereinigten Weinstein, ½ Pfd. Curcumä, 4 Pfd. Cochenille, 6 Pfd. Zinnauflösung, 2 Pfund Stärkmehl.

Halb Scharlachfarbe wird in Verbindung mit Cochenille und Krapp dargestellt.

Feuerfarbe mit einer größern Dosis gelben Pigments und weniger Cochenille.

b) Carmoisinrothe Farbe. Um Wollentuch vermittelst Cochenille echt carmoisinroth zu färben, kocht man dasselbe eine Stunde in einem Bade, welchem aufs Pfund Tuch 7 Loth Alaun und 3 Loth Weinstein zugesetzt werden, und färbt es dann in einem Bade mit 2 Loth Cochenille und etwas wenig Zinnauflösung aus. Je mehr Cochenille angewendet wird, um so intensiver erscheint die carmoisinrothe Farbe. Es kann diese Farbe auch erhalten werden, wenn man scharlach gefärbtes Tuch in einer Alaunauflösung siedet. Unecht in der Farbe, wenn Scharlach in einem Kali oder Seifenbad durchgenommen wird. Ersetzt man die Hälfte der Cochenille durch Krapp, so erhält man halbcarmoisin.

Die levantische carmoisinrothe Farbe oder türkischroth auf Schafwolle, welche bei den Osmanen beliebt ist, verdanken wir in ihrer vollständigen Darstellungsweise Valentin Heymann, der sein Verfahren in Dinglers Magazin der Färbekunst, Bd. 2. S. 121. niedergelegt hat. Zwei gebaste Tücher, beiläufig 60 Pfund schwer, wurden folgendergestalt behandelt: In einem zinnernen Kessel, in welchem reines Wasser erhitzt wird, löst man 2 Pfund Potasche auf, und gibt alsdann 1½ Pfund Weitzenkleie hinzu, und rührt alles wohl durcheinander. Wenn das Bad sich zum Kochen anschickt, werden die Tücher eingelassen, 20 Minuten lang durch Hin- und Herwinden des Haspels bearbeitet, und alsdann eine Stunde lang in dieser Vorbereitungsbrühe gekocht. Man nimt die Ware heraus, wäscht sie im Flusse aus und legt sie zur folgenden Behandlung bei Seite. Hat man eine zweite Partie Tücher durchzunehmen, so setzt man dem Bade etwas weniger Potasche zu. Es werden nun 8 Pfd. Alaun und 6 Pfund gereinigter Weinstein in einem Kessel in Flußwasser aufgelöst, und ehe die Auflösung zu sieden beginnt, gibt man 1½ Pfund feinen holländischen Krapp, der zuerst, nebst 4 Loth Cochenille, in etwas Wasser eingeweicht war, hinein, und nachdem alles wohl gerührt worden ist, werden die Tücher eingehaspelt und unter den gewöhnlichen Manipulationen 2 Stunden lang gesotten. In dieser Beize erhält die Ware eine Art Rosa, welches als der Grund zu dem nachherigen Carmoisin angesehen werden muß. Die Tücher werden nun im fließenden Wasser ausgewaschen, um sie von den oberflächlichen oder mechanisch anhängenden Salztheilchen zu befreien. Erlaubt es die Zeit, daß man sie einige Tage mit der Beize befeuchtet liegen lassen kann, ehe sie gefärbt werden, so erhält man eine noch schönere rothe Farbe. — Beim Ausfärben füllt man den Kessel mit Wasser, setzt dem Bade 2 Pfund gereinigten Weinstein, und darauf 3 Pfund gesiebte und eingeweichte Cochenille hinzu. Nachdem das Bad ein Paar Minuten damit gekocht hat, setzt man 3 Pfund salpetersalzsaure Zinnauflösung und gleich darauf 6 Pfund feinen holländischen Krapp hinzu, vermischt alles wohl mit einander, und bringt die Tücher hinein. Diese werden in der ersten halben Stunde fleißig umgehaspelt, worauf man sie 1½ Stunde stark wallen läßt, unter welcher Zeit sie einige Male übergedreht werden. Nun nimt man die Ware heraus, um sie augenblicklich zu spülen, wobei dieselbe, um sie von dem darauf hängenden Krapp zu reinigen, mehre Male im Wasser ausgestoßen wird.

Hat man mehr als eine Partie Ware zu färben, so können die Tücher, nachdem sie auf die oben angegebene Weise in der Kalilauge mit Weizenkleie behandelt worden sind, in dieser Ausmachflotte gebeizt oder angesotten werden, wobei die Cochenille erspart wird, indem man jetzt deren keine zu nehmen braucht. Die in der Kalilauge vorbereitete Ware muß bald möglichst der Beize unterworfen werden, weil durch langes Liegen man sich der Gefahr aussetzt, daß die Ware blaue Flecken bekomt, die nicht wieder wegzuschaffen sind.

Heymann bereitet die Zinnauflösung für diese Farbe auf nachstehende Weise: 10 Loth Salmiak, 3 Loth Kochsalz werden in 1½ Pfund weichen Wassers aufgelöst,

5 Pfund Salpetersäure zugesetzt und in geringen Portionen nach und nach ¾ Pfund Zinn aufgelöst, der Auflösung zuletzt 5 Pfund Wasser zugesetzt.

c) Kirschrothe Farbe. Um kirschroth zu erhalten, gibt man zuerst ein neues Ansudbad mit Weinstein und Zinnauflösung, und dann das Färbebad mit dem Röthungsbade, welches zum Scharlachfärben gedient hat, dem man aber Weinstein, Zinnauflösung und Cochenille zusetzt. Man darf die Ware nur halb so lange in dem Absud- und Rothbade lassen, als es nöthig wäre, um sie scharlachroth zu färben. Man vermindert die Zeit nach der Zartheit der Schattirungen.

d) Rosafarbe wird erhalten, wenn man mit dem Röthungsbade, welches zu kirschroth diente, ansiedet, und dann das Rothbad mit etwas Weinstein und Zinnauflösung und einer geringen Menge Cochenille bereitet. Diese Farbe kann man dunkler oder heller machen, wenn man das Tuch unmittelbar, nachdem es gefärbt wurde, in heißem Wasser durchnimt. Rosafarbe wurde gewöhnlich zuerst scharlachroth gefärbt, und durch faulen Harn oder Ammonium bald in Rosa umgeändert. Die Farbe ist jedoch nicht dauerhaft, am wenigsten gegen die Einwirkung der Säuren. Wird die Farbe mit Hinweglassung der Quercitronrinde und Anwendung der schwefelsalzsauren Zinnauflösung nach Bancrofts Versuchen scharlach zu färben, dargestellt, so erhält man eine solidere Rosafarbe.

e) Fleischfarbe macht man nach einem Rothbade, wenn man einen Theil des Bades weggießt, und dafür eine gleiche Menge Wasser hinzugießt. Hierauf bringt man das Tuch hinein, und erhitzt es zum Kochen, welches man nur einige Minuten lang fortsetzt.

f) Weingrau. Das Rothbad, welches zum Scharlachfärben gedient hat, braucht man auch bisweilen zur Bereitung des Weingrau (gris vineux); man darf das Bad nur auf die angegebene Weise auffrischen, und dann zuerst etwas Galläpfel und später etwas Eisenvitriol zusetzen.

B) Anwendung der Cochenille in der Schafwollendruckerei.

In der Schafwollendruckerei, wo die Basis vermittelst Zinnauflösung gegeben wird, und die aufgedruckten Farben nachgehends mit kochenden Wasserdämpfen befestigt werden, lassen sich mit dem Pigment der Cochenille sehr schöne rothe Farben in mehrfachen Abstufungen darstellen. Eine kräftige rothe Farbe wird erhalten, wenn man 3 Loth fein gestoßene Cochenille mit 3½ Pfund Wasser aufkochen läßt, den Decoct seihet, und nach dem Erkalten 1 Quentchen Sauerkleesalz hinzusetzt. Diese Flüssigkeit wird mit 9 Loth Stärkmehl durch Kochen verdickt, kalt gerührt und 2 Quentchen salpetersalzsaure Zinnauflösung hinzugefügt. Um hellere rothe Farben zu erhalten, wendet man zu der angegebenen Quantität Wasser weniger Cochenille an, oder diluirt die gekochte Farbe mit dünner Stärkepaste. Diese Farben werden mittelst des Models örtlich oder topisch aufgedrückt.

Über metallische Beizen in der Schafwollenfärberei zum Fixiren des Cochenillepigments.

In dem Gebiete der metallischen Beizmittel zum Befestigen des Cochenillepigments in der Schafwollenfärberei haben sich Bancroft, Hermbstädt und Kurz wesentliche Verdienste erworben. Die vorzüglichsten derselben, welche in der Ausführung, im Großen zu färben, theilweise angewendet werden können, und die nachbezeichneten farbigten Erscheinungen darbieten, bestehen in folgenden:

Nach Bancroft: 1) das säuerliche, arseniksaure Kali, welches ein lebhaftes Purpurroth liefert; 2) die Auflösungen des Eisens in Säuren geben dunkelviolett, in großer Menge zugesetzt, schwarz; 3) salpetersalzsaures Gold: röthlich braun; 4) salpetersaurer Kobalt: Purpur; 5) schwefelsaurer Kobalt: violett; 6) salpetersaures Nickel: violettlilas; 7) salpetersaures Platin: roth, das durch Zusatz von kohlensaurem Kalk kastanienbraun wurde; 8) salpetersaures Silber: lebhaft röthlich orange; 9) Wismuthsalze: Lilas, doch wurde ein Theil der Farbe verhüllt; 10) Wismuth in starkem Weinessig aufgelöst: prächtig Purpur; 11) schwefelsalzsaures Wismuth: Lachsfarbe; 12) Wolframoxyd: krapproth; 13) Zinkoxyd: carmoisin; 14) salpetersaures Zink: Lilas; 15) holzsaures Zinn: Scharlach, halb Rosa; 16) phosphorsaures Zinn: glänzendes gelbliches Scharlach; 17) flußsaures Zinn: sehr glänzendes Scharlach; 18) salzsaures Zinn: carminroth; 19) weinsteinsaures Zinn: lebhaften, aber etwas orangeartigen Scharlach; 20) citronsaures Zinn: sehr schön Scharlach, aber ebenfalls etwas in Aurorafarbe spielend. Bei diesen durch Bancroft angestellten Versuchen ist zu bemerken, daß, wo er Lachs-, Aurora- oder Scharlachfarbe erhielt, stets vorherrschende Säure in der Metallauflösung war.

Nach Hermbstädt: 1) weißer Arsenik: dunkel Lilas; 2) Arseniksäure: brennend Scharlach, ins Gelbe ziehend, der bei dem Trocknen dunkler wird; 3) essigsaures Blei: violett; 4) Molybdänsäure: angenehm violett; 5) salpetersaures Uran: hellgraugrün; 6) schwefelsaures Uran: graugrün; 7) Wolframoxyd: Ponceau.

Nach Kurz: 1) salzsaurer Zink: Pfirschblüth; 2) essigsaures Zinn: bräunlich Rosa.

Das Pigment der Cochenille, wenn es mit Schwefelsäure gesäuertem Wasser behandelt wird, fixirt sich auf der Schafwolle ohne vorhergegangene Beize mit rother Farbe.

C) Anwendung der Cochenille in der Seidenfärberei.

Die Versuche, die Seide mit Cochenille schön scharlach zu färben, führten zu keinem genügenden Resultat. Bancroft, der sich viele Mühe darum gab, ließ Seide 2 Stunden in schwefelsaurer Zinnauflösung, die mit ihrem 5fachen Gewichte Wasser verdünt war, weichen, und brachte die gebeizte Ware halb trocken in ein Bad von 4 Theilen Cochenille und 3 Theilen Quercitronrinde, in welchem sie ausgefärbt wurde. Er erhielt dadurch eine Farbe, die sich zwar dem Scharlach näherte, jedoch keine wirkliche Scharlachfarbe war. Wenn die so gefärbte Seide noch einmal ganz leicht in verdünter, schwefelsaurer Zinnauflösung gebeizt wurde, und nachgehends zum zweiten Male in dem Farbebade ausgefärbt, dann Saflor-

pigment aufgefärbt wurde, so wurde eine ziemlich schöne, jedoch nicht ganz dauerhafte Scharlachfarbe erzielt.

Carmoisinfarbe. Die Carmoisinfarbe auf Seide kann in ihrem schönsten Glanze erreicht werden. Vitalis entschält 100 Pfund Seide mit 20 Pfund Marseiller Ölseife, spült sie aus, alaunt sie 10 bis 12 Stunden in einem starken Alaunbade, spült und klopft sie, wirft in das kochende Wasserbad 8 bis 12 Pfund Galläpfel, nach einigem Aufwallen 12 bis 20 Pfund Cochenille (je nachdem die Seide heller oder dunkler in ihrer Farbenschattirung erreicht werden soll), dann 6 Pfund gereinigten Weinstein, und, wenn sich dieser aufgelöst hat, 6 Pfund Zinnauflösung (aus 12 Loth Zinn, 1 Pfund Salpetersäure und 8 Loth Salmiak). Man verdünt das Bad, nimt die Seide durch, bis sie eine gleiche Farbe angenommen hat, läßt sie dann 2 Stunden kochen, zieht sie von Zeit zu Zeit um, nimt das Feuer weg, läßt sie 5 bis 6 Stunden darin liegen, spült, klopft und trocknet sie. Um die Farbenschattirungen dunkler zu modifiziren, wendet man Eisenauflösung an; durch Zusatz von Gelbholz lassen sich die Abstufungen ins Gelbe disponiren.

Bancroft ertheilte der Seide in Verbindung mit dem Pigmente der Cochenille durch nachstehende Beizen die hier bezeichneten schönen Farben: 1) durch Kalkwasser oder schwefelsauren Kobalt ein schönes Purpur; 2) durch salzsauren Baryt eine lebhafte Lilasfarbe.

D) Anwendung der Cochenille in der Baumwollen- und Leinen Druck- und Färberei.

Eben so wenig, wie in der Seidenfärberei, läßt sich die Scharlachfarbe auf Baumwollen und Leinen gleichförmig (uni) im Grunde färben. Dr. Dingler empfiehlt ölig-alkalisch gebeizte, nachher durch Sumach vorbereitete Ware, die er durch eine mit Wasser verdünte, möglichst neutrale, schwefelsaure Zinnauflösung imprägnirt, nachher trocknet, auswäscht, und zuletzt in einem Cochenillebade färbt. Einer nach dieser Vorschrift dargestellten Farbe ermangelt aber stets der eigenthümliche Farbenton und die Intensität, durch welche sich der echte Scharlach auf Wolle so sehr auszeichnet.

Eine ziemlich dauerhafte Carmoisinfarbe erhält man, wenn man die Garne oder Gewebe aus Baumwollen oder Leinen in einer alaunhaltigen Basis, die mit etwas Kali versetzt wird, anbeizt und in einem Cochenillebade ausfärbt. Die Farbe wird nachher durch ein schwaches Kalkwasser befestigt. Mit Wasser verdünte Eisenauflösungen disponiren die Carmoisinfarbe ins Dunkle. Übrigens wird die Cochenille ihres hohen Preises wegen höchst selten beim Unifärben der baumwollenen und leinenen Stoffe angewendet, weil man sich bei der Darstellung ähnlicher Farben wohlfeilerer Pigmente bedient, wodurch eben so schöne und selbst dauerhaftere Resultate erzielt werden.

In der Kunst, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken, findet die Cochenille in vielen Fällen Anwendung. Erst neuerlich haben die Engländer beim Applicationsdruck vermittelst der einfachen und doppelten Walzendruckmaschine wieder häufige Anwendung von der Cochenille gemacht. Es ist aber leider zu bedauern, daß alle jene Farben sich in einem hohen Grade flüchtig (unecht) erweisen.

Um sie darzustellen, bedient man sich des Chlorzinns oder der salpetersauren Thonerde als Basis zur Fixirung des Pigments. Ersterem wird die corrosive Eigenschaft durch Kalkwasser und ätzendes Ammonium entzogen, auch pflegt man öfters, um dunkle Farben zu erreichen, in verschiedener Dosis salzsaures oder salpetersaures Kupfer zuzusetzen. Die auf der Grundirmaschine mit diesen Vorbereitungsmitteln imprägnirten baumwollenen Gewebe werden jetzt vermittelst der Walzendruckmaschine durch nachstehende mit Gummi oder Stärke verdickten Decocte bedruckt:

a) Cochenilledecoct mit Fernambukholzdecoct in verschiedenen Verhältnissen gemengt für die Darstellung der verschiedenen rothen, Rosa und nelkenfarben Abstufungen.

b) Cochenilledecoct in verschiedenen Verhältnissen mit Kampeschenholzdecoct für die mannigfaltigen Abstufungen der violetten Farben.

c) Cochenilledecoct mit Fernambukholz- und Kampeschenholzdecoct zu Erreichung der verschiedenen Lilasabstufungen.

d) Cochenilledecoct mit den Decocten der Quercitronrinde, des Visett- und Gelbholzes und den levantischen Kreuzbeeren für Isabella- und Orange-Abstufungen.

Für den Druck und Pinsel läßt sich durch einen starken Absud von Cochenille, der mit Gummi verdickt wird, und eine angemessene Portion salpetersaurer Thonerde, eine sehr schöne rothe Applicationsfarbe darstellen, die einiges Waschen aushält.

Dauerhafter, als jene durch die Engländer dargestellten Farben, im Waschen und für die Einwirkung der Luft und Sonne lassen sich die carmoisinrothen, rosenrothen, Purpur- und Lilasfarben, durch Cochenille hervorgebracht, in den Indiennendruckereien herstellen, wenn die Ware mit der aufgedruckten Basis durch ein mäßig heißes Kleienbad passirt, und nachher im Cochenillebade ausgefärbt wird. Basen hiefür sind:

a) die salpeter- und salzsaure Thonerde sowol für sich, als in Verbindung mit salpeter- und salzsaurem Eisen;

b) die essigsaure Thonerde, sowol für sich, als in Verbindung mit essigsaurem Eisen;

c) das Chlorzinn und die essigsaure Bleiauflösung, theils für sich, theils mit salzsaurem und essigsaurem Kupfer.

Alle diese erdigen und metallischen Salzverbindungen werden in möglichst neutralem Zustande angewendet. Dies gilt vorzüglich bei den Zinnverbindungen. Beim Färben setzt man dem Cochenillebade hin und wieder Gallapfelabsud zu; für carmoisinrothe Abstufungen Fernambukholzdecoct, Gallapfelabsud und kohlengesäuertes Natron; für Purpurfarbe Fernambukholzdecoct; für violette Farben Kampeschenholzdecoct, und für Lilasabstufungen Fernambukholz und Kampeschenholzabsud.

Um den hellen krapprothen Farben einen carmoisinrothen Ton zu geben, wird dem Krappbade ein verhältnißmäßiger Zusatz Cochenille-Abkochung gereicht.

D) Anwendung in der Lederfärberei.

In der Lederfärberei wird die Cochenille zum Färben des Marocco oder rothen Saffian verwendet, obgleich in Persien, Armenien, der Berberei und andern Theilen Asiens diese Farbe ursprünglich entweder mit Kermes oder Stocklack hervorgebracht wurde. Um dem Färbestoffe der Cochenille eine Basis zu geben, werden nach Bancroft die Ziegenhäute, welche von ihren Haaren durch Kalkwasser befreit und gehörig gereinigt wurden, auf der sogenanten Haarseite mit einer gesättigten Alaunauflösung getränkt, welche man mittelst eines Schwammes öfter und gleichförmig aufträgt. Nach einer Zwischenzeit von 3 oder 4 Tagen wird ein Absud von Cochenille, den man geseihet hat, ebenfalls mit einem Schwamme auf dieselbe Seite etwas wärmer, als blutwarm, aufgetragen; doch soll er nicht viel wärmer seyn, um nicht das Leder zu krispeln. Diese Auftragung wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis eine hinlänglich volle und gleiche Farbe dargestellt worden. Hernach werden die Häute in Kleienwasser eingeweicht, und mit einem Absude entweder von Galläpfel, oder von Sumach, oder mit einer Mischung von beiden gelohet.

Bancroft wendete auch verdüntes, schwefelsalzsaures Zinn statt der Alaunbasis an, oder auch eine Mischung von beiden, und erhielt, wie er sagt, eine etwas verbesserte rothe Farbe.

In den bessern wirtembergischen Saffiangärbereien wird für 50 Stück gute Ziegenhäute zum Rothfärben nachstehendes Bad vorgerichtet: in 200 Pfund kochendem Wasser werden der Reihe nach

6 Loth Potasche,
26 „ Cochenille,
6½ „ gereinigter Weinstein (Cremor tartari),
13 „ Florentiner Lack,
6 „ weißer } Arsenik,
6 „ rother }
8 „ Curcumäwurzel,
3 Pfund Stocklack gebracht, und das Ganze einige Zeit gut gekocht.

1¼ Pfund Gelbholz nebst 1 Pfund Fernambukholz werden in 20 Pfund Wasser gut ausgekocht, und der Decoct der obigen Flüssigkeit beigegeben. Mit diesem Farbenbade gibt man den Ziegenhäuten auf gewöhnlich bekante Weise die schöne rothe Farbe.

Literatur. Bancroft neues engländisches Färbebuch, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 2 Bde. 1817. 1818. Vitalis Grundriß der Färberei, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 1824. Hermbstädts Grundriß der Färbekunst. 1807. Berthollets Anfangsgründe der Färbekunst, aus dem Franz. von A. F. Gehlen. 1806. Leuchs Beschreibung der färbenden und farbigen Körper. 1825., und Anleitung aller Farben und Farbflüssigkeiten. 1825. Thenard Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie, übersetzt und vervollständigt von G. F. Fechner. Berzelius Lehrbuch der Chemie, übersetzt von F. Wöhler. Von Keeß Darstellung des Fabrik- und Gewerbwesens ꝛc. 1824, u. s. w. Phâre du Hâvre im Bullet. d. sc. techn. Juli 1828. S. 2., und Dinglers polytechn. Journ. Bd. 30. S. 203—205 u. a. m. (*Kurrer.*)

COCHLITES (Mollusca foss.). Die älteren Oryktographen, welche noch in keinen genauen Unterschied der Gattungen und Arten versteinerter Schalthiere eingingen, belegten mit diesem Namen alle eingehäusige Conchylien, besonders aber die Schnecken, und theilten dieselben in napfartige und gewundene ein. Bei den letztern unterschieden sie rechts und links gewundene. (*D. Thon.*)

COCHRANE. Lord Archibald Cochrane, Stammvater des Geschlechtes Cochrane, wurde im J. 1744 geboren; sein ursprünglicher Familienname war Blair. Er widmete sich frühzeitig dem Seedienste, trat als Freiwilliger in die königliche Marine und machte eine Reise nach der Küste von Guinea. Nachdem er Lieutenant geworden war, nahm er bei seiner Rückkehr seine Entlassung und beschäftigte sich nun vorzugsweise mit der Chemie. Im Jahre 1774 heirathete er Anna Gilchrist, Tochter eines Schiffscapitäns, welche ihm fünf Kinder gebar, aber im J. 1784 starb. Er bemühte sich vorzüglich eine Zusammensetzung zu erfinden, welche die Schiffe vor den Würmern schützte; er hielt die Kohle für eins der zweckmäßigsten Mittel, diesen Zweck zu erreichen und machte hierüber im J. 1785 eine Abhandlung bekant. Ebenso erschien von ihm 1795 ein Werk, in welchem er die Anwendung der Chemie auf die Landwirthschaft zeigte, von welchem er 1799 eine neue, sehr vermehrte Ausgabe besorgte.

Mehre ausgezeichnete Seeleute Englands führen diesen Namen. Ich erwähne nur Alexander Forester Cochrane, Contre-Admiral, Ritter des Bathordens und Bruder des vorigen, welcher 1746 geboren wurde, und sich durch seine Unternehmungen gegen die Franzosen und Dänen in Westindien auszeichnete. — Alexander Cochrane Sohn des Lord Archibald wurde am 24sten December 1775 geboren und zeichnete sich in dem spanischen Kriege aus. — Andras Cochrane Johnstone, Bruder des eben genanten, zeichnete sich als Gouverneur der Insel Dominica aus. — Thomas Cochrane der bekante Admiral, welcher in England zum Pranger verurtheilt, in der Folge das Seewesen der Chilesen und später das der Brasilier in Ordnung brachte, sodann aber den Griechen Hilfe leisten wollte, ohne daß er eine einzige bedeutende Unternehmung ausführte, werde hier als noch lebende Person eben so wie die vorigen nur kurz erwähnt. Zu eben dieser Familie gehört der bekante Reisende

John Dundas Cochrane. Er hatte schon früher zehn Jahre in ungesunden Gegenden Westindiens gedient, ohne einmal Kopfschmerzen gehabt zu haben; zu einer andern Zeit hatte er zweimal die Fußreise von Quebec nach dem Ontario-See mit 600 Matrosen gemacht, denen Füße und Gesichter schwollen, während er nicht das geringste Ungemach empfand. Er glaubte daher, nach dem Frieden, daß die Kräfte seines Körpers die Beschwerden einer mühseligen Reise in einem ungesunden Clima sehr leicht ertragen würden, und bot sich im Januar 1820

den Lords der Admiralität zu einer Reise ins Innere Afrika's an. Seine Absicht war, ganz allein zu reisen und den Weg einzuschlagen, welchen Mungo Park auf seiner ersten Reise genommen hatte, hierauf aber den Lauf des Niger weiter zu verfolgen. Nachdem er eine abschlägige Antwort erhalten hatte, so glaubte er seine Muße nicht besser anwenden zu können, als zu einer Reise durch das nördliche Asien und Amerika, längs den Küsten des Polarmeeres; er wollte nur das aufzeichnen, was ihm an Sitten und Menschen bemerkenswerth schien, da er in der Naturgeschichte ganz unwissend war. Er nahm daher einen zweijährigen Urlaub und ging über Dieppe, Paris auf der gewöhnlichen Straße nach Berlin und Petersburg. Hier wurde er sehr zuvorkommend aufgenommen und erhielt von dem Kaiser nicht nur die Erlaubniß über Kamtschatka oder die Behringsstraße nach Amerika zu reisen, sondern auch eine Empfehlung an die Statthalter, ihm im Nothfalle sogar Geldunterstützung zu bewilligen. Am 24. Mai 1820 verließ er Petersburg, um nach Moskau zu gehen, wurde aber schon in den ersten Tagen von Räubern überfallen, fast aller Kleider und der wenigen Instrumente, die er bei sich führte, beraubt; in Tobolsk erhielt er jedoch in der Folge einen Theil seiner Sachen wieder. Er nahm sodann seinen Weg über Kasan, Perm und Catharinenburg nach Tobolsk. Hier gab ihm der Statthalter einen Cosaken und die Erlaubniß nach Erfodern Pferde zu requiriren. In Barnaul traf er den Generalgouverneur von Sibirien auf einer Amtsreise und erfuhr von diesem, daß sich eine Expedition an den Mündungen der Kolyma damit beschäftige, die Gegenden um das Nord-Cap zu besuchen. Dieser wollte sich Cochrane anschließen und er ging also über Tomsk, Krasnojarsk, Irkutzk und Jakutzk nach Nischni-Kolymsk, welches er im Anfange des Jahres 1821 erreichte. Gern hätte er sich an Wrangels Expedition zur Untersuchung der Küsten Sibiriens angeschlossen, aber Wrangel glaubte, daß dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes nöthig sey. Deshalb beschloß Cochrane den Markt der Tschuktschen aufzusuchen, um durch ihr Land über die Behringsstraße nach Amerika zu kommen. Nachdem er sich in Nischni-Kolymsk während der Wintermonate aufgehalten hatte, reiste er am 4ten März zu dem Markte der Tschuktschen, sollte diesen aber für freies Geleit durch ihr Land etwa 5000 Pfund Taback geben und da er dieses zu thun nicht im Stande war, so beschloß er so schnell als möglich nach Ochotzk zu gehen. Nach vielen Beschwerden erreichte er diesen Ort im Julius 1821 und fuhr von hier am 24sten August 1821 auf dem gewöhnlichen Wege nach Petropaulowsk in Kamtschatka. Er machte sodann eine Reise durch diese Halbinsel, gab jedoch seine Reise nach Amerika auf, nachdem er am 8ten Januar 1822 die Tochter eines griechischen Geistlichen in Kamtschatka geheirathet hatte. Am 5ten Julius 1822 trat er mit seiner Frau die Rückreise an, ging über Ochotzk, Jakutzk, Wittim, Irkutzk, Nertschinsk, Kiächta, Omsk auf der gewöhnlichen Straße nach Petersburg und kehrte von hier nach England zurück. Der Bericht dieser Reise erschien unter dem Titel: Narrative of a pedestrian journey through Russia etc. in the years 1821—23. London 1824. Eine (schlechte und unvollständige) Übersetzung befindet sich im Ethnographischen Archiv von Bran, Jena 1825.

In der Folge wollte Cochrane Amerika durchwandern und durchstreifte daher ebenfalls zu Fuß einen Theil der unbekanteren Gegenden von Südamerika, starb aber 1825 in Columbia. (*L. F. Kämtz.*)

COELACHNE R. Brown. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der 3ten Linné'schen Klasse hat folgenden Charakter: Die Blüthen bilden eine Rispe, der zweiblumige Kelch hat bauchige, ganz stumpfe Spalzen; die Corollen sind grannenlos: die untere ist hermaphroditisch mit bauchigem, unterem Blättchen, die obere weiblich und gestielt. Die einzige bekante Art, C. pulchella R. Br. prodr. fl. nov. Holl. p. 187., wächst als ein kleines, unbehaartes Gras in Neuholland. (*A. Sprengel.*)

Coelestin s. Strontianit, schwefelsauren.

COELESTIN, Cölestinzug, nante I. der alte Instrumentenbauer Silbermann ein an dem von ihm erfundenen Cembal d'amour angebrachtes Register, welches erstere, so wie letzteres selbst, jetzt gänzlich außer Gebrauch gekommen ist. — II. Ungefähr im J. 1782 hatte in England ein gewisser Walker ein Clavierinstrument mit forthaltendem Ton erfunden und coelestino genant. Es bestand in einem, wie gewöhnlich besaiteten Claviere, an welchem aber, unter der wagerechten Fläche der Saiten, eine gleichfalls wagerecht gespante, übrigens um sich selbst umlaufende, seidene Schnur befestigt war, welche durch die Umdrehungen eines Tretrades in Bewegung gesetzt wurde. Am Ende einer jeden Taste war ein messinanes Röllchen befestigt, welches beim Niederdrücken der Taste die Seidenschnur an die der Taste angehörige Saite andrückte, so daß diese von jener gerieben und zum Tönen angeregt wurde, welches durch ab- und zunehmende Stärke des Druckes, willkürlich verstärkt oder vermindert werden konte. Die Idee ist nicht weiter ausgebildet worden, obgleich sie einer weitern Ausbildung und Vervollkommenung allerdings werth und fähig seyn möchte. (*Gfr. Weber.*)

COELESTINA. Eine von Cassini (Dict. des scienc. nat. Tom. IV. Suppl. p. 8) sogenante Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen, der natürlichen Familie der Compositae und der zweiten Ordnung der 19ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem dachziegelförmig-schuppigen, gemeinschaftlichen Kelch, nacktem Fruchtboden, und winkligen mit einer häutigen Krone versehenen Samen. Die drei bekanten Arten dieser Gattung wachsen als krautartige Gewächse in Nordamerika. 1) C. coerulea Cassin., ein perennirendes Kraut mit gestielten, herzförmig-eyförmigen, ziemlich stumpfen, stumpf-gesägten, dreifachnervigen, scharf anzufühlenden Blättern, und doldentraubigen Blüthen. In Virginien und Karolina. (Eupatorium coelestinum Linn., Abb. Dill. elth. t. 114. f. 139.). 2) C. micrantha Spr. Syst., ein Staudengewächs mit eyförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten,

gesägten, unbehaarten Blättern, und büschelförmigen Doldentrauben. Mexiko. (Eupatorium micranthum Lagasc.). 8) C. ageratoides Kunth. nov. gen., ein ästiges Kraut mit eyförmigen, spitzen, gesägten, auf beiden Seiten behaarten Blättern und doldentraubigen Blüthen. Ebendas. (Sparganophorus ageratoides Lagasc.). (*A. Sprengel.*)

Cölln (von), s. am Ende der Nachträge.

COLDEWEY, Ehrenreich Gerhard, Doctor der Rechte, erst fürstlich-ostfriesischer, und dann seit 1744, da Ostfriesland an Preußen kam, königlich-preußischer Regirungsrath zu Aurich, wo er 1778 starb. Wann und wo er geboren, ist dem Schreiber dieses nicht bekant geworden. Sein Vater, Levin Coldewey, ein geborner Oldenburger, war von 1700 bis 1705 Consistorial-Assessor und adjungirter Prediger in Oldenburg, dann erster Prediger und Superintendent in Wittmund bis 1711, und seitdem General-Superintendent über Ostfriesland und Harrlingerland in Aurich. Wahrscheinlich war dieser sein einziger Sohn ihm schon in Oldenburg geboren, indem derselbe bereits im J. 1727 in Ostfriesland mit einer gedruckten poetischen Arbeit hervortrat. Coldewey's Mutter war eine Baronesse von Herzberg. Er galt in Ostfriesland als ein gelehrter Jurist, als ein fleißiger Forscher und feiner Kenner der ostfriesischen Geschichte und Verfassung, und als Poet. Als letzterer besang er im J. 1727 die Siege der fürstlich-ostfriesischen Truppen über die damals revoltirenden ostfriesischen Unterthanen, in dem sogenanten Appelkriege, der Ostfriesland von 1724 bis 27 beunruhigte. Sodann ließ er 1741 zum Geburtstage des Fürsten Karl Edzard ein Gedicht drucken, betitelt: das untadeliche Alter des Ostfriesischen Regierhauses. Seine Verse tragen freilich das Gepräge des dürftigen Geschmacks damaliger Zeit; doch sind sie nicht ganz ohne Dichtergeist und Gefühl. Ein Ergebniß seiner ostfriesischen Geschichtskunde war ein lateinisches Werk über Ubbo Emmius Lebensbeschreibung des Menso Alting (s. diesen Art.), mit vielen und wichtigen eingestreuten literarischen Anmerkungen, das schon 1740 in Ostfriesland bekant war, jedoch nie im Druck erschienen und kaum mehr vorhanden ist. Auch hat er 1730 die von Ubbo Emmius entworfene und zuerst bei Wilhelm Blaeuw in Amsterdam 1591, und dann wieder bei eben demselben 1615 herausgekommene, und endlich auch, jedoch in einem nicht so schönen Nachstich, der Emmiusschen Chorographia Frisiae orientalis in dessen historischen Werken beigefügte Charte von Ostfriesland bei Christian Homann in Nürnberg mit einigen Zusätzen neu stechen und illuminiren lassen. Sie führt den Titel: Tabula Frisiae orientalis, olim Ubbonis Emmii, deinde Sansonis et Allardi studio nota, cum variis Autographis denuo collata, aucta, innumerisque in locis emendata ab Ehrenreichio Gerhardo Coldewey, D. ser. Princ. Fr. Or. Consiliario etc. — Die Zusätze bestehen vorzüglich in der Angabe der seit Emmius Zeit eingedeichten Küstengegenden und in der Illumination der einzelnen Ämter und Herrlichkeiten. Durch diese Charte hat Coldewey sich ein wesentliches Verdienst um Ostfriesland erworben. Sie hat zwar manche, einem landeskundigen Inländer leicht in die Augen fallende Unrichtigkeiten; doch ist sie besser, als die sechzig Jahr später erschienene ostfriesische Charte von Süßfeld, Nürnberg 1790, die weit mehr Irrungen und bedeutende Mängel hat, und eigentlich nur ein überflüssiges Machwerk ist. Coldewey's Charte wurde im siebenjährigen Kriege zu Paris nachgestochen, unter dem Titel: L'Ostfrise, ou Comté d'Emden, par Coldewey, Advocat général d'Emden. à Paris chez le Rouge, Ing. Géographe, rue des grands Augustins, 1757, welcher sehr verunglückte Nachstich dennoch von Lotter zu Augsburg wieder copirt ist. — Die Coldeweysche Charte ist erst im J. 1804 durch die damals von dem holländischen Ingenieur-Major Camp (nachherigem königlich-niederländischen Obristlieutenant), zufolge einer Landesvermessung gelieferte, in Berlin gestochene Charte von Ostfriesland, so wie durch die große militärisch-topographische Charte von Westphalen, herausgegeben von dem preußischen General-Major von Lecoq, auf welcher auch Ostfriesland vorkomt, übertroffen worden; immer aber bleibt sie als Darstellung des Landes im Anfange des 18. Jahrhunderts, ein schätzbares Document für die ostfriesische Geschichte. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß Coldewey auch der ostfriesischen Münzkunde eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Er sammelte nicht nur ein ansehnliches ostfriesisches Münzkabinet, das über 200 sehr schätzbare, goldene und silberne Stücke enthielt, und nach seinem Tode öffentlich verkauft ist, sondern er schrieb auch: Nachrichten vom Münzwesen in Ostfriesland, auch sämtlichen alten und neuen ostfriesischen Münzen, — die er in dem Ostfriesischen Wochenblatt vom J. 1748 wollte abdrucken lassen. Vier Abschnitte waren davon in No. 26 bis 29 erschienen, als der fernere Abdruck von dem Berliner Hofe untersagt wurde, und zwar nach Inhalt des Rescripts aus dem Grunde, „weil die Bekantmachung des Münzfußes und des innerlichen Werths der Münzen eines Landes einem Jeden, besonders Auswärtigen, theils unnöthig, theils bedenklich sey." Nachher wurde dem Verfasser zwar eine blos historische, unschädliche Beschreibung verstattet; er aber, verdrüßlich über diesen Vorgang, ließ die Feder ruhen, — und so sind keine weiteren Ergebnisse seiner ostfriesischen Münzkunde vorhanden, als die oben angeführten abgebrochenen Nachrichten in dem ostfriesischen Wochenblatt, deren Gehalt indeß sehr bedauern läßt, daß ihre Fortsetzung und Vollendung verhindert wurde. — (Aus mehren zerstreuten einheimischen Quellen). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Coleanthus Seid. s. Schmidtia Trattin.

COLEBROOKIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der ersten Ordnung der 14ten Linnéschen Klasse hat Roxburgh so genant nach dem Präsidenten der bengalischen Societät H. Thom. Colebrooke, welcher Abhandlungen in die Asiatic researches und in die Linnaean transactions gelie-

fert hat. Der Charakter ist: Zusammengehäufte Blüthen; eine dachziegelförmig-schuppige, vielblättrige Blumenhülle; ein fünftheiliger Kelch mit sehr schmalen, federigen Fetzen; die obere Corollenlippe ausgerandet; eingeschlossene Staubfäden; ein zweispaltiger, aus der Corolle hervorstehender Kelch. Die einzige bekante Art, C. ternifolia Roxb., wächst als ein kleiner Strauch mit dreizähligen, lanzettförmigen, spitzen, zottigen, stumpfgesägten Blättern und ährenförmig-rispenartigen Blüthen in Ostindien. — Colebrookia bulbifera Don. ist Globba marantina L. (*A. Sprengel.*)

COLEONEMA. Dieß ist eine von den Gattungen, in welche nach Bartling Diosma L. zerfällt: C. album Bartl. ist Diosma alba L. (*A. Sprengel.*)

COLEUS. Eine von Loureiro gestiftete Pflanzengattung, welche in Spr. Syst. mit Plectranthus Herit. vereinigt ist: C. amboinicus Lour. ist Pl. amboinensis Spr. (*A. Sprengel.*)

COLLATERALE WERKE heißen in der Kriegsbaukunst diejenigen Festungstheile, welche mit ihren Linien entweder unmittelbar an einander stoßen, oder doch einander eine wechselseitige Bestreichung gewähren. Damit diese nicht einbohrend wird, müssen die Linien zweier solcher Werke durch ihre Lage einen rechten oder einen noch etwas offeneren Winkel bilden, der jedoch 105 Grad nicht übersteiget, weil außerdem die Schüsse zu divergirend fallen und daher ihrer Absicht nicht entsprechen. (*v. Hoyer.*)

Collin, s. am Ende der Nachträge.
Colobus (Mammalia) s. Cercopithecus.
Colombia, s. am Ende der Nachträge.

COLOMBO, Christophoro, bei den Teutschen am gewöhnlichsten Columbus genant, veränderte selbst jenen Familien-Namen in das spanische Christoval Colon, um sich von den Seiten-Linien seines Geschlechts zu unterscheiden. (S. Colon). Dieser außerordentliche Mann war 1435 oder 1436 zu Cuccaro (s. dies.), zwar nicht aus adeligem Stamm, doch von braven Eltern geboren. Sein Vater trieb das Gewerbe eines Wollkämmers. Er genoß eine beschränkte, aber sorgfältige Erziehung und brachte auch eine kurze Zeit auf der Universität Pavia zu, wo er auch mit der lateinischen Sprache bekant wurde. Mehr jedoch verdankte er sich selbst und seinen, trotz einem unsteten Leben, fortgesetzten Studien. Schon im 14ten Jahre ergriff er mit Lust und Eifer den Beruf des Seemannes, wohin seine wissenschaftlichen Vorbereitungen ihn geführt hatten; und die Natur der damaligen Schifffahrt auf dem Mittelmeeere, halb Handel, halb Freibeuterei, konte nicht verfehlen, eine rauhe, aber bildende Schule für den künftigen Seehelden zu eröffnen. Wahrscheinlich nahm er Antheil an dem Zuge Johanns von Anjou zur Eroberung von Neapel; gewisser ist's, daß dieser ihm späterhin ein Commando übertrug, wobei er, in kühner Weise, eine feindliche Galeere vom Hafen von Tunis abschnit und nahm. Dann vereinigte er sich mit zwei Namensvettern, Oheim und Neffe, welche sich durch glückliche Kapereien gegen die Ungläubigen, wie gegen die Venediger, berühmt gemacht hatten. Ob er in dieser Verbindung und, in Folge eines hitzigen Gefechts an der portugisischen Küste mit einigen venedigschen Schiffen, das seinige durch Brand verlor und sich kaum noch auf einer Schiffstrümmer ans Gestade rettete, mag mit gleichem Fug bezweifelt werden, als ob ihn sein Durst nach erweiterter Kentniß je in die Gegenden des nördlichen Oceans führte.

Welches Geschick ihn aber auch nach Portugal trug, so hätte doch der junge Abenteurer keinen günstigeren Boden betreten können, um alle die seltenen Kräfte zu wecken, welche in seinem Geiste schlummerten: denn gerade hier hatte sich, seit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts und besonders durch den belebenden Einfluß des Infanten Don Heinrich, in der Nation ein Geist des unternehmenden Kühnsinns entwickelt, welcher, in seiner beharrlichen Richtung, südwärts um das noch unerforschte Afrika einen Seeweg nach den Naturschätzen Ostindiens aufzufinden, wenn auch noch nicht das Gehoffte geleistet hatte, doch noch immer im weiteren Fortschrit auf dieser Bahn begriffen war. Portugal bildete demnach eine Schule, wo ein Seemann entweder lernen, oder sein bereits erlangtes Wissen auf das Vortheilhafteste geltend machen konte. Letzteres war bei seinem ersten Auftreten in Lissabon (1470) die Meinung seiner, dort zahlreich naturalisirten Landsleute; ersteres jedoch seine eigne bescheidenere Ansicht: aber beides bestärkte ihn nur um so mehr in dem Entschlusse, sich hier gleichfalls anzusiedeln und seine Hand der Tochter eines italienischen Edelmanns, Bartolomeo Monis de Palestrello, zu reichen, welcher Befehlshaber auf der Insel Porto Santo gewesen war, an den früheren Entdeckungen des Infanten einen thätigen Antheil genommen hatte und einen ihm vor allen wichtigen Schatz von Tagebüchern und Seecharten auf ihn vererbte. Diese Mitgift machte auch fortan sein eifrigstes Studium aus, während er in seiner anderweitigen Glückslage sich ziemlich beschränkt fühlen mochte, da er sich genöthigt sah, seinen Haushalt durch Zeichnung von vorzüglich geschätzten See- und Landcharten zu bestreiten. Auch diese Beschäftigung führte ihn zum immer weiteren Sinnen über Gegenstände der Weltkunde; aber nicht zufrieden mit den neuen Aufschlüssen, welche seine Wißbegierde beschäftigten und, je schärfer er sie durchdachte, seinen Ideen einen nur immer höheren Schwung mittheilten, hielt er es für wesentlich diensam, jene neuen Entdeckungen aus eigener Ansicht kennen zu lernen und Madera, die canarischen Inseln, die Azoren und selbst die Küste von Guinea zu bereisen. Er wohnte selbst eine Zeitlang auf Porto Santo, wo unaufhörlich Gegenstände in Beziehung auf die neuen Entdeckungen ihn umgaben. Es war eine Periode allgemeiner Aufregung für das Seeleben; Legenden von westwärts vorhandenen Inseln waren in Umlauf, welche man sogar von Zeit zu Zeit gesehen haben wollte. Die von Aristoteles erwähnte Antilla, die Insel der sieben Städte und St. Brandan gingen selbst in die damaligen Seecharten über.

Ausgerüstet mit allen diesen Forschungen, wenn auch nicht solchen Sagen vertrauend, überzeugte sich Colombo allmälig, daß die, von den portugisischen Seefahrern versuchte Umschiffung von Afrika weder der nächste, noch der bequemste Weg seyn möge, um nach den ersehnten Gewürz-Inseln Hinter-Indiens zu gelangen. Ausgehend vielmehr von dem damals von allen Meßkünstlern und Geographen bereits angenommenen Heischesatz von der Kugelgestalt der Erde, urtheilte er, daß eine Schifffahrt, gerade gegen Westen gerichtet, nach einem wol nicht gar zu ausgedehnten Laufe, am sichersten zu jenen sich dort entgegenstreckenden Ländern und deren östlichen Küsten führen müsse. Allerdings war diese Meinung so alt, als Aristoteles selbst, der sie zuerst vorgetragen, und unterstützt durch den Beifall zahlreicher späterer Kosmographen; nur schätzte man die Breite des trennenden Oceans bei weitem geringer, und daher konte auch die Ausführung einer solchen Fahrt wol für um so thunlicher gelten. Hätte aber auch unser Seemann nie von diesen Hypothesen der Alten, nie von Platons in jenem Westen versunkener Insel Atlantis gehört, noch sich durch Paolo Toscanelli zu Florenz, einem der geachtetsten Gelehrten jener Zeit, mit welchem er seit 1474 über diese Gegenstände in Briefwechsel stand, in seinen Ansichten bestärkt und ermuntert gesehen; so mangelte es ihm doch nicht an neueren sinnlichen Erfahrungen, die denselben kräftig das Wort redeten. Man hatte 450 Seemeilen westlich vom Cap St. Vincent im Meere ein Stück Holz aufgefischt, künstlich geschnitzt, aber offenbar mit keinem eisernen Werkzeuge bearbeitet; Schilfrohr von außerordentlicher Größe, wie es bereits Ptolemäus beschrieben, war von Westen herangeschwommen; so wie auf den Azoren dort unbekante Cedernstämme und auf der Insel Flores sogar zwei menschliche Leichname von absonderlicher Bildung und Farbe ans Land gespült worden. Durch dies Alles wurzelte sein Glaube in ihm felsenfest und war nicht ohne einige Beimischung von Schwärmerei und Aberglauben, daß er das vom Himmel ersehene Rüstzeug sey, jenes lockende Ziel zu erreichen und so alle Zungen und Völker unter die Anbetung des Kreuzes zusammen zu bringen.

Zu sehr jedoch von Mitteln entblößt, ein solches Unternehmen ohne fremde Unterstützung auszuführen, sah Colombo wohl ein, daß diese um so mehr eine kräftige und von einer mächtigen europäischen Regirung dargebotene seyn müsse, als er erwartete, bei seinem Landen jenseits auf große, aber uncivilisirte heidnische Reiche zu treffen, wo er sich nur unter höherer Autorität werde behaupten können. In Portugal schienen sich hiezu die Umstände besonders günstig zu gestalten, als Johann II. den Thron bestieg, der zugleich die ganze Vorliebe seines Großoheims Heinrich für das Entdekkungswesen auf sich vererbt hatte. Neue Expeditionen nach Afrika kamen durch ihn ins Leben; schon waren sie bis zum Äquator vorgerückt und versprachen noch immer glücklicheren Erfolg durch die von ihm zuerst veranlaßte, wichtige Anwendung des Astrolabiums auf die nautische Höhenmessung, wodurch, in Verbindung mit dem Compaß, das bange Kleben an der Küste endlich einer freieren Fahrt, selbst in unbekanten Meeren, Raum gemacht hatte. Dies erwägend, stand der muthige Genueser nicht länger an, vor Allen der Krone Portugal, als deren nunmehrigen Unterthan er sich zugleich betrachtete, seinen großen Entwurf eines geraden Seeweges nach Indien vorzulegen. In einer beim Könige erlangten Audienz entwickelte er so klar und umständlich seine Theorie dieses Weges, daß jener, trotz seiner ausgesprochenen Abneigung, sich auf einen Entwurf dieser Art einzulassen, dennoch für den Gedanken einigermaßen gewonnen wurde. Wenigstens übertrug er es seinen sonstigen gelehrten Rathgebern in dergleichen Angelegenheiten, diese Vorschläge noch genauer zu prüfen. Sie hörten sie an, und erklärten dieselben für Träumereien eines überspanten Gehirns, um welcher willen den bisher verfolgten Weg um Afrika aufzugeben, eine unverzeihliche Thorheit seyn würde.

Sey es nun, daß diese Entscheidung, oder daß die Ehren und Vortheile, welche Colombo für sich und sein gelungenes Werk gleichzeitig ausbedungen und in einer zuweit getriebenen Gestalt erschienen, seine Zurückweisung zur Folge hatten; so blieb gleichwol in des Königs Geiste die geheime Lüsternheit zurück, sich eines möglichen Gelingens dieses Planes auch ohne den Fremdling zu versichern, indem durch Absendung eines Schiffs in jener westlichen Richtung in aller Stille der Versuch gemacht würde, ob seine neue Theorie sich bewähren möchte. Während man also Colombo auffoderte, sich über seine Absichten in einer schriftlichen Darstellung noch ausführlicher auszulassen, benutzte man eben dieses Document, um einen andern, damit ausgestatteten Seemann mit dem tieferen Eindringen in den westlichen Ocean zu beauftragen. Doch schon nach einer Fahrt von wenigen Tagen erkaltete der nicht von innen stammende Eifer dieses Söldlings beim Anblick jener uferlos geglaubten Wasserwüste. Er kehrte nach dem Tajo zurück und, begreiflicher Weise, war sein Bericht nur zusehr dazu geeignet, den Urheber jenes Plans als einen Wahnsinnigen zu verschreien.

Diese hinterlistige Behandlung empörte den verkanten Mann in so verdientem Maße, daß er sich nicht entschließen konte, die nunmehr neuerdings versuchte Unterhandlung mit dem Könige wieder anzuknüpfen; und da er ohnehin seine Gattin verloren hatte, fesselte ihn nichts mehr an den undankbaren Boden, dessen Wohlthäter er hatte werden wollen. So vermochten ihn Dürftigkeit und die Besorgniß, sich persönliche Hindernisse in den Weg gelegt zu sehen, Lissabon (1484) heimlich zu verlassen; zugleich aber auch schienen Ehre und Pflicht zu gebieten, seiner Vaterstadt Genua durch gleiche Anerbietungen eine neue höhere Stufe von politischer Bedeutsamkeit und commerciellem Wohlstand zu eröffnen. Allein auch hier begriff und beachtete man ihn nicht, und lohnte seinem Antrage mit einer wegwerfenden Antwort. Ohnehin war Genua's Handelsgröße im Sinken; seine Angelegenheiten im Osten des Mittelmeeres standen je länger, je miß-

licher, und der Geist, der es einst groß und gewaltig gemacht, war längst gebrochen.

Es scheint wol, daß Colombo, solchergestalt auch hier zurückgewiesen, seine Blicke zunächst auf Spanien richtete, aber, bereits auch mistrauisch gegen seinen Glücksstern geworden, zugleich auch seinen jüngeren Bruder Bartolomeo, der in seinen großen Entwurf vollkommen eingeweiht und davon nicht minder begeistert war, an den engländischen Hof absandte, um vielleicht bei diesen, schon damals durch ihre Seekunde ausgezeichneten Insulanern Eingang zu gewinnen. Ihn selbst, von Noth und Sorge umhergetrieben, verlieren wir für einige Zeit aus dem Gesichte, bis wir ihn, als Bettler und im Geleit seines damals einzigen Sohnes Diego, an der Pforte des Klosters Sta. Maria de Rabida, unweit des andalusischen Seehafens Palos, wieder erblicken, wo er sich zufällig dem Prior desselben, Juan Perez de Marchena, bekant machte und bald auch diesem einsichtsvollen Manne zutraulich seine Entwürfe und Hoffnungen mittheilte. Schnell begriff der Geistliche den Werth dieser Pläne und des Kopfes, der sie erzeugt hatte; und da es ihm nicht an Verbindungen an dem kastilischen Hofe fehlte, rüstete er seinen neuen Freund mit Empfehlungen dahin aus, die ihm in der Person des Beichtvaters der Königin Isabella einen neuen einflußreichen Gönner erwerben sollten. So trat Colombo im Frühling 1486 in Cordova auf, wo das vereinigt herrschende Königspaar, Ferdinand und Isabella, im Kriege gegen die Mauren von Granada begriffen, eben damals ihren Hof hielten. Ausgezeichnete Eigenschaften und Regenten-Tugenden gingen im Gefolge beider und ließen der Hoffnung Raum, daß sie vor Andern geneigt seyn könten, dem Manne ihr Ohr zu leihen, der ihnen die Schlüssel zu einer neuen Welt entgegen zu bieten kam. Allein es fehlte viel, daß es dem namenlosen Fremdling gelungen wäre, sich ihnen auch nur zu nähern. Der königliche Beichtvater sah mehr auf Colombo's ärmlichen Aufzug, als auf die empfehlenden Worte eines armen Klosterbruders, und ohnehin glich in diesem Zeitpunkte Cordova mehr einem Feldlager, wo Alles nur Krieg athmete und jeder andere Gegenstand weit in den Hintergrund zurücktrat. Dennoch folgte der Zurückgewiesene, standhaft bei seinem Glauben beharrend, dem Hofe auch in andere Gegenden der Halbinsel und fristete indeß sein Daseyn kümmerlich durch Chartenzeichnen. Diese feste Ausdauer, verbunden mit seinem würdevollen Betragen, gewann ihm endlich einen neuen Freund an Alonzo de Quintanilla, dem Controleur der Finanzen von Castilien, der ihn bei mehren bedeutenden Personen am Hofe einführte und sich warm für ihn verwandte, so daß ihm endlich eine Audienz vor dem Königspaare erwirkt ward. Colombo sprach seine Gedanken aus; und selbst der kalte und verschlossene Ferdinand legte soviel Gewicht auf dieselben, daß er es für angemessen hielt, sie, unter des genanten Beichtvaters Vorsitz, einer aus der Geistlichkeit von Salamanca zusammengesetzten gelehrten Junta zur Entscheidung zu unterwerfen. Nur fehlte viel, daß diese hochweisen Männer auch fähig oder geneigt gewesen wären, sich mit Ideen zu befreunden, denen sie eine Menge ungereimter Einwürfe aus der Bibel und den Kirchenvätern, so wie die Unmöglichkeit von Antipoden, die Unwirthbarkeit der heißen Zone und eine schlechterdings versperrte Rückkehr entgegenstellen zu müssen glaubten. Die Erwiederungen des Seemanns, von einem schlichten Bonsens und einer stets überlegenen Einsicht eingegeben, blieben zwar nicht ohne allen Eindruck bei einigen wenigen Verständigeren: aber doch erfuhr diese Verhandlung wenn auch keine entschiedene Verwerfung, wenigstens fortwährenden Aufschub und Vernachlässigung. Dieser schwache Schimmer von Hoffnung hielt indeß doch den Vertrauenden, zumal nach dem ausdrücklichen Willen und zum Theil auf Kosten der Regentin, am Hofe auf allen dessen Reisen und Kriegszügen fest; und nicht selten nahm er an den kriegerischen Ereignissen einen ehrenvollen persönlichen Antheil, ohne es gleichwol vermeiden zu können, daß der Troß der Höflinge ihn vielfältig, als Projectmacher, in einem abschätzigen Lichte betrachtete. Nur Quintillana, der edle Herzog von Medina Celi und einige andere Gönner, die er sich neuerdings erworben hatte, nahmen sich fortdauernd seines Unterhalts an, oder suchten seine Beziehungen zu dem Königspaare von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Zwei trübe Jahre waren ihm unter solchen Zögerungen, durch wenige Vertröstungen erhellt, dahin geschwunden, als ihm ein Schreiben Johanns II. zu Händen kam, worin er zur Rückkehr nach Lissabon eingeladen wurde; wiewol er es nicht gerathen fand, es von neuem auf dessen schwankenden und unedlen Sinn zu wagen. Auch König Heinrich VII. von England hatte bald nachher angefangen, sich in ermunternder Weise gegen ihn zu äußern, nachdem es seinem Bruder Bartolomeo, auf dem Wege dahin von Seeräubern ausgeplündert, unter langem und entmuthigendem Drangsal, endlich gelungen war, sich diesem Monarchen zu nähern. Indeß widerstand Colombo auch dieser Lockung um so leichter, da indeß auch Ferdinand und Isabella einige ruhigere Muße gefunden, sich seiner wieder zu erinnern; und es geschahen einige Schritte, sowol ihn näher an ihren Hof zu fesseln, als die eingeschlummerte Untersuchung seiner Vorschläge aufs neue zu betreiben (1489). Doch nur zu schnell gedieh die lange Fede gegen die Mauren zu einer Krisis, für deren glückliche Beendigung Spaniens volle Thatkraft in Anspruch genommen werden mußte, bis das Regenten-Paar endlich (Febr. 1490) als vollständiger Sieger über die Ungläubigen seinen triumphirenden Einzug in Sevilla halten konte. Aber selbst auch diese glänzenden Erfolge und die sich weiter daran knüpfenden, lärmenden Festlichkeiten, Turniere u. s. w. konten nur zu einem neuem Hinderniß werden, die weit aussehenden Plane des Genuesers in eine ruhige Betrachtung zu ziehen. Erst im Winter 1491, wo der letzte, die gänzliche Vertreibung der Mauren herbeiführende Feldzug eröffnet werden sollte, gelang es ihm, auf seine immer dringender werdenden Vorstellungen, auch seine eigene Sache der Entscheidung näher zu führen. Die früher niederge-

setzte Junta trat abermals zusammen, untersuchte, erwog und that endlich durch den Mund ihres Vorsitzers und in dem schon kund gegebenen früheren Geiste den Ausspruch: daß der Antrag des Bittstellers eben so gehaltlos in seinen Grundsätzen, als unthunlich in seiner Ausführung und deshalb der ferneren Beachtung der königlichen Herrscher unwürdig sey. Nur einige wenige hellere Köpfe unter den Beisitzern legten ihren, obwol unwirksamen Widerspruch ein; brachten es aber doch, unterstützt nicht minder von der Achtung, die sich Colombo persönlich zu erzwingen gewußt, als von dem heimlichen Bedauern des gekrönten Paares, eine soviel versprechende Hoffnung aufgeben zu sollen, durch ihre Vorstellungen dahin, daß der ihm zugefertigte abschlägige Bescheid sich in mildere Worte kleidete und noch eine entfernte Aussicht übrig ließ, die Sache nach glücklicher Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen.

Jetzt endlich, nach fünfjährigem Harren, in seinem Glauben und Hoffen dennoch aufs schmerzlichste getäuscht, schien dem Armen die Verzweiflung selbst den Entschluß abzudringen, von den zum Theil fürstengleichen, großen Vasallen Spaniens zu erringen, was ihm vom Throne verweigert worden. Der Herzog von Medina Sidonia, an den er sich zunächst wandte, setzte gleichwol nur um so größeres Mistrauen in seine Verheißungen, je glänzender ihm diese entgegentraten; und auch der Herzog von Medina Celi, sein bisheriger Gönner, trat im Augenblick des schon gereiften Abschlusses der Unterhandlung zurück, aus Sorge, dem Hofe zu misfallen. Immer weiter vom Ziele zurückgeworfen, stand der Unglückliche im Begriff, Spaniens trügerischen Boden zu verlassen und den Aufmunterungen zu folgen, die ihm von England, und selbst von Frankreich her, zu winken schienen. Er machte sich demnach auf den Weg nach dem Kloster la Rabida, um zuvor noch seinen dort unter des Priors Pflege zurückgelassenen Sohn zu sich zu nehmen. Juan Perez, ob zwar tief bekümmert über seines Freundes Misgeschick, war dennoch weit entfernt, dessen Sache als verloren zu betrachten. Vielmehr gab ihm sein früheres Verhältniß zur Königin, deren Gewissensrath er gewesen, den Gedanken ein, sich unmittelbar an sie selbst zu Colombo's Gunsten zu verwenden. Dieser Schrit war von eben so schnellem, als glücklichem Erfolge. Der Prior wurde befehligt, persönlich bei der Regentin zu erscheinen, und führte hier seines Schützlings Sache so eifrig und beredsam, daß sie beschloß, mit demselben unmittelbar wieder zu verhandeln, und ihn zugleich mit den nöthigen Summen versah, um mit gebührendem Anstand bei Hofe im Lager vor Granada zu erscheinen, wo er mit Auszeichnung empfangen und seinem Freunde Quintilla zu gastlicher Pflege empfohlen ward.

Es war in dem Zeitpunkt, wo der letzte maurische König sich genöthigt sah, die Schlüssel der Alhambra seinem Obsieger entgegenzutragen. Die spanische Nation sah sich auf dem Gipfel ihrer Größe. Auch in Ferdinands Geiste regte sich dieser begeisterte Hochsinn, dem sich nunmehr der bisher zurückgesetzte Genueser als Werkzeug eines neuen, unzuberechnenden Glanzes darstellte. Der Beichtvater ward beauftragt, sich mit jenem zu verständigen. Jetzt denn zuerst kamen seine Anerbietungen, wie seine Foderungen, zu einer ernstlichen Sprache; aber fast auch hätten diese letzteren, hochherzig und kühn, wie das Bewußtseyn seines Werthes und seiner zu leistenden Dienste sie ihm dictirte, den kalt berechnenden Höfling empört und zurückgescheucht. Der Mann, der in seinen Augen bis dahin für wenig mehr, als einen Abenteurer gegolten, bestand auf der vorläufigen Bewilligung, die Gerechtsame eines Admirals von Castilien und Vice-Königs im Bereich aller durch ihn entdeckten Länder, zusamt dem Zehnten der daraus zu beziehenden Einkünfte, zu genießen. Ihm abgeneigter, als je, widerrieth der Geistliche seiner königlichen Beichttochter, einem so unangemessenen Übermuth ferner ihr Ohr zu leihen. Dieser selbst schien der gefoderte Preis, der sogar auch auf des Entdeckers männliche Erben übergehen sollte, ausschweifend; aber eben so unbeweglich fand sie den stolzen Muth des Bekränkten, der sein Idol nicht umsonst achtzehn lange Jahre still in seinem Schooße gepflegt haben wollte, als sie es versuchte, sich seiner Dienste um einen bescheideneren Preis zu versichern. Er fühlte, daß es sich hier um Länder und Reiche handelte!

Jetzt endlich stand auch sein Entschluß völlig fest, den spanischen Hof für immer aufzugeben und den Ruf nach Frankreich nicht länger zu überhören. Schon war er (Febr. 1492) auf dem Rückwege nach Cordova. Seine sparsamen Freunde, ohne seinen Entschluß misbilligen zu können, betrauerten denselben. Nur Luis de St. Angelo, Schatzmeister von Aragonien, ermuthigte sich, auf ein persönliches Gehör bei der Königin zu dringen, und bestürmte diese mit so triftigen Gründen, Vorwürfen und Vorstellungen, daß endlich alle Zweifel um so mehr in ihrer Sele schwanden, als sich nun zugleich fand, daß die Kosten der Schiffsrüstung, um welche es hier galt, die Summe von 300,000 Kronen nicht übersteigen und Colombo, mit Hilfe seiner Freunde, sich im Stande sehen werde, ein Achtel dieses Betrags selbst herbeizuschaffen. Sie ertheilte darauf ihre unbedingte Zustimmung und fühlte sich von einer solchen Begeisterung für die Ausführung entzündet, daß sie das Unternehmen für ein ausschließliches Werk ihrer castilischen Krone erklärte und selbst sich zum Versatz ihrer Juweelen erbot, um es desto ungesäumter zu fördern. St. Angelo jedoch überhob die Monarchin eines so großmüthigen Opfers, indem er, mit Ferdinands Bewilligung, die fehlenden Vorschüsse aus den von ihm verwalteten Fonds herbeizog. Nicht minder aber trug er Sorge, daß der erneuerte Ruf der Königin seinen Freund noch diesseits Granada erreichte und von diesem, wie er's verdiente, beachtet wurde.

Von diesem Augenblick an war Isabellens feurige Sele der Mittelpunkt des großen Entwurfs und wußte selbst auch ihren umsichtigen Gemahl dafür in gleichem Maße zu interessiren, als ihrem gemeinsamen religiösen Eifer ein Unternehmen dieser Art als ein Act der Verherrlichung des christlichen Glaubens in den fernsten Ge-

bieten der Erde entgegenstrahlte; hätte zugleich auch die Vorstellung von den Reichthümern Kathay's und Cipango's, wie Marco Polo sie geschildert, und zu welchen hier der Zugang geöffnet werden sollte, ihres Eindrucks auf die erregte Phantasie verfehlen können. Schnell kamen nunmehr die Artikel der Übereinkunft mit Colombo ins Reine. Er für sich selbst, und auf alle seine Nachkommen vererblich, sollte mit der Würde eines Admirals in allen entdeckten und eroberten Ländern jenseits des Oceans bekleidet seyn und darin mit dem Großadmiral von Castilien gleiche Ehren und Vorrechte zu genießen haben. Damit verbunden war Rang und Gewalt eines Vice-Königs in jenen Reichen; die Rente eines Zehntels von dem königlichen Antheil aller Kostbarkeiten und Handelswaren aus jenen Gebieten; die oberrichterliche Entscheidung in allen Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterlande, zusamt dem achten Theil des reinen Gewinns aus der gegenwärtigen, wie aus allen künftigen Entdeckungsreisen, gegen eine gleichmäßige Einlage zu den Kosten derselben. Schwerlich jedoch würde Colombo dieser letzteren Bedingung seinerseits haben genügen können, hätte er sich nicht schon im Voraus des Beitrits eines eben so vermögenden, als tüchtigen und kühnen Seemannes, des Martin Alonzo Pinçon zu Palos, versichert gehabt, der ihn auch in den Stand setzte, der beschlossenen königlichen Ausrüstung von zwei Schiffen noch ein drittes für seine eigene Rechnung hinzuzufügen.

Jener Vertrag ward von dem Regenten-Paar (den 18. April 1492) zu Sta. Fe unterzeichnet und unmittelbar darauf dem zugleich in den Adelstand erhobenen Admiral seine Bestallung ausgefertigt. Der nahe Hafen von Palos de Moguer bot für die eifrigst betriebene Ausrüstung um so mehr die gewünschte Bequemlichkeit dar, als die Einwohner, eine früher verwirkte Ungunst abzubüßen, verpflichtet worden waren, zwei bewaffnete Seeschiffe, auf den Dienst eines Jahres, zur Verfügung der Krone zu stellen. Diese sollten nunmehr unter Colombo's unumschränkten Befehl treten und die gesamte Bemannung königlichen Sold empfangen. Mehre andere Begünstigungen dienten zur Beschleunigung oder Vervollständigung aller nothwendigen Vorbereitungen. Sonach konte sich Colombo bereits am 12. Mai von Hofe beurlauben und, mit Hilfe seiner Freunde in la Rabida und Palos, selbst noch jede dienliche Vorkehr treffen.

Wurden aber auch die Schiffe zu diesem Seezuge unverweigerlich gestellt, so fand sich doch die sehr viel bedeutendere Schwierigkeit, Steuerleute und Matrosen zu erwerben, welche denselben mit Colombo zu bestehen, Muth genug gehabt hätten. Auch den Kühnsten erbebte das Herz vor dem Gedanken einer solchen ziellosen Fahrt, welche sie einem unvermeidlichen Verderben entgegenführen müßte; und so groß und allgemein war diese Scheu, daß selbst die geschärftesten Strafbefehle von Hofe nicht hinreichten, an der ganzen Küste von Andalusien genugsame Mannschaften für diesen königlichen Dienst zusammen zu treiben. Erst als Pinçon, der hier unter der seefahrenden Klasse eines besondern Ansehens genoß, sich für die Sache mit unzweideutigem Nachdruck erklärte und samt seinem nicht minder wohlerfahrnen Bruder Vincente Pinçon, als Unterbefehlshaber persönlichen Antheil an dieser unerhörten Meerfahrt zu nehmen versprach, wirkten Beispiel und Überredung soviel bei Verwandten und Freunden, daß sich endlich die Besatzungen vollzählig und die Fahrzeuge segelfertig befanden. Dennoch bestand die Mehrzahl der ersteren aus gewaltsam Gepreßten, so wie das Geschwader selbst aus geringen Küstenbarken, die zum Theil sogar eines vollständigen Verdecks ermangelten und so, dem Anschein nach, wenig geeignet waren, es mit den Wogen eines stürmischen, uferlosen Oceans aufzunehmen. Das ansehnlichste dieser Schiffe, die Santa Maria, ward zum Admiral-Schiffe ersehen, der Befehl aber der Pinta und Niña den Gebrüdern Pinçon zugewiesen. Die gesamte Ausrüstung zählte, mit Inbegriff der Steuerleute, der königlichen Beamten, Ärzte, einiger Freiwilligen vom Kriegshandwerke und neunzig Matrosen, nicht mehr, als 120 Köpfe. Kriegs- und Lebensbedürfnisse waren nach Verhältniß und für eine längere Dauer der Reise eingeladen.

Endlich, nachdem zuvor noch von Colombo und der gesamten Mannschaft die heiligen Gebräuche der Kirche in frommer Andacht begangen worden, hoben die Schiffe, unter mancherlei Herzpochen sowol der Scheidenden, als der Zurückbleibenden, am 3. August 1492 die Anker und steuerten zunächst gegen die canarischen Inseln. Schon auf diesem bekanteren Wege drang sich dem Admiral die Besorgniß auf, daß sein Schiffsvolk, in einer Anwandlung von Furcht und Reue, auf Umkehr dringen möchte, und das nur um so mehr, als sichs bereits am dritten Tage, zum unglücklichen Vorzeichen, fand, daß an der Pinta (vielleicht von den Eigenthümern vorsätzlich) das Steuerruder zerbrochen sey und der Schade nur durch Alonso Pinçons Entschlossenheit nothdürftig gebessert worden. Drei Wochen eines langweiligen Verzuges an der Insel Canaria bedurfte es demnächst, um die noch nothwendigen Vorbereitungen zur ferneren Fahrt zu treffen; aber auch hier gab es neue Entmuthigung durch die Kunde, daß der Unternehmung von einer, auf der Höhe von Ferro kreuzenden portugisischen Flottille Gefahr drohe. Dieser Hinterlist zu entgehen, war es das Rathsamste, sich schnell in die neue unerforschte Bahn gegen Westen zu werfen; und so stieß der muthige Segler (6. Sept.) von Gomera ab; erblickte jedoch, von Windstillen aufgehalten, Ferro erst nach drei Tagen, und fühlte, im schneidenden Gegensatz mit seinen zaghaften und bis zu Thränen erweichten Gefährten, nur dann erst sich wohl, als auch dieser äußerste Punkt der bekanten Welt hinter seinen Blicken entschwunden war. Jene suchte er durch feurige, aber auch selbst geglaubte Schilderungen von den Reichthümern der Länder, denen sie entgegeneilten, zu ermuthigen: seinen Unterbefehlshabern aber theilte er, für den Fall einer Trennung, die bestimteren nautischen Anweisungen für die Fortsetzung der begonnenen Fahrt mit, welche, mit Hilfe der Passat-Winde, genau in westlicher Richtung, 700 Seemeilen unverändert verfolgt werden sollte, bevor, nach seiner Schätzung, irgend ein Land

zu erwarten stände. Zugleich führte Colombo, welcher Tag und Nacht seine Beobachtungen mit Ruhe und Umsicht anstellte und durch sein unverkennbar höheres Talent sich Vertrauen und Gehorsam bei allen jenen Kleinmüthigen erzwang, zwei verschiedene Berechnungen (nicht Tagebücher) über den zurückgelegten Weg, deren eine absichtlich eine geringere Meilenzahl angab, um den Muth der Mannschaft durch die Kentniß der wahren Entfernung um so weniger niederzuschlagen.

Wol aber hätte ihn selbst eine, damals noch weniger beachtete Wahrnehmung beunruhigen mögen, die er bereits nach einigen Tagen an seinem Compaß machte. Die Magnet-Nadel wich um 5 bis 6 Grade westlich von ihrer festen Richtung nach Norden ab, und mit jedem Tage sah er diese Anomalie sich vergrößern, so daß sie bald auch den minder Unterrichteten nicht länger verborgen bleiben mochte. Was konte — was mußte aus ihnen werden, wenn auch dieser einzige sichere Führer in der weiten Wasserwüste sich dergestalt untreu erwies? Es gehörte des Admirals ganze Besonnenheit und Geistesgegenwart dazu, um für diese befremdende Erscheinung eine wahrscheinliche Erklärung zu finden, die zwar ihn selbst sowol, als seine Zuhörer, täuschte, aber auch für den Augenblick zufrieden stellte. Selbst der Passat-Wind, in dessen Grenzstrich sie sich befanden, und der ihnen eine eben so regelmäßige als schnelle Fahrt gestattete, flößte ihnen, ungeachtet der überaus lieblichen Witterung, wovon er begleitet war, das zaghafte Bedenken ein, daß eben er ihnen zugleich jede Umkehr unmöglich machen werde; während wiederum der Anblick von Landvögeln oder schwimmenden Kräutern ihren Muth aufs neue stützte und sie mit der Hoffnung einer nunmehr nahen Küste erfüllte. Schon wollte der erfreute Pinçon (18. Sept.) eine solche im Norden erblickt haben, und eilte, mit seinem Schnellsegler darauf hinzusteuern, bis sichs zeigte, daß er nur durch ein Wolkengebilde am fernen Horizont getäuscht worden. Colombo selbst war sich in dieser Meeresgegend noch keiner solchen Entdeckung gewärtig, da das von ihm gesuchte Indien, nach seiner Berechnung, noch das Doppelte des Weges entfernt seyn mußte. Selbst wenn ihm zur Seite einige Inseln vorhanden seyn sollten, wollte er dennoch lieber seinen bisherigen geraden Lauf festhalten, als die Zeit mit deren Aufsuchung verlieren. Denn nur zu deutlich wuchsen Unruhe und Befremdung bei seinen Schiffsgenossen über die, trotz seiner vorsichtigen Verheimlichung, in ihren Augen doch unermeßliche Weite des Weges, den sie bis dahin fruchtlos zurückgelegt hatten, ohne daß diese Befürchtungen von einzelnen günstigen Anzeigen nahen Landes aufgewogen werden konten. Er hatte größere Sorge und Mühe, diese Ängstlichkeit durch alle Gründe der Vernunft und der Überredung zu beschwichtigen und so die Herzen, als die Schiffe, auf ihrer unversuchten Bahn zu lenken.

Indeß setzte sich (20. Sept.) der bisher östliche Passat-Wind für eine Zeitlang in Südwesten um, oder wechselte mit Windstillen ab, während sich das Meer mit unabsehlichen Strecken schwimmenden Meergrases in so dichten Massen bedeckte, daß die Fahrt dadurch einigermaßen gehindert wurde. Neuer Grund zum Schrecken! — entweder sich in dieses weite Netz völlig verstrickt zu sehen, oder auf den Untiefen, die demselben zum Anhaltpunkte dienen möchten, zu scheitern. Kaum konte das, von Colombo fleißig, aber ohne gefundenen Grund, ausgeworfene Senkblei dieses neue Gespenst ihrer Einbildung bannen; und eben so mühsam reichte seine unbesiegbare Geduld aus, unzählige neue Ausgeburten ihres, bald von dieser, bald von jener, an sich gleichgiltigen Erscheinung hergenommenen Vorurtheils durch seine Vorstellungen zu beseitigen. Ungeduld, Mistrauen und Furcht bemeisterten sich gleichwol der Köpfe mit jedem Tage und jedem weiteren Vordringen in den Ocean in immer höherem Maße und arteten solchergestalt allmälig in einen düstern Unmuth gegen ihren Führer aus. Heimliches Zusammentreten der Unzufriedenen und aufreizendes Murren erzeugte sich; bis endlich eine fast allgemeine Stimme des Vorwurfs sich erhob, daß der tollkühne Ehrgeiz eines Einzigen das Leben so Vieler nur zu lange schon gefährde und ferner nicht zu dulden sey. Die Verwegensten gaben nicht undeutlich den Wink, daß, wofern der Admiral nicht alsofort in die Rückkehr willige, man sich des starrsinnigen Urhebers so großen Drangsals leicht entledigen und einen ungefähren Fall über Bord vorwenden möge. Dem Gefährdeten entging diese meuterische Stimmung nicht: allein seine feste Sele setzte ihr eben sowol Güte als Ernst und alle die stillen, aber wirksamen Kräfte entgegen, durch welche die schwächeren Geister der Gewalt des höheren Genius sich beugen.

Mochte es indeß ihn selbst wol schmerzlicher, als jene, berühren, als Pinçon (28. Sept.) abermals mit so bestimter Gewißheit Land in Südwesten zu erkennen glaubte, daß er auch den Admiral bewog, die ganze folgende Nacht in diesem Striche zu steuern, und als es sich gleichwol am nächsten Morgen darthat, daß sie allesamt durch einen Nebel getäuscht worden! Tiefe Niedergeschlagenheit auf allen Schiffen! Selbst Pinçon, dessen Ansehen bei der Menge einen gewichtigen Ausschlag gab und der sich bisher standhaft zu den Ansichten seines Führers bekant hatte, ward nunmehr wankend und wollte den Lauf noch südlicher verändert wissen: doch Colombo ließ jetzt, wie in den folgenden Tagen, bei frischem und günstigem Winde, die Segel unverrückt gegen Westen richten. Die Schiffsrechnung ergab (1. Oct.) eine Entfernung von 584 Seemeilen, seit der Abfahrt von den canarischen Inseln, während jedoch der wahre Abstand bereits 707 solcher Meilen betrug. Allein auch jene geringere Angabe war mehr, als zu viel, für den immer noch wachsenden Kleinmuth der aufsätzigen Menge, bis neue und dichtere Vogelscharen, die doch so oft schon getrogen hatten, eben so schnell wieder die Erwartung um so ungeduldiger spannten, als die spanische Regirung dem Glücklichen, der des gehofften Landes zuerst ansichtig geworden, eine Belohnung von 30 Kronen zugesagt hatte. Schon stiegen Hoffnung und Glaube zum lauten Jubel, als sich (Morgens 7. Oct.) im Westen zuerst ein undeutliches, dann aber der vorausgeeilten Niña ein so klares Bild einer vorliegenden Küste darstellte, daß sie nicht anstand, das verabredete Signal durch Aufziehen der Flagge und einen Stückschuß zu geben. Dennoch löste sich, bei weiterer Annäherung

auch diesmal jene Erscheinung in eine leere Wolkenmasse auf. Mochten nun auch neue Vogelflüge in der Richtung nach Südwesten wol Land ahnen lassen: so war es doch nur zeitgemäße Nachgibigkeit gegen Pinçons frühere Wünsche, daß Colombo, der die in dieser Meeresgegend vermuthete Insel Cipango verfehlt zu haben glaubte, nunmehr jene kleinen geflügelten Boten zu Wegweisern nahm und seinen Lauf demgemäß einrichtete. Drei Tage lang mehrten sich nun diese und ähnliche Andeutungen einer nicht zu fernen Küste mit jeglicher Stunde: doch das Schiffsvolk, in eben dem Maße, als sich seither die Täuschungen gemehrt, auch ungläubiger geworden, sah kaum die dritte Sonne abermals unter den uferlosen Horizont hinabsinken, so riß es sich von den bis dahin kümmerlich beachteten Banden des Gehorsams in wildem Trotze los und begehrte die augenblickliche Einstellung einer ruchlosen Fahrt, durch welche der Himmel freventlich herausgefodert werde. Mit freundlichen Worten und reicher Verheißung trachtete Colombo die empörten Gemüther zu besänftigen; sobald aber dieser Versuch sich als fruchtlos erwies, begriff er die Wichtigkeit des kritischen Augenblicks zu wohl, um nicht, mit der Fülle seiner gesetzlichen Autorität bewaffnet, den Meuterern fest zu erklären: die Reise sey der Wille ihrer gemeinsamen Herrscher und habe den Zweck, Indien aufzusuchen. So lange dieser nicht, durch Gottes Beistand, erreicht sey, werde keine menschliche Gewalt ihn bewegen, von seinem begonnenen Wege abzuweichen.

Wie sehr auch dieser edle Mannstrotz jenen Schwächlingen für den Augenblick gebieten mochte, so wäre des Admirals Lage doch um nichts minder bedenklich geblieben, wenn nicht die Anzeichen eines endlichen nahen Gelingens schon am nächsten Morgen sich fast als unfehlbar erwiesen hätten. Völlig frische Süßwasser-Gewächse, eine Menge wohl gekanten Sumpfrohrs, ein frisch abgerissener grüner Zweig mit anhängenden Beeren, — ja sogar ein Bret und ein künstlich geschnitzter Stab trieben an ihrem Borde vorüber und mußten auch den Ungläubigsten zu Reue und Widerruf um so mehr vermögen, als Colombo mit strafenden Blicken ihnen zuversichtlich verkündete, noch vor Ablauf der nächsten Nacht werde das von ihm verheißene Land vor ihren Blicken erscheinen und deshalb eine verdoppelte Wachsamkeit erfoderlich seyn. Begreiflicher Weise schloß sich auch kein Auge auf allen Schiffen. Colombo selbst hielt auf dem Hinterdeck unausgesetzt Wache, den düstern Horizont zu mustern. Bald auch glaubte er, vor sich in der Ferne ein Licht wiederholt aufleuchten und wieder verschwinden zu sehen; — untrügliches Merkmal also eines sogar von Menschen bewohnten Landes! Wenige Stunden später bekräftigte die, eine Strecke vorausgeeilte Pinta seine Entdeckung durch einen Kanonenschuß, und die Augen des Matrosen Rodrigo de Triana waren die ersten, welche die neue Welt in einer Entfernung von 2 Seemeilen, wirklich erblickten. Die Schiffe zogen alsbald ihre Segel ein und trieben bis zum Anbruch der Dämmerung langsam dem Lande zu, während Colombo mit stiller stolzer Befriedigung dem Gefühl seines gelungenen Werkes nachhing, und seine Genossen, einer ähnlichen Herzenserhebung unfähig, sich an den Träumen einer reichen und glücklichen Zukunft ergötzten.

Am Morgen (12. Oct. 1492) betrat Colombo diese, vor seinen Blicken nun klar entfaltete neue Erde, — eine niedrige, aber mit der üppigsten Vegetation überkleidete Insel, deren Ufer mit nackten kupferfarbigen Menschen bedeckt waren, welche den landenden Spaniern mit Staunen entgegenblickten. Er selbst der Erste am Uferstrande, sank der Admiral fromm und dankbar auf seine Kniee und zog alle seine gerührten Begleiter diesem Beispiele der Andacht nach. Dann aber nahm er, unter Entfaltung der Kreuzesfahne und allen feierlichen Gebräuchen, wie sie damals bei den Portugisen, und noch lange nachher, üblich waren, im Namen seiner königlichen Gebieter Besitz von dieser Insel, der er den Namen St. Salvador beilegte, und welchen sie, neben der Benennung Guanahani oder Cats-Island, als eine der Lukayen, auch gegenwärtig noch behauptet. Eben so wenig vergaß er, von seinen Begleitern für sich den Treu-Eid, als bestallter Groß-Admiral und Vice-König dieser entdeckten Erdstriche zu fodern. Begeistert und von den widerstreitendsten Gefühlen bezwungen, drängte sich die Schar um ihren Führer, der nunmehr in ihren Augen als ein höheres Wesen erschien; indeß sie selbst allzumal von den Eingebornen, in einem noch eigentlicheren Sinne, als solche betrachtet wurden. Doch gewannen jene bald Vertrauen genug, sich diesen weißen und bärtigen Männern, die, in ihren beflügelten Häusern daher schwimmend, wie vom Himmel herabgestiegen zu seyn schienen, zu nähern, und es knüpfte sich alsbald ein freundschaftliches Verkehr zwischen beiden an, das durch allerlei kleine Geschenke der Neuangekommenen noch mehr befestigt wurde. Was sie dagegen von den Erzeugnissen ihres Bodens zum Austausch brachten, reizte die Begierde der Spanier ungleich weniger, als der Anblick einiges geringen Goldschmucks, den die Insulaner an sich trugen: denn das Gold und die Kostbarkeiten Indiens sollten ja der Lohn der großen Anstrengungen und Gefahren seyn, welchen sie sich unterzogen hatten. Colombo verstand indeß bald aus den Andeutungen dieses Völkchens, daß jenes Metall keinesweges hier, sondern weiter nach Süden hin, in großem Überfluß gefunden werde. Immer noch eingenommen von seiner Voraussetzung, sich im Angesicht der Ostküste Hinter-Indiens zu befinden, zweifelte er nicht, daß jenes Südland die reiche Insel Cipango, von welcher Marco Polo gemeldet hatte, seyn müsse; und so eilte er bereits, nach einem nur zweitägigem Verzuge, mit einigen Eingebornen am Bord, die ihm als Wegweiser dienen sollten, durch den Archipel von Bahama, die ihm als Asiens Gewürzinseln erschienen, in der angedeuteten Richtung weiter; landete wiederholt an denselben, ohne jedoch von ihrem herrlichen Klima, ihren würzigen Düften und ihren reichen Erzeugnissen, da sie kein Gold darboten, gefesselt zu werden; aber auch bemüht, die Bewohner dieser Länder, welche von ihm den Namen der Indianer empfingen und seitdem, so wie Alle dieses Welttheils, auch beibehalten haben, durch freundliche Behandlung zu gewinnen. So viel er aus ihren stummen Zeichen verste-

hen konte, war die gesuchte Goldküste, die sie Cuba nanten, noch weiter entfernt und von solcher Ausdehnung, daß sie gar wol das asiatische Festland seyn mochte. Hienach richtete seine entzündete Phantasie den ferneren Reiseplan ein, von welchem eine anzuknüpfende Verbindung selbst mit dem mächtigen Groß-Chan von Cathay nicht ausgeschlossen seyn sollte.

In der That fand sich Colombo bereits (28. Oct.) der nördlichen Küste von Cuba gegenüber, deren hinter einander hoch aufgethürmte Bergzüge alsbald auf einen bedeutenden Umfang schließen ließen; während die Natur sie mit Reizen nicht minder freigebig schien ausgestattet zu haben, was sich ihm, der eine ausgezeichnete Empfänglichkeit für Eindrücke dieser Art besaß, beim Landen auch in vollem Maße bestätigte. Um so mehr drang sich ihm der Glaube auf, er stehe hier auf Cipango's gesegnetem Boden, und demnach richtete er seine Segel stracks nach Westen, wo er die, von Marco Polo gerühmte Hauptstadt des Landes anzutreffen hoffte. Eben dieser vorgefaßte Wahn verleitete ihn zu immer neuen Irrthümern und Täuschungen, die bei seinem fortgesetzten Kreuzen an dieser Küste, so wie durch eine Gesandtschaft an einen landeinwärts wohnenden Häuptling und durch die sichtbare Dürftigkeit der wenig civilisirten Einwohner, mit denen er zusammentraf und die er häufig misverstand, doch endlich dahin aufgeklärt wurden, daß es vielmehr einen Ort im Osten gebe, Babeque oder Hayti (Hochland) genant, wo seine Wünsche ihre volle Befriedigung finden würden. Mit neuen Hoffnungen genährt, beschloß er, dasselbe um so unverzüglicher aufzusuchen, als die nahende winterliche Jahreszeit mit noch unbekanten Gefahren der Schifffahrt drohte. Doch verließ er diese Küste nicht, ohne wiederum mehre der Eingebornen beiderlei Geschlechts mit sich zu nehmen, aus denen er eben sowol Christen, als künftighin Dolmetscher bilden zu können, sich schmeichelte.

Am 12. Nov. verließ Colombo den Fluß, wo er zuletzt geankert hatte, und steuerte nunmehr ostwärts an der Küste entlang, die er hie und da untersuchte, ohne sie jedoch seinen Erwartungen entsprechend zu finden. Dann aber sah er sich durch widrige Winde genöthigt, die hohe See zu suchen, wobei er zwar das gesuchte Goldland in der Ferne entdeckte, aber es nicht sofort zu erreichen vermochte. Während dieser Zeit trente sich die besser besegelte Pinta, trotz allen seinen Signalen, von dem Geschwader, weil Pinçon, nicht minder überdrüssig seiner untergeordneten Stellung zum Admiral, als gestachelt von Ehr- und Goldgeiz, früher an jener reichen Küste anzulangen und sich mit den Schätzen derselben zu sättigen trachtete. Colombo verlor ihn aus dem Gesichte und sah sich genöthigt, nach Cuba umzukehren, dessen Ostspitze er endlich (5. Dec.) erreichte. Von hier aus fiel ihm Hayti alsbald ins Gesicht, und zwar durch seine wechselnden Umrisse in so empfehlender Gestalt und mit so deutlichen Anzeigen einer zahlreichen Bevölkerung, daß dagegen die eben erst verlassene Küste in seiner Schätzung weit zurückstand. Vieles, worauf die Blicke der Mannschaft sich hier zunächst richteten, bot zugleich so unerwartete Ähnlichkeiten mit dem theuren Vaterlande dar, daß dies den Anlaß gab, das Land, nachdem es (12. Dec.) unter Aufrichtung eines Kreuzes feierlich in Besitz genommen worden, mit dem Namen Hispaniola (Klein-Spanien) zu belegen. Man stieß dort auf ein verlassenes Dorf von wol tausend Hütten, dessen Bewohner jedoch, durch Freundschaftsbezeugungen jeder Art gewonnen, bald wieder heimkehrten, und sich mit unschuldigem Vertrauen den weißen Fremdlingen näherten, die ihrerseits nicht minder über die patriarchalische Sitten-Einfalt dieser reinen Naturkinder erstaunt waren. Gleichwol ließ alles dies die hier erwartete höhere Civilisation und den Überfluß an metallischen Schätzen vermissen, welche der Insel Babeque eigenthümlich seyn sollten und die daher noch anderweitig in der Nähe aufgesucht werden mußten. Hiemit schienen auch die Berichte der Eingebornen übereinzustimmen, bis sich das Ganze gleichwol zuletzt als Misverständniß oder Fabel erwies und fortan auch aufhörte, den Geist der Entdecker ausschließlich zu beschäftigen. Man verfolgte indeß den Lauf der Nordküste, und die Zusammenkunft mit mehren Cazikeu, welche nicht ohne einigen äußeren Pomp auftraten, schien zwar für eine etwas weiter gediehene Versittlichung und geordnete gesellschaftliche Einrichtungen zu zeugen: allein die Habsucht der Gäste mußte sich an einigen wenigen vorgefundenen goldenen Zierrathen begnügen, welche ihnen willig gegen allerlei europäischen Tand abgelassen wurden. Das Geburtsland dieses edlen Metalls aber deutete man ihnen unter dem Namen Cibao, als im Innern des Landes gelegen, an.

In der Christnacht, wo Colombo, bei stillem Wetter der lang entbehrten Ruhe sich hingegeben, vernachlässigten der Steuermann und die Matrosen, dessen Beispiele folgend, ihre Dienstpflicht so sehr, daß alsbald Alles am Bord der St. Maria in Schlaf begraben lag, während die Strömungen das Schiff auf eine Sandbank führten, wo es, feigherzig von der aufgeschreckten Mannschaft verlassen, rettungslos scheiterte. Es blieb nichts übrig, als mit Hilfe der eben so dienstbeflissenen, als enthaltsamen Eingebornen die Ladung nach Möglichkeit zu bergen. Der Admiral, der nunmehr genöthigt war, sich an Bord der Niña zu begeben, fand, obwol tief erschüttert durch sein Misgeschick, dennoch einigen Trost in der herzlichen Theilnahme des benachbarten Caziken Guacanagari, der ihm mehre Hütten für seine schiffbrüchige Mannschaft einräumte und sich zu jeder Art von Unterstützung erbot. Tröstlicher aber noch war die Entdeckung, daß es, unweit von hier, zwischen den Bergen eine Goldmine gebe, wo dies Metall nur darum nicht in größerer Menge aufgelesen werde, weil die Insulaner zu wenig Werth darauf legten. Diese Kunde, schon an sich so überaus wichtig, ward es, selbst in Colombo's Augen, noch mehr in seiner gegenwärtigen Lage, wo es nicht gerathen schien, auf eine fernere Entdeckung Indiens auszugehen; wohingegen aber die Schätzung aller bisher entdeckten Länder, trotz ihren anderweitigen Natur-Reichthümern, daheim nur eine geringe Würdigung gefunden haben würde, wenn man nicht die Idee eines Goldlandes damit verbinden konte.

Ein näherer Verkehr mit dem Caziken führte hienächst zu dem Berichte von einem in südlicheren Gegenden

wohnenden, kriegerischen Volke, Caraiben genant, welches nicht selten Einfälle wage und Gefangene mit sich fortführe, um sie daheim beim Siegesmahle zu verzehren. Dies gab dem Admiral Gelegenheit, seine neuen Freunde des wirksamen Schutzes der Spanier gegen jene Räuber zu versichern, zu dessen Beweise er Proben von der Kräftigkeit seiner Feuerwaffen gab, welche nicht verfehlten, die Insulaner mit den höchsten Begriffen von seiner Macht zu erfüllen. Schien nun ein solcher Schutz, um jene Gegner für immer zurückzuweisen, auch eine bleibende Nähe der Beschützer zu bedingen, so lag der Gedanke, dies durch eine Niederlassung an dieser Küste zu bewerkstelligen, zu nahe, als daß Colombo ihn nicht hätte fassen und in Vorschlag bringen, oder der Cazike ihn nicht freudig genehmigen sollen, und das nur um so mehr, da der gestrandeten Mannschaft der St. Maria der Aufenthalt am Lande und das Feiertagsleben in einer so glücklichen Natur je länger je besser behagte, und da ohnehin die beiden, noch übrigen kleinen Fahrzeuge die vorhandene Menschenzahl schwerlich zur Rückfahrt nach Spanien aufzunehmen vermochten. Aus den Schiffstrümmern ließ sich leicht ein Fort einrichten, dessen kleine Besatzung eben sowol hinlänglich bewaffnet, als in einem so fruchtbaren Lande wegen ihres Unterhalts gesichert werden konte. Die Bestimmung dieser Colonie sollte die weitere Erforschung dieses Erdstrichs und seiner metallischen oder anderweitigen Erzeugnisse, die Erlernung der Sprache, Sitten und innern Verhältnisse der Indianer und der fortgesetzte Eintausch von Gold seyn, damit bei dem nächstkünftigen Wiedererscheinen des Admirals mit stärkerer Ausrüstung der Gang dieser Unternehmung einen desto kräftigeren Umschwung nähme. Dieses Beginnen erhielt auch so vollkommen die Billigung des Caziken, daß er seine Unterthanen den thätigsten Antheil an den Arbeiten der Befestigung nehmen ließ und sich in jeder Art von Freundschaftsbezeugungen erschöpfte. Selbst seine Spenden und Geschenke an Gold waren überaus reichlich und setzten den Admiral in den Stand, sich mit einem nicht unbedeutenden Vorrath von Kostbarkeiten zur Heimreise auszurüsten. Denn freilich mußte dieser auf die Beschleunigung seiner Rückkehr um so mehr Bedacht nehmen, als Pinçons räthselhaftes Betragen ihn allmälig mit der lebhaftesten Besorgniß erfüllte. Die Trennung der Pinta vom Geschwader schien keinesweges mehr zufällig, seitdem deren Verweilen an einem andern nahen Punkt der Küste verlautbarte, ohne daß sie gleichwol die Wiedervereinigung mit ihrem Oberanführer beeilte. Späterhin war Pinçon weiter östlich gesehen worden und dann verschwunden; — nur zu wahrscheinlich, um Spanien noch vor dem Admiral wieder zu erreichen und ihm die Früchte seiner Entdeckung bei den Regenten, wie in der öffentlichen Meinung, zu rauben. Jedenfalls lag dann schon ein hartes Geschick in der Nothwendigkeit, die an sich gefahrvolle Reise über den Ocean in einem so schwachen und beschädigten Gebäude, wie die Niña, nochmals und allein zu wagen. Wie so leicht konte dann jede beglaubte Kunde der großen Entdeckung für immer in den empörten Fluten begraben werden!

Zehn Tage waren zur Errichtung des leichten Forts, das den Namen la Nadividad erhielt, hinreichend gewesen. Die Geschütze des gescheiterten Wracks dienten zu dessen Bewaffnung, so wie ein Theil der anderweitig geretteten Vorräthe zur Versorgung der Besatzung, die auf 89 der bravsten und rüstigsten Spanier, welche sich freiwillig dazu erboten hatten, bestimt wurde. Diego de Arana, der königliche Commissar des Geschwaders, ward zu ihrem Anführer bestellt, mit den nöthigen Vorschriften für sein Verhalten versehen, und auch sonst im voraus für mögliche Ereignisse jede Vorsorge getragen; vor Allem aber die Erhaltung der Eintracht mit den Insulanern eingeschärft. Herzlich war der Abschied von Guacanagari, den Colombo mit der Versicherung seiner nahen Wiederkehr und reicher Geschenke tröstete, indeß er es zugleich für wohlgethan hielt, demselben, unter dem Schein einer Abschiedsfeierlichkeit, einen noch bestimteren Begriff von der Überlegenheit der europäischen Waffen zu geben. Mehre Indianer wurden ausersehen, den Admiral nach Spanien zu begleiten; und so richtete endlich die gebrechliche Niña (4. Jan. 1493) ihre Segel wieder dem alten Continent entgegen.

Noch ward indeß Colombo von Gegenwinden an der Küste aufgehalten, als ihm, zu seiner nicht geringen Freude, die Pinta wieder zu Gesichte kam; und gerne ließ er die unhaltbaren Entschuldigungen gelten, womit Pinçon seine Entfernung zu beschönigen suchte. Je sicherer er jedoch den Mann durchschaute, desto fester reifte sein Entschluß, sich eines so unzuverlässigen Begleiters durch beschleunigte Heimkehr zu entschlagen. Bei der fortgesetzten Küstenfahrt traf man, im jetzigen Golf von Samana, auf einen, sich durch kriegerische Haltung und bessere Bewaffnung auszeichnenden Volksstamm, in welchem man Caraiben zu erkennen glaubte, und der seine feindselige Gesinnung auch bald genug durch einen versuchten, aber blutig zurückgewiesenen Überfall zu erkennen gab. Endlich (16. Jan.) schwand Hispaniola aus dem Gesichte; und Colombo, der sich durch die Passat-Winde länger, als er wünschte, aufgehalten sah, faßte den Entschluß, außerhalb dem Bereich derselben bis zum 38. Grad n. Br. hinaufzugehen, wo er, seiner sorgfältig geführten Berechnung nach, in fortgesetzter östlicher Fahrt auf die Azoren stoßen mußte; während die übrigen Piloten am Borde in Berechnung ihres Laufs sich je mehr und mehr verwirrten und auf Madera hinzusteuern glaubten. Colombo verbesserte auch ihre Irrthümer nicht, um sich das Geheimniß des rechten Weges, der zu seinen Entdeckungen führte, desto gewisser zu versichern.

Am 12. Febr. wurden die Schiffe von einem furchtbaren dreitägigen Sturme aus Süden ergriffen, in welchem der Admiral die Pinta nochmals aus dem Gesichte verlor, und der ihm selbst, in seiner meist offenen und zerschellten Barke, je länger je unausbleiblicher den Untergang drohte. Gelübde frommer Wallfahrten wurden von den Beängstigten ausgesprochen, aber auf den Anführer drückte noch insonderheit das Gefühl des Kummers, daß, falls die Pinta dem Sturme erlegen seyn sollte, jede nächste rasende Woge ihn und jede Kunde seiner aufgefundenen neuen Welt für immer in den stummen Abgrund des Oceans niederziehen könne. In dieser Noth entschloß

er sich, einen kurz gefaßten Bericht seiner Reise aufzuzeichnen und versiegelt an seine Souveraine zu richten, den er sodann, wohlverwahrt in einem Wachskuchen und einer dicht verspündeten Tonne, den Wellen und dem Glücke anheimgab, um vielleicht an irgend einer bewohnten Küste angespült zu werden. Doch der Orkan stillte sich endlich ab, und gleich des nächsten Tages erblickte man Land, das sich auch bald als die Insel St. Maria, eine der Azoren, ergab, und dem gejagten Schiffe, obwol durch Windstöße lange verhindert, eine sichere Ankerstelle gewährte.

Hier aber, wo eine portugisische Niederlassung diesen kaum dem Tode Entronnenen eine gastfreundliche Aufnahme versprach, fanden sie nur eifersüchtigen Argwohn und ungroßmüthige Hinterlist, in Folge eines geheimen Befehls vom Hofe zu Lissabon, sich Colombo's, falls er sich irgend in diesen oder andern Gegenden zeigen sollte, zu versichern. Nur mit Mühe entging er diesen Nachstellungen und erlangte so viel, daß er seine nothwendigsten Bedürfnisse, Holz, Wasser und Ballast, hier einnehmen durfte. Allein auch bei der fortgesetzten Fahrt ward seine Standhaftigkeit auf eine sehr harte Probe gestellt, als ein abermaliger, fast noch wüthenderer Sturm seiner elenden Barke um so gewisseren Untergang drohte, da gleichzeitig die Küste von Portugal im Gesichte lag; und Scheiterung an derselben wäre unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht auch gleichzeitig die Mündung des Tajo vor ihm geöffnet hätte. Es durfte kein Besinnen und keine Besorgniß vor abermaliger unfreundlicher Behandlung gelten, um augenblicklich diesen Nothhafen zu gewinnen. Hier (4. März) glücklich angelangt, gab der Admiral seinen Souverainen vor allen Dingen durch einen Eilboten, dann aber auch dem Könige von Portugal, Bericht von seiner Ankunft, und bat den letzteren um die Erlaubniß, vor Lissabon zu ankern. Während die ganze Bevölkerung dieser Hauptstadt sich hier erstaunt und voll freudiger Neugier um seinen Bord drängte, beehrte auch König Johann den castilischen Groß-Admiral mit einer Einladung an seinen Hof, wo derselbe achtungsvoll empfangen, mit Bewunderung, aber auch wol mit stiller Reue, über seine fernen Entdeckungen angehört und belobt wurde; indeß des Königs Räthe, gedemüthigt durch einen Erfolg, der, ohne ihre Unwissenheit oder ihren thörichten Widerspruch, eben sowol auch der Krone Portugal hätte wuchern können, Alles aufboten, Colombo's Seezug als einen Eingriff in die Rechte derselben darzustellen und selbst wol eine gewaltsame Hinwegräumug des Entdeckers als das geeignete Mittel zu empfehlen, jeden ferneren Nachtheil zu verhüten. Johann widerstand edelmüthig einer so niedrigen Einflüsterung, aber nicht auch zugleich der Versuchung, sich der lockenden Frucht jener Entdeckung durch eine schnell zu entsendende Ausrüstung in die neue Welt selbst zu bemächtigen. Colombo aber, ehrenvoll von seinem Hoflager entlassen, kehrte an den Bord seines Schiffes zurück und eilte, den Hafen von Palos zu erreichen, wo er sodann (15. März) wohlbehalten an das Land stieg.

Mit ungeheurem Jubel, Processionen und Glockengeläute wurden hier die Heimkehrenden und längst Todtgeglaubten von ihren Landsleuten und nächsten Angehörigen wie im Triumphe empfangen. Alles drängte sich voller Bewunderung um den Anführer, und reihte sich ihm endlich mit Andacht auf seinem nächsten Gange nach der Hauptkirche an, um Gott mit ihm gemeinschaftlich für diesen herrlichen Ausgang der Unternehmung zu danken. Und noch hatte der freudige Aufruhr sich nicht gestillt, als an dem nämlichen Tage auch Alonso Pinçon mit der Pinta den nämlichen Hafen erreichte, welcher, durch jenen Sturm bis in die Bai von Biscaja verschlagen, so eben von Bayonne heimkehrte, aber, von innerm Vorwurf gequält, nicht eher sich zu zeigen wagte, als bis er von Colombo's Abreise zum königlichen Hoflager nach Barcellona gewiß geworden. Doch nur zu bald unterlag er jenen bittern Gefühlen, und starb als ein Opfer des Neides und der verfehlten Ehr- und Habsucht, während der Admiral keinen Augenblik säumte, sich dem Königspaare mit der großen Nachricht von seiner glücklich gelösten Aufgabe persönlich darzustellen. Hier, bereits durch seine vorausgesandten Briefe auf Außerordentliches vorbereitet, erneuerte sich für ihn der Triumph, der ihn bis dahin auf seinem ganzen Wege empfangen und begleitet hatte; und die mitgeführten Indianer in ihrem nationalen Costüme, die Thiere, Gewürzpflanzen, Geräthe und glänzenden Kostbarkeiten einer aufgefundenen neuen Welt dienten, öffentlich zur Schau gestellt, seinen Einzug in die Residenz zu verherrlichen. In der Mitte des versammelten Hofes, vom Throne herab, empfingen Ferdinand und Isabella den nunmehr in seiner vollen Trefflichkeit erkanten Mann mit gebührender Auszeichnung; und hier erstattete er nunmehr den mündlichen Bericht von den wichtigsten Ereignissen der Fahrt und ihren Resultaten, welche er gleichwol nur als die Vorboten noch größerer Entdeckungen und Vortheile bezeichnete. Ein feierliches Tedeum, von der Versamlung angestimt, und von dem auf die Kniee niedergebeugten königlichen Paare selbst mit Inbrunst begangen, folgte auf diese vernommene Kunde; und an eine so erhebende Scene schloß sich eine Reihe von Festen und Ehren, deren Mittelpunkt Colombo war, während gleichzeitig sein gefeierter Name durch ganz Europa flog. Mochte sich auch, am Hofe selbst, wie die bekante Anekdote von Colombo's Ei zu beweisen scheint, schon frühzeitig der Neid gegen ihn erheben, so lag doch schon in der Gunst, womit die Beherrscher Spaniens ihn begnadigten, für den stolzen Adel ein Pflichtgebot, den nämlichen Fremdling, der noch unlängst ein Gegenstand der Geringschätzung und selbst des Spottes gewesen, in jeder Weise zu ehren.

Jetzt aber galt es den spanischen Monarchen ebensowol, sich die Anerkennung des Rechts auf die Herrschaft über jene Erdhälfte zu sichern, als dasselbe zugleich durch wirkliche Besitznahme zu erhärten. Für jenes schien in der Entscheidung des apostolischen Stuhls eine hinreichende Bürgschaft zu liegen, insofern hier nur von Gebieten der Ungläubigen die Rede seyn konte; und es durfte, um ähnlichen Ansprüchen des portugisischen Hofes zu begegnen, sich nur um eine Grenzlinie handeln, welche die Oberherrlichkeit beider Kronen schiede. Papst Alexander VI. nahm auch keinen Anstand, die berühmte Bulle auszustellen, wodurch der 29ste — späterhin aber der

70ste Grad westlicher Länge von Ferro als Markstein ihrer dis- und jenseitigen Gerechtsame, unter alleiniger Bedingung der Einführung des christlichen Glaubens, festgestellt wurde. (Vgl. den Art. Demarcations-Linie.) Allein um diesen ideellen Rechten zugleich auch die reelle Verwirklichung hinzuzufügen, war der castilische Hof nicht minder geschäftig, unmittelbar eine bedeutendere und zweckmäßig ausgerüstete Armada in jene nunmehr West-Indien benante Weltgegend zu entsenden. Juan Rodriguez de Fonseca, Archidiakonus von Sevilla, ein versuchter Hof- und Geschäftsmann, aber auch von heimtückischem und rachsüchtigem Charakter, und eben darum, von jetzt an, der verderbliche Wurm an der Wurzel eben sowol von Colombo's Glück und Ruhe, als von dem Gedeihen all seiner ferneren Unternehmungen, — erhielt auf eine lange Dauer die obere Leitung so wie dieser Ausrüstung, so auch sämtlicher Angelegenheiten der neuen Welt, welche fortan freilich eines geregelten Geschäftsganges um so mehr bedurften, als die Regirung alle Kosten der Colonisation zu tragen, gleichmäßig aber auch den vollen Gewinn aus derselben zu ziehen beabsichtete.

Mit beispielloser Thätigkeit, und nicht ohne Anwendung mancher herben Gewaltschritte, brachte Fonseca die erfoderlichen Fonds der neuen Ausrüstung zusammen, beschleunigte die Auswahl der Schiffe, verfügte die Anstellung der königlichen Beamten, wie der Mannschaften, und betrieb die Anschaffung der Lebensvorräthe, des Kriegsbedarfs, und was sonst irgend den Erfolg dieses Seezuges sichern konte; so daß Colombo, welcher in allen seinen Würden und Vorrechten aufs neue bestätigt und noch besonders zum General-Capitain der Armada, mit unbeschränkter Gewalt über deren Bemannung, über die Niederlassungen in Indien und alle noch weiter auszuführende Entdeckungen ernant worden, bereits am 25. Sept. 1493 den Hafen von Cadix, unter dem Zujauchzen der Volksmenge und an der Spitze einer wohlversehenen Flotte von 17 Segeln, verlassen konte, jedoch nicht, ohne zuvor mit Fonseca und dessen Creaturen über einzelne Gegenstände der Ausrüstung, zumal seines eigenen Haushalts, in mancherlei Zwiespalt gerathen zu seyn. Ein allgemeiner Enthusiasmus hatte sich damals der spanischen Nation bemächtigt; und so wie sich, in unseliger Selbsttäuschung, die Habsucht zur Theilnahme an dieser glänzenden Unternehmung drängte, um in jenen gepriesenen Gold- und Specereiländern einer schnellen und leichten Bereicherung nachzujagen, so nicht minder der ritterliche, durch die bisherigen Maurenkriege genährte Thatendurst, um Abenteuer aufzusuchen und Länder und Reiche zu unterjochen, im Gefolge eines fanatischen Bekehrungs-Eifers, dem es schmeichelte, dort die Herrschaft des Kreuzes zu gründen. Mehre kecke Degen, wegen Mangel an Raum zurückgewiesen, schifften sich sogar heimlich auf der Flotte ein, so daß sie in Allem nahe an 1500 Köpfe zählte.

Colombo hatte die Weisung, sich von der portugisischen Küste, wo immer noch böse Anschläge brüteten, fern zu halten, und steuerte wiederum nach den Canarien, um hier die letzten Reisebedürfnisse zugleich mit einer Anzahl von Hausthieren, Geflügel und Fruchtbäumen für seine neue Colonie einzunehmen. Am 13. Oct. verlor die Flotte Ferro aus dem Gesichte; sie nahm aber ihren Lauf noch südlicher, theils um sich eines noch kräftigeren Passat-Windes zu versichern, theils aber auch um in dieser Breite, wie der Admiral hoffte, sogleich auf die wundersamen Länder der Caraiben zu treffen. In der That führte eine glückliche und kurze Fahrt quer über den atlantischen Ocean sie bereits am 2. Nov. ins Angesicht der Insel Dominica, und so von Tage zu Tage in die Nähe von Maria galante, Monserrat, Antigua, St. Martin und Sta. Cruz, wo sie bald hier, bald dort landete, im fruchtlosen Versuch, mit den scheuen Insulanern, die man vielmehr aus unzweideutigen Spuren als Menschenfresser erkante, in einen friedlichen Umgang zu treten. Selbst den Gefangenen, die man machte, schien eine unbezähmbare Wildheit eigen. Der Admiral gab indeß für jetzt die genauere Untersuchung dieser reichen Inselgruppe der Antillen auf, um sich desto schneller des Schicksals seiner Colonie zu la Nadividad zu versichern. Noch aber entdeckte er im Vorbeigehen eine größere Insel, nachmals Portorico benant, und von einem friedlicheren und gesitteteren Menschenstamme bewohnt; erblickte dann die östliche Spitze von Hispaniola, und sah sich endlich (27. Nov.) dem Punkte seiner Niederlassung gegenüber.

Hätte Colombo auch nicht sofort aus dem todten Schweigen, das längs der Küste herrschte, eine schwarze Ahnung schöpfen müssen, so konte ihn doch bei seinem Landen der Anblick des verödeten und gewaltsam durch Feuer zerstörten Forts über das traurige Schicksal der zurückgelassenen Besatzung ins Klare setzen, so wie auch das benachbarte Dorf des Caziken eine ebenmäßige verlassene Brandstätte zeigte. Bald auch ergab sich aus den Berichten der Eingebornen, wie ihre weißen Gäste, sobald der Admiral den Anker gehoben, sich allen rohen Eingebungen der Habgier und Sinnlichkeit gegen die Insulaner überlassen und die Geduld derselben aufs Äußerste getrieben, während sie zugleich, uneinig unter sich selbst, jede militairische Disciplin und Wachsamkeit hintangesetzt. Dennoch würden die armen Bedrückten dies harte Joch noch ferner getragen haben; allein ein neuer furchtbarer Feind, eifersüchtig auf die erlangte Gewalt jener Eindringlinge, hatte sich gegen sie erhoben, ihnen den Untergang zu bereiten. Dies war der Cazike Coanabo im Innern des Landes, ein Abenteurer von caraibischer Abkunft, der sich in früherer Zeit jenen Bezirk unterworfen hatte und auf der Insel allgemein gefürchtet wurde. Er überfiel die Allzusichern in ihrem Fort, metzelte sie bis auf den letzten Mann nieder, setzte das Gebäude in Brand, und ließ auch ihren indianischen Nachbarn, welche sogar auf ihrer Seite gekämpft und verwundet worden, eine gleich feindselige Behandlung widerfahren.

Guacanagari, obwol in seiner freundschaftlichen Gesinnung unverändert, ward dennoch den neuen Ankömmlingen, zumal dem finstern Mönch Boyle, welcher, als apostolischer Vicar, eines bedeutenden Einflusses genoß, bald ein Gegenstand des Argwohns; und eben hiedurch ein ähnliches Gefühl bei ihm selbst anregend, hatte der Cazike es für das Sicherste gehalten, sich der Gewaltsamkeit der Spanier durch eine schleunige Flucht landeinwärts

zu entziehen. Inzwischen flößte Alles, was jenen hier widerfahren war, ihnen einen Widerwillen gegen diesen Ort ein, der auch wirklich durch seine niedrige und ungesunde Lage sich wenig zu einer bleibenden Niederlassung eignete. Colombo ersah daher einen östlicher gelegenen Punkt an einer Bucht der Küste, der alle bisher vermißte Vortheile in sich zu vereinigen schien und überdies zunächst an die Goldberge von Cibao stieß. Hier geschah nunmehr die Ausschiffung, und alle Hände setzten sich in Bewegung, die junge Colonie zu gründen, welche vom Admiral, zu Ehren seiner königlichen Beschützerin, den Namen Isabella empfing. Alsbald auch erhoben sich, neben den Hütten der neuen Ansiedler, einige steinerne öffentliche Gebäude. Aber nur zu bald sah sich dieser rege Eifer gehemt durch die Krankheiten, welche, als Tribut des heißen und ungewohnten Klima's oder der langen Reise, unter den Colonisten ausbrachen, so wie durch die erwachende Unlust so Vieler, die unter diesem fernen Himmel nicht hatten arbeiten, und, im Schweiße ihres Angesichts tagelöhnernd, das Leben fristen, sondern gefahrlos und in voller Gemächlichkeit Gold und Schätze häufen, oder, sich mit ihrem Schwerte Bahn brechend, die Herrlichkeiten und den Luxus Cathay's und Cipango's genießen wollen. Colombo selbst fühlte sich ebensowol durch Krankheit, als die Sorgen seiner Verantwortlichkeit für den glücklichen Erfolg schwer belastet, ohne gleichwol Muth und Hoffnung aufzugeben. Die Flotte sollte, zum größern Theile, für ihre unmittelbare Heimkehr mit den Erzeugnissen dieses für unerschöpflich reich gehaltenen Bodens befrachtet und dadurch die gespante Erwartung des Mutterlandes befriedigt werden; und diese Produkte, besonders die edlen Metalle, ließen sich nur im Innern des Landes erwarten, welches zu dem Ende näher erforscht werden mußte. Der ritterlich kühne Don Alonso de Ojeda übernahm diesen waghalsigen Zug, der ihn in des furchtbaren Caonabo's Gebiet führen sollte, an der Spitze einer kleinen wohlbewaffneten Schaar, und drang ungehindert bis in die Gebirge von Cibao vor, ohne weder auf jenen feindseligen Cazіken, noch aber auf Spuren einer höhern Civilisation oder die geträumten Reichthümer, außer einigem Goldsande in den Bächen, zu stoßen. Doch schloß man aus dem letzteren Funde immer noch auf unermeßliche Naturschätze im Innern der Berge, und ließ die Hoffnung zu Anlegung von Bergwerken und einer belohnenden goldenen Ausbeute nicht sinken.

Zwölf Schiffe des Geschwaders kehrten demnächst wirklich nach Spanien heim; weniger beladen mit dem bisherigen geringen Funde jenes geschätzten Metalls und den Früchten und Pflanzen dieses Bodens, als mit den glänzenden, aber weit aussehenden Hoffnungen für die Zukunft, mit welchen Colombo sich noch immer wiegte. Zugleich foderte er vom Mutterlande her, neben neuen Unterstützungen aller Art, besonders auch kundige Bergleute; wogegen er, in einer unglücklichen Verirrung seines Geistes, vorschlug, künftighin, als vortheilhaften Rückfuhr-Artikel, caraibische Sclaven nach Spanien zu senden, welche, durch Bekehrung zum christlichen Glauben, das, was sie hienieden an Glück und Freiheit einbüßten, reichlich im Himmel wieder gewinnen würden; — ein Vorschlag, welcher jedoch von der Königin, der stets milde gesinten Beschützerin der Indianer, edelmüthig verworfen wurde; während im Übrigen der Eifer für die begonnene große Unternehmung sich bei Hofe, wie in der Nation, noch immer unvermindert erhielt. — Anders stand es zu Isabella, wo Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit und endlich sogar offene Meuterei ausbrachen, und, unter der Anreizung des königlichen Controleurs Bernal Diaz, mit nichts Geringerem umgingen, als sich der noch vorhandenen Schiffe gewaltsam zu bemächtigen, und auf denselben nach der Heimath zurückzukehren. Noch entdeckte der Admiral diesen gefährlichen Plan vor der wirklichen Ausführung; und wenn er gleich den Rädelsführer, zusamt seinen vornehmsten Mitschuldigen, nicht ganz nach Verdienst bestrafte, so konte doch selbst diese Milde ihm die Herzen nicht wiedergewinnen, die ihm ihre gegenwärtige unbequeme Lage als unverzeihliche Schuld in Rechnung brachten.

Dem Admiral selbst war es für diesen Augenblick von der ersten Wichtigkeit, den District von Cibao, auf welchen sich alle seine Hoffnungen stützten, genauer kennen zu lernen, um dort mit gewaffneter Hand eine zweite Niederlassung zu Gewinnung von Gold-Erzen zu gründen. Man stieg auf diesem Zuge über die vorliegende Bergkette in die üppig reiche Vega Real (Königs-Ebene), von der zahlreichen Bevölkerung gastfreundlich aufgenommen, und drang dann in die hohen und rauhen Goldgebirge von Cibao ein. Hier ließen häufige Goldkörner in den herabströmenden Bächen auf eine nahe und mächtige Ader dieses köstlichen Naturproducts schließen, und hier, an einer wohlgeeigneten Stelle, beschloß Colombo auch, sich durch Anlegung eines festen Grenzpostens, den er St. Thomas nante, dieses Districts Meister zu machen, indeß kleinere Streifparteien das Land in noch weiterem Umfange erkundeten. Zugleich ward ein Tauschhandel von europäischen Spielwaren, aber nur gegen Gold, eröffnet, das die Eingebornen, Angesichts der Spanier, aus dem Bachsande wuschen. Im Ganzen jedoch erschienen sie dem Beobachter als ein schwaches, arbeitscheues Geschlecht, aber von der reichen und lieblichen Natur selbst, worin es lebte, in dieser sorglosen Trägheit begünstigt.

Eben diese milde Natur versprach aber auch der jungen Colonie Isabella binnen kurzem ein fröhliches Gedeihen aller dorthin verpflanzten europäischen Producte; wogegen der Posten St. Thomas, dessen Besatzung, gleich nach der Entfernung des Admirals, es in gleicher Weise, wie weiland die in la Nadividad, trieb, bald in Noth und Bedrängniß gerieth, während zugleich Caonabo sie mit einem feindlichen Angriff bedrohte. Hier wie dort aber fuhren die schädlichen Einwirkungen des Klima fort, jene tropischen Fieber zu erzeugen, zu denen sich noch die neue, hier wahrscheinlich einheimische Krankheit gesellte, welche die Ausschweifungen der thierischen Liebe so schrecklich bestraft. Auch die mitgebrachten Mundvorräthe verdarben, und die Spanier gingen schwer daran, sich an die einfacheren Nahrungsmittel der Indianer zu gewöhnen. Vermehrte Anstrengungen zum Anbau des Bodens, wie der Augenblick sie erfoderte und Colombo sie mit Ernst anordnete, erweckten neues und vermehrtes Misvergnügen,

und dies ward, sowie von den Beamten der Krone und den stolzes Hidalgo's, so besonders vom Pater Boyle genährt, der sich in seinem Dünkel von Colombo zurückgesetzt wähnte. Zwar wußte der feste Sinn des letztern sich wol rücksichtslos Gehorsam für den öffentlichen Dienst zu verschaffen: doch ward diese Strenge, indem alles sie als eine unerträgliche Tyrannei und Mishandlung verschrie, eine neue, nie versiegende Quelle des Hasses und der Anfeindung gegen ihn, sowol hier, als späterhin im Mutterlande. Noch ward dies ungünstige Licht, in welches er sich gestellt sah, vermehrt durch die widrigen Erfolge eines neuen, in starker Anzahl und in weiterem Umfange unternommenen Entdeckungszuges, welchen der Unterbefehlshaber, Pedro Marguerite, nach den strengsten und wohldurchdachtesten Vorschriften des Admirals, gleichwol so übel ausführte, daß er, mit gänzlicher Vernachlässigung derselben, die Eingebornen mishandelte und ihre Gemüther empörte, seinen Hauptzweck aber, Caonabo's Gefangennehmung, verfehlte.

Unter allen diesen Sorgen hatte Colombo das eigentliche große Ziel seiner diesmaligen Reise, die Auffindung des asiatischen Continents, keineswegs aus dem Gesichte verloren, und ging (den 24. Apr. 1494), nachdem er seinen jüngsten Bruder, Don Diego, zum Stellvertreter in Isabella eingesetzt, mit drei kleineren, aber auch um so lenksameren Fahrzeugen zu dieser neuen Entdeckungsreise gegen Westen unter Segel. An der östlichen Spitze von Cuba angelangt, verfolgte er nunmehr die südliche Küste dieses Landes, das er für das äußerste Ende Asiens zu halten geneigt war. Er landete nach und nach auf verschiedenen Punkten in tiefen und herrlichen Buchten, hatte einige friedliche Zusammenkünfte mit den Eingebornen, und erhielt hier neue Kunde von einer großen Insel im Süden, als dem wahren Goldlande, dem er auch, von heißer Begierde gestachelt, ungesäumt in der angegebenen Richtung entgegensteuerte (den 3. Mai). Es war die Insel Jamaica, an deren nördlichem Gestade er auch bereits nach zwei Tagen vor Anker ging. Der erste kriegerische Empfang der Bewohner, gegen welche bei dieser Gelegenheit zum ersten Male einer von den berüchtigten spanischen Bluthunden losgelassen wurde, verwandelte sich bald in eine freundlichere Stimmung. Der Admiral kalfaterte hier sein leck gewordenes Schiff; fand aber in der Hauptsache nicht, was er vornehmlich suchte, und benutzte bereits nach wenig Tagen einen günstigen Wind, um nach Cuba zurückzukehren. Hier gerieth er bald, bei fortgesetzter westlicher Fahrt, in das Inseln-Labyrinth, dem er den, jetzt noch beibehaltenen Namen „der Königin Garten" beilegte, und nun um so sicherer hoffte, den asiatischen Archipel, den Marco Polo beschreibt, erreicht zu haben, da auch die Einwohner von Cuba die fernere Ausdehnung ihrer Küste als unermeßlich schilderten. Immer begieriger setzte er demnach seinen Weg an derselben fort, so sehr auch seine Gefährten zu wiederholten Malen erschreckt durch die sich überall thürmenden Klippen und Sandbänke auf die Umkehr drangen. Zuletzt lief dies Gestade in ein großes Cap südwestlich aus, welches ihm, zufolge des damaligen Standes der Geographie, als die Spitze der Chersonesus aurea (Halbinsel Malacca) des Ptolemäus erschien; und schon drängte sich seiner feurigen Sele der kühnere Gedanke auf, nach dem Ruhm einer völligen Erdumschiffung zu streben, als seine kühleren Begleiter, obwol seinen Glauben theilend, dennoch in dem abgenutzten Zustande des Geschwaders einen nur zu triftigen Grund aufstellten, diesen Vorsatz wieder aufzugeben. So willigte er endlich in die Rückkehr, nachdem er, mittelst eines noch vorhandenen Documents, sich die feierliche Versicherung ausstellen lassen, daß niemand am Borde es bezweifle, sich hier an der Küste Asiens zu befinden. Wäre indeß Colombo nur noch wenige Meilen weiter gesegelt, so würde er sich von der insularischen Lage Cuba's haben überzeugen können.

Auf dem nun angetretenen Heimwege entdeckte er indeß (den 13. Juni) noch im Südosten die Insel Pinos, und hatte sich des Weges, den er gekommen, durch alle schon früher erprobte Gefahren und Hindernisse aufs neue hindurchzuringen. Nicht minder schwierig fand er es, sich von Zeit zu Zeit am Lande einige Erfrischungen zu verschaffen; Stürme drohten ihm den Untergang, oder widrige Winde hemmten die Verfolgung seiner Fahrt gegen Hispaniola. Er beschloß demnach, Jamaica an der ihm noch unbekanten Südseite zu umschiffen, wo indeß ähnliche Gegenwinde ihn fast einen Monat lang aufhielten, aber die Schönheit dieser Insel einiger Maßen wieder für solchen Verzug entschädigte. Erst den 19. Aug. verlor er sie aus dem Gesichte, um schon des nächsten Tages Cap Tiburoon auf Hispaniola zu erreichen, das er jedoch erst später als einen Theil dieser Insel erkante. Er schiffte nun gleichfalls an der Südküste derselben hin; flüchtete unweit des Ostendes vor einem vorausgesehenen Sturm in den Hafen Saona, und würde in der Entdeckung der noch unberührten caraibischen Inseln fortgefahren seyn, wenn nicht die körperlichen und geistigen Anstrengungen auf einer Fahrt, wie sie vor ihm, an Dauer, Beschwerde, Gefahr und Bereicherung für die Länderkunde, noch niemand gemacht hatte, seinen Kräften endlich überlegen geworden wären. Krank und schier in Bewußtlosigkeit gerathen, mußte er es geschehen lassen, daß sein nicht minder erschöpftes Schiffsvolk den nächsten Weg zurück nach dem Hafen von Isabella suchte (Ende Septembers).

Hier fand der kaum Genesene zu seiner hohen Freude seinen Bruder Bartolomeo vor, von welchem er seit mehren Jahren getrent gewesen, und von dessen Einsichten, Geschäfts-Erfahrung und Energie er sich auf seinem verwickelten Standpunkte eine willkommene Unterstützung versprechen durfte. Ungesäumt auch bekleidete er denselben mit dem Posten seines Adelantado (Stellvertreters) anstatt des minder fähigen Diego, und das nur um so mehr, da der Zustand der Colonie während seiner Abwesenheit noch vielfach kritischer geworden. Marguerite, anstatt den militairischen Zug durch die Insel zu vollenden, hatte sich begnügt, in die reiche Vega hinabzusteigen, und sich jeder Art von Schwelgerei und Unordnung, neben den härtesten Erpressungen gegen die Indianer, zu überlassen. Die Weisungen Don Diego's fruchteten nur dazu, den Stolz dieses Hidalgo, der sich auf eine besondere Gunst des Königs stützte, zu reizen, und ihn, wie alle seine Standesgenossen, dem Befehls-

haber noch höher zu verfeinden. Dieser Gegenpartei schloß sich demnächst, zusamt allen Misvergnügten in der Colonie, der Pater Boyle mit grimmigem Hasse an, und keine Gelegenheit war versäumt worden, Don Diego's Autorität Hohn zu sprechen. Solchergestalt war es ihnen sogar gelungen, die Schiffe, mit welchen Bartolomeo angelangt, zur eigenmächtigen Rückkehr nach Spanien zu benutzen. Marguerite's Flucht ließ die Truppen ohne Anführer, und diese streiften nun vollends jeden Zügel der Mannszucht ab, bis ihre Ausschweifungen die geplagten Indianer zur Nothwehr der Verzweiflung, und damit zur rachsüchtigen Feindseligkeit gegen die vereinzelten und wehrlosen Unterdrücker reizten. Zugleich stand auch den Spaniern in Caonabo ein furchtbarer Gegner auf, welcher das Fort St. Thomas, obwol vergeblich, 30 Tage lang belagerte, und, von mehren Häuptlingen der Insel unterstützt, selbst Isabella bedrohte. Nur der edle, obwol verkante Guacanagari blieb standhaft in seiner Freundschaft. Colombo fand es demnach dringend nothwendig, diesen zerrütteten Zustand der öffentlichen Angelegenheiten schnell und in geschickter Verbindung von Kraft, List und Milde zu beendigen. Es gelang ihm, die Überlegenheit seiner Waffenmacht im offenen Felde geltend zu machen, neue feste Posten im Innern anzulegen, einen einflußreichen Caziken sich zu versöhnen, und, durch eine seltene Probe von Ojeda's Irrenden-Ritter-Muth, mitten in Caonabo's Gebiete, diesen Gegner zu berücken, zu fesseln und hinter sich auf seinem Rosse zu entführen. Mit ungebeugtem Stolze trat der Caraibe vor den Admiral und behauptete seine Würde, bis jener ihn späterhin als Gefangenen mit sich nach Spanien abführte.

Mittlerweile sah sich die Niederlassung einem neuen Drangsale in dem steigenden Mangel aller Lebensbedürfnisse ausgesetzt, als zwei Schiffe aus dem Mutterlande den Überfluß dahin zurückführten, und auch die Zukunft durch Überbringung von Gärtnern und Ackerleuten auf diesem fruchtbaren, aber bisher vernachlässigten Boden sicherten. Colombo aber, von einem fast allgemeinen Bunde der Eingebornen, zur Rache von Caonabo's Fall, bedroht, sah sich gemüßigt, demselben mit seiner gesamten Streitmacht, die sich auf 200 zu Fuß und 20 Reuter belief, in der Vega Real zu begegnen. Es kam alsbald zu einem Treffen, worin die feindliche Überzahl fast augenblicklich der europäischen Taktik, dem Geschütz, den Rossen und zumal den auf sie losgehetzten Bluthunden unterliegen mußte. Gänzliche Unterjochung der indianischen Bevölkerung war die Frucht dieses Sieges, der leider! durch eine falsche Berechnung des Admirals, nur zu sehr gemisbraucht wurde. In der Nothwendigkeit nämlich, sich durch möglichst ergiebige Rückladungen in der königlichen Gunst zu behaupten, sollten die Überwundenen durch fortwährende schwere Tribute aus den Goldwäschereien und Baumwollengespinst sich für die Finanzen ausgiebig erweisen. Durch dies auferlegte Joch von unabsehlicher Dauer ward der gesamte gesellige Zustand der Insulaner, ihre Lebensweise und ihr Lebensmuth bis zur Unerträglichkeit vernichtet. In dieser rettungslosen Lage, und träge von Natur, beschlossen die Unglücklichen, jedem Anbau des Bodens zu entsagen, in die Gebirge zu flüchten und solchergestalt ihre Tyrannen auszuhungern. Dem zur Steuer wurden sie nunmehr von den letztern bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt und dem Wilde gleich gehetzt, bis sie selbst der Angst oder dem Hunger zu Tausenden erlagen. Dem gescheuchten Überrest blieb endlich nur die Wahl, zu sterben oder widerstandslos zu seinen Hütten zurückzukehren und sich traurig unter das auferlegte Sclavenjoch zu beugen.

Marguerite und seine Genossen waren indeß am spanischen Hofe nicht säumig gewesen, den Zustand von Hispaniola und die Verwaltung des Admirals im ungünstigsten Lichte darzustellen, ihn selbst aber, der seit mehren Monaten verschollen sey, als das nur zu wahrscheinliche Opfer seiner neuen tollkühnen Irrfahrt, zu schildern. Ihr Geschrei fand Glauben; die öffentliche Meinung wandte sich von Colombo ab, und Ferdinands natürliches Mistrauen fand es gerathen, einen betrauten Agenten abzusenden, der sich an Ort und Stelle über die Quellen der seitherigen Unordnungen genau unterrichten, und, falls Colombo noch nicht zurückgekehrt sey, unter dessen Autorität geeignete Maßregeln zum bessern Bestehen der Niederlassung treffen sollte. Die Wahl fiel auf den königlichen Kammerjunker Juan Aguado, der, als des Admirals früherer Begleiter, und von diesem selbst als ein Ehrenmann empfohlen, das Land bereits kante und seinen zarten Auftrag am gewissesten mit der erfoderlichen Schonung seines Gönners ausrichten konte. Alle diese Milderungen erhielten noch ein neues Gewicht, als inzwischen auch die Berichte von Colombo's neuesten Entdeckungen und Hoffnungen eintrafen; und Aguado ging demnach mit einer neuen, zur zweckmäßen Unterstützung der Colonie ausgerüsteten Flotte (Aug. 1495) von Cadix unter Segel. Kaum aber war er zu Isabella angelangt, als er auch, berauscht von der in seine Hände gelegten Gewalt, jede Mäßigung aus den Augen setzte, und, mit Verkennung der Natur seiner Vollmacht, sich zum Inquisitor aufwarf, der nicht blos die untern Beamten, sondern selbst den Adelantado vor sein Gericht foderte, und von dem Admiral nur, als von einem überwiesenen Verbrecher, sprach, dem er jedes Übel, so die Colonie getroffen, zur Last legte. Colombo, der gerade im Innern der Insel abwesend war, ward von ihm mit der weitgetriebensten Anmaßung empfangen: doch anstatt (wie er gehofft haben mochte) denselben dadurch zu irgend einem heftigen Schritte zu reizen, unterwarf sich der Beschuldigte besonnen, wenn gleich im Innern schmerzlich verwundet, der königlichen Willensmeinung, welche in Aguado's öffentlich verlesener Vollmacht ausgedrückt schien, und sah es gelassen mit an, wie jener, sich in alle öffentlichen Angelegenheiten mischend, sein Ansehen mit Füßen trat, und alle seine alten schadenfrohen Gegner ebensowol zur Eingabe von Beschwerden gegen ihn und seine Brüder ermunterte, als zum Jubel über seinen unzweifelhaften Sturz erregte, ja selbst die aufs neue unruhig gewordenen Indianer zu einer gleichen Erwartung spante.

So zu gleicher Zeit seinen Stolz befriedigend, und seine Sendung für erfüllt haltend, schickte sich Aguado zur Rückkehr nach Spanien an: aber auch Colombo hielt es für dringend, ein Gleiches zu thun, und durch per-

sönliche Vertheidigung die nachtheiligen Eindrücke wo möglich zu verlöschen, welche Neid, Verleumdung, Ränkesucht und Bosheit gegen ihn hervorgerufen hatten. Noch lagen indeß beider Schiffe in der Ausrüstung, als sich ein schrecklicher Orkan erhob, wie er dort kaum jemals erlebt worden. Alle Fahrzeuge von des Kammerjunkers Flotille gingen im Hafen selbst zu Grunde; nur die Niña von des Admirals Entdeckungs-Geschwader blieb, obwol sehr beschädigt, zum Dienste brauchbar. Während nun dieselbe hergestellt und aus den Trümmern der übrigen ein neues Gebäude für Aguado gezimmert wurde, fand Colombo eine neue Hoffnung und willkommene Beschäftigung in der zufälligen, auf eine romantische Weise gemachten Auffindung einer überaus reichhaltigen Goldmine an der Südküste der Insel, deren genauere Untersuchung selbst auf Spuren eines alten künstlichen Grubenbaues führte, und den, mit seinen anderweitigen Träumen eng verbundenen Wahn in ihm nährte, daß er hier Salomo's Ophir aufgefunden habe. Da auch jene Küstengegend die Lage von Isabella an Reiz und Fruchtbarkeit weit übertraf, so gebot Colombo sofort die Errichtung eines Forts in der Nähe jener Bergwerke, und dachte bereits auf eine Verpflanzung seiner Colonie in die nämliche Gegend, welche auch später ins Werk gerichtet wurde, und der nachmaligen Hauptstadt St. Domingo den Ursprung gab.

Als der Admiral sich endlich, in Begleitung seines Widersachers Aguado, und nachdem er seinen Bruder Bartolomeo neuerdings in der angefochtenen Würde seines Adelantado bestätigt, nach Europa einschiffte (den 10. März 1496), brauchte er die weise Vorsicht, alle Kranke, Müßiggänger und Ruhestörer, welche der Colonie bisher so vielfältig zur Last geworden waren, mit an Bord zu nehmen. Auf diese Weise, und mit Inbegriff von 30 Indianern, ward indeß die Bemannung der beiden Fahrzeuge mit drittehalbhundert Köpfen zum Übermaß beschwert: allein nicht minder nachtheilig ward den Heimkehrenden der zu südlich gehaltene Lauf, der sie, durch die Wirkung des Passat-Windes, in einem vollen Monat nicht weiter, als bis zur Insel Guadelupe brachte. Nicht ohne Kampf, selbst mit den Weibern der Eingebornen, verschafften sie sich hier einige neue, bereits auf die Neige gegangene Lebensmittel: allein da die fortgesetzte Fahrt sie noch immer den Hemmungen des Ost-Passats aussetzte, sa sahen sie sich, nach Verlauf eines zweiten Monats, wie es allen schien, noch weit von ihrem Ziele entfernt, als schon die noch übrigen Mundvorräthe dergestalt erschöpft waren, daß keine Verminderung der Portionen dem Hunger mehr zu wehren vermochte, und die Meinung einiger Verzweifelnden bereits dazwischen schwankte, ob man die miteingeschifften Indianer schlachten, oder, als unnütze Verzehrer, über Bord werfen sollte. Kaum vermochte Colombo diese Unmenschlichen durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß sie gleich des nächsten Tages das Cap St. Vincent erblicken würden. Verwirrt in den eigenen Berechnungen, verlachten ihn die unkundigen Steuerleute, aber betrachteten ihn auch wiederum als ein See-Orakel, da seine Verheißung pünktlich in Erfüllung ging, und sie (den 11. Juni) in den Hafen von Cadix einliefen. Caonabo war indeß, weder diesen gehäuften Mühseligkeiten, noch der ihn verzehrenden Schwermuth gewachsen, am Bord der Ni˜a verstorben.

So wie die Spanier in dem Anblick des, aus der neuen Welt mit Colombo heimkehrenden, entweder kranken, oder mismuthigen und verarmten Gesindels von Glücksrittern wenig Nahrung für ihren frühern Enthusiasmus fanden, so war auch, ungeachtet eines gnädigen Bewillkommungsschreibens und mancher Erweisungen persönlicher Huld, sein Empfang am königlichen Hofe zu Burgos sehr verschieden von der Erwartung, welche seine geleisteten und noch zu leistenden Dienste ihm vorgebildet hatten. Zwar schienen die Verleumdungen und Anklagen seiner zahlreichen Feinde auf die gewogene Stimmung des Königspaares nur geringen Eindruck gemacht zu haben; allein es ließ sich zugleich nicht in Abrede stellen, daß seine Entdeckung einer neuen Welt dem Schatze bisher mehr Ausgaben als neue Zuflüsse zugeführt hatte, und daß darum der Eifer, so wie das Vermögen zu Förderung seiner weitern Entwürfe ziemlich erkaltet seyn mochte. Dies aber freilich um so mehr, da Ferdinands politische Verwickelungen eben damals die vollen Statskräfte in Anspruch nahmen, und die unsichern Erfolge einer neuen Ausrüstung, wie Colombo sie gefodert hatte, die darauf zu verwendenden Summen kaum aufzuwägen schienen. Obgleich also (besonders durch Isabellens standhafte Begünstigung) seine eingereichten Plane zu einer dritten, die endliche Erreichung und Untersuchung des ostasiatischen Continents bezweckenden Reise gutgeheißen, seine Würden und Ehren bestätigt, neue Vortheile ihm zugesichert, und endlich selbst auch die Gelder dazu angewiesen waren; so verzögerten dennoch die verwickelten Finanzen des Hofes, die laue, ja feindselige Stimmung des Publikums, das eben sowol die Schiffe, als die Freiwilligen zu dem angekündigten Zuge verweigerte, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, die einen mit Gewalt zu pressen, und die andern durch Leerung der Gefängnisse zu ersetzen, die Vorbereitungen um so mehr, als alle Miswollende, mit Fonseca, dem Oberaufseher der Expedition, an ihrer Spitze, nichts unterließen, was störend auf die Wünsche des verhaßten fremden Emporkömmlings einwirken konte. So geschah es denn, daß das Jahr 1498 heranschlich, bevor diese Hemnisse durch Colombo's oft schier erliegende Geduld und Ausdauer besiegt werden konten.

Am 10. Mai hob endlich die Flotte von sechs Schiffen, mit welcher der Admiral seine neue Fahrt antreten sollte, die Anker, um auf dem bisher noch unversuchten Wege in der Parallele der Capverdischen Inseln, oder noch näher gegen den Äquator, gegen Westen zu steuern, und so, wie er vermeinte, um so gewisser auf das feste Land von Hinter-Asien zu stoßen. Auf der Höhe von Ferro entsandte er die Hälfte seines Geschwaders in der nächsten Richtung gegen Hispaniola zur Versorgung der dortigen Niederlassungen; er selbst ging nach den vorgenanten Inseln ab, die jedoch seiner Hoffnung, sich hier mit frischen Vorräthen zu versehen, wenig entsprachen. Allein indem er (bis Mitte Juli) gegen Südwesten und bis 5 Grad nördl. Br. in den Ocean eindrang, gerieth er in Windstillen, die, ver-

einigt mit den Wirkungen einer scheitelrechten Sonne, jede menschliche Kraft zu lähmen schienen, und erst in weiterem Abstand vom afrikanischen Continent einem abkühlenden und günstig fördernden Passat-Winde wichen. Dennoch raubte die Fahrt so viel an Zeit, daß bereits wiederum Muthlosigkeit unter der Mannschaft einriß, und der Admiral, auf der Höhe der Caraiben angelangt, die Aufsuchung derselben in einem nordöstlichen Laufe begonnen hatte, als, mit der letzten Tonne des Wasservorraths auf den Schiffen, im gelegensten Augenblick, die Insel Trinidad (den 31. Juli) vor seinen Blicken aufstieg. Hier, an diesem überaus fruchtbaren und frisch grünenden Gestade, befriedigte er das Bedürfniß seines Durstes, ward aber zugleich unaufhaltsam zu neuen Entdeckungen hingezogen, da er gegenüber im Süden eine sich niedrig hinziehende Küste wahrnahm, die er gleichfalls für ein Insel land hielt, ohne zu ahnden, daß er hier, unweit des Oronoco-Stromes zum ersten Male die Terra firma wirklich erblicke, welche so lange das Ziel seines rastlosen Strebens gewesen.

Eine Zusammenkunft mit den wohlbewehrten Eingebornen lief unfriedlich ab: aber auch, als sich dieser Empfang allmälig in gastfreundliche Vertraulichkeit verwandelte, blieb hier, im Golf von Paria, die Sicherheit seiner Schiffe, wegen der furchtbaren Strömung in beiden Mündungen desselben, noch immer bedenklich, bis er, nicht ohne Gefahr, den nördlichen Ausgang durch die Bocca del Dragon in das offene caraibische Meer fand. Dennoch mochte sich Colombo nicht sofort von der Küste eines Landes trennen, wo er einen Reichthum schöner Perlen vorgefunden hatte, sondern verfolgte sie noch in westlicher Richtung bis zur Insel Margarita, wo jene Hoffnung in eine glänzende Erfüllung zu gehen schien und er in große Versuchung gerieth, noch länger zu verweilen, oder in dieser Perlen-Region weiter vorzudringen, wenn nicht überhandnehmende Gicht und Augenschwäche, zusamt dem drohenden Mangel an Lebensmitteln, ihn gemahnt hätten, Hispaniola auf dem nächsten Wege zuzueilen. In fünf Tagen durchschnit er jenes Binnenmeer, ohne auf neues Land zu gerathen, und erreichte die Südküste jener Insel unweit der neuen spanischen Niederlassung, wo sein Bruder Don Bartolomeo, von seiner Erscheinung benachrichtigt, ihm freudig entgegeneilte.

Des Adelantado Bericht von seiner bisherigen Verwaltung der Insel belehrte den Admiral nur zu bald, daß er hier, anstatt auf Ruhe und Erholung, nur auf neue drückende Sorge zu rechnen habe. Der erste Grund zu der jungen Hauptstadt St. Domingo war an einer wohlgelegenen Stelle zwar gelegt worden, aber es gab noch Striche im Westen der Insel tributbar zu machen; und wiewol diese durch des Adelantado kluges Benehmen friedlich dazu bewogen worden, so konte doch selbst eine Kette von militairischen Posten, quer durch das Land gezogen, es nicht verhindern, daß die Bedrückungen und Ausschweifungen der subalternen Beamten, nunmehr noch im Gefolge von fanatischer Proselytenmacherei, die Eingebornen stets von neuem wieder zu der traurigen Nothwendigkeit der Selbsthilfe drängten, welche unfehlbar zu Blutvergießen, Feuertod und noch engerer Zusammenziehung ihrer Ketten führte. Aber auch auf die Colonisten wandte sich dadurch, in gerechter Wechselwirkung, Noth und Mangel an den ersten Bedürfnissen um so mehr zurück, als sie, nur nach Gold dürstend, noch immer säumten, das Land anzubauen. Zugleich erschien Don Bartolomeo's, des zuvor unbekanten Eindringlings, Machtvollkommenheit in den Augen vieler Unzufriedenen nicht begründet genug, um seinen festen und strengen Anfoderungen Gehorsam zu leisten. Dies offenbarte sich, als Francisco Roldan, ein fähiger Kopf, den Colombo aus dem gemeinen Haufen nach und nach zum Posten eines Alcalde Mayor oder Oberrichters der Colonie emporgehoben hatte, und der diesen für einen verlornen Mann hielt, den verwegenen Plan faßte, sich selbst durch jedes Mittel der Hinterlist, und unterstützt von einer kleinen, im Stillen gebildeten Partei, zum Haupte der Niederlassung hinauf zu schwingen. Seine Ränke, seine Aufreizungen, seine goldenen Verheißungen bewirkten endlich ein geheimes Complott, in welchem es, mittelst eines wie von ungefähr entstandenen Auflaufs, auf das Leben des Adelantado abgesehen seyn sollte. Durch einen glücklichen Zufall vermied der letztere diesen Streich; aber bald glaubte Roldan sich stark genug, es auf offenen Widerstand zu wagen, wobei die beiden Brüder des Admirals als die einzigen Schuldigen erscheinen, von ihm, als Oberrichter, verurtheilt, und ihm solchergestalt die Stufen gebildet werden sollten, sich, gleichsam wie zum Heil des Ganzen, ihres Oberbefehls zu bemächtigen.

Der Vorwand zu einer solchen Explosion war leicht gefunden. Dennoch scheiterte der Versuch an Don Bartolomeo's entschlossener Haltung, und auch ein Anschlag, sich mit seinen Spießgesellen des Forts Conception zu bemeistern, oder selbst in Isabella einzudringen, ward zurückgewiesen. Indeß durfte der Adelantado seinen eigenen Truppen zu wenig vertrauen, um sie mit Nachdruck gegen den Empörer zu führen, der noch fortfuhr, sich mittelst Auflösung aller Bande der geselligen Ordnung zu behaupten, und selbst die unglücklichen Eingebornen verführte, auf seine Seite zu treten. So stand die Colonie durch innern Zwiespalt am Rande des Verderbens, als (im Febr. 1498) neue, dringend nothwendig gewordene Zufuhren und Truppenverstärkungen aus Spanien anlangten, zugleich aber auch für Don Bartolomeo die königliche Bestätigung in seinem Posten und gewisse Kunde von des Admirals naher Erscheinung mitbrachten. Doch Roldan, nunmehr jedes Vorwandes beraubt, zog sich, anstatt an Unterwerfung zu denken, mit seinen Anhängern in die westlichen Bezirke der Insel zurück, die zu Feindseligkeiten aufgereizten Indianer ihrem Schicksale überlassend. Diese wurden leicht überwältigt und selbst in die unzugänglichen Berg-Districte verfolgt; aber nur des Siegers mit Milde gepaarter Ernst vermochte es, sie mit ihrem düstern Loose einiger Maßen zu versöhnen.

So verwirrt war der Zustand der Dinge auf Hispaniola, als Colombo, krank und erschöpft, hier wiederum landete. Sein erster öffentlicher Schritt, solchem Unheil zu steuern, mußte seyn, Roldan und dessen gesetzlosen Anhang zur Rechenschaft wegen seines gröblichen Misverhaltens zu fodern, der jedoch weit entfernt blieb, sich vor

feinem Gericht zu stellen, und sich in der angemaßten Unabhängigkeit auch um so leichter behauptete, da es ihm zufällig gelungen war, sich der drei, von dem Admiral vorausgesandten Fahrzeuge und ihrer Vorräthe zu bemächtigen und den Auswurf ihrer Besatzungen an sich zu locken. Um nun jeder weitern Verführung zu steuern, blieb es das Rathsamste, den vielen Unzufriedenen in der Colonie die Aussicht zur Heimkehr ins Vaterland zu eröffnen, während den Meuterern selbst, aber vergeblich, eine völlige Amnestie des Vergangenen angeboten wurde. Beide Theile brachten indeß mit den rückkehrenden Schiffen ihre Beschwerden an die Souveraine; gleichwol aber mußte einstweilen irgend ein friedliches Abkommen zwischen ihnen getroffen werden, wofern nicht die Colonie, welche ohnehin einer völlig neuen Organisation bedurfte, zu Grunde gehen, der Admiral aber verhindert werden sollte, seine Entdeckungsreisen fortzusetzen; und dieser bequemte sich endlich, obwol mit widerstrebendem Gefühl, zu den härtesten Bedingungen, die ihm von der frechen Rotte abgedrungen, aber alsbald auch, unter den nichtigsten Vorwänden, von ihr selbst wieder gebrochen wurden: denn sehr natürlich wich Roldans etwanige augenblickliche Reue einem verstärkten Trotze, sobald er Kunde erhielt, daß seines Gegners wider ihn erhobene Beschwerden, durch Fonseca's feindseligen Einfluß, bei Hofe nur eine kalte Aufnahme gefunden. Seine Foderungen, auf eigene Rechtfertigung und augenblicklichen Vortheil für sich und die Seinen berechnet, mußten, wie unverschämt sie auch waren, und wie ganz sie des Admirals Autorität zerstörten, abermals von diesem zugestanden werden, da selbst auch die Treue seiner nächsten Umgebungen mit jedem Tage zweifelhafter erschien. Der Oberrichter, obwol scheinbar unter seine Befehle zurückgekehrt, benahm sich fortwährend gegen ihn mit einem schier unerträglichen Übermuth und begünstigte Misbräuche, denen jener nur ein schmerzliches Schweigen entgegenzusetzen hatte. Die Colonisten verwandelten sich dadurch in Lehensherren über die fruchtbarsten oder goldreichsten Bezirke der Insel — d. h. in faulenzende Landeigenthümer, denen die bisher freien Indianer als Dienstleute zugewiesen wurden; — eine Einrichtung, die unter dem Namen der Repartiementos's unsägliches Elend über diese Unglücklichen herbeigeführt und vornehmlich zur gänzlichen Ausrottung derselben mitgewirkt hat.

Gern wäre Colombo persönlich nach Spanien hinübergegangen, eben sowol um — was Briefe und Berichte immer weniger vermochten, — durch eine getreue und kräftige Darstellung dieses gehäuften Unfugs und der erlittenen Kränkungen dem getäuschten Königspaare die Augen zu öffnen, als seine zahlreichen Feinde und Verleumder am Hofe zum Schweigen zu bringen; allein seine Anwesenheit in der Colonie, zusamt dem Schatten von Autorität, den er etwa noch gerettet, blieb für den Augenblick dennoch die unerläßliche Bedingung ihres Bestehens, und dies nur um so mehr, da um die nämliche Zeit (im Sept. 1499) Ojeda, der tollkühn-abenteuerliche Gefährte seiner früheren Unternehmungen, mit vier, für eigene Rechnung ausgerüsteten Schiffen, zu einem nahe an Freibeuterei streifenden Zuge an der westlichen Küste der Insel erschienen war, wo sich, unter diesen Umständen und bei seinem bekanten Charakter, das Schlimmste von ihm befürchten ließ. Nur ein eben so kühner und schlauer Kopf, wie Roldan war, und für dessen Treue hier die Bürgschaft in seinem eigenen Interesse lag, konte ihm mit einigem Erfolg entgegengestellt werden, um durch einen Wettkampf von List und Gewandtheit die verwegenen Pläne des ersteren, worin sie auch bestehen möchten, unschädlich zu machen.

Es ergab sich bald, daß Ojeda, von Fonseca begünstigt, genauere Einsicht in alle Berichte, Tagebücher und Charten von Colombo's neuester Reise nach dem Golf von Paria, und bei erwachter Begierde, diese neue, vielversprechende Bahn zum Reichthum weiter zu verfolgen, auch die bereitwillige Autorisation zu jener Ausrüstung erlangt hatte. Verbunden mit mehren Abenteurern, unter denen sich auch zufällig der florentinische Kaufmann Amerigo Vespucci und verschiedene frühere Seegefährten des Admirals befanden, war Ojeda einen großen Strich, südlich vom Oronoco an bis in die Bai von Venezuela, an der Terra firma entlang gesegelt, und demnächst, nach einem Abstecher zu den caraibischen Inseln, auf Hispaniola gelandet, um seine aufgezehrten Mundvorräthe zu ersetzen. Dieser schreiende, von oben gut geheißene Eingriff in Colombo's Rechte, wie er in der ganzen Unternehmung Ojeda's vor Augen lag, mußte sein Gefühl tief verletzen; wäre es nicht zugleich auch in noch höherem Maße durch die von dem letzteren verbreitete, anderweitige Kunde geschehen, daß seine eigene Ungnade am spanischen Hofe und die nahe Zurücknahme des Oberbefehls um so entschiedener sey, da die Königin Isabella, seine letzte Stütze, an lebensgefährlicher Krankheit darnieder gelegen. Ojeda, von diesen Ansichten ausgehend und sich alsbald zu einigen der Unwürdigsten von Roldans ehemaligen Spießgesellen wendend, bezeigte nicht übel Lust, mit Hilfe derselben dem Admiral die Spitze zu bieten und selbst ihn von der Insel zu verjagen; doch Roldan, der jeden seiner Schritte hütete, und beim mehrmals wiederholten Versuch von Thätlichkeiten einen überlegenen Widerstand von List und Entschlossenheit entgegenzusetzen wußte, nöthigte ihn endlich, das Feld zu räumen und sich wieder nach Europa einzuschiffen.

Kaum war dieser ungelegene Gegner glücklich abgewehrt, so gedieh es zu neuen Unruhen durch einen Zwist, der von Nebenbuhlerei bei einer indianischen Schönheit zwischen Roldan und Don Hernandez de Guevara, einem seiner früheren Unheilsgenossen, ausbrach, und worin jener durch strenge Ausübung seiner oberrichterlichen Gewalt, zugleich die Herzen aller übrigen von gleichem Gelichter aufs heftigste gegen sich entrüstete. Die alten Scenen der Parteiung erneuerten sich; es sollte bald nichts Geringeres, als den Tod Roldans und des Admirals gelten. Nur des letztern schnelle Entschlossenheit, womit er die Rädelsführer nächtlich in ihrem Schlupfwinkel überraschte und festnahm, rettete ihn und jeden kleinen Rest von Gesetzlichkeit auf der Insel. Die Hinrichtung des einen, die Einkerkerung der andern erdrückte die offene Empörung, welche im Begriff gestanden hatte, auszubrechen; und jetzt erst begannen die Früchte einer bessern Ord-

nung in den geschreckten oder beruhigten Gemüthern, sich allgemach in der Niederlassung zu zeigen. Colombo schöpfte aufs neue Muth genug, um auf die Verfolgung seines so lange gehemten Lieblingsplanes, die nähere Erforschung der Küste von Paria, zurückzukommen, deren eigentliche Natur als Continent er seitdem richtig erkant hatte, und an welcher er die Errichtung einer Perlenfischerei bezweckte.

Während dieser günstigeren Wendung der Angelegenheiten auf Hispaniola fehlte jedoch viel, daß des Admirals Betragen auch in Spanien im rechten Lichte erkant worden wäre. Seine alten Widersacher und Neider vereinigten sich mit all den Unzufriedenen, welche aus der neuen Welt zurückkehrten, um laute Klagen gegen seinen anmaßenden Stolz, seine beleidigende Härte und seine Grausamkeit gegen die Eingebornen zu erheben; — ja, daß er wol gar damit umgehe, sich jeder Abhängigkeit vom Mutterlande zu entziehen. Auf Ferdinands argwöhnische Sele machten diese ewig wiederholten Beschuldigungen einen immer tieferen Eindruck. Colombo hatte wenigstens insofern seine Erwartungen getäuscht, als diese neuen Besitzungen jenseits des Meeres, anstatt seinen Schatz zu füllen, immer noch bedeutende Einlagen erheischten; und das jammervolle Bild von der Colonie, welches jener selbst in seinen Berichten hatte aufstellen müssen, ließ glauben, daß er sich — sey es aus Unfähigkeit oder aus Misverhalten — große Fehler in der Verwaltung habe zu Schulden kommen lassen. Eine so ausgedehnte Gewalt, wie sie ihm, und nicht ohne inneres Widerstreben, war übertragen worden, schien nicht länger in so allgemein verhaßten Händen bleiben zu dürfen; und so dachte denn der König je länger je ernstlicher darauf, abermals einen betrauten Bevollmächtigten hinüberzusenden, der sich an Ort und Stelle eine klare Einsicht in diesen wichtigen Gegenstand erwürbe und, wenn die Dringlichkeit es foderte, die Zügel der Verwaltung selbst ergriffe. Nur Isabellens nicht zu besiegende Abneigung gegen jedes wider ihren Schützling zu ergreifende, harte Verfahren verhinderte die Ausführung dieses zeitig gefaßten Entschlusses: aber auch sie ward mit dem Starrkopf unzufrieden, als er die von ihr gemisbilligte Maßregel, gefangene Indianer als Sklaven nach Spanien zu senden, fortdauernd für nothwendig erklärte.

Der Admiral selbst hatte um einen neuen rechtskundigen Oberrichter, so wie um einen unparteiischen Schiedsrichter in dem Handel zwischen ihm und Roldan nachgesucht. Ferdinand vereinigte beide in der Person des Don Francisco de Bobadilla und übertrug diesem zugleich das Geschäft jener ihm so angelegenen Untersuchung in oberster Instanz; — ein Misgriff, der um so weniger zu etwas Gutem führen konte, da Bobadilla mit einem beschränkten Kopfe eben so viel Ehrgeiz als Leidenschaftlichkeit in sich vereinigte. Im Januar 1500 ging dieser endlich, mit den entsprechenden Vollmachten, so wie mit mehren königlichen Unterschriften in blanco versehen, nach Hispaniola unter Segel. Seine Erscheinung in St. Domingo, wo Don Diego Colombo in Abwesenheit seiner Brüder befehligte, erregte Bewegungen im verschiedensten Sinne; doch ließ er nicht lange über die Natur seines Auftrags in Ungewißheit: denn so wie er den Fuß ans Land setzte, erschien ihm auch bereits des Admirals Straffälligkeit als entschieden. Er ließ sein erstes Beglaubigungs-Decret als königlicher Commissarius öffentlich vorlesen und foderte unverzüglich Don Diego und die andern Befehlshaber des Platzes auf, die noch verhafteten Rädelsführer des letzten Aufstandes vor sein Tribunal zu stellen. Auf die glimpfliche Entgegnung aber, daß hierin nicht ihnen, sondern dem, mit höherer Gewalt bekleideten Admiral die Entscheidung zustehe und von demselben erst eingeholt werden müsse, hielt es Bobadilla an der Zeit, einen zweiten, nur auf den Fall erfundener gänzlicher Misleitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgestellten königlichen Befehl zu produciren, der ihn berechtigte, das Gouvernement der Insel aus des Admirals Händen zu übernehmen; zugleich mit einem dritten, nur für den äußersten Nothschritt vorgesehenen Patent, wodurch Colombo, bei Strafe des Hochverraths, angewiesen wurde, alle Festungen, Schiffe und anderes königliches Eigenthum an den neuen Statthalter auf der Stelle auszuliefern. So bemächtigte er sich, unterstützt von einer mit herübergebrachten Leibwache und dem auf das Versprechen der Auszahlung aller rückständigen Besoldungen ihm freudig zufallenden Pöbel, des Forts, ohne einen andern, als blos wörtlich eingelegten Widerstand zu erfahren. Demnächst nahm er des Admirals sämtliches Eigenthum, bis auf dessen geheimste Schriften, in Besitz, ohne Rechenschaft davon zu geben, und belegte ihn und seine Brüder mit Schmähungen, als seyen sie allesamt bereits in Spanien zu Verbrechern gestempelt und aller Ehren und Würden für immer verlustig verurtheilt worden.

Colombo, der eben damals mit Bartolomeo im Innern der Insel beschäftigt war, hielt, auf die erste Nachricht von diesen schier unglaublichen Vorgängen, dieselben nur für den tolldreisten Versuch irgend eines neuen Abenteurers, der, gleich Ojeda, an diesen Küsten auf eigne Rechnung umherschwärme: aber noch unglaublicher erschien ihm dies Alles, als eine nähere Kunde ergab, daß Bobadilla wirklich unter königlicher Autorität handle. Gern hätte er noch gezweifelt, daß dem also sey, und daß jener, eben wie einst Aguado, sich einer vermessenen Anmaßung schuldig gemacht: doch, gerüstet auf Alles, säumte Bobadilla nicht lange, ihm ein eigenhändig unterzeichnetes, wortkarges Schreiben der beiden Souveraine zuzustellen, worin er aufgefodert wurde, ihrem Bevollmächtigten unbedingten Glauben und Gehorsam zu beweisen. Nunmehr erkante Colombo wol, daß sein Sturz beschlossen, sein feierlicher Vertrag gebrochen und sein Regiment geendigt sey. Jeden ferneren Gedanken an Widerstand aufgebend, verfügte er sich, unbedingt, nach St. Domingo, wohin der neue Machthaber ihn beschieden hatte, während zugleich alle seine Widersacher in der Colonie triumphirend dahin eilten, um jede Art der Anklage auf ihn zu häufen.

Schon war Don Diego, ohne näheren Grund, verhaftet worden; aber auch den Admiral erwarteten, sobald

er die Stadt betrat, schimpfliche Fesseln, denen er sich, in ungebeugter Selengröße, geduldig darbot. Ja, er fügte sich sogar in das Verlangen, seinen Bruder Don Bartolomeo, dessen energischer Charakter leicht eine gewaffnete Abwehr besorgen ließ, durch schriftliche Auffoderung zum leidenden Gehorsam zu verpflichten. Dieser gehorchte und ward nicht minder mit Ketten belastet. Während solchergestalt die drei Brüder in strengster Haft, von einander abgesondert, schmachteten und von ihrem Richter so wenig eines Anblicks, als einer Vertheidigung, gewürdigt wurden, ward jeder, der als Kläger oder Zeuge wider sie auftreten wollte, mit Freuden gehört, um eine Masse von eben so ungereimten und unwahren, als gehässigen Beschuldigungen aufzuhäufen, die dem neuen Gouverneur zur Rechtfertigung seines übereilten und ungesetzlichen Verfahrens dienen sollten. Zufrieden mit diesen gesammelten Documenten bedachte sich nun Bobadilla nicht länger, die vom rohen Pöbel laut verhöhnten und sich ihres Lebens schon verzichtenden Angeklagten in Ketten nach dem Mutterlande, zu Empfang ihres Richterspruchs, abzusenden, und Alonso de Villejo erhielt den Auftrag, sie dahin, und zuvörderst in Fonseca's Hände, abzuliefern. Jener Aufseher indeß, so wie der Kapitän des Schiffes, fühlten sich gegen Colombo zu einem edelmüthigeren Betragen gedrungen und wollten ihn am Bord der Fesseln entledigen: doch der Gefangene, mit noch edlerem Stolze, wollte sie sich nur auf ausdrücklichen Befehl der königlichen Gebieter, in deren Namen sie ihm angelegt worden, wieder abgenommen sehen; — ja, selbst dann noch sollten sie, als theure Denkmale des Lohns für die Entdeckung einer neuen Erdhälfte, ihm stets vor Augen bleiben. Wirklich auch sah man sie, bis an seinen Tod, in seinem Gemache aufgehängt, und sein letzter Wille verordnete, daß sie ihm auch in seinen Sarg mitgegeben würden.

Inzwischen hallte ganz Spanien, erstaunt und unwillig, wieder bei der ihm dargebotenen Erscheinung des Admirals in den Ketten eines Verbrechers; und gerade dies Übermaß der Beschimpfung gewann ihm schnell die Gunst der öffentlichen Meinung zurück. Noch auffallender war die Wirkung seines persönlichen Auftretens am königlichen Hoflager zu Granada. Mitleid mit dem Gemishandelten und Unwille über die so freventlich gemisbrauchte Autorität des Thrones erfüllten Isabellens hochherziges Gefühl; noch weniger durfte Ferdinand seine innere Abneigung gegen den so schwer Beleidigten kund geben. Ihrer beider entschiedener Tadel alles Vorgegangenen und die bestimte Erklärung, daß Bobadilla ihren Absichten schnurstracks entgegengehandelt, begleiteten, noch vor der Ankunft von des letzteren Klagepunkten, den Befehl, die Gefangenen sofort auf freien Fuß zu stellen und sie mit der ihnen gebührenden Auszeichnung zu behandeln. Dem Admiral selbst drückten sie ihren Schmerz über sein erlittenes Unrecht aus; und diese wohlwollende Gesinnung wiederholte sich auch in dem Empfange, der seine ehrenvolle Audienz bei dem Königspaare bezeichnete. Stumm und in Thränen aufgelöst warf er sich zu den Füßen desselben. Auch Isabellens Augen blieben nicht trocken. Mund gegen Mund konte ihm seine glänzende Rechtfertigung, wenn es deren noch bedurfte, nicht fehlen.

Noch aber hatten sich die Souveraine vor der Welt von dem Makel des Undanks gegen ihren verdientesten Unterthan zu reinigen. Jede weitere Untersuchung von Bobadilla's Anschwärzungen ward auf der Stelle niedergeschlagen, er selbst des Befehls entsetzt, und Colombo vertröstet, daß allen seinerseits angebrachten Beschwerden abgeholfen, sein Eigenthum zurückerstattet und die Wiedereinsetzung in seine Würden und Rechte erfolgen solle. Allein gerade diese letztere factische Genugthuung, um welche es dem Gekränkten vornehmlich zu thun seyn mußte, verzog sich in eine Länge, welche besser der eigensüchtigen Politik Ferdinands, als den Ansprüchen seines Dieners entsprach und auch nie bei dessen Leben erfüllt wurde. Der Vertrag mit dem Entdecker war dem Könige von jeher als zu hoch gespant und zu reich an schier fürstlicher Macht und Einfluß erschienen. Jetzt, da die Bahn gebrochen und an unternehmenden Seemännern aus Colombo's Schule kein Mangel war, konte jener die fernern, auf ihre eigenen Kosten unternommenen Entdeckungen und die daraus zu ziehenden Vortheile wohlfeileren Kaufs haben; und wirklich hatten bereits Ojeda, Niño, die Pinçon's und mehre Andere, theils Guiana und den Amazonen-Fluß, theils aber auch, von des Admirals Papieren und Charten geleitet, dessen Erforschung der Küste von Cumana westlich bis weit in den Golf von Darien fortgesetzt und die königliche Erlaubniß erhalten, diese Länderstriche zu colonisiren. Indem sich nun Ferdinands Gesichtspunkte solchergestalt erweiterten, beschloß er, diese neuen Niederlassungen unter eine Hauptverwaltung zusammenzufassen, welche in St. Domingo ihren Mittelpunkt haben und unter der Leitung des feinen, aber ehrsüchtigen Nicolas de Ovando, der Bobadilla im Oberbefehl ablöste, gestellt werden sollte; wogegen Colombo, der nunmehr entbehrliche Fremdling, einmal entfernt von seinem Posten, fortan um so leichter und sicherer in Unthätigkeit schien erhalten werden zu können. Den Vorwand des dermaligen Aufschubs bot der noch immer gährende Zustand der Dinge auf Hispaniola, wo der Admiral nur die alten erbitterten Gegner vorfinden und vielleicht sogar sein Leben gefährden möchte; daher auch Ovando's Bestallung nur auf zwei Jahre lautete, binnen welchen derselbe dort Ruhe und Ordnung wieder herstellen sollte. Überdies lag ihm ob, für die Ermittelung und Erstattung des von seinem Vorgänger dem Admiral geraubten Eigenthums zu sorgen und diesem alle Rückstände an Einkünften pünktlich auszuzahlen. So mochte denn Colombo allerdings glauben, nur weise zu thun, sich dieser durch die Königin ihm versicherten Auskunft in Geduld zu fügen.

Schwerer jedoch fand es sein Geist, sich der unthätigen Muße, die seiner nunmehr wartete, gelassen hinzugeben. Anfangs warf sich seine stets geschäftige Phantasie auf den lange schon genährten Lieblingsgedanken, zur Befreiung des heiligen Grabes, die ohnehin das letzte Resultat seiner großen Entdeckungen hatte seyn sollen, zu wirken. Indessen konte freilich der Vorschlag eines sol-

chen neuen Kreuzzuges, wenn er auch mit dem damaligen Zeitgeiste gut genug zusammenstimte, nicht sonderlichen Eingang bei einem Monarchen finden, dessen politische Entwürfe längst eine näher liegende und mehr weltliche Richtung genommen hatten. Dieses Erfolgs verfehlend, wandte sich demnach Colombo bald wieder mit neuem Eifer zu den ihm nicht minder angelegenen Plänen von Länder-Entdeckung zurück, wo ihm noch so Großes zu leisten übrig schien. Erst vor Kurzem hatte Vasquez de Gama das Problem der Umschiffung der Südspitze von Afrika gelöst; und alle Reichthümer des fernsten Orients begannen nunmehr in Portugal zusammenzuströmen, während die Vortheile des Besitzes der neuen westlichen Welt nur erst noch in weiter Ferne winkten. Wenn jenes Ereigniß Colombo's Sele nicht ohne eine edle Eifersucht ließ, so mußte noch weit mehr des eigensüchtigen Ferdinands Gemüth voll Neides gegen das ihm vorangeeilte kleine Nachbarvolk seyn und ihn begierig machen, unmittelbaren Antheil an jener unermeßlichen Erndte zu nehmen. Colombo fand daher auch ein ungleich offneres Ohr, als er dem Herrscherpaare zu einer neuen Fahrt, die ihn endlich nach dem so lange gesuchten Hinter-Indien führen sollte, auf noch bündigere Beweise gestützt, darlegte. An der weiten Erstreckung der Küste von Terra firma nach Westen war jetzt kein Zweifel mehr übrig; allein eben so entschieden schien es ihm, daß die, in gleicher Richtung hinlaufende Südküste von Cuba, als ein zweites asiatisches Continent, zwischen beiden eine Meerenge voraussetze, welche, einmal aufgefunden, unfehlbar zu dem gewünschten Ziele führen müsse, und das nur mit um so überwiegenderer Wahrscheinlichkeit, wenn er nach der starken Seeströmung nach Westen, (dem späterhin so benanten Golf-Strom), die er in der caraibischen See gefunden und der jene Straße nur zum Abfluß dienen konte, urtheilen sollte.

Eine neue vierte Expedition, unter des Admirals Führung, ward demnach beschlossen und in einer Weise ausgeführt, wie dieser sie für seine Zwecke entsprechend hielt. Sie bestand aus vier Schiffen von mäßiger Größe, die sich besser für jedes Fahrwasser eigneten, und aus einer Bemannung von 150 Köpfen. Ein Alter von 66 Jahren und eine lange Reihe trüber Erfahrungen hatten den Geist des Anführers noch so wenig gebeugt, daß er mit vollem frischem Muthe (den 9. Mai 1502) auf diese weitaussehende und gefahrvolle Unternehmung von Cadix in See ging. Sein trefflicher Bruder Don Bartolomeo und sein jüngerer Sohn Ferdinand begleiteten ihn. Schon am 15. Juni langte er, nach einer überaus glücklichen Fahrt, bei einer der caraibischen Inseln (wahrscheinlich Martinique) an, und wandte sich darauf, anstatt, wie er ursprünglich gewollt, seinen Lauf gerade auf Jamaica zu richten, nach St. Domingo, um dort sein Admiralschiff, das sich als einen sehr schlechten Segler zeigte, gegen ein anderes auszutauschen. Freilich hatte er die ausdrückliche Weisung, diesen Hafen, wo man von seiner Gegenwart Unruhen besorgte, nicht zu berühren: allein jener eingetretene Nothfall erschien ihm hier als eine ausreichende Entschuldigung. Er fand die Flotte, auf welcher Ovando zu Bobadilla's Ablösung unlängst angekommen, mit dem letzteren und Roldan, so wie mit allen ihren erpreßten Schätzen am Bord, zum Absegeln nach der Heimath bereit, und beeilte sich, vor dem Auslaufen derselben zu warnen, weil alle Zeichen eines nahen Orkans im Anzuge wären, zu dessen Vermeidung er selbst um die Vergünstigung bat, mit seinem kleinen Geschwader im Hafen Schutz suchen zu dürfen. Ovando jedoch, entweder aus kleinlicher Eifersucht, oder sich buchstäblich an seine Instructionen haltend, oder auch wol weil er wirklich von des Admirals alten Feinden, welche durch die neuerlichst verhängten Untersuchungen noch höher gegen ihn erbittert seyn mochten, Unheil besorgte, verweigerte nicht nur dies Ansuchen, sondern schlug sogar auch jene wohlgemeinte Warnung in den Wind. Die Retour-Flotte stach wohlgemuthet in See; aber schon nach zwei Tagen erhob sich in der That der vorherverkündigte Sturm, die Armada zerstob vor ihm, wie Spreu, und nebst vielen andern versank auch das Schiff, welches Bobadilla, Roldan und noch mehre ihres Gelichters samt ihrer so übel erworbenen Beute trug, in den Abgrund. Noch auffallender erschien es, daß nur das einzige schwache Fahrzeug, welches das dem Admiral zurückerstattete Eigenthum am Bord führte, im Stande blieb, die Reise nach Spanien fortzusetzen.

Colombo, eben so sehr bekümmert, als erbittert über seine unfreundliche Zurückweisung, hatte sich bei Zeiten in einer nahen wilden Bucht nach einer Zuflucht umgesehen und erlitt von dem Ungewitter einen minder bedeutenden Schaden. Nach einigen Tagen der Erholung lief er indeß, auf fortgesetzter Fahrt, südwärts von Jamaica, nach seiner früheren Entdeckung, den Gärten der Königin, hinauf; — wie es scheint, in der Absicht, die weitere Untersuchung der Küste von Cuba auf dem Punkte wieder anzuknüpfen, wo er sie vor acht Jahren hatte abbrechen müssen. Allein es erhob sich bald ein so günstiger Wind, daß er es vorzog, unmittelbar gegen Südwesten in der Richtung fortzusteuern, wo er die gehoffte Meerenge zwischen den beiden Continenten vermuthete. So befand er sich denn bald (30. Juli) vor der großen Bai von Honduras, landete auf der kleinen Insel Guanaga und stieß daselbst auf ein überaus großes Kanoe, das weither nordwärts (von der Halbinsel Yucatan) gekommen schien und dessen Mannschaft ebensowol einen sehr viel höheren Grad von Gesittung, als größere Vollkommenheit in den mitgeführten Nahrungsmitteln und Geräthschaften zu Tage legte. Die freundliche Einladung dieser Indianer, ihnen in ein reiches und gewerbsames großes Land im Westen zu folgen, (was unmittelbar zu der wichtigen Entdeckung von Mexico geführt haben würde) ließ Colombo, der nur mit dem Gedanken an jene Durchfahrt beschäftigt war, unbeachtet, und da er auch von dem vor ihm liegenden Golf dieses Ziel nicht erwartete, wandte er sich alsbald, obwol von heftigen Strömungen und anhaltendem Unwetter, so wie von harten Gichtanfällen in seiner Gesundheit mitgenommen, nach Südosten, längs der Küste von Honduras hin, die ihm zugleich als besonders goldreich geschildert worden. Erst nach vierzig mühseligen Tagen gelangte er an das Cap Gracias a Dios, das

ihm gestattete, einen um vieles schnelleren Lauf in einer ungleich günstigeren südlichen Richtung, neben der Mosquito-Küste hin, bis zum 25. September zu verfolgen. Das Bedürfniß, sich und sein ganz erschöpftes Schiffsvolk zu erfrischen und die beschädigten Fahrzeuge auszubessern, bewog ihn, hier einen wohlgelegenen Ankerplatz zu suchen, wo sich auch bald, mit kluger Mäßigung von beiden Seiten, mit den Eingebornen ein freundschaftlicher Verkehr anknüpfte, der nur zuletzt noch unangenehm gestört wurde, als Colombo zwei derselben, um kundige Führer für seine weitere Reise an ihnen zu finden, gewaltsam am Borde zurückhielt.

Je weiter das Geschwader an dieser wohlbevölkerten Küste (die später den Namen Costa rica empfing) hinstrich, desto sichtbarer wurden an dem Schmuck der Indianer die Kennzeichen eines Goldreichthums, der zu ganz neuen Hoffnungen berechtigte. Man näherte sich der Küste von Veragua, wo der eigentliche Boden jenes edlen Metalls zu finden seyn sollte; und überall, wo man landete, endigten sich die anfänglichen Feindseligkeiten in einen ergibigen Tauschhandel mit diesem Artikel. Doch Colombo betrachtete die so gewonnenen goldenen Bleche und Zierrathen für jetzt nur als Proben von den Erzeugnissen dieses Erdstriches, und steuerte rastlos vorwärts. So erreichte er zwischen 9 und 10 Gr. n. Br. einen äußerst sichern und lieblich umgebenen Busen, den er deshalb Porto bello nante und, so wie bald darauf den minder bequemen Hafen El Retreto, zu abermaligen Ruheplätzen erkor. Allein schon bog sich die Küste stark nach Osten; beinahe ward der Punkt erreicht, wo die neuerlichen Entdeckungen eines Seefahrers, Rodrigo Bastides, längs der Terra firma ihr Ziel gefunden hatten; und keine Meerenge erschien vor Colombo's verlangenden Blicken! Ebensowenig deuteten Winde und Strömungen das Daseyn einer Durchfahrt an; vielmehr thürmten sich die Berge landeinwärts zu himmelhohen undurchdringlichen Massen auf. Überdem hatte der Bohrwurm seine Schiffe zernagt; die Mannschaften bezeigten sich jeden Tag unzufriedener mit den gehäuften Mühseligkeiten der Reise und verlangten laut nach der unlängst verlassenen Goldküste zurück. Alles traf demnach zusammen, um den Admiral, wenn auch nicht über eine so lang gehegte Lieblingsmeinung zu enttäuschen, doch einstweilen zum Aufgeben seines Vorsatzes und zur Umkehr nach Veragua zu bestimmen. Die Vereitelung seiner großartigen Hoffnungen, deren Schuld hier wirklich nur der Eigensinn der Natur zu tragen scheint, so wie der Vorwurf dieses Fehlschlagens, konte nur durch den Gewinn jenes goldreichen Gebietes, dessen Minen nunmehr näher erforscht und benutzt werden sollten, einigermaßen aufgewogen werden.

Demzufolge richtete der Admiral (5. Dec.) seine Segel wieder nach Westen, hatte aber 30 Tage lang, um eben so viele Seemeilen zurückzulegen, mit Stürmen, Wasserhosen und den augenscheinlichsten Gefahren des Untergangs, zusamt dem Hunger bei verdorbenen Lebensmitteln, zu kämpfen, bevor es ihm gelang, den Fluß Belen, zunächst Veragua, der einen bequemen Ankerplatz darbot, zu erreichen. Man machte sich den kriegerischen Eingebornen bald verständlich, gewann ihr Vertrauen und ward, auf jede angelegentliche Erkundigung, immerfort in die inneren Gegenden des Landes, als den eigentlichen Fundort des hier angetroffenen Goldes, verwiesen. Es galt demnach einer näheren Untersuchung derselben, stromaufwärts, unter Anführung des Adelantado; und wirklich zeigte man diesem einen Ort in den dichten Wäldern, wo der Boden, hart unter seiner Oberfläche, wie mit Golde geschwängert erschien, und wo von seinen Begleitern auf der Stelle ein Vorrath gesammelt werden konte. Dabei erhielt er die Versicherung, daß die Oberfläche eines ganzen weiten Landstrichs nach Westen hin die nämliche natürlichen Beschaffenheit wahrnehmen lasse. Dennoch ergab sichs binnen kurzem, daß nicht nur die eigentlichen Goldminen von Veragua ungleich näher gelegen, sondern auch noch um vieles ergibiger seyen. Wäre Colombo durch dies Alles auch nicht aufs neue in seinem Wahn, hier an einem der reichsten Punkte Ost-Asiens gelandet zu seyn, befangen gewesen, so bot doch dieser Boden an sich selbst so unermeßliche natürliche Vortheile dar, daß ihm der Gedanke, hier eine Niederlassung und einen Stapelplatz für den indischen Handel zu gründen, zu nahe lag, um ihn von sich zu weisen. Don Bartolomeo erklärte sich bereit, mit dem größeren Theile der Schiffsbesatzungen, 80 Köpfen, hieselbst zurückzubleiben, während sein Bruder nach Spanien zurückkehren würde, um der neuen Colonie die nöthigen Unterstützungen zuzuführen. Hütten und Magazine wurden an einer wohlgeeigneten Stelle errichtet; das Land selbst bot einen reichen Vorrath von eßbaren Erzeugnissen, die Gewässer einen Überfluß von Fischen dar. Mit den Eingebornen, obwol sie nicht ohne Scheu und Verwunderung diese wunderbaren Gäste bei sich verweilen sahen, suchte man in einem friedlichen Einverständniß zu bleiben. Nur der schnelle Verlauf der Regenzeit, welche den Fluß zu seicht zurückließ, um das Meer wieder gewinnen zu können, verhinderte den Admiral noch an der Abfahrt.

Inzwischen lag etwas in den unruhigen Bewegungen der Indianer, was besonders den Argwohn des Diego Mendez, eines Mannes von schlauem und lauersamen Charakter, aufregte; und sein näheres Kundschaften that wirklich dar, daß eine bedeutende Streitmacht in der Nähe zusammengezogen worden, um sich der kecken Eindringlinge mit gewaffneter Hand zu erwehren. Noch zweifelte Colombo an einer solchen feindseligen Absicht: allein Mendez verschaffte sich, mit sichtlichster Lebensgefahr, die Überzeugung im indianischen Hauptquartier selbst, daß es auf nichts Geringeres, als Überfall, Verbrennung der Schiffe und Gebäude und Niedermetzelung aller Weißen abgesehen sey. Ohne diesen Angriff zu erwarten, ließ sich der Adelantado nur von seinem Kühnmuth leiten, rückte dem feindseligen Caziken entgegen und bemächtigte sich, ohne Blutvergießen und in der Mitte seiner bestürzten Unterthanen, seiner Person und

Familie. Doch schon in der nächsten Nacht ersah der Gefangene die Gelegenheit, aus dem Boote, worin er abgeführt werden sollte, zu entschlüpfen. Schon war, unmittelbar darauf, der Admiral mit drei Schiffen auf die äußere Rhede ausgelaufen, als der gerettete und von Rache entbrante Häuptling seines Augenblicks wahrnahm, so heimlich und unversehens über die zurückgebliebenen Spanier in ihrem Fort herzufallen, daß sie sich kaum zu sammeln und seinen Angriff, nicht ohne eigenen Verlust, zurückzuweisen vermochten. Zu gleicher Zeit war ein vom Admiral nach Holz und Wasser ausgesandtes Boot, obwol unthätiger Zeuge jenes Kampfs, dennoch unvorsichtiger Weise den engen Fluß hinaufgefahren und hatte dort, bis auf den letzten Mann, seinen Untergang unter den Geschossen der Indianer gefunden. Ergriffen von einem panischen Schrecken über dies Blutbad, entschwand nun auch plötzlich den Colonisten der Muth, an dieser unwirthbaren Küste zu verweilen. Sie stürzten, trotz der Gegenrede ihres Anführers, eilfertig in das ihnen zurückgelassene Schiff; strandeten aber in der seichten Mündung des Flusses und hatten nun den ganzen Ungestüm ihrer wilden Verfolger zu dulden, deren sie sich, am offnen Ufer, hinter einer Art von Verschanzung nur mit Mühe erwehrten.

Der Admiral, unkundig aller dieser unglücklichen Vorgänge, fühlte seinerseits nicht geringere Sorge um das Ausbleiben seines Bootes, da er, bei der hohen See und heftigen Brandung, das einzige, ihm noch übrige nicht aufs Spiel setzen durfte, um Erkundigung am Lande einzuziehen; während die an Bord befindliche, gefangene Familie des Caziken in der Nacht ihren Kerker gesprengt und sich theils durch Schwimmen gerettet, theils den freiwilligen Tod gegeben hatte. Mehre Tage lang währte diese peinliche Lage an beiden Seiten, bis endlich der Pilot Pedro Ledesma sich dazu hergab, durch die Brandung zu schwimmen, und auch das Ufer und seine bedrängten Landsleute glücklich erreichte. Diese, in wahnsinniger Verzweiflung, beschworen ihn, beim Admiral ihre Wiederaufnahme an Bord zu bewirken; und als er jene unglücklichen Nachrichten an das Schiff zurückgebracht, erkante Colombo die Pflicht, einen so theuren Bruder, samt so vielen Menschenleben vom gewissen Verderben zu retten, aber auch mit tiefem Schmerz die Nothwendigkeit, seine auf diese Niederlassung gegründeten Pläne wenigstens für den Augenblick aufzugeben. Indeß gefährdete jede Stunde ebensowol die Sicherheit der morschen Schiffe an dieser stürmischen Küste, als die Rettung der am Lande Belagerten. Die Bekümmerniß des Admirals, durch Fieber und Schlaflosigkeit bis zu Visionen gesteigert, wich auch nur dann erst, als das stillere Wetter ihm gestattete, im Verlauf von zwei Tagen sowol jene Mannschaften, als auch den größten Theil der Vorräthe aus dem gescheiterten Schiffe, wohlbehalten, jedoch nicht ohne große Beschwerde, an Bord zu schaffen. Der wackere Mendez mit fünf Gefährten war der letzte, welcher diese unheilschwangere Küste verließ.

Endlich (gegen Ende Aprils) gestattete es ein günstiger Wind dem noch übrigen Geschwader, sich von derselben gänzlich zu entfernen: allein der Zustand der Schiffe schien es unumgänglich zu erfodern, Hispaniola zu ihrer Ausbesserung und zu Ergänzung der Provisionen aufzusuchen. Nicht aber ohne mismuthige Verwunderung der Schiffsmannschaften geschah es, daß Colombo zuvörderst volle 4 Längen-Grade östlich an der Küste fortschiffte, bevor er seinen Cours nordwärts richtete; — ebensowol um seine Steuerleute über die wahre Lage von Veragua ungewiß zu lassen, als um nicht durch die heftigen Strömungen der caraibischen See zuweit unter den Wind von St. Domingo zu gerathen. Schon bei Porto bello mußte er jedoch sein drittes Schiff, weil es nicht länger die See halten konte, vernichten, und auch die beiden übrigen mochten nur noch für ein Wrack gelten. Nachdem er sich solchergestalt bis an den Eingang des Golfs von Darien geschleppt, lenkte er endlich (1. Mai) in gerader und schneller Fahrt dem Norden zu; sah aber bald seine Befürchtung erfüllt, Hispaniola verfehlt zu haben und, gegen Cuba, an die Caymans und die Gärten der Königin getrieben zu werden; während die Lebensvorräthe sichtbar zu Ende gingen und die lecken Fahrzeuge kaum durch anhaltendes Pumpen über dem Wasser erhalten werden konten. Eben waren sie an einer der letzteren Inseln vor Anker gegangen, als ein plötzlicher Sturm sie bei Nacht überfiel, die Kabeltaue sprengte und die Fahrzeuge zu gegenseitiger bedeutender Beschädigung an einander schleuderte. Nur mit Mühe entgingen sie dem Scheitern oder Sinken: aber keine noch so große und anhaltende Anstrengung reichte hin, den Winden oder Seeströmen soviel abzugewinnen, um die Höhe von Hispaniola zu erreichen. Die Lecke nahmen zugleich dergestalt überhand, daß kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als geradezu gegen Jamaica anzulaufen und dort einen Hafen zu suchen, den sie zwar auch fanden und erreichten, aber nur, um auch augenblicklich, zunächst dem Ufer, auf den Grund zu setzen. Aus Vorsicht hatte man beide Schiffe der Länge nach zusammengekoppelt; ihre Verdecke ragten um mehre Fuß über dem Wasserspiegel hervor, zum trockenen Aufenthalt für die Mannschaften, und bildeten zugleich eine Art von Wasser-Kastell gegen jeden feindlichen Angriff.

Viel kam jedoch darauf an, es zu keiner solchen Mishelligkeit mit den Eingebornen kommen zu lassen, und Colombo bemühte sich, den Verkehr mit denselben so zu ordnen, daß die gewöhnlichen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten seiner Schiffsmannschaft vermieden würden. Um besonders auch den Tauschhandel um Lebensmittel zu fördern und mit dem Bedürfniß auf die Dauer in ein Gleichgewicht zu bringen, unterzog sich Mendez einer Durchsuchung der Insel hinsichtlich ihrer Erzeugnisse, wobei er mit den Häuptlingen eine Übereinkunft abschloß, den Markt der Spanier regelmäßig mit Wild, Fischen und Cassava-Brod zu versorgen. Doch blieb dies nur Aushilfe für die Gegenwart, während des Admirals bekümmerter Blick auch in die Zu-

kunft gerichtet und auf Mittel bedacht seyn mußte, sich aus seiner drangseligen Lage zu retten. Nur von St. Domingo her konte ihm, durch Absendung eines Schiffs zu seiner Aufnahme, Erlösung kommen: allein eine Entfernung von 40 Seemeilen, den herrschenden Winden entgegen, schien jedem dahin abzusendenden Canoe die Ausrichtung einer solchen Botschaft unmöglich zu machen. Als daher auch Niemand sich erkühnen mochte, der Überbringer derselben zu werden, trat endlich dennoch Diego Mendez hervor und erbot sich, sein Leben an dies Unternehmen zu wagen, rüstete ein kleines indianisches Fahrzeug mit Mast und Segeln aus und stach, von noch einem Spanier und sechs Indianern begleitet, muthig in See. Allein bevor er noch die Ostspitze der Insel zurücklegen konte, gerieth er in die Gewalt feindseliger Eingeborner, die ihn ausplünderten und aus deren Händen er kaum sein bedrohtes Leben zurück zu seinen verlassenen Gefährten zu retten vermochte. Ohne sich jedoch durch dies erste Mislingen abschrecken zu lassen, machte er sich alsbald wieder, von Bartolomeo Fiesko in einem zweiten Canoe begleitet, auf den Weg und entschwand den sehnsüchtigen Blicken seiner Landsleute.

Diese, von schier hoffnungslosem Gram erdrückt, von Noth umfangen, in einem heißen ungesunden Klima an ihrem Borde unthätig in den engsten Raum eingesperrt, erlagen indeß nicht nur je mehr und mehr den in einer solchen Lage kaum vermeidlichen Krankheiten, sondern Ungeduld und Mismuth lösten auch bald die festen Bande des Gehorsams und der Eintracht auf, in welchen sie noch ihren einzigen Trost hätten finden sollen. Zwei Gebrüder de Porras bearbeiteten einen großen Theil ihrer Gefährten, unter mancherlei Vorspiegelungen, so eifrig und mit solchem Erfolg, daß bald der heimliche Plan entworfen wurde, sich einer genügenden Zahl indianischer Fahrzeuge zu bemächtigen und, mit Hinterlassung des Admirals, gleichmäßig den Rettungsweg nach Hispaniola zu suchen. Es kam endlich (2. Jan. 1504) sogar zu offner Empörung, wobei Colombo, an sein Schmerzensbette gefesselt, die unverdientesten Vorwürfe und Schmähungen anhören mußte. Selbst sein Leben schien bedroht; und nur mit Mühe gelang es der Minderzahl der Gutgesinten, jene zu einem friedlichen Abzuge von der Insel zu bewegen. In der That schifften sich die Meuterer, 48 an der Zahl, und was sich noch sonst, um nicht dahinten gelassen zu werden, zu ihnen gesellte, auf 10 Canoes, welche der Admiral früher zu andern Zwecken von den Insulanern gekauft hatte, zu der abenteuerlichen Fahrt ein. Noch längs der Küste begingen sie eine Reihe von schamlosen Räuberein, zwangen mehre Indianer, ihnen als Ruderer zu dienen, und hatten sich endlich kaum aus dem Gesichte der Insel entfernt, als sie durch einen wüthenden Sturm zu zweien Malen ans Land zurückgeworfen wurden und dasselbe nunmehr, als ein gesetzloser Haufe, zu Plünderung und jeder andern Gewalthat durchschwärmten.

Colombo, welcher indeß seine wenigen Getreuen, oder auch wol nur durch Krankheit Zurückgehaltenen, auf jede Weise zu trösten und mit ihrem Loose durch die Aussicht auf nahe Hilfe zu versöhnen bemüht gewesen, hatte alsbald mit neuer dringender Sorge zu kämpfen, da er den eröffneten Markt von den Eingebornen, theils aus eigenem Mangel, theils aus allmäliger Geringschätzung der bisherigen Tausch-Artikel, in immer unzureichenderem Maße versorgt sehen mußte. Drückendes Entbehrniß war die nothwendige Folge dieses Wechsels; schnell wurden die gefoderten Preise unerschwinglich, und, andrerseits von den wüsten Empörern aufgereizt, versuchten zuletzt die Insulaner in einer gänzlichen Vorenthaltung der Lebensmittel den sichersten Weg, sich dieser unerwünschten Gäste für immer zu entledigen. Schon drängte der Hunger furchtbar, als Colombo, mit glücklicher Gewandtheit des Geistes und auf den Aberglauben der Indianer zählend, sich entsann, daß nächsten Tages eine totale Mondfinsterniß eintreten werde. Sofort berief er die benachbarten Häuptlinge genau für die Stunde dieses astronomischen Ereignisses, und, einen feierlichen Ton annehmend, bedrohete er sie dann mit dem Zorne seines Gottes und mit den schrecklichsten Züchtigungen für ihre seitherige Verweigerung; zum sichtlichen Zeichen dessen der über ihnen strahlende Mond auf der Stelle seinen Schein ablegen und sich in Finsterniß einhüllen werde. Der pünktliche Erfolg dieses himmlischen Strafgerichts erschütterte und bezwang jedes längere Widerstreben der Erschrockenen. Sie fielen dem Admiral zu Füßen und gelobten ihm fortan die reichlichste Verpflegung, wogegen er in eben dem Maße, als die Verfinsterung abnahm, sich auch nachgibiger und seinen Gott versöhnter zeigte.

Wie lange auch Mendez und sein Gefährte — die, nach einer fast wundersam geglückten Überfahrt, am vierten Tage Cap Tiburoon erreicht hatten — auf jede Kunde von sich mit vergeblicher Sehnsucht und immer tiefer sinkender Hoffnung hatten warten lassen: (denn während Mendez seinen Weg nach St. Domingo fortsetzte, wagte es Fiesko so wenig, als seine Indianer, das Meer um irgend einen Preis zum zweiten Male zu versuchen), so erschien doch endlich nach acht Monaten, und als bereits der Gedanke eines neuen Aufstandes in den Gemüthern gährte, im Angesichte des Hafens ein kleines europäisches Fahrzeug, als dessen Führer, und zugleich als Ovando's Abgeordneten, sich alsbald auch Diego de Escobar, einer der wüthendsten alten Widersacher des Admirals, zu erkennen gab. Doch kam er nur, diesem anzusagen, daß dermalen in Hispaniola kein Schiff von hinreichender Größe zur Abholung der Schiffbrüchigen vorhanden sey; und Colombo mußte sich begnügen, diesem geheimnißvollen und schnell wieder verschwindenden Boten, der mehr ein Kundschafter, als ein Tröster seyn zu sollen schien, ein Schreiben an Ovando mit noch eindringlicherer Auffoderung zur Hilfe mitzugeben; während er, um die hocherstaunten Seinigen einigermaßen zu beruhigen, dieser seltsamen Sendung die glimpflichste Ausdeutung lieh. Im Herzen jedoch nährte er den bittersten Groll gegen den Statthalter, der ihn absichtlich vernachläßigte und ungeduldig nur den Zeitpunkt zu erwarten schien, wo er, verzehrt von Noth und Drangsal, aufgehört haben werde, dessen Nebenbuhler zu seyn. Dennoch aber ließ sich erwarten, daß Ovando sein liebloses Verfahren nicht bis

aufs Äußerste treiben, sondern ihm endlich zu seiner Befreiung die Hand bieten werde. Um nun auch die meuterischen Ausreißer von dieser Wohlthat nicht auszuschließen, ließ er ihnen völlige Amnestie anbieten, die aber, durch ihres Anführers Francisco de Porras Ränke, keck zurückgewiesen und durch einen heimtückischen Anschlag zu seiner Gefangennehmung erwiedert wurde. Diesen Streich abzuwenden, wagte der Adelantado ein überaus blutiges Handgemenge, in welchem er sich des Porras selbst bemächtigte und so den flüchtigen und eingeschreckten Rest bewog, sich wieder unter den rechtmäßigen Befehl des Admirals zu stellen.

Ein volles Jahr der Verlassenheit und des Mühsals war auf diese Weise träge dahingeschwunden, als endlich zwei Erlösungsschiffe sich blicken ließen; das eine von dem treuen und unermüdlichen Mendez auf Rechnung des Admirals zu diesem Zwecke gemiethet; das andere, späterhin und als sich der allgemeinen Misbilligung in St. Domingo nicht länger widerstehen ließ, von Ovando ausgerüstet. Diego de Salcedo, Colombo's in der Colonie bestellter Agent, führte das kleine Geschwader, während Mendez gleichzeitig nach Spanien abgegangen war, um auch dort die Sache seines Obern zu führen. Frohen Herzens aber verließ dieser nunmehr mit all den Seinen die Insel, konte aber erst nach langem und mühevollem Ankämpfen gegen Wind und Strömung (13. Aug.) St. Domingo erreichen. Gerührt und versöhnt durch seine ausgestandenen Leiden, kam hier dem einst Verhöhnten und Geschmähten alles mit Freundlichkeit und Achtung entgegen. Selbst Ovando empfing ihn als Gast in seinem Hause höflich, wenn auch ohne Herzlichkeit. Was er indeß auf Hispaniola sah, war wenig dazu geeignet, ihm Freude zu machen. Ovando, der recht eigentlich hieher gesandt worden, um die von dem Admiral in seiner Verwaltung begangenen Fehler und seine Härten wieder gut zu machen, hatte zwar den innern Frieden der Colonie wieder hergestellt, aber zugleich durch seine Agenten einen solchen Druck auf die Eingebornen gelegt und gegen sie mit soviel empörender und blutiger Grausamkeit gewüthet, daß bereits sieben Achtel der Bevölkerung vertilgt worden waren. Nicht besser fand Colombo die Angelegenheiten, die sich auf sein Privat-Eigenthum bezogen, wahrgenommen. Neue Mishelligkeiten aller Art trieben ihn noch mehr, seinen weiteren Weg nach Europa zu beeilen, wohin er sich mit seinen Angehörigen (12. Sept.) einschiffte; doch nur, um nochmals von Stürmen gepeitscht, mit entmastetem Fahrzeuge, krank und entkräftet, erst nach zwei Monaten in den Hafen St. Lucar einzulaufen. Demnächst in Sevilla angelangt, benutzte er die ersten Augenblicke der Ruhe, sich über die verwirrte Lage seines Vermögens aufzuklären und schriftlich bei seinen Souverainen auf die Zahlung der bedeutenden Rückstände aus seinen Renten zu dringen, da er, der unermeßlich reich geglaubte, sich dermalen in wirklichem Mangel befand und in ganz Spanien kein liegendes Eigenthum besaß.

Ungleich mehr aber noch, als Gold und Güter, war es ihm, zu Rechtfertigung seiner Ehre, um die Wiederherstellung in seine, ihm vertragswidrig entzogene Ämter und Würden zu thun: denn so lange diese Art von Ungnade auf ihm ruhte, schien zugleich immer noch ein Makel auf seinem Namen zu haften. Zudem mußten die schon früher eingesandten Berichte von seinen neuesten Unternehmungen ihm auch neue Ansprüche auf Anerkennung und Belohnung gewähren. Allein die Antworten, welche er hierüber vom Hofe erhielt, waren sehr ungenügend und bewiesen den immer noch wirksamen Einfluß seiner alten unversöhnlichen Gegner. Denselben dort persönlich entgegen zu treten, verhinderten ihn seine anhaltenden körperlichen Übel, indeß die Thätigkeit des treuen Mendez und andrer Freunde nicht ausreichte, seine Sache mit entsprechendem Nachdruck zu führen. Die Königin lag im Sterben, und Ferdinand behandelte seinen Groß-Admiral mit kalter Gleichgiltigkeit, ohne ihn ferner in den Angelegenheiten Indiens über irgend etwas zu Rathe zu ziehen. Wie ganz ihn aber Isabellens bald darauf erfolgter Tod der kräftigsten Beschützerin beraubt habe, sollte der unglückliche Greis nunmehr erfahren, als er, von seinem Schmerzenslager sich aufraffend (Mai 1505) an dem Hoflager zu Segovia erschien und sich vom Könige, — zwar nicht ungnädig, aber wie ein Mann, dessen Dienste ihren Werth verloren haben, empfangen sehen mußte. Vergeblich trug er auf eine strenge, aber unverzögerte Untersuchung seines Betragens und Restitution in seine ihm durch königliches Wort und Siegel zugesicherten Ehren und Rechte an; — er empfing nur ausweichende höfliche Antworten, welche die Sache immer weiter hinausstellten und es nur zu sichtbar werden ließen, wie wenig der König geneigt und gemeint sey, seine gegebenen Privilegien zur vollen Erfüllung zu bringen.

Eine solche, in ihrem Ende gar nicht abzusehende Reihe der bittersten Erfahrungen mußte wol dazu geeignet seyn, das geistige wie das physische Vermögen des edlen Märtyrers zu erschöpfen. Von einem neuen Gichtanfalle danieder geworfen, richtete er noch eine letzte Appellation an die Gerechtigkeit des Monarchen, worin er nicht mehr für sich, sondern nur zu Gunsten seines Sohnes Diego sprach, um demselben seine Ansprüche und ihm selbst seine Ehre zu bewahren. Auch dieser Schritt ward nur lau durch das Erbieten, ihm, zum Ersatz für seine aufzugebenden Ämter und Würden, Titel und Güter in Castilien zu verleihen, beantwortet. Mit gerechtem Stolz wies der gemishandelte Greis jedes solches Anmuthen von sich: aber nun war auch mit diesem edlen Entbrennen seine letzte Lebenskraft verglommen. Er machte sein Testament und, seine letzten Sorgen nur himmelwärts gerichtet, schloß er (20. Mai 1506) die müden Augen, die geistig-hell eine neue Welt erspäht hatten — ein, für alle Zeiten lehrreiches Warnbild vor dem Undank, dem Neide und der Verfolgung geringerer Naturen, denen die größesten Menschen am öftersten erliegen.

Colombo's Leben war auch der klare Spiegel seines Charakters, seiner Tugenden und seiner Schwächen; doch trotz den letztern stand er hoch über dem Zeitalter, in welchem er lebte. Sein Leichnam hatte, im Wechsel der Zeiten, von dem Kloster St. Francisco, wo er zuerst beigesetzt worden, noch eine vielfache Wanderung nach Sevilla, nach St. Domingo und endlich nach der Havanna zu bestehen. Durfte auch seine Asche wo anders, als im

Mittelpunkt der Hemisphäre, der er für uns das Daseyn gegeben, ruhen? *) (*Haken.*)

COLONAT. In den verschiedensten Zeiten und bei ganz verschiedenen Völkern hat die Cultur des Bodens eigenthümliche Standesverhältnisse hervorgebracht, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der Colonatsverhältnisse bezeichnet. In einem großen Theile von Europa sind dieselben in unsern Tagen, bald gewaltsam, bald ruhig umgebildet worden, und diese Umbildung hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt. Aber nicht blos im Mittelalter und unter den germanischen Völkern waren Verhältnisse dieser Art entstanden; auch in dem römischen Reiche finden sich unter den christlichen Kaisern solche Verhältnisse in großer Ausdehnung neben dem Stande der Sclaven, welcher durch sie allmälig beschränkt und verdrängt worden ist.

I. Römischer Colonat. Die Darstellung desselben oder der ebengedachten neu-römischen Bauernverhältnisse ist in neuern Zeiten fast ganz unbeachtet geblieben; wir verdanken dieselbe zunächst Hrn. G. R. R. von Savigny [1]); die Namen für dieses Rechtsverhältniß sind: Coloni, Rustici, Originarii, Adscriptitii, Inquilini, Tributarii, Censiti.

Die Entstehung desselben war auf dreifache Weise möglich: nämlich durch Geburt, Verjährung und Vertrag. — Die Entstehung durch Geburt war die regelmäßige, und auf sie bezieht sich der Name Originarius. Gehörten beide Eltern diesem Stande und zugleich demselben Herrn an, so war der Zustand des Kindes keinem Zweifel unterworfen: es war Colon. War der Vater Colon, die Mutter Sclavin, oder umgekehrt, so richtete sich alles nach dem Stande der Mutter; war der Vater frei und die Mutter Colona, so waren die Kinder Colonen und gehörten dem Herrn ihrer Mutter; war der Vater Colon und die Mutter frei, so sollte, vor Justinians Zeit, das Kind dem Vater, also der ärgern Hand, folgen; Justinian erklärte anfangs die Kinder für frei; nachher beschränkte er diese Freiheit dahin, daß sie zwar eigenes Vermögen besitzen können, aber verpflichtet seyn sollten, in dem Grundstück zu bleiben und es zu bauen, sie müßten denn ein eigenes Gut beziehen und bauen wollen, welches er ihnen erlaubte; später entzog er ihnen auch diese beschränkte Freiheit und unterwarf sie wiederum gänzlich dem Colonat. Allein nicht lange nachher wurde in Constitutionen von Justin II. und Tiberius jene beschränkte Freiheit der Kinder als bekant und giltig vorausgesetzt, ohne Erwähnung der letztern härtern Verordnung Justinians. Waren endlich beide Eltern Colonen, aber im Dienste verschiedener Herren, so wurden die Kinder natürlich Colonen, aber, welchem Herren sie zufallen sollten, darüber konte die Gesetzgebung nicht zu einer bleibenden Regel kommen. Zuerst sollte der Herr der Mutter den dritten Theil der Kinder bekommen; dann wurden ihm alle Kinder zugewiesen; endlich wurde bestimt, daß jeder der beiden Herren die Hälfte der Kinder haben sollte, bei ungleicher Zahl sollte die größere Hälfte auf die Seite der Mutter fallen. Damit im Widerspruche steht aber eine Verordnung Justinians, nach welcher der Herr des Ehemanns alle Kinder, und sogar auch die Ehefrau soll behalten dürfen; wenn nicht anders jene Verordnung bloße Localvorschrift und transitorisch war. — Durch Verjährung entstand der Colonat in zwei verschiedenen Fällen, an Freien und an fremden Colonen. Hatte ein Freier 30 Jahre lang als Colon gelebt, so war dadurch dem Gutsherrn das Colonatsrecht über ihn und seine Nachkommen erworben, jedoch mit einer bedeutenden Begünstigung des Vermögens. Dann aber auch war der Besitz an einem fremden Colonen, nach einer bestimten Zeit durch Verjährung gegen den Anspruch des ursprünglichen Herrn geschützt, und so entstand in diesem Falle gleichfalls durch Verjährung das Colonatrecht eines neuen Herrn. — Für die freie Unterwerfung durch Vertrag galt ursprünglich die Regel, daß freie Männer und Frauen Colonen werden sollten, wenn sie diese Absicht gerichtlich erklärten und zugleich mit einer im Colonat stehenden Person eingingen. Nachmals scheint blos schriftlicher Contract und Genehmigung desselben vor Gericht Erfoderniß gewesen zu seyn.

Die Rechte und Verbindlichkeiten aus dem Colonat waren von dreifacher Art; einige betrafen den persönlichen Zustand, andere das Verhältniß des Colon zum Boden, noch andere das übrige Vermögen und die Steuern. — In Bezug auf den persönlichen Zustand waren die Colonen freie Leute, d. h. von den Sclaven verschieden, allein ihr Zustand hatte dennoch mit dem der Sclaven Ähnlichkeit. Sie hatten die Ingenuität und das Recht einer wahren eigentlichen Ehe; dagegen hießen sie servi terrae, waren, wie die Sclaven, körperlichen Züchtigungen unterworfen, und hatten keine Klage gegen den Gutsherrn, ausgenommen, wenn sie den Herrn wegen eines Verbrechens anklagen wollten, oder wegen willkürlicher Erhöhung des Canons. — Das Verhältniß zum Boden bestand zunächst darin, daß der Colon an denselben unauflöslich gebunden war, dergestalt, daß weder durch ihn selbst, noch durch den Herrn eine Trennung bewirkt werden konte. Hatte also der Colon das Gut verlassen, so konte ihn der Gutsherr vindiciren. Diese Vindication ging gegen den dritten Besitzer und gegen den Colon selbst. Diesen sollte kein Stand, keine Würde schützen, auch nicht der Soldatenstand; nur die Bischofswürde machte ganz frei vom Colonat. Umgekehrt war es aber auch dem Gutsherrn nicht erlaubt, den Colon vom Gute zu trennen. Zwar mit dem Grundstücke konte er ihn unbedingt veräußern, aber ohne dasselbe durchaus nicht; ein solcher Verkauf war nichtig, der Verkäufer konte den Colon wieder fodern und der Käufer verlor das Kaufgeld. Nach einer Verordnung Valentinians III. war

*) Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus von Washington Irving. (Ein Werk, wodurch alle frühere Biographien des Columbus berichtigt, ergänzt und antiquirt werden. — Lettera rarissima di Cristoforo Colombo riprodotta e illustrata dal cavaliere abb. Morelli, Bibliotecario regio in Venezia. In Bassano (Remondini) 1810. 8.

1) S. dessen Vorlesung über den römischen Colonat in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1825. 4. S. 1—26 der hist. philol. Klasse; — auch, und mit Zusätzen bereichert, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. VI. No. 4.

Tausch erlaubt, aber diese Verordnung ist in den Justinianischen Codex nicht übergegangen. Ferner war es dem Gutsherrn verboten, das Gut zu veräußern und den Colon zurück zu behalten, doch war die Versetzung der Colonen von einem Grundstücke auf das andere, wenn der Gutsherr Besitzer mehrer Güter war, erlaubt, und diese Versetzung blieb dann unabänderlich, wenn in der Folge eines der Grundstücke veräußert wurde; nur sollten dann die Kinder mit den Eltern vereinigt bleiben, so wie auch bei der Theilung eines gemeinschaftlichen Guts, zu welchem Colonen gehörten, Ehegatten und Verwandte nicht getrent werden durften. Eine der wichtigsten Seiten des ganzen Rechtsverhältnisses in Bezug auf den Boden war der Canon. Die Colonen gaben nämlich dem Gutsherrn einen jährlichen Canon für den Genuß des Bauernhofes, den sie bewohnten. In der Regel sollte dieser Canon in Frucht entrichtet, baares Geld aber nicht gefodert werden; doch konte auch, ohne Zweifel durch Vertrag oder Herkommen eine Geldzahlung begründet seyn. In Ansehung dieses Canons nun galt die wichtige Regel, daß der Gutsherr ihn durchaus nicht gegen das bisherige Herkommen erhöhen durfte.

In Ansehung des **Vermögens** heißt es zwar, daß dieses Peculium sey, gerade wie bei den Sclaven; auch wird gesagt, daß die Vindication des Herrn nicht blos auf die Person des Colon, sondern auch auf dieses Peculium gehe; ja, daß die Colonen dem Herrn erwerben, und daß das Erworbene nicht ihnen, sondern dem Herrn gehöre. Aber diese Ausdrücke sind nicht buchstäblich zu nehmen. Die Colonen waren vielmehr des Eigenthums fähig, und es war ihnen nur untersagt, ihr Vermögen ohne Einwilligung des Gutsherrn zu veräußern. Diese Unfähigkeit der Veräußerung ist das einzige, was mit jenen ungenauen Ausdrücken bezeichnet wird, und der Unterschied von den Sclaven war hierin sehr groß. Außerdem gab es zwei Ausnahmen von diesem Grundsatze: die Colonen nämlich, welche durch Verjährung in ihr Dienstverhältniß eingetreten waren, sollten völlig freies Vermögen haben, desgleichen diejenigen, welche aus der Ehe eines Colon mit einer freien Frau erzeugt waren.

Was die **öffentlichen Abgaben** anbetrifft, so war die Grundsteuer des Bauerhofs eine Last des Gutsherrn, weil diesem das Eigenthum zustand; dagegen waren in der Regel alle Colonen der Kopfsteuer unterworfen. Diese war bei der Grundsteuer des Gutsherrn eingetragen, der Gutsherr mußte sie an die Steuerkasse bezahlen, und es blieb ihm überlassen, die ausgelegte Steuer auf eigene Gefahr und auf eigene Kosten von dem Colon wieder beizutreiben. Auf die gewöhnliche Verpflichtung der Colonen zur Kopfsteuer gründeten sich die Benennungen derselben als: Tributarii, Censiti, Censibus obnoxii, Adscriptitii, adscriptitiae Conditionis, Censibus adscripti.

Aufgelöset konte endlich der Colonat werden, nicht durch Freilassung, da auch Veräußerung des Colon nicht statt fand, wol aber durch Verjährung, nämlich, wenn der Colon dreissig, die Colona zwanzig Jahre als Freie gelebt, oder in fremden Besitz gestanden hatten; doch hat Justinian die erste Art der Verjährung, wodurch der Colon selbst die Freiheit erwarb, gänzlich aufgehoben, und in Betreff der letztern trat nachmals die allgemeine Regel der Klagverjährung ein, nach welcher der dreissigjährige Besitz gegen die Vindication des Gutsherrn geschützt war.

Aus dieser Darstellung des Einzelnen läßt sich nunmehr der Zustand der Colonen in folgender Übersicht zusammenfassen. Sie waren durch ihre Geburt an den Boden gebunden, nicht als Taglöhner, sondern als Pächter, welche auf eigene Rechnung ein Stück Land baueten, und dafür Früchte oder Geld abgaben; davon, daß sie auch Dienste auf dem herrschaftlichen Gute geleistet hätten, findet sich keine Erwähnung. Ein eigentliches Recht am Boden hatten sie nicht; da aber der Stat aus polizeilichen und finanziellen Gründen darauf hielt, daß sie bei dem Gute bleiben mußten, und da ihnen der Canon nicht gesteigert werden durfte, so war ihr Zustand beinahe eben so sicher, wie durch ein eigenes Recht. Vermögen konten sie haben, nur war ihnen die freie Veräußerung desselben untersagt; doch waren einige Klassen auch von dieser Beschränkung frei. In der Regel bezahlten sie Kopfsteuer, wo aber auch diese erlassen war, blieb das Colonatsverhältniß selbst dennoch unverändert. Da in der spätern Zeit die Latini und Peregrini nur noch seltene Ausnahmen gewesen zu seyn scheinen, so waren wol die meisten Colonen im Besitz der römischen Civität. In diesem Falle hatten sie ein wahres Connubium, nicht blos unter einander, sondern selbst mit Freien. Die Benennungen dieser erbunterthänigen Bauern waren theils von der Erblichkeit des Diensts hergenommen (originarii), theils von der Kopfsteuer (adscriptitii, tributarii, censiti), theils vom Verhältniß zum Boden, den sie bauten (coloni, rustici, inquilini).

In unsern Rechtsquellen finden wir den Colonat seit Constantin, und zwar hier sogleich in großer Ausdehnung, durch alle Theile des Reichs hindurch, namentlich auch in Gallien und Italien; sein Ursprung ist unbekant. Ihn aus der teutschen Hörigkeit zu erklären, die den Römern seit Tacitus allerdings bekant war, ist eben so grundlos, als die teutsche Hörigkeit aus dem römischen Colonat. Aber das ist richtig, daß nach der Eroberung des westlichen Reichs durch die teutschen Völker beide Institute nun auch in unmittelbare Berührung kamen, und eine Vermischung beider unvermeidlich wurde. Dadurch aber wurde der gänzliche Untergang der alten Sclaverei beschleunigt, welcher schon durch die Einführung des Colonats vorbereitet war.

II. **Germanischer Colonat.** Über diesen so wie die Darstellung der teutschen Bauernverhältnisse, s. oben die Artikel Bauer, Bauerngut. (*Spangenberg.*)

Colonien s. am Ende der Nachträge.

COLUBER (Reptilia), **Natter.** **Linné** begriff unter dieser Schlangengattung alle diejenigen Arten, welche unter dem Leibe Schilder, unter dem Schwanze Schuppen (getheilte Schilder) haben, wodurch denn giftige und unschädliche, überhaupt sehr von einander abweichende Thiere zusammen kamen. Spätere Naturforscher wurden daher veranlaßt, Trennungen dieser Gat-

tung in mehre vorzunehmen, und die ältere Gattung selbst ward dadurch mehr oder weniger zur Abtheilung oder Familie. Laurenti [1]) sonderte die giftigen Arten in eigene Gattungen, und stellte unter den unschädlichen Natrix, Coluber, Coronella in anderer Begrenzung auf. Ihm folgten mehr oder weniger mit verschiedenen Modificationen Schneider, Oppel, Lacepede, Cuvier u. A. m. Die von dem letzteren Naturforscher Coluber genante Gattung stellte Merrem [2]) unter dem Namen Natrix (mit Hurria und Dryinus), als Untergattung von Coluber auf. Bei dem Reichthum der letzteren an Arten — Merrem zählte deren a. a. O. 198 auf, — bei dem so rasch vorgerückten Stand dieses Zweigs der Naturgeschichte war eine genauere Eintheilung, auf sicherere Kennzeichen, als bisher gegründet, wünschenswerth. Eine solche versuchte Fitzinger [3]), sich dabei auf äußere Kennzeichen stützend und namentlich den Zahnbau, so wichtig derselbe auch ist, gar nicht berücksichtigend. Dagegen legte diesen Boie hauptsächlich zum Grund [4]) und stellte folgende Gattungen auf: Tropidonotus, *Kuhl;* Coluber, *Linné* (aber nicht in dem von diesem angegebenen Umfange!); Coronella, *Laurenti;* Calamaria; Brachyorrhos, *Kuhl;* Oligodon; Elapoidis; Amblycephalus, *Kuhl;* Xenodon; Dendrophis; Dryophis, *Dalmann;* Chrysopelea; Psammophis; Erpetodrias; Dipsas, *Oppel;* Homalopsis, *Kuhl;* Lycodon. Die Gattung Hurria besteht aus nicht hinlänglich bekanten Arten (s. d. Art.) und Dryinus entspricht Dryophis.

Nach dem Umfang, der hienach der Gattung Coluber bleibt, hat dieselbe folgende Kennzeichen: gleichförmige Zähne in den Kiefern und im Gaumen; der Kopf deutlich vom Rumpf gesondert; der Rachen sehr weit, die Augen von mittlerer Größe oder groß; das Scheitel- (Wirbel-) schild ist lang, breit, den Augenbrauenschildern gleich; zwei hintere Augenrandschilder; zwei Paar Rinnen (Kinn-) schilder; der Schwanz kürzer als die halbe Körperlänge; die Schuppen stehen in Längsreihen und sind alle oder doch die meisten glatt; die Bauchschilder sind auf beiden Seiten winklich gebogen. — Hiezu kommen noch als Nebenbestimmungen: die Zähne stehen in sechs Reihen; auf dem Oberkopf (Haube) neun Schilder, welche dem Scheitelschild und Augenbrauenschildern an Länge gleich sind; der Rumpf lang, cylindrisch, unten etwas abgeflacht; der Schwanz nicht abgesetzt, spitzig; die Schwanzschilder getheilt. — Die hieher zu zählenden Arten gehören zu den größeren, und sind hauptsächlich Landthiere. Die Zahl der Bauchschilder steigt meist über 200, die der Schwanzschilder (Paare) über 80. — Von den Arten sind fünf in Europa einheimisch, von den übrigen gehören die meisten Asien an.

1) C. Elaphis, *Aldrovand* [5]). Die Schuppen sind eiförmig, sechseckig, auf dem Rücken gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; der deutlich gesonderte Kopf ist breit. — Die Farbe ist rothgelb, mit vier braunen oder schwarzen Linien über den Rücken. Bauchschilder sind 212 bis 218, Schwanzschilder 70 bis 75 vorhanden. — Ist wol die größte europäische Schlange, denn sie wird über sechs Fuß lang. Ihre Heimath ist das südliche Frankreich, Spanien, Italien, Illyrien und Ungern.

2) C. scalaris, *Schinz* [6]), die Treppennatter. Die Schnauze zugespitzt, der Kopf undeutlich gesondert, mit sehr großen, breiten, unregelmäßig fünfeckigen Schildern, die vorderen Stirnschilder sehr schmal, das Rüsselschild mit spitzigem Winkel weit auf den Oberkopf verlängert, das Zügelschild länglich schmal. Die Schuppen ungekielt, rautenförmig. Die Farbe des Oberleibs gelbbräunlich; vom Nacken an laufen zwei parallele, dunkelbraune Streifen, welche durch schwarze Querbänder, von denen jedes aus neun schwarzen Schuppen besteht, in bestimten Entfernungen verbunden sind, so, daß das Ganze eine Leiter vorstellt. Die Zwischenräume bestehen aus zwölf Schuppen von hellgelbbrauner Farbe. Die Seiten sind gelbweiß, mit kleinen schwärzlichen Flecken. Der Bauch einfarbig hellgelb weiß. Bauchschilder 214, Schwanzschilder 61. Bei alten Individuen verschwinden die Querbänder auf dem Rücken. Das Vaterland dieser schönen Schlange ist das südliche Frankreich.

3) C. flavescens, *Scopoli* [7]), die falbe Natter. — Die Schuppen sind glatt, lanzettförmig, sechsseitig, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge, der Kopf ist länglich elliptisch, kantig, sehr stumpf; die Farbe ist gelblich oder hellröthlichbraun, ohne Flecken. Bauchschilder 225, Schwanzschilder 80. — Diese Art ist schlank und erreicht eine Länge von fünf bis sechs Fuß. Sie lebt in den wärmeren Gegenden Europa's, namentlich in der Schweiz an zerfallenen Mauern und in steinigen Gegenden im Gebüsch, beißt, wenn man sie fangen will, jedoch kaum schmerzhaft, ist schwer zu zähmen und lebt hauptsächlich von Eidechsen.

4) C. viridiflavus, *Scopoli* [8]), die grüne und gelbe Natter. Die Schuppen sind glatt, rhombisch, der Schwanz ist dünn und mißt ein Drittheil der Körperlänge; Der eiförmige Kopf ist kaum unterschieden und der Rumpf cylindrisch-spindelförmig. Bauchschilder 206 bis 227, Schwanzschilder 102 bis 110. — Die Grundfarbe ist dunkelgrün, mit vielen kleinen, gelben Querstreifen oder Flecken besetzt, welche über den Rücken unregelmäßige Querlinien bilden, gegen den Schwanz zu sich aber in acht regelmäßige, gelbe Längslinien verwandeln, so daß der hintere Theil ganz anders, als der vordere gezeichnet erscheint. Der Bauch ist einfarbig weißgelb. Junge In-

1) Specimen medicum, exhib. Synopsin Reptilium. Viennae 1768. 8. 2) Systema Amphibiorum. Marburg 1820. 8. 3) Neue Classification der Reptilien. Wien 1826. 4) (Okens) Isis. 1827. XX. S. 518 folg. 5) *Aldrov.* Serpentes. 266. c. f.; C. quadrilineatus, *Lacepede*, *Latreille*, *Daudin;* C. quadriradiatus, *Gmelin*, Naturforscher XXVIII. S. 158. t. 9.; C. Elaph. *Shaw* Gen. Zool. III, 450. *Cuvier* Régn. an. II, 71.

6) Cuvier Thierreich, übersetzt von Schinz II. S. 123. Wahrscheinlich identisch mit Meifrenii, *Oppel*, bilineatus, *Dumeril* 7) Annus historic. natur. II. p. 39. C. (Natrix) Scopolii, *Merrem* Syst. 105 *Gmel. Daud.* — C. Sellmanni Pannonicus, *Nau.* 8) La Couleuvre commune, *Daubenton* Encycl. method. — C. luteostriatus, *Gmelin*, Naturforscher XXVIII. S. 164. t. 3. f. 2. C. atro-virens, *Shaw*, *Cuvier*, *Merrem.*

dividuen sind oben braun, mit sehr feinen, regelmäßigen, gelbweißen Querlinien; unterhalb gelblich, mit braunen, unterbrochenen Querbinden. Erwachsen erreicht diese Schlange eine Länge von drei bis fünf Fuß. Sie wird sehr leicht zahm und dann sanft und zutraulich. Ihr Vaterland ist die südliche Schweiz, Frankreich, Italien. — Der Zahnbau dieser Art ist noch nicht untersucht und sie wird nach demselben vielleicht in die Gattung Chrysopelea gebracht werden müssen.

5) C. Aesculapii, *Aldrovand* 9), **Äskulaps-Natter.** — Die Schuppen sind eiförmig, sechseckig, auf dem Rücken etwas gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; der deutliche eiförmige Kopf ist sehr breit. Bauchschilder 175, Schwanzschilder 64. — Im Allgemeinen, — denn die Farbe ändert vielfach ab, — zeigt sich das Männchen oben hellbraun, unten blaßgelb, an den Seiten mit zwei Reihen hellgrüner Schuppen; das Weibchen dagegen ist oben schwarzgrau, unten hellblau und hat in den Seiten eine Reihe indigblauer Schuppen. Das letztere unterscheidet sich nach Host von jenem noch durch einen dickern Kopf und Leib. Die Länge erstreckt sich bis auf sechs Fuß, die Dicke beträgt in der Regel einen Zoll. Es findet sich diese Art in Italien, Ungern, Illyrien. Host 10) fand sie häufig auf den Gebirgen und Wiesen von Liburnien und Dalmatien. Sie ist sehr schnell in ihren Bewegungen, besteigt Bäume und geht ins Wasser. Sie lebt von Fröschen, Eidechsen, Vögeln, Fischen und scheint sehr gefräßig zu seyn, wenigstens erzählt Host, daß eine gefangene von sechs Fuß Länge und zwei Zoll Dicke, fünf junge Vögel (Motacilla) von sich brach und sich beim Öffnen derselben in ihr noch Lacerta vulgaris und ein Fisch (Mugil cephalus) fand. Die Eier haben einen sehr starken Geruch, die Schlange selbst riecht nach Bisam. Beim Fangen oder wenn man sie in Zorn bringt, beißt sie zwar, aber ohne Folgen. Überhaupt wird sie leicht zahm. Es scheint, daß diese Art diejenige ist, welche die Alten, als dem Äskulap geheiligt, verehrten.

6) C. radiatus, *Reinwardt* 11). Die Augen von mittelmäßiger Größe, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; das Zügelschild ist klein, die Hinterhauptschilder sind groß, die lanzettförmigen Schuppen stehen in zwanzig Längsreihen, in den vordern sind sie glatt, in den mittleren, drei bis acht hinteren, so wie auf dem Schwanz, dreikielig. Die Farbe ist oben röthlich, unten weißlich, um das Auge stehen drei schwarze Streifen strahlenförmig und durch dasselbe hindurch zieht ein Streifen, der so wie die am Rumpf der Länge nach laufenden, schwarz ist. Bauchschilder 237 bis 238, Schwanzschilder 85 bis 95. Vaterland Java.

7) C. mucosus, *Linné* 12). Die Schuppen sind glatt, der Schwanz hat eine mittlere Länge, der Kopf ist deutlich gesondert, eiförmig, kantig, vorn abgerundet, der Rumpf spindelförmig. Bauchschilder 200, Schwanzschilder 140. — Das Vaterland ist Java, Cochinchina und die Philippinen.

8) C. melanurus, *Oppel* 13). Die Augen sind von mittelmäßiger Größe; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge, das Zügelschild ist groß, die Hinterhauptsschilder sind von mittlerer Größe, die Schuppen des Rumpfs stehen in neunzehn Reihen, sind in den Seiten glatt, übrigens fast gekielt, die Bauchschilder sind an den Seiten sechseckig. Die Farbe ist oben olivenbraun, unten weißlich, in den Seiten stehen schwarze, durch weiße unterbrochene Querflecken; auf dem Rücken eine gelbe Längsbinde und der Schwanz ist braun. Bauchschilder 224, Schwanzschilder 84. Das Vaterland ist Java.

9) C. geminatus, *Oppel* 14). Die Augen haben eine mittlere Größe; der Schwanz mißt ein Drittheil der Körperlänge, das Zügelschild ist rhombisch, das Scheitelschild hexagonal, die Hinterhauptsschilder schmal. Die rhombischen, glatten Schuppen stehen in achtzehn Längsreihen. Die Farbe ist oben braunroth, mit einem blaßröthlichen Halsband und zwei dergleichen Längsbinden, die Bauchschilder haben auf jeder Seite einen braunen Punkt. Bauchschilder 164 bis 168, Schwanzschilder 193 bis 205. Diese Schlange scheint eine bedeutende Größe zu erreichen, wird in Java gefunden und scheint auch in Japan einheimisch zu seyn.

10) C. oxycephalus, *Reinwardt* 15). Der Kopf ist schmal, die Augen sind von mittelmäßiger Größe, der Rumpf ist etwas zusammengedrückt, der Schwanz fast ein Drittheil des Körpers lang. Das Zügelschild ist schmal, das Scheitelschild vorn länger, als die Augenbraunenschilder, hinten kürzer, an den Seiten hohl. Die rhombischen, glatten Schuppen stehen in sechs und zwanzig Reihen. Die allgemeine Farbe ist ein schönes, ins Blaue spielendes Smaragdgrün, unten Meergrün, der Scheitel ist röthlich mit einer auf beiden Seiten durch die Augen ziehenden, schwärzlichen Binde. Bauchschilder 257, Schwanzschilder 125. Vaterland Java.

11) C. conspicillatus, *Boie* 16). Die Schnauze ist stumpf, die Augen sind klein, der Schwanz mißt nur ein Fünftheil der Körperlänge; das fünfeckige Scheitelschild ist breit und länger, als die Augenbraunenschilder; die Hinterhauptsschilder sind hinten abgestutzt, nur vorn ein Augenrandschild, unten fehlen sie; die vordern Stirnschilder sind nur halb so groß, als die hintern, zwei schmale, die Hinterhauptsschilder auf jeder Seite begrenzende Schläfenschilder. Bauchschilder 219, Schwanzschilder 86 Paar; an der Kehle drei Paar Schuppen. — Die Grundfarbe ist oben hell rostbraun; eine schmale schwarze Querbinde verbindet die Nasenlöcher und setzt sich von diesen zu den Augen fort; eine zweite zwischen den Augen ist von diesen bis zum Mundwinkel verlängert. Schwarze Flecken stehen seitlich unter jedem Nasenloch,

9) Anguis Aesculapii, *Aldrov.* Serpent. 270. c. f. C. Aescul. *Autorum.* 10) *Jacquin* Collectanea tom. IV. 11) *Russel* Indian Serpents, II. pl. 42. Isis XX, 537. 12) C. muc. *L.* et *Autorum.* Mus. Adolph. Fr. reg. I. t. 23. f. 1. *Russel* Ind. Serp. I. t. 34.

13) *Boie* in d. Isis. XX, 537. 14) *Boie* in d. Isis XVIII, 211. Eine ausführliche Beschreibung und Abbildung soll in der Erpetologie de Java pl. 20 geliefert werden. 15) *Boie* in d. Isis XX, 537. 16) Isis XVIII, 212.

ein anderer unter dem Auge; den Hinterkopf zieren zwei in schräger Richtung auf dem Wirbelschild zum hinten offenen Winkel verbundene Linien, im Nacken ein Längsstreif, längs des Rückens viele getrente, oft zickzackförmige Querbänder und an den Seiten viele kleine rundliche Flecken, sämtlich von schwarzer Farbe. Kehle weißlich ungefleckt; Bauch- und Schwanzschilder schwarz und weißlich gewürfelt. — Diese in Java Torakoetienawa genante Schlange ist nebst mehren andern leicht mit Colub. hippocrepis zu verwechseln. Sie bildet vielleicht mit dieser eine Unterabtheilung in der Gattung Coluber.

12) C. Lichtensteinii, *Neuwied*[17]), Lichtensteins-Natter. — Der Schwanz mißt ungefähr ein Achttheil der Körperlänge; Bauchschilder sind 178 bis 181, Schwanzschilder 85 bis 92 (Paar) vorhanden. Die Farbe ist blaßgelblichfahl, mit einer Reihe von graubraunen, dunkler eingefaßten, großen Flecken auf dem Rücken, auf dem Halse rautenförmig, übrigens mehr unregelmäßig, und jeder mit zwei Seitenflecken verbunden; die Schilder der Kiefernränder sind schwarz eingefaßt. Die Augen sind groß; die Schuppen ebenfalls, glatt, breit rautenförmig, beinahe sechseckig, und bilden am Körper fünfzehn, am Schwanze sechs Längsreihen. — Jüngere Thiere sind dunkler und die Flecken stehen mehr gedrängt. — Diese Art erreicht eine Länge von sechs und mehr Fuß. — Sie lebt in Brasilien, in den südlichen Gegenden der Ostküste in sumpfigen Gegenden, im Gebüsche, und frißt Kröten und Frösche.

13) C. pileatus, *Neuwied*[18]), die meergrüne Natter. — Die Farbe ist schön meergrün, den Rücken hinab läuft eine Reihe sich berührender, gelbbrauner Schuppen; der Scheitel ist gelbbraun; ein dunkler Strich geht von der Nase zu dem Auge und zu dem Hinterkopfe; die ganze Gestalt ist schlank und zierlich; der Schwanz mißt fast ein Drittheil der Körperlänge; Bauchschilder sind 189, Schwanzschilder 99—100 (Paar) vorhanden. — Diese zierliche Schlange wird auf drei Fuß lang, und findet sich in den südlichen Gegenden der Ostküste von Brasilien. Sie ist gewandt, und lebt sowol auf der Erde, als sie auch Gebüsche besteigt.

14) C. bahiensis, *Spix*[19]). — Oben blaugrau, auf dem Rücken schwarze, fast runde Flecken, welche in einer Längslinie stehen, auf den Seiten kleinere, alle weißlich gerandet; Bauch und Schwanz unten weißlich, über den Augen ein schwarzer Streif und ein schwächerer über den Nasenlöchern. Die fast viereckigen Schuppen sind glatt. — Heimath: die Umgegend von Bahia in Brasilien.

15) C. saturninus, *Linné*[20]), die Bleinatter, bleifarbige Natter. — Die Schuppen sind glatt, die obern schmal und länglich, die in den Seiten eiförmig; der Schwanz hat eine mittlere Länge. Der breite Kopf ist platt, länglich, vorn spitz abgestumpft. Der Rumpf ist spindelförmig, mit flachem Bauch; der Schwanz sehr dünn, spitzig. — Bauchschilder 147 bis 197, Schwanzschilder 120 bis 125. Das Vaterland ist Guinea.

16) C. Situla, *Linné*[21]), die Bandnatter, rückenstreifige Natter. Nach Linné's Angabe ist diese Natter grau, mit einer schwarz gerandeten Längsbinde. Sie hat 236 Bauch- und 48 Schwanzschilder, und soll in Ägypten einheimisch seyn. — Ob sie wirklich dieser Gattung angehört, ist noch nicht bestimt.

17) C. simus, *Linné*, Affennasen- — affenköpfige Natter. Diese Natter hat glatte Schuppen, ihr Schwanz mißt nur ein Sechstheil der Körperlänge, der Kopf ist fast kugelig, aufgeworfen, wulstig. Sie hat 124 Bauchschilder und 46 Schwanzschilder. Ihr Vaterland soll Carolina seyn. — Sie ist noch nicht genau bekant, und gehört vielleicht zu Latreille's Gattung Heterodon.

18) C. Hippocrepis, *Linné*[22]), die Hippocrepis-Natter. Die lanzettförmigen glatten Schuppen sind an der Spitze zugerandet, die Temporalschilder sind kaum vorhanden, die Occipitalschilder und das Scheitelschild sehr klein; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; nur ein Kehlschild. — Bauchschilder 188, Schwanzschilder 70. — Das Vaterland, nach Linné, Ostindien — Amerika — nach neuern Beobachtungen aber nur das Cap der guten Hoffnung. — Überhaupt ist diese Art noch nicht genau bekant und gesichtet.

Was die auf Coluber verwiesenen Namen betrifft, so sind selbige an den gleich anzuführenden Stellen nachzusehen, so weit sie nicht oben erwähnt.

Blindnatter ist Coronella Typhlus. Bastardnatter — Homalopsis molurus. Baumnatter — Dendrophis scandens. Bechernatter — Hurria Nympha. Bandnatter — Elaps lemniscatus, — Calamaria (Anhang). Auroranatter — Coronella Aurora. Azurnatter — Tropidonotus Natrix. Ameisenschlange — Dipsas Cenchoa. Ana Candaia oder Anaconda. Hier ist zwar auf Col. pullatus verwiesen; indessen gehört dieser Name zu Boa Scytale. Auspings. Vipera. Cerastes s. Vipera. (*D. Thon.*)

COLUBRARIA, *Schumacher* (Mollusca). Eine der Gattung Buccinum ähnliche Gattung, aufgestellt im Essai d'une nouvelle Classification des vers testacés, 1817. Die Kennzeichen sind: eine thurm- und spindelförmige Schnecke; die Windungen mit wechselsweise stehenden Längswarzen besetzt; die Mündung eiförmig-länglich; die Mündungsröhre (der Schwanz) offen, die äußere Lippe dick, gerandet, innen in Zähne gefaltet; die innere Lippe schwielig, hinten fast verschwindend, vorn dick, abstehend, etwas gekerbt; die Spindel gebogen, glatt, vorn mit Warzen und Querfalten besetzt. Als Typus der Gattung wird C. granulata angeführt, welche

17) Col. capistratus, *Lichtenstein* Verzeichn. d. Dubletten des Berl. Mus. p. 104. — *Maxim. v. Neuwied* in Acta nova Acad. Caes. Leop. XII. 2. p. 496. t. 46. — *Ej.* Beiträge zur Naturgesch. Brasiliens I, 305. — *Wagler* Icones Amphibiorum. I. t. IV. (Schöne Abbildung.) 18) *Ej.* Beiträge I, p. 344. (olivaceus *Olfers*, Olfersii *Hemprich*.) 19) Natrix Bahiensis, *Spix* Animalia nova sive Serpentum Brasiliensium spec nov. Monachi 1824. p. 27. t. X. f. 2. 20) Mus. Ad. Fried. reg. I, t. 9. f. 1.

21) Mus. Adolphi Friderici regis II, p. 44. 22) Mus. Adolph. Fried. reg. I. p. 36. t. 16. f. 2. — Col. canus. *Linné* ib. t. 11. f. 1. C margaritaceus? *Merrem* Syst. n. 32. p. 100. — Ammobates. *Shaw.*

mnitz Conchylienkabinet IV. t. 132. f. 1257. 1258. r dem Namen Buccinum maculosum rarissimum bet. Auch glaubt Schumacher, daß desselben Murex isatus X. t. 162. f. 1544. 1545. dieselbe Schnecke und Favanne's Couleuvre, nicht aber diese in 552. 1553. l. c. dargestellt sey, sowie jene Chem- auch insofern verwechselt habe, als la Couleuvre ae in Favanne Conchologie, pl. 33. f. X. 3. stehe. (*D. Thon.*)

COLUBRINI (Reptilia). Eine Abtheilung der angen bei mehren Herpetologen, und daher verschie- arakterisirt. Oppel stellte als Kennzeichen derselben runden Schwanz, der dünner als der Körper, keine ähne, und unter dem Schwanz oft doppelte Schil- uf. Cuvier begreift darunter alle Schlangen, bei die Schilder unter dem Schwanze paarweis stehen, echnet hieher die Gattungen Python, Hurria, Dip- Coluber, Dryinus, Acrochordus. — Gray, der olubridae nent (Annals of Philosophy, Sept. 1825.), folgenden Charakter an: die Kiefern sind mit Zähnen, llen mit Giftzähnen versehen; der Kopf ist mit ppen, der Leib ebenfalls mit breiten, Ringe bilden- latten bedeckt; auf der untern Seite des Schwanzes en sich zwei, oder auch nur eine Reihe Schilder; fter keine Spornen. A) mit Giftzähnen: Trime- us, Bungarus, Ophis; B) ohne Giftzähne, vor lugen eine Grube: Coluber, Dipsas, Ahaetalla, osoma, Passerita, Hurria, Scytale, Erpeton. — nger (Neue Classification der Reptilien, 1826.) seine Familie Colubroidea zur Tribus Squamata, ibt ihr folgende Kennzeichen: die untere Kinnlade ist ilt, die Zunge lang, die Giftzähne fehlen, sowie fterspornen. An Gattungen zählt er auf: Acro- lus, Pelamis, Erpeton, Disteira, Aipysurus, Ho- psis, Pseudoeryx, Scytale, Xenopeltis, Clelia, pha, Duberria, Oligodon, Pseudoelaps, Hetero- Rhinostoma, Xenodon, Lycodon, Coluber, Co- la, Psammophis, Malpolon, Dipsas, Boiga, Si- Dendrophis, Chironius, Tyria, Dryophis, Lan- — Boie (Isis von Oken XIX. S. 981.) theilt amilie Colubrini ein in die Gattungen: Tropidono- oluber, Hemorrhois, Scytale, Heterodon, Erpeton, Boa, Python, Dipsas. (S. diese Art.) (*D. Thon.*)

COLUMBANUS (SANCTUS) auch COLUMBA. , einer statt des andern gebrauchte Namen tragen verschiedene, fast gleichzeitige und oft unter einander chselte [1]) irländische Mönche, von welchen der äl- 98 bei Beda [2]) und Gregorius M. [3]) erwähnt wird. Namen des Heiligen trägt nur der spätere Columba [4]). rde um das Jahr 550 in dem irländischen Districte r (Lagenorum terra) geboren, nicht lange nach der Bekehrung der Irländer zum Christenthume durch den h. Patricius. Nachdem er sich freieren Studien, welche, wie seine späteren Schriften zeigen, auch die klassischen Denkmäler des Alterthums umfaßten, mit großem Eifer gewidmet hatte, trat er, um den Versuchungen zur Flei- scheslust zu entgehen, auf den Rath einer frommen Ein- siedlerin, in das zu dem District Ulster (Ultonia) gehörige Kloster Banchor ein, welchem damals der fromme, aber zugleich wissenschaftlich gebildete und helldenkende Abt Comgell (Comogellus) vorstand [5]). Bei dem Eifer für Missionen, welcher unter den irländischen Mönchen herrschte, fühlte auch Columba sich bald von dem unwi- derstehlichen Drange ergriffen als Glaubensbote und Pre- diger des Evangeliums unter die Völker zu wandern, und nachdem er mit Mühe dazu die Erlaubniß des Vater Comgell erlangt hatte, schiffte er sich um das Jahr 590 [6]) mit mehren seiner Klosterbrüder zu dieser Absicht nach Gallien ein. Hier hatten damals die steten Kriege und die Nachlässigkeit der Bischöfe einen großen Verfall der Sit- tenzucht und der kirchlichen Disciplin nach sich gezogen, welchem Columba und seine Freunde zunächst durch eignes Beispiel in strenger Sittenzucht und Verachtung der welt- lichen Lust zu begegnen suchten. Dadurch gelangten die ir- ländischen Glaubensboten bald zu einem Rufe der Heilig- keit, welcher den König von Burgund Childebert bestimte, sie zur Niederlassung in seinem Gebiete unter dem Ver- sprechen königlicher Belohnungen aufzufodern. Columba schlug die letzteren aus, wählte aber für sich und seine Begleiter in einer der ödesten Gegenden des Voghesen- Gebirges eine Stätte, wo sich noch die Ruinen eines al- ten Castells zeigten, zur Gründung eines Klosters, wel- ches nach jenem Castell den Namen Anagrates (Anegray) erhielt. Diese klösterliche Stiftung wurde in kurzer Zeit so überfüllt, daß ein zweites, größeres Kloster zu Luxo- rium (Luxeuil) in der Nähe (octo distans millibus) er- richtet werden mußte, welchem dann, da der Zudrang, auch des Adels, immer größer wurde, die Stiftung eines dritten Fontanä sofort folgte. Noch ein viertes Kloster, Palatium genant, in der Nähe des jetzigen Besançon und ein fünftes im Juragebirge, so wie ein Jungfrauenstift zu Besançon (in urbe Vesontione) verdankten ihm ihren Ursprung [7]). Diese Stiftungen wurden zu einer Congre- gation vereinigt und ihr gemeinschaftliches Haupt Colum- ba gab ihnen eine Regel der klösterlichen Disciplin, wel- che sich nahe an die des h. Benedictus anschließt, nur daß

1) Über die Verwechselung beider vergl. Basnage zu Canisii ant. T. I. p. 772. 2) Hist. eccl. Angliae, L. III, c. 4. 3) L. II, 30. 4) So, und nicht Columbanus nent er ist durchgängig in seinen Schriften, bisweilen unter Anspie- auf die Bedeutung des Namens: z. B. Ep. 8. ad disci- Jona qui in Hebraeo *Columba* dicitur; Ep. IV. (ad IV.) — mihi *Jonae* hebraica, *Peristerae* graece, *Co-* latine, potius tamen vestrae idiomate linguae nun-

5) Ein längeres Bruchstück aus dem Unterrichte dieses Man- nes, welches ihn als einen eben so frommen als helldenkenden Leh- rer darstellt, hat Columba selbst in eine seiner eigenen Unterwei- sungen für die Mönche, wo er Comgell unter dessen Klosternamen Faustus aufführt, eingeschaltet. Columbani Instr. II. 6) Das Jahr steht in der Zeitrechnung ziemlich fest; nicht so das da- malige Lebensalter Columba's. Die Angabe seines Biographen Jonas c. 10. „anno vicesimo“ berichtigt schon Mabillon dahin, daß er damals mindestens 30 Jahre gezählt habe. Ist aber die Ep. ad Fedolium wirklich von Columba, so muß er im J. 590 fast 50 Jahre gezählt haben. Denn in dieser um 614 oder 615 im Kloster Bobbio geschriebenen poetischen Epistel gibt er vor, schon 18 Olympiaden durchlebt zu haben.

Nunc ad Olympiadis ter senos venimus annos

d. i. 72 Jahre zu zählen. 7) *Jonae* vita S. Columbani n. 12. 17. 22.

sie dieselbe in der Strenge der Askesen und Pönitenzen zu übertreffen scheint [8]). Die Wunderkräfte, welche man in dem frommen Stifter anstaunte, die strenge Sittenzucht, der Fleis und die Enthaltsamkeit der Klosterbewohner, ihr Fleis im Anbau der unwirthbaren Umgebungen ihrer Ansiedelungen, die wissenschaftliche Bildung, welche sich unter ihnen verbreitete, verschafften der neuen Congregation unter einem rohen Volke ein an Verehrung grenzendes Ansehen und einen sittlichen Einfluß, welcher sich auch auf die Machthaber ausdehnte. Als nach Childeberts Tode das Reich unter seine zwei Söhne in der Art getheilt worden, daß Theoderich, der ältere, Burgund, Theodebert, der jüngere, Austrasien erhielt, wurde der erstere durch seine herrschsüchtige Großmutter Brunechilde zu Ausschweifungen verleitet, welche ihn zur Regirung unfähig machen sollten. Columba führte durch seine Ermahnungen den irre geleiteten König zur Treue gegen die rechtmäßige Gemahlin zurück, und vereitelte dadurch Brunechildens Plane, deren Haß nun gegen ihn und seine Mönchscongregation entbrante, indem sie die eingeführte strenge Klosterzucht benutzte, um die weltlich gesinten Bischöfe und Großen gegen die Congregation einzunehmen. Es folgten nun mannichfache Beschränkungen und Bedrängnisse für die Mönche, selbst ein Versuch des Königs, gewaltsam in das Innere des Klosters zu Luxorium einzudringen, welchen jedoch Columba's Standhaftigkeit unter Lebensgefahren vereitelte. Zu diesen Misverhältnissen war schon früher eine kirchliche Differenz über die Osterfeier hinzugetreten, indem Columba nach altbritischer Observanz, welche das Fest mit dem Sonntage der Woche vom 14—20 des Monats Nison zu beginnen foderte, die Ostern feierte, während der Ostercyclus der römischen und gallischen Kirche, wenigstens in manchen Jahren, auf einen späteren Sonntag führte [9]). Columba hatte sich zu Beilegung dieser Differenz schon bald nach seiner Ankunft in Gallien an den Pabst Gregorius I. gewandt [10]). Dieses Schreiben blieb ohne Antwort, und als nun im J. 602 in Burgund eine Synode zusammentrat, um über die Differenz zu handeln, richtete Columba ein Schreiben an dieselbe, worin er zwar die von ihm eingeführte Observanz wiederholt vertheidigte, aber sich zugleich willig erklärte, die abweichende um des Friedens willen unangefochten zu lassen, so bald ihm nur bei der seinigen zu bleiben gestattet würde [11]). Auch dieser Schritt scheint nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, daher er denn nochmals in dieser Angelegenheit nach Rom an Bonifacius (IV.) schrieb, um für sich und die Seinen das gewünschte Indult zu erlangen, indem er sich zugleich darüber beklagte, daß sein früheres Schreiben an Gregorius nicht zur Behörde scheine gelangt zu seyn [12]). So häuften sich nun die Beschwerden gegen Columba von verschiedenen Seiten und da er nicht von freien Stücken dem Befehle des Königs, nach Irland zurückzukehren, gehorsamte, ließ ihn Theoderich gewaltsam von Luxorium fortführen, ohne ihm auch nur zu gestatten, die früheren Begleiter sich bei der Rückkehr ins Vaterland wieder zuzugesellen, und ohne ihm die gehoffte Märtyrerkrone verschaffen zu wollen [13]). Dies erfolgte im zwanzigsten Jahre nach seiner Niederlassung in Burgund = 610 n. Ch. [14]). Auf seiner Reise durch Frankreich bis Nantes (Namnetum), wo er eingeschifft werden sollte, erscheint er in der Legende mitten unter den Mishandlungen seiner rohen Wächter in dem Glanze eines bald heilbringenden, bald strafenden Thaumaturgen [15]). Auch seine beabsichtigte Einschiffung zu Nantes läßt die Legende durch eine wundervolle Fügung hintertrieben werden; denn das Schiff, auf welches schon sein Gepäck zur Überfahrt verladen war, soll durch das Eintreten einer ungewöhnlich starken Ebbe auf den Strand gesetzt und nicht eher wieder flott geworden seyn, als bis man das Eigenthum des Heiligen über Bord geworfen hatte [16]). Daß Columba zu Nantes sollte eingeschifft werden, ergibt sich auch aus einem Schreiben, welches er von dort aus an seine zurückgelassenen Schüler in den Klöstern erließ, um sie zur Eintracht bei dem auch unter ihnen obwaltenden Osterstreite und zur Unterwürfigkeit unter ihren neuen Vorgesetzten Attala, so wie zur Standhaftigkeit unter den noch immer drohenden Gefahren zu ermahnen. Aber er zeigt zugleich auch, daß man ihn dort der Wache entbunden und zur Flucht freien Raum gegeben hatte, so daß es in der That keines Wunders bedurfte, um ihn der Einschiffung zu entziehen [17]). Er begab sich zunächst zu Chlotar, Chilperichs

8) In den Handschriften wird diese Regula S. Columbani meistens als eine zweifache unterschieden, die monastica, welche die allgemeinen ethischen Vorschriften in paränetischem Tone und nach den herrschenden Grundsätzen der Mönchsmoral vorträgt, mit den Worten primo omnium beginnend; sodann die regula coenobialis, welche die Vorschriften für die tägliche Ordnung des Officii, so wie die disciplinarischen Strafgesetze oder die Pönitenzen umfaßt, mit den Anfangsworten: Statutum est Fratres. Beide scheinen jedoch ursprünglich zusammen gehört zu haben. Die Abfassung dieser Mönchsregeln setzt *Jonas* l. c. n. 17. in den Aufenthalt zu Luxeuil. Abgedruckt in Bibl. PP. maxima Lugd. T. XII. p. 1—8 und *Holstenii* regg. monast. T. I. p. 166. sq. Über das Verhältniß derselben zu der Benedictinerregel s. *Mabillon* Acta SS. Ordinis S. Benedicti saec. II. Praef. p. IV. sq. Übrigens führt die Vergleichung der Handschriften darauf, daß manche geschärfte Strafbestimmung erst später in die Regel eindrang. 9) Vergl. über diese Differenz Gieseler's Kirchengeschichte Bd. 1. S. 654. N. e. 10) Ep. V. ad Gregorium, der Ordnung nach der letzte, der Zeitfolge nach der erste unter Columba's Briefen und seinem Inhalte nach bald nach Gregors Regirungsantritte geschrieben. Auch unter Gregors Briefen L. IX. Ep. 127.

11) Ep. 2. ad patres Synodi. Die Zeit bestimt sich durch die Worte usque nunc licuit nobis inter vos vixisse *duodecim annis*. Übrigens geht aus dem Schreiben hervor, daß Columba mehre Tractate in dieser Streitsache verfaßte, welche sich aber nicht erhalten haben. 12) Das erste Schreiben an Bonifacius, wahrscheinlich bald nach dessen Regirungsantritt um 607 abgefaßt 13) Wenn bei dem Überfall in Luxorium der König zu ihm sagt: Martyrii coronam me tibi illaturum *speras* — non esse me tantae *dementiae* scias, ut hoc tantum perpetrem scelus (cf. Jonas l. c. n. 33), so führt dies auf einen fanatischen Zug in Columba's Character, welchem seine sonstigen Reden und Handlungen völlig gemäß sind. 24) *Jonas* l. c. 30. Egressus cum suis — *anno vicesimo* post incolatum eremi illius. 15) *Jonas* l. c. 38—46 und dieselben Wunder während in Verse gebracht bei Frodoard. 16) *Jonas* l. c. 48. 17) Ep. III. ad discipulos: Nunc mihi scribenti nuntius supervenit, narrans mihi navem parari, qua *invitus* vehar in

Sohn, König von Neustrasien, wurde dort wohl aufgenommen und als geistlicher und politischer Rathgeber benutzt. Auf seinen Wunsch, durch Austrasien nach Italien zu reisen, gab ihm Chlotar das nöthig scheinende Geleite, und im Gebiete Theodeberts kam ihm die Gunst mächtiger Vasallen entgegen, deren Einfluß verbunden mit den begeisterten Lobpreisungen der aus Luxorium auf die Nachricht seiner Ankunft nach Austrasien strömenden Schüler, ihm die Gunst Theodeberts verschaffte, welcher ihn bat, in seinem Gebiete sich niederzulassen, und sich selbst die Stätte innerhalb desselben zu wählen, von wo aus am erfolgreichsten für die Verbreitung des Evangeliums unter den Völkern könte gewirkt werden. Columba wählte eine innerhalb der Grenzen Teutschlands, jenseits des Rheins gelegene, vorlängst zerstörte Stadt, Brigantia, später Bregenz genant [18]. Von dort aus wirkte er, unterstützt von seinem Schüler Gallus, unter den heidnischen Sueven als Glaubensbote, stürzte die Altäre der Götzen und sprengte die Bierkufe, aus welcher beim Wodansfeste zu Tucconia (Tuggen, Zug) sollte libirt werden [19]. Auch hier sollen Wunder seine Sendung beglaubigt haben und Beweise ausgezeichneter, providentieller Leitung ihm zu Theil geworden seyn. Auch unter den Mächtigen suchte er den Geist des Friedens nicht immer mit Klugheit zu wecken. Dem König Theodebert, als ihn sein Bruder Theoderich zum Kriege reizte, rieth er, freiwillig die Krone niederzulegen und in den Priesterstand einzutreten. Der gar zu mönchische Rath wurde nicht befolgt und es kam zum Kriege zwischen den beiden Brüdern (612), in welchem Theodebert bei Tolbiacum (Zülpich) geschlagen und dann als Gefangener seines Bruders von der Großmutter Brunechilde zur Annahme der Tonsur genöthigt, bald darauf aber ermordet wurde. Im Jahre darauf starb auch Theoderich und sein nachgelassener Sohn Sigebert, welchen Brunechilde auf den Thron setzte, konte sich gegen Chlothar, den König von Neustrien, nicht behaupten, welcher sich des ganzen burgundischen Reiches bemächtigte und die Überreste des burgundischen Königshauses ausrottete [20]. Diese Katastrophen, welche Columba in prophetischem Geiste soll vorausgesehen haben, bestimten ihn, über die Alpen nach der Lombardei zu ziehen, wo er bei Mailand verweilte, um den unter den Longobarden herrschenden Arianismus auch in Streitschriften zu bekämpfen, und das Vertrauen des Königs Agilulfus genoß, in dessen Auftrage er sein zweites Schreiben an Bonifacius IV. erließ, um denselben zu bewegen, die ketzerischen Beschlüsse der fünften Synode, welchen Vigilius beizutreten von Justinian war gezwungen worden, unter Vermittelung einer römischen Synode wiederum zu verwerfen, damit der römische Stuhl von dem Verdachte der Ketzerei sich reinige (ut caligo suspicionis tollatur de cathedra St. Petri), denn nur durch die Richtigkeit der Einsicht und die Reinheit des Bekentnisses werde die Macht und das Ansehen des Schlüsselführers begründet [21]. Auf die Nachricht, daß in den Apenninen, hart am Flusse Trivia (Trebia), an einer Bobio genanten Stätte sich noch die Ruinen einer alten Basilica des heil. Petrus vorfänden, in welchen Wunder geschähen, gründete er dort das Kloster Bobio (Bobbio), welches sich bald über alle früher in Burgund errichteten Klöster dieser Congregation erhob. Columba wurde hier noch durch einen Besuch seines Schülers, des Abtes von Luxorium Eustasius, welchen Chlotar an ihn gesandt hatte, erfreut, starb aber schon, nachdem er nur wenig über ein Jahr dem Stifte zu Bobio vorgestanden hatte, am 29. November 615 [22]. Außer den Schriften Columba's, deren Abfassungszeit aus seinen Lebensereignissen erhellt, nämlich der zweifachen Mönchsregel und den fünf oder sechs Briefen, sind unter seinem Namen noch vorhanden:

1) Sermones seu Instructiones ad Monachos, auch Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum überschrieben: sechszehn Paränesen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichen Erbauungsstunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach sittlicher Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbstverleugnung und Weltentsagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Beredsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchischer Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Semipelagianismus des Cassianus [23]. Unter diese Instructiones rechnet eine bob-

meam regionem, sed si fugere *nullus vetat custos*, nam hoc videntur *velle* ut fugiam. 18) *Jonas* l. c. 51. Inde requisivit locum, quem favor omnium laudabilem reddebat, intra Germaniae terminos Rheno tamen transmisso, oppidum olim dirutum, quod *Brigantias* nuncupabatur. 19) *Jonas* l. c. 53. Quo — nämlich Tucconiae vgl. Walafr. Strabo V. S. Galli L. 1. c. 4. — cum moraretur et inter habitatores loci illius progrederetur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo *Cupam* vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, *cerevisia* plenum in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et sciscitatur quid de illo fieri vellent. Illi ajunt Deo suo *Vodano*, quem Mercurium vocant alii, se velle litare etc. 20) *Jonas* l. c. 57—59.

21) Vgl. besonders die freimüthig schöne Stelle: Tamdiu potestas apud vos erit, quamdiu *recta ratio* permanserit: ille enim certus regni coelorum clavicularius est, qui dignis per veram scientiam aperit et indignis claudit. *Alioquin, si contraria fecerit, nec aperire nec claudere poterit.* — — Vnitas fidei in toto orbe unitatem fecit potestatis et praerogativae, ita ut libertas veritati ubique ab omnibus detur, et aditus errori ab omnibus similiter abnegetur, quia *confessio recta etiam sancto privilegium dedit claviculario.* S. Columbani Ep. IV. ad Bonifacium, im Anfange des Jahres 613 wahrscheinlich geschrieben. 22) II. Kal. Decembris nach *Jonas* l. c. 60. Das Martyrologium Rom. aber hat XI. Kal. Decembris und die Kirche feiert sein Gedächtniß am 15ten November. 23) Z. B. Instr. III. Dei gratiam *suo advocet conamine;*

biensische Handschrift dann auch noch zwei kürzere Tractate de mensura poenitentiarum, und de octo vitiis principalibus, welche aber andere Codd. mit Recht als Aufsätze für sich unterscheiden, da in keinem derselben der Ton der Paränese herrscht, sondern der erste canones poenitentiales für Cleriker, Mönche und Laien aufstellt, welche sich zunächst an die Klosterregel mögen angeschlossen haben, der letztere aber eine trockene Aufzählung von den acht Cardinalsünden und deren Heilmitteln nach Cassians Anleitung gibt. Auch Instr. XIV, im Cd. Bobiensis ans Ende gestellt, möchte mit Unrecht in diese Samlung von Sermonen gezogen seyn, da sie einen ganz epistolarischen Charakter trägt. Über die Zeit, in welche diese Unterweisungen für Mönche fallen, vermißt man alle näheren Andeutungen.

2) Carmina. Eine Samlung von fünf Gedichten, welcher eine Vorrede in zwei hexametrischen Versen von zweifelhafter Echtheit voraufgeht. Das erste, Epistola ad Hunaldum überschrieben, in hexametrischem Versmaß, warnt vor der Habsucht und der Anhänglichkeit an irdischem Gute, verräth eine gute Bekantschaft mit den römischen Dichtern und weiß biblische Abschnitte in poetischen Umschreibungen recht glücklich nachzubilden [24]). Die voraufgehende Dedication in Akrostichen, welche die Worte Columbanus Hunaldo geben, steht nicht in allen Handschriften und scheint jüngeren Ursprungs. Das zweite, Epistola ad Fedolium überschrieben, behandelt denselben Gegenstand in sapphischem Versmaße und hat einen aus sechs hexametrischen Versen bestehenden Anhang, welcher zeigt, daß der Dichter im 72. Lebensjahre stand, wonach es in den Aufenthalt zu Bobbio fiele. Es ist reich an mythologischer Gelehrsamkeit und gleichfalls aus fleißigem Studium der Alten hervorgegangen.

3) Epigramma de muliere, zwei Distichen.

4) Monosticha, eine Samlung von Lebensregeln und goldnen Sprüchen in hexametrischen Monostichen, theils wörtlich entnommen aus der Sentenzensamlung des sogenanten Cato, theils der h. Schrift A. und N. Ts. nachgebildet, theils aus eigner frommer Betrachtung, mitunter auch aus andern Gedichten Columba's, z. B. aus der Epistola ad Hunaldum, entlehnt. Dies letztere, so wie auch die großen Abweichungen der Handschriften, welche bald mehr bald weniger Monostichen haben, führt dahin, daß diese Sentenzensamlung, wenn sie auch Columba anlegte, doch großen Veränderungen und willkürlichen Vermehrungen unterlag.

Columba hat das Verdienst, mit unermüdlicher Thätigkeit den christlichen Glauben verbreitet, für die Herstellung reinerer Sittenzucht und lebendiger Frömmigkeit unter Hohen und Niedrigen ohne Menschenfurcht gewirkt, den Frieden der Kirche im Geiste der Liebe gefördert, stolze Anmaßungen der Regenten und Päpste freimüthig bestritten und in seinen Klöstern Pflanzstätten der wissenschaftlichen Bildung, Archive für die Denkmäler der klassischen Literatur [25]), und Schulen der Frömmigkeit gegründet zu haben. Seine Schriften zeugen von Bekantschaft mit den Denkmälern des römischen Alterthums, von ausgebreiteter Belesenheit in der kirchlichen Literatur und zeichnen sich durch reinere Sprache und geschmackvollere Darstellung vor ihrem Zeitalter aus. Warme, lebendige Frömmigkeit, großer Eifer für die Religion, welcher bis zum Fanatismus ausartet, verbinden sich in seinem Charakter mit unerschrockener Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit und gutmüthiger Weichheit des Herzens, aber auch mit großer sittlicher Strenge und mönchischem Hange zur Selbstpeinigung. Der theologischen Speculation abgeneigt, ruft er in mystischem Vortrage dunkle Ahnungen, schwärmerische Sehnsucht nach dem unsichtbaren geistigen Gute hervor, und weckt fromme Gefühle, ohne zur Aufhellung der Religionsbegriffe beizutragen [26]).

(*v. Coelln.*)

COMATULA, *Lamarck* (Radiaria) (comatus, wegen der Wimpern). Dieser Gattung ward zuerst gedacht von Linck (De Stellis marinis, p. 55.) unter dem Namen δεκάκνημος, dann von Fréminville (Nouveau Bulletin des Sciences, No. 49.) unter dem Namen Antedon. Später nante sie Leach Alecto, indessen wurde die überschriftliche Benennung allen andern vorgezogen und allein beibehalten. Neuerdings hat aber Bronn (Urweltliche Pflanzenthiere S. 7) den Namen Decacnemos wieder aufgenommen, ihm als dem ältesten den Vorzug gebend. Linné führte die ihm bekanten Arten unter Asterias auf. Nach Cuvier gehören sie mit den letztern unter die Echinodermata pedicellata, nach Lamarck unter die Radiaria echinodermata oder Stellerides. Die Kennzeichen derselben sind folgende: der Körper ist kreisförmig, platt gedrückt und mit zweierlei Strahlen, nämlich auf dem Rücken und am Rande besetzt, welche alle aus kalkartigen Gliedern bestehen. Die

impossibile est enim *solum* per se unumquemque adipisci, quod perdidit in Adam. 24) 3. B. Prec. c. 3. 7.

Tempora sunt florum, retinet sua tempora messis,
Sic iterum spisso vestitur gramine campus.
Tempora gaudendi sunt, tempora certa dolendi.
Tempora sunt vitae, sunt tristia tempora mortis.
Omnia dat, tollit, minuitque volatile tempus
Ver, aestas, autumnus, hiems redit annum in annum.
Omnia cum redeant homini redit non sua aetas:
Hanc sapiens omni semper reminiscitur hora
Atque domum luctus epulis praeponit opimis.

25) Eine der reichsten Fundgruben für Handschriften lateinischer Classiker ist noch immer die Bibliothek des Klosters zu Bobbio. Vergl. Amad. *Peyron* de Bibliotheca Bobiensi vor seiner Samlung der Fragmenta Ciceronis orationum inedita. Stuttg. et Tub. 1824. 8. 26) Sein Leben von Jonas, seinem Schüler, Mönch zu Bobbio, und danach poetisch bearbeitet von Frodoard, Mönch zu Rheims im 8. Jahrhundert. Ergänzende Legenden aus seinem Aufenthalte zu Bobbio und die Wunder, welche seine Reliquien wirkten, erzählen die Miracula S. Columbani von einem bobiensischen Mönche des 10. Jahrhunderts. Alle drei am besten bei *Mabillon* Acta SS. Ordinis S. Benedicti Sec. II. p. 3—51. Seine Schriften zuerst gesammelt von dem Franciskaner Patricius Fleming, einem Irländer, Lovanii 1607. Danach abgedruckt in der Bibl. Patrum maxima T. XII. p. 1—37. Vermehrt in *Gallandi* Bibliotheca Patrum T. XII. Einzelne seiner Gedichte sind öfter gedruckt, am richtigsten in Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage T. I. p. 775 sq. Aus dem Gesichtspunkte der religiösen Denkart, doch nicht ganz unbefangen, schildert ihn August Neander Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums III., 2. S. 37—69.

Rückenstrahlen sind ganz einfach, fadenförmig, rankenartig, klein und stehen als ein Kranz auf dem Rücken der Scheibe. Die Randstrahlen sind immer gewimpert (d. h. mit kleinen von ihren Gliedern ausgehenden Nebenstrahlen versehen) und viel größer als die einfachen Strahlen, ihre untern Fiedern sind verlängert und umgeben, nach unten umgeschlagen, die Bauchseite der Scheibe, auf dieser steht in der Mitte ganz abgesondert der häutige vorspringende Mund.

Diese Thiere sind auffallend von allen andern Seesternen nicht blos durch ihre zweierlei Strahlen, sondern auch durch ihre eigenthümliche Mundbildung unterschieden. Auch haben sie in ihrer Lebensweise mancherlei abweichend Eigenthümliches, worauf auch schon einigermaßen der gekrümte Haken am Ende der Rückenstrahlen schließen läßt. Nach Lamarck nämlich, der sich hiebei auf die Beobachtungen und Angaben Perons stützt, heften sie sich damit an allerlei Meerkörper, namentlich an Tange und Corallenstämme an, was auch von Heusinger[1]) beobachtet worden ist, der von diesen Hacken noch überdies angibt, däß sie das Thier als Waffen gebrauche. Die nächst verwandten Gattungen bewegen sich blos mit Hilfe ihrer Hauptstrahlen auf dem Boden fort, und vermögen auch nur mit diesen sich anzuhängen. Eine große Verwandtschaft zeigen sie mit den Encriniten (s. d. Art. Crinoidea), so daß man fast sagen könte, die letztern seyen nur gestielte Comatulen, welche Ähnlichkeit unten bei der Beschreibung einer einzelnen Art näher nachgewiesen werden wird. Der allgemeine äußere und innere Bau dieser Thiere ist noch wenig bekant, indem nur eine einzige Art genauer äußerlich und eine andere auch anatomisch untersucht ist. Wir werden unten diese Beschreibungen liefern. — Die Arten dieser Gattung scheinen ziemlich zahlreich zu seyn, wenn auch bis jetzt nur wenige, selbst der in den Samlungen vorhandenen beschrieben wurden, auch mögen wol manche noch zu entdecken seyn. Die bekanten Arten leben meistens in heißen Erdstrichen, sind seltener in den gemäßigten Zonen und nach Lamouroux Angabe soll keine Art über dem 45. Breiten-Grade vorkommen.

1) C. solaris, *Lamarck*, ist eine große und schöne Art, welche ganz ausgebreitet wenigstens einen Fuß im Durchmesser hält. Ihre zehn Strahlen sind breit und zierlich gewimpert, oben etwas platt, unten gefurcht, und durch doppelt eingekerbte Querkiele gesäumt. Das Vaterland derselben ist unbekant.

2) C. multiradiata, *Lamarck*. Diese in den indischen Meeren einheimische Art hat zunächst der Scheibe fünf Strahlen, welche sich wieder tief in drei bis zwölf spalten. Die Wimpern sind etwas flach gedrückt, die einfachen Strahlen auf dem Rücken sind ziemlich groß, an der Spitze hakenförmig. Abbildung bei *Linck* de Stellis mar. t. 22. f. 34.

3) C. rotularis, *Lamarck*. Diese Art ist wahrscheinlich aus der Gegend von Neuholland. Ihre Randstrahlen sind nur zwei- bis fünffach getheilt, die Wimpern nach unten geneigt, und die einfachen Rückenstrahlen sind in großer Anzahl vorhanden.

4) C. fimbriata, *Lamarck*. Die Randstrahlen sind schwach, kaum drei Zoll lang, bis an die Wurzel in zwei bis fünf Äste getheilt, die Glieder an den Rändern etwas gefranzt. Aus den indischen Meeren. — Es wird bei dieser Art die ziemlich schlechte Abbildung Petivers, Gazophylac. t. IV. f. 6. Stella perelegans dupliciter radiata[2]) citirt, auch führt Lamouroux[3]) Millers Comat. fimbr. als Synonym an, welches doch sicher eine eigene Art ist, s. d. folg.

5) C. pinnata, *Nobis*. — (C. fimbriata, *Miller*. Crinoidea, Titelkupfer, p. 132. — Decacnemos fimbriata, Bronn urweltliche Pflanzenthiere [nach Miller] t. 2.). Der Leib ist kreisförmig, platt gedrückt, mit zahlreichen Seitenstrahlen, welche getheilt sind; ihre Äste sind gefranzt, und die Wimpern hängen durch eine blattähnliche Ausbreitung zum Theil mit einander zusammen; um den Mund stehen zehn einfache Arme. — Diese Art komt in England in Milfords-Haven vor und an ihr hat Miller die genaue Ähnlichkeit derselben mit den Crinoideen nachgewiesen. Bei den nähern Angaben darüber verweisen wir auf jenen Artikel. — Nach diesem Schriftsteller gleicht auf den ersten Anblick diese Art Comatula so sehr dem Pentacrinus Caput Medusae, daß man fast versucht wird, sie für den obern Theil des letztern Thieres zu halten. An der Basis des etwas kugeligen Leibes zeigt sich eine fünfseitige, undurchbohrte Platte, welche außen schwach gewölbt, innen ausgehöhlt ist und in ihrer Lage ganz dem ersten Säulenglied der Crinoideen entspricht, nur mit dem Unterschied, daß sie undurchbohrt ist, indem den Comatulen auch der Stamm der Crinoideen fehlt. An dem Rand dieser fünfseitigen Platte zeigt sich eine ringförmige Platte, einem Beckenring ähnlich, welche auch mit der vorerwähnten eine beckenähnliche Höhlung bildet. Sie besteht nicht aus einzelnen Platten, ist aber an ihrem obern Ende fünfseitig, und hat zwischen jeder Ecke einen hufeisenähnlichen Eindruck für die Einfügungen des ersten Rippenglieds. Äußerlich gehen zahlreiche Hilfsseiten-Arme aus der beckenähnlichen Platte hervor, welche, wenn jene weggebrochen werden, an ihrer Einfügungsstelle Vertiefungen zeigt, von denen eine jede mit einem sechseckigen Eindruck umgeben ist, der mehr oder weniger vollkommen ist, je nachdem er dem äußern Rande näher oder entfernter steht. Quer über der Mitte der Aushöhlungen der beckenähnlichen Platte ist ein Quereindruck, in der Mitte schwach durchbohrt, an welchem das erste Glied des Hilfsseiten-Arms angefügt ist. Diese Arme sowol, als die Bildung ihrer Glieder und ihr hakenförmiges Ende gleichen vollkommen denen des obenerwähnten Pentacrinus, nur mit dem Unterschied, daß sie kürzer sind und aus weniger Gliedern bestehen. Die ringförmige Beckenplatte scheint vorzüglich aufwärts zu wachsen und sich dabei am Rande neue Hilfsarme zu ent-

1) Zeitschrift für organische Physik. 3. Bd. 3. Heft.

2) Blainville gibt in Dict. des Sc. nat. tom. X. p. 108 den Namen Petivers — Stella chinensis, an, welches eine Verwechselung mit Nr 195 des Catalogs, t. 36. f. 12 ist.
3) Dict. classiq. d hist. nat. Tom. IV. p. 352.

wickeln. Wenigstens besitzt Miller Exemplare, bei welchen sich am obern Rande neue Vertiefungen gebildet haben, in deren Mitte kleine unentwickelte Hilfsseiten-Arme sitzen, ganz denen ähnlich, wie man sie beim Pentacrinus findet und bei welchen das hakenförmige Ende noch fehlt. Die Schultern gleichen denen des Pentacrinus, sind aber an ihrer obern Seite mehr eckig zugeschärft und also seitlich durch eine Bedeckung mit einander verbunden. Von jeder Schulter bei den verschiedenen Arten gehen zwei armähnliche Finger oder zwei Arme aus. Jeder der letztern ist von einem gemeinschaftlichen, keilförmigen Glied gebildet, von welchem an der einen Seite der erste Finger, an der andern eine Fortsetzung des Arms ausgeht, welche weiterhin, immer durch dazwischen sitzende, keilförmige Glieder sich abermals in zwei oder mehr Finger theilt und so eine Hand bildet, wie bei andern Crinoideen. Jedes Glied der Arme und Finger gibt abwechselnd auf jeder Seite wieder einen Faden ab (Tentakel), der aus vielen kleinen Gliedchen bestehend, in der Bildung denen des Pentacrinus gleicht. Eine eigene Bedeckung dehnt sich über die Bauchhöhle, die Vertiefungen in den Armen, Fingern und Tentakeln aus und ist, wie die beim Pentacrinus, durch zahlreiche kleine Kalkplättchen geschützt. Bei einigen Arten von Comatulen dehnt sich diese Hautbedeckung seitlich in einem Saume aus, welcher die Tentakeln und an einigen Stellen die Arme und Finger an ihrem Ursprunge mit einander verbindet, in diesem Falle ist die Haut an diesen Stellen ausnehmend dünn und durchscheinend, und hat an ihrem Rande einige kleine Plättchen, wahrscheinlich um ihre Stärke zu vermehren. Es ist möglich, sagt Miller, daß diese Haut auch dem versteinerten Pentacrinus eigen gewesen, daß sie aber bei den fossilen Exemplaren verschwunden ist.

6) C. mediterranea, *Lamarck*. (*Linck* Decacnemos rosacea. t. 37. f. 66. *Heusinger* l. c. t. 10—11.) Zehn Seitenstrahlen mit langen pfriemenförmigen Wimpern (Tentakeln Miller) und dreißig einfache Rückenstrahlen. Sie findet sich im mittelländischen Meer. — Heusinger, der zuerst eine vollständigere Anatomie der Comatulen und zwar von dieser Art lieferte [4], sagt, daß diese Art nicht blos hochroth — wenn das Thier matt wird, blässer — sondern auch schwefelgelb und weißgeringelt vorkomt. Seine Untersuchungen des äußern und innern Baues dieses Thieres wollen wir, so viel als es der Raum erlaubt, wieder geben. — Auf der untern Fläche (Beckenfläche Miller, Rücken Lamarck) hat das Thier eine runde, gewölbte Kalkscheibe, welche in der Mitte mit kleinen, rundlichen Vertiefungen (vergl. oben die Beschreibung Millers) versehen ist, und in deren Umfange dreißig, mitunter auch mehr gegliederte Füße (Rückenstrahlen M.) sich befinden. Die meisten bestehen aus funfzehn Gliedern, welche am innern Ende convex, am äußern concav sind. Das vorletzte Glied hat gegen das Ende einen kleinen spitzigen Fortsatz, das letzte bildet einen spitzigen gekrümmten Haken. Oberhalb dieser Füße gehen fünf Strahlen (Seitenstrahlen M.) von der Scheibe ab. Ihr erstes Glied ist einfach und cylindrisch, das zweite hat am äußern Ende zwei Facettenflächen, auf welche die beiden dritten Glieder (Finger M.) des von hier an getheilten Strahls passen. Diese folgenden Glieder sind unten convex, oben etwas concav, und wenn man den Strahl auseinander bricht, so sieht man, daß er einen alle Glieder durchbohrenden Kanal enthält. Ob dieser einfach, oder, wie es Heusinger oft schien, durch eine Scheidewand in zwei Kanäle getheilt ist, wagt dieser Anatom nicht zu entscheiden. Von den Strahlen gehen auf beiden Seiten abwechselnd stehende, d. h. von dem einen Glied links, von dem andern rechts, Wimpern oder Nebenstrahlen (Tentakeln M.) ab, welche ebenfalls kalkartig, den Hauptstrahlen ähnlich und von Kanälen durchbohrt sind. Alle einzelne Glieder der Strahlen und Nebenstrahlen sind gegen einander beweglich, und es entstehen so die lebhaftesten, zierlichsten Bewegungen des Thieres, wenn es seine Strahlen schlangenartig im Wasser windet. Diese Bewegungen werden durch zahlreiche Muskeln, welche fein faserig sind und auf der concaven Fläche der Glieder liegen, vermittelt, je zwei Glieder werden immer durch zwei Muskeln gegen einander bewegt. Die Strahlen wurden an ihrer Basis durch die an der untern Seite grünlich graue Haut des Thieres vereinigt. Diese Haut ist an dieser Seite oberhautähnlich und geht, indem sie dicker, weicher und roth wird, in die obere Fläche der Scheibe und der Strahlen über, unten aber setzt sie sich unmittelbar in die kalkigen Theile fort. Auf der oberen Fläche ist die Haut dicker, weicher und roth, erstreckt sich von der Scheibe über die concave Fläche der Strahlen und Nebenstrahlen, ist aber weder in Farbe noch Substanz gleichmäßig. In der Mitte der Scheibe befindet sich eine, nach dem Tode des Thieres, oder wenn es alle Rinnen der Strahlen und den Mund geöffnet hat, sichtbare, fünfseitige, weiße Vertiefung, in deren Mitte man eine eiförmige Öffnung (den Mund) bemerkt. Von dieser Vertiefung gehen fünf weiße Furchen aus, die sich da, wo sich die Strahlen theilen, ebenfalls theilen, so daß nach einem jeden Strahle eine solche Furche hinläuft, welche über seine ganze concave Fläche, bis zu seiner Spitze geht und in alle Nebenstrahlen Seitenarme schickt. Die rothen Ränder dieser Rinnen sind nicht gerade, sondern gehen in lauter kleine Wärzchen aus, deren Basis schwarzroth ist, und welche zackenartig in einander greifen. Heusinger hält sie den Füßchen der Seesterne analog. In der Ruhe hat das Thier diese Rinnen sämtlich offen, vermag sie aber so dicht zu schließen, daß man gar nichts Weißes mehr sieht, und auch der Mund verdeckt wird. In einem der fünf, von den Rinnen begrenzten, rothen Felder erhebt sich eine, ebenfalls rothe, sehr zusammenziehbare, cylindrische Röhre, welche eine faltige, weiße Öffnung hat, aus der, wenn das Thier ruhig ist, man zuweilen Koth, Sand und Wasser heraustreten sieht, weshalb Heusinger sie die Afterröhre nent. Wird das Thier beunruhigt, so schließt es auch diese Röhre so, daß das Weiße ganz verschwindet. Wenn man die Haut im Umfange der Scheibe und von der concaven Seite der

4) Schweigger lieferte zuerst Angaben darüber, nach Untersuchungen an einer andern Art und nach einem Exemplare, das er nicht ganz zerstören durfte, s. d. Naturgeschichte der skelettlosen ungegl. Thiere S. 527.

Strahlen abtrent, so sieht man, daß ihre untere Fläche glatt und frei ist, man kann sie zurückschlagen bis um den Mund des Thiers, wo sie mit der Bauchhaut verwachsen ist. Man kann dann auch das ganze Thier aus der Kalkscheibe herausnehmen, wenn man nur unten einen Kanal noch durchschneidet. Trent man das Thier auf diese Art von den Bewegungsorganen (und dem Herzen), so ist der Bauch des Thieres vollkommen geschlossen von der Bauchhaut, welche nirgends eine Öffnung zeigt, fest und glatt ist. Denn ob es wol Heusinger schien, daß im lebenden Thier zwischen der äußern Haut und dieser Bauchfellhaut Wasser befindlich sey, so meint er doch, daß die Entscheidung darüber schwer sey. Der Mund führt zu einem rundlichen Magen, aus welchem ein gewundener Darm entspringt, der sich unter der Afterröhre öffnet. Zuweilen schien ein um den Magen verlaufendes Ringgefäß wahrzunehmen zu seyn, das sich jedoch nicht rein darstellen ließ und über dessen Function sich also nichts sagen läßt. Der Magen hat eine ziemlich feste Haut, ist klein und ward immer leer gefunden, aus ihm führt eine enge Öffnung, der Pförtner, in der Richtung gegen die Afterröhre hin, in den Darm. Dieser ist ein runder Kanal, der erst einen kleinen Blindsack bildet, dann um den ganzen Magen herum läuft und unter der Afterröhre endigt, so daß er etwas mehr als eine Windung macht. Der Pförtner ist mit einer Klappe versehen, welche sich nach dem Darm zu öffnet, nicht aber rückwärts. Die zwischen Magen und Darm liegende Wand ist verhältnißmäßig sehr dick und mag wohl noch andere Organe enthalten. Im Darm fand sich immer eine thierische Masse, welche nicht genauer zu bestimmen war, und fressen sah Heusinger die Thiere nie, wie mancherlei Substanzen er ihnen auch anbot. Die Afterröhre ist nur eine Fortsetzung der äußern Haut und der Darm hört unter ihr auf. Über die Athmung konte Heusinger nichts Bestimtes ausmitteln. Die Haut mag eine große Menge Farbestoff aussondern. Wahrscheinlich findet auch Afterathmung statt, denn die Afterröhre ist beständig thätig, erneuert man das Wasser nicht, so fängt das Thier an, den After immer weiter zu öffnen, und endlich vor dem Tode stülpt es die Afterröhre, aus der mitunter auch Wasser hervorspritzt, gänzlich um. Was das Gefäßsystem anlangt, so befindet sich in der Mitte der Kalkscheibe eine Höhle und in dieser ein Central-Organ, welches ein Gefäßring zu seyn schien. Aus ihm ließen sich leicht zehn Gefäße verfolgen, von welchen jedoch fünfe in den Zwischenräumen der Strahlen verschwanden, die andern fünf dagegen leicht bis in die Kanäle der Strahlen zu bemerken waren. Ein jedes theilte sich wieder in zwei Äste, für zwei Strahlen, aus welchen wieder andere für die Nebenstrahlen entsprangen. Aus demselben Organ trit ein anderes Gefäß gerade herauf in den Körper des Thieres neben den Magen gegen den Mund, wo es dann Heusinger nicht weiter verfolgen konte. Dieser glaubt dann, daß diese Gefäße wahrscheinlich Venen und der Gefäßkreis ein venöses Herz, das ganze Gefäßsystem aber wol dem der Seesterne ähnlich seyn möge. Was die Fortpflanzungsorgane betrifft, so wollte deren Auffindung bei ungeeigneter Jahreszeit (im Herbst) nicht gelingen, doch glaubt Heusinger Fächer dafür halten zu dürfen, welche sich in der Substanz zwischen Magen und Darm fanden, und zu denen um den Mund liegende Öffnungen führten, die jedoch immer nur erst nach Wegnahme der Haut sichtbar wurden. Bei der großen Empfindlichkeit der Lippen und der Ränder der Rinnen, so wie bei dem so vollständig entwickelten Muskelsystem ist das Vorhandenseyn von Nerven kaum zu bezweifeln, doch wollte die Auffindung derselben dem Anatomen auf keine Weise gelingen. *(D. Thon.)*

COMMUNICATIO IDIOMATUM bezeichnet in der Kirchenlehre der Protestanten eine Folge, welche aus der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo entsprungen ist. Idioma bedeutet das Eigenthümliche jeder Natur, id, quod cuique naturae ut tali competit, eine wesentliche Eigenschaft, wodurch sie sich von einer andern unterscheidet. Daher wird unter comm. id. gedacht ein Verhältniß beider Naturen in Christo, nach welchem jede das, was der andern eigenthümlich ist, in soweit besitzt, als es ihrem eignen Wesen nach möglich ist, ea relatio, qua utraque id, quod alterius proprium est, ita possidet, uti per suam essentiam fieri potest. Da hiebei nur die menschliche Natur in Christo gewinnen, die göttliche aber nicht zum Unvollkommenen herabgezogen werden konte, so wird nur die göttliche als thätig, gebend, die menschliche aber als leidend, empfangend, gedacht. — Diese Mittheilung soll nicht tropisch, nicht uneigentlich, sondern eigentlich und als reell gedacht werden. Zwar ist sie nicht wesentlich, sondern zufällig, weil sie nicht aus dem Wesen jeder Natur folgt, auch die Menschwerdung des Sohnes Gottes keine absolut nothwendige Begebenheit war, doch ist sie eine innere, denn sie betrifft die innern Eigenschaften, auch keine vorübergehende, sondern stets fortdauernde. Auch soll man dabei nicht einen wirklichen Übergang der Eigenschaften aus einer Natur in die andre denken, keine Vermischung der beiden Naturen, denn jede Eigenschaft bleibt in der Natur, welcher sie wesentlich zukomt; sondern jede Natur besitzt die Eigenschaften der andern nur mittelbar durch die Verbindung mit der andern. Daher ist auch die menschliche Natur in keine göttliche verwandelt, es findet keine Apotheose der erstern statt, sondern es besitzt und gebraucht dieselbe nur die göttlichen Eigenschaften vermöge ihrer Verbindung mit der göttlichen Natur, und soweit es ihr überhaupt möglich ist. Es muß auch hiebei niemals nur ein Theil der menschlichen Natur gedacht werden, nicht etwa der Leib oder die Sele des Menschensohnes allein, sondern stets Leib und Sele in Verbindung.

Diese Mittheilung nun trit in mancherlei Redensarten hervor, welche propositiones idiomaticae genant werden, deren man drei Hauptarten und unter den ersten beiden auch drei Unterarten findet; sie sind folgende: A. Genus ἰδιοποιητικὸν, oder auch idiomaticon, begreift Redensarten, welche Eigenschaften betreffen. Darunter sind folgende Unterarten begriffen: a) ἀντίδοσις, wenn von der ganzen Person ausgesagt wird, was nur einer von beiden Naturen zukomt, z. B. wenn gesagt wird: Christus ist allwissend (wie Joh. 21, 17.); oder: er ist gestorben. b) κοινωνία τῶν θείων, wenn von Christus

nach der menschlichen Natur bezeichnet (wissenschaftlich ausgedrückt: de concreto naturae humanae), etwas göttliches ausgesagt wird, z. B. Jesus ist ewig (Joh. 3, 13.). c) ἰδιοποίησις, wenn von Christus nach der göttlichen Natur bezeichnet (de concreto naturae divinae), etwas menschliches ausgesagt wird, z. B. der Herr der Herrlichkeit ist gekreuzigt (1 Cor. 2, 8.). — B. Genus apotelesmaticum begreift Redensarten, welche das Mittlerwerk Jesu betreffen. Auch hier hat man drei Unterarten, je nachdem man, wie unter der ersten Hauptart, von der ganzen Person, oder von Christus nach einer von beiden Naturen bezeichnet etwas aussagt, also: a) wenn man von der ganzen Person redet, z. B. Christus hat uns erlöset (Gal. 3, 13.). b) von Christus nach der göttlichen Natur bezeichnet, z. B. der Sohn Gottes hat die Werke des Teufels zerstört (1 Joh. 3, 8.). c) wenn derselbe nach der menschlichen Natur bezeichnet wird, z. B. der Mensch Christus Jesus hat sich zur Erlösung gegeben (1 Tim. 2, 5. 6.). — C. Genus majestaticum oder auchematicum. Wenn unter dem ersten Genus Redensarten vorkamen, in welchen Christo nach seiner menschlichen Natur bezeichnet göttliche Eigenschaften beigelegt werden, so werden unter diesem Genus Redensarten verstanden, in welchen von der abstract gedachten, menschlichen Natur göttliches ausgesagt wird, daher die hieher gehörigen propositiones auch abstractivae genant werden. Dahin soll z. B. die Redensart gehören, wenn Christus Matth. 28, 20. sagt: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Es wird aber hier, wie in ähnlichen Stellen nicht die abstracte Menschennatur, sondern Christus nach seiner ganzen Natur, oder nach der menschlichen allein gedacht, daher alle diese Redensarten doch im Grunde zu dem ersten Genus gehören; auch waren nicht alle Theologen einig darüber, und es steht überdies im Widerspruche mit manchen, oben angeführten, allgemeinen Sätzen, so wie mit der Behauptung in der Lehre von der communio naturarum (s. diesen Artikel), daß die beiden Naturen in Christo, abstract gedacht, nicht als Subject und Prädicat in ein Urtheil verbunden werden könten. Es sind daher auch Redensarten, die man auf solche Weise bildete, z. B. die menschliche Natur Jesu sey allgegenwärtig (welcher keine biblische Redensart entspricht) schon früh in der christlichen Kirche gemisbilligt; allein der Abendmahlsstreit der Lutheraner gegen die Reformirten, das Bemühen die Gegenwart Christi im Abendmahl zu beweisen, veranlaßte auch die Behauptung solcher Redensarten, so wie überhaupt die ganze Entwicklung der Lehre von der communicatio idiomatum. Daher sie auch ausführlich in der Concordienformel festgestellt ist, und am auffallendsten wurde sie ausgeprägt von Tilem. Heshusius in der Schrift: Assertio testamenti contra blasphemam Calvinistarum exegesin. Regiom. 1574, darin er behauptet, man könne auch sagen, die Menschheit Christi sey allmächtig, allwissend und anzubeten. In einem gewissen eingeschränkten Sinne behaupteten dasselbe, und insbesondere die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi, auch spätere Theologen. Es wird übrigens am zweckmäßigsten seyn, weitere historische Mittheilungen über die Ausbildung dieser Lehre, welche Theil eines ganzen Philosophems über die Natur Christi, das schon in frühen Zeiten begann, ist, so wie das Urtheil über den Werth solcher für das christliche Leben ganz unbrauchbaren Speculationen bis zu dem Artikel: Vereinigung der beiden Naturen in Christo, zu versparen.

(*Märtens.*)

COMMUNIO NATURARUM, dafür einige auch wol communicatio naturarum sagen, ist ein Begriff, welcher in der Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo angewendet wird. Man betrachtet jene communio nat. als eine Folge dieser Vereinigung, und versteht dadurch das aus der letztern entstehende Verhältniß, nach welchem die eine Natur der andern angehört, ea naturarum in Christo relatio, qua fit, ut altera alteri sit propria. Vielleicht sagt man deutlicher, und dem eigentlichen Sinne der Theologen, welche diesen Begriff festsetzten, gemäß, es sey diese comm. dasjenige Verhältniß, nach welchem Christo in der einen Natur zugleich die andere Natur zugehöre: denn die meisten wenigstens erklären sich dagegen, daß der einen Natur, abstract gedacht, die andere, gleichfalls abstract gedacht (welche sie das abstractum naturae nennen), beigelegt werden könne, daß man z. B. nicht sagen dürfe, die Gottheit in Christo sey Menschheit. Sie fassen bei dieser Lehre immer nur das concretum naturae ins Auge, d. h. dasjenige Individuum (Christus), in welchem eine solche Natur ist, und welches erst der einen Natur nach genant, dann aber mit ihm dasselbe Individuum, nach der andern Natur gedacht und benant, im Urtheil gleichgesetzt, oder als Prädicat verbunden wird, wie wenn man sagt: des Menschen Sohn ist Gottes Sohn.

Man unterscheidet hier drei concreta: 1) Concretum naturae divinae, oder Christus in göttlicher Natur gedacht; z. B. Gottes Sohn. 2) Concretum naturae humanae, derselbe in menschlicher Natur gedacht; z. B. Jesus, Menschensohn. 3) Concretum personae, die ganze Person ohne Rücksicht auf eine besondere Natur gedacht; z. B. Christus, König.

Es können diesemnach die Aussagen von Christus in Absicht dieses Verhältnisses verschiedene Gestalten haben, je nachdem in denselben das eine oder das andere Concretum Subject des Urtheils ist, und ein anderes Prädicat. Die Theologen haben diese verschiedenen Aussagen oder Redensarten propositiones personales genant, auch hypostaticae. So kann man mit dem Concretum der Person überhaupt ein Concretum der göttlichen oder der menschlichen Natur als Prädicat verbinden, z. B. sagen: Christus ist Mensch, oder: Christus ist Gottes Sohn. Ein ander Mal kann man auf eben diese Art die Concreta beider Naturen mit einander verbinden, z. B. Gottes Sohn ist Mensch, oder: der Mensch (nämlich Jesus) ist Gott.

So wie man die communicatio naturarum ein consequens *reale* der Vereinigung beider Naturen in Christo nante, so nante man diese Aussagen oder propositiones personales das consequens *verbale* jener Vereinigung.

Man sagte von eben diesen propositionibus, sie seyen individuales oder singulares, weil sie blos von Christo ausgesagt werden könten, und inusitatae, eben

weil sie sonst nirgends Anwendung fänden; auch accidentales, insofern die Vereinigung der beiden Naturen in Christo nicht absolut nothwendig wäre. Sie sollen auch nicht reduplicative, als komme das Prädicat dem Subjecte, als solchem, zu, sondern specificative verstanden werden, daß das Prädicat dem Subjecte nur zukomme, insofern dies als eine besondere Natur mit einer andern Natur in einer Person verbunden sey. Indeß seyen diese propos. nicht blos verbales, sondern reales; es finde wirklich zwischen Subject und Prädicat eine reelle Einheit statt.

Für Protestanten sind diese Bestimmungen in den Symbolen, besonders in der Concordienformel, begründet und von nachfolgenden Theologen immer weiter entwickelt, sind aber überhaupt Gestaltungen des Streits über die Natur Christi, der schon in frühen Zeiten der christlichen Kirche begann. Über ihre Geschichte und ihren Werth wird, um Wiederholungen zu vermeiden, das Nöthige in dem Artikel: „Vereinigung der beiden Naturen in Christo" beigebracht werden. (*Märtens.*)

COMPOSITA heißen in der Sprachlehre alle mehrtheiligen oder zusammengesetzten Wörter; im engern Sinne sind jedoch unter dieser Benennung nur diejenigen Wörter zu verstehen, welche man aus zweien einzelnen Theilen zusammensetzt. Mehr als zwei einzelne Wörter pflegt man nicht leicht auf ein Mal zusammenzusetzen; vielmehr pflegt jedes Wort, welches aus mehr als zweien Theilen besteht, eine mehrfache Zusammensetzung erfahren zu haben, so daß eine Zusammensetzung auf die andere folgt. So wird die Zusammensetzung Runkelrübe mit einer andern Zusammensetzung Zuckerfabrik zur Runkelrüben-Zuckerfabrik zusammengesetzt, indem man die frühern Zusammensetzungen als einzelne Theile behandelt. Man pflegt daher alle Zusammensetzungen aus mehren Theilen, wie Mittagsmahlzeit, *Decomposita* zu nennen, sofern sie aus frühern Zusammensetzungen durch eine neue Zusammensetzung erst hervorgehen. Davon muß man wieder die *Derivata ex compositis* unterscheiden, welche man nur gar zu oft mit den Zusammensetzungen zu verwechseln pflegt. So ist zwar *comparare*, verschaffen, eine Zusammensetzung aus *con* und *parare*; aber *comparare*, vergleichen, ist nur eine Ableitung aus dem zusammengesetzten *compar*. Daher erklärt sich die verschiedene Abwandlung der Derivate von *plex*, wie *supplico*, *multiplico*, und der Zusammensetzungen von *plico*, wie *complico*, *explico*; daher auch die verschiedene Bildung des Derivates *Corrector* von *corrigo*, und der Zusammensetzung *Conrector* von *Rector*, sowie sich eben hieraus ergibt, daß *Director* als Derivat von *dirigo* nicht ebenso accentuirt werden darf, als die Zusammensetzung *Prorector*. Ob der Römer *Corrector* und *Director* anders accentuirt habe, als *Conrector* und *Prorector*, ist zweifelhaft; aber wir müssen *Corrector* und *Director* ebenso betonen, als correct und direct. Auch im Teutschen unterscheidet sich das Derivat Entschluß von entschließen, und die Zusammensetzung Endschluß durch die verschiedene Betonung, an welcher man auch bei sogenanten Decompositen die Art der Zusammensetzung erkent, der zu Folge sich die Lándbauwissenschaft als eine Wissenschaft des Landbaues von der Landbaúwissenschaft, als der Bauwissenschaft fürs Land, unterscheidet.

Die Zusammensetzung selbst ist von dreifacher Art: 1) bloße Zusammenstellung zweier Wörter, welche sich auch trennen oder umstellen lassen, wie sich von zusammensetzen die Formen zusammengesetzt und setze zusammen bilden. Hieher gehören auch die einer doppelten Declination fähigen Wörter, wie Hoherpriester und Langeweile samt den enklitischen Verbindungen der griechischen und lateinischen Sprache, wie *θεοί τε*, *diique*. 2) Wirkliche Zusammensetzung unveränderter Theile, wie *Ludimagister*, Landesvater; auch als Apposition Mannweib, Gottmensch. Im Teutschen nehmen dergleichen Zusammensetzungen verschiedene Bindelaute an, wie Findelkind, Waisenknabe, Schweizerkäse. 3) Zusammenverschmelzung der bloßen Stämme ohne grammatische Abbiegung, wie Bergwerk, Vaterland, oder durch einen Bindevocal verwickelt, wie Nachtigall, Bräutigam, *Pontifex*, *Geographus*. Hieher gehören die proklitischen Verbindungen der ihren Ton verlierenden Präpositionen, wie übersétzen, welches Wort nicht, wie übersetzen, wieder getrent oder umgestellt werden kann. Alle drei Arten der Zusammensetzung vereinigen sich bei der Partikel miß, indem sich die bloße Zusammenstellung mißverstehen auch trennen oder umstellen läßt, wie miß zu verstehen, versteh es nicht miß; die Zusammensetzung mißdeuten mit doppelter Betonung aber in gemißdeutet und mißdeute es nicht weder eine Trennung noch Umstellung zuläßt; die Zusammenverschmelzung mißlingen endlich, in welcher miß nicht nur den Ton, sondern gelingen sogar auch die Vorsilbe verliert, dieselbe Vorsilbe auch nicht einmal in mißlungen annimt. Wie mißlingen behandelt man auch mißrathen, mißfallen und mißglücken, wiewol dieses letzte Wort in der Mitte das g behält; wie mißdeuten aber mißbrauchen, mißgönnen, mißtrauen, und wie mißverstehen, mißbehagen, dem gemäß man auch wol mißgedeutet und mißgefallen spricht, die Umstellung dagegen meidet. (*Grotefend.*)

COMPOSITION, Tonsetzkunst, heißt die Lehre von Erfindung und Ausbildung der Tonstücke.

Das Vermögen, aus sich Laute zu erzeugen, Empfindungen dadurch auszudrücken, mitzutheilen, und überhaupt sich andern verständlich zu machen, gehört unter die schönsten Gaben, die der Schöpfer lebenden Wesen verliehen. Diese Gabe ist unter den Geschöpfen in sehr verschiedenem Maße vertheilt. Manche, z. B. Fische, Gewürme, besitzen sie gar nicht; andere können wol Laute, aber keine eigentlichen Töne hervorbringen, z. B. das Pferd, der Rabe u. a. m. Wieder andere vermögen wirkliche Töne von sich zu geben, wie die Nachtigall — der Mensch.

Der Mensch besitzt nicht nur das Vermögen, willkürlich, bald bloße Laute, bald auch Klänge hervorzubringen; er hat dies doppelte Vermögen auch weiter, als irgend ein anderes Geschöpf ausgebildet, und sich 1) eine

Kunst der Rede, und 2) eine Kunst der Töne geschaffen.

1) Ein Laut nämlich, er sey nun bloßer Laut, oder auch Klang, vermag schon für sich allein, und allenfalls schon allein durch sein Klanggepräge, eine Empfindung auszudrücken, z. B. Schmerz, Lust, Angst, Sehnsucht, Zorn u. s. w., aber freilich nicht auch Gedanken und Begriffe, Sachen und Begebenheiten. Der Mensch hat aber die Kunst erfunden, den Laut seiner Stimme willkürlich zu articuliren, d. h. ihn zu Worten zu bilden, und durch solche articulirte Laute, nicht blos allgemeine Empfindungen, sondern auch Sachen, Begebenheiten, Gedanken und abstracte Begriffe zu bezeichnen: er hat die Sprache erfunden, die Kunst, durch Worte auszusprechen, was er zu denken vermag. Ja er hat diese Fähigkeit zur Kunst im höhern und eigentlichen Sinne des Wortes ausgebildet, hat seine Rede den Gesetzen der Schönheit aneignen gelernt, Rede- und Dichtkunst gebildet.

2) Er hat aber insbesondere auch das Vermögen, Töne (articulirte oder nicht articulirte) hervorzubringen, und dadurch Empfindungen auszudrücken, also gleichsam in Tönen zu sprechen, — auch dieses Vermögen hat er nach den Gesetzen der Schönheit ausgebildet, und zu einer eigentlichen Kunst erhoben: Tonkunst. Sie ist demnach die Kunst, durch Töne Empfindungen auszudrücken.

In dieser Begriffsbestimmung ist sie nach ihrer höchsten und eigentlichen idealen Tendenz bezeichnet: da indessen in der Wirklichkeit Musik von gar vielen, auch blos zur Ergötzung des Ohres, wo nicht gar nur zur Darlegung individueller mechanischer Kunstfertigkeit getrieben wird, so kann man sie auch dahin definiren, sie sey die Kunst, durch Töne das Gehör angenehm zu reizen und zu unterhalten.

Das technische Material unserer Kunst sind also Töne; und zwar entweder Töne der menschlichen Stimme, oder andere.

Wir haben nämlich die Kunst erfunden, nicht blos aus uns selber, mittelst der Stimme, sondern auch durch leblose Tonwerkzeuge Töne hervorzubringen. Eine Musik aus Tönen todter Werkzeuge, heißt Instrumentalmusik; Vocalmusik oder Gesangmusik hingegen die, welche aus menschlichen Tönen, und zwar eigentlich aus articulirten, besteht, wo Worte in Tönen ausgesprochen werden; (denn ein Gesang ohne Worte verdient eigentlich nicht den Namen Vocalmusik, weil die menschliche Kehle dabei nur denselben Dienst verrichtet, wie ein Instrument. Eben dies gilt von einem Gesange, wobei die Worte unverständlich ausgesprochen, oder nichtssagende Worte gesungen werden.)

Das Verfahren der Tonkunst besteht darin, daß sie Töne zu einem Ganzen, zu einem Kunstwerke verbindet, und solchergestalt Tongebilde, musikalische Sätze, Tonstücke, kurz Musik erzeugt. Dies Verfahren zerfällt aber, seiner Natur nach, in zwei verschiedene Fächer, nämlich 1) das erfindende, und 2) das vortragende.

1) Die erfindende Tonkunst hat das Erfinden von Tongebilden zum Gegenstande; sie ist die Kunst, Tonverbindungen, Tonstücke zu erfinden, welche Empfindungen nach den Gesetzen der Schönheit ausdrücken, — die Kunst, in Tönen zu dichten: Tonsetzkunst, Tondichtkunst, Composition.

2) Die vortragende Tonkunst besteht in der Fertigkeit, ein erfundenes Tonstück durch Gesang, oder durch Spielen eines Instrumentes, vorzutragen, oder vortragen zu helfen. Sie verhält sich zur Tonsetzkunst, wie die Declamations- oder Schauspielkunst zur Dichtkunst.

Jedes der beiden hier bezeichneten Fächer der Tonkunst kann aber sowol theoretisch, als praktisch behandelt werden.

Die Theorie der Tonsetzkunst oder Tonsatzlehre lehrt, wie Töne zu Tonstücken zu verbinden sind. Sie ist die Lehre von der Bildung der Tonstücke nach den Gesetzen der Schönheit. Praktische Ausübung der Tonsetzkunst ist das wirkliche Erfinden kunstgemäßer Tonverbindungen, oder Tonstücke.

Theorie der vortragenden Tonkunst sind die Regeln, welche z. B. der Verfasser einer sogenanten Clavierschule seinen Lesern, oder ein Claviermeister seinem Scholaren über das Clavierspiel vorträgt, oder der Singmeister seinem Zögling über den Vortrag eines Gesangstückes u. dergl. Praktische Ausübung ist das wirkliche Vortragen eines Stückes.

Aber nicht allein eine Kunst der Rede und der Töne haben sich die Menschen geschaffen. Sie haben auch wissenschaftlich die Natur des Lautes erforscht, und auf physikalische und mathematische Grundsätze zurückgeführt. (Akustik, Lehre vom Schalle, oder Schalllehre.)

Insbesondere hat man die, über die Natur der Klänge erworbenen Kentnisse (die Klanglehre) auf die Tonkunst angewendet. Man hat die Verhältnisse der Töne gegen einander, nach der Geschwindigkeit ihrer Schwingungen, gemessen und berechnet. Auch hat man daraus das Wohlgefallen unseres Gehörsinnes an gewissen Tonverbindungen zu erklären, und überhaupt das innere Wesen der Tonkunst mathematisch zu erforschen gesucht; auch wol gar die Theorie der Setzkunst aus einem Rechenexempel abzuleiten versucht. Die auf das innere Wesen der Tonkunst also angewandte Klanglehre heißt harmonische oder musikalische Akustik, Canonik, Tonwissenschaft, auch wol mathematische Klang- oder Tonlehre.

Was nun den eigentlichen Gegenstand des gegenwärtigen Artikels, die Tonsetzkunst oder Composition, angeht, so zerfällt diese Lehre in folgende Hauptfächer.

1) Das erste und gewissermaßen unterste Erfoderniß beim Verbinden von Tönen und Bilden eines musikalischen Satzes ist, daß er vor Allem nicht übel, nicht gehörwidrig klinge, sondern daß dem Gehörsinne nur möglichst wohlgefällige Tonverbindungen dargeboten werden. Es ist dies ungefähr eben so, wie es das erste und unterste Erfoderniß der Rede-, oder der

Dichtkunst ist, Sprachfehler zu vermeiden. Dieser Theil der Tonsatzlehre, welcher blos das technisch oder grammatikalisch Richtige der Tonverbindungen, blos die Reinheit der Tonsprache, beabsichtet, heißt eben darum Lehre vom reinen Satze, oder auch Grammatik der Tonsprache, Grammatik der Tonsetzkunst; sie beschäftiget sich mit den Gesetzen, nach welchen Töne, gleichsam als musikalische Buchstaben oder Sprachlaute, sich zu Sylben, diese zu Worten, und Worte sich endlich zu einem musikalischen Sinne (sensus) gestalten.

2) Der Lehre von der Reinheit des Satzes folgt die vom künstlicheren Satze, von der künstlicheren oder verwickelteren Bearbeitung und Ausführung musikalischer Phrasen, von gleichsam rednerischer Zergliederung, vielseitiger Beleuchtung und Durchführnng einzelner musikalischer Sätze und Ideen, gleichsam die musikalische Rhetorik, oder, wenn man lieber will, *syntaxis ornata*, Gesangverbindungslehre, oder Gesangverflechtungslehre. Sie enthält die Lehre vom sogenanten doppelten Contrapunkt, von Fuge und Kanon und was dahin einschlägt, so wie auch die von der Anlage und Gestaltung der Tonstücke im Ganzen.

3) Der Erkentniß des Tonsatzes an sich selbst und ohne Rücksicht auf die materiellen Kunst- oder Tonerzeugungsmittel folgt sodann weiter die Lehre auch von diesem Materiellen, d. h. von Beschaffenheit, Eigenthümlichkeit, Umfang, Grenzen, Vermögen, Beschränktheit, Gebrauch und Wirkung der verschiedenen zur Ausführung der gedichteten Töne dienenden Werkzeuge, also theils der menschlichen Kehlen (Singstimmen), — theils der leblosen, äußern Tonwerkzeuge: Lehre vom Vocalsatze, Vocalcomposition, und von der Instrumentation und Instrumentalcomposition.

Einen besondern Zweig der Lehre von der Gesangcomposition bildet die von der richtigen Betonung oder Accentuation, Scansion und Declamation.

4) Den höheren Schlußstein der ganzen Lehre bildet endlich, im Gegensatze der unter den vorigen Abtheilungen begriffenen, gesamten Technik, die Ästhetik der Tonsetzkunst, oder allgemeine musikalische Schönheitslehre und Kritik.

Ein Mehres über die vorstehenden allgemeinen Ansichten vom Wesen und der Eintheilung der verschiedenen Fächer der Compositionslehre, von ihrem Ineinandergreifen und wechselseitigem Bedingen findet man in m. Theorie der Tonsetzk. 2. u. 3. Aufl. §. I bis XI.

Die einzelnen Lehren der Tonsetzkunst werden unter den verschiedenen Artikeln der Encyclopädie gesondert behandelt. (*Gfr. Weber.*)

COMPRESSORIUM, Druckwerkzeug, gehört zu den topischen Instrumenten, oder zu denen, welche wie örtliche Mittel an die Organe gebracht werden, eine Zeit lang liegen bleiben, wol auch vertauscht und öfters gereinigt werden müssen, und nicht zu den eigentlichen chirurgischen Operationen dienen. Man bedient sich ihrer theils zur Heilung der Aneurysmen, um, wenn sich der Kranke der immer vorzuziehenden Unterbindung einer aneurysmatischen Arterie nicht unterziehen will, diese zu comprimiren; theils um eine von der Verwundung einer kleinen Arterie herrührende Blutung zu stillen, wenn man hoffen darf, daß sich das Gefäß in Folge eines mehre Stunden fortgesetzten Drucks schließen werde; theils endlich um Nerven unempfindlicher zu machen, und durch Comprimirung der Ausführungsgänge gewisser Organe, z. B. der Speicheldrüsen, der Harnblase etc., bei Lähmung derselben den Nachtheilen zu begegnen, welche im Gefolge derselben auftreten.

Die Compressorien schließen sich also an die Aderpressen, Tournikets (man sehe diesen Artikel) an, unterscheiden sich aber von ihnen und dem Knebel gerade dadurch, daß man diese nur für den Augenblick bei gewissen chirurgischen Operationen anlegt, und daß sie auf die Gliedmaßen einen ringsherum wirkenden Druck ausüben, sich also bei Behandlung eines Aneurysma nicht auf die Dauer anwenden lassen; anstatt daß die Compression, wie sie unsere Druckwerkzeuge beabsichtigen, nur durch Druck und Gegendruck möglich wird. Denn indem die comprimirende Gewalt das Gefäß, den Ausführungsgang etc. vor sich herschiebt und in die weichen Theile versenkt, so entfliehen diese, wenn sie keinen festen Stützpunkt hinter sich haben, mit jenen zu comprimirenden Organen, und vereiteln den Druck, der dann, wie stark er auch seyn mag, zwecklos bleibt. Daher dient solche Compression hauptsächlich bei jenen Gefäßen u. s. w., die sich auf Knochenflächen stützen; wo aber diese natürliche Unterstützung bei manchen freihängenden Gebilden fehlt, ersetzt sie die Kunst durch Mechanismen, deren Bau beides, Druck und Gegendruck, in sich vereinigt, so daß eine drückende und eine gegenhaltende Fläche den zu comprimirenden Theil zwischen sich aufnehmen: wie wir als solche Lampe's Compressorium für die arteria ranina, Hesselbachs für die arteria epigastrica etc. kennen. — Auf gleiche Weise müssen Material und Form dieser Werkzeuge den Theilen, auf welche sie angewendet werden sollen, entsprechend eingerichtet seyn. Zumal ist das äußere Gebände, als von dessen Druckkraft der gesamte Compressionsact einzig ausgeht und abhängt, ein besonders wichtiger Bestandtheil. Diese Kraft muß daher im nöthigen Grade bestehen, eine wohlberechnet starke, gleichmäßige, stete, unwandelbare seyn, und die Integrität der Gebilde nicht gefährden. Ein allgemeiner Grad der Festigkeit läßt sich nicht bestimmen, weil er nach dem Umfange des zu comprimirenden Theils, nach der Entfernung der drückenden Kraft, nach der des Stützpunktes und nach der Form des letztern, auch nach der allgemeinen Empfindlichkeit des Individuums oder des Locals verschieden ist. Der richtigste Maßstab ist meistens das Gefühl: nur bis zu einiger Wehempfindung darf der Druck gesteigert werden; sobald diese in heftigen Schmerz übergeht, ist er zu stark. Dieser Druck darf aber immer nur entweder auf die unverletzten Wände eines Gefäßes von der Seite, oder auf die getrente Stelle selbst ausgeübt werden, damit die Venencirculation und die Ausbildung des Lateralkreislaufs in den Arterien, wodurch einzig der unterbro-

chene Circulationsproceß wieder möglich gemacht und hergestellt werden soll, nicht gehemt werde. Man stellte daher schon früher Mechanismen auf, welche mehr nur einen partiellen Druck auf die geöffnete Stelle der Arterie und der ihr gerade gegenüber liegenden des Gliedes anbringen, die übrige Fläche weniger berühren sollten. Dahin gehören Scultets, Dionis's, Heisters Vorrichtungen, Desaults, Senfs Compressorium; dasselbe mit Ayrers Abänderung, Moore's Nervencompressorium nach Langenbeck, Wegehausens Druckwerkzeug u. s. w.

Diese Art von Instrumenten ist aus der früher üblichen Schnürung der Glieder zur Minderung der Schmerzen und Stillung der Blutungen hervorgegangen, wovon man bei Hans von Gersdorf (Meyster Hans von Gerßdorf [genant Schylhans] Feldbuch der Wundarznei, Strasburg 1517) die erste Erwähnung findet, wonach man diesen Vorschlag immer mehr verfolgte, und so endlich auf die eigentlichen Tournikets und ihre verschiedenen Veränderungen und Verbesserungen gerieth. Unsere Druckwerkzeuge aber wurden von Peter Michon, Abbé Bourdelot, französischem und schwedischem Leibarzt in der Mitte des 17. Jahrhunderts, zuerst angewandt. Er ließ, da er nach einem Aderlaß ein falsches Aneurysma (s. dies. Art.) am Arme übrig behalten hatte, eine kleine stählerne Platte mit Baumwolle und Leder überziehen: unten aber, wo sie auf der Arterie ruhte, ließ er für diese eine Rinne darin, und so wurde diese Platte auf das Aneurysma und um den Arm fest gebunden. Als Bourdelot ein Jahr lang diese Platte getragen, war das Aneurysma geheilt. Scultetus schlug ein anderes Druckwerkzeug vor, welches vermittelst einer schraubenförmigen Feder wirkte. Eine der Bourdelotschen ähnliche Maschine erfand Petit.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Druckwerkzeuge verbessert, und mehre wichtige Erfahrungen über den Nutzen des kunstmäßigen Drucks im Aneurysma gemacht. Auch erfand Chabert ein in manchen Verhältnissen zweckmäßiges, einfaches Compressorium für die Halsgefäße, welches aus zwei an einem Ende im Charnier vereinigten Stahlbügeln, die den Hals umfassen und das Gefäß mittelst eines angeschobenen Kißchens comprimiren, besteht. Vallant suchte Scultets und Foubert Bourdelots Druckwerkzeug zu verbessern. Zach. Platner aber bestimte die Fälle genauer, wo der kunstmäßige Druck in dem Aneurysma zu empfehlen sey, und rühmt auch ein Druckwerkzeug, welches der Berliner Wundarzt Senff erfunden hatte, und wo ein Kißchen vermittelst einer Schraubenfeder an die Geschwulst gedrückt wurde. Um dieselbe Zeit comprimirte Quesnoy die verletzte Rippenschlagader mittelst einer dünnen, elfenbeinernen Platte, deren eines Ende mit einem Charpiebäuschchen versehen, und dann mit Leinwand umwickelt wurde. Lottri suchte dies Instrument zu verbessern, und Bellocq erfand eine neue, sehr zusammengesetzte Maschine zu demselben Zwecke, so wie ein anderes, eben so entbehrliches Instrument von seiner Erfindung den Zweck hat, die Blutung der größern Arterien bei der Mastdarmfisteloperation zu stillen. Bromfield gab ein Compressorium für die Achselarterie, und Fouiquier eins an, die Blutung des obern Sichel- und der Seitenblutleiter zu stillen. Das zu comprimirende Gefäß komt zwischen zwei Platten zu liegen, und wird durch ihre Annährung zusammengedrückt. Arnaud, ein engländischer Wundarzt in Paris, erfand eine eigene Druckmaschine für das falsche Aneurysma. Am berühmtesten aber ward der künstliche Druck durch des so verdienten Guattani Empfehlung, der in seiner classischen Schrift: de externis aneurysmatibus, manu chirurgica methodice pertractandis. Romae 1772. (und in Lauth collect.) sie gegen die falschen Aneurysmen dringend empfahl, und sich dabei der Compressorien und Binden bediente. — Plencks, oder vielmehr Lebers Compressorium, bestehend aus einem kleinen Balle, der vermöge einer Schraube höher und tiefer bewegt werden kann, und an welchem vier Bügel angebracht sind, die vermittelst Riemen um den Arm gebunden werden, fand vielen Beifall. Jourdain erfand für die Blutung der Zungenarterie eine äußerst complicirte, überflüssige Maschine, welche durch die des Lampe später ersetzt wurde. Ol. Acrels Druckwerkzeug ist dem vorhin erwähnten Senffschen ähnlich. Auch Sannins, eines holländischen Wundarztes, Maschine hat eine ähnliche Einrichtung, so wie das von Perret bei vielen französischen Wundärzten sehr beliebte Compressorium die Construction des Acrelschen hat. — J. Moore hielt es für Bedürfniß, ein Compressorium in Gestalt eines halben Cirkels und in Verbindung mit einer Schraube zur Comprimirung der Nerven zu erfinden, um die Schmerzen während der Amputation zu vermindern. Später ist es aber zu denselben Zwecken, wie die obigen Druckwerkzeuge, vor welchen es den Vorzug der Einfachheit hat, gebraucht worden. Ehrlich brachte aus England ein sehr einfaches Compressorium, welches aus einem cylindrischen Stahlstabe besteht, an dessen einem Ende ein Quergriff, am andern Ende ein ovaler Körper zum Andrücken der Arterien gegen den Knochen sich befindet. Da es leicht abglitsche, so verdient das Brünninghausensche Instrument, aus einer Pelotte mit Griff und Stiel zusammengesetzt, den Vorzug. Um dieselbe Zeit, in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, erfand Löffler ein Instrument für die verletzte Carotis in Form eines halben Cirkels, aus zwei Stahlbögen bestehend, die mit einander im Charniere vereinigt sind, und deren einer an die Evers'sche Mütze befestigt, der andere aber mittelst einer Schraube niedergedrückt wird: eine Einrichtung, welche die Verschiebung des Instruments nach der Seite nicht verhüten kann. Chopart und Schindler gaben jeder ein Instrument zur Compression der Arteria epigastrica an, beide nach denselben Grundsätzen construirt, und zu Anfange unsers Jahrhunderts von Hesselbach zweckmäßig verbessert. Dies zangen-, bei Hesselbach löffelartige, mit 2 Pelotten versehene Werkzeug wird so benutzt, daß der eine Arm in den Bauchring gebracht wird, um die blutende Stelle aufzufinden, dann aber mit einem Schwamme bedeckt, dem zweiten Griffe durch die Schraubenspindel genähert wird. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfand Deschamps eine Vorrichtung zur isolirten Compression der Knickehlenarterie beim Aneurysma (presse-artère). An einem senkrecht stehenden Stabe ist unten eine

Platte angenietet, die zur Seite zwei Einschnitte hat, durch welche das Band, welches die Arterie umgeht, durchgesteckt, aufwärts gezogen, und in einem runden Loche der Stange am obern Ende mittelst eines Wirbels aufgehalten wird. Ayrer änderte dies Instrument dahin ab, daß er dem senkrechten Stabe am obern Ende die Gestalt einer Gabel gab, und in dieser, statt des Wirbels, eine Walze anbrachte, die durch eine Seitenschraubenmutter in jeder Lage festgestellt werden kann.

Unser Jahrhundert ist in seinen ersten drei Decennien nicht weniger reich an Druckwerkzeugen, von denen, außer der zweckmäßigen Verbesserung, welche Hesselbach an dem Schindlerschen Compressorium für die epigastrische Arterie, und Klein an dem Chabertschen, zur Comprimirung der Halsgefäße bestimten, vornahm, vorzüglich C. Gräfe's Vorrichtung, um Blutungen aus der harten Hirnhaut zu stillen, Erwähnung verdient. Sie wird mit ihrem Dreifuß über die Knochenöffnung gesetzt, der viereckige Schwammträger zwischen die harte und weiche Hirnhaut gebracht, und dann durch das Umdrehen des obern Cylindertheils die Schraube, welche durch diesen läuft, angezogen, und der Schwammträger an den Knochen angedrückt. Der Erfinder selbst hat ganz neuerlich eine Veränderung an diesem Instrumente vorgenommen, und Ferg ein ähnliches Compressorium erfunden. — Assalini bedient sich eines zangenförmigen Werkzeugs, mit dessen etwas ausgehöhlten Vorderenden die blos gelegte Arterie bis zur Verschließung ihres Lumens zusammengedrückt wird.

Abbildungen und nähere Beschreibungen der hier historisch aufgeführten Druckwerkzeuge finden sich in: a) Fr. v. Rudtorffers armamentarium chirurgicum, oder Abbildung und Beschreibung chirurgischer Instrumente. Wien 1817—21. b) J. V. Krombholz Abhandlungen aus dem Gebiete der gesamten Akologie ꝛc. 1. Th. Prag 1825. und c) F. A. Otts lithogr. Abbildungen nebst Beschreibung der vorzüglichen ältern und neuern chirurgischen Werkzeuge und Verbände ꝛc. München 1830.

In Hinsicht auf eine Eintheilung der gesamten Compressorien, zerfallen sie wol am füglichsten rücksichtlich ihrer Wirkung theils in solche, welche vermöge ihrer Einfachheit auf mehre Theile, z. B. Gefäße, angewendet werden können; und theils in solche, welche nur für einzelne Theile einer bestimten Provinz des Körpers angegeben sind.

A) Von den erstern, den einfachen, würden folgende hier Platz finden: a) das von Ehrlich angegebene, b) das Brünninghausensche, c) das Kleinsche, und d) Assalinis Compressorien (s. o.).

B) Für bestimte Theile des Körpers dienen und zwar:

1) für den Kopf: a) das Compressorium von Foulquiers, b) das von Gräfe, c) von Ferg; alle drei für die Blutung aus der verwundeten Hirnhaut angegeben. d) Ein Compressorium von Bartisch, e) von Verduyn, f) Rau, g) Bell, und h) Demours. Alle 5 bestimt, bei stattfindender Verlängerung der äußern Haut der obern Augenlieder, und bei dem dadurch bedingten Entropium, diese äußere Haut in eine Falte zusammenzudrängen, zum Absterben zu bringen, und auf diese Weise das Entropium zu heilen. Diese Behandlung ist billig in der neuern Zeit verworfen worden, da dieselbe eben so grausam als langwierig ist, und jene Instrumente haben nur ein historisches Interesse. Eben so hat man sich der Compression bei der Behandlung des sogenanten Bruches des Thränensackes bedient, und i) Fabricius ab Aquapendente (Instrumentum crinale), k) Scultetus, l) Platner, m) Leclerk und Uilhorn, n) Taylor, o) Petit, p) Pallas, q) Müller, r) Sharp haben ihren Scharfsinn an Pressen der Art geübt, welche billig ebenfalls gänzlich aus dem chirurgischen Instrumenten-Vorrathe verwiesen werden sollten. — Compressorien für die geöffnete Schläfenarterie (Arteria temporalis) haben s) Butter und t) Bell angegeben, welche indeß durch ihren Druck mehr belästigen, und die durch Eröffnung der Arterie bezweckte Beseitigung von Krankheitserscheinungen aufs Neue herbeiführen. Zur Stillung der Blutungen aus der Zungenarterie und Mundhöhle dienen: u) Lampe's, und v) Jourdains Compressorien, w) Pipelets Werkzeug für die Speichelfistel.

2) Für den Hals: a) Chaberts Compressorium für die Halsvenen, b) Löfflers zu demselben Ende angegebenes Compressorium.

3) Für den Brustkasten: a) Quesnays, b) Bellocqs, c) Lotteris, d) Steideles, e) Harders Compressorien für Verletzungen der Arteria intercostalis.

4) Für den Unterleib: historische Erwähnung verdienen hier die von a) Camper und b) Köhler empfohlenen Compressorien des Beckens — nach der Schambeintrennung (Synchondrotomia), c) Choparts, d) Schindlers und e) Hesselbachs Pressen für die Arteria epigastrica, f) Steideles Compressorium für die Samenarterien, g) Bellocqs Werkzeug der Art gegen die Blutungen bei der Mastdarmfistel, h) Rudtorffers Instrument, um die Blutung bei der Amputation des Penis zu stillen. Gegen Incontinentia urinae haben i) Ruck (die Urform für die übrigen), k) Brambilla (zwei Instrumente der Art), l) Bell, m) Savigny, n) Böttcher, für das männliche Geschlecht, und o) Ruck, p) Winslow, q) Heuermann, r) Huhn, s) Schmidt und t) Pickel für das weibliche Geschlecht mehr oder weniger zweckmäßige Werkzeuge erfunden.

5) Für die Extremitäten: I) für die obern: a) Bromfield, b) Mohrenheim, c) Dahl für die Compression der Subclavia. Die Arterienverletzung während des Aderlassens am Arm hat zu sehr verschiedenen Compressions-Werkzeugen Veranlassung gegeben, als von d) Heister, e) Baß, f) Vallant, g) Senff, h) Bourdelot, i) Foubert, k) Arnaud, l) Acrel, m) La Faye, n) Brambilla, o) Plenk (Leber), p) Ayrer, q) Stark, r) Desault, s) Wegehausen. Für die Arterien der Handwurzeln haben noch besondere Compressorien angegeben: t) Scultetus und u) Wegehausen.

II) Für die untern Extremitäten: a) Moore's Werkzeug zur Compression des nervus ischiadicus,

und b) **Langenbecks** für die arteria cruralis; c) **Pi**=**pelet**, d) **Ehrlich** und e) **Wegehausen**, alle drei ebenfalls für die Compression der Cruralgefäße angegeben; f) **Deschamps** und g) **Ayrer** für die Kniekehlen=Arterie. (*Dr. J. N. Weber.*)

CONCERT. Dieses Wort, italienisch *concerto*, abgeleitet vom lateinischen oder italienischen Worte concertare *), hier zunächst auf ein Wettstreiten hindeutend, und wörtlich also einen musikalischen Wettstreit bezeichnend, wird in der Musiksprache in zweifacher Bedeutung gebraucht.

Fürs Erste pflegt man damit eine jede öffentliche Aufführung vollstimmiger Musikstücke zu bezeichnen, welche blos um der Musik selbst willen gehalten wird, — (musikalische Akademie). Fürs Andere aber bezeichnet der Name Concert auch ein Tonstück, durch dessen Vortrag ein Instrumentist sich im Concerte als Solospieler hören läßt. — (Die Franzosen gebrauchen in jener ersteren Bedeutung vornehmlich das Wort concert, indeß sie letzteres un concerto zu nennen pflegen). In jener ersten Bedeutung erhält das Concert, je nach seinen verschiedenen Beziehungen und Bestimmungen, auch wieder mehre bezeichnende Namen, z. B. öffentliches Concert, — Hofconcert, — Kammerconcert, — Liebhaberconcert u. dgl.; — geistliches Concert, concert spirituel heißt es, wenn es vorzüglich zur Aufführung von entweder einzelnen Kirchenmusikstücken, oder von ganzen Oratorien, bestimt ist, — wofür man nicht selten auch den Namen Kirchenconcert, concerto di chiesa, gebraucht. In der zweiten Bedeutung unterscheidet man Concerte für ein Instrument allein, von Doppelconcerten d. h. Concerten für zwei Instrumente zugleich (concerto doppio) auch wol für mehre, — und Concertantsymphonien, unter welchem Namen man Concerte für eine größere Anzahl von Orchesterinstrumenten zu verstehen pflegt, oder mit andern Worten Orchesterstücke, in welchen nicht blos einige, sondern viele Orchesterinstrumente, bald einzeln abwechselnd, bald auch zusammengreifend, concertmäßig, concertirend, (dieses Wort hier seiner ursprünglichen Bedeutung am getreuesten, nämlich gleichsam wettstreitend, als concertirende, wettstreitende Stimmen) hervortreten. Zuweilen bezeichnet man Concertstücke dieser Art auch mit dem Namen concerto grosso oder concertone, sinfonia concertante oder concertata. In früheren Zeiten, wo Luxus und Ansprüche überhaupt in der Musik bei weitem nicht so hoch gespant waren, wie in unseren Tagen, pflegte man übrigens den Titel concerto grosso freilich schon solchen Concertstücken beizulegen, welchen man heut zu Tage in Vergleichung gegen unsere weit glänzenderen, breiteren und reicheren Concerte, kaum wirkliche Concerte nennen würde; man sehe die so betitelten concerti grossi des alten Bocherini u. a. m.

Ein Instrumentalconcert besteht, alt herkömlicher Weise, gewöhnlich aus drei Tonstücken: 1) einem Allegro, (nicht selten mit einer Einleitung in langsamen Tempo anhebend) — 2) einem langsamen Satze, adagio oder largo, larghetto, andante etc., — und 3) einem allegro finale. An diese verjährte Form pflegt man sich indessen in neueren Zeiten nicht mehr strenge zu binden, und sucht lieber neue, freiere und interessantere Formen auf. Insbesondere liebt man es jetzt, die Concerte kürzer zu halten, sie etwa nur aus zwei Stücken bestehen zu lassen, etwa nur aus einem adagio, welches dann unmittelbar in ein allegro übergeht und damit schließt; — welche kürzeren Concerte man mit dem Namen concertino zu bezeichnen pflegt.

Ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit ist es übrigens, daß man überhaupt an die Concertmusik jetzt höhere Foderungen zu machen pflegt, als in früheren Zeiten wol der Fall gewesen, und daß man es nirgend mehr gelten lassen will, daß Concertmusik nur allein, oder doch hauptsächlich nur der Darlegung der Virtuosität der Sänger und Instrumentisten, und der sinnlichen Ergötzung des Ohres bestimt sey. Nicht leicht wird ein auch sehr gemischtes Concert=Auditorium unserer Tage sich befriedigt fühlen durch den Vortrag eines Instrumentalconcerts, in welchem nicht, neben der Virtuosität des Spielers, auch zugleich Sele des Vortrags und außerdem auch noch geistvolle, interessante Composition des Tonstückes selbst in der Art hervortrit, daß nicht allein eine glänzende Virtuosität, sondern auch ein interessantes Ganze erscheine. Ruhmvoll vor Allen hat in diesem Stücke unser **Mozart** die Bahn gebrochen in seinen Clavierconcerten, ruhmvoll ist ihm vorzüglich **Beethoven** in den seinigen nachgefolgt, und rühmlich ist es, daß unsere heutigen Tonsetzer allgemein darauf bedacht sind, in ihren Concert=Compositionen überall etwas Mehres, Besseres und Höheres zu geben, als ein blos Gelegenheit zur Darlegung individueller Virtuosität darbietendes, sonst aber nichtssagendes Tonstück.

Ein weiteres erfreuliches Merkmal des sich hebenden Geschmackes und Kunstsinnes unserer Generation ist es, daß man jetzt öfter als sonst auch **Kirchenmusikstücke** in Concerten zu hören gibt und mit mehr Interesse zu hören pflegt, als manche auch noch so glänzende italienische Opernarie, und sich nicht mehr an die, von seichten Kunsturtheilern so oft zur Schau getragene Maxime kehrt: daß man Messen, Psalmen, Tedeums u. dgl. hübsch in der Kirche lassen und nur dort aufführen, den Concertsal aber damit verschonen solle, weil sie hier ja auch gar den Effect nicht machen könten, wie in der Kirche; denn sie seyen ja auf die gottesdienstliche Handlung berechnet, welche während der Musik vorgehe, da, wo jene fehle, verlöre sie gerade diese ihre interessanteste Beziehung und mit dieser ihren Sinn, ihren Werth, allen Reiz und alles Interesse. — Wie seicht, unhaltbar und inconsequent diese raisonirt und gründlich klingen sollende Phrase ist, fällt schon durch die einzige Betrachtung in die Augen, daß es in sich selbst höchst prosaisch ist, zu fodern, daß bei jedem Kunst=

---

*) Völlig irrig und unkundig schreibt Herr Dr. **Lichtenthal**, in seinem Dizionario di musica, Artikel *Concerto:* „Questo vocabolo, derivato da *concinere*“! — Er scheint nicht zu wissen, daß von concinere sich wol concento, aber nicht concerto ableiten läßt.

genusse, bei jeder Musikaufführung, **die materielle äußere Umgebung dem Inhalte des Textes entspreche!** — Wäre dieses, so wäre ja alle Concertmusik widersinnig, deren Text sich nicht über einen Gegenstand verbreitete, worüber das Gespräch in großen Gesellschaften, namentlich in Concertsälen zu rouliren pflegt: ein Mailied dürfte nur auf junger Trift gesungen werden, ein zärtliches Duett nur im Boudoir, oder in stiller, lauschiger Rosenlaube, oder wenigstens zwischen täuschenden Theater-Decorationen. — Zum Glück aber ist **diese** Art von Wahrheit, wenn gleich etwas oft sehr Angenehmes und Ergötzliches, doch in der Kunst nicht unentbehrlich. Das macht: die Tonkunst, welche eine Welt supponirt, wo Sprache Gesang ist, versetzt uns schon in das Reich der Illusionen; indem sie den Gehörsinn unwiderstehlich anspricht und beschäftigt, überläßt sie der Einbildungskraft, die Umgebungen der Situation sich hinzuzudenken. Willig fügt der Zuhörer sich dieser Illusion, und findet es darum nicht lächerlich, wenn im Concerte zwei Liebende in einem Duett sich die zärtlichsten Dinge vor den Augen des Publikums sagen, ein Herr in einem Modefrack die Bravourarie aus Paers **Achilles** singt, und die Engel in Haydn's **Schöpfung** ohne Flügel erscheinen.

Ich verkenne es nicht, daß das Local und alles Äußere der Umgebungen, zur Erhöhung des musikalischen Effectes wol beitragen kann, und daß eine Missa ihre vollkommenste Wirkung während eines feierlichen Hochamtes thun wird, zumal wenn dieses (was freilich nicht immer der Fall ist), mit würdigem Anstand und ohne kleinliches Gepränge gehalten würde: allein läßt sich dieses alles nicht in doppeltem und dreifachem Maße auch von der Theatermusik sagen, welche die singenden Personen als wirklich **handelnd**, nicht als blos der Handlung beiwohnend, voraussetzt? Der Kirchensänger kann als eine blos betrachtende, mitfühlende, ihr Gefühl äußernde Person betrachtet werden: der Theatersänger aber erscheint in der Handlung als wirklich diejenige Person, deren Worte er singt. Die Kirchenmusik drückt nur eine der gottesdienstlichen Handlung angemessene Empfindung aus: die Theatermusik schildert die Handlung selbst, die Handlung geht in ihr vor, und ist von ihr unzertrenlich, indeß ein Gebet, ein Lob der Gottheit, eine Bitte um Himmelssegen auch ohne unmittelbare kirchliche Veranlassung herbeigeführt erscheinen kann. Eben darum nun, weil der höchste Werth der Theatermusik in der richtigen Berechnung auf Theatereffect, auf dramatische Situation, Handlung und Decoration besteht — eben darum ist es auch einleuchtend, daß gerade, je mehr eine Musik wirklich dramatisch ist, desto geringer ihre Wirkung im Concerte seyn muß; und eben darin liegt denn auch wieder der Grund, warum (so sehr ich auch sonst Ensemble-Stücke den leidigen, ewigen Instrumentalconcerto's, Bravourarien, Rondo's und gefälligen Duetten im Concerte vorziehe) ich es doch nie recht goutiren kann, wenn man mir ganze Opern-Finale im Concerte zu genießen geben will. So hört man z. B. nicht selten in Concerten das erste Finale aus Mozarts Don Juan. Wie viel Handlung geht in dieser Musik vor! Reden wir nur von der Katastrophe: während des Getümmels eines Balls lockt Don Juan das Mädchen in ein Nebengemach, wird zudringlich, ihr Angstgeschrei dringt durch das Ballgetöse und verräth ihn; der Bräutigam tobt, die Ballgäste stürmen und sprengen die Thür; er versucht die Schuld auf seinen Diener zu schieben; man glaubt ihm nicht, man dringt wüthend auf ihn ein; er schlägt sich durch, wie ein Rasender; alle stürzen ihm tobend nach; der Vorhang fällt! — Nun frage ich: muß eine Musik, auf diese ganze Kettenfolge von Handlungen berechnet, aber im Concertsale, von aller Handlung isolirt, aufgeführt, nicht gar zu viel — ja, gerade ihr Bestes, einbüßen? — muß sie nicht unendlich mehr einbüßen, als eine geistliche Musik durch den Mangel kirchlicher Umgebungen im Concertsale verlieren kann? Wol kann man gar füglich ausrufen: Heilig ist Gott Sabaoth! ohne durch die Klingel des Ministranten dazu aufgefodert zu werden; man kann es überall, und also auch im Concertsale; — widerstrebender aber ist es: O Dio, io moro! von einer schön geputzten, von Gesundheit strotzenden Sängerin, mit dem Notenblatte in der Hand, im Concertsale singen zu hören. Das macht: der Sänger, indem er singt: Gott, dich loben wir — thut eben, was er sagt, und ist dabei also selbst der materiellen Wahrheit treu; die Sängerin aber — bleibt hübsch am Leben. Dennoch findet dieses Letztere Niemand anstößig, und das Publikum applaudirt. Ich tadle es nicht, klatsche wol auch selbst recht gern mit; aber ich frage: warum sind denn die Herren so nachsichtig gegen die aus ihrer Sphäre herausgerissene Opernmusik, und wollen es gar nicht seyn gegen ein Kirchenstück? warum taxiren sie nur dieses, so wie es sich im Concertsal blicken läßt, so unbarmherzig für ein *hors d'oeuvre?* warum wollen sie gerade nur diesen Gegenstand ausschließen, indeß sie sonst jeden andern im Concerte dulden und Opernarien u. dgl. jederzeit mit Vergnügen dulden.

Im Herzen der Herren (sie lassen's nur nicht gerne lesen) steht die Antwort geschrieben: Uns langweilt nun einmal Kirchenmusik, nicht blos im Concerte, sondern auch in der Kirche selbst; und das darum, weil sie uns zu tief, zu ernst und erhaben ist, nicht luxuriös und tändelnd oberflächlich genug und nicht das, was wir amüsant nennen! Darum hören wir denn auch z. B. in Haydn's **Jahrszeiten** den Chor:

> Ehre, Lob und Preis sey dir,
> ewiger, gütiger Gott —

(freilich auch im leidigen Kirchenstyl, so sehr wie einer) im Grunde nur mit Resignation im Concerte an, thun aber davon entzückt, so viel es zum guten Ton gehört: denn hier haben wir keinen Vorwand, es nicht zu seyn; wird aber dasselbe auf Latein gesungen Te Deum laudamus, oder Gloria in excelsis Deo, und trägt das Musikstück den ausdrücklichen Titel eines Kirchenstückes, — dann sind wir des Zwanges überhoben, und freuen uns herzlich, daß die Phrase: „das Stück ist für die Kirche geschrieben, und kann im Concerte keine Wirkung thun"

— erfunden ist und noch obendrein wie ein ästhetisches Raisonnement, wie ein Kunsturtheil klingt — so daß wir, unter dieser Ägide, beim Gähnen noch obendrein Kennermienen zur Schau tragen können.

Höchst erfreulich ist es aber, daß nicht nur der bessere Theil, sondern in der That die Mehrheit unserer Generation sich über jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit wirklich erhoben hat und einem besseren Geiste huldigt, von welchem, sowie von dem höheren Ernste für Kunst, denn auch namentlich die in unserem Zeitalter in Schwung gekommenen großen Musik-Vereine zeugen, welche Concerte im grandiosesten Sinne des Wortes sind. (*Gfr. Weber.*

Conchologie, s. am Ende der Nachträge.

CONCILIEN. Kirchenversamlungen, nach dem griechischen Ausdrucke Synoden. Der Hauptschriftsteller ist noch immer Christian Wilhelm Franz Walch, der in seinem Entwurf einer vollständigen Historie der Kirchenversamlungen, Leipzig 1759, mit gewohnter Gründlichkeit über sämtliche Concilien bis auf seine Zeit Nachricht ertheilt hat. Die vollständigste, leider aber noch nicht vollendete Samlung von Concilien-Acten ist die von Mansi. (Joh. Mansi sacrorum Conciliorum nova et amplissima Collectio. T. I—XIII. Florentiae 1759—1767. T. XIV—XXXI. Venet. 1769—1798.) Sie geht bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ein sehr beliebter Auszug von Concilien-Acten ist die wiederholt, zuletzt von dem gelehrten Benedictiner Schramm Augustae Vindelicorum 1778 in 4 Octav-Bänden herausgegebene Summa Conciliorum per Bartholomaeum Carranzam. Ein brauchbares Hilfsmittel zum Studium der Conciliengeschichte gewährt die von Dalmasus ins Lateinische übersetzte, von Richard ursprünglich französisch geschriebene Analysis Conciliorum generalium et particularium, continens eorum canones super dogmate, morali doctrina ac disciplina tam veteri, quam recentiori, eruditissimis adnotationibus illustratos, et cum novo, nominatim vero cum peculiari Galliarum jure, collatos. Tom. I—V. Augustae Vindelicorum 1778—1782. Dem Werke vorausgeschickt ist ein tractatus praevius de Conciliis. Für das Studium der Kirchenversamlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts insbesondere ist sehr wichtig: Fuchs Bibliothek der Kirchenversamlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts in Übersetzungen und Auszügen aus ihren Acten und andern dahin gehörigen Schriften, samt dem Original der Hauptstellen und nöthigen Anmerkungen. 1—4ter Theil. Leipzig 1780—1784. Der 4te Theil ist nach dem Tode des Verfassers von G. J. Planck herausgegeben worden.

Es komt hier zunächst auf die Bestimmung des Begriffs eines Concilii im kirchlichen Sinne an. Es ist eine Zusammenkunft von Repräsentanten der Kirche, welche berufen werden, um über religiöse oder kirchliche Gegenstände zu berathschlagen. Daß diese Repräsentanten nur Bischöfe seyn können, wie mehre katholische Schriftsteller angenommen, und auch wol die Bischöfe hin und wieder sich angemaßt haben, liegt nicht in dem Begriffe eines Concilii, ist also nicht wesentlich, und widerspricht denjenigen, daß doch auch selbst Katholiken Diöcesansynoden als Arten von Concilien gelten lassen, auf welchen doch außer den Bischöfen auch andere Geistliche zugegen waren und entschieden. Belegt man freilich diese dem Sprachgebrauch zufolge nicht mit dem Namen Diöcesanconcilien, so gehören sie doch unter den Gattungsbegriff der Kirchenversamlungen. Historisch genommen ist es wol keinem Zweifel unterworfen, daß selbst auf den größern Synoden vor dem Nicäischen Concilio nicht nur die Bischöfe, sondern auch Presbyter und Diakonen als solche nicht allein eine berathende, sondern auch eine entscheidende Stimme hatten. Auf der zu Antiochien im J. 269 gegen den Paul von Samosata versammelten Synode war das Synodalschreiben nicht nur im Namen der Bischöfe, sondern auch der anwesenden Presbyter und Diakonen abgefaßt, ja sogar wurden die anwesenden Presbyter in der Überschrift namentlich aufgeführt. Eus. H. E. VII, 30. Welch eine ausgezeichnete Rolle der Presbyter Origenes auf zwei arabischen, der Presbyter Malchion auf der eben erwähnten antiochenischen Synode und der Diakonus Athanasius auf der ersten ökumenischen Synode zu Nicäa spielte, ist aus der Kirchengeschichte hinlänglich bekant. Nach dem Nicäischen Concilio aber unterzeichneten die Presbyter, auch wol die Diakonen nur als Stellvertreter ihrer Bischöfe, wovon sich Beispiele auf den ökumenischen Synoden zu Ephesus und zu Chalcedon finden. In dem kaiserlichen Schreiben an die Synode zu Ephesus 431 ward es schon als etwas Bekantes angenommen, daß nur die Bischöfe eine Stimme hätten. *Ἀθέμιτον*, heißt es daselbst, *τὸν μὴ τοῦ καταλόγου τῶν ἁγιωτάτων ἐπισκόπων τυγχάνοντα τοῖς ἐκκλησιαστικοῖς σκέμμασιν ἐπιμίγνυσθαι.* Mansi IV. p. 1120. Von dieser Zeit an waren die Bischöfe die eigentlichen Väter (Patres), wenigstens der bedeutendern Kirchenversamlungen, und hatten eine entscheidende Stimme. Doch erlangten in späteren Zeiten in Folge besonderer Privilegien auch Cardinäle, wenn sie nicht zugleich Bischöfe waren, Äbte und die Generale der Mönchsorden eine thätige Theilnahme an den Concilien. Namentlich ward auf dem Concilio zu Trident den Äbten und Ordensgeneralen eine entscheidende Stimme zugestanden. Die katholischen Kirchenrechtslehrer stellten nun den Grundsatz auf, daß die Bischöfe auf den Synoden aus einer von Gott, die übrigen Beisitzer aus einer von der Kirche ertheilten Vollmacht handelten. Waren auf den Kirchenversamlungen auch Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts zugegen, wie dies zu Pisa, Costnitz und Basel der Fall war, so hatten diese doch mehr eine berathende, als eine entscheidende Stimme. Sie wurden nicht als Patres, sondern als Doctores Concilii angesehen. Zu Basel nahmen freilich auch Doctoren die Sitze der abwesenden Bischöfe ein, dies geschah aber erst in der 33sten Session, als die mehrsten Bischöfe aus Furcht vor dem Bannstrahl des Papstes Basel verlassen hatten. — Eine merkwürdige Anomalie bietet das zu Narbonne im Jahr 1551 gehaltene Provinzialconcilium dar. Auf diesem war gar kein Bischof, sondern es waren nur Geistliche des zweiten Ranges zugegen, und ein Professor Juris, Alexander

Zerbinatis, welcher zugleich Protonotarius des römischen Stuhls und Generalvicar des Erzbischofs von Narbonne war, hatte den Vorsitz. — Die Abstimmung geschah in den Kirchenversamlungen nach Köpfen (viritim), nur zu Costnitz und Basel wurden die Stimmen nach den Nationen gezählt.

Gegenstände der Berathschlagungen und Entscheidungen der Concilien sind theils die Religionslehre, theils die Kirche, ihre Verfassung, gottesdienstliche Gebräuche, Ausschließung unwürdiger Mitglieder u. s. w. Verordnungen, welche in Rücksicht theoretischer Lehrsätze gemacht werden, heißen genau genommen dogmata, Glaubensvorschriften; dagegen diejenigen, welche Vorschriften über die Disciplin, sey es der Gemeindeglieder überhaupt, oder der Geistlichen insbesondere enthalten, canones, Regeln, genant werden. Nov. 131. c. 1. Doch ist man diesem Sprachgebrauche nicht immer gefolgt, sondern hat auch oft die Glaubensvorschriften canones genant. Dies ist besonders dann der Fall, wenn sie polemischen Inhalts sind, und über die Abweichenden das Verdammungsurtheil ausgesprochen ist. Solche Canonen sind namentlich unter den Verordnungen der afrikanischen Concilien anzutreffen. Auch die tridentinische Synode nante die kurzen Sätze, in welchen die Irrlehren verworfen und anathematisirt wurden, *canones*, die Verordnungen über die Disciplin aber mit dem allgemeinen Namen *capita*. In Betreff der von den Synoden aufgestellten Glaubensvorschriften darf man nicht vergessen, daß nach katholischer Ansicht keine neuen Glaubenswahrheiten durch die Concilien festgesetzt werden, sondern daß durch sie die versammelte Kirche dasjenige ausspricht und bezeugt, was die zerstreute wirklich glaubt, für in der heiligen Schrift gegründet und in der Tradition bewährt hält. Man vergl. Walters Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. Bonn 1828. §. 181. Anathemata wurden von den Kirchenversamlungen ausgesprochen über ketzerische Personen. Dabei ist zu bemerken, daß mit anathema (ἀνάθεμα) gewöhnlich nach griechischem Sprachgebrauche die Person bezeichnet wurde. Er sey Anathema, hieß: er sey ein öffentlich zur Verfluchung ausgestellter Mensch. Ketzerische Lehrsätze, welche mit dem Anathema belegt waren, wurden ἀναθεματισμοί genant. — Auch kirchliche Streitigkeiten (z. B. über den Umfang der Jurisdiction einzelner Bischöfe) oder Untersuchungen und Entscheidungen über angeklagte Geistliche gehörten vor die Concilien. Übrigens war man späterhin aus leicht zu begreifenden Gründen geneigt, Gegenstände, welche vor die weltlichen Gerichte gehörten, auf den Concilien zu verhandeln. Kirchenversamlungen, welche man für ungesetzmäßig hielt, sey es, weil sie von Häretikern gehalten wurden, oder weil ihnen, obgleich sie von Katholikern gehalten waren, eins der nothwendigen Requisiten fehlte, nante man conciliabula, conventicula, After-Kirchenversamlungen.

Kirchenversamlungen konten erst entstehen, nachdem sich christliche Gemeinden gebildet hatten. Bei diesen trat das Bedürfniß ein, sich mit einander in Verbindung zu setzen und gemeinschaftliche Beschlüsse zu fassen. Dies gab den Provinzialsynoden ihren Ursprung. Auf ihnen versammelten sich Bischöfe und andere Geistliche einer kirchlichen Provinz, d. h. solche, welche unter einem gemeinschaftlichen Archiepiscopus oder Metropoliten standen. Sie sind die frühsten Concilien, welcher die Geschichte gedenkt. Die ökumenischen konten erst entstehen, als die christliche Kirche sich zu einer allgemeinen Statskirche, einer christlichen οἰκουμένη gestaltet hatte.

Zwar hat man schon zur Zeit der Apostel Concilien oder Synoden annehmen wollen; allein bei dieser Annahme dürfte doch der Ausdruck Concilium in einem zu wenig bestimten, willkürlichen Sinne genommen werden. Ohne uns hier dabei aufzuhalten, daß einige Kirchenschriftsteller sogar zwölf apostolische Concilien z. B. ein Concilium, als Mathias zum Apostel erwählt wurde Act. 1, 15., ein anderes bei der Ernennung der sieben Almosenpfleger zu Jerusalem Act. 6, 2.; andere fünf angenommen haben, verdient hier noch besonders die zu Jerusalem wegen der zu Antiochien entstandenen Streitigkeiten nach Act. 15. statt gehabte Zusammenkunft der Apostel und Presbyter zu Jerusalem eine besondere Erwähnung, weil von vielen sowol Protestanten als Katholiken, auch von denen, welche sonst keine Synoden zur Zeit der Apostel gelten lassen, diese Versamlung besonders ist hervorgehoben, und als ein wahres Concilium angesehen, auch die berühmte Formel ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν für die Beschlüsse der nachherigen Kirchenversamlungen daher ist entlehnt worden.

Sie trat zusammen zu Jerusalem etwa im Jahr 50, und ward veranlaßt durch Paulus und Barnabas, welche die antiochenischen Christen abgesandt hatten, weil die Lehre einiger strengen Judenchristen, welche aus Judäa gekommen waren und behauptet hatten, daß zur Aufnahme ins Christenthum und Erlangung der Seligkeit die mosaische Beschneidung durchaus erfoderlich sey, in Antiochien große Streitigkeiten erregt hatte. Paulus und Barnabas sollten nun die Belehrung der Apostel und Presbyter der Muttergemeinde zu Jerusalem darüber einholen. Diese versammelten sich, und nachdem sie sich nach vielem Disputiren darüber vereinigt hatten, daß man von den antiochenischen Heidenchristen die mosaische Beschneidung nicht verlangen solle, gab man dem Paulus und Barnabas Abgesandte aus der jerusalemischen Gemeinde, die an der Berathung Theil genommen hatte, nebst einem Briefe, in welchem den Antiochenern diese Entscheidung mitgetheilt wurde. Will man die Formel, welche wir in diesem Schreiben (Act. 15, 28) finden, ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν auch nicht mit einem scharfsinnigen neuern Forscher so erklären, durch die heilige Geisteskraft gefiel es auch uns (nämlich so wie dem Paulus und Barnabas) — eine Erklärung, welche sich schwerlich rechtfertigen lassen dürfte — so durften doch nachfolgende Kirchenversamlungen die Anmaßung von einer Inspiration des heiligen Geistes darauf nicht gründen, und mit dieser Formel auch ihre Decrete abfassen, wobei man es noch als Bescheidenheit anzusehen haben würde, wenn das Concilium Arelatense III. im Jahr 455 sich der Wendung bediente, placuit nobis, sancto, *ut credimus*, spiritu gubernante.

Denn was eine Versamlung, auf welcher Apostel zugegen waren, von sich sagen konte, durfte doch nie auf eine nachherige Kirchenversamlung übertragen werden. — Überhaupt dürfte aber auf jene Versamlung, welche man als das Vorbild und Muster aller nachfolgenden Kirchenversamlungen hat ansehen wollen, der Name eines Concilii in dem angegebenen Sinne des Worts nicht recht anwendbar seyn. Es waren ja keine Repräsentanten der christlichen Kirche, welche sich damals noch gar nicht gestaltet hatte, zusammenberufen, um über religiöse und kirchliche Gegenstände zu berathschlagen, sondern einige zu Jerusalem gerade anwesenden Apostel, von welchen in der angeführten Stelle der Apostelgeschichte nur Petrus und Jacobus, und Gal. 2, 9., außer diesen noch Johannes namhaft gemacht werden, hielten mit den dortigen Presbytern, unter Zuziehung der ganzen jerusalemschen Gemeinde, in Beziehung auf die ihnen von Paulo und Barnaba vorgelegte Frage eine Conferenz.

Von Canonen der Apostel darf man gar nicht reden, denn diejenigen, welche unter diesem Namen vorkommen (man findet sie unter andern abgedruckt in der Samlung der Schriften der apostolischen Väter von Cotelerius), gehören in ihrer jetzigen Gestalt erweislich einem spätern Zeitalter an. Vgl. Fuchs a. a. O. Thl. 1. S. 277 ff.

Die Provinzialsynoden dürften also, wie gesagt, als die ältesten Concilien anzusehen seyn. Von ihnen findet man vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts keine sichere Spur. Die ältesten wurden ums Jahr 170 in Kleinasien gegen die Montanisten gehalten. Wenigstens sind sie die ältesten, deren Eusebius H. E. V, 16. ausdrücklich gedenkt. Bald nach ihnen trifft man auf Synoden, welche gegen Ende des zweiten Jahrhunderts über die zwischen der römischen und asiatischen Kirche streitig gewordene Feier des Osterfestes gehalten wurden, wovon uns Eusebius H. E. V, 23. ff. eine freilich nur allgemeine Nachricht ertheilt. Diese Synoden wurden also durch besondere Ereignisse veranlaßt. Bei den Griechen wurden indessen, wie aus dem Tertullian de jejun. 13. zu ersehen ist, schon zu seiner Zeit, also am Ende des zweiten Jahrhunderts, regelmäßige Kirchenversamlungen gehalten, wozu, da die politische Verfassung der Griechen für die kirchliche Verfassung der in den griechischen Staten lebenden Christen das Muster ward, die bei erstern üblichen Amphictyonen-Versamlungen das Muster gegeben haben mögen. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts wurden nun die Kirchenversamlungen sehr häufig. Firmilian, Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, redet in einem Briefe an den Cyprian (dem 75sten unter den Cyprianischen) von jährlichen Zusammenkünften, die bei ihm gehalten wurden. Vorzüglich zeichnete sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts das römische Afrika durch Synoden aus, welche die novatianischen Streitigkeiten veranlaßten.

Nachdem nun aber in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts die christliche Religion Statsreligion des römischen Reichs, und dadurch die politische *οἰκουμένη* auch eine christlich-kirchliche *οἰκουμένη* geworden war, mußten sich, zumal bei dem vorherrschenden monarchischen Principe sogenante ökumenische Synoden von selbst herbilden. Zum Begriffe einer ökumenischen Synode gehört, theils daß Bischöfe aus der ganzen Christenheit zu derselben berufen waren, theils daß die auf einer solchen Synode gefaßten Beschlüsse als verbindend für den Glauben und das Leben der Christen angesehen wurden. Weil auch letzteres ein nothwendiges Erfoderniß einer ökumenischen Synode war, so darf man sich darüber nicht wundern, daß bei der Anwendung dieses Namens auf einzelne Synoden Streit entstand, und bald die abendländische, bald die morgenländische Kirche, bald auch nur einzelne Kirchen, welche keine Abgeordnete zu einer solchen Synode gesandt hatten und mit den Beschlüssen nicht zufrieden waren, ihnen dies Prädicat streitig machten.

Nicht durchaus gleichbedeutend mit der Benennung eines Concilii oecumenici ist die eines Concilii *generalis*. Dies war die lateinische Benennung für ein Concilium, auf welchem sich Repräsentanten aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika versammelt hatten. So war die zu Carthago im Jahr 418 gehaltene Synode kein Concilium oecumenicum, aber wol ein Concilium generale, denn es waren Bischöfe aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika auf demselben zugegen. In diesem Sinne ward sie vom Augustinus im 215ten Briefe (nach der Zählung der Benedictiner) concilium plenarium genant. Die afrikanischen Bischöfe nanten indessen eine solche Synode in einem Synodalschreiben an den Papst Coelestin concilium *universale*. Man s. Fuchs Thl. III. S. 415.

Es lassen sich aber zur bequemen Übersicht alle in der Kirchengeschichte vorkommende Kirchenversamlungen in ökumenische und nicht-ökumenische oder Particularconcilien theilen. Zu den letztern gehören die Patriarchal-, Provincial- und Diöcesansynoden, so wie die später entstandenen Nationalconcilien. Patriarchalsynoden sind solche, auf welchen Bischöfe und andere Geistliche, welche unter einem gemeinschaftlichen Patriarchen oder Exarchen einer kirchlichen Diöcese im griechischen Sinne des Worts, d. h. einer Vereinigung mehrer kirchlicher Provinzen standen, zugegen waren. In diese Kategorie gehören auch die schon erwähnten afrikanischen Generalsynoden. Die Provinzialsynoden pflegte man auch wol Metropolitansynoden zu nennen, denn sie bestanden aus Bischöfen und andern Geistlichen einer kirchlichen Provinz, welche unter einem gemeinschaftlichen Metropoliten oder Archiepiscopus standen. Diöcesansynoden sind solche, welche von Geistlichen, die unter dem Bischofe einer Diöcese im lateinischen Sinne des Worts, oder nach griechischem Sprachgebrauche einer Parochie (*παροικία*) standen, gehalten wurden. Verschieden von allen diesen sind die Nationalconcilien, welche nach der Latinität des Mittelalters gleichfalls concilia generalia oder universalia hießen. Man s. du Fresne glossar. med. et infim. latin. Vol II. p. 915. Sie entstanden erst alsdann, als aus dem großen römischen Reiche sich besondere Königreiche in Europa gebildet hatten. Eine besondere Art von Synoden lehrt uns die byzantinische Geschichte kennen. Dies waren die *σύνοδοι ἐνδη-*

μοῦσαι. In Constantinopel hielten sich nämlich häufig fremde Bischöfe ihrer Privatangelegenheiten wegen auf, unter welchen auch solche waren, die zwar die bischöfliche Weihe empfangen, aber kein besonderes Bisthum hatten, also Titular-Bischöfe waren. Machte nun eine kirchliche Angelegenheit die Berufung einer Synode nothwendig, so wurden zuweilen, um die Sache sobald als möglich zu beendigen, die gerade in Constantinopel anwesenden Bischöfe zusammenberufen, und eine Synode, welche aus solchen Bischöfen bestand, hieß *σύνοδος ἐνδημοῦσα.* Eine solche Synode ward 449 zu Constantinopel gehalten. Man s. Fuchs Thl. IV. S. 385 ff.

Das Recht der Berufung der allgemeinen Synoden hat sich der Papst gern beigelegt, und es wird von katholischen Kirchenrechtslehrern, namentlich von Walter a. a. O. §. 164. für ihn in Anspruch genommen. Factisch ist es aber, daß die frühern ökumenischen Synoden nicht von dem Papste, sondern von den Kaisern berufen wurden, wie der Verfolg ergeben wird. Die Provinzialsynoden wurden von den Metropoliten der einzelnen Provinzen durch Synodalausschreiben berufen. Wie oft sie sollten gehalten werden, darüber fehlt es nicht an gesetzlichen Bestimmungen älterer und neuerer Zeit; doch sind diese nur selten in Ausübung gekommen. Die Patriarchalsynoden beriefen die höheren Metropoliten oder Patriarchen. Man vgl. Zieglers Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen in den ersten 6 Jahrhunderten. Leipzig 1798.

Was nun ferner das Ansehen betrifft, welches man den Concilien beilegt, so ist hier die katholische Ansicht von der protestantischen durchaus verschieden. Aber auch in der katholischen Kirche legte man früherhin den Kirchenversamlungen nicht den großen Werth bei, welchen man ihnen späterhin schon wegen der Idee der Infallibilität der Kirche beilegen mußte. Gregor von Nazianz wollte, da ihn die Erfahrung belehrt hatte, wie es auf den Kirchenversamlungen herging, von ihnen nicht viel wissen; aber auch Hieronymus und Augustinus dachten in dieser Beziehung protestantisch genug, und sahen die Beschlüsse der Concilien nur alsdann als verbindlich an, wenn sie mit der heiligen Schrift übereinstimten. Besonders merkwürdig ist das, was Augustinus in der epistola contra Donatistas, vulgo de unitate ecclesiae (im 9ten Theile der Benedictiner Ausgabe) über das Ansehen der heiligen Schrift sagt. Nec catholicis Episcopis, heißt es im 11ten Capitel, consentiendum est, sicubi forte falluntur, ut contra canonicas Dei scripturas aliquid sentiant. Je mehr sich aber in der Folge die hierarchische Lehre von der Kirche ausbildete, desto größer mußte auch das Ansehen werden, welches man den ökumenischen Kirchenversamlungen beilegte. Generalia concilia fallere et falli nescia, quandoquidem sunt Ecclesia ipsa. Dies ward auf den Synoden zu Costnitz und Basel ausdrücklich gelehrt. Die ökumenischen Concilien repräsentiren die katholische Kirche und haben ihre Macht zunächst von Christo, deshalb sind sie in Allem, was die Lehre betrifft, nicht aber in den historischen oder wissenschaftlichen Sätzen, welche sie etwa zur Unterstützung ihres Zeugnisses beibringen, und ebenso wenig in den Disciplinarverordnungen, welche sie erlassen, infallibel, und eben daher inappellabel und irreformabel. Dies ist in wenigen Worten die Ansicht der katholischen Kirche über die Concilien, wie sie späterhin sich ausbildete, und wie sie noch heut zu Tage von den angesehensten katholischen Kirchenrechtslehrern vorgetragen wird. — Der Papst suchte sich freilich im Mittelalter über die Concilien zu erheben und sich als eine höhere Instanz, an welche man vom Concilio appelliren könne, zu betrachten, oder doch die Giltigkeit der Concilienbeschlüsse von seiner Bestätigung abhängig zu machen; allein er fand mit diesen Anmaßungen bei einem großen Theile der katholischen Kirche vielen Widerspruch.

Aber nur den ökumenischen Synoden legt die katholische Kirche ein solches Ansehen bei. Nur die auf ihnen versammelten Väter werden, da sie die Kirche selbst sind, vom heiligen Geiste in Rücksicht der Glaubenslehre inspirirt und sind vor Irrthum gesichert. Dagegen können die Particularconcilien, so verbindlich ihre Anordnungen auch für die ihrer Competenz Angehörenden seyn mögen, und so wichtig sie auch für die Aufrechthaltung der Disciplin und Ausrottung der Ketzereien gehalten werden, auf Infallibilität keinen Anspruch machen. Concilia particularia, quocumque tandem suffragantium numero constent, infallibilem tamen ipsa per se auctoritatem non obtinent, quia universam ecclesiam non repraesentant. Richardi tractatus de Conciliis cap. XIII. §. 3.

Bei dem Hauptgrundsatze des Protestantismus, daß die heilige Schrift die einzige Norm des Glaubens sey, konte das verbindende Ansehen der Concilien von den Reformatoren nicht anerkant werden, obgleich man ihnen ihren Werth ließ, und selbst die Fürsten Teutschlands auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 und nachher öfter den Kaiser baten, er möchte ein freies und christliches Concilium in Teutschland anordnen, wodurch die Religionsstreitigkeiten endlich beigelegt und die Wunden der Kirche geheilt würden. Luther schrieb ein eigenes Buch von den Concilien im Jahr 1539, welches sich im 7ten Theile der Jenaer Ausgabe seiner Werke befindet. Er gibt darin die Nothwendigkeit und Nützlichkeit rechter, d. h. vom Papst unabhängiger und auf die heilige Schrift sich gründender Kirchenversamlungen zu, beweist aber, daß ihnen nur eine menschliche Autorität gebühre, und daß sie zum Beweise der Wahrheit einer Lehre nicht gebraucht werden können.

Wenden wir uns nun zunächst zu den ökumenischen Concilien, so treten unter ihnen zuerst vier hervor, welche im 4ten und 5ten Jahrhundert gehalten wurden, und welche man vor allen als die Säulen der Kirche betrachtet, ja wol gar den vier Evangelien an die Seite gesetzt hat.

1) Das Concilium zu Nicäa in Bithynien im Jahr 325, welches von dem Kaiser Constantin dem Großen, vorzüglich zur Beilegung der Arianischen Streitigkeiten zusammen berufen wurde. Es ward auf diesem das Symbolum Nicaenum entworfen, in welchem der Ausdruck *ὁμοούσιος* zum Wahrzeichen der Orthodoxie in der Lehre von dem Verhältnisse des Sohnes zum Vater, obgleich nicht in dem nachher von dem Athanasius in dieses Wort

hineingelegten Sinne, gestempelt wurde. Merkwürdig ist es, daß eben dieser Ausdruck auf einer etwa 50 Jahre früher, nämlich auf der im Jahr 269 gegen den Paul von Samosata zu Antiochien gehaltenen Synode, mit welchem man indessen damals einen andern Sinn verband, anathematisirt worden war. — Ferner ward auf dem Concilio zu Nicäa, um der Verschiedenheit der Feier des Osterfestes ein Ende zu machen, der Beschluß gefaßt, daß dasselbe an dem Sonntage nach dem ersten auf das Frühlings-Äquinoctium folgenden Vollmond gefeiert werden solle. Falle der Vollmond auf einen Sonntag, so solle die Feier des Festes erst 8 Tage später eintreten, weil es sonst mit dem jüdischen Passah zugleich gefeiert werden würde. — Zu bemerken ist es, daß dieser Beschluß nicht als ein Canon ausgesprochen ward, welchen man daher vergeblich unter den Canonen dieser Synode suchen würde, sondern durch ein Ausschreiben des Kaisers selbst, welches sich in Eusebii vita Constantini M. lib. III. cap. 17—20. findet, und welches in allen Diöcesen circulirte, gleich einem Gesetz bekant gemacht wurde. Vergl. Augusti über die Feste der alten Christen, Bd. 2. S. 29. Theol. Nachrichten, März 1825, S. 102 ff.

2) Das zweite ökumenische Concilium war das im Jahr 381 zu Constantinopel gehaltene. Es ward ausgeschrieben von Theodosius dem Großen zur Wiederherstellung des seit der Synode von Nicäa nicht allein durch die Anhänger des Arius, welche zum Theil seine Meinung auf verschiedene Weise modificirten, und daher verschiedene Namen, z. B. Homousianer, Heterousianer, Anomöer erhielten, sondern auch durch die Macedonianer gestörten Kirchenfriedens. Es ward auf dieser Synode das Nicäische Symbol mit einigen Zusätzen vermehrt, welche namentlich den heiligen Geist betrafen, worüber die Macedonianischen Streitigkeiten sich erhoben hatten. So entstand das Nicäisch-Constantinopolitanische Symbol, durch welches die Trinitätslehre für den Kirchenglauben definitiv festgesetzt werden sollte. Es erhielt indessen späterhin in der abendländischen Kirche einen Zusatz durch das Wörtchen filioque, indem die lateinischen Kirchenväter auch ein Ausgehen des Geistes vom Sohne lehrten. Hierüber erhob sich ein langer, nie beendigter Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche, welcher die Trennung beider Kirchen mit veranlaßte. Auch ist in dem Nicäisch-Constantinopolitanischen Symbol die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit in ihrer völlig ausgebildeten Gestalt noch nicht vorhanden. Diese erhielt sie durch den Augustinus, welcher die Athanasianische Theorie in seinem berühmten Werke de trinitate näher darlegte, und ihr dadurch im Abendlande Eingang verschaffte. Diese Augustinisch-Athanasianische Dreieinigkeitslehre findet sich in dem sogenanten symbolo Athanasiano, welches nach dem Anfangsworte quicunque auch das Symbolum quicunque genant wird, und im 5. Jahrhundert zum Vorschein kam. Auch die Protestanten haben es, so wie das durch den Zusatz filioque vermehrte Nicäisch-Constantinopolitanische, und das sogenante Apostolische Symbolum, unter dem Titel tria symbola catholica seu oecumenica, in ihre symbolischen Schriften aufgenommen.

3) Das dritte ökumenische Concilium war das im Jahr 431 zu Ephesus gehaltene. Es ward vom Kaiser Theodosius II. veranstaltet zur Beilegung der zwischen dem Bischofe von Constantinopel Nestorius und dem Bischofe von Alexandrien Cyrillus entstandenen Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo. Daß dem Nestorius Unrecht geschah und ihm eine Meinung zugeschrieben wurde, die er nie gehabt hatte, indem man annahm, daß er zwei Personen in Christo gelehrt habe, hat schon Luther richtig gesehen. Indessen ward diese Meinung unter dem Namen des Nestorianismus verdamt, und die Lehre von zwei mit einander in Einer Person verbundenen, aber unvermischten Naturen Christi als die orthodoxe Lehre der Kirche festgesetzt. Die orientalischen Bischöfe, d. h. diejenigen, welche zu dem Kirchsprengel von Antiochien gehörten, welcher im kirchlichen Sinne der Orient hieß, wollten diesen Synodalbeschluß anfangs nicht annehmen, und hoben eine Zeitlang die kirchliche Gemeinschaft mit den ägyptischen und occidentalischen Bischöfen auf; allein sie wurden durch die ernstlichen Bemühungen des Kaisers, obgleich unter dem Widerspruch einiger, doch bald darauf bestimt, den Ephesinischen Synodalbeschluß anzunehmen. Auf dieser ökumenischen Synode wurden nun auch außer mehren andern angeblichen Ketzern die Pelagianer unter dem Namen Cälestianer — von dem Freunde und Mitstreiter des Pelagius, Cälestius so genant — verdamt.

4) Die vierte ökumenische Synode ward in Folge der ausgebrochenen monophysitischen Streitigkeiten — welche als eine Fortsetzung der nestorianischen anzusehen sind, da die Lehre von Einer Natur in Christo sich am weitesten von der angeblichen Lehre des Nestorius von zwei Personen in Christo entfernt, und den Gegensatz auf die äußerste Spitze stellt — vom Kaiser Marcianus ausgeschrieben, und im Jahr 451 zu Chalcedon gehalten. Es ward auf derselben das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur Christi durch noch bestimtere Formeln ausgesprochen, namentlich bestimt, daß dieses Verhältniß ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως und ἀχωρίστως zu nehmen sey.

Die Decrete dieser vier ökumenischen Synoden befahl Justinian ὡς τὰς θείας γραφὰς καὶ ὡς νόμους zu beobachten. Novell. 131. c. 1. Auch Luther legte auf sie in der von ihm angeführten Schrift von den Concilien einen besondern Werth, und die auf ihnen festgesetzten Lehrbestimmungen sind in die Dogmatik der protestantischen Kirche übergegangen. — Außer diesen vier berühmtern Kirchenversamlungen sind nun noch folgende zu den ökumenischen mit Recht zu zählen.

5) Die zweite ökumenische Synode zu Constantinopel 553. Sie ward vom Kaiser Justinian zusammenberufen zur Entscheidung der über die Orthodoxie der sogenanten drei Capitel, d. h. der Schriften des Ibas von Edessa, des Theodoretus von Cyrus und des Theodors von Mopsvestia entstandenen Streitigkeiten, in welchen der römische Bischof Vigilius eine so wankelmüthige, mit der Unfehlbarkeit des römischen Stuhls so wenig zu vereinigende Rolle gespielt hat. Der Beschluß der Synode ging dahin, daß nicht nur die drei Capitel, sondern auch Origenes, den man als den eigentlichen Urheber ihrer Ketzereien ansah, verdamt wurden. Obgleich die Synode eigentlich nur aus morgenländischen Bischöfen bestand,

ward sie doch von der abendländischen Kirche, auch selbst vom römischen Bischofe Vigilius anerkant, ungeachtet einzelne Kirchen des Occidents widersprachen, welche eben daher für schismatisch gehalten wurden.

6) Die sechste ökumenische Synode ward 680 gleichfalls zu Constantinopel gehalten. Sie war also die dritte Constantinopolitanische, und ward vom Kaiser Constantinus Pogonatus ausgeschrieben. Von der Rotunda des kaiserlichen Palastes, welche wegen ihrer Bauart trullum hieß, wo sie gehalten wurde, wird sie Concilium Trullanum, und zum Unterschiede von einer nachherigen Synode, welche eben daselbst gehalten ward, Concilium Trullanum primum genant. Auf ihr ward der Monothelismus nebst allen seinen Anhängern verdamt. Dieser Monotheliśmus oder die Lehre, daß in Christo nur Ein Wille gewesen sey, war das Resultat einer fortgesetzten Speculation über das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen in der Person Jesu, welchen alle diejenigen vertheidigten, welche Anhänger der Einen Natur in Christo, mit einem Worte Monophysiten waren. Da nun die Lehre von Einer Natur bereits von der Kirche verdamt war, so war es nicht anders als consequent, daß auch die Lehre von Einem Willen in Christo verdamt wurde. So war es nun orthodoxe Lehre, daß in der Einen Person Christi zwei von einander verschiedene Willen, ein göttlicher und ein menschlicher, so wie zwei Wirkungen statt finden. Doch dürfe zwischen beiden nie ein Widerspruch seyn, sondern der menschliche unterwerfe sich dem göttlichen.

Im Vorbeigehen ist zu bemerken das Concilium Trullanum II., welches auf Befehl des Kaisers Justinian II. zu Constantinopel im Jahr 692 gehalten ward. Diese Synode, welche vom Abendlande nicht anerkant wird, sollte die Kirchengesetze ergänzen, welche das 5. und 6. ökumenische Concilium zu machen unterlassen hatte, und die doch wegen eingerissener Misbräuche so nöthig geworden waren. Eben wegen dieser ihrer Tendenz wird sie auch σύνοδος πενθ' ἕκτη oder Concilium Quinisextum genant, und selbst die Griechen, welche sie doch für ein ökumenisches Concilium halten, zählen sie nicht besonders. So wird sie in dem Aufsatze des Patriarchen Germanus zu Constantinopel von den 6 allgemeinen Synoden nicht erwähnt. Sie stellte ein canonisches Gesetzbuch auf. Unter andern machte sie den Canon, welcher „die alte Gewohnheit, Christum unsern Herrn in der Gestalt eines Lammes abzubilden" verbot.

7) Die siebente ökumenische Kirchenversamlung ward gehalten zu Nicäa im Jahr 787. Sie ist die zweite Nicäische, und ward von der Kaiserin Irene, welche für ihren Sohn Constantin VII. die vormundschaftliche Regierung führte, ausgeschrieben. Sie betraf den Bilderdienst. Die Anbetung (λατρεία) der Bilder Christi, der Maria, der Engel und aller Heiligen ward verboten, aber die gottesdienstliche Verehrung (τιμητικὴ προσκύνησις) derselben, d. h. das Küssen der Bilder, das Kniebeugen, Räuchern, Lichteranzünden vor denselben, so wie das Aufbewahren von Reliquien in jeder Kirche verordnet.

Mit dieser zweiten Nicäischen Synode steht in genauer Verbindung das unter Karl dem Großen zu Frankfurt am Main im Jahr 794 gehaltene fränkische Nationalconcilium, auf welchem Karls des Großen Widerlegung der Nicäischen Beschlüsse gebilligt wurde. Dem zufolge blieben zwar die Bilder in der Kirche als Zierrathen, aber jede Art von Verehrung ward untersagt.

Die griechische sowol als auch die lateinische Kirche erkante indessen die Autorität der sieben genanten ökumenischen Kirchenversamlungen an, denn auch die gallischen Bischöfe traten in der Folge den Schlüssen der zweiten Nicäischen Synode bei. Anders verhält es sich aber mit dem 869 auf Veranstaltung des Papstes Hadrian zu Constantinopel gehaltenen Concilium. Es erklärte sich gegen den Photius und für den Ignatius, als den rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel. Die lateinische Kirche hält es für das achte ökumenische Concilium, es wird aber von der griechischen Kirche nicht anerkant. Dagegen wird die 879 auf Befehl des Kaisers Basilius und unter dem Vorsitze des Photius, der nach dem im J. 878 erfolgten Tode des Ignatius den bischöflichen Stuhl zu Constantinopel wiederum eingenommen hatte, daselbst gehaltene Synode von der griechischen Kirche vorzugsweise als eine ökumenische Synode, und zwar als die achte angesehen, von der lateinischen aber verworfen. Photius ward auf derselben als der rechtmäßige Patriarch von Constantinopel anerkant, das Symbolum des ersten Nicäischen und ersten Constantinopolitanischen Concilii mit Verwerfung aller nachherigen Zusätze, also ohne filioque, und die Lehre des zweiten Nicäischen Concilii von der Verehrung der Bilder gebilligt. Über diejenigen, welche das 869 zu Constantinopel gehaltene Concilium nicht verwerfen wollten, ward das Anathema ausgesprochen.

Da nun die Trennung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eintrat, so kann von jetzt an von ökumenischen Synoden im Sinne der frühern Zeit füglich nicht mehr die Rede seyn. Gleichwol erkent die römische Curie noch folgende zehn als ökumenische Synoden an. Das 1., 2., 3. und 4. Lateranensische 1123, 1139, 1179 und 1215; das 1. und 2. Lyoner 1245 und 1274; das Vienner 1311; das Florenzer 1439; das 5. Lateranensische 1512; das Trienter 1545. Es gibt also nach römischer Annahme 18 ökumenische Concilien. Dagegen werden zu Rom die Concilien zu Pisa 1409, zu Costnitz 1414 und zu Basel 1431, welche doch von der übrigen katholischen Kirche, obgleich in Rücksicht des letztern unter gewissen Beschränkungen, zu den ökumenischen Concilien gerechnet werden, zu denselben, weil sie den Anmaßungen des Papstes entgegen traten, nicht gezählt. Das 5. Lateranensische wird nicht allenthalben in der katholischen Kirche, namentlich nicht in Gallien, für ein ökumenisches Concilium anerkant.

Unter den von den römischen Päpsten im Lateran gehaltenen Concilien ist das unter Innocenz III. im Jahr 1215 gehaltene vierte Lateranensische, sogenante allgemeine Concilium wegen der großen Anzahl derer, welche es besuchten, so wie wegen der allgemeinen Kirchenverbesserung, welche es angeblich bezweckte, vorzüglich berühmt geworden. Für die Geschichte der Hierarchie ist besonders der dritte Canon bemerkenswerth, in welchem dem Papst das Recht eingeräumt wird, die Unterthanen der welt-

42 *

lichen Fürsten, wenn letztere nicht die von der Kirche verdamten Ketzer in ihren Besitzungen, nach vorher erfolgter Excommunication durch die Metropoliten und die Bischöfe, ausrotten, von dem Gehorsam gegen ihre Fürsten loszusprechen und ihre Besitzungen katholisch Gesinnten freizulassen, damit diese die Ketzer aus denselben vertreiben. In diesem merkwürdigen und in politischer Hinsicht sehr anstößigen Canon heißt es: Si dominus temporalis requisitus et monitus ab ecclesia terram suam purgare neglexerit ab hac haeretica foeditate, per Metropolitanum et comprovinciales episcopos excommunicationis vinculo innodetur. Et si satisfacere contempserit infra annum, significetur hoc summo pontifici, ut ex tunc *ipse vasallos ab ejus fidelitate denunciet absolutos, et terram exponat catholicis occupandam,* qui eam exterminatis haereticis sine ulla contradictione possideant, et in fidei puritate conservent, salvo jure domini principalis, dummodo super hoc ipse nullum praestet obstaculum, nec aliquod impedimentum opponat, eadem nihilominus lege servata circa eos, qui non habent dominos principales. Noch bemerkenswerther dürfte es seyn, daß die Abgesandten der vorzüglichsten christlichen Staten, welche auf dieser Synode gegenwärtig waren, nichts gegen den angeführten Canon einzuwenden hatten. — Auf der zu Lyon 1245 statt gehabten Kirchenversamlung sprach der Papst Innocentius IV. das Absetzungsurtheil über den Kaiser Friedrich II. aus. Auch ist die zur Vereinigung mit der griechischen Kirche zu Lyon im Jahr 1274 gehaltene Kirchenversamlung nicht ohne historisches Interesse. Auf ihr waren auch griechische Bischöfe zugegen, welche sowol den Primat des römischen Bischofs anerkanten, als auch die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes vom Sohne annahmen. Da aber in der Folge die Beförderer der Vereinigung von der griechischen Kirche in den Bann gethan wurden, und die Autorität jener Synode von letzterer nicht anerkant ist, so kann sie schon aus diesem Grunde zu den ökumenischen Synoden nicht gerechnet werden.

Zur Aufhebung des seit dem Jahr 1379 entstandenen großen Schisma in der abendländischen Kirche, und zur Kirchenverbesserung überhaupt, deren Bedürfniß allgemein gefühlt ward, wurden im 15. Jahrhundert zwei berühmte Synoden gehalten, zu Pisa und zu Costnitz, auf welchen man die Frage, ob der Papst sich den Beschlüssen eines Concilii unterwerfen müsse, factisch zu beantworten suchte, sowie sie auch auf beiden Concilien, besonders zu Costnitz, theoretisch erörtert und bejahet wurde. Die Synode zu Pisa ward 1409 gehalten. Das Schisma ward aber durch dieselbe so wenig aufgehoben, daß man nach Beendigung derselben statt zwei Päpste, von welchen der eine zu Rom, der andere zu Avignon residirte, drei hatte. Die Synode hatte nämlich beide abgesetzt und einen neuen gewählt, konte aber ihrem Absetzungsdecrete kein Gewicht geben. Die Synode zu Costnitz ward den 5. Nov. 1414 eröffnet, und erst den 22. April 1418 geschlossen. Von ihr erwartete man eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Dieser Erwartung entsprach die Synode aber keineswegs. Indessen wurden zur Beilegung des Schisma die beiden Gegenpäpste, Johann XXIII. und Benedict XIII. von der Synode abgesetzt, der dritte, Gregor XII., legte seine Stelle freiwillig nieder, und ein neuer Papst, Martin V., ward erwählt, welcher allgemeine Anerkennung erhielt und noch während der Synode eine Art von Reformation begann. Diese betraf indessen nur unwesentliche Punkte. Berüchtigt ist die Kirchenversamlung zu Costnitz geworden durch die Verdammung Wicklefs, noch mehr aber durch das Schicksal, welches Johann Huß und Hieronymus von Prag auf derselben erfuhren, welche beide als Ketzer verbrant wurden, sowie durch die Aufstellung des Lehrsatzes, daß man Ketzern kein Versprechen zu halten habe. — Auch ward die Communion unter einerlei Gestalt in der römischen Kirche auf dieser Synode gesetzlich gemacht.

Die dritte sehr berühmte Synode des 15. Jahrhunderts, welche die Reformation der Kirche bezweckte, war die zu Basel, welche am 14. Dec. 1431 eröffnet, und nach manchen merkwürdigen Ereignissen den 16. Mai 1443 geschlossen ward. Sie war freilich anfangs vom Papste Eugenius IV. berufen, zerfiel aber noch vor der ersten förmlichen Sitzung mit ihm, und obgleich mit diesem nachher durch die Bemühungen des Kaisers Sigismund eine Aussöhnung bewirkt ward, so dauerte diese doch nur eine kurze Zeit, und die Synode nahm bald eine Oppositionsstellung gegen den Papst an. Dies bewog letztern, das Concilium zu Basel für ungiltig zu erklären, und ein neues zu Ferrara (1438) und bald darauf (1439) zu Florenz zu versammeln. Allein ein Theil der zu Basel versammelten Väter blieb daselbst, wofür diese von dem Papst in den Bann gethan wurden. Das Concilium setzte nun zwar den bisherigen Papst ab und ließ einen neuen erwählen, allein es hatte nicht Kraft genug, letzterem Ansehen zu verschaffen, und dieser sah sich genöthigt, seine Würde niederzulegen. Die Tendenz der Baselschen Decrete ging dahin, die Macht des Papstes zu beschränken, und dem römischen Stuhle manche von ihm unrechtmäßig in Besitz genommene Quellen seiner Einnahme, z. B. Annaten, Expectativen u. s. w. zu entziehen.

Das im J. 1439 unter Eugenius IV. zu Florenz gehaltene Concilium bezweckte eine Vereinigung der abendländischen und griechischen Kirche. Der griechische Kaiser Constantinus Paläologus und der constantinopolitanische Patriarch Josephus waren selbst zugegen, und es ward wirklich eine Art von Union urkundlich abgeschlossen. Josephus starb aber gleich darauf, und der neu erwählte Patriarch, so wie ein großer Theil der griechischen Bischöfe wollte von der Vereinigung nichts wissen. So entstand ein Unterschied zwischen den unirten und nicht-unirten Griechen, der noch fortdauert. Letztere nennen sich die orthodoxe Kirche.

Die Reformation hatte das berühmte Concilium zu Trident, welches, freilich mit manchen Unterbrechungen und Jahrelangen Ferien von 1545 bis 1563 gehalten ward, zur Folge. Auch die Protestanten hatten sich anfangs von einem Concilio viel versprochen und darin ein Mittel gesehen, eine allgemeine Reformation der christlichen Kirche zu bewirken. Darum hatten denn auch die protestantischen Fürsten auf ein Concilium beständig gedrungen, zu welchem auch sie ihre Repräsentanten zu schicken geneigt waren. Doch sahen sie bald, daß es für

sie eine sehr gefährliche Sache sey, sich auf ein päpstliches Concilium einzulassen, und verweigerten daher unter den vorwaltenden Umständen ihren Beitrit, ja es kam noch während des Concilii zu einem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und den protestantischen Ständen Teutschlands, welcher unter dem Namen des schmalkaldischen Krieges in der Geschichte bekant ist. Geschichtlich genommen ward eigentlich nur die katholisch-italienische Geistlichkeit zu Trident repräsentirt, denn zwei Drittheile der Stimmenden bestanden aus italienischen Bischöfen. Indessen wird von der katholischen Kirche dies Concilium, welches vom Papst Pius IV. 1564 ist confirmirt worden, als allgemeingiltig und wenigstens in Rücksicht der Glaubenssätze, welche, insofern sie streitig waren, auf das genaueste bestimt wurden, als allgemein verbindend betrachtet.

Was ferner die Nationalconcilien betrifft, so findet man solche in Teutschland, Spanien, Frankreich, Italien und England. Sie waren häufig Reichstage, auf welchen auch kirchliche Gegenstände verhandelt wurden. Wichtig sind die teutschen Nationalconcilien, da sie zu den lange noch nicht genug benutzten Quellen des teutschen katholischen Kirchenrechts gehören. Die vollständigste Samlung aller in Teutschland gehaltenen Concilien ist die von den Jesuiten Schannat, Hartzheim, Scholl und Neißen Coloniae 1759—1775 in 10 Folianten besorgte Ausgabe. Hiezu kam noch als 11. Theil ein Index Quintuplex von Hasselmann, Coloniae 1790. — Unter den französischen Nationalconcilien ist besonders merkwürdig das zu Paris im J. 1811 gehaltene Nationalconcilium, welches aus mehr als 100 Bischöfen bestand und durch die gespanten Verhältnisse Napoleons mit dem Papste bewirkt ward. Es sollte die Aufgabe lösen, die gallicanische Kirche vom Papste gänzlich unabhängig zu machen. Das Concilium ward eröffnet am 17. Juni. Da aber Napoleon sah, daß es seinen Absichten nicht entsprach, löste er es schon am 10. Juli wieder auf. — Das jüngste Nationalconcilium ist das ungarische, welches 1822 zu Presburg gehalten wurde. Die Diöcesansynoden der katholischen Kirche, welche nach der Verordnung des Tridentiner Concilii jährlich sollten gehalten werden, sind in neuern Zeiten ziemlich in Vergessenheit gekommen, hie und da wol durch die Schuld der Bischöfe, welche den übrigen Clerus gern von der Regirung der Kirche entfernten.

In der Lutherischen Kirche haben nie bedeutende Kirchenversamlungen statt gefunden. Dagegen hat die von den Reformirten zu Dordrecht vom 13. Nov. 1618 bis zum 29. Mai 1619 gehaltene Synode wegen der Menge der Länder, aus welchen Deputirte zugegen waren, ein großes Aufsehen erregt, und ist deshalb mit dem Namen einer allgemeinen Synode bezeichnet worden. Sie ist immer merkwürdig, weil sie die einzige in der protestantischen Kirche ist, welche an die alten ökumenischen Synoden erinnert. Sie ward gehalten zur Beilegung der über den Particularismus in der Gnadenwahl zwischen den Arminianern und Gomaristen entstandenen Streitigkeiten. Die harte Lehre von einer absoluten Prädestination siegte, und die mildere des Arminius wurde verdamt. — Die protestantischen Synoden, welche in mehren Ländern bestehen, und welche zum Theil schon seit der Reformation eingerichtet wurden, sind nur örtlich, und können daher die ganze protestantische Kirche, der es überhaupt an der nöthigen Verbindung fehlt, nicht repräsentiren, haben auch nicht den Zweck, über die Religionslehre und kirchliche Verfassung etwas zu bestimmen. Für sie ist der Name Synoden, nicht Concilien üblich. In den neuesten Zeiten hat man in mehren protestantischen Ländern, namentlich im Preußischen und Baierschen versucht, durch größere Ausbildung des Synodalwesens in Presbyterien, Kreissynoden, Provinzialsynoden bis zur Landessynode hinauf, der evangelischen Kirche eine Repräsentation zur leichtern und glücklichern Erreichung ihres Zwecks zu verschaffen. Diese Synodaleinrichtung hat aber an der Consistorialverfassung große Hindernisse gefunden. (*D. Gustav Friedrich Wiggers.*)

Concordat s. am Ende der Nachträge.

CONECTE (Conette), Thomas, P., geb. zu Rennes in Bretagne, war außerordentlich berühmt als Sittenprediger seiner Zeit (im 14. Jahrh.). Er gehörte zu den Karmelitermönchen und reiste meist in Gesellschaft mehrer seiner Ordensbrüder, und zwar auf einem Esel reitend umher, um die ungezügelten Sitten der Weltkinder zu verbessern. Als er unter andern auch in das Walliserland nach Girone kam, in der Gegend von Sillen (Sion) gelegen, fing er daselbst eine Verbesserung des dortigen Karmeliterklosters an, die auch guten Erfolg hatte. Zur Aufrechthaltung seiner neuen Ordnung ließ er mehre Mönche seines Gefolges im strenger eingerichteten Kloster zurück, die durch ihren Eifer das begonnene Werk glücklich weiter führten. An einigen andern Orten that er dasselbe mit gleich gesegnetem Erfolge, z. B. in einem toscanischen Waldkloster: vor allem aber gelang ihm seine Reform in dem Karmeliterkloster zu Mantua. Auch hier ließ er einige seiner französischen Mönche zurück, damit der schnell erwachte Eifer nicht eben so schnell wieder erkalten möchte. Sein Werk gedieh hier besonders. Die eifrigen mantuanischen Mönche brachten bald eine Vereinigung mit dem Kloster zu Girone zu Stande und so bildete sich die eigene Congregation der Karmeliter von Mantua im J. 1424, was sich daraus ergibt, daß die neue Congregation bereits 1425 ihr erstes Generalcapitel halten konte. Über die Congregation selbst muß unter dem Art. Karmeliter gehandelt werden. Zwar ist dem P. Thomas die Ehre, Stifter dieser Karmeliter-Abtheilung zu seyn, von nicht wenigen, auch sogar von Schriftstellern seines eigenen Ordens abgesprochen worden; einige suchen diese Ehre dem florentinischen P. Johann Lapez, andere dem P. Albrecht von Toscana nebst seinem Gehilfen, dem seligen Angelus Augustin zuzuwenden: man wird aber die wahre Ursache ihres zuweilen etwas zu erkünstelten Widerspruchs leicht entdecken, wenn man die letzten Unternehmungen und Schicksale des eifrigen Thomas kennen gelernt hat. Schon der Umstand, daß in allen diesen verbesserten Klöstern im Anfange nur französische Mönche, die als Begleiter des Thomas und als Stützen der neuen Congregation in dem größten Ansehn standen, zu Vorstehern gewählt wurden, würde ein nicht geringes Zeugniß für Thomas Conette liefern, dem in den Augen

mancher Gefangenen seine letzten Wagstücke, die zu Ketzereien gemacht wurden, großen Eintrag thun mußten. — Unterdessen hatte sich der eifrige Thomas nicht nur um die Verbesserung seiner Ordensbrüder bekümmert, sondern sich auch an die Weltkinder gewagt. Je höher sein Beifall stieg, den er sich durch seine feurigen Predigten erwarb, desto glühender, wie gewöhnlich, wurde seine Lust, ins Große zu wirken. Unter solchen Bestrebungen war er mit seinen Genossen, die ihm nie fehlten, 1428 auch nach Flandern und Artois gekommen. Hier stieg sein Ruhm als gewaltiger Sittenprediger so hoch, daß oft gegen 20,000 Menschen versammelt waren, die seine Bußermahnungen wenigstens mit anhören wollten, und es ging so weit, daß der Eiferer gegen die üppige Lust der Welt an einem zu dem Ende vorgerichteten Seile in der Mitte der Kirche aufgehangen wurde, damit seine Rede möglichst von Jedermann vernommen würde. 1432 hatte der nun berühmte Bußprediger, dessen Leben mit seinen Worten übereinkam, auf seinem Esel einen feierlichen Einzug in Lyon gehalten, und die Stadt wurde plötzlich so fromm, daß es heißt, die vornehmsten Frauen der Stadt und der Umgegend hätten sich beeifert, ihm ihren Putz und Schmuck zuzutragen, damit er diese gefährliche Weltpracht auf einem dafür errichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrennen könne; ja selbst die Spieler und Schlemmer schätzten sich glücklich, wenn sie seinem Esel einige Haare ausziehen und sie als ein werthes Kleinod verwahren konten. So viel Erfolg mußte ihn freilich zu dem Größten entflammen, und er nahm sich noch in demselben Jahre vor, eine Reise nach Rom zu thun, in keiner andern als der etwas gewagten Absicht, um daselbst, wie er offen sagte, Papst und Cardinäle zu verbessern. Seine Predigten in Rom waren auch keinesweges Schmeicheleien für die obersten Führer der Kirche, vielmehr griff er die Sitten des damaligen päpstlichen Hofes so gewaltig an, daß man sich berechtigt glaubte, ihn der Glaubensirrthümer, ja offenbarer Ketzereien anzuklagen. Jemehr damals der Papst mit andern kirchlichen Dingen zu kämpfen hatte, desto unwillkommener mußte ihm ein so völlig rücksichtsloser Redner in seiner eigenen Stadt seyn, und Eugen IV. ließ ihn in das Gefängniß werfen. Der Cardinal von Rouen, damaliger Beschützer des Karmeliterordens, und der Cardinal von Navarra erhielten den Auftrag, ihm den Prozeß zu machen. Thomas wurde zum Feuertode verdamt, und das Urtheil wurde auch öffentlich in Rom 1433 an ihm vollzogen. — Kein Wunder also, daß mehre Schriftsteller dem Verketzerten und Hingerichteten in der Folge auch die Ehre zu entziehen sich bestrebten, die ihm auf alle Fälle gebührt. Thomas fand aber auch seine Vertheidiger, und zwar selbst bedeutende Männer seines Ordens. Unter diese gehört Lezana in seinen Annalen des Karmeliterordens und vor allen Baptista Spagnoli, genant der Mantuaner, ein anerkant frommer und zu den höchsten Ordensehren gelangter Mann, welcher die Flammen des Thomas mit dem Feuertode des heiligen Lorenz vergleicht und ausdrücklich hinzufügt, daß nur der Haß gegen den frommen Eiferer, der mit zu großer Freiheit die Laster gestraft habe, ihm den Tod brachte. *(G. W. Fink.)*

CONFRONTATION [1]) ist der gerichtliche Act, wodurch Personen, die in ihren Aussagen sich widersprechen, einander entgegengestellt werden, damit der Richter am sichersten erforschen kann, welche dieser Aussagen am glaubwürdigsten ist, und der Lügner selbst zur Angabe der Wahrheit genöthigt werde. Sie ist als ein prozessualisches Mittel, das im Strafprozesse angewendet wird, nur durch den Gerichtsgebrauch, jedoch schon im 16. Jahrhundert [2]) ausgebildet worden, und ist selbst seit dem Aufhören der Öffentlichkeit durch das Bedürfniß veranlaßt, wahrscheinlich zuerst da, wo Mitschuldige gegen einander aussagten. Sie ist ein sehr ungenügendes Surrogat der Öffentlichkeit, denn die abweichend deponirenden Zeugen werden dem Angeschuldigten bei der Confrontation doch erst später im Prozesse, nachdem die Zeugen früher schon öfter bei Gericht ihre Angaben zu Protokoll erklärten, vorgestellt; hier befindet sich häufig der Zeuge, der schon eidlich ausgesagt hat, in einer Zwangslage, indem er durch die Zurücknahme der Aussage bei der Confrontation zugleich seine frühere Lüge und selbst seinen Meineid gestehen müßte, und daher lieber auf dem einmal Ausgesagten beharrt, während er, wenn er sogleich anfangs in Gegenwart des Angeschuldigten ausgesagt hätte, eher Bedenken getragen haben würde, die Lüge auszusprechen; auch entbehrt bei der Confrontation der Angeschuldigte das Mittel, in dem Interesse seines Unschuldsbeweises geeignete Fragen an den Zeugen zu stellen, welche, wenn sie hätten einflußreich seyn sollen, schon bei der ersten Vernehmung des Zeugen hätten gestellt werden müssen. — Die Vortheile der Öffentlichkeit in Bezug auf den urtheilenden Richter können durch Confrontation gar nicht erreicht werden; denn das lückenhafte Protokoll, welches über den Confrontationsact aufgenommen wird, ist doch nur ein Product der Individualität des Inquirenten und der Eindrücke, welche die Confrontation auf ihn gemacht hat; nie aber lernt der urtheilende Richter das wirkliche Benehmen beider einander entgegengestellten Personen kennen, und doch würden aus der Art, mit welcher der Angeschuldigte auf die ihm gemachten Vorhaltungen sich beträgt, und aus der Festigkeit, mit welcher der Zeuge seine Aussage dem Angeschuldigten vorhält, gewichtige Schlüsse abzuleiten seyn. — Noch weniger haben aber manche Juristen [3]) die Bedeutung der Confrontation erwogen, wenn sie dies Mittel völlig verbannen und an dessen Stelle die Einrichtung setzen wollten, nach welcher dem Angeschuldigten nur aus dem Protokolle die abweichenden, anschuldigenden Aussagen vorgelesen werden sollten. Nur das persönliche Entgegenstellen beider in den Aussagen abweichenden Personen kann zum Ziele führen, weil man darauf rechnen kann, daß eine große Schamlosigkeit [4]) dazu gehöre, einem Zeugen, der mit Festigkeit jemanden der Lüge beschuldigt, noch in der Lüge verharrend entgegenzutreten, und weil man auch auf die psychologische Wahrnehmung rechnet, daß durch das

1) Tabor de confrontat. Giess. 1663. auch in seinen oper. II. nro. 5. Kleinschrod Abh. aus dem peinl. Rechte. 1. Thl. Nr. 4. 2) S. daher schon J. Clarus obs. qu. 45. nro. 14. 3) G. A. Kleinschrod in den Abhandl. 1. S. 157. 4) Stübel Crim.-Verf. §. 2044—48. Pfister Criminalfälle V. S. 521.

unvermuthete Vorstellen des Zeugen, bei dessen Anblick das Gewissen mahnend an das verübte Verbrechen erinnert, der Angeschuldigte erschüttert und in eine solche Stimmung gesetzt werde, in welcher er der Auffoderung, Wahrheit zu sagen, nicht widerstehen kann. Die Confrontation hat aber auch den Vortheil, daß man dabei den Zeugen selbst und seine Wahrhaftigkeit näher kennen lernt, und im Interesse der materiellen Gerechtigkeit gewint hier der Stat selbst das Mittel, daß der Zeuge zuweilen durch das Schamgefühl, seine Lüge dem Inculpaten in das Angesicht zu sagen, bewogen, die unwahre Aussage zurücknimt, oder doch durch die vom Angeschuldigten gemachten Bemerkungen veranlaßt wird, die Angabe näher zu berichtigen. Alle diese Vortheile können durch bloßes Vorlesen magerer Stellen aus diesen todten Protokollen nicht gewonnen werden [5]. Die Besorgnisse, welche man oft gegen die Confrontation äußert, z. B. wegen der darin liegenden Suggestionen, sind grundlos und beruhen theils auf einer irrigen Ansicht, welche alle Suggestionen als nachtheilig betrachtet, theils fodern sie nur, daß der kluge Inquirent mit Vorsicht und nicht zu voreilig die Confrontation vornehme. Über die Bedeutung der Confrontationen im Strafprozesse kommen übrigens häufig sehr irrige Ansichten vor, insbesondere die, daß in jeder Confrontation etwas Schimpfliches oder Kränkendes für denjenigen liege, welcher confrontirt werden soll; daher hat man eine eigene Vertheidigung zur Abwendung der Confrontation ersonnen, von welcher die bessere Praxis nichts mehr weiß [6]; auch ist es irrig, wegen dieser Ansicht von der Schimpflichkeit oder wegen des Lästigen, das unter bestimten Umständen darin liegt, wie man mit gewissen Individuen confrontirt wird, gewisse Personen von der Confrontation zu befreien. Auch der vornehme Zeuge kann nicht verweigern [7], mit einem an Range tief unter ihm Stehenden confrontirt zu werden, weil er wegen seines Ranges (insofern nicht Landesgesetze bei bestimten höheren Ständeklassen eine Ausnahme machen) nicht von der Pflicht, Zeuge zu seyn, befreit wird, und theils der Stat die Aussage eines jeden Zeugen erst als völlig beweisend betrachtet, wenn der Zeuge dem Angeschuldigten die Aussage fest und kräftig ins Angesicht wiederholt, theils der Angeschuldigte ein Recht hat, zu verlangen, daß selbst im Interesse seiner Vertheidigung ein Zeuge, der gegen ihn aussagt, ihm auch gegenüber gestellt wird. Wenn man dagegen behauptet [8], daß Eltern und Kinder, Ehegatten, Geschwister ꝛc. nicht gegeneinander confrontirt werden dürften, so verwechselt man die Verhältnisse und erwägt nicht, daß diese Freiheit von der Confrontation nur die Folge der gesetzlichen Befreiung von dem Zeugnisse ist, und es komt dabei wieder darauf an, ob das Landesgesetz absolut ausspricht, daß z. B. Eltern und Kinder, und Ehegatten gegeneinander nicht Zeugen seyn dürften (z. B. wie dies im französischen Rechte ausgesprochen ist), oder ob nur erklärt ist (z. B. im baierschen Gesetzbuche), daß solche Personen nicht schuldig seyen, gegen einander Zeugen zu seyn. — In dem letzten Falle muß der Verwandte, welcher von dem Rechte, Zeugniß zu verweigern, nicht Gebrauch machen will, auch mit den Personen, gegen welche er zeugte, sich confrontiren lassen; im ersten Falle kann ebenso wenig die Confrontation gestattet seyn, als von dem Zeugnisse Gebrauch gemacht werden darf. — Die Confrontation komt entweder vor 1) zwischen dem Angeklagten und einem Zeugen, oder 2) zwischen mehren Mitschuldigen, oder 3) zwischen mehren Zeugen. — In Bezug auf die erste Art muß vor der Ansicht gewarnt werden, nach welcher man die Confrontation oft nur als Mittel betrachtet, den läugnenden Angeschuldigten zum Geständniß zu bringen; danach würde sie nur von dem Richter im Interesse der Entdeckung der Schuld erkant werden müssen, während richtiger auch der Angeschuldigte das Recht hat, zur Führung seiner Vertheidigung die Confrontation zu fodern, was zuweilen sehr wichtig werden kann [9], da oft der Zeuge im Irrthum über die Person des Angeschuldigten sich befindet, und dann erst, wenn er selbst den Inculpaten nahe sieht, von seinem Irrthum sich überzeugt, und in anderen Fällen erst ein genaueres Besprechen oder der Umstand, daß der Inculpat den Zeugen auf kleine Nebenumstände des Vorfalls erinnert, dem Zeugen die wahre Beschaffenheit der Sache in das Gedächtniß ruft und daher zur Berichtigung des früheren Zeugnisses beiträgt. Nicht unberücksichtigt darf aber auch bleiben, daß zuweilen schlaue Inquisiten auf die Confrontation mit ihren Mitschuldigen nur deswegen bringen, damit sie Gelegenheit haben, bei der Zusammenstellung durch Zeichen mit einander sich zu verständigen. — Das alle Umstände des Falles wohl prüfende Ermessen des Inquirenten entscheidet danach sowol über die Frage: ob Confrontation vorgenommen werden soll, als auch über die Art der Vornahme am meisten. Eine zu frühzeitige Confrontation kann wol unzweckmäßig seyn, sobald der Inquirent durch dies Mittel das Geständniß des läugnenden Angeschuldigten bewirken will; wird die Confrontation da angewendet, wo schon der ganze Operationsplan den Inculpaten in eine dem Geständnisse mehr günstige Stimmung setzte, so ist auf das Gelingen des Planes eher zu rechnen; durch zu frühzeitige Confrontationen aber beraubt sich der Inquirent eines guten Mittels, und kann selbst unter Umständen durch Suggestionen nachtheilig wirken. Auf jeden Fall aber hängt die Erreichung des beabsichtigten Zweckes davon ab, daß der Inquirent insbesondere da, wo er durch Confrontation Geständnisse hervorbringen will, den Inculpaten überrasche [10], und voraus den Plan der Confrontation sorgfältig verberge, weil sonst der darauf vorbereitete Inquisit nicht leicht durch das Mittel erschüttert wird; auch fodert die Klugheit, da passend die Confrontation abzubrechen, wo der Inquirent bemerkt, daß eine dem Ge-

5) Mittermaier Handb. des peinlichen Prozesses. II. Thl. S. 202. 6) Tittmann Handbuch des peinl. Rechts. III. Thl. S. 418. 7) Grolmann Crim. §. 499. Tittmann Handbuch S. 419. — Mittermaiers Strafverfahren in den teutschen Gerichten I. S. 286. 8) S. darüber überhaupt Berg jurist. Beobacht. I. Bd. No. 31. Gesterding im neuen Archive des Criminalr. VI. Bd. No. 25.

9) Gans Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht von Hannover. 1. Band. 1. Heft. S. 74. 10) Kleinschrod in den Abh. a. a. O. S. 144.

ständnisse günstige Stimmung bei dem Inculpaten eintrit. Die Erfahrung lehrt, daß im Angesichte des Zeugen der Inculpat viel weniger zu dem Geständnisse gebracht wird, als es da geschehen würde, wo der Inquirent in dem geheimen Verhöre die durch die Confrontation bewirkte Stimmung benutzen, und durch zweckmäßige Fragen, Vorhaltungen und Ermahnungen den Inculpaten psychologisch zur Angabe der Wahrheit zwingen kann. Dagegen ist es wichtig, dem Zeugen, dessen man sich zur Confrontation bedienen will, voraus zu eröffnen [11]), daß er confrontirt werden soll, weil durch diese Erklärung des Richters bewogen, mancher Zeuge mehr sich faßt, seine Aussagen lieber voraus noch berichtigt, wogegen die Erfahrung wieder lehrt, daß ein völlig unvorbereiteter Zeuge, der plötzlich confrontirt wird, durch den unvermutheten Anblick des Inquisiten, durch Drohungen oder heftiges Betragen desselben so in Verwirrung gesetzt werden kann, daß der ganze Zweck der Confrontation vereitelt wird.

(*Mittermaier.*)

Congress s. am Ende der Nachträge.

Consalvi s. am Ende der Nachträge.

Consiglieri s. am Ende der Nachträge.

CONSONANZ. Die Begriffe von Consonanz und Dissonanz pflegen sowol A) in der rationalen oder akustischen Klanglehre, als auch B) in der Harmonie- oder Compositionslehre, große Rollen zu spielen.

§. 1.

A) In der rationalen Klanglehre unterscheidet man consonirende und dissonirende Klangverhältnisse oder Intervalle, (Tonentfernungen) und sagt von zwei Tönen, je nachdem der eine derselben um so und so viel höher ist als der andere, sie stehen in einem consonirenden, oder in einem dissonirenden Verhältnisse gegen einander, sie bilden ein consonirendes, oder ein dissonirendes Intervall, sie consoniren oder dissoniren, sie bilden eine Con-, oder eine Dissonanz.

Consonirend nent man nämlich ein Intervall alsdann, wenn die Zahl der Schwingungen des einen Tons zu der Zahl der Schwingungen des anderen in einem einfachen Verhältnisse steht, welches das Gehör leicht fassen und vergleichen kann; — oder mit andern Worten, in einem Verhältnisse, welches sich durch kleine Zahlen, wie z. B. 1 zu 2, oder 2 zu 3 u. dgl. ausdrücken läßt: dissonirend aber, wenn die Schwingungen in weniger einfachen Verhältnissen stehen, wie z. B. 7 zu 8, 8 zu 9, 5 zu 7, 11 zu 15 u. dgl.

Unter die Consonanzen zählt man alle diejenigen Intervalle, welche sich durch die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 ausdrücken lassen, oder, was gleichviel ist, durch deren Verdoppelungen (d. h. durch die Octaven dieser Zahlen oder Töne), mit andern Worten, die consonirenden Intervalle sind in den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 enthalten.

Die consonirenden Tonverhältnisse sind also:

1) Das Verhältniß 1:1, d. h. der Einklang, Prime, das Verhältniß zweier Töne, deren einer gerade so hoch wie der andere, also eigentlich derselbe Ton ist.

2) Das Verhältniß 1:2, d. h. wo der eine Ton doppelt so schnell schwingt wie der andere, d. h. die Octave — oder 1:4, 2:8, u. dgl. (Doppeloctave u. dgl.).

3) Das Verhältniß 2:3, wo der eine Ton zwei Schwingungen macht, indeß der andere deren drei vollbringt, d. h. die große (sogenante reine) Quinte — oder 2:6, oder 1:3, d. h. Doppelquinte (oder Quintdecime u. s. w.).

4) Das Verhältniß 3:4, d. h. die kleine (sogenante reine) Quarte (oder 3:8 Doppelquarte u. s. w.).

5) Das Intervall 4:5, große Terz.

6) Das Intervall 5:6, kleine Terz, (oder 5:12, kleine Doppelterz oder kleine Decime u. s. w.).

Alle anderen Intervalle, — also alle, welche nicht Einklang, reine Octave, große Quinte, kleine Quarte, große oder kleine Terz oder deren bloße Vergrößerungen sind, heißen Dissonanzen, also z. B. die große oder kleine Secunde, die große oder kleine Septime, die kleine Quinte, die große Quinte, und überhaupt jedes Intervall, welches nicht ohne Beihilfe einer höheren Zahl als 6 (oder deren Verdoppelungen) ausgedrückt werden kann, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 8:9, 9:10, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m. (von welchen übrigens gar viele in unserer Musik gar nicht anwendbar sind, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m.)

§. 2.

B) In der Harmonie- oder Compositionslehre pflegen die Tonlehrer die Gesamtheit aller Harmonien einzutheilen in consonirende und dissonirende, zu teutsch: wohlklingende und übelklingende.

Consonirend nent man eine Harmonie, in welcher nur sogenante Consonanzen oder consonirende Töne erklingen; — dissonirend aber jeden Accord, in welchem ein oder mehre sogenante Dissonanzen oder dissonirende Töne enthalten sind.

Consonanzen oder consonirende Töne nent man aber nur diejenigen, welche die Bestandtheile einer Dreiklangharmonie ausmachen, also den Grundton und dessen Quinte, sowie natürlich deren höhere und tiefere Octaven; und demnach ist nur die Dreiklangharmonie eine consonirende Tonverbindung; — dissonirend heißt hingegen jeder andere Ton, und dissonirend ist mithin jeder Zusammenklang, in welchem sich irgend ein anderer Ton befindet, als der Grundton, dessen Terz und die Grundquinte.

Um die eben beschriebene Eintheilung des gesamten Reiches der Töne in consonirende und dissonirende, mit dem im Artikel Harmoniefremd aufgestellten Unterschiede zwischen harmonischen und harmoniefremden Tönen zu vergleichen, mag folgendes Bild dienen:

Harmonische Töne	Grundton dessen Terz dessen Quinte	Consonanzen;
	dessen Septime	Dissonanzen.
Harmoniefremd	jeder andere Ton	

Das heißt: Bestandtheile einer Grundharmonie sind überall nur

11) Pfister Criminalfälle V. S. 525.

der Grundton,
dessen Terz,
dessen Quinte und
dessen Septime.

in einem Zusammenklang etwa vorkommende an- :on ist nicht Bestandtheil der Grundharmonie, mit- armoniefremd. Bei der Eintheilung der Töne in iirende und dissonirende werden nun die drei ersten von harmonischen Tönen,

der Grundton,
dessen Terz und
dessen Quinte

eine Klasse, unter dem Namen Consonanzen, geord- :nd dieser steht, unter dem Namen Dissonanzen, die : Klasse gegenüber, welche a) die vierte Gattung nischer Töne, die Septimen, so wie auch b) sämt- harmoniefremde Töne begreift.

)a die Klasse der Dissonanzen theils aus harmoni- theils aus harmoniefremden Tönen besteht, so ı die ersteren füglich harmonische Dissonan- eißen, letztere aber harmoniefremde Disso- en. Statt dieser Namen ist es aber gebräuchli- jene wesentliche Dissonanzen, diese aber zu- ge zu nennen.

§. 3.

:uweilen kann man schon an dem Interval- elches ein Ton gegen einen andern bil- an der Entfernung des einen von dem andern er- ı, daß einer derselben ein dissonirender ınd in sofern kann man auch in der Tonsatzlehre sam von dissonirenden und consoniren- Tonentfernungen sprechen.

Von zwei Tönen nämlich, welche gegeneinander ir- eine andere Tonentfernung bilden, als eine große 'leine Terz, Quarte, Quinte oder Sexte, (die reine e von selber mitverstanden) ist allemal wenigstens kein Bestandtheil einer Dreiklangharmonie (s. Theorie d. Tonsetzkunst, 2 und 3te Aufl. §. 60. 61.) ıithin ein dissonirender Ton. Denn man verlege die , woraus ein Dreiklang besteht, auf alle mögliche : nie werden zwei derselben eine Septime, eine Se- , oder irgend ein vermindertes oder übermäßiges vall gegen einander bilden, sondern immer nur gro- der kleine Terzen oder Sexten, und große oder Quarten oder Quinten; und jeder Accord, in wel- zwei Töne klingen, die irgend ein anderes Intervall einander bilden, ist allemal ein dissonirender.

Es ist aber nicht zu übersehen, daß das eben ange- e Kennzeichen ein blos negatives ist, und daß so nicht auch umgekehrt sagen läßt, zwei Töne, wel- n eine große oder kleine Terz, Sexte u. s. w. von der abstehen, seien allemal beide Consonanzen; denn in der ersten Verwechselung der Harmonie g^7 bilden aßton h und der Ton f eine große oder reine Quinte, och ist dies f, als ursprüngliche Septime, dissoni- und folglich kann man nicht im Allgemeinen sa- „die Quinte ist keine Dissonanz, sondern eine Con- z."

Es läßt sich, fürs Zweite, aus der Entfernung zweier Töne von einander noch weniger erkennen, wel- cher von beiden der dissonirende ist, oder ob nicht et- wa gar beide Töne Dissonanzen sind. Man hüte sich daher, es für wörtlich wahr zu halten, wenn man — (freilich häufig genug!) sagen hört „ein Ton, welcher um eine übermäßige Quinte oder Secunde höher ist als der andere, ist eine Dissonanz," oder kurz: „die über- mäßige Secunde oder Quinte u. dgl. ist eine Dissonanz." Man nehme nur, z. B. der Accord (As d f h). Hier bildet die eigentliche Terz h gegen den Baßton eine übermäßige Secunde; aber nicht diese übermäßige Secunde h, sondern der Baß selber ist der dissonirende Ton. — Man setze dieselbe Harmonie in die dritte Ver- wechselung: (f as h $\bar{d}$), so bilden f und as eine kleine Terz, und hier sind beide Töne Dissonanzen, das f als Grundseptime, das as als kleine None des Grund- tones.

Also nur in dieser Beschränkung und folglich nur so, wie wir den Satz zu Anfang dieses §. ausgedrückt haben, ist er wahr. (Vgl. m. Theorie a. a. O. §. 255. u. f.)

§. 4.

Manche Tonlehrer nennen auch die Quinte des verminderten Dreiklangs dissonirend, und demnach den verminderten Dreiklang eine dis- sonirende Harmonie. Will man dies annehmen, so ist die im §. 2. gegebene Bestimmung dahin abzuändern: Dissonanz ist jeder andere Ton als der Grundton, dessen Terz und große Quinte: — und das in §. 3. gegebene Kennzeichen folgender Gestalt auszudrücken: von zwei Tö- nen, welche gegen einander irgend ein anderes Intervall als eine große oder kleine Terz oder Sexte, kleine Quarte oder große Quinte oder reine Octave (vergl. §. 1.), also eine Secunde oder Septime, eine kleine Quinte, eine große Quarte, oder sonst irgend ein übermäßiges oder vermindertes Intervall bilden, ist alle- mal einer ein dissonirender Ton; — wobei übrigens auch wieder die im vorigen §. bemerkten Einschränkungen nicht zu übersehen sind.

Noch andere spinnen die Unterscheidung von Con- und Dissonanzen noch mehr ins Feine, und unterscheiden vollkommene und unvollkommene Consonan- zen und dergleichen Dissonanzen, und wieder alterirte Dissonanzen, Hauptdissonanzen, Ne- bendissonanzen, Pseudoconsonanzen, Pseu- dodissonanzen u. s. w., — und hadern dann wieder unter sich darüber, was in diese, was in jene Abtheilung und Unterabtheilung zu rechnen sey.

§. 5.

Obgleich die ganze Unterscheidung von Consonanzen und Dissonanzen in der Kunstlehre keineswegs einen wirk- lich reellen Werth hat, indem wir, (wie ich a. a. O. und namentlich in der Anmerkung zum §. 103. ausführlich nachgewiesen habe) auch nicht einen einzigen, von allen Dissonanzen und nur von Dissonanzen geltenden Lehrsatz aufzustellen haben, — oder etwa von allen Consonanzen und allein von solchen; vergl. die Artikel Vorbereitung und Auflösung, — wir also der ganzen Distinction von

Consonanzen und Dissonanzen füglich ganz entbehren könten; so hat dieselbe doch immerhin einen Nutzen als Bereicherung unserer Kunstsprache, indem uns das Kunstwort Consonanzen immerhin einen gemeinschaftlichen Namen darbietet für Grundnote, eigentliche Terz und Quinte, — das Wort Dissonanz aber einen Namen für jeden Ton, welcher nicht der Grundton, nicht dessen Terz und nicht Quinte desselben, sondern irgend etwas anderes ist.

(*Gfr. Weber.*)

Constrictor (Reptilia) f. Constrictores.

CONSTRICTORES, Oppel (Reptilia) Den Namen einer Art Boa (Boa constrictor) hat Oppel benutzt, um den für eine Familie der Schlangen zu bilden, welche sich durch einen dünnen, runden Schwanz, Mangel der Giftzähne und durch Spornen am After auszeichnet. Sie enthält nur die Gattungen Boa und Eryx.

(*D. Thon.*)

CONTARINI, Gasparo, geb. zu Venedig den 16. Oct. 1483, gest. zu Bologna am 24. Aug. 1542. Nach vollendeten Studien in Padua widmete er sich dem Dienste der Republik, die ihn 1521 an Karl V. sendete. Er traf den Kaiser in Worms an, und begleitete ihn über Flandern und England nach Spanien. Bei seiner Zurückkunft erstattete er, der weisen Vorschrift gemäß, dem Senate einen umständlichen Bericht über seine fast fünfjährige Gesandtschaft, während welcher die erste Weltumschiffung auf spanische Kosten vollbracht ward, und Franz I., König von Frankreich, in Madrid als Gefangener erschien. Die Republik verlieh ihm das Amt eines Savio di Terraferma, doch lehnte er Krankheits halber das Capitaneato di Brescia ab. Die Eifersucht zwischen Spanien und Frankreich, oder vielmehr zwischen den Beherrschern dieser beiden Reiche dauerte fort. Es war zur Zeit des zweiten Krieges zwischen beiden Fürsten, zu dessen Hauptschauplatz die italienische Halbinsel wiederum dienen sollte. Bekant ist der Antheil, den die einzelnen italienischen Staten daran nahmen, und die Ungeduld des Papstes, aus dem mehrmonatlichen Verhaft auf der Engelsburg sich zu befreien. Der heilige Vater entfloh nach Orvieto, von da nach Viterbo, wohin noch in demselben Jahre (1527) Contarini als venedigscher Botschafter abging. In dieser Eigenschaft brachte er zu Bologna, bei Gelegenheit der Zusammenkunft des Papstes mit dem Kaiser, zwischen dem letztern und Venedig den Frieden zu Stande, der am 23. December 1529 [1]) unterzeichnet ward. Dadurch erwarb er sich die Ernennung zum Savio grande, und bekleidete in der Heimath, wie seine Ahnherren seit Jahrhunderten, nach und nach die übrigen höhern Statswürden. Nachdem er unter andern Capo de i Dieci [2]) gewesen, wohnte er eben als Presidente al Capello einer Sitzung des großen Rathes bei, als ein Eilbote die Nachricht überbrachte, Clemenzens Nachfolger, Paul III. (Farnese) habe ihn am 21. Mai 1535 zum Cardinal ernant. So überraschend der Welt diese Ernennung eines Nichtgeistlichen seyn mußte, um so mehr fand er sich, seine zahlreichen Angehörigen, ja selbst die Republik dadurch geehrt. Bei seiner Durchreise erhielt er in Perugia in einem dieserhalb gehaltenen, öffentlichen Consistorio das Barrett aus den Händen des Papstes, dem er bald darauf, mit rücksichtslosem Eifer, Verbesserungen vorschlug, die, seiner Ansicht nach, in dem Kirchenregiment täglich dringender wurden. Dem zu Folge erhielt er den Auftrag, mit Zuziehung einiger von ihm dazu vorgeschlagenen, höhern Geistlichen [3]) sich dem ernsten Geschäfte einer Reform zu unterziehen. Die würdigen Männer mögen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, da sie nur einige wenige von den eingewurzelten Gebrechen aus dem Wege zu räumen vermochten [4]), ohne jedoch Luthers begonnenes großes Werk entbehrlich zu machen. Bei seinem feierlichen Einzuge in Rom, nach seiner Rückkehr aus Tunis den 6. April 1536, setzte der Kaiser Karl V. seinem alten bekanten Contarini ein Jahrgehalt von 800 Ducati d'oro auf die Kirche zu Pampelona, im Königreiche Navarra, aus [5]). Dieses Wohlwollen veranlaßte den Papst, ihn nach Nizza mitzunehmen, wo Paul III. am 18. Juni 1538 als Vermittler zwischen dem anwesenden Kaiser und Franz I. einen zehnjährigen Waffenstillstand zu Stande brachte. Aus demselben Grunde ging der Cardinal als Legat zum Reichstag nach Regensburg, um den daselbst im J. 1541 fortgesetzten Conferenzen zwischen den katholischen und den protestantischen Theologen beizuwohnen, die zur Absicht hatten, eine Vereinigung der beiden Parteien hervorzubringen. Alle Bemühungen blieben fruchtlos; denn sie führten am Ende nichts weiter herbei, als das Interim [6]), das, genau genommen, niemanden

1) *P. Daru, Histoire de la République de Venise III.* p. 575. 2) S. seine „Lettera a M. Trifone Gabriele in *Vita del Cardinale Gasparo Contarini scritta da Monsignor Lodovico Beccatello alla quale si fanno succedere alcune Aggiunte spettanti alla medesima.* In Brescia MDCCXLVI. della stampe di Gian-Maria Rizzardi. kl. fol. p. 57. Außer diesem von dem Cardinal A. M. Querini herausgegebenen Werke gibt es noch zwei ausführliche Lebensbeschreibungen des Cardinals Gaspar Contarini, und zwar 1) in *Johan. Casae (Giovanni della Casa) latina monimenta. Florentiis* 1564. 4. und 2) *La vita del Cardinale Gaspare Contarini gentiluomo veneziano scritta da monsig. Lodovico Beccadelli bolognese.* Venezia. tipografia Alvisopoli 1827. 8. Von der letzten wird in *da Riò Giornale dell' Italiana letteratura, Padova* 1828. *Tomo* LXV. *p.* 89. gesagt: „e questa non è che una ristampa, ma ripulita e corredata di breve note a cura del diligentissimo sig. *Bartolommeo Gamba*, per accrescere onori alla memoria di uno fra li più illustri Italiani del tempo suo, morto in Bologna nel 1542 in qualità di Legato pontificio nell' età d'anni 59 colmo di gloria e per ambascerie, e per eloquenza, e per varia dottrina, e per opere date a stampa." 3) „Delecti fuernnt, Caspar Contarenus, Petrus Theatinus, Jacobus Sadoletus, Remigaldus Polus cardinales, Fridericus archiepiscopus Salernitanus, Hieronymus Alexander archiepiscopus Brundusinus. Joh. Matthaeus episcopus Veronensis, Gregorius Venetus abbas et Thomas Palatii sacri magister. Hi demum habita deliberatione, scriptorem omnem complectuntur, magnis laudibus extollunt ob studium veritatis." *Joh. Sleidani Commentariorum de statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, libri* XXVI. Argentorati MDLV. 8. p. 22 et 323. 4) Darum nent Robertson diese Reform eine einseitige. S. dessen Geschichte der Regirung Karls V. Braunschweig 1770. II. S. 548. 5) *Beccatello* l. c. und Robertson a. a. O. II. S. 507. 6) In der *Biographie universelle*, Paris, Michaud, Tome IX, p. 501. Article: Gaspard Contarini, wird, seltsam genug, das Interim mit dem Concordia-

recht zufrieden stellte [7]. Nach aufgehobenem Reichstage begleitete der Cardinal den Kaiser nach Mailand, und ward darauf 1542 zum Statthalter in Bologna (Legato di Bologna) ernant, wo ihn der Tod übereilte [8], ehe er den ihm aufs neue zugedachten Gesandtschaftsposten bei Karl V. antreten konte. In der prachtvollen Familiengruft des Oratorio di San Maria dell' Orto zu Venedig stehet man seine von Alessandro Vittoria gearbeitete Marmorbüste [9]. Die milden Züge dieses schönen Bildes drücken den überall aussöhnenden Charakter des Mannes aus, den die blinden Eiferer beschuldigten, nicht kräftig genug die Absichten des heiligen Stuhls befördert, und die verderblichen Grundsätze der von ihnen sogenanten Ketzer bekämpft zu haben. Nichts destoweniger nent sein berühmter Landsmann Bembo [10], der ihm seine Ernennung zum Cardinal verdankte, Gaspar Contarini die erste Säule und Stütze der römischen Kirche. Ausgemacht bleibt es, daß er zu den ausgezeichneten Männern gehört, mit denen Paul III. sich zu umgeben wußte [11]. Selbst protestantische Theologen rühmten es ihm nach, daß, hätten sich nur sechs so friedfertige katholische Geistliche bei den Berathungen zu Regensburg gefunden, der beabsichtigte Zweck erreicht worden wäre. Von seinen praktischen Fähigkeiten hatte er in den ihm anvertrauten Ämtern vielfache Beweise gegeben, wobei ihm eine große Erfahrung der Welthändel, musterhafte Sitten [12], tiefes und mannigfaltiges Wissen [13] zu Statten kamen. Seine Studien waren vielseitig; denn sie umfaßten nicht nur die Classiker, sondern auch die Mathematik, die Sternkunde, die Physik, die Weltweisheit und die Theologie, wobei er vorzüglich den Ansichten der Peripatetiker und des Plato, des Aristoteles und des heiligen Tommaso von Acqui huldigte. Mit entschiedener Vorliebe verehrte er Altgriechenland und pflegte zu sagen: man müsse nicht nur den Griechen, als unseren Brüdern, sondern aus Dankbarkeit selbst den Steinen dieser Wiege der Wissenschaften und Künste wohlthun. Die heutigen Philhellenen führen dies zu seinem Ruhme an [14]. Bei seinen zahlreichen Schriften ist der Stoff niemals der bloßen Einkleidung aufgeopfert; weswegen sie mehr durch die strenge Ordnung eines regelgerechten Vortrages, als durch äußern Schmuck fesseln. Nach dem Urtheile eines Kenners [15] schrieb Contarini zwar besser Latein, als die meisten Theologen, konte sich indessen nicht mit den ersten Schriftstellern seines Zeitalters messen. Von seinen gesammelten Werken erschien eine Ausgabe unter dem Titel: Opera zu Paris 1571 in Folio, und eine andere: Venetiis, Aldus 1578. ebenfalls in Folio. Mit Übergehung der darin enthaltenen Abhandlungen: de septem ecclesiae sacramentis, confutatio articulorum Lutheri, primae philosophiae compendium, de ratione anni u. m. a. wollen wir noch der nachstehenden Schriften mit einigen Worten gedenken. Dies sind: 1) De officio episcopi. Sie enthält sehr nützliche Lehren. 2) Scholia in epistolas divi Pauli, mit guten Erklärungen der schwierigsten Stellen. 3) De praedestinatione et libero arbitrio, voll eigenthümlicher, der Meinung des heiligen Augustin entgegengesetzter Ansichten; 4) de immortalitate animae, worin die Meinung seines Lehrers Pomponaccio, als verbürge der Glaube allein die Unsterblichkeit der Sele, widerlegt wird; 5) de elementis et eorum mixtionibus libri V. Parisiis 1548. 8.; 6) de potestate pontificis. Diese Schrift findet sich öfter zusammen abgedruckt mit der 7) Conciliorum magis illustrium summa, die der Cardinal auf Veranlassung der tridentinischen Kirchenversamlung herausgab, und die mehre Auflagen erlebt hat; 8) de magistratibus ac republica Venetorum libri V. Parisiis, Vascosan 1543. 4. Unter mehren Auflagen dieses ins Italienische und Französische übersetzten Werkes zeichnen sich die Venetiis, Aldus 1589. 8., und Lugduni, ex officina Elzevir. 1626. 18. aus. Niemand wird in diesem von einem venedigschen Nobile herrührenden Werke nähere Aufschlüsse über den eigentlichen Geist und den innern Zusammenhang der Verwaltungsbehörden des venedigschen States erwarten. Sie enthält kaum mehr als eine Lobrede auf die Republik, deren Gesetze und Einrichtungen dem Verfasser das Ideal zu verwirklichen streben, das Aristoteles von einem vollkommenen State aufstellt. Wegen dieser mehr analytischen als eigentlich historischen Behandlung des Gegenstandes rechnet Ginguené [16] den Cardinal Contarini zu den venedigschen Publicisten, während Foscarini [17], Revedin [18], Tiraboschi [19] und Darù [20] ihn zu den venedigschen Geschichtschreibern zählen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Conti s. am Ende der Nachträge.

CONTOR. (*Comptoir.*) Jede Handlung begreift einen Zusammenfluß von lauter Geschäften, die Geld

buche verwechselt. 7) Über den unglücklichen Ausfall sagt Beccatello l. c. S. 23, der in des Legaten Gefolge zu Augsburg war: „Hora il Diavolo, che sempre alle buone opere s'attraversa, fece sè, che sparsa questa fama della concordia, che tra Catholici et Protestanti si preparava, li invidi dell' Imperatore in Germania, et fuori, che la sua grandezza temevano, quando tutti gli Alemani fusuro stati uniti, comminciarono a seminare zizania tra quelli Theologi collocutori, et dall' altra parte in Roma, che fu sempre una terra libera, dissero alcuni che mal volontieri la grandezza del Cardinal Contarino vedevano, che esso perriù in Germania era stato accetto, perche ali Luterani haveva fatto carezze, et concessoli quello che non doveva; la qual cosa, era mera calumnia.“ 8) „Non sine veneni suspicione, cum paulo ante Fregosus quoque mortem obiisset.“ *Sleidan.* l. c. p. 22, 412. 9) J. Chr. Maiers Beschreibung von Venedig. Zweite Aufl. Leipzig 1795. I. S. 343. *Guida per la città di Venezia all anuio delle belle arti opera di Giannantonio Moschini* Venezia MDCCCXV. II. p. 19. 10) In einem Briefe an M. Flaminio Tomarozzo, abgedruckt in Beccatello l. c. S. 71. 11) *P. L. Ginguené, Histoire littéraire d'Italie.* Milan. MDCCCXX. IV, p. 64. 12) Zum Beweise sagt Beccatello a. a. O. S. 35: „Circa le cose carnali, opinione commune è, che mori vergine.“ 13) „Fuit vir cum primis doctus.“ *Sleidan. l. c.* p. 413.

14) *Revue encyclopédique.* Paris 1827. Tome XXXVI. p. 410. 15) *Isecoli della letteratura italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato del consigliere Giambattista Corniani.* Brescia, Bettoni MDCCCVI. Volume quarto, p. 200. 16) a. a. O. Tome VIII, 167. 17) *Della letteratura Veneziana.* Padova 1752. fol. Tom. I. 18) *Della letteratura della Nobilità Veneziana raggi namento di Marco Foscarini, Doge di Venezia, da Antonio di Revedin.* Venezia 18[illegible]. 4. 19) *Storia della letteratura Italiana.* 20) l. c. Tome VII, p. 404.

oder Geldeswerth betreffen. Solche Geschäfte und Verrichtungen bestehen hauptsächlich in Ein- und Verkauf, Zahlung, Lagerung und Versendung, wodurch eine Menge schriftlicher Arbeiten nöthig wird; denn nicht jeder Handel wird vollzogen, sobald er geschlossen ist. Es ist auch nicht gewöhnlich, daß Käufer und Verkäufer den Werth und Gegenwerth sogleich ausliefern, selbst wenn sie bei dem Abschlusse des Handels gegenwärtig wären. Sowol die beendigten als unbeendigten Geschäfte können und dürfen daher wegen der rechtlichen Folge nicht dem Gedächtnisse allein anvertraut werden. Zugleich muß dem Kaufmanne sehr daran gelegen seyn, den Zustand seines Handelsbesitzes, dessen Bestandtheile und deren Veränderung zu wissen. Dieses und die schriftlichen Verhandlungen mit entfernten Handelsfreunden (Correspondenz) machen den größten und wichtigsten Theil der kaufmännischen Geschäfte aus, die von der Schreibstube oder dem Contor, worin sie verrichtet werden, den Namen Contorarbeiten führen. Den Bemühungen neuerer Schriftsteller, insbesondere aber den Fortschritten und Bedürfnissen des Unterrichtswesens verdankt man eine systematische Aufstellung und Ordnung der mercantilischen schriftlichen Arbeiten, mit einem Worte die Feststellung der Contorwissenschaft, welche der Inbegriff der Regeln für alle kaufmännischen schriftlichen Arbeiten ist, und in folgende drei Hauptabschnitte zerfällt: 1) in die Lehre vom Buchhalten; 2) in die Lehre vom Briefwechsel; 3) in die Lehre von den schriftlichen Ausfertigungen und Aufsätzen. Die ersten Bemühungen und Bearbeitungen waren der Buchführung gewidmet, und die Geschichte führt auf deren italienischen Ursprung zurück. Man ließ auch den Italienern die Ehre der Erfindung einer eigenthümlichen Geschäfts- und Rechnungsführung, und besiegelte dieses mit dem Namen: „Italienische doppelte Buchhaltung." Eines der ältesten Werke, welches die kaufmännische Literatur besitzt, ist: La Scuola perfetta dei mercanti etc. Venezia 1504. Es hat den Franziskanermönch Lucas Paccioлus, auch fra Paccioла da santo sepulchro genant, zum Verfasser. Das erste teutsche Werk über diesen Gegenstand ist von Joh. Gottlieb, bei Fr. Peypus. Nürnb. 1531.

Contor, ital. contoro, franz. comptoir, ist nun das bekante und allein richtige Wort, um damit die Schreibstube der Kaufleute u. s. w. zu bezeichnen. Das aus dem Italienischen gebildete Contor ist nämlich dem Französischen comptoir vorzuziehen, weil es unserer Aussprache angemessener ist, und die meisten Kunstausdrücke in der kaufmännischen Geschäftsführung zuerst aus dem Italienischen auf uns gekommen sind. Das französische Wort Bureau komt demselben in seiner Bedeutung am nächsten, doch wird es mehr statt Amt gebraucht, und das Zimmer (der Ort) darunter verstanden, in welchem andere, als kaufmännische Geschäfte abgemacht werden, z. B. Polizei-Büreau, Post-Büreau, Zeitungs-Büreau; oder auch Addreß-Contor (Nachfrage-Amt) u. s. w.

Contor heißt aber auch die Niederlassung, ein Etablissement im Auslande, des Handels wegen. So hatten die Hansestädte ihre Contore (mit Waren-Niederlagen) in allen Ländern; so jetzt Holland, England u. s. w. in Indien. Einzelne Handlungshäuser etabliren in auswärtigen großen Plätzen, überseeischen Örtern eigene Contore, wodurch sie theils Commissions-Spesen u. s. w. sparen, theils sich mehr Gelegenheit verschaffen, an dem fremden Platze ihre Geschäfte zu erweitern. Personen, welche im Contore arbeiten, nent man im Allgemeinen Contoristen; von welchen aber einige, nach ihren verschiedenen Arbeiten, eigene Namen bekommen, als: Buchhalter, Cassirer, Correspondenten, je nachdem sie hauptsächlich die Handlungsbücher, die Geldgeschäfte, den Briefwechsel besorgen. — Die hier gebrauchte Schreibungsweise des Wortes Contor findet immer mehr Eingang. — Vergl. Leuchs in mehren Schriften; Meyer Contor-Handbuch; Süpke Einleitung in die Contorwissenschaft, Braunschw. 1827.; Schiebe die Contorwissenschaft. (*Süpke.*)

CONTRABASS. Mit diesem Namen bezeichnet man oft das große Violon oder Contraviolon (große Baßgeige, s. d. Art. Violon). Zum Theil komt der Name auch einem jeden sehr tiefliegenden, sich hauptsächlich in der sogenanten Contraoctave (sechzehnfüßigen Octave), oder wol gar noch tiefer bewegenden Basse zu. (Vergl. d. Art. Baß.) Auf der Orgel kann füglich auch jedes sechzehnfüßige Register, und noch mehr ein zweiunddreißigfüßiges, den Namen Contrabaß erhalten. (*Gfr. Weber.*)

Contrafagott s. Fagott.

Contralto, Contra-Alt oder Contralt, auch kurzweg Alt, s. Stimme

Contraoctave s. Tablatur.

CONTRAPUNKT. Dieser Kunstausdruck wird in der Musik in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Seinen Ursprung leitet er ohne Zweifel aus der Zeit her, wo die Musiknoten noch aus bloßen Punkten auf den Notenlinien bestanden, und wo man die Kunst, zu einer auf Notenlinien geschriebenen, also eine Reihe von Punkten bildenden Melodie, eine zweite Melodie, eine oder mehre andere Stimmen oder Melodien, Tonreihen oder Reihen von Punkten zu erfinden und zu schreiben, also gegen jene ersteren Punkte andere Punkte zu setzen (puncta contra puncta ponendi), die Kunst des Contrapunktes, im barbarischen Latein jener Zeit ars contrapuncti nante, oder auch kurzweg: contrapunctum, wol gar contrapunctus, ars contrapunctandi; der Künstler, welcher dieser Kunst mächtig war, hieß contrapunctista u. s. w.

Indeß der Ausdruck solchergestalt ursprünglich nichts anderes bezeichnete, als die Kunst zu einer gegebenen Melodie oder Stimme eine oder mehre andere zu erfinden, so wurde er in der Folge bald auch zur Bezeichnung der Tonsetzkunst überhaupt gebraucht, und insofern als gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Composition (s. d. Art.).

Außerdem pflegte man aber auch die zu der ursprünglichen Stimme gesetzten Punkte oder Stimmen selbst, die Gegenpunkte, contrapuncta, oder kurzweg den Contrapunkt zu nennen, in dessen Gegensatze jene ursprüngliche oder gegebene Melodie oder Stimme mit dem Namen cantus firmus, feste, feststehende Stimme oder Melodie, fester Gesang genant zu werden pflegte. Wenn z. B. zu der Melodie (Fig. 1.) die zweite

(Fig. 2.) gesetzt wurde, so wurde diese letztere der Contrapunkt des cantus firmus (Fig. 1.) genant.

Nicht selten aber wird unter dem Ausdrucke „der Contrapunkt", auch das aus dem cantus firmus und der oder den dazugesetzten Stimmen zusammen entstandene Ganze verstanden, und also, um die vorstehenden Beispiele beizubehalten, der zweistimmige Satz (Fig. 3.) ein Contrapunkt genant.

Insbesondere entwickelte sich aber in der Folge die Unterscheidung vom einfachen und vom doppelten Contrapunkte. Wenn nämlich die mehren Stimmen so beschaffen waren, daß jede derselben, nach Belieben, als Ober- und als Unterstimme gebraucht, die höhere unter die tiefere hinab, oder diese über jene hinauf versetzt werden konte, wie z. B. in dem Satze (Fig. 4.), dessen Oberstimme sich, durch Versetzung um eine Octave tiefer, zur Unterstimme machen läßt (Fig. 5.); oder, was ebendasselbe ist, die Unterstimme, durch Hinaufrücken um eine Octave, zur Oberstimme (Fig. 6.), wenn, sage ich, ein Contrapunkt so beschaffen war, daß sich die Stimmen solchergestalt gegen einander umkehren ließen, daß er also in zweifacher Gestalt gebraucht werden konte; so nante man ihn einen doppelten Contrapunkt, im Gegensatze eines jeden andern, nicht also umkehrbaren. In diesem Sinne heißt also doppelter Contrapunkt soviel, wie umkehrbarer Contrapunkt, oder: ein aus gegen einander verkehrbaren Stimmen bestehender Satz; einfacher Contrapunkt aber der nicht umkehrbare.

Da nun die Verfertigung eines solchen doppelten Contrapunktes allerdings etwas Künstlicheres ist, als die Anfertigung eines nicht also umkehrbaren, einfachen Contrapunktes, so wurde die Kunst, einen doppelten Contrapunkt zu setzen, nicht allein mit Recht unter die künstlicheren Setzarten gerechnet, sondern man gewöhnte sich nach und nach daran, unter dem Ausdrucke: doppelte Contrapunkte eine jede künstlichere Setzart zu verstehen, also auch den Fugensatz, die imitatorische und kanonische Schreibart überhaupt; und nante einen in diesen Künsten und Künsteleien bewanderten Tonsetzer einen doppelten Contrapunctisten.

Ja, bald ging der Sprachgebrauch noch weiter: indem nämlich der Ausdruck Contrapunkt zur Bezeichnung des einfachen Contrapunkts nach und nach in Abgang kam, pflegte man denselben nur noch allein zur Bezeichnung des doppelten Contrapunktes oder der künstlicheren Schreibart überhaupt zu gebrauchen, so daß man jetzt unter dem Ausdrucke Contrapunkt schlechtweg gewöhnlich nur den doppelten Contrapunkt zu verstehen pflegt.

Die bis hieher angeführten Beispiele von doppelten Contrapunkten waren sämtlich blos zweistimmig. Ein aus drei, vier, oder mehren verkehrbaren Stimmen bestehender Contrapunkt pflegt auch drei-, vier-, oder mehrfacher Contrapunkt genant zu werden. So heißt der aus drei verkehrbaren Stimmen bestehende Contrapunkt (Fig. 6 a.) ein dreifacher; die Umkehrungen sind unter b, c, d, e, f, zu sehen.

In allen bis hieher angeführten Beispielen geschah die Versetzung der einen oder anderen Stimme überall um eine (oder auch wol um mehre) Octaven höher oder tiefer. Diese Art contrapunktischer Umkehrung nent man Contrapunkt in der Octave (oder in der Terzdecime oder Tredecime).

Es lassen sich aber auch ähnliche contrapunktische Versetzungen in anderen Intervallen machen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen (s. Fig. 7.). Die Unterstimme dieses Beispiels kann um eine Decime höher versetzt und dadurch über die bisherige Oberstimme hinaufgerückt werden (s. Fig. 8.); und eben so läßt sich die Oberstimme jener Fig. 7. durch Herabsetzung um eine Decime unter die bisherige Unterstimme hinabrücken (s. Fig. 9.). Ein solcher Contrapunkt heißt doppelter Contrapunkt in der (Terz oder) Decime; und zwar in die Oberterz oder Oberdecime, wenn die Unterstimme um eine Terz oder Decime hinauf versetzt wird (evolutio in tertiam sive decimam acutam); — in die Unter-Terz oder Decime aber, evolutio in tertiam gravem, sofern die Oberstimme um eine 3 oder 10 herabgesetzt erscheint.

Auf ähnliche Art kann in dem Beispiele Fig. 10. die Unterstimme durch Hinaufrückung um eine (Quinte oder) Duodecime, über die bisherige Oberstimme erhoben und zur Oberstimme gemacht werden (s. Fig. 10 b.); oder auch die ursprüngliche Oberstimme zur Unterstimme, durch Herabversetzung um eine (Quinte oder) Duodecime (s. Fig. 10 c.).

Ebenso wird die Oberstimme des Satzes (Fig. 11.) nachstehend um eine Duodecime tiefer von der Unterstimme nachgeahmt, oder mit andern Worten um eine Duodecime tiefer hinabgerückt und selbst durch Herabversetzung unter die bisherige Unterstimme zur Unterstimme gemacht (s. Fig. 12.). Ein solcher Contrapunkt (wo die Oberstimme solchergestalt um eine Quinte oder Duodecime tiefer, oder die Unterstimme eine Quinte oder Duodecime höher nachgeahmt werden kann, oder mit andern Worten, wo die ursprüngliche Oberstimme von der Unterstimme, die ursprüngliche Unterstimme aber von der Oberstimme, jedoch um eine Quinte höher, nachgeahmt wird, oder umgekehrt), — heißt demnach doppelter Contrapunkt in der (Quinte oder) Duodecime, und zwar in die Oberquinte oder Oberduodecime, wenn die Unterstimme um eine 5 oder 12 hinaufgerückt wird (Erogatio in quintam sive duodecimam acutam); — im entgegengesetzten Falle aber heißt sie doppelter Contrapunkt in die Unterquinte oder Unterduodecime (inversio oder evolutio in quintam sive duodecimam gravem).

Auf ähnliche Weise lassen sich doppelte Contrapunkte auch noch in anderen Intervallen bilden, in der Quarte, in der Sexte, in der Secunde, in der Septime. —

Der umkehrbare oder doppelte Contrapunkt ist, wie man sieht, nichts anderes als eine Gattung von Nachahmung; denn z. B. die obige Fig. 5. ist eine Nachahmung von Fig. 4., denn bei Fig. 5 a. ahmt die Unterstimme den Gesang der Oberstimme der Fig. 4. nach, nur um eine Octave tiefer, indeß die Oberstimme von 5 a. die Unterstimme von Fig. 4. ganz unverändert nachahmt. — Eben

so wird die Unterstimme von Fig. 7. bei Fig. 8. um eine Decime höher nachgeahmt u. s. w.

Die Lehre vom umkehrbaren oder doppelten Contrapunkte findet diesem nach ihre ganz geeignete Stelle nur in der allgemeinen Lehre von der Nachahmung, woselbst allein sie ganz erschöpfend abgehandelt werden kann.

Am allerwenigsten aber vermag die Lehre von doppelten Contrapunkten auf anderen Leiterstufen (nämlich in der Quarte, Quinte, Sexte ꝛc.) hier erschöpfend abgehandelt zu werden, weil, um diese folgerecht und klar abzuhandeln, nothwendig die weitläufige und verwickelte Lehre von der Nachahmung einer Melodie auf einer andern Leiterstufe vorausgeschickt werden müßte, statt wessen die ausführlichere Verhandlung dieser Contrapunkte füglicher auf die Lehre von der Nachahmung ausgesetzt bleiben mag, und um so unbedenklicher hier übergangen wird, da alle diese Contrapunkte von äußerst beschränktem praktischem Nutzen und an sich selbst größtentheils nur gar wenig wohlklingend und brauchbar sind, so daß sie fast nur der müssigen Speculation angehören.

Wol aber kann von dem überall praktisch nützlichen doppelten Contrapunkte in der Octave (oder Doppeloctave ꝛc.) folgendes hier angeführt werden.

Im Allgemeinen wird man leicht von selbst bemerken, daß, wenn die im doppelten Contrapunkte der Octave gegeneinander zu verkehrenden Stimmen sich um eine volle Octave von einander entfernen, wie z. B. in Fig. 13., die Unterstimme um wenigstens zwei Octaven hinaufgerückt werden muß (Fig. 14.), oder die Oberstimme um zwei Octaven hinab (Fig. 15.), oder beide zugleich um eine oder mehre Octaven gegeneinander (Fig. 16.). Denn wollte man blos die Oberstimme um eine Octave herab, oder blos die Unterstimme um eine Octave hinauf versetzen (s. Fig. 17.), so würden an allen denjenigen Stellen, wo die Töne der Oberstimme gegen die der Unterstimme um eine Octave oder noch weiter entfernt sind, diese Stimmen nicht gegeneinander verkehrt, sie werden nur näher an einander gerückt, nicht aber die untere über die höhere hinauf, oder diese unter jene hinab versetzt seyn, was doch die Wesenheit des doppelten Contrapunktes ist. (Vergl. m. Theorie d. Tonsetzk. §. 43.)

Eben so wird man von selbst leicht bemerken, daß bei der Umkehrung zweier Stimmen im Contrapunkte der Octave, die Intervalle (Tonentfernungen), welche die Töne der Oberstimme gegen die der Unterstimme bilden, sich sämtlich verändern. Im Beispiele Fig. 18. bildet die Oberstimme beim ersten Viertel gegen die Unterstimme eine Terz, beim zweiten Viertel eine Sexte, dann eine Quinte u. s. w. In der Umkehrung (Fig. 19.) aber bildet beim ersten Viertel die Oberstimme gegen die Unterstimme eine Sexte, dann eine Terz, eine Quarte u. s. w.

Als allgemeiner Typus zur Anschauung, wie durch die Versetzung im Contrapunkte der Octave die Intervalle sich verändern, dient folgende Darstellung:

die 2. wird zur 7.
" 3. " " 6.
" 4. " " 5.
" 5. " " 4.
die 6. wird zur 3.
" 7. " " 2.

oder:

2, 3, 4, 5, 6, 7.
7, 6, 5, 4, 3, 2.

Man sieht aus diesen Tabellen, daß den höchsten Ziffern immer die niedersten gegenüberstehen, und den niedersten die höhern; und zwar ganz natürlich: denn bei einer Umkehrung ist alles umgekehrt.

Nur die reine Octave gibt in der Umkehrung kein anderes Intervall, sondern wieder eine reine Octave, folglich nur wieder dasselbe Intervall in einer höhern oder tieferen Lage. Auch geben alle Intervalle, welche größer sind als eine reine Octave, z. B. die Decime, die None u. s. w. und selbst auch die übermäßige Octave, ebenfalls keine eigenen Umkehrungen, sondern nur eben die, wie die Terz, die Secunde, die übermäßige Prime, u. s. w.

Was wir im Vorstehenden von den Zählnamen der Intervalle bemerkten, gilt aus gleichen Gründen auch von den Beinamen. Aus einem Intervalle mit dem Beinamen klein, wird eines mit dem Beinamen groß, und umgekehrt; aus verminderten Intervallen werden übermäßige, aus übermäßigen verminderte:

·2 — 7· — ·2 ··2 — 7·· — ··2
·3 — 6· — ·3 ··3 — 6·· — ··3
·4 — 5· — ·4 ··4 — 5·· — ··4
·5 — 4· — ·5 ··5 — 4·· — ··5
·6 — 3· — ·6 ··6 — 3·· — ··6
·7 — 2· — ·7 ··7 — 2·· — ··7
··8 — 1·· — ··8

d. h. die kleine Secunde wird große Septime, die große Septime aber kleine Secunde. Die kleine Septime wird große Secunde, die große Secunde aber kleine Septime. Und eben so wird die ··2 zur 7··, die 7·· aber wird ··2. Die ··8 wird 1··, und diese wird ··8, u. s. w. Auf gleiche Weise werden, wie leicht zu sehen, aus doppeltverminderten Intervallen doppeltübermäßige, und umgekehrt.

Frägt man nun, wie ein Satz beschaffen seyn müsse, um als doppelter Contrapunkt gebraucht werden zu können, so läßt sich auf diese Frage im Allgemeinen nur dieses antworten: daß er so beschaffen seyn muß, daß die Stimmen sich gegeneinander verkehren, und zwar wo möglich auf jede beliebige Art verkehren lassen.

Die Lehre vom doppelten Contrapunkte ist im Ganzen nichts anderes, als eine ausgedehnte Anwendung desjenigen, was wir in der Accordenlehre die Lehre von den Umgestaltungen der Lage der Intervalle einer Harmonie (Theorie §. 55 u. flgg.) kennen lernen, welche Lehre, dort nur in Beziehung auf die Lage der Intervalle einzelner Accorde abgehandelt, hier auf die Lage der eine ganze Reihe von Harmonien bildenden, ganzen Tonreihen oder Melodien oder Stimmen angewandt erscheint.

Auf diese Weise löset sich nun die Aufgabe, einen im doppelten Contrapunkte verkehrbaren, d. h. einen Satz zu verfertigen, dessen Stimmen sich gegeneinander ver-

kehren lassen, dahin auf: alles dasjenige zu vermeiden, was nicht in jeder Lage gut ist.

Was nun in dieser Hinsicht gut oder nicht gut zu nennen ist, ist eine Frage, welche beinahe die ganze Lehre vom reinen Satze durchläuft, und sich mithin unmöglich mit wenigen Ge- oder Verboten abthun läßt, vielmehr müßte, um diese Frage zu erschöpfen, alles dasjenige hier wiederholt werden, was im ganzen Verlaufe der Lehre vom reinen Satze in Beziehung auf diese oder jene Lage dieses oder jenes Accordes, dieser oder jener Harmonienfolge, dieser oder jener Parallelbewegung u. s. w. vorkomt.

Da nun dieses nicht der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung seyn kann und darf, so möge es genügen, nachstehend, blos beispielsweise, Einiges von dem Vielen, was in der erwähnten Hinsicht zu beachten ist, hier anzuführen.

1) Wir wissen aus der Lehre von der Verwechselung der Accorde, daß ein Dreiklang in zweiter Verwechselung etwas das Gehör wenig Befriedigendes an sich hat (Theor. §. 64.), daß vorzüglich Nebendreiklänge (§. 126.) sich in solcher Lage meist übel ausnehmen (§. 64.) vorzüglich aber ganze Reihen von Dreiklängen in zweiter Verwechselung, wobei die Baßstimme sich sprungweis (§. 486. 487.) von der Grundquinte des einen zu der des andern bewegt. Aus allen diesen Rücksichten ergibt sich also, daß der Satz (Fig. 20.), nicht tauglich ist, in doppelte Contrapunkte der Octave versetzt zu werden, wie in Fig. 21., weil in dieser Lage eine ganze Folge von theils Haupt-, theils sogar auch Nebendreiklängen in zweiter Verwechselung erscheint, und die Oberstimme des Beispiels (Fig. 20.), welche sich sprungweis fortwährend von der Grundquinte des einen zu der des andern Accordes bewegt, eben darum nicht tauglich ist, als Baßstimme aufzutreten, wie bei Fig. 21., sondern nur etwa als Mittelstimme, wie z. B. in Fig. 22.

2) Wir wissen ferner aus der Lehre des reinen Satzes (Theorie §. 74.), daß ein Dominantendreiklang mit ausgelassener Terz zwar ganz füglich gebraucht werden kann, wenn der Grundton desselben zu unterst und die Quinte über demselben liegt (Fig. 23.), indeß er in umgekehrter Lage (Fig. 24.) dem Gehöre sehr anstößig klingt. — Es ergibt sich daraus von selbst, daß ein Dominantendreiklang mit ausgelassener Terz für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht wol brauchbar ist. — Und da vollends bei jedem andern, als dem Dominantendreiklang, die Auslassung der Terz noch weit anstößiger ist, ganz besonders aber alsdann, wenn die Grundquinte tiefer liegt, als die Grundnote (Theorie §. 73.), so ergibt sich hieraus, daß auch jeder andere Dreiklang mit ausgelassener Terz, wie in Fig. 25., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 26.) als unbrauchbar zu betrachten ist, und daß also das Beispiel in Fig. 23. etwa so, wie in Fig. 27., verändert werden müßte, um in den Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 28., versetzt werden zu können.

3) Da die einem Hauptvierklange frei hinzugefügte große None alsdann, wenn sie höher als die Grundterz liegt, sich sehr angenehm, im entgegengesetzten Falle aber merklich anstößig ausnimt (Theor. §. 80.), so erkent man leicht, daß ein Zusammenklang der Art, wie in Fig. 29., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 30.) nicht zu gebrauchen ist.

4) Da ein übermäßiger Sextaccord (Theor. §. 89. §. 91. bei B.), wenn er so verlegt wird, daß die übermäßige Sexte sich in eine verminderte Secunde verwandelt, sehr herbe zu klingen pflegt, so geht daraus hervor, daß Sätze, in welchen solche Accorde vorkommen, wie in Fig. 31. zur Versetzung in dopp. Contrap. d. Octave (Fig. 32.) wenig brauchbar sind, und daß der Satz in Fig. 33. sich zwar so, wie Fig. 34. und 35. angegeben ist, umkehren läßt, nicht aber so, daß die ursprüngliche Oberstimme unter die ursprüngliche Baßstimme hinabgerückt würde, wie in Fig. 36. und 37.

5) Da Trugcadenzen überhaupt in verwechselten Lagen selten wohlklingen und dem Gehöre meist anstößig auffallen (Theor. §. 257. 267.), so ergibt sich daraus, daß sie für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht leicht brauchbar sind. Darum ist z. B. der Satz (Fig. 38.) für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht überall brauchbar, weil zwar die drei oberen Stimmen sich wohl unter einander verkehren lassen; aber, z. B. Fig. 39., wenn man etwa die Unterstimme über die übrigen hinaufrücken (Fig. 40.), oder sonst eine der letzteren in Baß legen wollte (Fig. 41.), die Trugcadenz $V^7 = vi$ in allen diesen Lagen sich übel ausnehmen würde.

6) Da, wie vorhin erwähnt, Quarten sich in Quinten verwandeln, so ergibt sich daraus von selbst die Nothwendigkeit, Quartparallelen zu vermeiden, weil sie in der Umkehrung Quintparallelen geben. Darum ist also z. B. der Satz Fig. 42. nicht zum doppelten Contrapunkte der Octave geeignet, weil die Oberstimme gegen die zweite Stimme Quartparallelen bildet, welche in der Umkehrung (s. Fig. 43.) zu Quintparallelen werden.

7) Da es dem Gehöre überhaupt einigermaßen anstößig klingt, eine und dieselbe Note durch einen Vorhalt verzögert und doch zugleich auch in einer anderen Stimme sogleich angeschlagen zu vernehmen (Theor. §. 360 u. flg. 435.), welches besonders alsdann von unangenehmer Wirkung ist, wenn solcher Vorhalt im Basse liegt, so wie auch, wenn die beiden Töne dicht neben einander liegen (§. 361.), so ergibt sich daraus, daß der Satz Fig. 44. zu Verkehrungen in doppelten Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 45. 46. 47., nur wenig brauchbar ist, und nur etwa so, wie in Fig. 48. 49.; von ähnlicher Art sind die Beispiele in Fig. 50. und 51.

Die vorstehenden Bemerkungen, welchen sich leicht noch weit mehre beifügen ließen, mögen genügen, um einestheils beispielsweise aufmerksam darauf zu machen, wie auf solche und ähnliche Umstände, von welchen die Brauchbarkeit eines Satzes zur Verkehrung in doppelten Contrapunkt der Octave abhängt, geachtet werden muß, anderntheils auch den Beweis zu liefern, daß es unmöglich ist, die Sache mit einem Paar Regeln der Art, wie man sie in unseren Lehrbüchern findet, abzuthun.

Frägt man nun endlich, als nach dem Resultat der bisherigen Betrachtungen: wie man sich denn an-

zuschicken habe, um einen zum doppelten Contrapunkt der Octave brauchbaren Satz zu erfinden, so haben wir dafür keine andere allgemeine Antwort, als wie bereits erwähnt, die: daß man eben alle diejenigen Intervalle, Harmonienfolgen, Parallelbewegungen, kurz alles vermeide, wovon man aus der Theorie des reinen Satzes weiß, daß es nicht in verkehrter Lage ebenfalls wohlklingend und brauchbar ist, also z. B. (um bei den vorstehend angeführten Beispielen zu bleiben), Dominantendreiklänge mit ausgelassener Terz, — Hauptvierklänge mit frei beigefügter None, übermäßige Sextaccorde, Quartenparallelen, die Führung einer Stimme von der Quinte einer Dreiklangharmonie, zumal einer Nebendreiklangharmonie, zur anderen, zumal sprungweise, — ja jede Nebendreiklangharmonie überhaupt, eben so Trugcadenzen überhaupt u. s. w.

Dies Alles beim Erfinden eines zum doppelten Contrapuncts in der Octave bestimten Satzes zu überschauen, und überhaupt einem jeden erfundenen oder gegebenen Satze es auf den ersten Blick anzusehen, ob und in wiefern er im Contrapunkte der Octave verkehrt werden kann oder nicht, und was etwa an der einen oder anderen Stimme geändert werden müsse, um sie verkehrbar zu machen, — diese Fertigkeit und Übersicht ist eine Sache, welche nur durch Übung erworben werden kann, übrigens unter Berücksichtigung der vorstehend beispielsweise angeführten Warnungen nicht allzu schwer zu erwerben ist. Mindergeübten bleibt freilich anfänglich nichts anderes übrig, als es bald so, bald anders zu versuchen, die Stimmen eines mehrstimmigen zum Contrapunkte der Octave bestimten Satzes bald in dieser, bald in jener verkehrten Lage untereinander zu schreiben, und durch Anschauung derselben zu erproben, ob sie in jeder derselben einen reinen Satz bilden.

Einige Erleichterung hiebei kann man sich indessen durch folgendes Verfahren verschaffen. Man nimt drei Notenzeilen vor, auf deren mittlere man eine Melodie schreibt, wie z. B. in Fig. 52., und um nun zu dieser ersten eine zweite Melodie zu finden, welche zur ersteren sowol als Oberstimme, wie auch als Unterstimme dienen könne, versucht man eine solche zweite Melodie erst nur in der einen dieser Eigenschaften, z. B. als Unterstimme, und schreibt dieselbe demnach in die offen gelassene untere Zeile. Wenn man nun, um beim obigen Beispiele zu bleiben, zu der auf der mittleren Zeile befindlichen ersten Melodie eine Unterstimme gesetzt hat, etwa wie in Fig. 53., so benutzt man sodann die noch offene obere Zeile, um diese neue Stimme eine oder zwei Octaven höher darauf zu schreiben, wie in Fig. 54., und so steht es denn ganz anschaulich vor Augen, daß diese zweite Stimme nicht zum Contrapunkte der Octave brauchbar ist, daß man also eine andere zu finden suchen, oder die vorliegende etwa folgendermaßen ändern muß, z. B. wie in Fig. 55.

Ein ähnliches, wol noch kürzeres, übrigens schon von Koch in s. musikal. Lexik. S. 467 angedeutetes Verfahren besteht darin, daß man erst eine Stimme auf eine Notenzeile schreibt, für die dazu zu erfindende zweite Stimme dann eine Notenzeile frei läßt, und unter diese sodann auf eine dritte Zeile die erste Stimme, um eine oder zwei Octaven tiefer, abschreibt, z. B. wie in Fig. 56. Die frei gelassene mittlere Zeile dient alsdann, um die zweite Stimme zu componiren. Indem man diese nun auf die mittlere Zeile schreibt, wie z. B. in Fig. 57., vermag man, durch Vergleichung derselben sowol mit der oberen als mit der unteren Zeile, auf der Stelle zu überschauen, ob sie zu jener als Unterstimme und zu dieser als Oberstimme zu dienen vermag, und wird also, im vorliegenden Beispiele, alsbald im dritten Tacte ersehen, daß hier nicht f ♯ gesetzt werden darf, wenn die Stimme als Oberstimme soll dienen können.

(*Gfr. Weber.*)

Contratöne s. Tablatur.

Contraviolon s. Violon.

CONTREBANDE. Hierunter versteht man, wie schon die Wortbedeutung schließen läßt (ital. contrabando, von bando, Gesetz, Befehl), überhaupt Waren, welche einem Verbote zuwider irgend wohin geführt werden. Ein solches Verbot kann aus zwei verschiedenen Beweggründen verfügt werden, und es sind demzufolge zwei Arten von Contrebande zu unterscheiden.

1) Im völkerrechtlichen Sinn besteht dieselbe aus Gütern, die nach den anerkanten Rechtsgrundsätzen ein neutrales Volk keinem der kriegführenden Staten zur See zubringen darf, ohne sich der Gefahr des Wegnehmens von Seiten des andern feindlichen States auszusetzen. Diese lästige Beschränkung des neutralen Handels hat man, um dem Begriff der Neutralität treu zu bleiben, bei solchen Gütern eintreten lassen, welche ein in Krieg verwickelter Stat zur Kriegführung benutzen kann. Da aber eine feste Grenze dessen, was zu diesem Behufe als Mittel dienen mag, nicht wohl im Allgemeinen gezogen werden kann, so mußte näher bestimt werden, welche Gegenstände dafür gelten sollen. Bei Waffen, Geschützen, Schießbedarf mit Einschluß von Schwefel und Salpeter, Degengehängen, Sattel- und Pferdegeschirr, Uniformen, liegt es in der Natur der Sache; aber bei rohen Stoffen, die ebenso leicht für friedliche Zwecke verarbeitet werden können, z. B. Bauholz, Segeltuch, Tauwerk, Eisen, Blei, Theer, Pech, ferner bei Lebensmitteln, wenigstens solchen, die für Festungs- und Schiffsmannschaft dienen, wie Zwieback und gesalzenes Fleisch, ist man im europäischen Völkerrechte nicht ganz einig. Die nordischen Mächte (1780 und 1800) erklärten nur Waren der ersteren Art für Contrebande; die Engländer, als die mächtigeren zur See, wollten auch die letzteren zu derselben gerechnet wissen, wie denn überhaupt in den Grundsätzen des Völkerseerechts noch Vieles schwankend ist.

2) Im statsrechtlichen Sinne bezieht sich der Begriff der Contrebande auf diejenigen Statsgesetze, welche die Ein- oder Ausfuhr einer Art von Waren ganz untersagen, oder blos gegen Entrichtung eines Zolles gestatten. Alle Waren, welche man wider das Verbot, oder ohne Entrichtung des vorgeschriebenen Zolles aus- oder einführt, sind demnach Contrebande. Der Handel mit denselben (Schleichhandel, Smuggel) hat sich neuerlich, da man fast in allen Staten den innern Verkehr freigegeben hat, an die Landesgrenzen gezogen. Man muß ihn für

oßes Übel halten, indem er viele Kräfte (menschliche t und Capitale) beschäftigt, welche einer nützlichern ndung entgehen, da er entsittlicht, zu andern Ver- :n verführt, und, wie die Wilddieberei, einen ge- ı Reiz für kühne Menschen besitzt, ein schädliches iel häufiger Gesetzübertretung gibt, und seine Ver- ıg oder Erschwerung der Regirung sowol als der n empfindliche Opfer auferlegt. Die Kunstgriffe der :ichhändler (Contrebandiers, Smuggler, Schwär-) sind von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, und Betteifern dieser Menschen mit den Zollbeamten an ıäre eines bessern Zweckes würdig. Die Arbeits- ng hat auch hier ihre Wirkungen geäußert, es Unternehmer des Schleichhandels, welche gegen eine ocenten des Werthes bestehende Abgabe die Contre- über die Grenze schaffen, und hiezu eine Anzahl ıntergebenen, die blos als Lohnarbeiter bezahlt wer- in ihre Dienste nehmen. Diese Smugglprämie t sich, wie die Assecuranzprämie, nach der Größe efahr, d. i. nach der Sorgfalt, mit der die Grenze ht wird, und der Schwere der im Entdeckungsfalle ıartenden Strafen. Indeß ist der Contrebandier, :n vollen Gewinn zu ziehen, oft zugleich Eigenthü- ›er Contrebande, und dann im wahren Sinne eichhändler. Die Entrüstung der Statsmänner ›ieses widerrechtliche, die Gesetze verhöhnende Ge- ist allgemein und gerecht, und so lange die Er- :ungen des Verkehrs fortdauern, bleibt nichts übrig, urch Controlmittel, ununterbrochene Aufsicht und rückliche Bestrafung entgegenzuwirken, auch das be- nswerthe Vorurtheil zu bekämpfen, welches den ichhandel für weniger unmoralisch hält, als andere des Betrugs. Jedoch erscheint der Beruf des Ge- ›ers in einem noch schöneren Lichte, wenn es diesem ıt, einer verpönten, aber schwer zu verhütenden lung die Eigenschaft der Strafwürdigkeit ganz abzu- n. Weder die strengsten Strafen, noch die Aufstel- einer dichten Postenkette um die Grenze kann dem ichhandel völlig steuern, wenn die Verbote oder Zölle beträchtlichen Unterschied des in- und ausländischen ɛs bewirken. Ist der Centner Kochsalz von einer aus- gen Saline für 1 Rthlr. zu kaufen, während er in- lb eines Landes wegen der Regalität 3 Rthlr. gilt, ngt das Einschwärzen eines halben Centners 1 Rthlr. nn, und dies ist ein so hoher Taglohn, daß viele chen der arbeitenden Klasse dem Reiz, eine Tracht über die Grenze zu bringen, nicht widerstehen kön- Werden ernstliche Vorkehrungen getroffen, so ist ıeitere Versuchung nahe, sich zu bewaffnen, und in en, die selbst einer schwachen Abtheilung von Sol- Trotz bieten können, dem gesetzwidrigen Gewerbe ugehen, wie zur Zeit der Gabelle in Frankreich häu- schah. So werden wir denn auf das einzige Radical- l hingewiesen, durch Aufhebung der Verbote oder ı Zölle den Antrieb zum Schleichhandel zu vernichten ındelsfreiheit), und den Gewinn, welchen bisher ıliche Wagehälse in den Grenzorten gezogen haben, die Consumenten und Kaufleute im ganzen Lande sich eilen zu lassen. Je mehr man die tausend kleinen Verzweigungen des Schleichhandels beobachtet, die Niederlagen auf den der Küste nahen Inseln, oder in den Städten an der Grenze, die Benutzung wenig bekanter Fußpfade, dunkler regnichter Nächte oder nebliger Tage, das Verbergen kostbarer Waren in kleinen Räumen u. dgl., desto mehr überzeugt man sich von der Unwirksamkeit der Sperrsysteme und der Unrichtigkeit der berechneten Handelsbilancen, desto wahrer findet man den Ausspruch eines neueren engländischen Schriftstellers, daß der Schleichhandel das große Correctionsmittel (the great corrector) der fehlerhaften Handelsgesetze sey. Jeder Schritt zur Herabsetzung oder Beseitigung der Zölle wird die Contrebande verringern, und die Erfahrungen der neuesten Zeit geben die durch eine unwiderlegte Theorie bestärkte Hoffnung, daß solche Schritte, mit der nöthigen Vorsicht gethan, auch für den allgemeinen Wohlstand nützlich seyn werden. (*K. H. Rau.*)

CONTUMACIA im technischen Sinne, bezeichnet die Folgen der Nichtbeobachtung richterlicher Befehle.

I. Im Civilprocesse führt jede Nichtvollziehung einer, rücksichtlich eines einzelnen Rechtsstreits, richterlich befohlenen Handlung, sowol für die streitenden Theile, als für Dritte, nachtheilige Folgen herbei, welche in jenem Falle zwar häufig dem Gegner Vortheil bringen, von den Gesetzen selbst aber als Privatstrafen bezeichnet sind. Diese Folgen sind nach Beschaffenheit der richterlich befohlenen Handlung verschieden. Nichtbefolgung eines sogenanten arctatorisch dilatorischen Decrets bewirkt immer die Verpflichtung zum Kostenersatze (poena contumaciae generalis); Nichtbefolgung eines peremtorischen Decrets aber außerdem, daß die befohlene Handlung als geschehen oder unterlassen fingirt, und der Ungehorsame mit den nicht vorgebrachten Vertheidigungsmitteln mithin ausgeschlossen wird (poena contumaciae specialis). Ist z. B. dem Beklagten die Einlassung auf die Klage peremtorisch aufgegeben, und leistet derselbe diesem richterlichen Befehl nicht Folge, so wird er mit seinen etwanigen Einreden präcludirt und seine verneinende Einlassung fingirt, der Kläger mithin zum Beweise der Klage zugelassen; ist der Kläger ungehorsam in Bezug auf die anbefohlene Einreichung seiner Replik, so wird ein Verzicht auf Fortsetzung der Klage fingirt und der Beklagte von dem Processe losgesprochen; ist ein Beweis binnen der festgesetzten Frist nicht angetreten, so wird gleichfalls ein Verzicht auf denselben fingirt; ist einem der streitenden Theile die Abgabe einer Erklärung über vom Gegner beigebrachte Urkunden binnen der ihm gesetzten Frist versäumt, so werden die Urkunden als von ihm anerkant fingirt u. s. w. Bedingungen für den Eintrit der Nachtheile des Ungehorsams sind aber immer 1) im Allgemeinen: die Verpflichtung des Ungehorsamen zur Vornahme einer Handlung (Nichtbefolgung blos monitorischer Decrete begründet daher keinen Ungehorsam), legale Auffoderung und eigenes Verschulden, welches letztere jedoch, nach abgelaufener Zeitfrist, binnen welcher die Handlung vorgenommen werden sollte, bis zum Beweise des Gegentheils vermuthet wird; 2) im Besondern: völliger Ablauf der peremtorischen Zeitbestimmung, und die vorher-

gegangene, ausdrückliche Androhung des Nachtheils, sey es durch das Gesetz, sey es durch den Richter. Außer den Fällen versäumter Nothfristen werden gemeinrechtlich (denn nach Particulargesetzen ist es häufig nicht erfoderlich) die besondern Nachtheile des Ungehorsams erst nach geschehener Ungehorsamsbeschuldigung (accusatio contumaciae) abseiten des Gegners verhängt; so daß es dem Ungehorsamen noch frei steht, *vor* dieser Ungehorsamsbeschuldigung das Versäumte nachzuholen (contumaciam purgare). Nachher können diese Nachtheile nur durch nachgesuchte Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gehoben werden; auch finden gegen ein auf das Contumacialverfahren gebauetes, und die Folgen desselben aussprechendes Bekentniß abseiten des Ungehorsamen die ordentlichen Rechtsmittel nicht statt (contumax non appellat); wol aber insofern als er das Daseyn der Bedingungen der gegen ihn angenommenen Contumacia zu bestreiten sucht. (Vgl. *Schoepff* de processu unilaterali cum primis contumaciali. Tübing. 1748. 4. Schmelzer Contumacialproceß der höchsten Reichsgerichte. Gött. 179?. v. Gönner Handb. des Proc. Bd. 1. No. 21. u. a.).

II. Im Criminalprocesse kann ein Contumacialverfahren nur gegen Abwesende oder flüchtig gewordene Verbrecher eintreten. Es beginnt mit der Erlassung von Edictalien, oder einer öffentlichen Ladung, in welcher dem Abwesenden aufgegeben wird, sich zu einer gewissen Zeit vor Gericht zu stellen, und auf die gegen ihn vorhandenen Beschuldigungen und Anzeigen zu antworten, oder gewärtig zu seyn, daß man ihn im Fall des Außenbleibens für geständig und überführt halten werde. Im Fall des Ungehorsams wird dieser Nachtheil ausgesprochen, und das auf die angedrohte Voraussetzung gebauete Erkentniß, dem übertretenen Strafgesetze gemäß, abgefaßt und öffentlich bekant gemacht. Kehrt der Verurtheilte zurück, oder wird er nachher zur Haft gebracht, so gestattet man ihm noch eine Vertheidigung; war die Strafe bereits gegen ihn vollstreckt, z. B. wenn es eine solche war, die die persönliche Anwesenheit des Verbrechers zu ihrer Vollstreckung nicht voraussetzt, wie z. B. eine aus seinem nachgelassenen Vermögen beigetriebene Geldstrafe, so bleibt es bei derselben so lange, bis der Angeschuldigte seine Unschuld dargethan, oder Gründe der Milderung der erkanten Strafe ausgeführt hat. (Vgl. *Schoepff* de processu in contumaciam in causis criminalibus. Tübing. 1733. 4. *de Winckler* de reo contumace, in dessen Opuscul. Vol. 1. p. 85 ff. Kleinschrod über das Contumacialverfahren gegen peinlich Angeklagte, im Archiv des Criminalrechts. Bd. 1. St. 3. No. XIX.). (*Spangenberg.*)

Conz, s. am Ende der Nachträge.

COOPER (Thomas), Bischof von Winchester, geboren zu Oxford 1517, studirte daselbst Theologie, wandte sich aber 1546 zur Medicin, wahrscheinlich aus Abneigung gegen den katholischen Glauben, den die Königin Maria durch die gewaltsamsten Mittel einzuführen bemüht war. Nach der Thronbesteigung der toleranten Königin Elisabeth wurde er aus einem praktischen Arzte wieder Theolog, und zeichnete sich als Prediger und durch seine gelehrten Kentnisse so rühmlich aus, daß er Dechant der Christkirche zu Oxford und Vicekanzler der Hochschule, 1569 Bischof von Lincoln und 1584 von Winchester wurde, wo er den 29. April 1594 starb. Die Katholiken beschuldigen ihn einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben und einer harten Behandlung der Andersdenkenden. Außer Predigten und einem *Brief exposition of such chapters of the old testament.* Lond. 1573. 4., ließ er mit Beifall drucken: *Bibliotheca Eliotae, s. dictionarium latino-anglicum auct.* Ib. 1548; 1559 Fol., und dann unter dem Titel: *Thesaurus linguae romanae et britann. etc. et Dictionarium historicum et poet.* Ib. 1565. Fol. *The epitome of chronicles from the 17the year after Christ, to 1540 and thence afterwards to 1560.* Ib. 1560. 4. Die beiden ersten Bücher und der Anfang des dritten haben einen frühe verstorbenen Thomas Languet zum Verfasser *). (*Baur.*)

COOPER, John Gilbert, Esq., zu Thurgarton in der Grafschaft Nottingham 1723 geboren, studirte zu Cambridge, war in seiner Grafschaft Oberlandrichter (Highsheriff), und starb 1769. Am bekantesten wurde er durch sein *Life of Socrates, collected from the memorabilia of Xenophon, and the dialogues of Plato, and illustrated farther by Aristotele, Diodorus Sic., Cicero etc.* Lond. 1749; ed. III. 1790. 8. Französisch von de Combes. Amst. (Paris) 1751. 12. Man beschuldigte ihn, daß er durch Idealisirung des heidnischen Weisen, den er als einen vollkommenen Heiligen darstellte, das Bedürfniß und den Werth einer unmittelbaren göttlichen Belehrung zu verringern getrachtet habe [1]). Ob er Verfasser der mit derselben Tendenz geschriebenen *Secret history of Pythagoras from a manuscript* 1751. 8. sey, ist ungewiß. Außerdem hat man von ihm: *Letters concerning taste.* Lond. 1753; ed. III. 1771. 8. Teutsch, Rostock 1755. 8.; einen Band Gedichte über verschiedene Gegenstände 1764. 8.; eine engländische Übersetzung von Gressets scherzhaftem Heldengedichte *le Vertvert*, 1759. 4.; ein Project zur Erbauung eines Hospitals für in Verfall gerathene Schriftsteller, wieder abgedruckt im 2ten Bande von Dodsleys kleinen Schriften u. a. [2]). (*Baur.*)

COOPER, Samuel, Kurat zu Great-Yarmouth und Pfarrer zu Morley und Yelverton in Norfolkshire, gestorben den 7. Januar 1800 in seinem 61. Jahre, ist Verfasser mehrer ascetischer, moralischer und polemischer Schriften: *Definitions and axioms relative to charity, charitable institutions and the poor's laws.* 1764. 8. *Explanations of some difficult textes in*

*) *Berkenhout* biogr liter. T. I. 197. The brittish travell. 242. Biogr. univ. T. IX. (von Guard).

1) Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 3. Bd. 447. 451. Windheims philosoph. Bibliothek. 3. Bd. 123—136. Henke's Kirchengesch. d. 18. Jahrhund. 2. Thl. 82.
2) Biogr. britann. by *A. Kippis.* Vol. IV. Bambergers Anekdoten von großbrit. Gelehrten. 1. Thl. 345. Biogr. univ. T. IX. (von Guard).

the new test. 1771. 8. *Address to persons after confirmation.* 1783. 8. *First principles et civil and ecclesiastical government, delineated in* II. *parts.* 1791. 8. †). (*Baur.*)

Copie, Copirmaschine, s. am Ende der Nachträge.

COPHIAS, Kufie (Reptilia) κωφίας — kufi, neugriechisch). Der Name der Schlangengattung, welche Oppel Trigonocephalus genant hatte, ward von Merrem aus nicht untriftigen Gründen in den überschriftlichen verwandelt [1]). In der neuern Zeit ward die Gattung jedoch von den Gebrüdern Boie wieder zerfällt und als Cophias, Trigonocephalus, Lachesis und Cenchris genauer bestimt. Einige Arten der Kufien hat Spix [2]) unter dem Namen Bothrops zu einer eigenen Gattung erhoben, und Fitzinger nante die Kufien mit Kuhl Craspedocephalus [3]). Die Kufien bilden mit den genanten Gattungen, so wie mit Crotalus die Familie Cophiadae [4]). Sie kommen in folgenden Kennzeichen überein [5]). Rumpf und Schwanz sind oben schuppig, der Rumpf unten geschildet, der Schwanz unten mit gepaarten Schidern bedeckt, auf dem Kopf nur einzelne, isolirte oder gar keine Schilder; auf den Backen, an jeder Seite, zwischen Auge und Nasenloch eine Öffnung; der After spornlos; der Schwanz rund, mit einfacher, kegelförmiger Spitze; im Oberkiefer starke Giftzähne, — Zähne, welche undurchbohrt sind, nur im Gaumen und im Unterkiefer; in jenem zwei Reihen, in diesem an jeder Seite eine Reihe. — Die Kufien sind Giftschlangen der heißen Länder, die meisten von ihnen sind in Amerika, mehre in Asien einheimisch. — Sie kommen im Allgemeinen auch hinsichtlich ihrer Lebensweise mit den eigentlichen Vipern (Vipera) überein. Es sind ungefähr 12 Arten bekant. Die merkwürdigsten sind:

1) C. lanceolatus *Lacépede* (franz. Trigonocephale fer de lance ou jaune. *Lacépede* Ovipar. II. t. V. f. 1.).

Der Kopf dieser Schlange ist breit, platt, fast dreieckig, mit eben solchen Schuppen wie der Rücken bedeckt, die jedoch kleiner sind. Die Schnauze ist niedergedrückt, fast viereckig, abgestutzt und am Ende mit einem senkrechten, vierseitigen Schild bedeckt, über den Augen steht ein breites Schild, der Mund ist bis unter die Augen gespalten und läßt sich bis zu einem Winkel von 85° öffnen, so daß die Schlundöffnung bedeutend weit wird; in der obern Kinnlade stehen Giftzähne, die oft 1 bis 1½ Zoll lang sind, die Schuppen des Rückens sind rhomboidalisch oder verloschen sechseckig, gekielt und stehen in schiefen Reihen, unter dem Bauch stehen 220 bis 240 Schilder, und unter dem Schwanz ungefähr 64 Paar.

Diese Schlange erreicht eine Länge von 5 bis 6 Fuß und darüber, ja sie soll auf 9 Fuß lang werden, doch kaum auf 12 Zoll dick. Hinsichtlich der Farbe ändert sie noch bedeutender ab. Manche sind orangegelb, andere auf einem Grund von Opperment braungelb gefleckt, ja es gibt braune, schwärzliche u. s. w. — Diese Schlange ist von einer ungeheuern Fruchtbarkeit. *Moreau de Jonnès*, dem man die interessantesten Aufschlüsse über die Naturgeschichte dieses Thieres verdankt, versichert, daß er in allen trächtigen Weibchen, welche er zu untersuchen Gelegenheit hatte, 50 bis 60 Junge fand, die im Augenblicke ihrer Geburt schon ganz ausgebildet, sehr lebendig, beißig und 8 bis 10 Zoll lang sind. — Das Vaterland dieser Schlange ist sehr beschränkt, denn es erstreckt sich nicht einmal auf die ganze Inselgruppe der Antillen, ja sie kömt sogar auf den meisten dieser Inseln nicht vor, sondern findet sich blos auf Martinique, Sainte-Lucie und Béconia und scheint keineswegs, wie man geglaubt hat, auf dem festen Land von Amerika einheimisch zu seyn. Nach einem Aberglauben der Eingebornen haben die Arronagen, eine Völkerschaft von den Mündungen des Orinoko, diese Schlage aus Haß und Rache auf diese Insel verpflanzt; nach einem andern Volksglauben soll sie aber so stark an ihr eigentliches Vaterland Martinique gebunden seyn, daß sie gar nirgends anders leben kann. Genug, sie hat sich so häufig auf Sainte-Lucie und Martinique vermehrt, daß man kein Zuckerrohrfeld abräumt, ohne 60 bis 80 zu finden. Überhaupt aber ist sie dort überall zu Haus, in Sümpfen, auf angebauetem Land, in Wäldern, am Ufer der Flüsse, auf dem Gipfel der Berge, kurz von der Meeresfläche bis an die Schneegrenze. Man sieht sie in dem Schlamm kriechen, aus dem die Rhizophoren emporsteigen, gegen den Strom kämpfen, der sie ins Meer führen will, sich 100 Fuß über dem Boden auf den Ästen der Waldbäume wiegen u. s. w. Jonnès fand bei Ersteigung eines Berges, 5000 Fuß über der Meeresfläche, diese Kufie, die ihm und seinen Gefährten hätte um so gefährlicher werden können, als alle äußerst ermüdet waren. Diese Schlangen kommen zwar selten in die Städte, es sey denn, daß sie mit allerlei Viehfutter hereingetragen werden, indessen scheinen sie bewohnte Gegenden nicht zu fliehen, und auf dem Lande trifft man sie häufig in den Häusern, besonders wenn diese im Gebüsch oder hohen Gras liegen, namentlich aber in den Hütten der Neger. Ihr Hauptaufenthalt bleiben indessen immer die Zuckerfelder, wo sie sich von Eidechsen, kleinen Vögeln und hauptsächlich von Ratten nähren, welche von den Europäern dort eingeführt, sich auf eine ungeheuere Weise vermehrt haben. Auch die Ställe für das Hofgeflügel ziehen sie an, und überhaupt lassen sie sich im Freien gern in Vogelnestern nieder, die sie der Eier oder Jungen beraubt haben, so wie sie überhaupt nicht leicht irgend einen Schlupfwinkel verschmähen. — Dabei sind ihre Bewegungen außerordentlich lebendig und kräftig, sie machen große Sprünge, theils von der Stelle, theils im Kriechen und werden auf jede Weise gefährlich. — Ihr Biß bringt die erschrecklichsten Folgen und den Tod in wenigen Stunden, oder doch in wenigen Tagen, und bei angewandten, nicht genügenden Hilfsmitteln verursacht er

†) Reuß gel. Engl. Biogr. univ. (von Suard).

1) Maximilian, Prinz z. Wied, Beiträge z. Naturgesch. Brasil. 1. S. 469. 2) Serpentum Brasiliensium species novae. Monachii 1824. p. 50. 3) Neue Klassifik. d. Reptil. S. 34. 4) Boie in Isis (Okens) XIX. S. 982. 5) Maximilians Beiträge I. c. 468. Boie l. c. XX. S. 560.

viele Jahre hintereinander Schwindel, Brustbeschwerden, Lähmungen und bösartige Geschwüre. — Aber nicht blos der Mensch erschrickt vor diesem Todfeind, auch die Thiere ahnen seine Nähe, Pferde werden scheu, die Ratten fliehen mit großem Geschrei, besonders aber sind es die Vögel, und namentlich der Cici (Loxia indicator), die der beständigen Verfolgung dieser Schlange ausgesetzt, sie mit lautem Geschrei verfolgen und so oft dem Menschen als Warner dienen. — Was die Hilfsmittel gegen den Biß anlangt, der unter verschiedenen Umständen mehr oder minder gefährlich ist, so hat man deren zwar eine Menge, aber keins, von dem sich in allen Fällen mit Bestimtheit sichere Hilfe versprechen ließ.

2) C. Jararaca *Wied* 6), die Schararakka. Die Schuppen sind gekielt, auf dem Scheitel warzig, der Schwanz mißt $\frac{1}{7}$ der ganzen Körperlänge, die Farbe ist graubraun, mit abwechselnden, dunklern, heller eingefaßten Querflecken, welche am Bauch breit, am Rükken schmal und bei alten Thieren am Vordertheil kaum sichtbar sind. Der Bauch ist weißlich, bei ältern Thieren an den Seiten dunkler gefleckt, am Bauch stehen 193 bis 201 Schilder, unter dem Schwanz 59 bis 68 Paare. Im Oberkiefer stehen an jeder Seite zwei große, gekrümte Giftzähne nebeneinander, welche durch ein Gelenk mit dem Oberkiefer fest verbunden sind. Obgleich beide gleich groß sind, so scheint doch der äußere weniger ausgebildet zu seyn und blos der innere gebraucht zu werden. Dicht hinter dem letztern liegt, blos durch Haut und Gefäße mit dem Kiefer verbunden, ein ähnlicher, schon durchbohrter Zahn, der im Nothfall den erstern bald ersetzen muß, und nun folgen wenigstens noch vier kleinere, stets an Größe abnehmende Giftzähne, welche sämtlich blos in der Haut befestigt, mit Mark angefüllt und also noch unreif sind. Mit ihrer fortschreitenden Ausbildung verschwindet das Mark. Alle diese Giftzähne liegen in einer großen Hauttasche verborgen, in welche selbst der Hauptzahn sich zurückzieht, wenn er gänzlich in Ruhe ist, sie scheinen auszufallen und durch neue ersetzt zu werden, die jüngsten sind noch sehr klein, völlig unreif und weich.

Diese Schlange erreicht eine Größe von 5 bis 6 Fuß, ist die gemeinste Giftschlange in Brasilien und dort überall verbreitet; sie ist langsam und träge und die erwachsenen wegen ihrer ungeheuern Giftzähne höchst furchtbar. Der Biß junger Thiere hat eine weniger starke Wirkung und wird deswegen leichter geheilt. — Die Brasilianer belegen das jüngere Thier mit der Benennung Jararaca, das große alte, welches sie für eine andere Species halten, kennen sie unter dem Namen Jaruracussú oder große Jararaca. Sie hält sich in trocknen, von der Sonne erhitzten Gebüschen, aber auch eben so gut in den hohen, feuchten, dunkeln Urwäldern auf. Gewöhnlich liegt sie zusammengerollt und bereitet sich nur zum Angriff vor, wenn man ihr zu nahe trit. Sie erhebt sich dann, sperrt den Rachen auf, entblößt die Giftzähne, streckt sie vor und springt dann auf ihren Feind los. Obwol die Eingebornen ziemlich an solche Überraschungen gewöhnt sind, so erschrecken sie doch, wie der Prinz von Neuwied erzählt, oft so, daß sie sich lange nicht erholen können. Dabei ist es zu bewundern, daß die indianischen Jäger, welche immer mit bloßen Füßen gehen, im Ganzen genommen, so wenig gebissen werden. (*D. Thon.*)

6) Beitr. 1. S. 470. Ej. Abbild. zur Naturgesch. Liefr. VII. Coph. atrox VIII. C. Jararakka.

Copuliren, s. am Ende der Nachträge.

CORALLARIA, (Zoophyta). Unter dieser Benennung hat Blainville eine Familie der Zoophyten aufgestellt, welche diejenigen Polypen enthält, um deren Mund acht federförmige Tentakeln stehen und welche, mehr oder minder zahlreich, unter einander vermittelst einer fleischigen, zusammenziehbaren Masse in Verbindung stehen, die eine in der Mitte derselben befindliche Achse umgibt. Diese ist kalk- oder hornartig, derb oder gegliedert und sitzt, den Polypenstamm bildend, mit ihrer Wurzel auf allerhand Seekörpern fest. Diese Abtheilung enthält nur die Gattungen Corallium, Isis und Gorgonia und nähert sich den Pennatulen, bei welchen die Achse viel kleiner, nicht aufsitzend, nicht verzweigt ist und wo besonders der fleischige Theil dick genug ist, um zusammenziehbar zu seyn und so die Fortbewegung des ganzen Polypenstamms bewirken zu können. (*D. Thon.*)

CORALLIA, Corallen (Zoophyta). Als allgemeinen Begriff kann man von den Corallen folgenden Charakter aufstellen. Es sind Zoophyten (Pflanzenthiere), aus thierischer Gallerte entstanden, welche letztere sich entweder ganz, immer aber zum Theil in eine der Zusammenziehung unfähige Masse verwandelt, deren unveränderter Bestandtheil aber, als thierischer Schleim, oder zu einem lebenden Thier, Polyp genant, ausgebildet erscheint. Mehre Naturforscher sind aber von dieser Charakteristik abgewichen und zählen unter den Corallen noch andere Thiere auf, als dieselbe umfassen kann, theils sondern sie davon mehre, auf welche sie noch anwendbar wäre, so daß also diese Abtheilung der Thiere in mehr oder minder engere Grenzen beschränkt erscheint, wie aus den unten anzuführenden Eintheilungen das Nähere ersichtlich wird. Überhaupt ist die Kentniß, welche wir, selbst bis auf die neueste Zeit, von den Corallen haben, immer nur noch eine fragmentarische, und eben deshalb ist es schwierig, dieselben sowol richtig in die Reihe der verwandten Wesen ein- als überhaupt an sich zu ordnen, und man kann das, was man von ihnen weiß, wol mit der älteren Conchyliologie vergleichen, bei welcher die Basis aller Systeme immer nur die Wohnung des Thieres, nicht aber dieses selbst war. So gründen sich auch die gegenwärtigen Eintheilungen der Corallen fast lediglich auf die in Museen aufbewahrlichen Bruchstücke dieser Thiere, da von letzteren die wenigsten auf irgend eine der bis jetzt bekanten Präparationsmethoden erhalten werden können.

Bevor wir jedoch von den systematischen Anordnungen der Corallen sprechen, wollen wir vorerst die allgemeine Naturgeschichte dieser Thiere abhandeln, wobei eine Eintheilung derselben in solche mit Polypen und in diejenigen, bei welchen letztere noch nicht aufgefunden wurden, als ganz natürlich erscheint.

Daß die blüthenähnlichen Theile, welche sich an den Polypenstämmen [1]) zeigen, thierischer Natur seyen, ward erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckt. Der französische Schiffsarzt Peyssonel machte diese Entdeckung zuerst an Corallium rubrum im Jahr 1723, theilte seine Ansicht Reaumur mit, konte aber denselben nicht dafür gewinnen. Erst durch Trembleys Entdeckungen der merkwürdigen Eigenschaften an den Süßwasserpolypen (s. d. Art. Hydra) ward Reaumurs Aufmerksamkeit wieder rege gemacht, der nun Bernard de Jussieu veranlaßte, der Sache genauer nachzuspüren, und da letzterer jene Ansicht bestätigte, so nahm Reaumur im J. 1742 [2]) sein früheres Urtheil zurück. Vetaliano Donati [3]) lieferte nun schöne und wichtige Untersuchungen über die Corallen, und auch Peyssonels Arbeiten wurden nun bekant gemacht [4]). Aber noch immer wurde die thierische Natur der Corallen und ihrer Polypen bestritten, doch siegte endlich Ellis, durch einzelne Abhandlungen und ganze Werke, welche er über diese merkwürdigen Thiere bekant machte [5]). Linné führte nun in seinem Systema naturae Ed. X. (1759) die Corallen schon unter den Thieren auf. Eine eigene vollständige Übersicht der Thierpflanzen, welche noch immer ein klassisches Werk genant zu werden verdient, gab Pallas [6]). Wenn aber auch nun immer mehr Entdeckungen in der Naturgeschichte der Corallen folgten, so waren doch die meisten nur gering zu nennen, indem sie sich im Allgemeinen auf die Stämme erstreckten, da nur sehr wenigen Beobachtern die Untersuchung der lebenden Thiere vergönt war, welche ohnedies mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist [7]). Unter diesen Beiträgen zu Aufklärung dieses Gegenstandes sind besonders die von Solander [8]) und Esper [9]) zu erwähnen. In der neuern Zeit hat man Lamarck [10]) Beobachtungen und Classificationen der Corallen zu danken, so wie Cuvier. Bedeutender waren die Aufschlüsse, welche Lamouroux gab, so wie seine Anordnungen umfassender, auf größere Kentniß der Thiere gegründet [11]). Die Polypen mehrer Corallen-Arten und Gattungen beschrieb Lesueur [12]), und lieferte instructive Abbildungen derselben. Auch in der Zoologia danica finden sich einzelne nach dem Leben gefertigte Abbildungen mehrer Corallenpolypen. Eine mit Lesueur gemeinschaftlich bearbeitete Monographie Desmarest's der Sertularien ist leider nicht gedruckt erschienen. Als Bearbeiter der Anatomie und Physiologie der Corallen sind im allgemeinen Donati, Ellis, Cavolini [13]), Spallanzani [14]), Olivi [15]), unter den neuern aber besonders unser der Wissenschaft zu früh entrissener, teutscher Landsmann Schweigger [16]), dann Milne Edwards, Grant, Quoy, Gaimard, Chamisso, Otto, Raspail, Rapp und andere zu nennen, deren einzelner Entdeckungen unten weiter gedacht werden wird.

Bei der Betrachtung eines Polypenstammes (Stirps *Linné*) mit seinen Polypen verdient wol vorerst das Verhalten der einzelnen Polypen zu einander in Erwägung gezogen zu werden. Es entsteht hier die Frage: sind die letzteren Organe eines Individuums (des Stammes), oder einzelne, nur zu einem Stamme verbundene Individuen, vergleichbar den Maden der Biene in einer Zellenscheibe (Wabe)? Von diesen beiden Ansichten hat eine jede ihre Anhänger und Vertheidiger gehabt. Für die erstere erklärten sich Pallas, Cavolini, Bohadsch, Blumenbach, Olivi, Cuvier u. a., für die letztere Peyssonel, Jussieu, Reaumur, Lamarck, Bosc, Lamouroux, Savigny. In jenem Fall müßte man annehmen, daß der Corallenstamm ein nach vegetativen Gesetzen wachsendes Thier sey, die Polypen gleichsam seine Blüthen wären; nach der entgegengesetzten Meinung erscheint der Stamm nur als eine Zusammenhäufung und Verwachsung vieler Individuen, welche vielleicht schon als Eier mit einander vereinigt waren.

Gegen die letztere Ansicht streitet der Bau der Sertularien, welcher ganz pflanzlich und so regelmäßig ist, daß man nach Stellung der Äste und Zellen sogar die einzelnen Arten unterscheiden kann; ebenso streitet dagegen die Streifung am Stamme des Corallium rubrum, die Zurundung des Stammes und der Äste vieler Corallenarten,

1) Polypenstamm — oder auch wol Polyp im weitern Sinne, wird die ganze Masse genant, auf oder in welcher sich die einzelnen Polypen finden. Sie mag hart oder weich seyn, wie z. B. bei den Alcyonien — so wird sie von dem Franzosen Polypier — das einzelne Thier aber Polype genant. 2) Memoires pour servir a l'histoire des insectes. Vol. VI. p. 70. 3) Della Storia naturale marina dell' adriatico etc. Venez. 1750. 4. 4) Philosophical Transactions for the Year 1753. 5) Jene in den Phil. Transact., diese besonders. — An Essay towards a natural history of the corallines by John Ellis. Lond. 1754. 4. m. viel. Abb. — auch franz. — und teutsch v. Krünitz. Nürnberg 1767. 4. 6) Elenchus zoophytorum. Hagae Comitum 1766. 8. — Holländ. m. Abb. u. Anm. von Boddart. Ultraject. 1768. 8. — Teutsch von Wilkens, herausgegeb. v. Herbst. Nürnberg 1787. 4. — Dazu ein Namenregister und Verbesserungen von Schröter. Nürnb. 1798. 8. 7) Über diese Schwierigkeiten vergl. Quoy et Gaimard in Freycinet Voyage autour du Monde, Zoologie. p. 592. 8) The natural history of many curious and uncommon Zoophytes, collected by Ellis, — describ. by Solander. Lond. 1786. kl. F. m. Abb. 9) Die Pflanzenthiere in Abbild. 1791. seq. 4., zuletzt v. Goldfuß Forts. angekündigt. 10) Dessen Systeme des animaux sans vertebres — weiter ausgeführt als Histoire naturelle des animaux sans vertebres. Paris. Philosophie zoologique. Paris. — Extrait du cours de Zoologie sur les animaux sans vertebres. Paris 1812. 8. Einzelne Abhandlungen von ihm in den Annales du Museum d'histoire naturelle und den Memoires desselben Instituts.

11) Dessen Histoire des polypiers coralligènes flexibles. Caen 1816. 8. und da diese Ausgabe vergriffen, die gute engl. Übersetzung, bei welcher aber die Synonymen fehlen. Vor allen aber: Exposition methodique des genres de l'ordre des polypiers, avec les descriptions de celles des principales espèces, figurées dans 84 planches, les 63 premières appartenant a l'histoire naturelle des Zoophytes d'Ellis et Solander; par J. Lamouroux. Paris 1821. 4. Hiezu die weitere Ausführung der Gattungen im Dictionaire classique d'histoir. nat. Paris 1822. 12) Memoires du Museum Vol. VI. 13) Memorie per servire alla Storia di polypi marini. Napoli 1785. 4. m. Abb. — Davon eine gute teutsche Übersetzung von W. Sprengel. Nürnberg 1813. 4. 14) Memorie di matematica e fisica della Societa ital. Verona 1784. Tom. I, 2. p. 603. 15) Zoologia adriatica ossia catalogo ragionato degli animale del golfo e delle lagune di Venezia. Bassano 1792. 16) Beobachtungen auf naturhistorischen Reisen. Berlin 1819. 4. m. K. und dessen Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen, ungegliederten Thiere. Leipz. 1820. 8.

welches alles Folge einer zufälligen Vereinigung *nicht* seyn kann. Überdies, da man annehmen müßte, daß jeder Polyp sich wieder durch Eier vermehrt, so würden dadurch die äußern Enden der Stämme immer dicker werden müssen, was doch nicht der Fall ist. Von einigen Polypen ist es zwar bekant, daß das Ei sich erst nach dem Absterben des Mutterpolypen entwickelt, allein da dies nicht bei allen der Fall ist, so läßt sich daraus keine Consequenz ziehen.

Eher *scheint* die Ansicht, daß die Polypen nur Organe eines Stammes oder Körpers sind, die richtigere zu seyn, und *Schweigger* [17]) führt als Gründe für dieselbe folgende an: 1) Alle Polypen der Seefedern stehen mit der Höhle des Stiels, als einem gemeinschaftlichen Organ, im Zusammenhang. — Dagegen läßt sich aber sogleich und mit Recht erinnern, daß hier eine Annahme eines gleichmäßigen Bau's bei den eigentlichen Corallen zum Grunde liegt, und daß dieser Bau nur bei wenigen Gattungen und auch bei diesen nicht mit zuverlässiger Gewißheit nachgewiesen ist. Auch widerspricht sich Schweigger selbst (p. 388), indem er sagt, daß die Seefedern sich eben durch jene Höhle, das den Polypen „*gemeinschaftliche Organ*," von den Corallen unterschieden! 2) Die Seefedern schwimmen durch gleichzeitige Bewegung ihrer Arme, was nur dadurch zu erklären ist, daß die einzelnen Polypen nichts als Organe des Ganzen sind. — Diesen Beweis wirft aber Schweigger (p. 391) selbst zum größern Theil wieder um, indem er erklärt, ihm sey kein Schriftsteller bekant, der als Selbstbeobachter dieses Schwimmens erwähne, obwol *dies* allgemein angenommen werde, und daß er vielmehr glaube, daß solches Schwimmen nichts sey, als ein von den Wogen „sich treiben lassen." Ausdrücklich aber sagt Rapp [18]): „Die Seefedern schwimmen nicht frei im Meere herum, wie viele Naturforscher annehmen." — 3) Nach Savigny's Beobachtungen [19]) entwickeln sich aus den Eiern des Botryllus und Pyrosoma, welche ganz corallenartig sind, junge Stämme. Wären diese verschiedene Individuen, so würden sie, aller Analogie nach, jedes aus einem besondern Individuum hervorgehen. — Dagegen aber scheint uns dafür, daß einzelne Eier zu Gruppen von Individuen, welche eine *gemeinschaftliche Bedeckung* haben, zusammenwachsen können, ohne *Organe* eines Stammes zu seyn, ein starker Beweis in den Beobachtungen von Audouin und Milne Edwards über die Fortpflanzung der zusammengesetzten Ascidien [20]) zu liegen. Die einzelnen Eier dieser Ascidien sind nämlich vollkommen frei, auch hinsichtlich der Ortsbewegung, schwimmen während zweier Tage lebhaft herum und setzen sich dann erst fest, um hernach auch ihre Gestalt völlig zu verändern, dergestalt, daß sie gegen die anfängliche gehalten, einem ganz andern Thiere anzugehören scheint, ein Fall, der, wie wir unten sehen werden, auch bei den Corallen-Polypen vorkomt. 4) Die Leichtigkeit, mit welcher der Reiz von einem Polypen zum andern sich fortpflanzt, so daß bei der Berührung des einen öfters alle sich zurückziehen, läßt sich ungezwungen nur dann erklären, wenn man sie als Organe eines gerüsselten Thieres betrachtet. — Dagegen läßt sich aber, unserer Ansicht nach, erinnern, daß z. B. die Schnecken oft nur *ein* Fühlhorn einziehen, wenn sie mit *diesem* einen Gegenstand berühren. Auch sagen Quoy und Gaimard ausdrücklich (a. a. O. p. 598.) „Es scheint uns klar, daß diese Thiere (Fungien, Astreen, Oculinen, Milleporen u. s. w.) nach der Gestalt ihrer Stämme zu urtheilen, ein gemeinschaftliches Leben weder theilen, noch theilen können. Sie würden sonst, wie Lamarck sagt, Eigenschaften haben, welche der Natur aller lebenden Körper entgegenständen, denn sie würden die Fähigkeit haben, nie zu sterben! — Die Sternrosen mehrer blätteriger Arten stehen mit einander nicht in Verbindung, wie man dies bei den Caryophyllien, Astreen und selbst bei einigen Mäandrinen sehen kann; woraus denn klar hervorgeht, daß jede derselben von *einem* Polypen eingenommen ist. Bei den letzteren gehen die Furchen oft in einander über und viele Thiere berühren sich mit den Rändern. Bei den Polypiers foraminifères, welche mehr Consistenz haben und viel feiner vertheilt sind, findet die Berührung durch die Fühlfäden statt. Man braucht also keinen Zusammenhang der Substanz anzunehmen, wodurch alle Polypen zu einer Masse vereinigt würden, um die schnelle Zusammenziehung zu erklären, welche bei allen statt findet, wenn einer berührt wird. Es ist in der That genug, wenn einer sich einzieht, um die andern, die an ihn anstoßen, auch dazu zu bewegen, und nach und nach alle, welche auf einem Stamme sitzen. Diese Erscheinung, nur oberflächlich beobachtet, ist es aber, welche zu der Meinung Veranlassung *gegeben hat*, daß diese Thiere zusammen zugleich *Individuen und einen* gemeinschaftlichen Körper bildeten. „Dagegen sagen diese Beobachter von Renilla violacea (p. 643) ausdrücklich, daß deren Polypen sich schnell alle zurück ziehen, wenn einer berührt wird, ob sie gleich keineswegs mit den Tentakeln aneinander stoßen, daß sie daher auf andere Weise und zwar durch den reizbaren Stamm in Verbindung stehen müßten. Dieser ist es aber auch eben, welcher nicht erlaubt, diese Thiere mit den eigentlichen Corallen zusammen zu ordnen, ob dies gleich geschehen ist." Von Maeandrina cerebriformis wird eben daselbst (p. 654) gesagt: Diese Thiere, obgleich von einander getrent und jedes für sich lebend, vergrößern doch *gemeinschaftlich* ihren Polypenstock, und da sie sich *mit ihren* Rändern erreichen können, so entsteht dadurch *eine zusammenhängende*, ununterbrochene Fläche. Hiedurch wird ein gleichzeitiges Zusammenziehen möglich, das jedoch bei der geringen Festigkeit ihres Baus und den flachen Furchen kaum zu bemerken ist. Ferner erwähnen die gedachten Beobachter von Pocillopora coerulea, daß, wenn der Stamm groß war, die sehr lebhaften Polypen bei Berührung nicht alle sich zurückzogen, sondern nur die einem Aste angehörigen, was davon herrührte, daß sie nur äußerlich durch ihre Fühlfäden mit einander in Verbindung stehen, wodurch denn der Reiz in die Entfernung immer schwächer fortgepflanzt wird, weshalb denn die

17) Handbuch der Naturgesch. S. 344. 18) In seinem vortrefflichen Werk: Über die Polypen im Allgemeinen und die Actinien insbesondere. Weimar 1829. 4. S. 34. 19) Memoires sur les animaux sans vertèbres. Paris 1816. II. p. 59. 20) Annales des Sciences naturelles. Tom. XV. p. 10.

weiter entfernten eben weniger und endlich nichts mehr empfinden. — Daß aber nicht einmal alle Fühlfäden zugleich eine Bewegung theilen, erfahren wir von Chamisso und Eysenhardt [21]) bei der Beschreibung von Caryophyllea glabrescens in folgenden Worten: Animali irritato tentacula pigre eriguntur, deflectuntur. Pigre quoque extenduntur et contrahuntur, neque omnia motu consentaneo. — Aus allen diesen hier angeführten Gründen möchte also anzunehmen seyn, daß die Polypen Individuen sind, ihren Polypenstock aber gemeinschaftlich bauen. Wie Schweigger aus der Regelmäßigkeit eines solchen Baus etwas gegen diese Ansicht hat beweisen wollen, ist nicht abzusehen, und es braucht wol kaum der Erwähnung der Bienen, um anderwärts ein Beispiel für die Möglichkeit eines solchen Baues durch viele Individuen beizubringen.

Ein anderer wichtiger Gegenstand in der Naturgeschichte der Corallen ist das Verhältniß der Polypen zum Corallenstock. Es fragt sich nämlich hiebei: ist letzterer blos ein Gehäuse, welches der Polyp auf irgend eine Weise aus seinem Organismus absondert, oder ist er ein Bestandtheil des Thieres? — Was die erstere Frage betrifft, so ist bei der blos schleimigen Organisation nicht anzunehmen, daß besondere Organe zur Absonderung eines solchen Gehäuses vorhanden, wie dies bei den Mollusken der Fall ist. Es ist dies um so weniger vorauszusetzen, als z. B. bei Sertularien der Stamm früher da ist, als der Polyp, wie Cavolini beobachtete, und nach Donati bei Corallium rubrum schon Kalk vorhanden ist, bevor der Polyp hervorbricht. Schweigger hält für einen noch größeren Beweis diejenigen Corallen, welche blos Stöcke, aber keine Polypen besitzen, z. B. die Spongien, Nulliporen. Aber würden an diesen nicht vielleicht noch Polypen entdeckt werden? Für diese Ansicht führen wir eine Stelle aus Kotzebue's Reise an (III, 107.). „Die rothe Farbe des Riffes unter der Brandung rührt von einer Nullipora her, die überall, wo Wellen schlagen, das Gestein überzieht, und sich unter günstigen Umständen stalaktitenartig ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich sind, bestimten uns gleich, diesem Wesen thierische Natur beizumessen, und die Behandlung des gebleichten Skeletts mit verdünter Salpetersäure bewährte unser auf Analogie gegründetes Urtheil. Der flüchtige Blick unterscheidet nur an der Färbung und einem gewissen hammerartigen Ansehen die Lithophyten-Arten mit feineren Poren im lebendigen Zustande von ihren todten, ausgebleichten Skeletten." — Ein anderer Grund für diese erstere Meinung ist, daß die Menge des Kalks mit der Größe der Polypen meist in keinem Verhältnisse steht, ja, daß die Kalkschicht öfters um so dicker ist, je kleiner die Polypen sind. Ferner hat schon Cavolini beobachtet, daß die Achse der Corallia corticosa durch Erhärtung thierischer Häute entsteht. Bei Isis Hippuris besteht aber der Stamm aus vielen concentrischen, hornartigen Lamellen, von denen die innersten zuerst versteinern, an welchem Proceß folglich der Polyp gar keinen Antheil haben kann. — So muß man also annehmen, daß der Corallenstock auf gleiche Weise entstehe, wie z. B. bei den höhern Thieren das Skelett, indem schon der Keim die Disposition zu demselben enthält. Wirklich ist auch, nach den Beobachtungen Donati's und Cavolini's, das Corallenei ein Schleim, welcher in die verschiedenen Substanzen einer Coralle sich umbildet. Noch mehr aber bestätigt Lamouroux diese Ansicht, indem er die Beschreibung der Tubipora musica gibt [22]). „Diese trichterförmige Haut (in welcher der Polyp sitzt) endigt nicht scharf abgeschnitten auf der Kalkröhre, welche letztere nur die Verlängerung und das Produkt derselben ist. Die Kalksubstanz sondert sich in dieser Haut aus, auf dieselbe Weise, wie der Kalk in den Knochen ganz junger Säugethiere. Es ist eine wahre Verwandlung einer weichen Materie in eine harte und feste. — Wir zweifeln nicht, daß der nämliche Fall nicht auch bei den biegsamen Polypenstämmen so gut, als bei der Sarcoïden eintrete. Die hornartige Materie der einen, die Achse und Rinde der andern müssen durchaus durch die Veränderung einer weichen, gallertartigen Substanz in eine hornartige entstehen, mittelst der Haut, welche immer die Polypen umhüllt. — Wir betrachten dieses Organ (die Haut) als eins der wesentlichsten in Bezug auf den Bau der Polypenstämme, als dasjenige, was fortwährend die Materialien ihres Wachsthums verarbeitet. Diese Meinung, wie hypothetisch sie immer erscheinen mag, gründet sich auf die Beobachtungen, die wir an den Flustren und Sertularien angestellt haben, und auf das Wenige, was wir von der Organisation der Madrepor. Corallen wissen." Nach demselben Beobachter aber zeigt sich der junge Polyp der Tubipora zuerst in einer gelatinosen Röhre, die erst später von unten zur Kalkmasse erhärtet.

Was die Organisation der Polypen selbst betrifft, so ist davon noch sehr wenig bekant. — Nach Cavolini besteht die Substanz der Sertularien aus dicht an einander stehenden Schleimkügelchen. — Was den übrigen Bau betrifft, so sind die Unterschiede im Allgemeinen nicht sehr bedeutend; die meisten Polypen kommen durch zahlreiche, bald cylindrische, bald blattähnliche Fühlfäden, welche um einen eigentlichen Körper herum stehen, mit einander überein. Die Verwandtschaft mancher Arten und vielleicht auch Gattungen mit den Actinien scheint so groß zu seyn [23]), daß man von ihnen sagen möchte, es seyen Actinien in einem Steingehäuse. Andererseits lassen sich die Flustren den zusammengesetzten Ascidien vergleichen, denn man findet bei ihnen, wie bei diesen, eine große innere Höhlung, welche nach außen durch eine mit Fühlfäden mehr oder minder bekränzte Öffnung mündet, einen mit derselben in Verbindung stehenden Oisophagus, einen Magen, einen auf sich zurückgebogenen Darm, der sich zur Seite der erstern Höhlung öffnet, endlich einen an der Krümmung des Darms befestigten Eierstock [24]). — Die Polypen der Coryneen, sowie der Gattungen Sertularia

21) Nova acta Leopold. X. pars 2. p. 369.

22) Freycinet Voyage. Zool. p. 637. und die schöne Abbildung dazu p. 88., welche treu und in gleicher Größe der Figuren sich copirt findet im: „Archiv der Naturgeschichte." Naumburg. Wild. 1830. 6tes Heft. 23) De la Beche — Zoological Journal. III. 481. t. 13. 24) Audouin et Milne Edwards in Annales des Scienc. naturelles. XV. 12.

und Tubularia, haben um die Mundöffnung zahlreiche, fadenförmige, ungegliederte Tentakeln (Fühlfäden) in einfacher oder doppelter Reihe, oder auch zerstreut, und setzen in eine weiche, contractile, nackte, oder mit einer hornartigen, dünnen Hülle umschlossene Röhre fort. In der Nähe der Tentakeln stehen die Eierstöcke [25]). Die Polypen der Milleporen sind weniger bekant, doch hat Tilesius eine vollständigere Beschreibung derer von Millepora rosea geliefert [26]). Nach ihm umgeben zwölf fein gefranzte Tentakeln die Mundöffnung, welche zusammengezogen eine strahlige Warze vorstellen. Um die Höhle, welche wol dem Magen entsprechen mag, findet sich eine Reihe von Eierstöcken. Der Magen setzt in einem kleinen Darm fort, der seine Richtung nach der Achse des Astes nimt, in welcher alle Kanäle der äußern Mündungen in einem einzigen Hauptkanal zusammenlaufen [27]). — Der Polyp der Millepora truncata und reticulata (Retepora *Lamk.*) ist mit einfachen, sehr zahlreichen, trichterförmig in einfacher Reihe stehenden Tentakeln versehen, und nach Donati, Ellis und Cavolini ist der erstere noch dadurch ausgezeichnet, daß an ihm eine kleine runde Scheibe mittelst Bändern befestigt ist, mit welcher er, wenn er sich zurückzieht, die Hülle schließt. Ob Millepora coriacea überhaupt hieher gehört, sowie die Nulliporen, welche früher unter Millepora standen, ist mit Recht zu bezweifeln; denn an jener konte Rapp auch keine Polypen entdecken [28]). — Bei den Alcyoneen, oder vielmehr bei den aus der Linnéschen chaotischen Gattung Alcyonium gesonderten Gattungen Anthelia, Xenia, Ammothea und Lobularia ist der Polyp mit acht gleich großen, lanzettförmigen, gefiederten Tentakeln versehen, welche sich sternförmig ausbreiten und in einem einfachen Kreise stehen, in dessen Mitte sich die Mundöffnung befindet. Jeder sitzt auf einer blind endigenden Röhre, und diese Röhren stehen nicht mit einander in Verbindung, sind aber der Zusammenziehung fähig und können das Wasser, mit dem sie angefüllt, ausstoßen. Der Polyp kann sich theils in die Röhre zurückziehen, theils nicht, und letztere wird in jenem Falle bei manchen noch durch sternförmige Klappen geschlossen. In der Tiefe des Polypen stehen sechs bis acht Eier- (Keimkörner-) Trauben, denen eben so viele der Länge nach laufende, gewundene Eierleiter entsprechen, die sich an den Schlund anlegen, und mit einer besondern Öffnung in dem Winkel zwischen den Tentakeln nach außen münden. Dies ist besonders bei Xenia der Fall; nach Grant kommen aber bei Lobularia digitata die Eier aus der Mundöffnung, ohne durch Eierleiter empor zu steigen. Sie entwickeln sich aber gegen den Herbst in Eierstöcken, jedes Ei hat seinen Nabelstrang, durch welchen es seine Nahrung erhält, und der es an einer Falte im Innern des Kanals befestigt [29]). Über die Tubiporen hat Lamouroux ziemlich vollständige, anatomische Aufschlüsse gegeben [30]). Der Polyp ist mit acht gefiederten, in einfachem Kreise die Mundöffnung umgebenden Fühlfäden versehen. Acht Stränge (Fäden), an welchen die kugelförmigen Eier mittelst kurzen Stielen festsitzen, lassen von der Mundöffnung an, an der innern Fläche des Polypen hinab. Dieser wohnt in einer Kalkröhre, und eine contractile, röhrenförmige Haut erstreckt sich vom freien Rande der Röhre an den Polypen, an dessen äußerer Fläche sie sich unter den Fühlfäden befestigt. Wenn der Polyp zurückgezogen ist, so werden seine Fühlfäden von dieser häutigen Röhre eingeschlossen und durch die Verkürzung dieser Röhre wieder hervorgehoben. Mehre parallele Röhren werden durch dünne, horizontale Lamellen, welche in gewissen Zwischenräumen von einander stehen, in Gruppen vereinigt. Die Polypen selbst befinden sich nur in der obersten Röhre, und die sämtlichen übereinander stehenden Röhren scheinen also das Produkt mehrer, auf einander gefolgter Polypen zu seyn, von welchen immer die untersten absterben. — Die vorzugsweise unter dem Namen der Corallen bekanten Gattungen Corallium, Isis und Gorgonia haben zurückziehbare Polypen mit acht, die Mundöffnung sternförmig umgebenden, am Rande gefiederten oder gezähnten, lanzettförmigen Tentakeln. Die Mundöffnung verlängert sich in eine Speiseröhre, welche wiederum in die Magenhöhle führt. In der Höhle finden sich auch die Eierleiter, deren wahrscheinlich sechs — nach Cavolini acht vorhanden sind, und die, den Beobachtungen dieses Naturforschers zufolge, je zwischen zwei Tentakeln münden. Die Öffnung, in welche der Polyp sich zurückzuziehen vermag, wird oft durch acht Klappen, die sich mit den Spitzen zusammenneigen, geschlossen. Die sämtlichen Polypen sitzen zerstreut in einer *dicken*, den Polypenstock umgebenden Rinde, zwischen *jenem und dieser* liegt eine dünne mit Gefäßen *versehene Schicht, durch* welche die Polypen unter einander in Verbindung stehen [31]). — Mehrfach weicht von ähnlichen Gattungen doch immer noch Cornularia ab, welche im System wol eine andere Stelle bekommen wird, da ihr Bau vollkommener zu seyn scheint, wenn sie nur erst vollständiger untersucht ist. Die Polypen derselben haben um die Mundöffnung acht gefiederte Tentakeln, welche in einem einfachen Kreise stehen. Von der Mundöffnung erstreckt sich in die einfache Höhle des Polypen eine kurze Röhre, in welche die sechs Eierleiter sich vereinigen. Der Polyp selbst vermag sich vollständig in die ihn umgebende Röhre zurückzuziehen. — Die Gattungen der Madreporen kommen in folgender Organisation im Allgemeinen überein. Die *Mundöffnung* ist von zahlreichen, ungefiederten, meist in *mehrfachen* Kreisen gestellten Tentakeln umgeben. Das Thier kann sich so zurückziehen, daß die Fühlfäden verschwinden, die Bewegungen geschehen aber nicht schnell. Die Lamellen der Sterne des kalkigen Stamms theilen die Höhle des Thiers in Fächer, die aber an ihrer inneren Seite *alle* in diese gemeinschaftliche Höhle sich öffnen. Die von jenen Kalklamellen gebildeten Zellen werden von der äußern

25) Rapp a. a. O. S. 14. 26) Mémoires de l'Academie de St. Petersbourg. T. X. p. 322. 27) Tilesius schließt daraus auch, daß die Polypen nur Organe eines Thieres seyen, aber leider genügen die von ihm gegebenen Beschreibungen selten, trotz ihrer Weitläufigkeit, was sehr zu bedauern ist, da er so viele schöne Beobachtungen anstellen konte. cf. Oken in Isis. II. S. 244. Von den daselbst erwähnten Corallen-Beschreibungen ist keine Anwendung zu machen!! 28) a. a. O. S. 20. 29) Edinburgh Journal of Science. Nr. XV. 1828.

30) S. oben bei Tubipora musica. 31) Vergl. den Art. Corallium.

Haut des Thieres ausgekleidet, und je zwischen zwei Lamellen findet sich eine häutige Längsfalte, welche die Eier umschließt, deren sich von verschiedener Größe in einem und demselben Eierstocke finden. Am innern freien Rande der Falte läuft schlangenförmig in vielfachen, kleinen Krümmungen der Eierleiter (Eiergang, Oviduct). Wo an dem Kalksteine, statt der Sterne, wellenförmige, mit Lamellen besetzte Furchen sich finden, haben die Thiere, nach Le Sueur, zwar keine abweichende Gestalt, aber es sind ihrer mehre zusammengewachsen [32]). Von Fungia rubra haben Quoy und Gaimard noch einige Eigenthümlichkeiten angegeben [33]). „Man kann nicht sagen", bemerken diese Naturforscher, „daß die Fungia Tentakeln habe; es ist ein großer Polyp mit einer dünnen Haut, die, in Strahlen gefaltet, am Rande schwach gefranzt ist, und die an der untern Seite eine Kalkmaterie absondert, welche alle Formen des Thieres annimt, selbst diejenigen, die es zufällig bekommen könte. So sieht man z. B., wenn man die verschiedenen Polypen der Fungien betrachtet, daß meistens große Lamellen vom Mittelpunkt nach dem Umkreis laufen, daß manche derselben auf der Hälfte dieses Wegs ihren Ursprung haben, und andere gespalten sind. Alle diese Scheidewände sind dreieckig und an der Basis stärker, als an der obern Schärfe, wo der fleischige Theil so schwach ist, daß die Kalkblättchen kaum damit bedeckt scheinen, wenn jener nicht eine andere Färbung hat. Sehr deutlich erscheint sie bei den gefärbten Arten. An den Seiten sind die Blättchen mit kleinen, warzigen Erhöhungen bedeckt, welche, indem sie sich in die Falten des Thieres legen, dasselbe so stark am Stamme befestigen, daß man es von diesem nur stückweise abreißen kann. Der nämliche Fall trit für den mittleren Theil ein, der indessen von derberer Organisation, ziemlich dem Fleische der Actinien ähnlich ist. — Der gefaltete Mund des Thieres steht weiter vor, ohne indessen über die Furche, in welcher er liegt, herauszutreten. Bei der geringsten Berührung zieht er sich zurück, sowie alle am weitesten vorspringenden Theile, dergestalt, daß dann das Thier gar nicht mehr vorhanden zu seyn scheint." — Einen ganz eigenen Bau des Thieres beschrieben Quoy und Gaimard bei Caryophyllia angulosa. Die Thiere nämlich, welche die Sterne dieses Polypenstammes einnehmen, erscheinen so sonderbar und von dem Bau, den sie haben sollten, so abweichend, daß die Beobachter, ob sie dieselben gleich mehrmals untersuchten und an Ort und Stelle mit vieler Genauigkeit zeichneten, die Darstellung und Beschreibung nur mit der Einschränkung mittheilen, welche bei diesem außerordentlichen Fall, der dem gewöhnlichen Bau dieser Thiere ganz entgegensteht, eintreten muß. In der That kann ein blättriger Polypenstamm nur durch einen ähnlich gebauten Polypen hervorgebracht werden. Hier ist dies aber nicht der Fall. Zwar ist die steinartige Masse blättrig, aber die Thiere, die in ihren Windungen sitzen, sind cylindrisch, sehr in die Länge gezogen, dunkelgrün, an ihrem obern Ende zugerundet und mit einer Menge kleiner Spitzen besetzt, aber trotz der Scheidewände der Sterne dergestalt an einander gedrückt, daß sie sich mit den Enden berühren und nur eine gleiche, ausnehmend sammtartige Fläche bilden, über die man gern mit der Hand wegstreicht. Da sie mehre Linien lang über den Polypenstamm vorragen, so fallen sie um, wenn man sie aus dem Wasser nimt, und man kann dann ganze Fingergriffe voll herausreißen. Blainville, dem die Zeichnungen übergeben wurden, ist der Meinung, daß sie nicht die Erbauer dieses Polypenstammes, sondern nur Schmarotzer sind, die ihn nach dem Tode der ursprünglichen Erbauer zur Wohnung erwählten. Dabei ist es indessen merkwürdig, daß sie nur auf diesem Stamme gefunden wurden und nie auf einem andern, daß sie denselben so dicht bedecken, daß gar kein Stern zu sehen ist. — Einen ganz ähnlichen Bau beschreiben Chamisso und Eysenhardt bei der schon oben erwähnten Caryophyllia glabrescens. In ganz anderer Weise abweichend erscheint der Polyp der Caryophyllia arborescens, welchen Donati beschreibt [34]). Er hat eine vielseitige Mundöffnung mit scheerenförmigen Mundfortsätzen umgeben, und außerdem an dieser Öffnung wieder einen Körper mit acht Tentakeln. Ein solcher Bau weicht, wie Lamouroux bemerkt, ganz von dem aller bis jetzt bekanten Polypen ab. Die Beschreibung dagegen, welche Le Sueur [35]) unter andern von der gegeben hat, schildern den Polypen derselben als mit 22 kurzen, stumpfen Tentakeln versehen, von welchen 11 in die Höhe stehen, die übrigen eine schiefe Richtung haben. In der Mitte steht eine linienförmige Öffnung, und wenn das Thier sich ausstreckt, so sieht man unter der Basis der Tentakeln die Blätter, welche zwischen den Steinlamellen des Stammes stehen. So müssen also noch genauere Beobachtungen entscheiden, welches die wahre und beständige Form der Polypen verschiedener Stämme ist.

Was die Ernährung der Corallen betrifft, so ist wol von denjenigen, welche Polypen besitzen, anzunehmen, daß sie durch diese geschieht, wie denn alle Beobachtungen der größern bis jetzt gelehrt haben. Die Nahrung selbst besteht bei diesen aus kleinen Crustaceen und andern Wasserthieren, ja de la Beche ernährte die Caryophyllia Smithii mit Stückchen von Fischen. Von den äußerst kleinen Polypen kann man wol mit Cavolini annehmen, daß sie sich blos von Wasser und den in ihm befindlichen Infusionsthierchen ernähren. Dieser letztere vermuthet indessen, daß manche Corallen auch mit ihrer Grundfläche, wie durch eine Wurzel, Nahrung einziehen. Namentlich soll dies der Fall seyn bei Sertularien. Sertularia parasitica wächst auf der Sertularia racemosa, und starb jedes Mal, wenn er sie ablöste; sie scheint ihm daher vom Safte dieser Species sich zu ernähren. Daß die kriechenden Wurzeln der Sertularien Nahrung einsaugen, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß im Herbste die Zweige absterben, und im nächsten Frühjahre neue Triebe

32) Rapp a. a. O. S. 38. Obiges galt besonders von Caryophyll. calyracларis. 33) Freycinet Voyage a. a. O. S. 644.

34) A. a. O. Taf. VII. 35) Mémoires du Museum Tom. VI.

aus der perennirenden Wurzel austreiben. — Andere Corallen besitzen den Luftwurzeln der Pflanzen analoge Organe, Cellaria cereoides [36]), reptans, scruposa und einige andere Cerathophyten treiben öfters, statt Polypen, fadenförmige Fortsätze. Diese Fäden hängen entweder frei im Wasser, oder befestigen sich mit ihrem äußeren Ende, und es ist wahrscheinlich, daß sie Wasser einsaugen. — Unverdauliche Stoffe werden durch die Mundöffnung wieder entfernt, ja de la Beche beobachtete sogar, daß ein von einem Polyp verschluckter kleiner Krebs, der eine falsche Richtung bekommen hatte, die wol der Verdauung hinderlich seyn mochte, wieder ausgestoßen und durch die Tentakeln anders gewendet ward. — Was die Aufnahme der ernährenden Stoffe in den Körper, oder, mit andern Worten, die Assimilation betrifft, so wird zwar allgemein angenommen, daß diese blos durch Resorption der gesamten Magenhöhle statt finde, da man bis jetzt noch keine besondern Organe für dieselbe hat entdecken können, und Schweigger sagt ausdrücklich, sie könne auf keine andere Weise geschehen, als indem der Nahrungssaft, welcher durch die Mägen und durch die hohlen Stiele sich verbreitet, auf der innern Wand eindringt, und sich so jede einzelne Stelle ernähre, ohne von einer andern abhängig zu seyn, denn jede sey Schleim, und nirgends ein Organ, welches für andere Theile Säfte bereite. Wir glauben indessen, daß die Auffindung dieser Organe spätern Zeiten wol noch aufbehalten seyn dürfe. Denn wie viel ward nicht schon in den neuern Zeiten entdeckt, an dem früher nicht blos gezweifelt, sondern dessen Vorhandenseyn selbst so bestimt geleugnet wurde, daß man sogar auf einen solchen Mangel systematische Abtheilungen gründete! Es wäre hier nicht der Platz, beweisende Fälle für diese Ansicht anzuführen. — So viel ist wenigstens gewiß, daß der Nahrungssaft in den Mägen und in den Kanälen der Stämme der Corallen eine bedeutende Veränderung erleidet, ehe er in den thierischen Bestandtheil übergeht. Die Flüssigkeit, welche in den Kanälen der Ceratophyta corticosa vorkomt, ist milchig (Corallenmilch), und eine noch auffallendere Veränderung der Säfte findet sich wahrscheinlich bei den Polypen der blättrigen Lithophyten, indem sie gewöhnlich als hellroth beschrieben werden. Besonders leicht beobachtet man die Flüssigkeit in den Röhren der Sertularien, da diese durchscheinend sind. Cavolini sah darin eine körnige Materie, welche in lebhafter Bewegung auf- und abwärts stieg. Die Körner waren durchaus denjenigen ähnlich, aus welchen die Polypensubstanz der Sertularien besteht, und sie schienen diese unmittelbar zu vergrößern, indem sie zwischen ihre Körner sich einschieben.

Das Produktionsvermögen der Corallen gleicht darin dem der Vegetabilien, daß, wie jede Pflanze nach eigenthümlichen Gesetzen sich verästelt, so auch die Gattungen und Arten der Corallen. Die neue Masse keimt knospenartig hervor, verlängert sich und bildet sich zum Polypen, zu dessen Zelle und Stiel dergestalt aus, daß, wie schon erwähnt wurde, theils der Polyp, theils die Zelle zuerst entsteht. Jenes scheint ausnahmsweise eben bei der oben erwähnten Orgelcoralle (Tubipora musica), dieses in der Regel der Fall zu seyn. Der aus der Knospe entwickelte, glockenförmige Cylinder wird zur Zelle, und in ihm erscheint zunächst eine kleine Kugel als das Ende der in der Röhre eingeschlossenen, thierischen Masse, diese Kugel wächst zum Polypen heran, füllt alsdann den Cylinder aus, und dieser öffnet sich an seinem vordern Ende, um den Polyp heraustreten zu lassen. — Das Hervorsprossen der Triebe geschieht entweder an den Spitzen, und die Triebe beugen sich seitwärts, schichten sich mehr oder weniger über einander, indem sie sich verlängern, wie z. B. an den Alcyonien und andern, und mit einiger Modification, indem die Triebe nicht geschichtet sind, bei den Sertularien. Anders erfolgt die Produktion bei denjenigen Corallen, deren Triebe senkrecht stehen und an der Spitze mit einem einzigen Polypen versehen sind, dessen Mündung in der Mitte liegt. Hier befindet sich der Polyp gerade an dem Punkte, wo der neue Ansatz hervorkomt. So sind namentlich die Blätter in den Steincorallen gebildet, die aus horizontal über einander gestellten Zellen bestehen, so daß eine jede die Mündung der vorhergehenden bedeckt und im Durchschnit lauter ähnlich gebildete Zellen zeigt. Auf ähnliche Weise wächst die Orgelcoralle. Es scheint also, daß periodisch Polyp und Polypenzelle sich dergestalt über einander erzeugen, daß die Entstehung des neuern obern Polypen und seiner Zelle durch das Absterben des untern bedingt ist. Hiemit stimt auch eine Beobachtung Spallanzani's [37]) überein, nach welcher die Polypen des Anthophyllum caespitosum von ihren Bechern sich ablösen, und vielleicht ist Echinopora Lam., in welcher Coralle eine jede Zelle durch eine kalkige Scheibe, in dem von Peron mitgebrachten Exemplare, fest geschlossen gefunden wurde, ein in der Zellenbildung begriffener Lithophyt der Gattung Agaricia. Auch sah Duquemare [38]) die Polypen der Tubularia indivisa ungefähr alle 14 Tage abfallen und aus der in der Röhre zurückbleibenden thierischen Substanz neue Polypen aussprossen. Da aber nach den bisherigen Beobachtungen das Leben der Polypen nur kurz ist, so erklärt sich leicht, nach den obigen Voraussetzungen, wie manche Corallenstämme in so kurzer Zeit eine so bedeutende Größe erreichen können. — Eine weitere Vergrößerung der Corallenstöcke scheint dadurch statt zu finden, daß die, manche derselben umkleidende, thierische Haut zu Kalksubstanz erhärtet, wovon wir bei dem Artikel Corallium gesprochen haben, und welche Vergrößerung der Entstehung der Holzringe bei den Gewächsen aus der umkleidenden Haut zu vergleichen ist.

Wir glauben nach diesen Andeutungen nicht nöthig zu haben, noch weitläufiger über die Entstehung der Corallenstöcke zu reden und haben nur noch des theilsweisen Absterbens derselben insofern zu gedenken, als dieses in eigener Weise erfolgt. In den meisten Corallen nämlich erfolgt das Absterben der Theile von der Basis aufwärts; da aber diese letztere nicht dazu da ist,

36) Ell. et Sol. tab. V. fig. 6.

37) Memor. della societ. ital. Verona. Vol. II. P. II. p. 615 et 625. 38) Journal de physique. Juin 1779. p. 418.

Stamme Nahrung zuzuführen, so stirbt dieser da-) auch nicht gänzlich ab, sondern es komt nur die ische Substanz außer Verbindung, so daß an alten ncorallen, namentlich an Madreporen, nur die Spi-)er Äste lebende, thierische Materie enthalten. Die ularien dagegen, deren thierische Substanz gleich- g durch die ganze Coralle verbreitet, ist und welche :icht, wie oben bemerkt wurde, durch ihre Wurzeln rung einziehen, verhalten sich beim Absterben der lnen Stücke ganz wie Vegetabilien, sie sterben im ·st bis zur Wurzel ab, und im Frühjahr kommen Äste hervor.

Was die Fortpflanzung der Corallen betrifft, so fin-)iese auf dreifache Weise statt, erstens durch soge- e Eier, oder richtiger ausgedrückt Keimkörner, in- diese Körper dem Begriff des Eies, wie solcher für)öhern Thierklassen festgestellt ist, keineswegs ent- hen, da man bei denselben namentlich eine Befruch- nicht annehmen kann, insofern man wenigstens etzt eigentliche Geschlechtstheile, die Eierstöcke etwa enommen, bei diesen Thieren noch nicht entdeckte. tens durch ein Hervorsprossen von Knospen aus den en des Stammes und der Zweige. Man könte zwar vermuthen, daß hinsichtlich dieser Sprossen eine ichung obwalte, und sie aus angesetzten Eiern her- :ngen; gegen diese Annahme streitet aber: 1) Es ist sache, daß die Sertularien (die Beobachtung wurde ertularia abietina gemacht), bei welchen der belebte ındtheil in der Are des Gerüstes enthalten ist, auf lrt ihren Polypenstock vergrößern, daß aus diesem ge aussprossen und erst nachdem diese eine Länge von , ja acht Linien erreicht haben, kommen an den Sei-)erselben kleine Knospen heraus, welche nach vier sechs Tagen zu vollkommenen Polypen heranwach-). 2) Bei Xenia umbellata sind die contractilen :en, die an der Spitze den Polypen tragen, büschel- ig an einander gewachsen. Zwischen diesen Röhren sen von der Basis herauf neue, an denen endlich, ı sie die Oberfläche erreichen, ein Polyp zum Vor- ı komt. Diese kleinen Röhren zwischen den ältern en nicht wol durch Eier entstanden seyn. Nirgends sich ein Weg, auf welchem Eier zwischen die an-)der gewachsenen Röhren der Polypen hinein kom- könten [40]). Auch bei den Flustern, die aber in an- Hinsicht von den Polypen abweichen, bemerkt man)aß wenn ein Ei der Flustra sich festgesetzt hat, bere Theil der Zelle, noch ehe der Polyp vollständig ebildet ist, sich aufwärts ausdehnt, um den Anfang zweiten Zelle zu bilden. 4) Bei den Flustern ge- ıt die Bildung eines Eies auf Kosten des alten Poly- Wenn dieser auf diese Weise zu Grunde gegangen o bildet sich nach den Beobachtungen, die Grant lustra foliacea angestellt hat, in der verlassenen Zelle aus einem dunkler gefärbten Fleck ein neuer Polyp. Wie schon angeführt, hat man bis jetzt Geschlechtstheile bei den Corallenpolypen nicht entdeckt, man nimt daher im Allgemeinen alle Individuen als weiblich an, da jedes derselben sich fortzupflanzen vermag, obwol man sie mit gleichem Rechte für Zwitter halten könte (vergl. den Artikel Hermaphroditus). Was die Vermehrung ins Besondere betrifft, so geschieht dieselbe bei den Coryneen auf die Art, daß auf der äußern Oberfläche kleine Behälter oder Blasen hervorwachsen. Diese stehen entweder einzeln, und in diesem Falle kommen aus ihnen zahlreiche Eier hervor, welche vermittelst kleiner Wimpern frei im Wasser herumschwimmen können, wie bei den Sertularien; oder diese Behälter stehen an jedem einzelnen Polypen in der Nähe der Tentakeln zusammengedrängt, und in diesem Falle kommen bald die jungen Polypen schon mit ihren Tentakeln versehen aus einer Öffnung an der Spitze der Behälter hervor, wie bei der Gattung Tubularia, bald fallen die letztern ab, als Eier (Keimkörner), wie bei der Gattung Coryna. — Die Vermehrungsweise der Milleporen ist noch sehr in Dunkel gehüllt. Zwar will Tilesius beobachtet haben, daß bei Millepora rosea rothe Körner in Menge aus den Theilen kamen, welche er für Eierleiter hält (s. oben), und daß diese Körner einer freiwilligen Bewegung fähig waren, auch Gestalt und Größe veränderten, indessen gibt diese Beobachtung zu wenig Licht in der Sache. Von der Vermehrungsweise der Alcyonien ward schon oben gesprochen; über den Austrit der Eier, welche sich bei der Orgelcoralle finden (s. oben) ist eine Beobachtung noch nicht vorhanden; auch von den übrigen Corallen wissen wir wenig oder nichts, und nur von Cornularia bemerkt Cavolini, daß der Polyp die Eier, wie die Gorgonien und Madreporen zur Welt bringe. Drittens erfolgt noch eine Vermehrung der Corallen durch Stecklinge, indem irgend ein Stück abbricht und auf dem Meeresboden als neuer Stamm Platz nimt und sich als solcher vergrößert.

Im Allgemeinen ist über die Natur der Corallenpolypen nur wenig noch zu bemerken; der Sinn des Gesichts, abgesehen von dem Vorhandenseyn besonderer, ihm angehöriger Organe, scheint ihnen doch nicht ganz zu fehlen, indem sie mehr oder weniger sich nach dem Einflusse des Lichtes richten. Auch der Tastsinn kann ihnen wol nicht abgesprochen werden, indem ihre Tentakeln ihnen offenbar die Gegenwart einer Beute anzeigen, und sie sich derselben bedienen, um jene in die Mundöffnung zu bringen. Ein Nerven- und Gefäßsystem scheint bei ihnen nicht vorhanden zu seyn [41]). Was das Verkürzen und Einziehen der Tentakeln betrifft, so bemerkt Rapp [42]), es geschehe durch die Äußerung der Irritabilität dieser Theile, das Ausdehnen und Verlängern scheine dadurch hervorgebracht zu werden, daß die Tentakeln sich mit Wasser füllen, denn bei allen Polypen und Actinien seyen diese Theile hohl und mündeten mit ihrer Grundfläche in die Höhle des Körpers.

---

3) Grant Beobachtungen über den Bau und das Leben der n übersetzt aus Jameson's philos. journal in Heusingers rift für die organische Physik. 1. Bd. 3. Hft. 40) , opuscula subseciva s. l. p. 59.

41) Vergl. von Heyden über Kreislauf in der Plumatella. Okens Isis XXI. 42) a. a. O. S. 7.

Corallen ohne Polypen. — Man hat zwar im Allgemeinen angenommen, daß alle Corallen Polypen enthielten, indessen haben selbst die neuesten Untersuchungen bei mehren Körpern, welche indessen ihrer übrigen Organisation nach allerdings noch zu den Corallen gerechnet werden müssen, noch keine Polypen nachgewiesen. Diese Körper sind erstens die Schwämme, sowol die See- als Süßwasserschwämme und dann die Nulliporen.

Die Seeschwämme oder Meerschwämme bestehen aus einer thierischen Gallerte, in welcher ein faseriges Gewebe sich erzeugt, welches den größern Theil des Schwammes ausmacht. An der Oberfläche bemerkt man entweder deutliche Mündungen, von welchen sich Kanäle in das Innere des Schwamms erstrecken, oder die Mündungen und Kanäle fehlen. Schon die Art des Wachsthums der Schwämme läßt auf den Mangel an Polypen schließen, denn sie wachsen bedeutend, ohne neue Triebe, welches sich bei den Polypencorallen ganz anders verhält. Wenn man auch an den Mündungen einiger Arten abwechselnd ein Öffnen und Schließen bemerkt hat, sowie ein Ausströmen des Wassers aus denselben oft mit Keimkörnern vermischt, so ist es doch noch keinem Naturforscher gelungen, selbst dem aufmerksamen Grant nicht, der sich lange Zeit mit der speciellen Untersuchung der Schwämme und namentlich der Seeschwämme beschäftigte, Polypen in denselben zu entdecken [43]). In wiefern dieses Wasserausstoßen dem Ernährungsprozeß angehört, liegt noch im Dunkeln, denn auch andere Schwämme, denen die Öffnungen und Kanäle fehlen, leben und wachsen so gut, als die, welche damit versehen sind. Was das Wachsthum selbst anlangt, so findet sich immer zuerst die Gallerte, in welcher dann der faserige, das Gewebe des Schwamms bildende Stoff auf gleiche Weise, wie bei den Corallen, zu entstehen scheint. Von der Fortpflanzung der Schwämme ist auch weiter nichts bekant, als daß sich die schon erwähnten Keimkörner in ihnen finden, ausgestoßen werden und dann bei manchen sich freiwillige, thierische Bewegungen zeigen.

Was die Süßwasserschwämme betrifft, so haben sich über dieselben, besonders in der neueren Zeit, so mancherlei Meinungen erhoben, daß die Natur des Thieres keineswegs aufgeklärt ist, und wir es daher vorziehen, zunächst auf den Artikel Cristatella und die übrigen hieher gehörigen, unten in der systematischen Übersicht zu erwähnenden, zu verweisen.

Hinsichtlich der Nulliporen sind wir ebenfalls noch im Dunkeln. Polypen wurden an ihnen noch nicht entdeckt, wenn sie auch nach dem, was wir oben aus Kotzebue's Reise anführten, wol darin enthalten sind, und so wird es sehr schwierig, ihr Wachsthum zu erklären, wenn man es nicht allenfalls mit dem der Corallinen vergleichen will, deren Masse, obgleich schon versteinert, dennoch an Größe zunimt.

Über die Lebensdauer und geographische Verbreitung der Corallen sind noch viele ergänzende Beobachtungen zu machen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß zwar das Leben der Polypen kurz ist, das Leben des Stocks aber, unabhängig von diesen, so lange, fortdauert, als sich noch neue Polypen auf demselben erzeugen. Es ist in dieser Hinsicht schon oben bei der Fortpflanzung manches auch hieher Bezüglichen Erwähnung geschehen. Beobachtungen und selbst die Erfahrungen der Corallenfischer sprechen dafür, daß das Daseyn der Corallen und ihrer Polypen, mit Ausnahme der Steincorallenstämme, nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt ist, indem man in manchen Monaten und namentlich in den kältern keine Polypen mehr an den Stämmen findet.

Rücksichtlich der geographischen Verbreitung der Corallen haben wir bis jetzt auch nur Bruchstücke, die jedoch vielleicht durch die neuern Entdeckungsreisen nach und nach, wenn auch zu einem unvollständigen Ganzen, vereinigt werden dürften. Im Allgemeinen scheinen in den heißen Zonen die Steincorallen und namentlich die Blättercorallen einheimisch zu seyn, während die Ceratophyten theils mehr den Norden bewohnen, theils vielleicht überhaupt am weitesten nördlich vorkommen, abgesehen davon, daß auch von ihnen die Mehrzahl der bekanten Arten in heißen Erdstrichen sich findet. Von mehren Corallen kennen wir nur die fossilen Überreste, von manchen Gattungen kommen indeß sowol lebende als fossile Arten vor, wie aus den weiter unten zu gebenden, systematischen Übersichten näher hervorgeben wird.

Zum Schluß haben wir noch derjenigen Körper zu gedenken, welche von mehren Naturforschern zu den Corallen gerechnet worden sind, ohne mit Recht denselben beigezählt werden zu können.

Hieher gehören denn 1) die von *Desmarest* Amphitoites genante Gattung, welche den *Vegetabilien* zugehört; 2) Flustra arenosa, *Ellis*, (Alcyonium arenosum, *Lurton*, Discopora cribrum? *Lamarck*) ist nach einer Angabe nur ein Produkt von Nerita glaucina der engländischen Conchyliologen, nach einer andern Meinung rührt sie von Natica castanea, *Lamark* her [44]); 3) nach Schweigger, die Gattung Corallina. Die Corallinen seyen nämlich nichts, als gegliederte Alven, welche während der Vegetation versteinern, und C. Opuntia sey sogar im ersten Alter grün, mit dem deutlichsten vegetabilischen Zellgewebe. 4) Millepora coriacea L. ist nach Schweigger ebenfalls eine Pflanze und zwar die versteinerte Ulva squamaria *Gmelin's*. 5) Nach demselben sind auch die Liagorae wahre Fuci. 6) Auch Alcyonium Bursa und Vermilara erklärt derselbe Naturforscher für Pflanzen, zur Familie der Conferven gehörig. 7) Daß mehre Alcyonien den Ascidien angehören, hat Savigny gezeigt und dieselben auch bereits in seiner Monographie der Ascidien als solche aufgeführt. — Außerdem sagt Schweigger noch [45]): Tethya und Tragos sind den Schwämmen so nahe verwandt, daß sie, ehe Beobachtungen das Gegentheil lehren, nothwendig zu ihnen gerechnet werden müssen. Insofern die faserige Substanz, wenigstens bei einigen Arten dieser Gattun-

43) Extract aus Weinb. philos. journ. in Annales des Sciences natur. XI. p. 150 pl.

44) Zoological journ I. 563. Bullet. de Geolog. etc. IV. 287. 45) Naturgeschichte rc. S. 386.

gen, mit Kalk untermischt ist, nähern sie sich auch den Corallinen. Letzteres ist aber besonders der Fall mit Geodia, einer hohlen Kugel, deren Wände von einer faßerigen und kalkigen Materie gebildet sind. Man konte nach den Erscheinungen, welche Corallinen zeigen, vermuthen, daß sie ein dem Alcyonium Bursa ähnlicher, aber verkalkender Körper ist. Von Acetabulum marinum und Polyphysa ist noch zweifelhaft, ob sie zum Thier- oder Pflanzenreiche gehören. — Als zu dem erstern gehörig ist jetzt eine neue Art (Acetabularia calyculus) in *Freycinets* Voyage p. 621 beschrieben, wobei Lamouroux von der bereits bekanten besonders erwähnt, daß der in der Mitte der Scheibe befindliche Polyp sich kegelförmig zusammenziehe.

Was die systematischen Anordnungen der Corallen betrifft, so ist von den frühern nichts Erhebliches zu sagen, weshalb wir uns begnügen, die neuern, wichtigsten, nämlich von Lamarck, Cuvier, Schweigger, Lamouroux und Rapp anzuführen. Wir würden das System Blainville's nicht übergehen, wäre dasselbe, vollständig ausgeführt, nicht erst in den noch nicht erschienenen letzten Bänden des Dictionaire des Sciences naturelles zu erwarten.

Das System Lamarcks ist am vollständigsten ausgeführt in: Histoire naturelle des animaux sans vertebrès. Die Corallen bilden in der (2.) Klasse der Polypen unter der Benennung Polypes à Polypiers die 3. und 4. Ordnung, welche in mehre Abtheilungen zerfallen und folgende Gattungen enthalten: III. Ordnung. I. Abtheilung. Fluß-Polypenstämme. 1) Freie, Difflugia (Melicerta), Cristatella; 2) Aufsitzende, Spongilla (Spongia fluviatilis *L.*) Alcyonella (A. fluviat.). II. Abtheilung. Scheibenförmige Polypenstämme. a) Nackte 1) mit Endzellen, Plumatella (Tubularia campanulata), Tubularia (T. indivisa), Cornularia (Tub. Cornucopiae), Campanularia (Sertularia verticillata); 2) mit Seitenzellen, Sertularia (S. cupressina), Antennularia (S. antennina), Plumularia (S. falcata), Serialaria (S. lentigera); b) Polypenstämme mit schwacher Kruste, Liriozoa (Cellepora tulipifera), Anguinaria (Sert. anguinaria), Cellaria (Sert. avicularia), Dichotomaria (Tubularia dichotoma), Tibiana, Acetabulum, Polyphysa. III. Abtheilung. Netzpolypenstämme. Flustra, Tubulipora (Millepora tubulifera), Discopora (Cellepora verrucosa), Cellepora (Spongites), Eschara, Adeona, Retepora, Alveolites, Ocellaria, Dactylopora. IV. Abtheilung. Löcherige Polypenstämme. Oculites, Lunulites, Orbulites, Distichopora, (Millepora violacea), Millepora, Favosites (Madrepora truncata), Catenipora (Tubip. caten.), Tubipora. V. Abtheilung. Blätter-Polypenstämme. a) Mit Endsternen. 1) Zellen walzig und parallel, Stylina, Sarcinula (Madrep. Organum). 2) Zellen nicht parallel, Caryophyllia, Turbinolia (Madrepora turbinata), Cyclolites (Madrep. porpita), Fungia. b) Seitensterne. 1) Zellen unvollkommen, Pavonia (Madrepora agaricit.), Agaricia (Madrep. cucullata), Meandrina, Monticularia, (Hydrophora, Madrepora exesa). 2) Zellen umschrieben, (begrenzt), a) Sterne nur auf der obern Fläche der Lappen, Echinopora, Explanaria, (Madrep. crater), Astrea (Madrep. favosa). b) Sterne überall, Porites, Pocillipora (Madrepora damicornis), Madrepora (Madrep. muricata), Seriatopora (Millepora lineata), Oculina (Madrep. oculata). VI. Abtheilung. Rindentragende Polypenstämme. Corallium (Isis nobilis), Melitaea (Isis ochracea), Isis (Isis Hippuris), Antipathes, Gorgonia, Corallina. VII. Abtheilung. Teigige (empatés)[46] Polypenstämme. a) Halbpflanzige, Penicillus (Corallina penicillus), Flabellaria (Cor. Opuntia). b) Vielgestaltige, Spongia, Tethya (Alcyonium Lyncur.), Geodia, Alcyonium. IV. Ordnung. Röhrentragende Polypen. Anthelia (Alcyonium rubrum), Xenia (Alcyonium florid.), Ammothea (Alc. Spong.), Lobularia (Alc. palmat.).

Bei Cuvier bilden die Corallen die zweite Ordnung der Polypen mit mehren Familien und folgenden Gattungen. 1. Familie. Polypi vaginati: Tubipora, Catenipora, Favosita, Tubularia, Plumatella. Campanularia, Cornularia, Anguinaria, Sertularia, Plumularia, Serialaria, Antennularia, Sertularia. 2. Familie. Corallia cellulosa: Cellaria, Salicorniaria (Cellaria, *Lamouroux*), Flustra, Cellepora, Tubulipora, — als zweifelhaft — werden, gleichsam in einem Anhang, Corallina, Penicillus, Halimeda, Flabellaria, Galaxaura, Liagora, Acetabulum, Polyphysa angeführt. 3. Familie. Polypi corticei. 1. Zunft. Ceratophytes, Antipathes, Gorgonia. 2. Zunft. Isis, Corallium, Melitea, Fungia, Caryophyllia, Oculina, Madrepora, Astrea, Meandrina, Pavonia, Monticularia, Agaricia, Millepora, Nullipora, Eschara, Retepora, Adeona. Hierauf folgt nun die 3. Zunft der schwimmenden Polypen, welche von den Corallen wol getrent werden müssen. 4. Zunft. Alcyonium, Xenia, Tethya, Spongia.

Schweigger hat die Corallen unter seine Zoophyta heterohyla in mehre Abtheilungen gebracht. Nämlich: 1) Lithophyta nullipora: einzige Gattung Nullipora; 2) Lithophyta porosa: Distichopora, Seriatopora, Madrepora, Millepora, Stylophora; 3) Lithophyta lamellosa: Cyclolites, Fungia, Pavonia, Agaricia, Echinopora, Lithodendron, Turbinolia, Anthophyllum, Strombodes, Acervularia, Explanaria, Astrea, Sarcinula, Meandrina, Monticularia, Stylina; 4) Lith. fistulosa: Catenipora, Tubipora, Favosites: 5) Ceratophyta spongiosa: Spongilla, Achilleum, Manon, Tragos, Scyphia, Tethya, Geodia; 6) Ceratoph. alcyonea: Cristatella, Alcyonella, Lobularia; 7) Ceratoph. tubulosa: Plumatella, Tubularia, Neomeris, Tibiana, Anguinaria, Cornularia, Campanularia, Pasythea, Serialaria, Halecium, Sertularia, Antennularia, Electra, Salicornaria, Cellularia, *Cuv.*; 8) Cerat. foliosa: Tubulipora, Caberea, Canda, Elzerina, Pherusa, Flustra, Cellepora, Alveolites, Ocellaria, Eschara, Reptepora, Adeona, Lunulites, Orbulites; 9) Ceratoph. corticosa: Antipathes, Anadyomena, Gorgonia, Isis, Melitaea, Corallium.

46) Dieser französische Ausdruck scheint uns die Masse nicht gut zu bezeichnen.

Am umfassendsten und am meisten in Gattungen zersplittert ist das System Lamouroux's, von welchen jedoch nur die erstern beiden Divisions, von der dritten nur die erste (18.) Ordnung, eigentlich blos theilweise, den Corallen angehören. Diese Eintheilung ist folgende: I. Division. Biegsame oder nicht ganz steinige Polypenstämme. Section A. Mit Zellen; die Zellen nicht reizbar. 1. Ordnung. Celleporées: Tubulipora, Cellepora. 2. Ordnung. Flustrées: Berenicea, Pherusa, Elzerina, Flustra, Electra. 3. Ordnung. Cellariées: Cellaria, Caberea, Canda, Acamarchis, Crisia, Blenipea, Loricaria, Eucratea, Alecto, Lasoea, Hippothoa, Aetea. 4. Ordnung. Sertulariées: Pasythea, Amathia, Nemortesia, Aglaophenia, Dynamena, Idia, Entalophora, Clytia, Laomedea, Thoa, Salacia, Cymodocea, Amphitoites (s. oben). 5. Ordnung. Tubulariées: Tibiana, Naisa, Tubularia, Cornularia, Telesto, Liagora, Neomeris. Section B. Kalkhaltige Polypenstämme. 6. Ordnung. Acetabulariées: Acetabularia, Polyphysa. 7. Ordnung. Corallinées: Galaxaura, Nesea, Jania, Corallina, Cymopolia, Amphiroa, Halimeda, Udotea. Section C. Rindentragende Polypenstämme. 8. Ordnung. Spongiées, Ephydatia, Spongia. 9. Ordnung. Gorgoniées: Andyomena, Antipathes, Gorgonia, Plexaura, Eunicea, Muricia, Primnoa, Corallium. 10. Ordnung. Isidées: Melitea, Mopsea, Isis. II. Division. Ganz steinige, unbiegsame Stämme. Section A. Mit Öffnungen versehen. 11. Ordnung. Escharées: Adeona, Eschara, Retepora, Discopora, Diastopora, Obelia, Cellepora-ria. 12. Ordnung. Milleporées: Ovalites, Reteporites, Lunulites, Orbulites, Ocellaria, Melobesia, Eudea, Alveolites, Distichopora, Hornera, Krusensterna, Tilesia, Theonea, Chrysaora, Millepora, Terebellaria, Spiropora, Idomenea. Section B. Blättertragende Stämme. 13. Ordnung. Caryophyllairées: Caryophyllia, Turbinolopsis, Turbinolia, Cyclolites, Fungia. 14. Ordnung. Meandrinées, Pavonia, Apsendesia, Agaricia, Meandrina, Monticularia. 15. Ordnung. Astrées, Echinopora, Explanaria, Astrea. 16. Ordnung. Madreporées: Porites, Seriatopora, Pocillopora, Madrepora, Oculina, Stylina, Sarcinula. Section C. Röhrige Stämme. 17. Ordnung. Tubiporées: Microsolena, Catenipora, Favosites, Eunomia, Tubipora. III. Division. Die Polypenstämme mehr oder weniger reizbar, ohne Mittelachse. Davon gehören hieher auch nur theilweise: 18. Ordnung. Alcyonées: Alcyonium, Lobularia, Ammothea, Xenia, Anthelia, Alcyonidium, Palythea, Alcyonella, Hallirhoa.

Endlich hat in der neuesten Zeit, auf eigene Beobachtungen gestützt, Rapp eine Anordnung der Polypen im Allgemeinen gegeben, in welcher auch die Corallen vorkommen, welche folgende Abtheilungen bilden: II. Coryneen: Sertularia, Tubularia, Coryna. III. Milleporen, Millepora? IV. Alcyoneen: Anthelia, Xenia, Ammothea, Lobularia. V. Tubiporen: Tubipora. VI. Corallen: Corallium, Gorgonia, Isis, Antipathes? Die folgende Abtheilung enthält die Seefedern: VIII. Zoanthen: Cornularia, Zoanthus. IX. Madreporen. Die ganze Linnésche Gattung Madrepora, mit den Lamarck'schen daraus gesonderten Gattungen.

Da diese letzte Anordnung meist auf die Thiere, nicht auf den Stamm, welchen sie bewohnen, begründet ist, so möchte sie wol den übrigen den Vorrang streitig machen und als Basis für folgende Eintheilungen dienen.

Über das Specielle sehe man die einzelnen Artikel.

(*Dr. Thon.*)

CORDA anguina oder marina (Zooph. foss.). Unter diesem Namen hat Klein eine Abtheilung fossiler Echinen (Seeigel) aufgestellt, welche besonders der heutigen Gattung Spatangus angehören. Sie haben eine herzförmige Gestalt, sind am untern schmalen Ende abgestutzt, die Mundöffnung befindet sich auf der Grundfläche nach der breitern Seite zu, die Afteröffnung an dem schmälern Ende. (*Dr. Thon.*)

CORDOVA. Eines der größten Häuser Spaniens, als dessen Ahnherrn Salazar de Castro einen tapfern Ritter aus Galizien, den Dominic Muñoz auf Hermenas und Siettemalo, zugenant el famoso Adalid, betrachtet. Eine Reihe von Großthaten hatte ihm die Würde eines Adalid, die höchste, die ein Krieger erreichen, und die gewöhnlich mit den ausgezeichnetsten Feierlichkeiten verliehen wurde, aus den Händen K. Ferdinands des Heiligen erworben, und er stand in Andujar, um die neuesten Eroberungen seines Königs gegen die Mohammedaner zu beschützen, als ein Verständniß mit einigen Soldaten der Besatzung von Cordova ihn die Möglichkeit erblicken ließ, diese Stadt selbst, den Stolz und die Stärke der Mauren, zu gewinnen. Ohne Zögern sammelte er aus den nächsten Festungen eine kleine, aber auserwählte Schaar, und an ihrer Spitze erstieg er in der Nacht vom 8. Januar 1236 die Vorstadt von Cordova, ein Ereigniß, welches 5 Monate später die Stadt selbst nöthigte, zu capituliren. Gleiche Dienste leistete Dominic auch bei der Einnahme von Sevilla, welches den König veranlaßte, ihn zum Alguazil Mayor dieser Stadt zu ernennen. Sein Enkel, Alfons Fernandez, Alguazil Mayor von Cordova, und unter Alfons XI. Adelantado Mayor de la Frontera (Grenzhüter, Markgraf), erhielt, durch König Sanchos IV. Betrieb, von der Stadtgemeinde zu Cordova das Städtchen Cañete und von König Ferdinand IV. Alcala de los Gazulos, unweit Medina-Sidonia. Er errichtete sein Testament am 25. October 1325, und wurde durch seine beiden Söhne, Ferdinand Alfons und Martin Alfons, die sich zuerst von Cordova nanten, sey es, um das Andenken an die glänzendste Waffenthat ihres Urgroßvaters zu erhalten, sey es nur, um ihren gewöhnlichen Wohnsitz zu bezeichnen, der Ahnherr des gesamten Hauses Cordova. Martin Alfons, der jüngere Sohn, erhielt durch des Vaters Testament los Hermanas als ein Majorat, zerstörte aber den Ort, als den Streifereien der Mauren zu sehr ausgesetzt, und erbauete in dessen Nähe, südlich von Cordova, das Castell Montemayor, welches seiner Nachkommen Hauptsitz geworden ist. Seine tapfere Vertheidigung von Castro del Rio 1331 erwarb ihm den Beinamen el Buono und von dem Könige eine Verbesserung seines Wapenschildes. Er war auch Ritter des

Ordens von der Binde, Groß-Pannerträger von Cordova, Herr von las Heredades de la Reina und von el Frayle, und starb den 8. Juli 1349. Lupo Gutierrez, der jüngere der Söhne, die er in seiner Ehe mit Aldonza Lopez de Haro, Frau auf Fernan-Nuñez und Bencalez, erzeugt, vertauschte Montilla, sein väterliches Erbe, gegen Guadalcazar, südwestlich von Cordova und machte aus dieser neuen Besitzung am 24. December 1409 ein Majorat, bei welchem nur nach gänzlicher Erlöschung des Mannsstammes die weibliche Erbfolge eintreten kann. Seine Enkelin, Aldonza von Cordova, Frau auf Fernan-Nuñez bei Montemayor, vermählte sich mit Alfons Ruiz de las Infantas und wurde die Stammmutter der Herren von la Morena und der Grafen von Fernan-Nuñez, seine männlichen Nachkommen blieben aber unverrückt in dem Besitze von Guadalcazar. Diego Fernandez von Cordova, 11ter Herr von Guadalcazar, Vicekönig von Indien, vermählt mit Maria Anna Riederer von Riedheim und Paar, einem schwäbischen Fräulein, das als Hofdame der Königin Margaretha (Gemahlin Philipps III.) nach Spanien gekommen war, ließ Guadalcazar zu einer Markgrafschaft erheben, besaß auch die Grafschaft las Posadas. Sein Sohn, Franz Anton, 2ter Markgraf von Guadalcazar, Graf von las Posadas, Herr von Guetor de Santillan, † 1650, hinterließ nur Töchter, wovon die eine, Maria de la O, 1655, die andere, Anna, 1656, beide unvermählt, verstarb; das Majorat fiel daher an eine Seitenlinie, und nachdem diese bald erloschen, an die Gräfin von Casapalma, Francisca Fernandez de Cordova, deren Großmutter des 1sten Markgrafen von Guadalcazar Tochter gewesen. — Lupo Gutierrez, der Gründer des Majorats von Guadalcazar, hinterließ, außer dem Sohne, den er darin zum Nachfolger hatte, auch noch einen jüngern Sohn, Rodrigo Lopez de Cordova, der durch seine Ehe mit Johanna oder Eleonora de Boccanegra der Ahnherr einer besondern Linie geworden ist. Rodrigos Urenkel, Nuñez de Chaves Pacheco Cordova y Boccanegra, Herr von los Aposteos, erheirathete mit Maria Vazquez de Coronado, des Vicekönigs von Neu-Galizien Tochter, die Markgrafschaft Villamayor, und wurde der Großvater von Karl und Nuñez. Karl, 3ter Markgraf von Villamayor, Graf von los Aposteos, war mit Johanna Maria de Portugal y Mendoza verheirathet und brachte dadurch die Grafschaften Villardompardo, Corugna und Paredes, die Markgrafschaft Velegna und das Vizcondado Torija an sein Haus, Güter, die indessen bald wieder an andere Familien übergingen, nachdem seine Enkelin Maria, mit der die ganze Linie zu Grabe getragen wurde, kinderlos verstarb. Karls Bruder, Nuñez, Herr von Santa-Fé, erzeugte mit Maria de Mendoza y Aragon, einer Tochter des Markgrafen Georg von Agropoli, zwei Töchter, die nach einander, der Mutter wegen, die Markgrafschaften Mondejar, Valdehermoso und Agropoli und die Grafschaft Tendilla besaßen: Maria Gregoria, die jüngere Tochter, war mit Caspar Mendoza Ibañez de Segovia y Arevalo, † 1708 (wir haben von ihm mehre genealogische Werke von Belang), verheirathet, und ihre Nachkommenschaft besitzt noch heute Mondejar u. s. w. So viel von der Nachkommenschaft des Lupo Gutierrez, des jüngern von den Söhnen des Martin Alfons, mit dem Zunamen el Buono. — Der ältere Sohn, Alfons Fernandez de Montemayor, folgte dem Vater als 6ter Herr von los Hermanas, Albendin und Montemayor, war von 1317 bis 1325 Adelantado der Grenzen und erhielt von König Johann I. die Herrschaft Alcaudete in dem Königreich Jaen, an den Grenzen von Cordova, zum Geschenk. Sein Enkel, Alfons Fernandez de Montemayor, 3ter Herr von Alcaudete, 8ter Herr von los Hermanas und Montemayor, besaß auch Torre Cardera und wurde der Großvater von einem andern Alfons Fernandez, der sich zuerst wieder von Cordova nante, weil seine Mutter eine Cordova aus dem Hause Cabra gewesen. Dieses Sohn, Martin de Cordova, Montemayor y Velasco, 6ter Herr und 1ster Graf von Alcaudete, nachdem Kaiser Karl V. für gut gefunden, seine ausgezeichneten Kriegsdienste mit der Grafenwürde zu belohnen, regirte Navarra als Vicekönig, dann, unter Philipp II., die afrikanischen Presidios als General-Capitain, und fiel endlich im Kampfe gegen die Ungläubigen (August 1558). Von seinen vier Söhnen war Diego Bischof zu Calahorra (ernant den 23. October 1556, † 1558); Franz des Calatravaordens Ritter; Martin, Marquez von Cortes, vertheidigte im J. 1563, samt seinem Bruder Alfons, Oran gegen Mulei Hassan Pascha, war, gleich seinem Vater und Bruder, Vicekönig von Navarra und General-Capitain der Presidios, wurde 1597 Präsident des Ordensrathes, hinterließ aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Hieronyma de Navarra, der Erbin der Markgrafschaft Cortes. Alfons endlich, der älteste Bruder, Graf von Alcaudete, Vicekönig von Navarra und General-Capitain von Oran († den 27. Februar 1565), wurde ein Vater von sechs Söhnen. Drei starben in der Kindheit, Alfons, der 3te Graf von Alcaudete, erreichte kaum das 20. Jahr; Franz Fernandez de Cordova y Velasco, 4ter Graf von Alcaudete, erheirathete mit Anna Pimentel die Markgrafschaft Viana in Galizien, hinterließ aber bei seinem am 6. Januar 1632 erfolgten Ableben nur eine Tochter, Antonia, die sich mit Johann Pimentel y Zuniga verheirathete und demnach Alcaudete und Viana in fremde Hände brachte. Diego endlich, des 2ten Grafen von Alcaudete fünfter Sohn, erheirathete mit Agnes de Alagon die Grafschaft Sastago in Aragonien und wurde der Vater von Christoph, der Großvater von Michael de Cordova y Alagon. Letzterer, Comthur von Montanchuelos in dem Orden von Calatrava und Gouverneur von Valenza am Po, vermählte sich 1671 mit Constantia de Bazan, Herrera y Rojas, Marquesin von Peñalva, Frau auf Mariatos, Olmos und Villantodrigo. Sein ältester Sohn, Christoph de Cordova y Alagon, Graf von Sastago, Marquez von Peñalva und Aquilar, Erbkämmerer von Aragonien, Comthur von Montanchuelos, Grande von Spanien, trug am 18. Juli 1706 dem Könige Karl III. das entblößte Schwert vor, als dieser in der Hauptkirche von Saragossa als König von Aragonien den herkömmlichen Eid ablegte, und wurde zur Belohnung des bei dieser Gelegenheit bewiesenen Eifers in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen. Er war mit Maria Francisca

de Moncajo, Palafox y Cardona, Marquesin von Coscopetra verheirathet, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, die in der neuern Zeit die Besitzungen der Markgrafen von Valenzuela mit denen von Sastago vereinigte. Christophs Bruder Caspar [1]) war noch entschiedener, als jener, in der Zuneigung zu dem Erzhause; er diente unter den Augen Karls III. in den catalonischen Feldzügen, folgte demselben nach Teutschland und erhielt zur Belohnung seiner Treue ein Cürassierregiment, mit welchem er als Generalmajor den Feldzügen von 1716 und 1717 gegen die Türken beiwohnte. Im J. 1718 wurde er Feldmarschallieutenant, 1723 aber General der Cavalerie, so wie auch k. k. Kämmerer, Hofkriegsrath und Administrater des Land- und Hauszeugamts. Im J. 1726 erhielt er des Grafen von Galbes Cürassierregiment, am 19. Mai 1736 wurde er unter die niederöstreichischen Herrenstände aufgenommen, nachdem er die Herrschaft Karlstein V. O. M. B. erkauft, und am 2. November 1738 wurde er an des Herzogs von Aremberg Stelle zum Hauptmann über die Trabantengarde verordnet. In den J. 1737 und 1739 wurde er zu den Commissionen gezogen, die der Generale Seckendorf, Wallis und Neiperg Verfahren und Operationen untersuchen mußten, und am 19. März 1741 wurde er selbst zum Feldmarschall ernant. Im December 1745 ward er Vicepräsident in dem Hofkriegsrathe, gleichwie er schon früher k. k. Geheimerrath geworden. Am 19. März 1753 wurde er zum Präsidenten des neuen hofkriegsräthlichen Justizcollegii ernant, und am 29. November n. J. in die Zahl der Ritter des goldenen Vließes aufgenommen. Er starb den 8. October 1756, im 84. Jahre seines Alters, seine Witwe, Maria Elisabeth von Quarient und Raal den 29. November 1780, beinahe in der nämlichen Stunde, wie die große Kaiserin. Kinder hinterließ der Feldmarschall keine, und mag der Graf Christoph von Cordova, Rittmeister bei Cordova-Cürassiere, der 1734 als Generaladjutant zur Rheinarmee kam, nicht sowol sein, als seines Bruders Christoph Sohn gewesen seyn. Gewiß ist wenigstens, daß dieses zweiter Sohn Christoph hieß, und mag derselbe, nachdem Neapel verloren gegangen, wie so viele andere spanische Emigranten, Gelegenheit gesucht und gefunden haben, nach Spanien zurückzukehren.

Ferdinand Alfons, der Ahnherr der ältern Linie des Hauses Cordova, war zweiter Herr von Cagnete, Alcalde mayor und Alguazil mayor der Stadt Cordova, auch Alcayde von Alcaudete und Vater von fünf Söhnen, von welchen der jüngste, uneheliche, Roderich, der Ahnherr der Herren von Belmonte, aus welchen Joseph von Cordova, 2ter Markgraf von Moratilla, 15ter Graf von Priego, 9ter Herr von Belmonte und Salvares, von Gabiel, Santa Creche, Algarrova und Benescalera, zu Ende des 17. Jahrhunderts als königlicher Majordomus vorkomt, und der vierte, Diego, der Stammvater der Herren von Chillon, Markgrafen von Comares, Herzoge von Segorbe und Cardona, von denen unten, geworden ist. Der älteste endlich, Gonsalvo, 3ter Herr von Cagnete, diente mit großem Eifer Peter dem Grausamen, ging aber, weil er zum Lohne auf des Königs Geheiß ermordet werden sollte, zur Partei Heinrichs von Trastamare über, und seine Verdienste um den neuen Herren waren so ausgezeichnet, daß Heinrich sich gemüßigt fand, sie im J. 1369 mit einem ausgedehnten Landstriche in dem Königreiche Cordova, mit Aguilar, Priego, Monturque, Montilla, Torre de Almenara, Castro Gonzalo, Oviero, Belbis, Almesquitiel und Villar de Don Lazaro zu belohnen. Gonsalvo starb als Ricco hombre von Castilien im J. 1422. Sein jüngerer Sohn, Diego, vermöge väterlicher Disposition Herr von Baëna, wurde von König Heinrich III. zum Marschall von Castilien ernant, war auch Alguazil mayor von Cordova, Alcayde de los Donzeles (Domicellorum der Cadets, die zu dem Hofe gehörten und unter der Aufsicht eines erfahrnen Ritters zum Waffenhandwerke erzogen wurden), und von Cabra, Herr von Villaizan, Villacisla, Mazariegos, Bascones und Revenga, und in erster Ehe mit Sanctia Garsia de Rojas, Frau auf Poza, und in anderer Ehe mit Agnes de Ayala, Frau auf Casarubios, verheirathet. Die einzige Tochter zweiter Ehe, Marina, brachte Casarubios an ihren Gemahl, Friedrich Henriquez. Von den drei Söhnen erster Ehe war der jüngste, Sanctius, Bischof zu Aviorga, für die beiden ältern, Johann und Peter, errichtete Diego samt seiner ersten Gemahlin am 17. Januar 1423 vor dem Notarius Lupo Martinez zwei Majorate, von denen das eine, Poza, Villaquiran, Villacisla, Bascones und Revenga dem ältern Sohne Johann, das andere, auf Baena, Donna Mencia, und den Gütern in Bermeda, Cordova und Cabra begründet, dem jüngern, Peter, bestimt wurde. Johann, der den mütterlichen Namen Rojas angenommen hatte, starb um 1454; seine Enkelin, Elvira, seines ältesten Sohnes Diego Tochter, Frau auf Poza, Villaquiran u. s. w., war mit Diego von Rojas, dem 7ten Herrn von Monzon, verheirathet, daß demnach Poza, welches zu Gunsten von der Elvira Sohne, dem Johann von Rojas, von Karl V. zu einem Marquisat erhoben wurde, wieder an das Haus der frühern Besitzer gelangte. Johanns von Rojas jüngerer Sohn, der El-

1) Mißgrill behauptet zwar, Caspar sey der Sohn des Grafen Ludwig Emanuel Fernandez de Cordova y Alagon, Marchese di Santa Croce, Ritters von Alcantara, kaiserlichen und königlich-spanischen Generals, der, nachdem er sich in dem spanischen Erbfolgekriege durch Heldenmuth und Treue gegen Karl III. ausgezeichnet, sich in Östreich niederließ, 1722 in Wien verstarb, und daselbst bei den Trinitariern oder Weißspaniern in der Alsergasse begraben wurde. Allein 1. kent die Genealogie des Hauses Cordova y Alagon keinen Ludwig: 2. starb der Feldmarschall Caspar de Cordova 1756 im 84. Jahre seines Alters. Er war demnach etwa 1673 geboren, also um die Zeit, in welcher des Grafen Michael (verm. 1671) zweiter Sohn, Caspar, für welchen wir den Feldmarschall halten, geboren seyn mochte; 3. war niemals ein Cordova Marquez von Santa Croce, oder, wie es eigentlich heißt, von Santa Cruz. Mißgrill hatte wahrscheinlich gefunden, daß des Feldmarschalls Mutter eine Erbin aus dem Hause Bazan gewesen, von dem er nur die Hauptlinie in Santa Cruz kante, und dieses gab ihm Veranlassung, Santa Cruz den Cordovas zuzulegen, ein Misgriff, der uns berechtigt, zu vermuthen, daß der gewöhnlich so fleißige Forscher wol noch andere Misgriffe in diesem Artikel begehen konte. Wahrscheinlich war der vorgebliche Graf Ludwig niemand anders, als des Feldmarschalls älterer Bruder, der Graf Christoph, welcher nach den Ereignissen in Saragossa wol keinen Beruf finden mochte, unter die Herrschaft der Bourbons zurückzukehren.

vira Oheim, Gomez Manrique de Rojas, erbte von der Mutter Requena, welches aber seine Enkelin, Anna de Rojas y Manrique, um 1570 durch Heirath an die Acuña Portocarrero brachte. Des Gomez ältester Sohn, Anton de Rojas, starb als Erzbischof von Granada und Patriarch von Indien, nachdem er früher Bischof von Mallorca, Palencia und Burgos gewesen. — Peter Fernandez de Cordova, des Stifters des Hauses Cordova-Rojas jüngerer Bruder, Marschall von Castilien und König Heinrichs IV. Ayo, hatte mehre Söhne, in dem Majorat Baëna folgte ihm aber nicht der älteste, Gonsalvo Carillo de Cordova, der die bald wieder erloschene Linie auf Almodovaz, Rodrigalvarez und Estrella begründete, sondern der zweitgeborne, Diego Fernandez de Cordova, in den langwierigen Unruhen unter Heinrich IV. dieses Königs getreuer und geraume Zeit beinahe einziger Diener in Andalusien, wofür Heinrich ihn auch zum Grafen von Cabra ernante. Aber nicht nur für den König hatte Diego zu streiten: der Wunsch, sich der wichtigen Stadt Cordova zu versichern, und mancherlei Familienverhältnisse erweckten ihm unter seiner Verwandtschaft mächtige Gegner, und vorzüglich wurde durch seine Fehde mit den Vettern von Aguilar das reiche Andalusien Jahre lang beunruhigt. Im J. 1466 nahm er den Rebellen Ecija, wogegen er 1468 die Belagerung von Bujalance aufheben und ein ziemlich weit gediehenes Unternehmen auf Cordova aufgeben mußte, nachdem der Herzog von Medina Sidonia den Aguilars bedeutende Verstärkung zugeschickt. Zwar stellte des Königs Reise nach Andalusien, 1469, für einen Augenblick die Ruhe wieder her, die Stadt Cordova selbst wurde von Alfons von Aguilar übergeben, er versöhnte sich auch, gelegentlich des Frohnleichnamfestes, mit dem Grafen von Cabra, dem der König sofort den Alcazar der Stadt anvertrauet hatte, und empfing dafür Santa Ella und das Schloß von Rambla, so wie sein Gegner Castro del Rio und Montoro; aber kaum schien das schwierige Geschäft beendigt, so erhob sich die Bürgerschaft der Stadt Cordova, durch Aguilars Emissarien getrieben, zu wüthigem Aufstande, der König sollte, so foderten die Aufrührer, den Grafen von Cabra, wie den von Aguilar anhalten, die der Stadt entzogenen Ländereien zurückzugeben. Der Graf fand, daß man eigentlich nur ihn damit meine, es wurmte ihn nicht minder, daß seine Eroberung Ecija einer Creatur Villenas anvertrauet wurde, und er griff neuerdings zu den Waffen, während seine kriegerischen Söhne, Diego und Sancho, auf Aguilars Befehl zu Cordova in einer Rathsversamlung verhaftet (den 15. October 1469) und nach Cagnete gebracht wurden. Nun erhielten sie zwar auf königlichen Befehl ihre Freiheit wieder, nachdem sie zuvor versprochen, Alcala Real, welches der Graf von Cabra dem von Aguilar entriffen, zurückzugeben, (wie schon mit dem Alcazar von Cordova geschehen), aber ihr Vater, der sich von dem Könige vernachlässigt glaubte, verließ die Sache, der er so manches Jahr gedient, um fortan für die Infantin Isabella gegen die Aguilar zu streiten. Eben hatte er durch die Einnahme des festen, für die Stadt Cordova höchst wichtigen Almodovar einen entscheidenden Vortheil über seine Gegner erlangt (1473), als des Königs Ableben und der Infantin Isabella Thronbesteigung seinem Ehrgeize eine rühmlichere Bahn eröffnete. Als Anerkennung der Dienste, die er in dem Kriege mit Portugal und Granada leistete, wurde der Gemahlin des Grafen von Cabra auf ewige Zeiten die Merced del Brial de la Reyna, das Recht, das Kleid, welches die Königin am Feste der Erscheinung des Herrn oder zu Ostern anlegen würde, zu besitzen. Diego war auch Vizconde von Isnajar, Herr von Baëna, Rute und Zambra, Marschall von Castilien und Alguazil mayor von Cordova, und wurde in zwei Ehen Vater von sieben Söhnen, von denen uns doch nur Diego, Martin und Sancho, sämtlich aus der ersten Ehe, interessiren. Sancho war 1ster Herr von Casapalma, von Villa de Nuño, Arroyo, Pililla, Quintanilla und Villaverde del Monte, Alcayde von Cazara bonela, auch Ferdinands des Katholischen Hatschierhauptmann und Mästre Sala. Sein jüngerer Sohn, Johann, Alcayde von Cazara bonela, wurde der Ahnherr der Markgrafen von Miranda de Auta, Grafen von Amarante, Vizconden von Colmenar, so wie der Grafen von Puertollana, welche letztere wegen der frühern Besitzer von Puertollana den Geschlechtsnamen Laso de la Vega annahmen. Sancho's älterer Sohn, auch Sancho genant, Alferez von Malaga, führte das Haus Casapalma fort, und wurde sein Urenkel, Franz, der 6te Herr von Casapalma, Alferez mayor von Malaga, 1632 in den Grafenstand erhoben. Des 1sten Grafen von Casapalma Enkelin, Francisca, geb. 1662, brachte Casapalma sowie die Markgrafschaft Guadalcazar an ihren Gemahl Felix Fernandez von Cordova, den 9ten Herzog von Sessa und Baëna. — Martin, des 1sten Grafen von Cabra dritter Sohn, Herr von Salzarejos, Alcayde von Ecija, Bujalance und Calahorra, Alferez mayor von Cordova, wurde der Ahnherr der Vizconden de la Puebla de los Infantes, die noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Alferez-Amt zu Cordova bekleideten. — Diego endlich, des 1sten Grafen von Cabra zweitgeborner Sohn (der älteste, Peter, starb als Jüngling), Marschall von Castilien, folgte dem Vater, wie in dem Majorat so in den kriegerischen Neigungen. Er war es, den Alfons d'Aguilar 1469 verhaften ließ, statt aber, wie er doch versprochen, sich durch die Abtretung von Alcala Real zu lösen, foderte er seinen Gegner, den er einen treulosen Verräther schalt, zum Zweikampfe heraus. Aguilar nahm den Handschuh auf, weigerte sich aber, nachdem der König von Castilien den gebetenen Kampfplatz versagt, den Kampf, wie Diego vorschlug, in Granada Angesichts des mohrischen Königs zu bestehen, vorschützend, wie ihm dieses Fürsten Vorliebe für die Cabras allzu bedenklich scheine. Nichts desto weniger erschien Diego wohlgerüstet am bestimten Tage zu Granada und wartete ruhig vor den Schranken, bis die für den Zweikampf bestimte Stunde verstrichen war, wie sich da auch noch kein Aguilar blicken ließ, meldete er dem Könige, wie er seinen Befehlen und den Gesetzen der Ritterschaft Genüge gethan, der Mohammedaner aber erklärte ihn für einen tapfern Ritter, der als Sieger scheide, und den Alfons d'Aguilar für einen Verräther. Sodann wurde Aguilars Bildniß dem Streitrosse des Marschalls an den Schwanz geheftet,

und dieser ritt solches dreimal in den Schranken umher, während das Bildniß schleifte. Zum Beschlusse meldete ein Manifest, an die vornehmsten Städte Spaniens gerichtet, ihren Bürgern den ganzen Hergang der Sache (1470). Später erscheint Diego als einer der ausgezeichnetsten Helden des Krieges mit Granada; nach einer langen Reihe rühmlicher Thaten erfocht er am 21. April 1483 bei Lucena über Mohammed Abo Abdeli, den König von Granada, und dessen zehnfach überlegenen Schwarm einen entscheidenden Sieg, und der König selbst wurde sein Gefangner. Zur Belohnung erhielt Diego eine jährliche Pension von 100,000 Maravedis, auch wurde ihm erlaubt, in sein Wapen das Bild eines gefesselten Königs, mit der Krone auf dem Haupte, aufzunehmen und dasselbe mit 9 Standarten, als so viele er an diesem Tage den Mohren abgenommen, zu umgeben. Zwei Jahre später nahm indessen der neue König von Granada empfindliche Rache; in dem Gefechte bei Moclin (1485) verlor Diego beinahe seine ganze Mannschaft, selbst seinen tapfern Bruder Gonsalvo, den Geschicht- und Romanenschreiber so oft mit einem andern berühmten Gonsalvo von Cordova verwechseln, und er persönlich entkam nur mit genauer Noth. Diego hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der älteste Sohn, Diego, folgte in dem Majorat, der andere, Iñigo, des St. Jakobordens Ritter und Ferdinands des Katholischen Gesandter bei dem päpstlichen Stuhle, wurde der Stammvater der 1622 ausgestorbenen Herren von Guetor de Santillan und Palomares; der dritte, Franz, war Bischof von Palencia und Graf von Pernia, auch zugleich Diego's, des Bischofs von Avila, Vater; der fünfte, Anton, St. Jakobordens Ritter und Corregidor von Toledo, war mit Maria Hurtado de Mendoza, Frau auf Torrequebradilla, Torralva und Torrejon, verheirathet, und wurde der Ahnherr der Grafen von Torralva (die Grafschaft dieses Namens wurde durch königliche Briefe vom 10. September 1640 errichtet), die auch das Marquisat Fuentes, dann Talara und Totanes besitzen. Diego, der älteste Sohn, 3ter Graf von Cabra, wurde Vater von 13 Kindern. Der älteste Sohn, Diego, starb in früher Jugend, von Ludwig wird sogleich die Rede seyn, Peter wurde der Ahnherr der bald wieder erloschenen Herren von la Zubia und las Guajaras (beide Orte liegen in der Vega von Granada), Alvaro endlich gründete die Linie der Markgrafen von Valenzuela, deren Majorat, wozu auch ein bedeutendes Gebiet in der Alpujarra mit den Hauptorten Orgiva und Busquistar gehört, jedoch im J. 1685 durch Heirath an die Venegas gekommen ist.

Ludwig, 4ter Graf von Cabra, Vizconde von Iznajar, Herr von Baëna, Donna-Mencia, Albendin, Rute und Zambra, vermählte sich den 24. Februar 1520 mit Elvira de Cordova, des Großcapitains einziger Erbin, und brachte hiedurch die Herzogthümer Sessa, Terranuova, S. Angelo und Torremaggiore, das Marquisat Bitonto, die Fürstenthümer Jasa, Venosa, Squillace und andere große Güter in dem Neapolitanischen an sein Haus. Er starb zu Rom den 17. August 1526. Sein Sohn, Gonsalvo, 3ter Herzog von Sessa, 5ter Graf von Cabra, des goldenen Vließes Ritter, wurde, nachdem er Terranuova veräußern müssen, am 19. August 1561 zum Herzoge von Baëna ernant und starb den 3. December 1578. Seine älteste Schwester, vermählte Markgräfin von Gibraleon, folgte ihm als 4te Herzogin von Sessa, 2te von Baëna und 6te Gräfin von Cabra; weil sie aber am 9. Juni 1597 ohne Kinder, wie ihr Bruder, starb, so fiel ihre ganze reiche Erbschaft an ihren Neffen, Ludwig von Cardona, und nach dessen baldigem Abgange an seinen jüngern Bruder Anton. Anton war der Sohn der Beatrix von Cordova, einer jüngern Tochter des 4ten Grafen von Cabra, und des Ferdinand Folch (Fulco) von Cardona y Requesens, 2ten Herzogs von Somma, Grafen von Palamos, Calonge und Olivito, Barons von Belpuech, Liñola, Val de Almonacid, Großadmirals von Neapel, und obgleich väterlicher Seits aus dem größten Hause Cataloniens entsprossen, fand doch Anton, gleich seinen Nachkommen, für gut, den mütterlichen Namen Cordova den Vorzug zu geben, weshalb wir uns auch berechtigt glauben, sie hier aufzustellen. Anton Fernandez de Cordova, Cardona y Requesens, 4ter Herzog von Somma, 5ter von Sessa, 7ter Graf von Cabra, starb den 6. Januar 1606. Sein zweiter Sohn, Ferdinand, war Abt von Rute und Archidiakon der Kirche von Cordova. Der dritte, Gonsalvo Fernandez von Cordova, Fürst von Marantea, hatte sich nichts geringeres vorgesetzt, als den Kriegsruhm seines Ältervaters und Namensvetters, des Großcapitains, zu erreichen. Er diente von der frühesten Jugend an, vornehmlich in den Niederlanden, und galt bereits für einen der bedeutendsten Generale der Monarchie, als Spinola, den der Ablauf des Waffenstillstandes und die Bewegungen der Holländer nach dem Niederrheine abriefen, ihm das Commando in der Pfalz übertrug. Er vollendete die Eroberung dieses Landes, siegte, gemeinschaftlich mit Tilly, am 8. Mai 1622 bei Wimpfen, mußte sich dann aber, um den Bewegungen des Herzogs von Braunschweig und der Mansfelder zu folgen, nach den Niederlanden wenden; er blieb zwar Sieger in der Schlacht bei Fleurus, den 30. August 1622, konte aber doch die Geschlagenen nicht verhindern, sich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen und den Entsatz von Berg-op-Zoom zu bewerkstelligen. Im folgenden Jahre mußte ihm endlich Frankenthal überliefert werden. Im J. 1625 wurde er dem Generalgouverneur von Mailand, dem Herzoge von Feria, als Feldmarschall beigegeben, aber schon 1627 trat er als Generalgouverneur an dessen Stelle. In diesem Posten half er den wegen des Veltlins ausgebrochenen Krieg beilegen, wogegen durch seine Rathschläge bald ein anderer wegen der Mantuanischen Erbschaft entstand. Die ganze Landschaft Montferat hatte er bereits eingenommen, und die Hauptstadt Casal sollte dasselbe Schicksal erfahren, da ließ sich Gonsalvo durch listige Unterhändler bethören und durch den zwischen Frankreich und Savoyen abgeschlossenen Pacificationsvertrag schrecken. Er führte sein Heer ab in dem Augenblicke, wo er für die Sicherstellung der spanischen Herrschaft in der Lombardei den entscheidendsten Schritt thun konte, wurde dafür seines Gouvernements entsetzt, wobei das Volk von Mailand, welches ihm vorwarf, er wisse nur zu studiren, nicht zu handeln, die ausge-

lassenste Freude an den Tag legte, und mußte geraume Zeit in Ungnade leben. Im J. 1632 wurde er nochmals nach den Niederlanden geschickt; er kam zu spät, um Mastricht zu entsetzen, mußte deshalb auf sein Lieblingsproject, den Schweden eine Diversion zu machen, verzichten, wurde 1633 nach Spanien zurückgerufen, und starb unvermählt den 16. Februar 1645. In seiner Grabschrift zu Baëna wird er der zweite Großcapitain genant; ein solcher Titel war allzu schwer zu verdienen. Der sechste von des Herzogs Anton Söhnen, Franz, wurde Markgraf von Poza durch Vermählung mit seiner Bruderstochter Johanna, und Vater einer an Caspar Messia Philippez de Gusman, den 2ten Markgrafen von Leganez, verheiratheten Tochter. Ludwig endlich, der älteste der Brüder, Herzog von Somma, Sessa und Baëna, Graf von Cabra, Großadmiral von Neapel, † den 14. November 1642, war mit Mariana de Rojas, der 4ten Markgräfin von Poza, verheirathet. Seine jüngste Tochter, Johanna, erbte Poza und wurde an ihren Oheim, Franz de Cordova, verheirathet; sein Sohn, Anton II. starb als von Sessa 7ter, von Baëna 5ter, von Somma 6ter Herzog, als 9ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Großadmiral von Neapel, den 20. Januar 1659. Dieses Gemahlin, Theresia Pimentel, hatte ihm 6 Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Diego, des S. Jagoordens Ritter und Dreizehner, wurde Marquez von Guetor de Santillan und Quintana, Graf von Villa umbrosa und Castro nuevo durch zwei Vermählungen, blieb aber in beiden Ehen ohne Kinder. Sein Bruder Franz, 8ter Herzog von Sessa, von Baëna und Somma, 10ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Leñola, Uxafava und Calonga, Herr der Städte Rute und Zambra, Großadmiral von Neapel, Comthur von Almagro und Obreria, in dem Orden von Calatrava, Vicekönig und Generalcapitain von Catalonien, königlicher Kammerherr und Oberstallmeister, wurde weniger bekant durch seine Ämter und Würden, als durch eine Liebesgeschichte. Schon bei seiner ersten Gemahlin, Isabella Fernandez de Cordova, des 5ten Markgrafen von Priego Tochter, Lebzeiten, hatte ihm Mencia Davalos, die Tochter eines schlichten Landedelmanns aus Andalusien, gefallen. Sie verwarf aber alle Anträge des Herzogs, daß dieser, seinem Leiden ein Ende zu machen, sich als Witwer gemüßigt fand, ihr seine Hand zu reichen. Dieses geschah ohne seines Vaters, der damals noch am Leben, Vorwissen. Entrüstet über solche Vernächlässigung, gleichwie über die ungleiche Heirath selbst, focht der alte Herzog ihre Giltigkeit an. Sie wurde von einem Ehegerichte untersucht, und nach langem Rechten erfolgte ein Spruch, der die Liebenden trente. Mencia verschloß sich in ein Dominicaner-Nonnenkloster, ohne jemals den Titel einer Herzogin aufzugeben, und ihre einzige Tochter, Maria Regina, folgte diesem Beispiele, indem sie zu Cordova in einem Capuziner-Nonnenkloster den Schleier nahm. Der Herzog aber, ohne den völligen Ausgang eines ihn so nahe berührenden Rechtsstreites abzuwarten, hatte sich schon früher in dritter Ehe mit Anna Maria Pimentel y Henriquez, der 6ten Markgräfin von Tavara und Gräfin von Villada verheirathet, und erzeugte mit ihr vier Töchter, von denen Ludovica und Anna Maria, letztere verm. mit Anton von Toledo-Ossorio, nach einander Tavara und Villada erbten. Die Herzogin Anna Maria starb den 16. März 1680, und Franz schritt zur vierten Ehe mit Maria Andrea de Gusman y Zuniga, des 4ten Markgrafen von Villamanrique Tochter, und wurde nochmals Vater von drei Kindern, von denen der älteste Sohn, Emanuel, mit Faustina Dominica de Montezuma y Sarmiento die mexikanische Grafschaft Montezuma (eigentlich ist es nur ein Grafentitel, mit einer damit verbundenen Pension) erheirathete, während des Herzogs Franz jüngster Sohn erster Ehe (die zwei ältesten starben in der Kindheit, der dritte, Franz, 11ter Graf von Cabra, starb 1685 vor dem Vater), Felix, als von Sessa 9ter, von Baëna 7ter, von Somma 8ter Herzog, als 12ter Graf von Cabra und Palamos, als Großadmiral von Neapel, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albendin, S. Jago de la Puebla, Malpartida und Seron succedirte. Felix war auch des Ordens von S. Jago Comthur zu Estriana, Generalcapitain des Oceans und der Küsten von Andalusien, sodann Hauptmann von Philipps V. neu errichteten Gardes du corps, vermählte sich den 11. August 1678 mit Francisca de Cordova, der 3ten Gräfin von Casapalma und 5ten Markgräfin von Guadalcazar, und nach ihrem am 12. September 1680 erfolgten Tode, in anderer Ehe mit Margaretha de Aragon, des 6ten Herzogs von Segorbe Tochter (verm. den 4. März 1685) und starb im Juli 1709. Die einzige Tochter erster Ehe, Francisca Maria Manuela brachte Casapalma und Guadalcazar an ihren Gemahl, Franz Nicolaus de Ayala, Velasco y Cardenas, Grafen von Colmenar. Der älteste Sohn zweiter Ehe, Franz Xaverius, Herzog von Sessa und Baëna, Großadmiral von Neapel, auch der verwitweten Königin von Spanien, Elisabeth Farnese, Oberstallmeister, starb den 19. Mai 1750, seine Witwe, Theresia de Gusman, Markgräfin von Montealegre, im Juni 1751. Der älteste Sohn, Herzog von Sessa und Markgraf von Montealegre, wurde im Februar 1758 zum Obristhofmeister der Königin ernant. Von den Gütern des Hauses, die in der neuern Zeit an die Grafen von Altamira gekommen sind, liegen Cabra, Baëna, Isnajar, Donna-Mencia, Albendin, Rute, Zambra, im Zusammenhange, oder doch nur durch die Staten der Herren von Aguilar, jetzt der Herzoge von Medina-Celi, getrent, in dem Umfange des Königreichs Cordova, Seron in dem Königreiche Granada, bei Purchena, Palamos, Calonga, Belpuech, Leñola, Olivite in Catalonien, Sessa in Terra di Lavoro.

Gonsalvo's, des dritten Herren von Cagnete älterer Sohn, Alfons Fernandez de Cordova y Aguilar, folgte dem Vater in dem Besitze von Priego, Aguilar und Cagnete. Sein ältester Sohn, Gonsalvo, starb noch vor ihm, hinterließ zwar zwei Söhne, Alfons, mit dem Beinamen el Desheredado, und Diego, weil aber das Repräsentationsrecht noch nicht eingeführt war, konten sie den Großvater nicht beerben, sondern des Alfons jünge-

46 *

rer Sohn, Peter, folgte als edler Herr von Aguilar und Priego und als Ricco hombre von Castilien. Peter starb im April 1424. Sein ältester Sohn, Alfons, wurde in dem Besitze des Majorats durch seinen Vetter, den Desheredado, beunruhigt: viele Jahre wurde gestritten, und die berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit versuchten ihre Kunst an dem verwickelten Handel, bis endlich der Desheredado, durch Vergleich vom 20. August 1439, allem Anspruche entsagte. Alfons überlebte seinen Sieg nicht lange, er starb unbeweibt im J. 1441, und wurde von seinem Bruder, Peter III., beerbt. Peter III., der 5te Herr von Aguilar, starb 1455, wurde in seiner Ehe mit Elvira de Herrera Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Gonsalvo Fernandez de Cordova, erwarb sich bereits in dem Kriege mit Portugal den Ruf eines tapfern und vorsichtigen Kriegers, und es war vornehmlich letztere Eigenschaft, die den König bewog, ihm in dem neuen Kampfe mit den Mohren von Granada das kürzlich eroberte, durch seine Lage an dem Eingange des Gebirgs so wichtige Illora anzuvertrauen (1486). In der Belagerung von Baza (1489) zeichnete Gonsalvo sich in mehren, unter den Mauern dieser Stadt gelieferten Gefechten aus, nicht minder in der Belagerung von der Hauptstadt Granada; zugleich hatte sich aber schon damals ein solches Talent zu politischen Unterhandlungen in ihm entwickelt, daß Ferdinand der Katholische, der ausgezeichnete Menschenkenner, ihn vor allen andern Befehlshabern wählte, mit den Belagerten um die Übergabe zu unterhandeln, und die Capitulation von Churriana, vom 25. Nov. 1491, wodurch Granada den katholischen Königen überliefert wurde, war sein Werk. Im J. 1495 erhielt er den Oberbefehl über ein kleines Heer, welches Ferdinand dem Könige von Neapel gegen die Franzosen zu Hilfe schickte. Er landete in der Nähe von Reggio in dem Augenblicke, wie die französische Besatzung durch die Bürger der Stadt und den jungen König, der ihnen zu helfen herbeigeeilt war, genöthigt wurde, sich nach dem Castell zurückzuziehen, und Gonsalvo's nachdrückliche Angriffe erzwangen gar bald dieses Castells Übergabe. Mehre Städte in Calabrien folgten dem Beispiele von Reggio; an Seminara wollte d'Aubigny, der französische Befehlshaber, dafür Rache nehmen, und die Stadt vom Untergange zu retten, ließ sich König Ferdinand, wider Gonsalvo's Rath, in ein Treffen ein, das mit der vollkommenen Niederlage der Spanier und Neapolitaner endigte, wiewol Gonsalvo doch noch seine Veteranen zusammenbrachte und nach Reggio zurückführte. Hier entwarf er den Plan zu dem Seezuge gegen die Stadt Neapel, den der König mit so ausgezeichnetem Glücke ausführte; er selbst, zu schwach, es mit seinen Gegnern im freien Felde aufzunehmen, und doch genöthigt, ihnen um jeden Preis Beschäftigung zu geben, die ihre Aufmerksamkeit von der Hauptstadt ablenke, brachte die Künste in Anwendung, die er sich in dem langen Kriege mit den Mohren eigen gemacht. Nächtliche Überfälle, Hinterhalte und Kriegslisten machten ihn den Franzosen so furchtbar, daß diese es nicht mehr wagten, sich außerhalb der Mauern ihrer Festungen sehen zu lassen. Nachdem dieses erreicht und die feindliche Kriegsmacht also hinreichend vereinzelt, eröffnete Gonsalvo mit gleichem Erfolge den Festungskrieg. Fiumara di Muro war seine erste Eroberung: sie sollte ihm entrissen werden, aber durch eine bedeutende Niederlage büßten die Feinde den Versuch. Calanna und Bagnara folgten dem Schicksale von Fiumara, gleichwie der Fall von Cosenza die Einnahme von Renda, Montalto, Bisignano, die Unterwerfung des ganzen Cratithals zur Folge hatte. Die Besatzung von Grimaldi that ernstlichern Widerstand, doch wurde der Ort erstiegen und zur Strafe ausgeplündert und angezündet. Morano ergab sich ohne Widerstand, nachdem ein unordentliches Heer von Bauern, welchem die Vertheidigung der Stadt anvertraut gewesen, zersprengt worden. Gleiches Schicksal hatten die Grafen von Mileto und Nicastro, die in Laghino 4000 Mann versammelt hatten, den Spaniern den Weg streitig zu machen. Gonsalvo marschirte die ganze Nacht, überfiel die Burg mit Tagesanbruch und nahm den Grafen von Nicastro samt zwölf Baronen von seiner Partei und vielen Reisigen gefangen. Über Aliano, welches mit Gewalt genommen werden mußte, in dessen reichen Vorräthen aber das kleine Heer Mittel fand, sich für die erlittenen Entbehrungen zu entschädigen, über Pietra-Pertosa, Potenza, Gesualdo, wo abermals ein bedeutender Widerstand zu überwinden, bewerkstelligte endlich Gonsalvo seine Vereinigung mit dem Könige und dem Markgrafen von Mantua, die eben in der Belagerung von Atella begriffen (den 24. Juni 1496). Der König, der Markgraf und der päpstliche Legat kamen ihm auf eine große Strecke Wegs entgegen, diese seltene Ehrenbezeugung verschwand aber neben dem ungestümen Freudenjubel ihrer Soldaten, als der Großcapitain (el Gran-Capitan, mit diesem Namen begrüßte ihn hier zum ersten Male die jubelnde Menge) unter sie trat, und sie gewahrten, daß er mit nur 3000 Fußgängern und 1500 Reutern den beschwerlichen und gefahrvollen Marsch durch das ganze Königreich gemacht und unterwegs soviel Festungen eingenommen. Atella selbst wurde bald auf das Äußerste gebracht, nachdem Gonsalvo sich der Mühlen bemeistert, welche die Stadt mit Mehl versorgten, und eine Capitulation war hievon die Folge, vermöge deren die Franzosen alles, was sie noch inne hatten, ausgenommen Gaëta, Venosa, Tarent, überliefern und dagegen freien Abzug erhalten sollten; Stipulationen, die indessen nicht vollständig erfüllt wurden, weil d'Aubigny, der nach Gonsalvo's Abmarsch nicht unbedeutende Eroberungen in Calabrien gemacht hatte, sich weigerte, der Capitulation beizutreten, und dadurch den Großcapitain nöthigte, nochmals die Eroberung von Calabrien vorzunehmen. Kaum hiemit zu Ende gekommen, durchzog er abermals das Königreich, um der Belagerung von Gaëta beizuwohnen: auf dem Marsche wurde das feste Aul Ata, welches Lebensmittel und Quartier verweigerte, mit stürmender Hand genommen und hart gezüchtigt; Gaëta aber ergab sich den Tag nach Gonsalvo's Ankunft im Lager, und nachdem er auch den Herzog von Sora genöthigt, sich zu unterwerfen, nachdem er Anfangs 1497, auf des Papstes Begehren, auch Ostia in einem kühnen

Sturme den Franzosen entrissen, war Unter-Italien gänzlich beruhigt.

Bald entwickelte sich jedoch der Keim zu weitern Fehden. Gonsalvo, der für seine Person sich gegen den neuen König von Neapel sehr edelmüthig benahm und geraume Zeit jede Belohnung für seine wichtigen Dienste ablehnte, machte dagegen im Namen seines Königs die ausschweifendsten Foderungen. Das erschöpfte Land sollte alle Kosten, welche Spanien auf dessen Vertheidigung verwendet, ersetzen, und weil die Bezahlung nicht sogleich erfolgen konte, blieben die wichtigsten Plätze in Calabrien von den Spaniern besetzt. Daneben war Gonsalvo auf alle Weise bedacht, die bedeutendsten unter den neapolitanischen Baronen für seinen Herrn zu gewinnen, was ihm besonders mit Prosper Colonna glückte. Endlich trugen auch mancherlei Familienverhältnisse bei, den König von Neapel mit seinem Vetter in Aragonien zu entzweien. Alles dieses zusammengenommen erzeugte den monströsen Theilungsvertrag vom J. 1500, an dem Gonsalvo um so mehr Antheil haben mag, da er sich damals selbst in Spanien befand, auch sogleich fertig war, den Vertrag zur Vollziehung zu bringen. Unter dem Vorwande, den Venedigern gegen die Türken beizustehen, ging er mit 52 Schiffen, worauf sich 4000 Mann Infanterie, 300 Lanzen und 300 leichte Reuter befanden, von Malaga aus unter Segel; er nöthigte die Türken, die Belagerung von Zante aufzuheben, auch die Insel Cefalonia, deren sie sich bereits bemeistert hatten, zu räumen; dann aber wendete er sich nach Sicilien, um von hier aus seine Operationen gegen Calabrien und Apulien zu eröffnen. Vorher aber schickte er einen Edelmann an den König von Neapel, um ihm alle Güter, die er von ihm empfangen, zurückzugeben, denn die ritterliche Sitte erlaubte nicht, einen Wohlthäter zu bekriegen. Am 15. Juli 1501 landete Gonsalvo bei Tropea, und die beiden Calabrien unterwarfen sich auf der Stelle, nur daß Cosenza eine Belagerung erfoderte, indem französisch-gesinte Barone den Ort mit ihren Kriegsvölkern besetzt hatten. Mit gleicher Leichtigkeit durchzog er die Ebenen von Apulien, wo ihm Gallipoli, Otranto und Manfredonia überliefert wurden. Während er aber den Schlüssel der Landschaft, Tarent, belagerte, benutzten die Franzosen die dadurch entstandene Pause, um allgemach Capitanata und Basilicata einzunehmen, obgleich diese Landschaften von Alters her zu Apulien und also zu dem spanischen Antheile gerechnet wurden. In einer Conferenz, die Gonsalvo deshalb mit dem französischen Befehlshaber, dem Herzoge von Nemours, hatte, wurde beliebt, deshalb an die beiderseitigen Könige zu berichten, aber während ihre Entscheidung erwartet wurde, fiel Johann Baptist Marsan, einer der Barone von der französischen Partei, in Calabrien ein und nahm Rossano und andere Plätze, die zwar sein Eigenthum, aber von den Spaniern besetzt waren, und von der andern Seite machte Ludwig von Ars, den der französische Feldherr früher mit 3000 Knechten den Spaniern zu Hilfe geschickt, Miene, die Orte, die sich an ihn ergaben, für seinen König zu behaupten. Gonsalvo gerieth in drückende Verlegenheit, zumal Don Ferdinand, des entfernten Königs Sohn, Tarent standhaft vertheidigte, und es erfoderte des Großcapitains ganze Festigkeit und Unterhandlungsgabe, um nur die Franzosen von weitern Fortschritten abzuhalten. Endlich mußte Tarent sich am 1. März 1502 ergeben, und sofort nahm Gonsalvo eine drohende Stellung zwischen Barletta und Andria ein, während er durch ein Detachement seinen Gegnern in der Besitznahme von Altamura zuvorkommen und sie aus Matera verjagen ließ. Am 9. Juni 1502 hatte er nochmals in St. Antons Clause, zwischen Melfi und Atella, eine Conferenz mit dem Herzoge von Nemours, um wo möglich die obwaltenden Zwistigkeiten auszugleichen; aber auch dieser Versuch lief fruchtlos ab, und schon am andern Morgen ließ Gonsalvo Atripalda wegnehmen, wie die Franzosen kurz vorher mit Troja gethan, und erlitten sie noch dabei, als sie den Ort wieder haben wollten, bedeutenden Verlust. Mittlerweile kamen ihnen aber von mehren Seiten Verstärkungen zu, und Canosa mußte sich nach neuntägiger lebhafter Belagerung an den Herzog von Nemours ergeben, Quaranta nnd Bisceglia wurden ihm überliefert, die ganze Landschaft Capitanata bis auf Manfredonia und Monte St. Angelo, war von den Franzosen besetzt, der Großcapitain durch ein Heer von 10,000 Fußgängern und 7000 Reutern von allen Seiten eingeschlossen. Er war verloren, wenn die Belagerung von Barletta betrieben wurde, wie die von Canosa, statt dessen aber ließ Nemours sich verleiten, seine Kräfte zu theilen, um seinen Verbündeten, den S. Severinos und Marsans, in ihren Unternehmungen im Süden beizustehen, und während Aubigny bei Terranuova in Calabria citra siegte, glaubte Nemours auch noch die Belagerung von Tarent vornehmen zu dürfen. Solche Vermessenheit konte nicht ungestraft bleiben: Tarent leistete hartnäckigen Widerstand, und Gonsalvo, obgleich sein kleines Heer durch Mangel und Pest immer mehr gelichtet wurde, warf am 22. August die Franzosen mit bedeutendem Verlust über den Ofanto zurück, wodurch die Lage von Barletta nicht wenig erleichtert wurde; bemächtigte sich des wichtigen Postens Castellaneta, dicht vor Barletta, und verschaffte sich Lebensmittel in einer großen Fouragirung, die sich bis über Ruvo hinaus erstreckte, nachdem er diese Stadt mit Sturm genommen, gleichwie durch das Gefecht bei Canosa (den 9—10. Decbr.), worin um den Besitz einer großen Heerde, welche die siegreichen Spanier endlich entführten, gestritten wurde. Um weiterer Beunruhigung zu entgehen, ließ Nemours selbst die Brücke über den Ofanto zerstören (den 30. Decbr. 1502). Kurz vorher hatte Gonsalvo den rechtmäßigen Erben des neapolitanischen Throns, den Herzog Ferdinand von Calabrien, nach Spanien geschickt, ob er gleich diesem Prinzen, den er durch betrügerische Unterhandlungen berückt, eidlich auf die geweiheten Hostien versprochen, daß ihm keine Gewalt geschehen solle [2]).

2) So erzählen Gonsalvo's und der Spanier Feinde: in der handschriftlichen Geschichte des Hauses Cordova sucht ihn jedoch der gelehrte Abt von Rute Franz Fernandez de Cordova zu rechtfertigen.

Die Besatzung von Barletta empfand bald wieder drückenden Mangel, Gonsalvo selbst zog aus, um Beute zu machen, und es glückte ihm nicht nur, 40,000 Stück Vieh aus den Triften von Canosa und Cerignola wegzutreiben, sondern auch den nacheilenden Feinden durch einen Hinterhalt schweren Verlust beizubringen (den 15. Jan. 1503.). Fünf Tage später besiegte er bei Trani den französischen Feldherrn la Motte, der selbst gefangen wurde, und am 22. Februar nahm er nochmals mit stürmender Hand die Stadt Ruvo, gleichwie der Anführer der französischen Flotille in dem adriatischen Meere, der Ritter Pregent, genöthigt wurde, seine Schiffe selbst zu verbrennen. Gonsalvo begann demnach Athem zu schöpfen, als am 5. März die längst erwartete Flotte aus Spanien auf der Rhede von Messina anlangte, wiewol es noch bis zum halben April dauerte, bevor das Heer, welches sie nach Reggio übergesetzt, seine Operationen eröffnen konte; eine Frist, die Gonsalvo höchst vortheilhaft verwendete, um den Markgrafen del Vasto, der immer noch die Insel Ischia für den entfernten König behauptete, zu gewinnen. Am 21. April wurde Aubigny bei Seminara, eben da, wo er früher gesiegt hatte, auf das Haupt geschlagen, und am 27sten zog Gonsalvo, dem über Triest 2500 Landsknechte zugekommen waren, aus Barletta aus, seinem Gegner eine Schlacht anzubieten. Als er sich dem Ofanto näherte, traf ihn ein Bote des Erzherzogs Philipp mit der Nachricht von dem wegen Neapel abgeschlossenen Tractat (d. d. Lyon den 2. März 1503), und dem Befehle, sofort die Feindseligkeiten einzustellen. Gonsalvo, durch eine geheime Weisung Ferdinands des Katholischen unterrichtet, erwiederte, daß die Lage der Dinge nicht erlaube, Folge zu leisten, er müsse vielmehr seines Königs Befehle abwarten; ging über den Fluß und lieferte Freitags den 28. April das Treffen bei Cerignola, worin Nemours vollkommen geschlagen und selbst getödtet wurde. Cerignola und Canosa ergaben sich auf der Stelle. Am 6. Mai hielt Gonsalvo seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Neapel, nachdem das feste Capua bereits einige Tage früher von seinen Vortruppen besetzt worden, und schnell befolgten der Hauptstadt Beispiel die Provinzen, daß nur noch einzelne Punkte in des Feindes Gewalt blieben. Und auch diese fielen nach einander: am 12. Juni wurde das Castel nuovo zu Neapel beinahe Angesichts einer französischen Flotte, die sich nur um einen Tag verspätet hatte, mit Sturm, am 24. St. Germano genommen; am 29. ergaben sich Rocca Guglielma, Trajetto und Mola an den Großcapitain, am 12. Juli bemeisterte sich Fabricius Colonna mit Sturm der wichtigen Stadt Aquila, ein Schicksal, welches Tags vorher auch das Castel del uovo zu Neapel gehabt. Das einzige Gaëta wurde durch die französische Besatzung, die durch alles verstärkt, was dem Blutbade von Cerignola entkommen, mit Ernst vertheidigt: nach zwei abgeschlagenen Stürmen, in deren einem der tapfere Hugo de Cardona umkam, sah sich Gonsalvo genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, und auch diese mußte aufgehoben werden, als ein neues französisches Heer, von dem Markgrafen von Mantua befehligt, von der Tiber her vordrang, das rechte Ufer des Garigliano überschwemmte und selbst auf dem linken Ufer Rocca secca belagerte; doch wußte Gonsalvo von seiner neuen Stellung bei St. Germano aus bald der Feinde Siegeslauf zu hemmen. Am 10. Oct. nahm er mit stürmender Hand, obgleich des Markgrafen Lager nur 6 italienische Meilen entfernt, und dieser daher die Nothsignale der Besatzung gar wohl gewahren mußte, das Castell von Monte Cassino, worin die Franzosen sich bis zur Stunde behauptet hatten; am 16ten ließ er durch Prosper Colonna die Feste Rocca secca entsetzen; am 18ten schon mußten die Franzosen über den Garigliano zurückweichen. Am 9. Nov. gelang es ihnen zwar, neuerdings eine feste Stellung auf dem linken Ufer einzunehmen, auch, indem sie ihren Vortheil verfolgten, das Hauptcorps der Spanier in Unordnung zu bringen, da stellte Gonsalvo, die Streitaxt in der Hand, sich an die Spitze seines Fußvolkes; ein neues wüthendes Gefecht erhob sich, in dem Bayard die Heldenthat des Horatius Cocles wiederholte, die Spanier aber Meister der feindlichen Verschanzungen und der Brücke wurden. Die unmittelbare Folge dieses Tages war ein heftiger Zwist unter den feindlichen Feldherren; der Markgraf von Mantua verließ die Armee mit allen seinen Truppen, uud sein Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, konte nur bedacht seyn, sich in dem engen Landesstriche zwischen dem Garigliano und dem Kirchenstate zu behaupten. In diesem Streben schien der Winter, der mit ungewöhnlicher Strenge einbrach, ihn eine Zeit lang begünstigen zu wollen. Gonsalvo traf bereits Anstalten, die Winterquartiere in den innern Provinzen des Königreichs, die nicht verödet waren, wie die Terra di Lavoro, zu beziehen; urplötzlich aber ging er, nachdem er die französische Besatzung von Rocca Guglielma in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet, nachdem er die bedeutende Kriegsmacht der Orsini, die er für seines Königs Dienst gewonnen, an sich gezogen, von Sessa aus über den Garigliano (den 27. Dec.). Sujo und Castelforte wurden noch am nämlichen Tage genommen: die französische Armee, deren Postenkette also durchschnitten war, wollte sich nach Gaëta zurückziehen, wurde aber bei Mola zum Stehen gebracht und am 29. Dec. auf das Haupt geschlagen. Gaëta, obgleich mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, ergab sich am 1. Januar 1504, und Gonsalvo, der also zum zweiten Male die Eroberung des Königreichs vollendet hatte, kehrte nach Neapel zurück, wo ein triumphähnlicher Empfang und Gesandte der meisten italienischen Staten seiner warteten. Die Genueser z. B. verlangten, unter seinen Schutz aufgenommen zu werden; die Medicis hofften durch ihn ihre Herrschaft in Florenz hergestellt zu sehen; die Pisaner, die Einwohner von Arezzo, wollten sich an Spanien ergeben, um nicht ferner den Florentinern dienen zu dürfen; die Reste der Gibellinen baten um Hilfe gegen die Franzosen.

Diese vielfältigen Huldigungen misfielen dem katholischen Könige, an dessen Hofe ohnehin schon Prosper Colonna der Ankläger des Großcapitains geworden. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er bei der

letzten Papstwahl den Cardinal della Rovere gegen den Cardinal Carvajal, einen gebornen Spanier, dem eine mächtige Partei zu Gebote gestanden, begünstigt habe, daß er das Königreich Neapel mit despotischer Gewalt und ohne alle Rücksicht für seines Herrn Befehle regire, daß er die Kroneinkünfte auf eine schändliche Art verschleudere und die geistlichen Ämter nur nach Laune vergebe; daß er, um die Soldaten mehr und mehr an sich zu ziehen, die ärgsten Frevel und Verbrechen ungestraft lasse, daß er, und dieses zumal war in Ferdinands Augen unverzeihlich, weil es den muthmaßlichen Thronerben betraf, daß er sich zu dem Kaiser und dem Erzherzoge Philipp hinneige. Ohne weiterere Untersuchung wurde die Gewalt, die Gonsalvo als Vicekönig übte, bedeutend beschränkt, und besonders zeigte sich der König bedacht, aus den wichtigern Festungen die von seinem Feldherren angeordneten Commandanten zu entfernen und sie dagegen Männern nach seiner eigenen Wahl anzuvertrauen. Gonsalvo, der seine Dienste also belohnt sah, verfiel in eine schwere Krankheit, daß ihn die Ärzte bereits aufgegeben; kaum hergestellt, bat er um die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Die Königin Isabella, die ihn besser zu würdigen verstand, beruhigte ihn jedoch, und Consalvo fuhr fort, seine Eroberung mit Weisheit und Stärke zu regiren, bemächtigte sich auch durch List des Cäsar Borgia, den er sogleich nach Spanien abführen ließ, doch nachdem Isabella die Augen verschlossen, erwachte Ferdinands Argwohn mit neuer Stärke. Prosper Colonna wurde nach Italien zurückgeschickt, ganz eigentlich, um seinem bisherigen Vorgesetzten Verdruß zu machen, und Gonsalvo wurde dabei gezwungen, den größten Theil seiner Kriegsvölker zu entlassen, obgleich er genöthigt gewesen, die Vertheidigung von Pisa gegen die Florentiner zu übernehmen, obgleich es ihm gelungen war, vortheilhafte und die wichtigsten Resultate versprechende Verträge mit Lucca und Siena zu schließen, auch sich bereits in Piombino festzusetzen, obgleich er eben die lockendsten, von Kaiser und Papst gemachten Anträge, für den Fall nämlich, daß er zu ihnen übertreten wolle, ausgeschlagen hatte. Bereits war der Erzbischof von Saragossa ernant, um ihn in dem Commando abzulösen, und dagegen sollte Gonsalvo, so wie er den Boden von Spanien betreten würde, das Großmeisterthum des Ordens von J. Jago haben; da gelang es ihm nochmals, sich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, in den Augen des Königs durch ein rührendes Schreiben vom 8ten Juli 1506 zu rechtfertigen, und er genoß die Ehre, diesen Fürsten in Neapel selbst zu empfangen, auch durch eignes Beispiel eine der weisesten Verfügungen des Monarchen vollstrecken zu helfen. Ferdinand beabsichtigte, die confiscirten und mehrentheils anderweitig verliehenen Güter der französisch gesinnten Herren zurückzugeben, um den Frieden im Reiche herzustellen, und Gonsalvo war der erste, der die ihm zu Theil gewordenen Güter der Art zu des Königs Verfügung stellte: eine Großmuth, die nothwendig allgemeine Nachahmung finden mußte. Indessen war des Königs Beruhigung nur vorübergehend gewesen, Gonsalvo, der noch in den letzten Augenblicken die unzweideutigsten Beweise von der Anhänglichkeit der Neapolitaner empfangen, mußte ihm über Savona, wo Ludwig XII. seine Bewunderung für den Mann, der ihn um ein Königreich gebracht, nicht genugsam an Tag legen konte, nach Spanien folgen (1507) und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückkehren. So gänzlich vergessen wurden seine Dienste, daß Ferdinand ihn eine Fehlbitte thun ließ, als er sich, Angesichts des ganzen Hofs für seinen Neffen, den Markgrafen von Priego, verwendete. Gonsalvo, auf das Äußerste gebracht, horchte den Vorschlägen des Connetable von Castilien, und die Verbindung dieser mächtigen Großen würde wahrscheinlich eine gänzliche Veränderung in Castilien hervorgebracht haben, wäre nicht Kaiser Maximilian, wie ihm öfter geschah, vor seinem eigenen Beginnen erschrocken, und das zwar in dem Augenblicke, wo er die Früchte jahrelanger Bemühungen ernten sollte; des Cardinals von Amboise Compromißspruch verschaffte ihm, statt der Regentschaft von Castilien, einen Jahrgehalt von 50,000 Dukaten. Gonsalvo kehrte in seine Einsamkeit zurück; so groß blieb aber immer Ferdinands Meinung von seinen Talenten, daß der argwöhnische König nach der Schlacht bei Ravenna ihn allein fähig glaubte, Italien zu retten; schon hatte er sich gerüstet, die Reise dahin anzutreten, als die ungewöhnliche Bedächtlichkeit der Franzosen sie unnöthig machte. Die letzte Versuchung, der Gonsalvo ausgesetzt seyn sollte, kam von dem Erzherzoge Karl; dieser, unterrichtet von dem Verdienste und dem Misvergnügen des Großcapitains, ließ ihm die lockendsten Vorschläge thun, und Gonsalvo, nachdem er sich des Beistandes der Grafen von Cabra und Ureña und des Markgrafen von Priego versichert, hatte nichts Geringeres im Sinne, als sich nach Flandern zu dem Erzherzoge zu verfügen und denselben nöthigenfalls mit gewaffneter Hand in Castilien einzuführen. Aber Ferdinand errieth den Plan, verweigerte dem Großcapitain die gesuchte Erlaubniß zu einer Reise nach England, ließ alle seine Handlungen bewachen und endlich den Hafen von Malaga, wo er sich einzuschiffen gedachte, mit Embargo belegen. Mitten unter diesen Bewegungen wurde Gonsalvo zu Loja im October 1515 von einem Quartanfieber befallen: er ließ sich, gesundere Luft einzuathmen, nach Granada bringen, starb aber daselbst, 78 Jahre alt, den 2. December n. J. Er wurde in dem dasigen Hieronymitanerkloster, in der Capelle, die er sich selbst zu seiner Ruhestätte erbauet, begraben, und zwar widerfuhr, auf Ferdinands Befehl, der Leiche desjenigen, den er im Leben so oft und so bitter gekränkt, königliche Ehre. — Gonsalvo besaß in Gefolge königlicher Schenkungen, deren Werth doch demjenigen, so er aus eigenen Mitteln für den öffentlichen Dienst verwendet, kaum gleich kam, sehr bedeutende Güter in dem Königreich Neapel, als die Herzogthümer Terranuova an dem Crati, Sessa, St. Angelo in Principato ultra, und Torremaggiore, die Fürstenthümer Jasa, Venosa, Equilace, das Mar-

quisat Bitonto u. s. w.; alle, nur nicht das Amt eines Großconnetable von Neapel, wurden seiner jüngsten Tochter Elvira, die an Ludwig Fernandez de Cordova, den vierten Grafen von Cabra vermählt (s. oben), zu Theil. Zwei ältere Töchter, die Gonsalvo in seiner Ehe mit Maria Manrique erzeugt, Maria und Beatrix starben, jene in der Kindheit, diese als Jungfrau, im J. 1508 [3]).

Alfons Fernandez de Cordova, des Großcapitains älterer Bruder, folgte seinem Vater Peter III. als sechster Herr von Aguilar, als Alcayde von Alcala la Real und Alguazil mayor von Cordova, und an Tapferkeit wenigstens stand er auf keine Weise seinem Bruder nach, wie er dieses in der langwierigen Fehde mit den Vettern von Cabra und dem Bischofe von Cordova hinlänglich beurkundete. Während der ganzen Regirung Heinrichs IV. wußte er sich, bald als dessen Gegner, bald als dessen Anhänger, in dem Besitze der Stadt Cordova zu erhalten. Auch in den ersten Jahren der Regirung der Königin Isabella handelte er gleich einem unabhängigen Fürsten: er führte, troz des Waffenstillstandes, Krieg mit Granada (1477), er befehdete neuerdings den Grafen von Cabra, mußte zwar den neuen Corregidor, den die Königin nach Cordova gesetzt, aufnehmen, auch demselben Monturque überliefern, als Bürgschaft, daß er den in den Staten des Grafen von Cabra angerichteten Schaden vergüten wolle; wie aber dieser Corregidor, Diego de Melo, auch anfing, das herrenlose Gesindel, die bewaffneten Landstreicher, durch welche die Baronen im Nothfalle ihre Banderien zu verstärken pflegten, einzuziehen, da bereuete Alfons bald genug seine bisherige Nachgibigkeit. Zwei Banditen, die nach dem Gefängnisse geführt werden sollten, ließ er mit gewaffneter Hand befreien, und der Corregidor, der herbei geeilt war, den Dienern der Gerechtigkeit beizustehen, mußte nach einem blutigen Gefechte in der St. Laurentiuskirche eine Zuflucht suchen. Sie wurde sogleich von den Aufrührern eingeschlossen, aber keiner wagte es, in die heiligen Mauern einzudringen, bis Alfons 70 Mohammedaner, seine Sklaven, herbeiführte, die sofort die Kirchenthüren erbrachen und den Corregidor nach dem Castell von Aguilar brachten, wo er geraume Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte, bis die Königin seine Freilassung verfügte, denn ein mehres wagte sie nicht zu thun, und scheint es sogar, als habe sie Monturque zurückgeben lassen (1477). In dem Kriege mit Granada fand Alfons späterhin ehrenvollere Beschäftigung, oft wird seiner mit Ruhm gedacht, und auf ihn zählte König Ferdinand vornehmlich, als im Februar 1501 unter den Mohammedanern der Gebirge von Ronda, der Sierra Vermeja u. s. w., ein neuer Aufstand ausbrach. Alfons war auch sogleich fertig, dem ergangenen Rufe Folge zu leisten. Er zog die Truppen der Grafen Cifuentes und Ureña an sich, drang in das Gebirge ein, und hatte die beinahe unüberwindliche Stellung bei Munarda erstürmt, als seine Leute sich zerstreuten, um zu plündern. Die Mohammedaner erholten sich, wie die Verfolgung aufhörte, fielen in dichten Haufen über die vereinzelten Sieger her und sprengten in die Klüfte, was augenblicklicher Vernichtung entging. Nur Alfons stand fest mit wenigen Getreuen, indem er den Vorschlag sich zurückzuziehen, entgegensetzte, daß die Standarte seines Hauses niemals einem Feinde ausgewichen sey, und es würde ihm vielleicht geglückt seyn, den gewählten Posten bis zu Ankunft der Reserven zu behaupten, hätte nicht ein Pulverfaß in dem mitternächtlichen Kampfe Feuer gefangen: die Flamme verrieth den Mohammedanern der Gegner Schwäche, sie griffen mit erneuertem Muth an, und nur wenige der Christen, darunter des Alfons ältester Sohn, entgingen durch die Flucht dem Tode. Er selbst, obgleich mit Wunden bedeckt, stritt bis zum letzten Augenblicke, daher auch sein Leichnam dergestalt verstümmelt wurde, daß ihn kaum die Hausgenossen erkanten. „So fiel," sagt Mariana, „Spaniens edelster Held: das Leben konten die Feinde ihm nehmen, sein Lob wird dauern, so lange es Spanier gibt." Des Alfons und der Catharina Pacheco, einer Tochter des berühmten Markgrafen von Villena, zweiter Sohn, Franz Pacheco de Cordova, erhielt zu seinem Antheile ½ und ½ der elterlichen Verlassenschaft, nämlich Almuñar, Lucar, Sierro und Sufli, Güter, die sämtlich in dem Thale von Purchena gelegen, und die dem Vater als Preis seiner Thaten gegen die Mohren verliehen worden, dann Albendin. Franz, ein jüngerer Sohn des 1sten Herrn von Almuñar, war Bischof zu Malaga, während dieses Neffe, ebenfalls Franz genant, 3ter Herr von Almuñar, mit Maria Diaz de Haro die Markgrafschaft Carpio, Adamuz u. s. w. erheirathete. Des leztern Sohn, Johann Lopez de Haro, 3ter Markgraf von Carpio, 4ter Herr von Almuñar, hatte keine Kinder mit Johanna de Sandoval, des 1sten Herzogs von Lerma Tochter: Carpio fiel daher an die Haro zurück, Almuñar aber an Diego Pacheco de Cordova, einen Vatersbruder des 3ten Markgrafen von Carpio, der Almuñar zu einer Markgrafschaft erheben ließ, aber ebenfalls kinderlos verstarb, daher ihm seine Schwester Maria, des Markgrafen von Estepa, des Johann Baptist Centurione Gemahlin, als 2te Markgräfin von Almuñar folgte.

Des 6ten Herrn von Aguilar ältester Sohn, Peter Fernandez de Cordova, Herr von Montilla, Santa Cruz u. s. w., Acalde mayor der Stadt Cordova, auch vermöge königlicher Briefe vom J. 1501 Markgraf von Priego, wurde vornehmlich bekant durch einen Rechtshandel, an dem beinahe alle Große der Monarchie Antheil nahmen. Ferdinand Gomez de Herrera, königlicher Mayordomo, wurde als Commissarius nach Cordova geschickt, gegen die Urheber eines bedenklichen Aufstandes zu inquiriren

3) Fernando del Pulgar: historia del gran Capitano. En Alcala de henares, 1584, fol. — Francesco de Tullo y Figuerra: la Neapolis Ea, o Poema heroico del gran Capitano Don Gonsalo Fernandez de Cordova. En Granada, 1651, 4. — Pedro Blasco Torrellas: la Vida y Chronica de Gonsalvo Fernandez de Cordova et gran Capitan. En Roma, 1555, 8. — Pauli Jovii de vita et rebus gestis Gonsalvi Ferdinandi Cordubae lib. III. in ejus opp. (Basil., 1578, fol.) t. 1. p. 199 seqq. — Histoire de Gonsalve de Cordove, surnommé le grand Capitaine, par le R. P. du Poncet. A Paris, 1714, 2. V. 12.

. Er war kaum angelangt, als Peter ihn bedeu-
ß, seine Commission aufzugeben und die Stadt zu
. Der Mayordomo beschied ihn nach Verdienst,
ter, der sich mit den Stadtverordneten berathen,
ne Vasallen aufbieten, nahm den Commissarius in
t und schickte ihn nach der Veste Montilla, von
doch nach wenigen Tagen entlassen wurde. Die
achricht von diesem Vorfalle traf den König in
; sogleich mußten 1000 Lanzen und 3000 Fuß-
nach Cordova aufbrechen, und der Monarch folgte
uf dem Fuße, fest entschlossen, ein großes Beispiel
n. Schon in Toledo fand er den Markgrafen von
, dem sein Oheim, der Großcapitain, nachdem
des Connetable und Amirante Verwendung nutz-
esen, den Rath gegeben hatte, sich, wolle er ge-
Verderben entgehen, ohne die mindeste Säumniß
llkür des Königs zu überliefern. Peter that, wie
rathen worden, aber der Befehl, seine Festungen
geben, war die einzige Antwort, die er erhalten
und unaufhaltsam setzte der König seine Reise
Am 7. September traf er in Cordova ein, und
nahm der Proceß seinen Anfang, obgleich der
af sich vor dem königlichen Anwalt nicht einlas-
llte, sondern nur an seines Vaters und seiner
rn Dienste und an die Unterwürfigkeit und das
n, womit er sich und alles das Seine den kö-
n Händen überliefert habe, erinnerte, denn es
ihm nicht, setzte er hinzu, gegen seinen Herren
zu führen. Aber Ferdinand war nicht gewohnt,
ch dergleichen Redensarten bestechen zu lassen,
der Untersuchung ihren Lauf, untersagte den Ein-
n von Cordova, die ihn mit Bitten und Thränen
ten, ferner Peters Namen zu nennen, hörte den
pitain, der in Gesellschaft der vornehmsten
der Monarchie für seinen Neffen bat, kaum an,
rte einen heftigen, obgleich ehrerbietigen Brief
nnetable, den dieser Handel beinahe am mehr-
kümmerte, in hochtrabenden und stolzen Aus-
(wogegen der Connetable ihn aber sehr ernst
te, daß er dem Könige Ferdinand als Regenten,
ña Johanna als seiner Königin, dieser aus Schul-
jenem aber nur aus Gefälligkeit diene), und wur-
durch das Murren und den Unwillen sämtlicher
n, die sich vornehmlich beleidigt fanden, daß man
rande vor den Rath von Castilien gezogen, als
bisher nur wegen des Lasters der beleidigten
t geschehen war, abgehalten, an dem Markgra-
äußerste Strenge zu üben. Dagegen mußten
der vornehmsten Edelleute der Stadt sterben,
ürger wurden gehenkt, gestäupt, oder verbant,
ser der Corregidoren Carcamo und Boccanegra
erissen: der Markgraf aber, der bisher das Dorf
a, bei Cordova, zum Gefängnisse gehabt, wurde
erwährender Verbannung aus Cordova und ganz
sien, wohin er niemals, es sey denn mit des
ausdrücklicher Erlaubniß, zurückkommen sollte,
eilt, die Veste Montilla, des Mayordomo Ge-
, wurde dem Erdboden gleich gemacht, alle übri-

ge Festungen des Markgrafen, der sich für seine Person nach Baylen wandte, blieben in des Königs Gewalt. Peter starb den 24. Januar 1517, mit Hinterlassung von fünf Töchtern, wovon eine, Theresia, das Nonnenkloster zu Aguilar stiftete, während die älteste, Catharina, alle Staten ihres Hauses dem 3ten Grafen von Feria, dem Lorenz Suarez de Figueroa, zubrachte. Ihre Söhne, Peter, Gomez, Alfons, Anton und Lorenz, gaben den väterlichen Namen Figueroa auf, um den vornehmen von Cordova zu führen, und war Lorenz Bischof zu Siguenza, früher Prior des Dominicanerklosters St. Paul zu Cordova; Anton, ein Jesuit, wurde der Stifter des Jesuitencollegiums zu Montilla; Peter, der älteste Sohn, folgte dem Vater als vierter Graf von Feria, war auch des goldenen Vließes Ritter, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Anna Ponce de Leon nur eine Tochter Catharina Fernandez de Cordova y Aguilar, die der Großmutter als dritte Markgräfin von Priego folgte und sich mit ihres Vaters Bruder, dem Alfons Fernandez de Cordova vermählte, während Feria, eines der wenigen spanischen Majorate, in welchen der Mannsstamm sogar die nähern Frauen ausschließt, an ihren andern Oheim, des Grafen Lorenz zweiten Sohn, Gomez, fiel. Gomez, der, seit ihm die väterlichen Staten zugefallen waren, sich nur Figueroa nante, ließ am 17. September 1567 Feria zu einem Herzogthum erheben, und starb den 7. September 1571. Seine Gemahlin, Johanna Dormer, die einzige Tochter des Wilhelm Dormer und der Maria Sidney, war Ehrendame der Königin Maria von England gewesen, und Gomez hatte sie kennen gelernt, wie er als Philipps II. Gesandter das Inselreich besuchte. Sie zählte nur 34 Jahre, als sie den Eheherren verlor, verschloß sich sogleich in dem von ihr gegründeten Kloster zu Zafra und lebte noch am 15. Juni 1608, als an welchem Tage der Jesuit Ribadeneira, früher des Grafen von Feria Capellan, ihr den zweiten Band seiner Geschichte der Heiligen zueignete. Der Sohn, den sie zu Mecheln den 28. September 1559 geboren, Lorenz Suarez de Figueroa y Cordova (ein jüngerer Sohn, Peter, starb als Kind), 2ter Herzog von Feria, 1ster Markgraf von Villalva, Herr von Zafra, wurde 1592 von König Philipp II. ausersehen, um Namens seiner der berühmten Versamlung der Ligisten in Paris, die für Frankreich einen König wählen sollte, beizuwohnen, oder genauer, um die Versamlung für die Infantin Isabella zu gewinnen. Er scheiterte aber bereits in den vorläufigen Conferenzen zu Soissons, in denen er den Herzog von Mayenne, der sich selbst die Krone wünschte, mit Härte behandelte, und er scheiterte eben so vollständig in der Versamlung selbst, die er zum ersten Male am 2. April 1593 besuchte, obgleich er den ursprünglichen Antrag, die Krone der Infantin und ihrem künftigen Gemahle, dem Erzherzoge Albert, zu übertragen, dahin modificirte, daß dieser Gemahl ein französischer Prinz, der Herzog von Guise nämlich seyn sollte. Er befand sich noch in Paris, als diese Stadt dem Könige Heinrich IV. überliefert wurde, konte zwar dieses Beginnen, von dem er frühe genug Kunde erlangt, mit den wenigen Truppen,

die ihm zu Gebote standen, nicht verhindern, verschaffte ihnen aber durch seine Haltung und die feste Stellung, die er im Tempel genommen, eine ehrenvolle Capitulation und freien Abzug (den 22. März 1594). In dem n. J. 1594 ging der Herzog als Gesandter seines Königs nach Rom, den neuen Papst Clemens VIII. zu begrüßen, sodann 1598 nach Catalonien und endlich nach Sicilien als Vicekönig. Er starb zu Neapel im Januar 1607. Sein einziger Sohn, Gomez Suarez de Figueroa, 3ter Herzog von Feria, 2ter Markgraf von Villalva, 1ster Graf von Zafra, geboren den 30. December 1587, ist vielleicht der erste Große, der eine sorgfältige, rein diplomatische Bildung empfing, ob er gleich späterhin durch die Natur seiner Ämter genöthigt wurde, sich auch dem Waffenhandwerke zu widmen und darin gar bald den ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Nation in der damaligen, an großen Männern schon minder ergiebigen Zeit, gleichkam. Im J. 1606 ging er als Philipps III. Gesandter nach Italien, dem neuen Papste Paul V. die Obedienz zu leisten, später nach Frankreich, um mit der Regentin, der Königin Maria von Medicis, zu unterhandeln. Im J. 1616 wurde er als Vicekönig nach Valencia, 1618 aber an des Don Pedro von Toledo Stelle als Generalgouverneur nach Mailand geschickt. Eben war die Fehde mit Savoyen vermittelt worden, der Aufstand der Veltliner erzeugte sogleich eine neue: nicht nur, daß der Herzog, dem die Wichtigkeit des Ländchens für die Vertheidigung von Mailand, für die Verbindung mit Tyrol einleuchtete, dessen Bewohner sogleich in Schutz nahm und Truppen zu ihrer Vertheidigung anrücken ließ, er beging auch offenbare Feindseligkeiten gegen die Graubündner, trieb sie nach mehren blutigen Gefechten, nach der Einnahme von Chiavenna und Bormio vollends über die Grenze und ließ ihnen durch Anlegung von Schanzen und Festungen alle Pässe verschließen, während der Erzherzog Leopold die Graubündner auf ihrem eignen Boden ängstigte und das Prettigau, die Städte Meyenfeld und Chur besetzte. Ganz Italien, besonders die Nachbarn, Venedig und Savoyen, auch der Papst, wurden durch solches Beginnen beunruhigt, Frankreich zeigte sich bereit, diese Staten zu unterstützen, und Spanien befand sich nicht in der Lage, mit so vielen Feinden zugleich ringen zu können: ein Vertrag kam daher zu Stande, der alles auf die vorige Lage der Dinge zurückführte. Weil es aber sich mit der Execution verzögerte, weil der Herzog die Genueser gegen Savoyen und Frankreich beschützte, entspann sich ein neuer Krieg. in dessen Laufe der Herzog die Franzosen wieder aus Chiavenna vertrieb, Äqui einnahm und die französische Besatzung kriegsgefangen machte, den Prinzen Victor Amadeus von Savoyen bei Bestagno aus dem Felde schlug und überhaupt alle Unternehmungen des Connetable von Lesdiguieres hintertrieb, wiewol er selbst am 5. August 1626 die Belagerung von Asti und am 17. November n. J. die von Verua (sie hatte 4 Monate gewährt) aufheben mußte, auch bei dem Rückzuge von Verua viele Leute verlor. Letzteres Misgeschick hatte seine Abberufung zur Folge. Nach Verlauf von fünf Jahren wurde ihm nochmals die Regirung des mailändischen Stats anvertraut; er hatte ihr zwei Jahre vorgestanden und diese besonders benutzt, eine bedeutende Armee auf die Beine zu bringen, als ihm der Befehl wurde, einen Theil dieser Armee nach Teutschland dem Kaiser zu Hilfe zu führen. Sofort setzte er sich, obgleich Wallenstein den Obristen Deodati an den Cardinal Infanten abgesendet, um diesen Marsch zu widerrathen, ja feierlich dagegen zu protestiren, indem das Auftreten fremder Truppen im Reiche das bereits weit vorgeschrittene Friedensgeschäft rückgängig machen müsse, mit ungefähr 10,000 Mann in Bewegung (in der Mitte des Sommers 1633). Er durchzog das Veltlin und Tyrol, bewerkstelligte seine Vereinigung mit Altringer, der auf des Kaisers unmittelbaren Befehl sich von der Donau nach dem Bodensee wenden müssen, nöthigte hiedurch den Feldmarschall Horn, die seit 4 Wochen betriebene Belagerung von Constanz aufzuheben, und manövrirte sodann, um die Schweden zu einer Schlacht zu bringen. Dieses war aber keineswegs die Meinung Altringers, dem Wallenstein jedes Unternehmen von Wichtigkeit untersagt hatte, er müsse denn des Lebens überdrüßig seyn, denn im Falle des Ungehorsams sey ihm nichts gewissers, als der Tod, und wenn ihn der Kaiser selbst pardonire, und der gewöhnlich so kecke und rührige Feldherr bot jetzt seinen ganzen Scharfsinn auf, um seines Collegen Unternehmungsgeist zu zügeln; es glückte ihm damit nur allzu sehr. Der Rest der schönen Jahreszeit wurde in Oberschwaben mit zwecklosen Märschen, die viele Menschen kosteten, weil ein überlegenes schwedisches Heer stets zur Seite, hingebracht, und der October war gekommen, bevor Altringer sich entschließen konte, den Entsatz der wichtigen und hart geängstigten Festung Breysach zu versuchen. Er erfolgte indessen ohne sonderliche Anstrengung, nachdem Rheinfelden mit Sturm und auch Lauffenburg genommen worden, aber Altringer empfand solchen Schrecken über die errungenen Vortheile, daß er nicht ruhte, bis die ganze Armee weitläufige Cantonirungsquartiere in dem Elsaß bezog. In diesen Quartieren sollte sie von den Schweden überfallen werden, aber der mannhafte Widerstnad einiger Kronbergischen und Montecuculischen Reuter gab dem Herzoge von Feria Zeit, sein Volk zu sammeln, bei Gebweiler, Sulz und Wattweiler eine feste Stellung zu nehmen und diese gegen alle Anstrengungen der Feinde, die endlich am 20. October 1633 abziehen mußten, wie Gustav Adolf von Fürth, zu behaupten. Der Herzog wollte ihre Bestürzung benutzen, um auch Philippsburg zu entsetzen, da trente sich Altringer förmlich von ihm, um Konzingen, eine unbedeutende Postirung jenseit des Rheins zu belagern, und dem Herzoge, dessen Truppen immer mehr durch Mangel und die naßkalte Herbstluft litten, blieb nichts übrig, als zu folgen. Er zog noch einige Verstärkungen aus Burgund an sich, hinterließ in Thann, Russach, Ensisheim und andern Orten, die er den Schweden entrissen, starke Besatzungen, ging bei Breysach über den Rhein und vereinigte sich bei Freyburg nochmals mit dem treulosen Waffenbruder. Um in dem Würtembergischen seine Winterquartiere zu nehmen, zog er durch das Kirchzarter Thal über den Schwarzwald, allein Gustav Horn rief den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit seinem Corps und die Rheingräflichen zu Hilfe, ließ

sich durch den Würtembergischen Ausschuß, 10—12000 Mann verstärken und drängte nun das kaiserlich-spanische Heer in Rücken und Flanke, bis es nach langen, verderblichen Anstrengungen genöthigt, sich bei Duttlingen über die Donau zu ziehen, um das befreundete Baiern zu erreichen. Niemals hat Feria ein größeres Talent entwickelt, als in diesem Marsch (November und December), denn auf ihm allein ruhete dessen ganze Last, nachdem Altringer, erdrückt durch das Gefühl der Schande, so er sich freilich aufgeladen, des Wehes, so er veranlaßt, unfähig geworden, nicht nur zu commandiren, sondern selbst für seine persönliche Sicherheit zu sorgen: niemals wurde es den rastlos verfolgenden, dreifach überlegenen Schweden möglich, die entmuthigte, von allem entblößte, dem ungewohnten Winter allein schon erliegende Armee in ein allgemeines Gefecht zu verwickeln, und wie groß auch ihr Verlust gewesen, wie sie denn allein zwischen Biberach und Ulm über 1000 Mann durch Hunger und Frost verloren, sie erreichte die Iller, bei Schongau den Lech und bezog zwischen Iser und Inn, bis Rosenheim und Braunau hin, die Winterquartiere. Sie hatte schon angefangen, sich einigermaßen zu erholen und den Fortschritten der Schweden ein Ziel zu stecken, da erlag ihr Führer, weniger den erlittenen Beschwerden, als dem Kummer über den unglücklichen Ausgang eines Zuges, der zu großen Erwartungen berechtigt hatte, und der noch besonders merkwürdig geworden ist durch die Beobachtung der genauesten, längst aus allen andern Heeren verschwundenen Kriegszucht. Gomez starb den 12. Januar 1634 und hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Anna Fernandez de Cordova, einer Tochter des fünften Markgrafen von Priego, einen Sohn, Lorenz Balthasar de Figueroa y Cordova, vierten Herzog von Feria, der jedoch dem Vater bald in die Ewigkeit folgte, daher das Majorat des Hauses Figueroa an die jüngere Linie, in Priego, fiel.

Ihr Ahnherr, Alfons Fernandez de Cordova, des 8ten Grafen von Feria und der Erbin des Hauses Cordova dritter Sohn, erheirathete, wie wir bereits gehört haben, mit der einzigen Tochter seines ältesten Bruders, der Catharina de Cordova, die Markgrafschaft Priego. Alfons, sein jüngerer Sohn, stiftete die bald wieder erloschene Linie der Markgrafen von Celada; der älteste, Peter, folgte dem Vater als 4ter Markgraf von Priego und 10ter Herr von Aguilar und Cordova, und starb den 24. August 1606 mit Hinterlassung von vier Kindern. Der älteste Sohn, Alfons Fernandez de Cordova y Figueroa, der Stumme genant, 5ter Markgraf von Priego, des goldenen Vließes Ritter, erbte auch das Majorat Feria und starb den 24. Juli 1645, aus seiner Ehe mit Johanna Henriquez de Ribera, des 4ten Markgrafen von Tarifa Tochter, sechs Kinder hinterlassend. Der zweitgeborne Sohn (der älteste, Peter, Markgraf von Mentalvan, starb vor dem Vater), Ludwig Ignaz Fernandez de Cordova, Figueroa y Aguilar, 6ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, Grande von Spanien 1ster Klasse (durch Philipps IV. Creation), starb den 22. August 1665, nachdem er in seiner Ehe mit Mariana de Cordova y Aragon, des 7ten Herzogs von Sessa Tochter, ein Vater von 10 Kindern geworden. Der zweite Sohn, Alfons, Ritter des Ordens von Calatrava, Domherr zu Cordova, Großinquisitor von Spanien, wurde von Papst Innocentius XII. am 22. Juli 1697 mit dem Cardinalshut beschenkt und starb im September 1699. Anton de Cordova erheirathete mit Catharina de Portocarrero y Gusman, einer Tochter des 4ten Grafen von Montejo, die Grafschaft Teva und die Markgrafschaft Ardales in dem Gebiete von Antequera, Güter, in deren Besitze ihm sein Sohn und sein Enkel folgten, die aber späterhin als Eigenthum der Hauptlinie vorkommen. Franz war Malteser-Ritter, Gouverneur von Valenza am Po und commandirender General in dem Mailändischen. Der älteste Sohn endlich, Ludwig Franz Moritz, 7ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, des goldenen Vließes Ritter, vermählte sich im J. 1675 mit Felicia Maria de la Cerda y Aragon, des 8ten Herzogs von Medina-Celi ältester Tochter, und starb den 23. August 1690. Dieses ältester Sohn, Emanuel, 8ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, erbte, nachdem sein Oheim, der 9te Herzog von Medina-Celi, sein Leben als Statsgefangner zu Pamplona geendiget (1711), alle die weitläufigen Staten des Hauses Medina-Celi, starb aber selbst unvermählt den 18. December 1713 und hatte seinen Bruder, Nicolaus, von dem unten, zum Nachfolger, während der jüngste Bruder, Ludwig Anton, Markgraf von Ardales und Graf von Teva, geb. zu Montilla den 22. Januar 1696, sich den geistlichen Stand erwählte. Er wurde Domherr, sodann Domdechant zu Toledo, und regirte als solcher das ganze Erzstift, indem der stets abwesende Erzbischof, der Cardinal-Infant Ludwig, ihm die alleinige Leitung der Geschäfte überließ. An dem Tage, an welchem der Infant seine beiden Erzbisthümer, Toledo und Sevilla, samt dem Cardinalshute resignirte, am 18. December 1754, wurde Ludwig Anton zum Cardinal und im folgenden Jahre zum Erzbischofe von Toledo und Mitgliede des Raths von Castilien ernant. Er starb den 26. März 1771. Nicolaus Fernandez de Cordova y Aguilar endlich, des 7ten Herzogs von Feria mittlerer Sohn, succedirte seinem Bruder Emanuel in Medina-Celi als 11ter, in Feria als 9ter Herzog, erhielt den 10. Januar 1724 den Orden des goldenen Vließes und 1738 den neuen sicilianischen Orden des H. Januars, war auch der Königin Oberstallmeister und starb im März 1739, seine Witwe, Hieronyma Maria Spinola, des 4ten Markgrafen von los Balbases Tochter, im Januar 1757. Sein ältester Sohn, Ludwig Anton Fernandez de Cordova y la Cerda, geb. 1703, führte bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Markgrafen von Priego. Er wurde königlicher Kammerherr, Capitain der Hellebardirer, Ritter des Ordens des H. Januars im J. 1740 und im August 1747 außerordentlicher Gesandter an dem neapolitanischen Hofe, um wegen der Geburt eines Kronprinzen Glück zu wünschen, und zwar hatte er die Ehre, bei des Prinzen Taufe, am 4. Februar 1748, Namens seines Königs, die Pathenstelle zu versehen. Als Belohnung für diese Gesandtschaft, in der er sich in außerordentlicher Pracht gezeigt, empfing er im April 1748 den

47 *

Orden des goldenen Vließes. Im März 1759 ward er königlicher Oberstallmeister, eine Stelle, in der ihn Karl III. bei seiner Thronbesteigung bestätigte. Im n. J. eröffnete er zum freien Gebrauche der Gelehrten die treffliche Bibliothek und das Antikenkabinet, die er in seinem Palast, einem der schönsten und weitläufigsten der Hauptstadt, aufgestellt. Er starb den 14. Januar 1768. Seine erste Gemahlin, Maria Theresia de Moncada, des Markgrafen Wilhelm Raymund von Aytona Tochter und eine der reichsten Erbinnen Spaniens, verm. den 24. November 1722, starb als der Königin Camarera mayor den 14. Mai 1756, worauf der Herzog im November 1763 sich anderweitig mit des Grafen Joachim von Fuentes Tochter vermählte, welche Ehe aber unfruchtbar blieb. Der einzige Sohn erster Ehe succedirte dem Vater als 13ter Herzog von Medina-Celi, starb aber unvermählt und wurde von seiner Schwester, des Herzogs von Sanctistevan del Puerto, Emanuel de Benavides Gemahlin (verm. im Juni 1755; ihre ältere Schwester, die Herzogin von Arcos, verm. den 8. October 1744, war nicht mehr unter den Lebenden) beerbt. An das Haus Benavides (vergl. übrigens die Art. Medina-Celi und Sanctistevan del Puerto) gelangten hiedurch: 1) das Majorat des Hauses Figueroa, oder das Herzogthum Feria, die Markgrafschaft Villalva, die Grafschaft Zafra (liegen alle drei in Estremadura, in dem Partido von Badajoz), und die Markgrafschaft Zelada; 2) die Majorate der Häuser Cordova-Aguilar und Cordova-Chillon, als: Priego, Montalvan, Lucena (ein Herzogthum), Montilla, la Puente de Don Gonzalo, Monturque, Aguilar, Carcabuey (zum Theil), Castro del Rio, Espejo, Santa-Cruz, Cañete, Villafranca, Chillon; überhaupt gehört hiezu der schönste Theil der schönen Provinz Cordova; 3) die in dem alten Hause Medina-Celi zusammengebrachten Majorate, als das Herzogthum Medina-Celi selbst, eine weite Landschaft zwischen Aragonien und der Provinz Guadalaxara, die Grafschaft Puerto de Santa Maria bei Cadiz (die jedoch 1731 von Philipp V. an die Krone gezogen worden), die Markgrafschaft Cogolludo in der Provinz Guadalaxara, das Herzogthum Alcala de los Gazules, östlich von Cadiz, die Markgrafschaft Tarifa bei Gibraltar, die Grafschaft los Morales unweit Sevilla, die Markgrafschaft Alcala de la Lameda in Estremadura, das Herzogthum Cardona samt Solsona in Catalonien, an sich die bedeutendste Besitzung der Provinz, aber noch besonders wichtig durch die einträglichen Salzwerke (zu Ende des 17. Jahrhunderts gaben sie dem Herzoge 40,000 Silberducaten jährliche Einkünfte), die Markgrafschaft Pallars in Catalonien zwischen den Thälern von Andorre und Aran, ebenfalls eine sehr ausgedehnte Besitzung; die nicht minder weitläufige Grafschaft Ampurias oder Lampurdan an den Grenzen von Roussillon; das Herzogthum Segorbe, durch Ausdehnung und Zahl der Vasallen die wichtigste Besitzung in dem Königreich Valencia, die Markgrafschaft Denia ebendaselbst, die Grafschaft Ampudia mit Dueñas in der Provinz Palencia; die Grafschaft Santa Gadea bei Pancorvo; die Grafschaft Buendia; die Grafschaft Prades in Catalonien; die Markgrafschaft Comares unweit Malaga; die Markgrafschaft Villamizar; das Vizcondado Villamur, die Markgrafschaft Viana de Bolo in Galizien; 4) das Majorat des Hauses Moncada, meistens in Catalonien gelegen, als, die reiche Markgrafschaft Aytona, la Puebla de Castro, Ossona, Illa de Vas, Cabrera, la Lagura, Llevostera, Callosa, Palma, Ader, Chiva, Castelnau, Beniarcho, Val de Taberna, Aliafarin, nicht weniger die große Grafschaft Medellin in Estremadura und sehr wohl begründete Ansprüche auf das Herzogthum Camiña, auf Villareal, Valença und Valadaras in Portugal.

Diego Fernandez, des Ferdinand Alfons, des 2ten Herrn von Cagnete, vierter Sohn, besaß aus der väterlichen Erbschaft Chillon, folgte seinem Bruder Alfons in der Würde eines Alcayde de los Donzeles und wurde der Vater von Martin, dem 3ten Alcayde de los Donzeles, der mit Maria Alonso de Argote y Godoy die Herrschaften Lucena und Espejo erheirathete und als Gesandter von Castilien das Concilium von Constanz besuchte. Martins Urenkel, Diego Fernandez de Cordova, 7ter Alcayde de los Donzeles, Herr von Chillon, Lucena und Espejo (Peter, sein Bruder, wurde der Stammvater der Herren von Salares, Algarrobo und Benescalera), wurde durch eine Reihe mannhafter Thaten der Schrecken der Mohammedaner, daß der König Abo Abdeli sich endlich selbst aufmachte, Rache an ihm zu nehmen (1483). Aber Diego vertheidigte nicht nur seine Stadt Lucena mit unbezwinglichem Muthe, daß die Feinde schimpflich abziehen mußten, sondern er war es auch hauptsächlich, der das Treffen vom 21. April 1483, in welchem Abo Abdeli selbst ein Gefangner wurde, herbeiführte und entschied. Später regirte Diego das neu eroberte Navarra, und 1512 gab ihm König Ferdinand Comares als eine Markgrafschaft. Sein Sohn, Ludwig, der 2te Markgraf von Comares, nahm als Gouverneur von Oran den König von Tremecen, den Barbarossa seiner Staten beraubt hatte, in Schutz; nicht nur wurde Tremecen wieder gewonnen, sondern Barbarossa blieb auf dem Platze. Des Ludwig Sohn, Diego Fernandez de Cordova, der Afrikaner genant, weil er in Oran geboren, 3ter Marquez von Comares, 9ter Alcayde de los Donzeles, erheirathete mit Johanna Folch de Aragon, einer Schwester des letzten Herzogs von Segorbe alle Staten der Häuser Aragon-Segorbe und Cardona, als, die Herzogthümer Segorbe und Cardona, die Markgrafschaft Pallars, die Grafschaften Prades und Ampurias, die Vicomté Villamur, die Baronie Entenza, das Erbamt eines Connetable von Aragonien u. s. w. und hinterließ dieselben, weil er seinen ältesten Sohn, den Grafen Ludwig von Prades und Ampurias überlebt, seinem Enkel Heinrich. Heinrich de Cordova, Cardona y Aragon, 5ter Herzog von Segorbe und Cardona, 4ter Markgraf von Comares, 10ter Alcayde de los Donzeles, wurde in seiner Ehe mit Catharina Fernandez de Cordova y Figueroa ein Vater von sieben Kindern. Der älteste Sohn, Ludwig Raymund, folgte dem Vater in dem Majorat, der zweite, Peter Anton de Aragon, war Clavijo des Ordens von Alcantara, Gouverneur und Generalcapitain von Roussillon und Cerdagna, Gesandter an dem päpstlichen Hofe, Vicekönig von Neapel im J. 1666, sodann Präsident der Gerichtshöfe

und des Raths von Aragonien, wurde auch zugleich in die Zahl der Granden aufgenommen. Nach seines ältern Bruders Ableben nahm er den Titel eines Herzogs von Segorbe an, gleichwie er sich als ein Mann von 75 Jahren, um die Familie zu erhalten, mit seiner Großnichte, Anna Catharina de la Cerda, der 17jährigen Tochter des 8ten Herzogs von Medina-Celi vermählte; aber der einzige Sohn dieser Ehe erreichte nicht völlig das zweite Jahr, und Peter Anton selbst starb, der letzte Mann seiner Linie, den 1. September 1690. Anton de Aragon, der dritte Bruder, war Mitglied des Inquisitionsgerichtes und des Ordensrathes, als Papst Innocentius X. ihm am 7. October 1647 den Purpur verlieh; er starb den 8. October 1650. Vincentius war des Ordens von Alcantara Ritter; Pascal, der jüngste Bruder, Domherr von Toledo, Archidiakonus von Talavera und Präsident des Raths von Aragonien, wurde von Papst Alexander VII. am 5. April 1660 in die Zahl der Cardinäle aufgenommen. Als Cardinal-Priester empfing er den Titel von St. Balbina. Er war auch Gesandter an dem päpstlichen Hofe, bis er 1665 als Vicekönig nach Neapel gesendet wurde. Von Karl II. oder vielmehr der Königin Mutter wurde er zum Großinquisitor von Spanien ernant, ein Amt, welches er jedoch niederlegte, als ihm nach Balthasars von Sandoval Tode das Erzbisthum Toledo wurde. Er starb den 28. September 1677. — Der Majoratsherr endlich, Ludwig Raymund Folch de Aragon, Cordova y Cardona, 6ter Herzog von Segorbe und Cardona, Ritter des goldenen Vließes, vermählte sich im J. 1630 mit Marianna de Sandoval, der ältesten Tochter des Herzogs Franz von Lerma, die ihm das Herzogthum Lerma, die Markgrafschaften Cea, Denia und Villamizar und die Grafschaften Santa Gadea, Ampudia und Buendia zubrachte, aber 1658 die Welt verließ, worauf der Herzog eine zweite Ehe mit Maria Theresia de Benavides, einer Tochter des 8ten Grafen von Santistevan del Puerto, einging. Er starb den 13. Januar 1670, nachdem er in der ersten Ehe acht, in der zweiten fünf Kinder erzeugt. Heinrich, der älteste Sohn erster Ehe, geb. 1632, starb 1637, worauf der Titel eines Grafen von Ampurias, den er geführt, an seinen Bruder Franz fiel, der aber nur das 14. Jahr erreichte und kurz vor der Mutter starb. Sie wurde daher von ihrem dritten Sohne, Ambrosius, beerbt, der auch den Titel eines Herzogs von Lerma annahm, obgleich Lerma, Cea und Ampudia, in Gefolge des von dem Herzoge von Infantando erhobenen Anspruchs und eines richterlichen Erkentnisses vom J. 1643 sequestirt waren. Die Entscheidung dieses wichtigen Prozesses war indessen noch weit entfernt, als der Herzog Ludwig, als Vormünder seines Sohnes, sich mit dem Herzoge von Infantando verglich, diesem Lerma und Cea abtrat und dagegen Denia, Ampudia u. s. w. seinem Sohne erhielt. Dieser, der 4te Herzog von Lerma, starb im April 1660 und wurde von seiner ältesten Schwester, Catharina Antonia de Aragon y Sandoval, beerbt. Catharina vermählte sich mit Thomas Franz de la Cerda, 8tem Herzoge von Medina-Celi, erhob nach dem Tode des letzten Herzogs von Infantando aus dem Hause Sandoval, neuen Anspruch an Lerma, unterlag aber in possessorio vermöge Urtheils vom J. 1677 (in petitorio dauerte der Prozeß bis zum J. 1705, als in welchem ihr Sohn, der Herzog von Medina-Celi, gänzlich abgewiesen wurde), erbte dagegen, da ihr Stiefbruder, der einzige Sohn zweiter Ehe, Joachim, 7ter Herzog von Segorbe, dem Vater nach wenigen Wochen in die Ewigkeit folgte (er starb den 5. März 1670), auch die väterlichen Besitzungen und hinterließ solche durch ihren am 16. Februar 1697 erfolgten Tod ihrem Sohne, dem 9ten Herzoge von Medina-Celi. Cardona, Segorbe, Comares, Pallars, Ampurias, Prades, Villamur, Entenza, Lucena, Espejo, Chillon, Denia, Villamizar, Santa Gadea, Buendia, Ampudia sind seitdem dem Schicksale von Medina-Celi gefolgt. — Vergl. Ambrosio Morales: Relacion de la Casa de Cordova y su origen. Msp. Francisco Fernandez de Cordova: Historia genealogica del linage de Cordova. Msp. Gabriel Carillo de Sotomayor: Historia genealogica de la Casa de Cordova. Msp. Pedro Salazar de Mendoza: Genealogia de los Aguilares. En Toledo 1625.

(*v. Stramberg.*)

CORIOCELLA, Blainville (Mollusca). Eine Gattung der Weichthiere, welche nach der Classification des Aufstellers zu dessen Unterclasse Paracephalophora monoica und zu deren zweiter Ordnung Chismobranchiata gehört. Sie macht in dieser den Anfang und steht unmittelbar vor der Gattung Sigaretus. Als Kennzeichen gibt Blainville an: Der elliptische Körper ist sehr plattgedrückt; die Mantelränder sind sehr dünn, vorn ausgerandet und ragen auf allen Seiten über den eiförmigen, sehr kleinen Fuß und über den undeutlichen Kopf weg; die zwei Tentakeln sind ziemlich dick, kurz, zusammengezogen und durch das Halsschild verdeckt; an der äußern Seite der Wurzel derselben stehen die Augen; der Rücken ist wenig gewölbt und weder außen noch innen ist von einer Schale eine Spur zu sehen. — Als einzige Art führt Blainville C. nigra aus dem Meere bei Isle de France an, welche sich in seinem Manuel de Malacologie t. 42. f. 1. abgebildet findet.

(*Dr. Thon.*)

CORNARUS. Unter den gelehrten Ärzten, die im 16. Jahrhundert das Verlangen nach besserem Unterricht weckten und zum Theil als Reformatoren in der Medicin genant werden, verdient Janus Cornarus eine vorzügliche Stelle. Um die Verdienste jener Männer überhaupt und des Cornarus insbesondere zu würdigen, wird es nöthig seyn zu bemerken, daß im Mittelalter und bis ins 15. Jahrhundert die latinobarbarischen Übersetzungen der arabischen und der früher ins Arabische und aus diesem wieder in das schlechte Latein des Mittelalters übergetragenen, griechischen Ärzte als die einzigen schriftlichen Quellen der Medicin angesehen wurden. Als sich nun durch die vertriebenen griechischen Flüchtlinge das Studium der griechischen Sprache in Italien ausbreitete, lernte man bald einsehen, wie trübe und unlauter jene Quellen seyen, und man überredete sich, daß das ganze Heil der Medicin auf der Wiederherstellung der griechischen Kunst und Wissenschaft beruhe. Alles schien darauf anzukommen, den Text der griechischen Ärzte nach den verschiedenen Handschriften kritisch zu prüfen und rein darzu-

stellen, bessere Übersetzungen aus dem Originale zu liefern und durch gründliche Commentare den eigentlichen Sinn der Alten darzulegen. Darin waren Hermolaus Barbarus, Marcellus Vergilius und Nicol. Leonicenus mit rühmlichem Beispiele vorangegangen. Sie fanden unter ihren Landsleuten viele Nachfolger. Von den Universitäten Italiens und durch die Schriften jener gelehrten Italiener breitete sich auch in Teutschland und Frankreich, selbst in England und Spanien der Eifer für die classische Literatur der Medicin aus, und brachte theils früher, theils später treffliche Früchte. Zunächst fühlte man die Nothwendigkeit classischer Bildung beim Studium der Medicin: die Barbarei wurde verscheucht: die Kritik schärfte das Urtheil und förderte das freie Denken; wovon viele medicinische Schriften des 16. Jahrhunderts preiswürdige Beweise liefern. Der Hauptgewinn aber, der aus dieser classischen Bildung hervorging, war der, daß man auf dem Wege, den Hippokrates zuerst betreten, zur Natur geführt wurde und diese am Ende mehr gelten ließ, als alle Auctoritäten. So entstand eine würdige Hippokratische Schule, die sich durch Gelehrsamkeit, Geschmack, Denkfreiheit und reifliches Studium der Beobachtungen auszeichnete.

So erfreulich und heilsam diese Wendung des medicinischen Studiums war, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Bestrebungen der Hippokratiker des 16. Jahrhunderts noch verdienstlicher erscheinen würden, wenn sie nicht zuvörderst ungerecht gegen die Araber gewesen wären, gegen die sie überall eine Erbitterung zeigen, welche größtentheils auf Rechnung des gänzlichen Mangels an Kentniß der arabischen Sprache, aber auch des Religionshasses zu schreiben ist. Es ist kaum zu glauben, und die Beweise, an einem andern Orte gehäuft, würden mich zu weit führen, wie die unaufhörlichen Vorwürfe, die man den arabischen Schriftstellern machte, daher kamen, weil die Juden und Latinobarbaren, welche die Araber übersetzten, fehlerhafte Handschriften und irrige Lesearten vor sich hatten. Die Erbitterung, womit Leonicenus und Fuchs gegen die vorgeblichen Irrthümer der arabischen Ärzte schreiben, lockt dem ein Lächeln ab, der den Grundtext der Araber nachsieht. Wäre dies damals geschehen, so wären die Schmähschriften von Fuchs, die bittern Invectiven des Leonicenus und anderer nicht erschienen. Aber noch einem andern Tadel setzten sich die Hippokratiker des 16. Jahrhunderts aus, daß sie zu großen Werth auf die Wortkritik legten und, indem sie den Sinn der Alten verfehlten, sich Zänkereien hingaben, die nur die Rohheit der Zeit und der Schulen beurkunden.

Lob und Tadel, wie er hier ausgesprochen ist, trifft in gleichem Maße auch Janus Cornarus. Er hieß eigentlich Hagepol, wie Andere sagen, Hagenbut, und war zu Zwickau in Sachsen 1500 geboren. Er studirte in Wittenberg, wo er 1521 Magister und 1523 Licentiat der Medicin wurde. Dann ging er nach Basel, wo Erasmus Umgang sehr vortheilhaft auf seine Bildung, und die Bekantschaft mit Frobenius wohlthätig auf seinen Ruf und auf sein Fortkommen wirkte. Hier ward die Liebe zu den alten griechischen Ärzten in ihm geweckt, mit deren Ausgaben und Übersetzungen er sich von nun an Zeit seines Lebens beschäftigte. Er ward Stadtarzt in Nordhausen, dann bis 1540 in Frankfurt am Main. Von dort ging er wieder nach Zwickau, erhielt nach einigen Jahren einen Ruf nach Marburg als Prof. der Medicin und endlich nach Jena, wo er im J. 1558 starb. Von seinen beiden Söhnen, Achates und Diomedes, ist der letztere, Prof. in Wien und kaiserlicher Leibarzt, durch praktische Beobachtungen bekant geworden.

Das wichtigste Werk des Cornarus ist seine vollständige und kritische Ausgabe des Hippokrates zu Basel 1538. fol. Es war die zweite nach der Aldina (1526), und man muß dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit vollem Rechte den Text, den Galen vor sich gehabt, zum Grunde legte und sorgfältig drei Handschriften benutzte. An seiner lateinischen Übersetzung, die zu Venedig 1545. 8. erschien, findet man mehr auszustellen, wenigstens wurde sie von Foescus übertroffen.

Früher schon hatte er den Dioskorides, Basel 1529. 8., bearbeitet. Es war die dritte Ausgabe; aber, ohne die treffliche Aldina zu benutzen, ließ er den Text der zweiten Ausgabe (Venedig 1518) abdrucken und änderte hier und da nach Gutdünken. Handschriften hatte er gar nicht verglichen. Eben so wenig Vorzügliches leistete er in der lateinischen Übersetzung (Basel 1557. fol.), weil es ihm ganz an Sachkentniß fehlte.

Auch den ganzen Galen gab er bei Frobenius in einer lateinischen Übersetzung heraus (Basel 1542. fol.). Doch ist die Übersetzung, welche die Junta's das Jahr vorher in Venedig gegeben hatten, hiebei zum Grunde gelegt.

Vom Aëtius gab er nur das achte bis dreizehnte Buch, nach einer Handschrift übersetzt, bei Frobenius (1533) heraus. Eine seiner letzten Arbeiten ist die Übersetzung des Paul von Ägina mit Commentarien (*Dolabellarum libri septem.* Basil. 1556. fol.).

Seinem Haß gegen die Araber machte er in dem Hippocrates, doctor verus. Basil. 1543., Luft. In diesem stimte er mit Fuchs überein, mit dem er sonst in heftigem Streite lebte. Cornarus Fehler bei Erklärung des Dioskorides rügte Fuchs in seiner Historia stirpium, Basil. 1542. fol., ungemein grob und heftig. Dagegen schrieb Cornarus: Vulpecula excoriata. Frcf. 1543. 4., und dann Nitrum ac brabyla pro vulpecula excoriata, Frcf. 1545., wogegen Fuchs seinen Cornarius furens, Basil. 1545. 8. herausgab. Bei Beurtheilung dieses Streites muß man gestehen, daß das Recht mehrentheils auf Fuchs Seite ist. Denn, wenn Cornarus das κονήριον des Dioskorides für den gemeinen Schlehendorn nimt und das Cementwasser (χάλκανθος) nicht von der Kupferblüthe (χαλκοῦ ἄνθος) unterscheidet; so verdiente dies allerdings eine Rüge. Allein der Ton, in dem beide Gelehrte stritten, ist so unwürdig, daß er dem Zeitgenossen Vesalius, der selber heftig genug in literarischen Streitigkeiten war, anstößig wurde. Er äußert sich misfällig darüber in der epist. de radice chynae. Opp. ed. Albin. 2. p. 675. (*K. Sprengel.*)

CORTEZ, Hernan oder Fernandez. — Wer die Eroberung Mexico's nent, nent sicherlich das in seiner ersten Auffassung, seinem Beginn und seinem Fortgang kühnste, so wie an Abenteuerlichkeit, Gefahren und

Glückswechseln reichste und in seinen Erfolgen über alle menschliche Voraussicht belohnendste Unternehmen, welches, abgewogen gegen die geringen Hilfsmittel und Kräfte, die dabei zu Gebote standen, kaum irgend eines Seinesgleichen in der Weltgeschichte findet. Was daher auch immer Menschlichkeit, Gerechtigkeit und sittliches Gefühl gegen den Geist, der es leitete, und gegen die empörenden Frevel, die es begleiteten, mit so vollem Rechte einwenden mögen: so bleibt doch der Held und Führer dieses Eroberungszuges, Hernan Cortez, während der Genius der Menschheit als Ankläger gegen ihn auftreten muß, der Gegenstand einer Bewunderung, welche Geist, Kraft und eiserne Beharrlichkeit dieses Mannes, im seltenen Bunde mit einander vereinigt, uns unwillkürlich abnöthigen.

Cortez, aus einem edlen Geschlechte in Extremadura entsprossen, ward zu Medellin im J. 1485 geboren, mit Anlagen des Geistes, die sich bereits in seiner obwol schwächlichen Jugend verriethen und seinen Vater, Martin Cortez, bewogen, ihn der Rechtsgelehrsamkeit zu bestimmen. Wenig aber sagte diese Laufbahn einem Jünglinge zu, dessen geistige Kräfte ihn zu einer ungleich lebendigern Regsamkeit beriefen. Seine Jugend fiel in einen Zeitpunkt, wo die sieghaften Kämpfe gegen die Mauren, noch mehr aber die Auffindung einer neuen Welt durch Colombo, in der spanischen Nation einen Heroismus entzündet hatten, der, die gewöhnlichen Laufbahnen verschmähend, nach ungewöhnlichen Thaten dürstete. Den gleichen romantischen Gefühlen hingegeben, verließ Cortez die Hochschule von Salamanka, und vorbereitet und gekräftigt durch kriegerische Übungen jeder Art, stand er im Begriff, sich unter des großen Gonsalvo de Cordova Fahnen zu stellen, als ein plötzliches Erkranken seine Einschiffung nach Neapel vereitelte.

Mit seiner Genesung aber erwachte auch wieder sein Streben, sich ins lebendige Getreibe des Menschenlebens zu werfen; und versichert des väterlichen Beifalls, reifte der Entschluß, seinem Glücke in den Regionen jenseit des atlantischen Oceans nachzujagen, um so unbedenklicher, als sich ihm die Gelegenheit darbot, die Überfahrt nach Hispaniola im Gefolge seines Vetters, des aus Colombo's Lebensgeschichte nur all zu übel berüchtigten Oberstatthalters, Nicolas de Ovando, anzutreten. Ein Liebesabenteuer, das einstweilen seine Muße beschäftigte, setzte ihn bei nächtlicher Weile einem so harten Falle aus, daß auch dies Mal seine Abfahrt noch um zwei volle Jahre (1505) verschoben bleiben mußte.

Ovando verlieh dem Ankömling eine untergeordnete Anstellung, die ihn gleichwol nicht hinderte, sich durch Geist und Sitte auf eine vortheilhafte Weise auszuzeichnen. Kein Wunder daher auch, daß, selbst nach seines mächtigen Beschützers Abberufung, der Anführer einer neuen spanischen Niederlassung auf Cuba, Don Diego Velasquez, ihn (1508) als Geheimschreiber seiner Person näher stellte und vor andern liebgewonnen hatte, als sein jugendlicher Rechtsinn ihn verleitete, sich als thätiges Werkzeug einer misvergnügten Partei in dieser neuen Colonie zur öffentlichen Beschwerdeführung gegen seinen Gebieter gebrauchen zu lassen. Ein Übermaß von Gunst jedoch verwandelte das bereits gegen ihn ausgesprochene Todesurtel in Verbannung von der Insel; und auch diesem Ausspruch wußte er sich durch eine kühn gewagte Flucht zu entziehen. Ein neuer Liebeshandel mit Catharina Suarez, der Tochter eines Colonisten, hielt ihn gleichwol heimlich auf Cuba fest, lieferte ihn aber auch nur zu bald seinen Verfolgern aus; und nur in der unerschöpften Großmuth des Statthalters, an den er appellirte, gelang es ihm, die Folgen des erneuerten strengen Strafurtels von sich abzuwenden. Er verband sich nunmehr mit seiner Geliebten; selbst die Gunst seines Beschützers kehrte wieder, und, als Alcalde der neuangelegten Hauptstadt St. Jago, mit reichen Ländereien und Leibeigenen beschenkt, konte er sich binnen einer Reihe von Jahren zu einem eben so ausgezeichneten Wohlstande erheben, als seine persönlichen Eigenschaften ihm eine wohlbegründete Achtung erwarben.

Niemand jedoch wußte so seltene Vorzüge richtiger zu würdigen, als Velasquez selbst, welcher Talente dieser Art bedurfte, um die hochfliegenden Plane, womit Ehrgeiz und Gewinnsucht seinen Geist schon lange beschäftigten, ins Leben zu rufen. Kaum erst seit einem Menschenalter hatte ein europäischer Fuß diese neue Erde betreten; und schon waren, trotz der mangelhaften Schiffahrtkunde, im Westen immer ausgedehntere und reichere Länderstriche vor den Blicken der hierin mit einander wetteifernden Entdecker aufgestiegen. Die Küsten der Terrafirma, die Landenge von Darien, Costarica und selbst die Halbinsel Yucatan waren nach und nach in die Reihe dieser Entdeckungen getreten. Diese letztere insonderheit war das Verdienst des Ferdinand de Cordua, eines alten erfahrnen Seemannes aus Colombo's Schule, der in Verbindung mit mehren kühnen Seeabenteurern, wie es damals deren so viele gab, von Cuba aus, (zu Anfang 1517) mit drei Schiffen ausgelaufen war und bereits nach wenigen Wochen die Kunde einer weiten Landschaft im nahen Westen, bewohnt von einem schon weit in der Civilisation fortgerückten Volke, mit sich heim brachte.

Schon längst hatte Velasquez, begünstigt durch seine Verwandtschaft mit dem damals in allen indischen Angelegenheiten schier allmächtigen Bischof Fonseca von Burgos, und ungeduldig, sich der Abhängigkeit von Don Diego Colombo, der zu St. Domingo den Oberbefehl aller spanischen Niederlassungen in diesem Welttheile führte, zu entziehen, es als das ersprießlichste Mittel erkant, sich durch neue glänzende Unternehmungen zur Erweiterung der spanischen Herrschaft ein selbständiges Verdienst und eine ausgedehntere Gewalt zu erwerben. Wie willkommen mußte ihm demnach ein Bericht erscheinen, der ihm den Blick in ganz neue und soviel versprechende Regionen eröffnete! Zwar hinderte ihn Cordua's verfrühter Tod, sich seiner auf dieser Laufbahn und zu weiterer Erkundung jenes lockenden Küstenstriches fernerhin zu bedienen: doch fand er bald an Juan Grijalva einen nicht minder kundigen Seemann, dem er die Führung eines zu diesem Zwecke ausgerüsteten kleinen Geschwaders anvertrauen konte. Grijalva ging am 18. April 1518 unter Segel; lief vom Cap Catoche längs der Küste von

Campeche hin und erreichte endlich den Fluß Tabasco, nicht wenig verwundert, überall die Spuren einer Cultur zu erblicken, welche diesen Gestaden eine so treffende Ähnlichkeit mit seinem Vaterlande verlieh, daß ihm hier ein „Neu-Spanien" zu begegnen schien; — eine Benennung, welche seitdem dieser Ländermasse in einem noch ungleich weiterem Umfange verblieben ist.

Die vortheilhafte Meinung, welche Grijalva von dieser neuen Erdgegend faßte, wurde noch erhöht, als er im angeknüpften, freundlichen Verkehr mit den Bewohnern, überall ebensowol auf die Spuren eines von der Natur verschwenderisch gesegneten und goldreichen Bodens, als auf die Produkte eines schon weit fortgeschrittenen, menschlichen Fleißes und die Einrichtung eines durch geregelte Verfassung gesicherten, bürgerlichen Wohlstandes traf. Zugleich erreichte ihn hier die erste Kunde von dem Daseyn eines weiter im Nordwesten gelegenen, ausgedehnten Reiches, das von einem mächtigen Fürsten, Namens Montezuma, beherrscht werde. Um so feuriger erwuchs in dem Spanier die Begierde, auf diesem vielversprechenden Boden einen festen Fuß zu gewinnen: allein genau an die Vorschriften des Statthalters gebunden, welche ihm jeden Versuch einer Niederlassung, als zu frühzeitig, untersagten, entsandte er ein Fahrzeug nach Cuba, um neue Verhaltungsbefehle einzuziehen; während er selbst den Lauf der Küste verfolgte, um sich jenem gepriesenen Gebiete zu nähern. So gelangte er bis zu dem Punkte, wo späterhin die Stadt Vera Cruz gegründet worden; aber ebensowol der Mangel eines sichern Hafens an dieser ganzen Küste, als die reißende Gewalt des Golfstroms bewogen ihn, jede fernere Untersuchung aufzugeben und, nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit, nach Cuba zurückzukehren.

Velasquez jedoch, hoch erregt durch den kaum erwarteten Erfolg dieser Unternehmung, zeigte sich nicht wenig unzufrieden, daß die Unschlüssigkeit seines Abgeschickten die Vortheile derselben nicht thätiger zu nutzen gewußt, und betrieb nunmehr nur um so eifriger eine neue stärkere Ausrüstung, durch welche er dieses Säumniß wieder gut zu machen hoffte, und wozu es ihm auch gelang, die Einwilligung der spanischen Regirung zu St. Domingo zu erwirken. Sich selbst an die Spitze dieser Expedition zu stellen, mochte ihm ebensowol durch Rücksichten seiner amtlichen Stellung, als durch innere Abneigung untersagt bleiben: aber dennoch nicht willens, sich der reichen Ernte an Ruhm und Gewinn zu begeben, welche mit der glücklichen Ausführung verbunden waren, sah er sich nach einem untergeordneten Werkzeuge um, welches geeignet wäre, ausschließlich für seinen Vortheil zu arbeiten. Die Aufgabe war nicht leicht: denn sie foderte einen Mann von ungewöhnlicher Einsicht, Erfahrung und persönlichem Muthe, und der nichts desto minder so wenig eigenen Ehrgeiz besäße, nie die ihm vorzuzeichnende Grenzlinie einer blinden Unterwürfigkeit zu überschreiten. Endlich, nach langem Sinnen und Erwägen, glaubte er, mit schnöder Zurücksetzung Grijalvas, diesen seltenen Charakter gefunden zu haben; und Hernan Cortez ward von ihm zum Anführer der in der Ausrüstung begriffenen kleinen Armada ernant.

So war denn unverhofft der stille Wunsch des im vollkräftigsten Lebensalter dastehenden Mannes, sich zu einer glänzenderen Laufbahn auszuzeichnen, erreicht; und kaum hat er den Ruf des Statthalters dankbar angenommen, so wird er auch der thätige Mittelpunkt aller der mannigfachen Vorbereitungen dieses entworfenen Zuges. Er wirbt Soldaten und Matrosen, und, unterstützt von seinen vermögenden Freunden, wie mit Aufopferung seines eigenen Vermögens, beschleunigt er, durch jede Art der Anstrengungen, die Anstalten zur Einschiffung bis zu dem Punkte, wo er selbst, gestachelt von dem innern, ihn verzehrenden Thatendrang, im Geleit seines Gönners und seiner zahlreichen Helfer, sich an Bord begeben kann, um den Hafen von St. Jago mit günstigem Winde zu verlassen. Aber auch noch ein geheimer Grund beflügelte diese ungeduldige Eile. Er kante den unbeständigen, selbstsüchtigen und argwöhnischen Geist des Statthalters, sowie die heimlichen Einflüsterungen seiner Neider und Mitbewerber zu gut, um nicht mit Rechte besorgen zu müssen, daß ein finsteres, selbst durch seinen bisher bewiesenen Eifer gar leicht erwecktes Mistrauen in Velasquez Seele ihn schnell wieder des ertheilten Oberbefehls berauben möchte. Diese Furcht bewährte sich auch nur zu bald, als er sich genöthigt sah, noch einige Zeit in dem westlicher gelegenen Hafen St. Trinidad zu verweilen, um die Bemannung seiner Schiffe, samt manchen Theilen der Ausrüstung, noch zu vervollständigen. Denn während sich noch täglich von allen Seiten die kühnsten Abenteurer, zum Theil aus den edelsten Geschlechtern, freiwillig zu Cortez sammelten, die Scharen von ihm gemustert, die Kriegsvorräthe geordnet und die Mundbedürfnisse mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft wurden, und Alles mit Ungeduld dem Augenblick entgegen harrte, wo die Anker sich endlich heben sollten, gefiel es Velasquez, mit plötzlich umgewandelter Gesinnung und hauptsächlich die Warnungen seines Astrologen beachtend, dem selbsterlesenen Führer sein Vertrauen wieder zu entziehen; und er hatte auch nichts Eiligeres, als seine demselben ertheilte Bestallung zurückzunehmen. Dieser Auftrag, welchen der Alcalde von Trinidad ins Werk richten sollte, fand ebensowol in sich selbst, als in der billigeren Denkart des Vollstreckers genugsamen Anstand, um durch schriftliche Vorstellungen und neue Versicherungen einer unverbrüchlichen Treue vielleicht noch eine günstige Veränderung zu erleiden. Allein Velasquez, hiedurch nur noch höher gereizt und erbittert, erließ neue geschärfte Befehle an den Commandanten der Havannah, wohin Cortez sich indeß bereits gewandt hatte, mit dem Zusatz, diesen sogleich zu verhaften und in Fesseln nach St. Jago zu senden.

Doch Cortez, noch zu rechter Zeit durch seine dortigen Freunde gewarnt und sich auf einen Punkt gedrängt erblickend, wo er entweder einem schimpflichen Argwohn unterliegen, oder das Band der bisherigen Abhängigkeit von seinem Machtgeber abstreifen mußte, wählte, im Bewußtseyn seiner geistigen Überlegenheit, um so muthiger das letztere, je zuversichtlicher er auf die feste Anhänglichkeit der entschiedenen Mehrzahl seiner Begleiter rechnen durfte. Indem er also, selbst unter diesen, des Statthalters treueste Diener geschickt entweder zu ent-

fernen, oder durch Überredung für sich zu gewinnen wußte, versammelt er sofort die gesamten Schiffsmannschaften, erklärt ihnen seine Lage und fodert sie auf, sich einzeln über die von ihm zu nehmende Entschließung zu erklären. Alles fühlt sich durch Velasquez Verfahren empört; Alles hat seine Hoffnung und Wünsche unzertrennlich an Cortez Namen geknüpft; und so widersetzen sich alle und jede Stimmen der Niederlegung seines Oberbefehls und schwören ihm Gehorsam und Treue, wohin er sie auch führen möge. Selbst der Commandant des Hafens kann oder will diesen Entschluß nicht hindern und begnügt sich, dem Statthalter zu berichten, daß die Vollstreckung seines Befehls, bei dieser Stimmung der Truppen, schlechterdings unausführbar gewesen. Diese aber, jedem ferneren Hindernisse zu entweichen, säumen nicht, ihre Abfahrt zu beschleunigen; und den 10. Februar spannen sie ihre vollen Segel, unter der Leitung des selbstgewählten Führers, nach jenen fernen, ihnen mit allem Zauber der Phantasie entgegen winkenden Gestaden auf.

Die Armada, welche ein so kühnes Wagstück unternahm, war, obgleich außer allem Verhältniß zu der Größe desselben, dennoch, nach damaligem Maßstabe und als das Unternehmen eines Privatmannes, keineswegs unbedeutend. Sie bestand aus 11 Fahrzeugen von 70 bis 100 Tonnen Gehalt und zählte, außer etwa 100 Seeleuten und Arbeitern, 508 wackere Krieger, mit Ausschluß der Anführer, an ihrem Borde. Sie führten 10 kleine Feldstücke und 4 Falkonets mit sich; doch gab es zugleich nur 13 Büchsen- und 32 Armbrustschützen unter ihnen; während die Übrigen nur mit Schwert und Pike bewaffnet waren. Besonderes Vertrauen aber setzte man auf 16 miteingeschiffte Pferde, welche in diesem Welttheile als eine neue und furchtbare kriegerische Erscheinung gelten mußten. Diese gesamte kleine Macht war in 11 Fahnen, nach der Zahl der Schiffe, vertheilt, und beide standen unter ebensoviel Befehlshabern, deren ruhmvolle Namen zu nennen der Verfolg der Geschichte zum öftern noch Gelegenheit darbieten wird. Den Lauf des Geschwaders lenkte als Pilot Antonio Alaminos, der bereits den Entdeckungsfahrten Cordua's und Grijalva's als Steuermann beigegeben gewesen. Als Dolmetscher sollte der Indianer Melchior, einst von Grijalva gefangen und dann getauft, sich nützlich machen. Die Wimpel der Flotte führten in ihrer Mitte das Kreuz mit der Umschrift: In hoc signo vinces! und als besonderer Schutzpatron des Unternehmens war der Apostel Petrus erwählt worden. Zwei miteingeschiffte Geistliche beriethen das religiöse Bedürfniß ihrer Landsleute und waren zugleich bestimt, den Glauben des Erlösers in jenen bisher unbetretenen Regionen siegreich zu verkünden.

Gleich im Anfange der Fahrt hatten widrige und stürmische Winde die Flotte nach der Insel Cozumel verschlagen, wo demnach eine Landung beschlossen ward, um sich wieder zu ordnen. Die in die Gebirge entflohenen Einwohner faßten bald wieder den Muth, sich diesen wunderbaren Fremdlingen friedfertig zu nähern. Diese ihrerseits erwiederten dies Vertrauen, bis der Anblick der pyramidalisch geformten und mit scheußlichen Götzenbildern erfüllten Tempel (Trocalli) ihren Fanatismus zugleich mit ihrem Zerstörungsgeiste entzündete. Die Wahngebilde sanken in Trümmern, und an ihrer Statt erhoben sich das Kruzifix und die Gestalt der heiligen Jungfrau, deren Verehrung den erstaunten Indianern fortan geboten wurde. Wichtiger aber in ihren Folgen war hier die Auffindung eines Spaniers, Hieronymo d'Aguilar, der bereits vor acht Jahren mit mehren Unglücksgefährten durch Schiffbruch an die Küsten von Yucatan verschlagen und dergestalt unter den Eingebornen naturalisirt worden, daß er, ihrer weit verbreiteten Sprache mächtig, einen trefflichen Dolmetscher für seine Landsleute abgeben konte.

Cortez, der es für rathsam hielt, sich genau in Grijalva's Fußstapfen zu halten, richtete seine Fahrt längs der nördlichen Küste der Halbinsel Yucatan, bis er in der Mündung des Flusses Tabasco die Anker warf, eines gleichen freundschaftlichen Empfanges, wie sein Vorgänger, gewärtig. Was auch immer jene frühere Gesinnung der Einwohner verändert haben mochte, so ward doch sein Erscheinen an dieser Küste das Signal zu einer drohenden Bewegung von ihrer Seite, welche durch Aguilars friedliche Versicherungen keineswegs begütigt wurde. Cortez, wie unerwünscht ihm auch eine Fehde in dieser, von seinem Zielpunkte noch weit entfernten Landschaft dünken mochte, fand es dennoch für den Fortgang seines Unternehmens in keiner Weise rathsam, sich feige aus diesem ersten Zusammentreffen zurückzuziehen. Die Landung mit gewaffneter Hand ward beschlossen und unter dem Schutze einiger Stückschüsse ausgeführt. Bedeutender, aber um nichts erfolgreicher war der Widerstand, den die Spanier hienächst an dem morastigen und buschreichen Gelände fanden. Die Indianer wurden, trotz ihrem Pfeilhagel, in den Wald zurückgetrieben, bald auch die Verpfählung der nahe gelegenen Stadt Tabasco erstürmt und der Ort geplündert.

Zwar zurückgedrängt, aber nicht entmuthigt, ließen die Indianer, zu welchen zurückzuflüchten ihr Landsmann Melchior der Versuchung nicht hatte widerstehen können, gleich am nächsten Tage einen entschlossenen Angriff mit neu gesammelter Macht erwarten. Cortez durfte auch jetzt noch, um seinen Kriegern das Vertrauen auf ihren Anführer und auf sich selbst nicht zu rauben, diesen Kampf nicht durch eine beschleunigte Wiedereinschiffung vermeiden. Er nahm seine Stellung am Fuße einer Anhöhe, die seinen Rücken sicherte, und auf welcher er sein Geschütz aufstellte; während er die eigentliche Hoffnung eines entscheidenden Sieges auf seinen kleinen Reutertrupp stellte, mit welchem er, im günstigsten Augenblick, aus einem nahen Gehölz hervor in den Rücken des Feindes einzubrechen gedachte. Bald auch sah man den letztern, im barbarischen Kriegerschmuck, mit rohen und unzulänglichen Waffen ausgerüstet und unter einem wilden Schlachtruf gegen die dicht geordneten Spanier heranstürzen. Wie verheerend das schwere Geschütz auch unter den Unglücklichen aufräumte, so war doch ihr Andrang so ungestüm, daß sie ihre kriegskundigen Gegner schier durch ihre Massen erdrückten und die Schlachtlinie bereits auf mehren Punkten durchbrachen. Da, in höchster Noth, stürzte Cortez mit den Reisigen aus seinem Hinterhalte

hervor, und der Anblick dieser wundersamen Centauren reichte hin, den Muth auch der Tapfersten zu lähmen. Schreck und Bestürzung reißt alles in eine unwiderstehliche Flucht dahin, und indem das spanische Fußvolk entschlossen nachdringt, stäubt alsobald das gesamte feindliche Heer in wilder Verwirrung auseinander. Diese entscheidende Niederlage kostete die Sieger nur 2 Todte, aber 70 Verwundete; hingegen war die Einbuße ihrer Gegner bedeutend genug, um sie sofort zur Nachsuchung des Friedens zu bewegen, der ihnen auch nicht ungern gegen Unterwerfung unter die kastilische Herrschaft und einen Tribut an Gold und Lebensmitteln gewährt wurde.

Unter den Geschenken, womit der Cazike von Tabasco die Schonung seiner Besieger erkaufte, befand sich auch eine Anzahl junger Sclavinnen, welche auch keineswegs ausgeschlagen wurden, da sie dem kleinen Heere durch Bereitung des Maisbrodes nützlich zu werden versprachen. Jedoch vor allen zeichnete sich unter ihnen an Geist, wie an Gestalt, die Tochter eines mexikanischen Häuptlings aus, welche schon in früher Jugend als Kriegsgefangene und nach vielfachen Abenteuern in diese entfernte Gegend verschlagen worden. Cortez, ihre Vorzüge anerkennend, trat bald mit ihr in ein innigeres Verhältniß, welches sie nicht minder durch treue Anhänglichkeit vergalt und eben hiedurch, wie durch ihre bald gewonnene Fertigkeit in kastilischer Rede und Sitte und ihre genauere Kentniß der Verhältnisse jener Länder, ihm in der Folge wesentlich hilfreich wurde. Bei der Annahme des christlichen Bekentnisses erhielt sie den Namen Marina.

Hier, an der südlichsten Grenze eines großen Reiches, welches diese Hand voll Spanier zu unterjochen sich vermaß, war es vielleicht der gelegenste Ort, sich von der Natur, dem Umfange, der Verfassung und den Kräften desselben, wovon ihnen wol nur ein Bild in sehr dunkeln Umrissen vorschweben mochte, eine gewissere Kunde zu verschaffen. Was sie erfuhren, mußte in der Hauptsache wol mit demjenigen übereinstimmen, was der Verfasser dieses Artikels zum leichtern Verständniß des Folgenden für nöthig erachtet, hier in gedrängter Kürze vorauszuschicken.

Das Reich Anahuac (bekanter unter der Benennung Mexiko), obwol nicht den achten Theil des heutigen Bundesstates Mexiko in sich begreifend, durfte damals für das mächtigste und kraftvollste unter allen Staten jener Erdhälfte gelten. Ausgedehnt zwischen dem 14. und 21. Grad der nördl. Breite, erstreckte es sich zwischen den beiden großen Weltmeeren mit der Eigenthümlichkeit, daß es in einer hohen, breiten und nur wenig unterbrochenen Gebirgsebene der Cordilleren von Süden nach Norden streicht, welche besonders in ihrem östlichen Abfall mit einer jähen Gebirgswand nahe gegen die Küste herniedersteigt. Das Niveau dieser Ebene ist, zunächst der Hauptstadt Mexiko, nicht weniger als 7000 Fuß über den Meeresspiegel bei Vera Cruz erhaben und vergleicht sich demnach, indem es zwei Mal höher steht, als die Wolken im Sommer ziehen, mit der Höhe der Straßen über den St. Bernhard und den Mont Cenis in den Alpen. Eine Folge dieser natürlichen Beschaffenheit ist, daß, während in der niederen Region, zunächst dem Meere, die drückende und ungesunde Hitze eines Tropenlandes herrscht, jene Höhe aller Vortheile eines ewigen Frühlings und eines gemäßigten Klima's, wie das von Neapel, genießt, und daß dieser Wechsel sich stufenweise, wie man jenen Abhang hinanklimt, so wie in der Temperatur, so auch in der Vegetation offenbart. Hieraus auch erklärt es sich, daß zu allen Zeiten die Bevölkerung dieses Landes sich vorzugsweise gegen jenen Mittelpunkt zusammengezogen hat, wiewol die spanischen Eroberer selbst die östliche heiße Küstengegend volkreich genug bewohnt fanden.

Sehen wir auch nicht so weit in der äußerst dunkeln Geschichte dieser Länderstrecke hinauf, um die frühesten Einwanderer derselben, so wie sie allmälig aus dem Norden heranrückten, in ihrem ersten Ursprunge — vielleicht ein Theil des versprengten tatarischen Stammes der Hiong-nu oder Hunnen — zu verfolgen: so erhellt doch, daß in verschiedenen Zeiträumen die Tulteken, dann die Chichimeken und endlich die Azteken diesen Erdraum einnahmen, Reiche und Dynastien auf demselben gründeten und gehäufte redende Spuren ihres Daseyns hinterließen; während die nördlicheren Gegenden, jenseit des 20. Grades, nach wie vor im Besitz von weitzerstreuten und wilden Nomadenstämmen verblieben. Der Stat von Anahuac, mit einer Bevölkerung von wenigstens einigen Millionen und auf einer Erdoberfläche von 7000 geogr. Quadratmeilen, bestand bereits seit beinahe 4 Jahrhunderten, unter einer Folge von 11 aztekischen Beherrschern, deren jüngster, Montezuma II. (sein eigentlicher Name lautet Moteuczoma Xocojotzin oder der Jüngere) sich damals seit 14 Jahren an der Spitze der Regirung befand.

Die großen Städte des aztekischen Reiches, sowie die besten angebauten Ländereien, waren in dem schönen und fruchtbaren Thale von Tenochtitlan, zunächst um die Hauptstadt gleiches Namens zusammengedrängt, was jedoch nicht hinderte, daß die Sprache des Volks sich in mehr als 20 verschiedene Mundarten verzweigte. Die Bewohner konten für einen schönen, gesunden und kräftigen Menschenschlag gelten, obwol sie alle charakteristische Eigenthümlichkeiten des gesamten übrigen amerikanischen Continents in Farbe, Physiognomie, Haar und körperlicher Beschaffenheit theilten. Ihre Sinnesart zeigte sich ernst, still und düster, hart und in sich zurückgezogen, aber furchtbar im Ausbruche irgend einer heftigen Leidenschaft, zugleich aber auch empfänglich für harmlose Genüsse, wie z. B. die Blumenlust, woran der Geschmack, sowie in allen übrigen Sitten und Gewohnheiten, sich *selbst in ihren jetzigen Nachkommen noch keineswegs verloren hat.*

In allen Zweigen der Civilisation hatten die Bewohner von Anahuac schon vorlängst eine Stufe der Ausbildung erreicht, welche sie fähig machte, in diesem größeren gesellschaftlichen Verein mit einander fortzudauern und die Vortheile desselben zu genießen. In Wohnung, Kleidung, Hausgeräth, öffentlichen Anlagen zu gemeinsamen Nutzen und Bequemlichkeit, z. B. Plätzen, Dämmen, Kanälen und Wasserleitungen, sowie in Ackerbau, Künsten und Gewerben zeigten sie nicht gewöhnliche Fortschritte. Bauwerke aus alter und neuer Zeit — ihre

Pyramiden, denen am Nil einigermaßen vergleichbar — ihre königlichen Paläste, Tempel und Denkmale trotzten und trotzen noch den Jahrhunderten. Die Mittheilung ihrer Gedanken, ihre Geschichte, ihre Gesetze und Urkunden legten sie auf Pergamenthäuten in einer, wenn gleich unvollkommenen Art von Bilderschrift und Hieroglyphen nieder. Ihre Zeitrechnung nach Sonnenjahren, in überaus künstlichen Cyclen geordnet, wetteiferte an Richtigkeit der Einschaltungen selbst mit dem Kalender der spanischen Eroberer; und ihre gesamte Industrie, obgleich sie des Gebrauchs eiserner Werkzeuge entbehrten, schien in einem lebendigen Umschwunge begriffen.

Bei so viel lichten Seiten des mexikanischen Culturzustandes treten dem Beobachter zwei dunkle Schattenseiten desselben um so mißfälliger ins Auge; — ein roher, religiöser Aberglaube, auf einem krassen Götzendienst gegründet, der sich mit Wohlgefallen an den zuckenden Herzen häufig dargebrachter Menschenopfer weidete, und eine ausgedehnte Priesterherrschaft in seinem Gefolge hatte; — und eine Willkür der politischen Verfassung, welche den Regenten in einen schier unumschränkten Despoten verwandelte und eine ruhige Volkswohlfahrt um so weniger aufkommen ließ, als neben dieser Nichtachtung derselben vom Throne herab zugleich das Sclavenjoch einer festbegründeten, noch jetzt nicht ganz erstorbenen und vielfach abgestuften Feudalherrschaft der Häuptlinge, welche allein im Besitze der fruchtbarsten Ländereien waren, neben den fast immer ungestraften Erpressungen der höhern Beamten in den Provinzen, seinerseits nicht minder schwer auf den Unterthanen lastete. Sonach befand sich der Landmann im erniedrigendsten Zustande der Verworfenheit und Armuth; Bettler erfüllten die Landstraßen, und die zahlreiche Klasse der Lastträger (Tlamama's), welchen, in Ermangelung besserer Transportmittel, die Fortbringung aller Waren und Erzeugnisse oblag, ward fast den Saumthieren, deren Stelle sie vertraten, gleich gerechnet.

So wie überall, bestraften sich auch hier die Fehler der Regirung — zumal unter einem Beherrscher von so hartem und zugleich schwankendem Charakter, wie Montezuma sich darstellte, nicht nur in allgemeiner Unzufriedenheit und stillem Hasse aller Volksklassen, sondern auch in innerm, entnervendem Zwiespalt der Parteien und nicht seltenen, nur mit Mühe unterdrückten Empörungen der tributairen Fürsten und Staten. Denn so wie die Regenten von Tezcuco (Akolhuakan), Tlakopan und Mechuacan sich nur zu einer sehr bedingten Unterwürfigkeit gegen das Reichsoberhaupt bequemt hatten, so behaupteten zugleich auch mehre Städte, wie z. B. Tlaskala (Tlaxcallan) und Cholula (Chollollan), ihre errungene aristokratisch-republikanische Verfassung mit eifersüchtigen und feindseligen Blicken in einer Art von Unabhängigkeit, die nur eines gegebenen Anlasses wartete, um in offene Widersetzlichkeit auszubrechen.

Wenn in diesen eingezogenen Berichten für den Anführer der spanischen Expedition vielleicht ebensoviel Ermunterndes, als Abschreckendes lag, so war doch sein großer und unternehmender Geist ganz dazu geignet, nur dem ersteren einen Eindruck auf sich zu vergönnen und seine, jedem Wagniß trotzende Entschließungen noch fester zu bestärken. Eben so aber muß man auch gestehen, daß, wenn es nicht geschehen war, um eben diese nothwendigen und aufklärenden Berichte einzuziehen, es sich bald erweisen mußte, ob nicht die ganze Unternehmung gegen Tabasco ein Fehlgriff gewesen, der vom Ziele abführte; und um so weniger säumte Cortez, den Hafen von St. Juan de Uloa zu erreichen, der ihm aus den früheren Fahrten als der geeigneteste zur Landung bezeichnet worden. Hier warf er (21. April 1519) die Anker; und sofort auch sah er sich von zwei Männern ausgezeichneter Gestalt und Wesens begrüßt, welche sich ihm ohne Mißtrauen näherten und darum nicht minder freundlich am Borde des Admiralschiffs empfangen wurden. Ihre Anrede war ehrerbietig: aber der Sinn derselben ging für die Spanier verloren, da Aguilar, mit all seiner Kenntniß des Dialekts von Yucatan, an dieser vollkommen verschiedenen Sprache scheiterte. Doch ebenso schnell auch riß hier Marina ihren neuen Gebieter aus dieser Verlegenheit, indem sie den Dolmetscher von dem Gehörten in seiner erlernten Mundart verständigte und es ihm nun überließ, dasselbe ins Spanische zu übertragen.

So ergab sich denn, daß der Armada bereits irgend ein beunruhigendes Gerücht von Tabasco her vorangegangen seyn mußte, so wie nicht minder schon Grijalva's frühere Erscheinung der Gegenstand einer lebhaften Beunruhigung für den Regenten gewesen war, und daß man von dieser zweiten nothwendig noch gesteigertere Besorgnisse hegte. Pilpator, der Verweser dieses Küstenstrichs, und Teutile, der Anführer der hier aufgestellten Kriegsmacht, sahen demnach sich bewogen, im Namen ihres hohen Gebieters Montezuma, diese neuen Ankömlinge durch jene Abgeordneten zu bewillkommenen, aber auch den Grund ihres Erscheinens an dieser Küste zu vernehmen und ihnen jeden Beistand zur beschleunigten Fortsetzung ihrer Reise zu erbieten. Cortez Gegenrede war nicht minder fein und verbindlich. Er erklärte sich als Freund und beauftragt, eine überaus wichtige Angelegenheit mit den beiden Caziken persönlich zu verhandeln. Ohne auch nur eine weitere Erlaubniß abzuwarten, beeilte er sich zugleich, bereits am nächsten Tage seine gesamte Kriegsmacht zu landen, sie unter Baracken von Strauchwerk in ein Lager zusammenzuziehen und dasselbe durch eine leichte Brustwehr zu sichern.

Zwei Tage später trafen die beiden Häuptlinge mit einem zahlreichen Gefolge und reichen Geschenken in diesem spanischen Lager ein, wo sie von Cortez, an der Spitze seiner Officiere, mit gemessenem Anstand empfangen und zu Anhörung einer feierlichen Messe in einem dazu eingerichteten Gezelte eingeladen wurden. Dann ertheilte er ihrem Anbringen ein ferneres Gehör und stellte sich ihnen zugleich, wiewol mit ziemlich problematischer Befugniß, als seines Herrn und Gebieters, Karls von Österreich und Kastilien, des mächtigsten Monarchen der östlichen Welt, außerordentlichen Abgesandten dar, der gekommen sey, eine Botschaft von höchstem Belang bei ihres Kaisers Montezuma eigner Person anzubringen; — eine Erklärung, welche sichtbar Staunen und Verlegenheit bei ihnen erregte, und auf welche sie erwiederten, daß ein persönliches Nahen zu dem Throne ihres Monar-

chen mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sey; daher er von diesem Vorhaben abstehen möge. Doch mit großem Ernst bestand Cortez auf seiner Foderung, ohne deren Erfüllung er zu seinem Herrn nicht zurückkehren dürfe, und Alles, was er ihnen zugestand, war ein Aufschub von 7 Tagen, binnen welchen sie, vermittelst einer auf allen großen Straßen des Reichs eingerichteten Anstalt von Schnellläufern, Montezuma's nähere Befehle hierüber, trotz einer Entfernung von 51 geographischen Meilen landeinwärts bis zu seiner Hauptstadt, einzuziehen versprachen.

Zu Begleitung und Versinnlichung ihres Berichts sollte eine Reihe von farbigen Gemälden auf baumwollenen Geweben dienen; — das Werk einer Anzahl von Zeichnern, welche sie mit sich gebracht hatten, um alle die neuen und nie erblickten Gegenstände, die sich ihnen hier darboten, in schnell gefertigten Abbildungen zu entwerfen. Cortez benutzte diesen Umstand, den mexikanischen Künstlern einen noch reicheren und imposanteren Stoff für ihre Darstellung zu gewähren, indem er vor ihren Augen seine gesamte Mannschaft eine Reihe kriegerischer Übungen nach den Regeln der europäischen Taktik ausführen, die Reuter ihre Rosse tummeln und die Geschütze gegen einen nahen Wald richten ließ, wo sie eine furchtbare Zerstörung anrichteten. Er berechnete ganz richtig den Eindruck, welchen diese Beweise von der Unwiderstehlichkeit seiner Waffen auf die Phantasie und das Gemüth Montezuma's hervorvorbringen müßten; sowie auch die unmittelbaren Zeugen derselben von einem Entsetzen ergriffen wurden, daß sie nur mit Mühe durch freundliches Zureden wieder beruhigt wurden konten.

Die abschlägige Antwort, welche von Seiten des Kaisers einlief, stand freilich im Voraus zu erwarten: aber Pilpator und Teutile hofften, das Unangenehme in derselben durch zugleich überreichte, neue und prachtvolle Geschenke, in Edelsteinen, Perlen, Goldkörnern, künstlich gearbeiteten Geschmeiden und den mannigfachsten und köstlichsten Kunsterzeugnissen des Landes bestehend, zu mildern, welche schon früher Grijalva's Abzug hatten erkaufen sollen. Je werthvoller aber diese gehäuften Gaben in den Augen der Spanier erschienen, um so höher auch mußten sie nothwendig ihre Habsucht stacheln und sie um so ungeneigter machen, einen Boden schnell wieder zu räumen, der ihnen solche Lockspeisen darbot. Auch verfehlten die Überbringer, welche damit die Entschließung ihres Gebieters, keinem fremden Kriegsvolk den Zutrit in seine Hauptstadt, oder auch nur ein längeres Verweilen in seinen Staten zu bewilligen, verbanden, ihres Zweckes bei Cortez so gänzlich, daß er nur um so bestimmter zu erkennen gab, wie weder die Würde seines Herrn, noch seine eigne Ehre es gestatte, diesen Boden wieder zu verlassen, bevor er nicht seine Sendung in ihrem ganzen Umfang erfüllt habe. Kaum trauten diese Sklavenseelen ihren eignen Ohren, daß irgend ein Sterblicher kühn genug seyn könne, sich dem unverletzlich erachteten Gebot ihres Herrn entgegen zu lehnen: allein eben so zaghaft, demselben sofortigen Gehorsam zu erzwingen, bestanden sie nur auf einer abermaligen, ihnen auch zugestandenen Zeitfrist, um neue Verhaltungsbefehle von Hofe einzuholen, bis wohin die Spanier ihre gegenwärtige Stellung nicht verändern sollten.

Es leidet keinen Zweifel, daß Montezuma in diesem Zeitpunkte mehr, als hinreichende Kräfte und Hilfsquellen in dem großen Umfange seines Gebiets gefunden haben würde, um diesen trotzigen Herausfoderer schnell zu erdrücken, wie verwegen auch immer sein Muth, oder wie neu und furchtbar auch die Wirkungen seiner Waffen seyn mochten. Allein sein despotisches Scepter hatte zu schwer auf seinen Unterthanen gelegen, als daß ihm das stille Brüten des Hasses, womit seine Herrschaft kaum noch ertragen wurde, und die drohende Gefahr hätte entgehen können, wenn diese Fremdlinge sich zum Mittelpunkt eines Widerstandes machten, der leicht die ganze Nation in offene Empörung mit sich fortreißen konte; und es schien ihm rathsamer, sie, wo möglich, auf dem Wege eines friedlichen Abkommens von dieser Küste zu entfernen, als das bedenkliche Wagniß der Gewalt zu versuchen. Noch aber gesellte sich zu dieser furchtsamen Politik die vielleicht noch kräftigere Wirkung eines rohen und tief gewurzelten Aberglaubens. Die alten Sagen des Landes berichteten, daß Quitzalcoatl, der Stifter des Reichs von Aztlan, sich demnächst nach dem fernen Osten gewandt habe, um auch hiehin seine Götter und Gesetze zu verbreiten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß einst seine Abkömmlinge über das Meer wiederkehren und den verlassenen Thron zurückfodern sollten. Jetzt schien jene Voraussagung in diesen gelandeten Spaniern in Erfüllung gehen zu sollen; und während Cortez geflissen diese ihm so willkommene Vorstellung nährte, konte sie kaum verfehlen, das Gemüth des Machthabers mit banger Sorge und verderblicher Unentschlossenheit zu erfüllen. *Denn auch* jetzt, da ihm das hartnäckige Verlangen *des weißen Mannes* berichtet wurde, vermaß er sich zwar, *im ersten Erglühen* seines Zorns, ihn gefesselt zu den Füßen seiner Götter zu schlachten: doch eben so schnell ermäßigte er denselben zu dem jede fernere Widerrede ausschließenden Gebot einer augenblicklichen Abreise, dessen herber Ernst jedoch durch neue, noch prächtigere Geschenke versüßt werden sollte.

Teutile unterzog sich diesem unerfreulichen Auftrage, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultat zu gelangen; denn Cortez erwiederte mit unerschütterlicher Fassung: er komme als ein Bote des Friedens, ja was noch mehr, als ein Befreier aus den Banden des bösen Geistes, in welchen Montezuma verstrickt liege. Nichts sey daher auch nothwendiger, als eine persönliche Besprechung, um dem Zwecke seiner Sendung zu genügen. Dieser angemessene Starrsinn mußte endlich wol des erstaunten Teutile's Geduld erschöpfen. Er wandte den Rücken im Zorn; und alles ließ sich dazu an, daß hiemit die offene Fehde erklärt sey. Jeder Verkehr mit den Spaniern, der für sie so gewinnreiche Tauschhandel, die reiche und unentgeltliche Zufuhr von Lebensmitteln war, von diesem Augenblick an, gehemt; und jetzt galt es, einen Entschluß zu fassen, der so verwegene Hoffnungen entweder erfüllen oder zertrümmern sollte.

Cortez selbst zwar war keinen Augenblick unschlüs-
welche Partie hier zu ergreifen sey: aber es fehlte
daß auch **alle** seine Gefährten seine großen und
n Ansichten mit ihm getheilt hätten. Durfte er
auf eine nicht unwichtige Zahl von begeisterten
ngern rechnen, welche zu jedem, noch so halsbre-
en Wagniß bereit, seinem Geiste und seinem Glücke
ings vertrauten, während sie nicht minder von ei-
unersättlichen Ehr- oder Golddurst gestachelt wur-
so wurden doch die Bedächtigeren ohne Zweifel
den Anblick eines in Umfang, Macht, Kunst und
rbe so weit vorgeschrittenen Reiches zu einer Ab-
ung ihrer eigenen, außer allem Verhältniß stehen-
kräfte veranlaßt, welche jede zu rasche Zuversicht
Erfolgs ausschließen mußte. Noch mislicher aber
es um die Gesinnung so mancher heimlichen
ide des Velasquez, die vielleicht nur diesen kriti-
Augenblick erwarteten, um sich gegen seinen treu-
Bevollmächtigten zu erklären, dessen Pläne als
thörichte Vermessenheit zu schildern und ihm so die
ither der Menge zu entwenden.

In der That verfehlte diese Gegenpartei auch nicht,
Samen der Unzufriedenheit und des Murrens über-
ld mit so gutem Erfolge auszustreuen, daß sie es
t durfte, durch den Mund des Diego de Ordaz,
ein erprobter Muth unter die Ersten des kleinen
s stellte, dem Anführer die Nothwendigkeit einer
eiligen Rückkehr nach Cuba und einer dort zu be-
nden stärkeren Ausrüstung vorzustellen, da derma-
de begonnene Feindseligkeit nur als ein Werk der
onnensten Tollkühnheit erscheinen könne und von
esamten Mannschaft gemisbilligt werde.

Cortez indeß, vorbereitet auf diesen Antrag, aber
hinlänglich unterrichtet von der eigentlichen Stim-
und den Wünschen der Mehrzahl, schien hierauf
erwartet zu haben, um einen geheimen Plan zur
ihrung zu bringen, der ihn jeder weiteren zwän-
n Abhängigkeit von Velasquez entledigen, seine
Autorität fester begründen und die ganze Ausrü-
unbedingt in seine Hand geben sollte. Scheinbar
t sich das Ansehen, als ob er, wiewol ungern, dem
undenen Muth seiner Begleiter ein Unternehmen
ere, welches durch seinen Beginn bereits so gro-
ffnungen gerechtfertigt habe; und sofort auch ward
ichste Tag als der Zeitpunkt der Wiedereinschiffung
ger verkündigt. Je unerwarteter dieser Befehl,
größer und allgemeiner war auch bei der leicht be-
hen Menge die Bestürzung, der Verdruß vereitelter
tung, der Unwille über den Wankelmuth des An-
s. Seine Vertrauten, mit ihm einverstanden, un-
ien nicht, diesen Funken zur lichten Flamme anzu-
n. Bald sieht er sich von Hunderten in seinem
türmisch umringt, mit Vorwürfen überschüttet und
er ferneren Führung in Gefahr und Kampf auf-
rt, wenn er sie nicht zwingen wolle, sich unter
ihne eines Muthigeren zu sammeln. Mit einem
telten Erstaunen entgegnete Cortez, daß er nur
bt habe, einem allgemeinen Verlangen, wiewol
mit erseufzender Sele, nachzugeben. Niemand sey ja doch bereitwilliger, als er, jeden, der des spanischen Namens sich würdig erweisen wolle, auf dieser glänzenden Laufbahn dem Ziele, wo Ehre und Schätze ihrer warteten, entgegen zu führen. Möge denn immerhin zurücktreten, wer dieses Muthes ermangele, ihm solle freigestellt bleiben, hier auf dem halben Wege umzukehren; — eine Erlaubniß, die um so weniger von irgend jemand in Anspruch genommen wurde, mit je enthusiastischerem Jubel seine Erklärung von dem gesamten Haufen aufgenommen worden.

Noch feiner aber war der Plan angelegt, dieser gesetzlosen, rein soldatischen Schilderhebung auch das Siegel einer amtlichen Autorität, wenigstens scheinbar, aufzudrücken und dadurch die Einwendungen des Statthalters von Cuba zum Schweigen zu bringen. Schon Cortez kriegerische Entwürfe foderten einen festen Punkt und Waffenplatz, von welchem sie ausgehen mußten, und die Lagerstelle, welche er bezogen, schien ihm vollkommen dazu geignet. Allein eben so sehr lag ihm daran, sie in eine bleibende Niederlassung, mit allen damit verbundenen bürgerlichen Einrichtungen nach spanischer Verfassung, zu verwandeln. Sein Antrag hiezu ward in dem versammelten Kriegsrath als zweckmäßig anerkant und unbedenklich angenommen. Die neue Stadt erhielt den Namen „Villa rica de la vera Cruz;" und man schrit nun zunächst zur Ernennung der verschiedenen Municipal-Ämter eines Alkalde und seiner Beisitzer, eines Alguazil Major und Fiscals; und es war im Voraus dafür gesorgt, daß die Wahl nur solche Namen traf, deren Ergebenheit gegen Cortez keinen Zweifel litt.

Die ganze Verhandlung ward im Namen des Königs, mit gänzlicher Übergehung von Velasquez Gerechtsamen, ausgefertigt; die neuen Beamten leisteten Gott und dem Könige den Treueid, und Cortez war der Erste, ihre Autorität in gebührender Weise anzuerkennen. Sein nächstfolgender Schrit aber, auf den es bei diesem eingesetzten Rathe hauptsächlich abgesehen war, bezweckte und erlangte eine feierliche Erklärung desselben, daß die von Velasquez ihm übertragene, aber ohnehin schon widerrufene Bestallung als Anführer der Kriegsmacht als erloschen zu betrachten seyn solle, und in des Königs Namen zu einer neuen Wahl geschritten werden müsse. Cortez legte unverzüglich seinen früheren Bestallungsbrief auf die Tafel nieder und erbot sich, jedem anderen und würdigeren, mit der Pike in der Hand, zu gehorchen: allein nicht minder willig und einmüthig ward ihm von dem Senat sein Commandostab, zugleich mit dem Oberbefehl der neuen Pflanzstadt, zurückgegeben und er in diesen neuen Würden, im Namen Sr. katholischen Majestät und unter allgemeinem Beifall des Heeres, öffentlich ausgerufen.

Von diesem Augenblick an durfte der mit der Ägide der Gesetzlichkeit geschützte Feldherr in einer imposanteren Stellung auftreten und eben sowol mit gebietenderer Würde, als mit festerem Nachdruck handeln. Zwar erhoben Ordaz, Escuvedo und Velasquez de Leon, die Häupter der Misvergnügten, ihre Stimme gegen jenes ganze

Verfahren: aber nun nahm auch Cortez keinen Anstand, sie, als erklärte und in Fesseln gelegte Verbrecher gegen die militairische Disciplin, mit aller Strenge der Gesetze zu bedrohen; und dieser Ernst, während er die Übrigen schreckte, reichte hin, selbst die Verhafteten zur Besinnung zu bringen und, mit Hilfe nicht gesparter Liebkosungen, selbst zur treuesten Unterstützung in seinen ferneren Entwürfen zu verpflichten.

Eine in der Zwischenzeit angestellte nähere Erkundung der Umgegend führte bald zu der Bemerkung, daß der Platz zu der neu zu gründenden Pflanzstadt um Vieles besser gewählt werden könne, wenn er etwas weiter nördlich nach dem kleinen Hafen Chiahuitzla (bei Robertson Quiabislan genant) drei Meilen von der Stadt Zempoalla, dem Hauptorte des Stammes der Totonaken, entlegen, verlegt würde. Während man noch mit diesem Gedanken umging, erschienen einige Abgeordnete des Cazikes jener nämlichen Stadt im Lager der Spanier, um in dessen Namen und in Folge des Rufs ihrer Thaten zu Tabasco auf einen Friedens- und Freundschaftsbund mit ihnen anzutragen. Es ergab sich, daß dieser Häuptling nichts sehnlicher wünschte, als sich Montezuma's drückender Oberherrschaft zu entziehen, und daß er in den mächtigen Fremdlingen seine Befreier zu finden hoffte. Je erwünschter Cortez diese erste nähere Verbindung mit den Eingebornen nothwendig finden mußte, um so freundlicher auch willigte er in die Einladung, welche dies Bündniß durch persönliche Verabredung bekräftigen sollte. Während demnach die Flotte nach ihrem neuen Ankerplatz abging, richtete das Landheer, nicht ohne kriegerische Vorsicht, seinen Marsch gleichmäßig auf Zempoalla, wo es gastfreundlich empfangen und der spanische Anführer von dem Oberhaupte ebenso reichlich beschenkt, als mit schmeichelhafter Auszeichnung behandelt wurde.

Dem Caziken fehlte es nicht an mancherlei Beschwerden gegen die tyrannischen Bedrückungen, womit Montezuma überall und zumal in den von ihm eroberten Provinzen eben sowol das öffentliche Wohl gefährde, als in das innerste Familienleben feindselig eingreife, indem er ihre Söhne zu Opfern für seine Götter, und ihre Töchter zu Concubinen für sich und seine Günstlinge fodre. Cortez seinerseits versprach, diesen Unbilden ein Ende zu machen und jedem Unterdrückten den gesuchten Schutz seiner mächtigen Waffen zu gewähren. Die gleichen Versicherungen wiederholte er dem Caziken von Chiahuitzla, dem gleiche Klagen das Herz bedrückten, und der sich, bei seiner Ankunft an diesem Orte, mit vollem Vertrauen in seine Arme warf.

Gleichzeitig wurden die Anlagen zu der neuen Niederlassung ins Werk gerichtet, obwol die Stadt Vera Cruz, durch ein sonderbares Verhängniß, in der Folge der Zeit, nachdem sie nochmals ihren Platz verändert, zuletzt dennoch auf den nämlichen Punkt zurückgesetzt wurde, wo Cortez zu allererst die Küste dieses Landes betreten. Schnell und mit gemeinsamer eifriger Handanlegung, wovon der Befehlshaber selbst sich nicht ausschloß, und wobei die neuen Bundesgenossen treulich ihre Dienste erboten, erhoben sich Hütten von europäischer Bauart; eine Ringmauer gegen feindlichen Angriff ward gezogen und die Verbindung mit dem Meere gesichert. Noch zwar geschahen von Seiten des mexikanischen Herrschers keine entschieden feindseligen Schritte gegen diese drohenden Zurüstungen: doch erschienen einige seiner höhern Beamten in Chiahuitzla und Zempoalla, welche unter den von den Caziken einzufodernden Tributen auch 20 Jünglinge, als Sühnopfer für die Götter, wegen des frevelhaften Verkehrs mit jenen geächteten Fremdlingen, ausheben sollten. Cortez begehrte insgeheim die Verhaftung dieser blutdürstigen Schergen; und die bedroheten Häuptlinge gewannen nicht nur den Muth, Hand an dieselben zu legen, sondern würden ihnen auch das nämliche Loos der Opferung bereitet haben, wenn der spanische Befehlshaber sie nicht unter seinen besondern Verwahrsam gestellt hätte. Diesem ersten Schritte der Caziken, der sie der unversöhnlichen Feindschaft ihres bisherigen Bedrückers blosstellte, mußte nun nothwendig auch der zweite folgen, sich feierlich für Vasallen der kastilischen Krone zu erklären; und von diesem Augenblick an durfte Cortez unbedingt auf sie rechnen, während bald mehre benachbarte Häuptlinge der Totonaken ihrem Vorgange folgten und ihm einen immer bedeutenderen Zuwachs an Macht gewährten.

Noch aber erfoderte seine Politik, die Heeresrüstung, womit Montezuma zu seiner Abtreibung oder Vertilgung nunmehr ernstlich umging, durch vorgespiegelten friedlichen Sinn zu lähmen; und er fand das Mittel hiezu in der heimlichen Freilassung jener Gefangenen, denen er die Versicherung mit auf den Weg gab, daß er nichts weniger, als Krieg mit ihrem Gebieter, wünsche und, seinen empörten Unterthanen gegenüber, bald noch sprechendere Beweise davon abzulegen gedenke. Jener, von neuer Unschlüssigkeit ergriffen, hielt diese Äußerungen für günstig genug, um seinen lästigen Gast nochmals durch noch köstlichere Beschenkungen zur unblutigen Räumung seines Gebietes zu bewegen. Cortez aber, seinem Plane getreu, beharrte auch diesmal fest auf dem Verlangen einer persönlichen Zusammenkunft, zum nicht geringen Verdruſſe der Abgeordneten, aber zu eben so großer Zufriedenheit seiner neuen Bundesgenossen, welche Zeugen dieser Handlung waren.

Je umsichtiger Cortez auf diese Weise zu Werke ging, um so mehr muß es, wenn auch nicht Vorwurf, doch Verwunderung erregen, daß er es seinem Glaubenseifer gestattete, dieses Vertrauen seiner indianischen Freunde auf eine jedenfalls misliche Probe zu stellen, indem er, auf Veranlassung eines von denselben gefeierten religiösen Festes, ihnen die Darbringung eines dabei herkömlichen Menschenopfers gewaltsam wehrte und die Vernichtung des blutheischenden Götzenbildes foderte. Ein allgemeiner Volksaufruhr, von den wehklagenden Priestern erregt, war die unmittelbare Folge dieser unerhörten Zumuthung; Cortez selbst sieht sich im Tempel umringt und sein Leben von den Wüthenden bedroht. Nur sein von Marina verdolmetschter Zuruf, daß der erste Pfeilschuß

en einen Spanier dem ergriffenen Caziken den au- blicklichen Tod bringen werde, scheucht und beru- : scheinbar die Menge. Er gebietet darauf den Prie- n, ihren Götzen mit eigner Hand herabzustürzen und : es endlich, ihrer Weigerung und ihren Thränen gebend, durch seine Soldaten vollziehen, allen heid- jen Unrath vernichten und in dem gereinigten Tempel Madonnenbild aufrichten. Kein Donner des Him- s rächte, wie die entsetzten Indianer erwarteten, die- unerhörten Frevel, und in dem Maße mußte bei ih- auch die ehrerbietige Scheu gegen diese ihren eigenen tern so überlegenen Wesen steigen.

Noch bereitete Cortez, nach einem bereits dreimo- ichen Verweilen an dieser Küste, die Hilfsmittel, die :m großen Unternehmen Halt und Nachdruck geben en, als er sich eine kleine, aber willkommene Unter- ung durch die Erscheinung Francisco Sancedo's gebo- 'ah, der in einem kleinen Fahrzeuge, mit einer Hand Menschen und zwei Pferden, den kühnen Abenteurer esucht hatte, um sich seinen Gefahren und seinem cke anzuschließen. Wichtiger aber waren noch die igkeiten, welche er von Cuba mit herüber brachte. ısquez, noch immer vom grimmigsten Zorn und Rache- gegen Cortez beselt, war indeß zu der höheren Wür- nes Adelantado und somit zu einem um Vieles freie- Vermögen emporgestiegen, seinen Todfeind zu er- :en.

Cortez erkante ganz die Gefährlichkeit seiner Lage. zu verbessern, gab es kein Mittel, als sich die unmit- re Bestätigung des spanischen Monarchen in seinem maßten Wirkungskreise zu verschaffen, wie wenig ırscheinlichkeit es auch für sich haben mochte, daß bis dahin unbekanter Abenteurer sich einer solche ſt erfreuen sollte. Leicht indeß bewog er die neuen nten der Niederlassung, so wie seine Unterbefehlsha- sich mit ihm zu einer solchen Bitte mittelst eines Be- an Kaiser Karl V. zu vereinigen, worin eben so- ihre seitherigen ungesetzlichen Schritte entschuldigt, ias vorhabende Unternehmen in das günstigste Licht lt und der Werth und Reichthum des entdeckten me- ischen Reiches, das man wol ein Kaiserthum en möge, auf eine lockende Weise geschildert wurde. :z fügte diesem Allen, in beredter Weise, seinen eige- ımständlichen Bericht über seine bereits geleisteten ste, wie über seine hochfliegenden Hoffnungen, hin- eschrieb die Wunder der Hauptstadt Tenochtitlan, auf ›m zugekommenen Gerüchte, als ein wahres Eldo- . vermaß sich keck, diesen „mächtigen Herrn Monte- " todt oder lebendig in seine Hände zu bekommen.

Freilich würden alle diese Gründe und Verheißungen ei Hofe nur eines geringen Eindrucks haben gewär- dürfen, wenn sie nicht von sprechenden Beweisen lingendem Gewichte begleitet gewesen wären; und : stellt die Anhänglichkeit und Hingebung, welche bei seinen Gefährten zu gewinnen gewußt, in ein es Licht, als daß seine Auffoderung sie ohne Aus- e bereitwillig fand, sich ihres ganzen Antheils an sherigen reichen Beute zu begeben und diese Schätze unvermindert ihrem Monarchen, als erstes Unterpfand künftiger, noch reicherer Erwerbungen zu Füßen zu le- gen. Nie noch, seit der Entdeckung der neuen Welt, hatte ein Schiff einen Schatz von ähnlichem Werthe nach dem Mutterlande hinüber getragen. Das tüchtigste in der Flotte ward zu dieser Fahrt ausgewählt; und Fran- cisco von Montejo, der zum Unterhändler dieses wichti- gen Anliegens ersehen worden, ging (den 19. Juli) mit der Weisung, jede Annäherung an Cuba sorgfältigst zu vermeiden, nach Spanien unter Segel.

Wie vorsichtig indeß auch alle diese Vorkehrungen ins Werk gerichtet wurden, so war doch das Misvergnü- gen unter diesen von den verschiedensten Neigungen und Ansichten befangenen Köpfen nicht so gänzlich ausgestor- ben, daß nicht Einige es entweder für Pflicht oder für Gewinn geachtet hätten, den Statthalter von Cuba von diesen Vorgängen schleunigst in Kentniß zu setzen. Sie gingen eben damit um, sich einer Brigantine zu ihrer Ent- weichung zu bemächtigen, als ihr Geheimniß durch einen Theilnehmer verrathen und der mislungene Versuch durch harte Bestrafung geahndet wurde. Allein der gefahrdro- hende Versuch konte wiederholt werden; und wenn er auch nur bewies, daß zu einer Zeit und in einer Lage, die den innigsten Verband aller Kräfte erheischte, sich neuer- dings Parteiungen regten: so schien es von der höchsten Dringlichkeit, alle Genossen des großen Unternehmens in die absolute Nothwendigkeit zu setzen, dasselbe entweder durchzuführen, oder in dem Versuche unterzugehen. So erzeugte sich denn ein Entschluß, dessen Heroismus eben so sehr in dem Geiste, der ihn gebar, als in dem Muthe, der ihn gut hieß und ausführte, der höchsten Bewunde- rung würdig ist. Die gesamte Flotte ward, auf Cortez geheimen Betrieb, von den Piloten für unfähig erklärt, länger die See zu halten, und mit gemeinsamer Einwilli- gung fand man es wohlgethan, die Fahrzeuge, nachdem man alles Brauchbare ins Lager hinüber genommen, auf den Strand laufen zu lassen und vollends zu zertrümmern. Solchergestalt freiwillig abgeschieden von der ganzen eu- ropäischen Welt, war an Flucht und Entrinnen, von die- sem Augenblick an, nicht mehr zu gedenken. Jedes ge- denkbare Heil lag fortan in dem standhaftesten Anschließen an das überragende Genie, das nunmehr gleichsam ihrer Aller Providenz geworden. Als ein augenblicklicher Vor- theil mochte dabei wol noch in Berechnung kommen, daß sich das Heer um die volle Zahl der Schiffsbesatzungen ver- stärken konte. Dasselbe bestand noch aus 500 Mann Fuß- volk, 15 Reutern und 6 Feldstücken. Juan von Eskalante aber, durch Muth und Ergebenheit dem Feldherrn vor Allen schätzbar, erhielt die Bestimmung, mit 50 Mann Vera Cruz, seinen einzigen Waffenplatz, in dessen Abwe- senheit zu decken.

Endlich war denn auch jede nothwendige Vorkehr ge- troffen, um den Zug anzutreten, dessen so viele muthige Herzen harrten und der sie, auf unerforschten Wegen und durch tausend noch unbekante Gefahren, mitten in den Schooß des mächtigsten Reichs der Westwelt tragen sollte. Den sichersten Halt in sich selbst setzend, hatte Cortez von den befreundeten Caziken nur eine Hilfsschar von 400 erle- senen Kriegern und 200 Lastträgern für sein Gepäck und

grobes Geschütz zur Begleitung angenommen. Der Aufbruch geschah (am 16. Aug.) in zwei Abtheilungen, deren Vorhut die Spanier bildeten, ohne daß sie irgendwo auf der glühendheißen Küstenniederung einigem Widerstande, wol aber einer gastlichen Aufnahme und reichlichen Versorgung mit Lebensmitteln begegneten. Bald war der Fuß der Gebirgswand erreicht, deren Ersteigung zwar mit mancher Beschwerde verknüpft war, aber auch die Ermatteten allmälig in Regionen führte, wo ein ewiger milder Frühling herrschte und die Natur in ihren reichsten und üppigsten Erscheinungen prangte. Hier fanden sie zunächst an dem Caziken von Zacatula einen neuen Bundesgenossen, welcher bereit war, sie ihrem Ziele durch das Gebiet von Cholollan, auf dem nächsten und minder schwierigen Wege, entgegen zu führen: doch Cortez, dem noch weit mehr daran lag, sich überall den Rücken zu sichern, fand es nicht rathsam, einen so bedeutenden und streitbaren Stat, als ihm die unabhängige Republik Tlascala (oder Tlaxcallan) geschildert worden, hinter sich zu lassen, ohne mit demselben freundschaftliche Verbindungen angeknüpft zu haben. Schon die gemeinsame Feindschaft wider Montezuma, gegen welchen dieses tapfere Gebirgsvolk seine Freiheit bisher unangetastet zu behaupten gewußt, schien es ihm willig in die Arme führen zu müssen.

Cortez hatte, zu Stiftung eines solchen Vereins, nicht gesäumt, einige seiner verbündeten Begleiter von Rang und Ansehen als Friedensherolde nach Tlascala voraus zu entsenden, welche den hohen Rath, der jenes Gemeinwesen leitete, von den freundschaftlichen Gesinnungen der Spanier in Kentniß setzen und um einen ungehinderten Durchzug anhalten sollten. Sie wurden in feierlicher Weise aufgenommen, und ihre Beredsamkeit sparte nichts, was ebensowol ihren Antrag annehmlich machen, als die unwiderstehliche Macht dieser göttergleichen fremden Heerscharen in das staunenswertheste Licht setzen konte. Doch eben diese pomphafte Schilderung trug vielleicht dazu bei, jene nicht minder trotzigkühnen, als auf ihre Freiheit eifersüchtigen Republikaner zu dem Beschlusse zu vermögen, ihr Gebiet von einem so gefahrdrohenden Besuche rein zu erhalten. Eine herbe feindselige Stimmung gewann die Oberhand; die Friedensboten wurden, jedem Herkommen entgegen, zum grausamen Opfertode bestimt, dem sie sich später nur zum Theil durch eine geglückte Flucht entzogen, und schleunig eine Kriegsmacht aufgeboten, um unter Anführung eines jungen und feurigen, aber erprobten Helden, Namens Xicotencatl, die Grenzen zu decken.

Das längere Ausbleiben seiner Abgeordneten ließ Cortez nur zu bald über den Erfolg ihrer Sendung Besorgnisse schöpfen. Mußte er sich aber eines Fehlschlags versehen, so schien es rathsam, diese ungelegene Fehde schnell zur Entscheidung zu bringen und sich unverzüglich, wiewol mit scheuer Umsicht, gegen Tlascala in Bewegung zu setzen (30. Aug.). Schon am Grenzpaß aber, an einer schwierigen Stelle des Gebirges, sah er sich in ein Gefecht verwickelt, das zwar, mit Hilfe des Geschützes, ihm bald freie Bahn eröffnete, allein wenn auch nur einige wenige Verwundete, doch 2 getödtete Rosse kostete, deren Leichname er sorgfältig verscharren ließ, um den geheimnißvollen Schrecken, den insonderheit seine Reuterei verbreitete, nicht zu gefährden. Der Marsch ward indeß mit verdoppelter Vorsicht fortgesetzt; und bald ließen nicht nur jene geretteten Flüchtlinge zu ihm, mit der Verkündigung, daß ihm, wie seinem gesamten Heere, eine ähnliche Abschlachtung zur Ehre der Landesgötter bestimt sey, sondern von der nächsten Anhöhe herab entdeckte sich ihm auch das ganze zahlreiche Heer der Tlascalaner, dem noch mehre verbündete Stämme sich angeschlossen hatten, über eine geräumige Ebene in dichten Massen verbreitet, aber auch mit jedem Augenblicke sich in einen noch immer weiteren Halbkreis ausdehnend, um das kleine Häuflein ihrer Gegner desto kräftiger zu umfassen und bis auf den letzten Mann zu erdrücken. Allen diesen drohenden Bewegungen hatte Cortez nur ein festgeschlossenes Viereck, den Donner seiner Feldstücke und die vernichtenden Ausfälle seiner Reuterei entgegenzusetzen; und wirklich genügten sie auch der unvollkommenern Bewaffnung und der rohen Kriegskunst der Indianer trotz allen wüthenden Anstrengungen derselben, die Waage zu halten. Schon sank der Muth derselben, als die Gefangennehmung Pedros de Moron, der sich zuweit vorgewagt hatte, aber doch bald wieder befreit wurde, noch mehr aber die gelungene Niedermetzelung seines Rosses, den Gang des Gefechtes plötzlich zu ändern drohte. Der abgetrente Kopf des nunmehr als sterblich erkanten Ungeheuers ward hoch empor im Triumphe durch die feindlichen Reihen getragen und besaß die Zauberkraft, jedes Herz zu neuen wilden Ausbrüchen des Muthes zu befeuern. Kaum noch hielt sich die spanische Schlachtordnung aufrecht, als unerwartet Xicotencatl, im besonnenen Überblick des Gemetzels, das noch immer fort die Reihen seiner Krieger, und zumal ihrer angesehensten Führer, lichtete, es für ersprießlicher hielt, den allgemeinen Rückzug zu gebieten. Sofort auch verschwand der Feind in dumpfer Stille aus den Augen der Sieger, um ihnen erst dicht unter den Mauern der Hauptstadt mit einem neu gesammelten Heere und unverminderter Kühnheit entgegenzutreten.

Cortez, obwol sein Verlust verhältnißmäßig nur gering genant werden mochte, fand indeß je mehr und mehr Ursache, eine friedliche Verständigung mit so muthigen Gegnern zu wünschen. Seine Versuche scheiterten sämtlich an dem Trotz des feindlichen Feldherrn, der sie noch mit dem Hohn erwiederte, den Spaniern reichliche Lebensmittel zuzusenden, damit er nicht die Schande habe, seinen Göttern eine Heerde ausgehungerter Schlachtopfer darzustellen. Diese jedoch, ohne durch seinen Spott entmuthigt zu werden, erwarteten seinen für den nächsten Morgen ritterlich angekündigten Angriff festen Fußes hinter ihren schnell angelegten Verschanzungen. Er schlug fehl wie alle früheren, wiewol die Indianer sich mit hoher Todesverachtung bis an die Mündung der Kanonen wagten, wo sie in dichten Scharen zerschmettert und zur Erde gestreckt wurden. Ein abermaliger Rückzug blieb ihre einzige Rettung; und nun endlich drang sich ihnen das Gefühl der Überlegenheit dieser wunderbaren Fremdlinge so kräftig auf, daß nur noch in ihrem finstern Aberglauben einiges Heil für sie aufzugehen schien und ihre Götter un-

ter feierlichen Opfern und Beschwörungen, durch den Mund ihrer Priester um Rath gefragt wurden, durch welche Mittel hier der gewohnte Sieg zurückzurufen stehe. Das Orakel erklärte: Die Spanier seyen Kinder der Sonne, aus deren Aufgang sie erschienen, und der Einfluß des großen Tagsgestirnes mache sie unüberwindlich. Nur bei Nacht könten sie, jenes Schutzes entbehrend, mit Erfolg bekämpft werden.

Diesem zufolge verfehlte Xicotencatl nicht, mit voller Zuversicht des Sieges, einen nächtlichen Überfall zu versuchen, den die bemerkte Stille im kastilischen Lager nur zu wohl zu begünstigen schien. Allein Cortez, nicht minder wachsam als thätig, empfing die Stürmenden so wohl vorbereitet und in so fester Haltung, daß jede ihrer Anstrengungen vereitelt, ihr Verlust bedeutend und ihre Flucht durch Verfolgung der Reuterei noch mörderischer wurde. Noch aber nicht entmuthigt, hoffte der Feldherr der Tlascalaner von der Wiederholung eines solchen Angriffs ein günstigeres Ergebniß, sobald er nur die schwächsten Punkte des feindlichen Lagers hinreichend erspäht haben würde. Schon hatten seine Kundschafter, 50 an der Zahl, sich unverdächtigt bei den Spaniern eingeschlichen, als sie erkant, durch die Folter zum Geständniß gebracht und nun, in barbarischer Weise, mit verstümmelten Händen an ihren Absender zurückgeliefert wurden.

So gehäufter und abschreckender Erfahrungen von der Vergeblichkeit jedes ferneren Widerstandes hatte es bedurft, um dem Senat und dem Volke von Tlascala endlich eine friedfertige Gesinnung einzuflößen; und andrerseits sehnten sich auch die Spanier, durch Wunden, eingerissene Krankheiten und die ungeheuren Anstrengungen des Dienstes, wie durch den Mangel an Lebensmitteln und Arzeneien erschöpft, nicht minder nach dem Ende so gehäufter Drangsale und eines nutzlosen Blutvergießens. Schon erhob sich unter ihnen die Stimme des nur mit Mühe besänftigten Murrens, daß nur gehäufte Mühseligkeiten an die Stelle so glänzender Verheißungen treten sollten, und der nächstfolgende Tag schien noch immer weniger zu versprechen. Als daher der Senat des Freistats eine Friedensgesandschaft in das Lager absandte, die bisherigen Feindseligkeiten zu entschuldigen und den Obsiegern — seyen sie nun höhere Wesen oder sterbliche Menschen — die willige Aufnahme als Brüder oder als Schutzgötter zu erbieten: so rügte Cortez nur mit sanftem Vorwurf die bisherige starre Zurückweisung seiner Freundeshand und verhieß seine unverminderte Neigung zur Aussöhnung, wofern sie andern Theils aufrichtig erwiedert werde. Bald auch erschien Xicotencatl im ansehnlichen Gefolge seiner Landsleute und nicht minder stattlich von Cortez in der Mitte seiner Officiere empfangen, mit der überraschenden edlen Erklärung: Er selbst, der Urheber alles Geschehenen, der in den Spaniern nur Beistände des ihnen allen verhaßten Montezuma zu erblicken geglaubt, liefere sich nunmehr freiwillig ihrem Zorne aus, um sein Volk zu sühnen, dessen Hauptstadt ihnen von diesem Augenblick an offen stehe.

Es ließ sich erwarten, daß Montezuma, ein naher und gespanter Zeuge dieser kriegerischen Vorgänge, um jeden Preis dahin streben würde, jede nähere Verbindung zwischen den Spaniern und Tlascalanern, wodurch beide für ihn an Furchtbarkeit gewannen, zu verhindern. Er hatte daher auch nicht gesäumt, neue Gesandte mit reichen Geschenken an Cortez abzusenden, die, unter stets erneuerter Abmahnung von seinem fernern Zuge, ihm zu seinen Siegen über dies ungeschlachte Volk Glück wünschen, aber zugleich auch ihn vor dessen offenkundiger Treulosigkeit warnen sollten. Sie konten jedoch, in ihrer ersten Foderung zurückgewiesen, den Feldherrn nur zu verstärkter Vorsicht veranlassen und wurden unverzüglich durch andre abgelöst, welche nunmehr ihres immer mehr erschreckten Gebieters Erklärung zu überbringen hatten, daß er geneigt sey, mit dem großen Kaiser des Osten ein Freundschaftsbündniß zu knüpfen, seine Schätze mit ihm zu theilen und sich selbst zu einem jährlichen Tribut zu verstehen, vorausgesetzt, daß Cortez ebensowol seiner Verbindung mit Tlascala, als seinem Vorhaben, nach Tenochtitlan zu kommen, entsage. Vergeblich auch diese Demüthigung: denn der Spanier wußte dem Erbieten, wie der Foderung, durch eine unbestimte Antwort auszuweichen.

Aber auch der hohe Rath von Tlascala, dem diese Unterhandlungen nicht verborgen blieben, gerieth in Unruhe über den Ausgang derselben und entsah sich nicht, sich im feierlichen Aufzuge in Cortez Lager zu begeben, seine freundschaftlichen Verheißungen in Anspruch zu nehmen und, zu Besiegelung ihres Bündnisses, auf seinen bisher noch verzögerten Einzug in ihre Mitte zu dringen. Ihr Wunsch ward von ihm, unter Beobachtung jeder Maßregel kluger Vorsicht, erfüllt; seine Erscheinung in Tlascala (18. Sept.) an der Spitze seiner gesamten Macht, und die mexikanischen Gesandten in seinem Gefolge, glich einem Triumphzuge; ein geräumiger Palast nahm die hochgefeierten Gäste auf; die Stadt selbst, Granada an Größe vergleichbar, bot den erstaunten Gästen hier nie geahnte, gesellige Einrichtungen, Prachtgegenstände, Bequemlichkeiten und Genüsse dar, und die strengste Kriegszucht, welche Cortez beobachten ließ, sicherte die Fortdauer des so glücklich angeknüpften guten Vernehmens. So gelang es diesem klugen Benehmen, sich binnen kurzer Zeit Achtung und Vertrauen zu erwerben und die erbitterten Gegner in treue Freunde und Anhänger umzuwandeln. Ihr republikanischer Starrsinn bequemte sich sogar, zu Erwiederung des ihnen verliehenen Schutzes, sich zu einiger Abhängigkeit unter das Scepter des spanischen Monarchen zu verstehen und demnächst eine nennenswerthe Hilfsmacht bei dem Zuge gegen ihren bisherigen Bedrücker aufzustellen. Mit Unwillen sahen und vernahmen die Gesandten des letztern diese Wendung der Sachen, aus welcher Cortez seinerseits den Anlaß zu der Erklärung hernahm, daß es ihm nunmehr zum gedoppelten Anliegen werde, bei ihrem Herrn und Gebieter diesen seinen neuen Freunden und Schützlingen persönlich das Wort zu reden. Indem er sie aber hiemit entließ, sorgte er zugleich für ihr sicheres Geleit bis an die Grenzen von Anahuac.

Bedurfte es nach diesem allen noch eines sprechenden Beweises, wie fest und innig der spanische Feldherr auf die Tlascalaner zu rechnen habe, so mochte ihn darüber die Art und Weise belehren, wie sie seinem nie ruhenden,

aber unter diesen Umständen höchst unzeitigen Religionseifer zu begegnen wußten. Er wähnte, sein Werk nur halb gethan zu haben, wenn er sie nicht auch sofort zur Absage ihres Götzendienstes vermöchte und der Verehrung des Kreuzes entgegenführte, indem er ihre Häupter dem Pomp einer Messe beiwohnen ließ und sodann es versuchte, ihnen die Trefflichkeit seines eignen Glaubens, wie gut oder schlecht sich dies durch mangelhafte Dollmetschung thun ließ, zu erklären. Wider sein Erwarten aber fand er hier eine standhafte und in schlichter Weise ausgedrückte Weigerung, die es vorzog, bei den alten, lang erprobten Göttern zu verbleiben. Schon stand er dem heftigsten Ausbruch seines Zorns nahe, und die gewaltsamen Scenen von Zempoalla schienen sich hier erneuern zu sollen, als der wackere und besonnene Mönch, Pedro de Olmeda, als besänftigender Vermittler ihn mahnte, wie das Evangelium eine Religion nicht des Schwertes, sondern des Friedens sey, und die Rückkehr vom Irrthum das Werk einer fortgesetzten freundlichen Belehrung werden müsse. Cortez konte nicht umhin, dieser Stimme, die zugleich seiner bessern Politik so vollkommen zusagte, Eingang bei sich zu verstatten, und so beschränkte er seine mit leichterer Mühe durchgesetzte Foderung darauf ein, daß sie wenigstens den Gräuel der Menschenopfer von Stund an fahren ließen.

Nach einem Verweilen von drei Wochen zu Tlascala, wo sich noch so manches zu ordnen fand, brach der Feldherr (1. Octbr.) wiederum nach dem Mittelpunkte des aztekischen Reiches auf. Vor ihm lag die Gebirgsgruppe von Puebla, zwischen welcher sein Weg ihn hindurchführen sollte, bestehend aus vier colossalen Vulkanen, welche sämtlich, zwischen 12,500 und 16,600 Fuß, an Höhe den Montblanc der alten Welt mehr oder weniger überstiegen. Einer derselben, der Popocatepetl genant, war eben damals in einem seiner seltenen, aber heftigen Ausbrüche begriffen und bot ein so furchtbares Schauspiel dar, daß nicht allein die Eingebornen mit abergläubigem Entsetzen auf die unglückverkündende Erscheinung hinblickten, sondern auch die Spanier von einem lebhaften Grausen sich ergriffen fühlten. Ein Versuch, den Cortez zu näherer Erforschung dieses Phänomens anstellen ließ, scheiterte an der vermeinten Unzugänglichkeit jener hohen Regionen eines, jetzt noch überdem von Rauch- und Flammenwirbeln eingehüllten, ewigen Schnees, bis es späterhin dem unerschrockenen Diego de Ordaz mit zwei Gefährten, entweder durch besseres Glück, oder beharrlichere Anstrengung gelang, den Gipfel zu ersteigen und in das wallende Lavameer des Kraters hineinzuschauen.

Hatte Cortez es früher vermieden, durch das Gebiet von Cholulla zu marschiren, so machte doch der gleiche Bewegungsgrund, nichts unbezwungen hinter sich zu lassen, es nunmehr rathsam, diesen Punkt zu berühren, obwol ihm von seinen neuen Freunden, die von jeher mit diesen ihren Nachbaren in Fehde lebten, sein Vorhaben widerrathen und eine nähere Straße durch die Gebirge vorgeschlagen wurde. Er wählte indeß Cholulla als das nächste Ziel seiner Operationen, um so mehr, da Montezuma, der sich diesen Stat erst vor kurzem unterworfen hatte, ihm diesen Ruhepunkt, wo er alles zu seiner Bequemlichkeit und Erholung in reichem Maße ver[illegible] werde, angelegentlich zu empfehlen gesucht, und diese [illegible] dringlichkeit um so näher auf den Argwohn leiten, [illegible] sich dort irgend eine Hinterlist erwarten lassen werde, [illegible] er am liebsten die offene Stirne zu bieten [illegible] Wenn der Azteke wirklich mit einer solchen Absicht [illegible] ging, so mochte er ihr gerade dort einen um so [illegible] Fortgang versprechen, als er sich daselbst unter den [illegible] mittelbaren Schutz seiner Götter wähnte, welche hier [illegible] vorzüglichsten Heiligthümer, deren man von der [illegible] Tempelpyramide über 400 in der Runde übersehen [illegible] besaßen und die gehäuftesten Opfer empfingen.

Die Stadt Cholulla, ansehnlicher und wohl[illegible]ter noch als Tlascala, lag, wenige Meilen von [illegible] fernt, auf einer wohlgewässerten und sorgfältig [illegible]ten Bergebene. Die Spanier und ihre Begleiter [illegible] niedern Küstengegend wurden von den Einwohnern [illegible] allen Zeichen der Freundschaft aufgenommen und [illegible] besonderes Stadtviertel einquartirt, während die [illegible]destruppen von Tlascala, die feindselige Stimmung [illegible] Nachbarn scheuend, ein Lager im Angesicht der [illegible] bezogen. Ruhe und Eintracht schienen sich überall [illegible] Hand zu bieten, wiewol Cortez darum nicht [illegible] jede Bewegung mit mistrauischer Sorgfalt zu [illegible] denn nur zu bald äußerte sich eine Abnahme der [illegible] Zufuhr, die Häupter der Stadt erschienen seltner [illegible] ihm, während sie, wie ihm durch einige Tlascalaner [illegible]rathen ward, ihre Weiber und Kinder bei Nacht [illegible]ten und verdächtige Opfer in ihrem Haupttempel [illegible]stalteten. Wenn dies alles etwas im Werk begriffenes Unheimliches verkündigte, so erhielt es sofort auch [illegible] volle Bestätigung durch die Treue der Marina, welche [illegible] die Zuneigung einer vornehmen Indianerin und mit [illegible]selben die Kunde erworben, daß mit [illegible] Spaniern ein unvermeidlicher Untergang [illegible] bereitet sey. Zwanzigtausend seiner Krieger lägen bereits in der nächsten Umgegend versteckt, Waffen seyen unter allen Einwohnern vertheilt, und ebensowol die Dächer der Häuser und die Tempel mit Steinen erfüllt, als welche Straßen verrammelt oder mit leicht überdeckten Gruben versehen, um die gefürchteten Pferde hineinstürzen zu lassen. Nur einige wenige dieser Fremdlinge sollten dem Blutbade entzogen werden, um lebendig vor den [illegible] zur Befriedigung seiner Neugierde gestellt und dann [illegible] Göttern geopfert zu werden. Hier, wo alles dem Untergange gewidmet sey, solle Marina gleichwol in ihrer Freundin Wohnung eine sichere Freistatt finden und möge sich beeilen, die kostbaren Augenblicke zu [illegible] Das Mädchen versprach, diesem Wink zu folgen, [illegible] aber in geflügelter Eile zu Cortez, ihm ihre [illegible] Entdeckung mitzutheilen.

Ebenso wenig säumte dieser, dieselbe zu seiner [illegible]tung anzuwenden. Es mußte dem verrätherischen [illegible]wurf der Cholullaner zuvorgekommen und mit gleichem [illegible] vergolten werden. Er kündigte demnach den Häuptern derselben seinen Abmarsch für den nächsten Tag an, [illegible]derte Lebensmittel und Lastträger und die ihm [illegible] 2000 bewaffneten Begleiter, zugleich aber erhielten die [illegible] Seinigen in der Stille den Befehl, die Nacht über [illegible]

en zu bleiben, die Tlascalaner aber die Weisung, Morgen beim ersten entstandenen Kriegsgetümmel in tadt einzudringen. Ihrerseits durften die berufenen en nicht verfehlen, im Augenblicke des Abmarsches m den Feldherrn zu sammeln und das zu stellende pen-Contingent ihm zur Musterung vorzuführen. eben dies war der verabredete Moment, wo dieser plötzlich unter verdienten Vorwürfen den erzürnten ächenden Gebieter zeigte, während seine schlagfertig stellten Scharen über jene noch ungeordnete und estürzte Miliz herfielen und unter derselben ein er- ungsloses Blutbad anrichteten. Jedoch mit diesem opfer nicht zufrieden, rückte die spanische Kriegs- aus ihren Quartieren hervor, vereinigte sich mit lascalanern, und es begann nunmehr zwei Tage hin- eine der gräuelvollsten Scenen des Mordens unter ehrlosen Einwohnern von Cholulla jedes Standes lters, welche die Gassen mit Blut und Leichen füllte, obei selbst die Tempel, welche in Flammen aufwir- , keine Zuflucht mehr darboten. Keinen einzigen ier geschah dabei ein Leides, aber 6000 Cholulla- elen, und vor allen hatten sie in diesem Gemetzel lutdurstigen Haß ihrer republikanischen Grenznach- empfunden.

In strenger Rede erklärte hierauf der durch alle Gräuel wenig bewegte Urheber derselben den wieder eiheit gesetzten Caziken und Priestern, daß dies wohl- nte Strafgericht ihres Verraths seine Gerechtigkeit ont habe und ihnen nunmehr verziehen sey. Seine en Befehle stellten die Ruhe und Ordnung in der t wieder her; er stand nun in der Mitte der tief Ge- thigten und Willenlosen als unbeschränkter Macht- da, und unter den Vorkehrungen, die er zu Sicher- eines ferneren Zuges traf, war er vorzüglich darauf t, zwischen den beiden Staten von Cholulla und ala eine politische Aussöhnung zu stiften, die eben- auch als ein Bündniß gegen Montezuma gelten e. Dieser Monarch aber, wie schmerzlich er auch erfehlten Streich empfand, unterließ nicht, in so- er Beschickung dem spanischen Feldherrn seine Mis- ung des treulosen Anschlags der Cholullaner, so wie Zufriedenheit mit ihrer Bestrafung auszudrücken, jedoch weder in dem Einen noch in dem Andern, ei- Glauben zu finden.

Noch war den Spaniern ein Weg von etwa 20 Mei- is zur Hauptstadt übrig, als sie sich von Cholulla die Gebirge von Chalco wieder in Bewegung setzten, ald auch lag von dieser Höhe herab das weite Thal Tenochtitlan, gleichsam der Herzpunkt des Reichs, ren Blicken ausgebreitet. Der reichste Segen einer n Natur, verbunden mit dem sorgfältigsten Anbau, ewimmel von volkreichen Städten und Dörfern, auf dieser rings mit noch höheren Gipfeln umgürte- ergfläche, die sich, in eirunder Gestalt einen Um- von 67 Meilen Landes (244¼ Q. Meilen) bedeckend, S. O. nach N. N. W. erstreckte. Nur zwei Jah- ten wechseln auf diesem glücklichen Boden, den die nlinge, am Schluß der vier Regenmonate, jetzt in Schmuck der reichsten Vegetation erblickten, und ihre hohe Bewunderung drückt sich auch auf das sprechendste in der fast ans Fabelhafte streifenden Schilderung aus, welche Cortez selbst in seinem Briefe vom 20. October 1520 an Kaiser Karl V. hievon niedergelegt hat. In der That auch war dieser überraschende Anblick ganz dazu ge- eignet, selbst die hochgespanntesten Träume und Erwar- tungen der Spanier von dem reich belohnenden Preise ih- res kühnherzigen Ringens noch zu überbieten. Vergessen war nunmehr alles, was sie gewagt und geduldet, und eine noch muthigere Zuversicht auf sich selbst lieh ihnen die Begeisterung, jedes fernere Wagstück zu bestehen.

Während hienächst Cortez, ohne sich irgendwo feind- lich aufgehalten zu sehen, nach der Stadt Chalco am Ufer des größten der 4 Seen, welche in einer Fläche von 22 Q. Meilen, die Mitte des Thals von Tenochtitlan ein- nahmen, vorrückte, fühlte Montezuma seinen schwanken- den Sinn von den widersprechendsten Gefühlen und Ent- schließungen bestürmt, welche nur dazu dienen konten, die Keckheit seines Gegners zu unterstützen und dessen rasches Vordringen zu erleichtern. Zu furchtsam, es mit dem- selben auf einen offenen Kampf zu wagen, suchte er bald ihn durch geheimnißvolle Bann- und Zauberformeln seiner Priester zu lähmen, bald ihn durch freundschaftliche Be- schickungen zu begütigen, und wechselsweise luden seine Boten diesen furchtbaren Gast zu sich ein, oder mahnten ihn, seine Schritte zu hemmen, weil die Misernte die- ses Jahres seiner Verpflegung in diesem Bezirk ein un- überwindliches Hinderniß entgegenstelle. Cortez, alle diese Spiegelfechtereien nicht achtend und sich auf die ungemeine Mäßigkeit seiner Landsleute berufend, setzte nichts desto weniger seinen Marsch in fester und vorsichti- ger Haltung fort und stand nunmehr, nachdem er auch Tezcuco, am See gleiches Namens, besetzt, im Angesichte der prachtvollen Hauptstadt von Anahuac.

Tenochtitlan, jetzt Mexiko genant, erhob sich in ei- nem Umfange, wie Sevilla oder Cordova, aus der Mitte jener umfluthenden Seen, die den Grund des großen Thalbeckens einnahmen und in schiffbaren Kanälen einen Theil der Inselstadt durchschnitten, so wie auch viele Häuser, auf Pfählen ruhend, unmittelbar aus dem Ge- wässer emporstiegen. Das Panorama dieser stolzen Re- sidenz gewann einen ganz eigenthümlichen Reiz sowol eben hiedurch, als durch die Menge von Trocalli's, welche, gleich maurischen Moscheen, sich aus der großen Masse zum Himmel aufthürmten, durch die untermischten Baum- pflanzungen und durch das bewegte Leben vieler tausend sich durchkreuzenden kleinen Fahrzeuge auf den spiegelnden Fluthen. Schnurgerade Straßen mit hölzernen, aber zierlichen Gebäuden eingefaßt, streckten sich innerhalb nach den vier Himmelsgegenden aus, und auf den großen Marktplätzen, von einer weiten Säulenhalle umgeben, drängte sich unaufhörlich im buntesten Gewühl, aber auch in geregelter Ordnung und unter polizeilicher Auf- sicht, die Volksmenge zum Austausch tausendfältiger Er- zeugnisse für den Luxus, wie für das tägliche Bedürfniß des Lebens. Der welterfahrene Ankömling konte sich hier in angenehmer Täuschung in den Umkreis einer hol- ländischen oder chinesischen Gewerbsstadt versetzt glauben.

Drei oder vier schmale, von Menschenhand aufge-

aber unter diesen Umständen höchst unzeitigen Religionseifer zu begegnen wußten. Er wähnte, sein Werk nur halb gethan zu haben, wenn er sie nicht auch sofort zur Absage ihres Götzendienstes vermöchte und der Verehrung des Kreuzes entgegenführte, indem er ihre Häupter dem Pomp einer Messe beiwohnen ließ und sodann es versuchte, ihnen die Trefflichkeit seines eignen Glaubens, wie gut oder schlecht sich dies durch mangelhafte Dollmetschung thun ließ, zu erklären. Wider sein Erwarten aber fand er hier eine standhafte und in schlichter Weise ausgedrückte Weigerung, die es vorzog, bei den alten, lang erprobten Göttern zu verbleiben. Schon stand er dem heftigsten Ausbruch seines Zorns nahe, und die gewaltsamen Scenen von Zempoalla schienen sich hier erneuern zu sollen, als der wackere und besonnene Mönch, Pedro de Olmeda, als besänftigender Vermittler ihn mahnte, wie das Evangelium eine Religion nicht des Schwertes, sondern des Friedens sey, und die Rückkehr vom Irrthum das Werk einer fortgesetzten freundlichen Belehrung werden müsse. Cortez konte nicht umhin, dieser Stimme, die zugleich seiner bessern Politik so vollkommen zusagte, Eingang bei sich zu verstatten, und so beschränkte er seine mit leichterer Mühe durchgesetzte Foderung darauf ein, daß sie wenigstens den Gräuel der Menschenopfer von Stund an fahren ließen.

Nach einem Verweilen von drei Wochen zu Tlascala, wo sich noch so manches zu ordnen fand, brach der Feldherr (1. Octbr.) wiederum nach dem Mittelpunkte des aztekischen Reiches auf. Vor ihm lag die Gebirgsgruppe von Puebla, zwischen welcher sein Weg ihn hindurchführen sollte, bestehend aus vier colossalen Vulkanen, welche sämtlich, zwischen 12,500 und 16,600 Fuß, an Höhe den Montblanc der alten Welt mehr oder weniger übersteigen. Einer derselben, der Popocatepetl genant, war eben damals in einem seiner seltenen, aber heftigen Ausbrüche begriffen und bot ein so furchtbares Schauspiel dar, daß nicht allein die Eingebornen mit abergläubigem Entsetzen auf die unglückverkündende Erscheinung hinblickten, sondern auch die Spanier von einem lebhaften Grausen sich ergriffen fühlten. Ein Versuch, den Cortez zu näherer Erforschung dieses Phänomens anstellen ließ, scheiterte an der vermeinten Unzugänglichkeit jener hohen Regionen eines, jetzt noch überdem von Rauch- und Flammenwirbeln eingehüllten, ewigen Schnees, bis es späterhin dem unerschrockenen Diego de Ordaz mit zwei Gefährten, entweder durch besseres Glück, oder beharrlichere Anstrengung gelang, den Gipfel zu ersteigen und in das wallende Lavameer des Kraters hineinzuschauen.

Hatte Cortez es früher vermieden, durch das Gebiet von Cholulla zu marschiren, so machte doch der gleiche Bewegungsgrund, nichts unbezwungen hinter sich zu lassen, es nunmehr rathsam, diesen Punkt zu berühren, obwol ihm von seinen neuen Freunden, die von jeher mit diesen ihren Nachbaren in Fehde lebten, sein Vorhaben widerrathen und eine nähere Straße durch die Gebirge vorgeschlagen wurde. Er wählte indeß Cholulla als das nächste Ziel seiner Operationen, um so mehr, da Montezuma, der sich diesen Stat erst vor kurzem unterworfen hatte, ihm diesen Ruhepunkt, wo er alles zu seiner Bequemlichkeit und Erholung in reichem Maße vorfinden werde, angelegentlich zu empfehlen gesucht, und diese Andringlichkeit um so näher auf den Argwohn leitete, daß sich dort irgend eine Hinterlist erwarten lassen werde, der er am liebsten die offene Stirne zu bieten wünschte. Wenn der Azteke wirklich mit einer solchen Absicht umging, so mochte er ihr gerade dort einen um so gewissern Fortgang versprechen, als er sich daselbst unter dem unmittelbaren Schutz seiner Götter wähnte, welche hier ihre vorzüglichsten Heiligthümer, deren man von der großen Tempelpyramide über 400 in der Runde übersehen konte, besaßen und die gehäuftesten Opfer empfingen.

Die Stadt Cholulla, ansehnlicher und wohlgebauter noch als Tlascala, lag, wenige Meilen von dort entfernt, auf einer wohlgewässerten und sorgfältig angebauten Bergebene. Die Spanier und ihre Begleiter aus der niedern Küstengegend wurden von den Einwohnern mit allen Zeichen der Freundschaft aufgenommen und in ein besonderes Stadtviertel einquartirt, während die Bundestruppen von Tlascala, die feindselige Stimmung ihrer Nachbarn scheuend, ein Lager im Angesicht des Platzes bezogen. Ruhe und Eintracht schienen sich überall die Hand zu bieten, wiewol Cortez darum nicht aufhörte, jede Bewegung mit mistrauischer Sorgfalt zu hüten: denn nur zu bald äußerte sich eine Abnahme der täglichen Zufuhr, die Häupter der Stadt erschienen seltener bei ihm, während sie, wie ihm durch einige Tlascalaner verrathen ward, ihre Weiber und Kinder bei Nacht entfernten und verdächtige Opfer in ihrem Haupttempel veranstalteten. Wenn dies alles etwas im Werk begriffenes Unheimliches verkündigte, so erhielt es sofort auch seine volle Bestätigung durch die Treue der Marina, welche sich die Zuneigung einer vornehmen Indianerin und mit derselben die Kunde erworben, daß mit allernächstem allen Spaniern ein unvermeidlicher Untergang von Montezuma bereitet sey. Zwanzigtausend seiner Krieger lägen bereits in der nächsten Umgegend versteckt, Waffen seyen unter allen Einwohnern vertheilt, und ebensowol die Dächer der Häuser und die Tempel mit Steinen erfüllt, als mehre Straßen verrammelt oder mit leicht überdeckten Gruben versehen, um die gefürchteten Pferde hineinstürzen zu lassen. Nur einige wenige dieser Fremdlinge sollten dem Blutbade entzogen werden, um lebendig vor den Kaiser zur Befriedigung seiner Neugierde gestellt und dann seinen Göttern geopfert zu werden. Hier, wo alles dem Untergange gewidmet sey, solle Marina gleichwol in ihrer Freundin Wohnung eine sichere Freistatt finden und möge sich beeilen, die kostbaren Augenblicke zu benutzen. Das Mädchen versprach, diesem Wink zu folgen, floh aber in geflügelter Eile zu Cortez, ihm ihre furchtbare Entdeckung mitzutheilen.

Ebenso wenig säumte dieser, dieselbe zu seiner Rettung anzuwenden. Es mußte dem verrätherischen Entwurf der Cholullaner zuvorgekommen und mit gleicher List vergolten werden. Er kündigte demnach den Häuptlingen derselben seinen Abmarsch für den nächsten Tag an, foderte Lebensmittel und Lastträger und die ihm zugesagten 2000 bewaffneten Begleiter, zugleich aber erhielten alle die Seinigen in der Stille den Befehl, die Nacht über in den

Waffen zu bleiben, die Tlascalaner aber die Weisung, am Morgen beim ersten entstandenen Kriegsgetümmel in die Stadt einzudringen. Ihrerseits durften die berufenen Cazîken nicht verfehlen, im Augenblicke des Abmarsches sich um den Feldherrn zu sammeln und das zu stellende Truppen-Contingent ihm zur Musterung vorzuführen. Doch eben dies war der verabredete Moment, wo dieser ihnen plötzlich unter verdienten Vorwürfen den erzürnten und rächenden Gebieter zeigte, während seine schlagfertig aufgestellten Scharen über jene noch ungeordnete und hochbestürzte Miliz herfielen und unter derselben ein erbarmungsloses Blutbad anrichteten. Jedoch mit diesem Sühnopfer nicht zufrieden, rückte die spanische Kriegsmacht aus ihren Quartieren hervor, vereinigte sich mit den Tlascalanern, und es begann nunmehr zwei Tage hindurch eine der gräuelvollsten Scenen des Mordens unter den wehrlosen Einwohnern von Cholulla jedes Standes und Alters, welche die Gassen mit Blut und Leichen füllte, und wobei selbst die Tempel, welche in Flammen aufwirbelten, keine Zuflucht mehr darboten. Keinen einzigen Spanier geschah dabei ein Leides, aber 6000 Cholullaner fielen, und vor allen hatten sie in diesem Gemetzel den blutdurstigen Haß ihrer republikanischen Grenznachbaren empfunden.

In strenger Rede erklärte hierauf der durch alle diese Gräuel wenig bewegte Urheber derselben den wieder in Freiheit gesetzten Cazîken und Priestern, daß dies wohlverdiente Strafgericht ihres Verraths seine Gerechtigkeit versöhnt habe und ihnen nunmehr verziehen sey. Seine ferneren Befehle stellten die Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder her; er stand nun in der Mitte der tief Gedemüthigten und Willenlosen als unbeschränkter Machthaber da, und unter den Vorkehrungen, die er zu Sicherheit seines ferneren Zuges traf, war er vorzüglich darauf bedacht, zwischen den beiden Staten von Cholulla und Tlascala eine politische Aussöhnung zu stiften, die ebensowol auch als ein Bündniß gegen Montezuma gelten mochte. Dieser Monarch aber, wie schmerzlich er auch den verfehlten Streich empfand, unterließ nicht, in sofortiger Beschickung dem spanischen Feldherrn seine Misbilligung des treulosen Anschlags der Cholullaner, so wie seine Zufriedenheit mit ihrer Bestrafung auszudrücken, ohne jedoch weder in dem Einen noch in dem Andern, einigen Glauben zu finden.

Noch war den Spaniern ein Weg von etwa 20 Meilen bis zur Hauptstadt übrig, als sie sich von Cholulla über die Gebirge von Chalco wieder in Bewegung setzten, und bald auch lag von dieser Höhe herab das weite Thal von Tenochtitlan, gleichsam der Herzpunkt des Reichs, vor ihren Blicken ausgebreitet. Der reichste Segen einer milden Natur, verbunden mit dem sorgfältigsten Anbau, ein Gewimmel von volkreichen Städten und Dörfern, ruhte auf dieser rings mit noch höheren Gipfeln umgürteten Bergfläche, die sich, in eirunder Gestalt einen Umfang von 67 Meilen Landes (244¼ Q. Meilen) bedeckend, von S. S. O. nach N. N. W. erstreckte. Nur zwei Jahreszeiten wechseln auf diesem glücklichen Boden, den die Ankömmlinge, am Schluß der vier Regenmonate, jetzt in dem Schmuck der reichsten Vegetation erblickten, und ihre hohe Bewunderung drückt sich auch auf das sprechendste in der fast ans Fabelhafte streifenden Schilderung aus, welche Cortez selbst in seinem Briefe vom 20. October 1520 an Kaiser Karl V. hievon niedergelegt hat. In der That auch war dieser überraschende Anblick ganz dazu geeignet, selbst die hochgespantesten Träume und Erwartungen der Spanier von dem reich belohnenden Preise ihres kühnherzigen Ringens noch zu überbieten. Vergessen war nunmehr alles, was sie gewagt und geduldet, und eine noch muthigere Zuversicht auf sich selbst lieh ihnen die Begeisterung, jedes fernere Wagstück zu bestehen.

Während hienächst Cortez, ohne sich irgendwo feindlich aufgehalten zu sehen, nach der Stadt Chalco am Ufer des größten der 4 Seen, welche in einer Fläche von 22 Q. Meilen, die Mitte des Thals von Tenochtitlan einnahmen, vorrückte, fühlte Montezuma seinen schwankenden Sinn von den widersprechendsten Gefühlen und Entschließungen bestürmt, welche nur dazu dienen konten, die Keckheit seines Gegners zu unterstützen und dessen rasches Vordringen zu erleichtern. Zu furchtsam, es mit demselben auf einen offenen Kampf zu wagen, suchte er bald ihn durch geheimnißvolle Bann- und Zauberformeln seiner Priester zu lähmen, bald ihn durch freundschaftliche Beschickungen zu begütigen, und wechselsweise luden seine Boten diesen furchtbaren Gast zu sich ein, oder mahnten ihn, seine Schritte zu hemmen, weil die Misernte dieses Jahres seiner Verpflegung in diesem Bezirk ein unüberwindliches Hinderniß entgegenstelle. Cortez, alle diese Spiegelfechtereien nicht achtend und sich auf die ungemeine Mäßigkeit seiner Landsleute berufend, setzte nichts desto weniger seinen Marsch in fester und vorsichtiger Haltung fort und stand nunmehr, nachdem er auch Tezcuco, am See gleiches Namens, besetzt, im Angesichte der prachtvollen Hauptstadt von Anahuac.

Tenochtitlan, jetzt Mexiko genant, erhob sich in einem Umfange, wie Sevilla oder Cordova, aus der Mitte jener umfluthenden Seen, die den Grund des großen Thalbeckens einnahmen und in schiffbaren Kanälen einen Theil der Inselstadt durchschnitten, so wie auch viele Häuser, auf Pfählen ruhend, unmittelbar aus dem Gewässer emporstiegen. Das Panorama dieser stolzen Residenz gewann einen ganz eigenthümlichen Reiz sowol eben hiedurch, als durch die Menge von Trocalli's, welche, gleich maurischen Moscheen, sich aus der großen Masse zum Himmel aufthürmten, durch die untermischten Baumpflanzungen und durch das bewegte Leben vieler tausend sich durchkreuzenden kleinen Fahrzeuge auf den spiegelnden Fluthen. Schnurgerade Straßen mit hölzernen, aber zierlichen Gebäuden eingefaßt, streckten sich innerhalb nach den vier Himmelsgegenden aus, und auf den großen Marktplätzen, von einer weiten Säulenhalle umgeben, drängte sich unaufhörlich im buntesten Gewühl, aber auch in geregelter Ordnung und unter polizeilicher Aufsicht, die Volksmenge zum Austausch tausendfältiger Erzeugnisse für den Luxus, wie für das tägliche Bedürfniß des Lebens. Der welterfahrene Ankömmling konte sich hier in angenehmer Täuschung in den Umkreis einer holländischen oder chinesischen Gewerbsstadt versetzt glauben.

Drei oder vier schmale, von Menschenhand aufge-

führte Dämme führten von verschiedenen Seiten her über die Gewässer und zwischen denselben hindurch zu diesem Sammelplatz des Erlesensten und Herrlichsten, was die neue Welt bis dahin den erstaunten Blicken ihrer Entdecker noch dargeboten hatte, und auf dem Hauptdamme, der von Tezcuco hinüberreichte, nahte sich (7. Octbr.) die spanische Heeresmacht, auf 450 Köpfe, mit Ausschluß der Anführer, zu berechnen, und von den Tlascalanischen Bundestruppen gefolgt, in friedlicher, aber streng geschlossener Haltung, bis zu dem auf der Mitte dieses Weges gelegenen, festen Punkte von Iztapalapan, wo Cortez sich vollends versicherte, daß seinem Einzug in die Hauptstadt am nächsten Morgen keinerlei Art von Widerstand entgegenstehen werde. Wirklich auch erreichte er unaufgehalten das meilenlange Ende des Dammes, feierlich und in ehrerbietiger Weise begrüßt von 4000 mexikanischen Hofbedienten, welche ihm die nahe persönliche Erscheinung ihres Gebieters zu seiner Bewillkomnung verkündeten. Unmittelbar darauf nahte sich der Monarch, von einem noch glänzenderen Gefolge umgeben, unter einem von vier hohen Reichsbeamten getragenen und aus grünen Federn künstlich zusammengesetzten Baldachin, auf einem Tragsessel, der von Gold und buntem Gefieder erglänzte. Er selbst, ein schöner Mann mit majestätischem Anstande, und in der Pracht seines kaiserlichen Schmuckes hervorstrahlend. Kein Gedränge zeigte sich in den Straßen, aber die platten Dächer der Häuser waren erfüllt mit Tausenden von Zuschauern, die sich unterwürfig vor ihrem Beherrscher verneigten und das Antlitz verhüllten.

Beim näheren Zusammentreffen sprang Cortez mit ritterlichem Anstand von seinem Rosse, und auch Montezuma, ihm entgegen, verließ, auf zwei Prinzen seines Hauses gestützt, den Sessel, über ausgebreitete Teppiche hin, die seinen Fuß verhinderten, die bloße Erde zu berühren. Jener begnügte sich, vor dem Fürsten nach der Sitte seines Landes sich zu verneigen, aber die königliche Erwiederung dieses Grußes geschah in so herablassender Weise, daß die Zuschauer Mühe hatten, dem Zeugniß ihrer Sinne zu glauben. Der Spanier nahte sich, ihm eine mit unechten Juwelen besetzte Kette, als wohlgefällig angenommenes Freundeszeichen über die Schultern zu hängen, welches auf der Stelle durch einen ähnlichen, aus Gold und Muscheln gearbeiteten Schmuck erwiedert wurde. Dann aber geleitete Montezuma seine neuen Gäste weiterhin mitten in die Stadt in das für sie bestimte Quartier, einen seiner von ihm nicht bewohnten Paläste von weitem Umfang, wo er sich freundlich von ihnen trente, nachdem er ihnen empfohlen, hier vor allen Dingen und bis auf Wiedersehen der Ruhe zu pflegen. Nach dem Urtheil der Menge konte ein solcher Empfang keinem bloßen Sterblichen gelten und in eben dem Maße stieg auch die scheue Verehrung, die sich an den Namen und den Anblick dieser so hochgefeierten Gäste knüpfte.

Cortez ließ es hierauf seine erste Sorge seyn, die ihm und seinen sämtlichen Truppen zugetheilte Wohnung in Hinsicht ihrer Lage als Militairposten zu untersuchen. Er fand einen Palast, d. h. eine Masse von Gebäuden, Gärten und Höfen, ganz nach orientalischer Weise, jedoch mit einer steinernen Mauer und festen Thürmen umgeben, und eben dadurch zur Abwehr gegen feindlichen Anlauf hinlänglich geeignet. Dieser Örtlichkeit gemäß vertheilte er überall die zu seiner Sicherheit nothwendigen Posten, deckte die Eingänge mit seinen Geschützen und ordnete den Kriegsdienst mit gleicher Vorsicht und Strenge, als ob er dem Feinde in offenem Felde gegenüber stände. Unter solcherlei Zurüstungen empfing er auch noch an dem nämlichen Tage den ersten Besuch seines kaiserlichen Wirthes, der es sich angelegen seyn ließ, sowol die von den Spaniern vielleicht vorgefaßten, ungünstigen Meinungen von seinem Charakter zu berichtigen, als sich mit ihnen über ihre eigene Natur und die Absichten ihrer Ankunft zu verständigen, mit dem Beifügen, daß er sie ungezweifelt für Sprößlinge des großen Quitzalcoatl erkenne und daher auch beschlossen habe, sie nicht als Fremdlinge, sondern in jeder Weise als Brüder und Stammgenossen zu behandeln. Begierig griff Cortez den Gedanken einer solchen Verwandtschaft und die daran geknüpfte Weissagung auf, um sich demnächst über die Größe und Macht seines Souverains jenseit des Oceans auszubreiten, der zwar nicht Willens sey, seine Anrechte auf sein altes Stammland geltend zu machen, aber ihn gesandt habe, mit demselben in freundschaftliche und beiden Staten vortheilhafte Beziehungen zu treten, vor Allem aber seinen alten Blutsfreunden ihre religiösen Irrthümer begreiflich zu machen und ihnen den Segen des einzig wahren Christenglaubens zuzuwenden. Dieselben Gegenstände wurden bei den Audienzen, zu denen sich Cortez mit seinen vornehmsten Officieren Tags darauf bei Hofe einfand und in den dabei gepflogenen ausführlichen Verhandlungen, jedoch von Seiten des Monarchen mit gleich geringem Erfolge, aufgenommen. Dagegen führte er selbst sie in der Stadt umher, ihnen die Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen, öffnete ihnen die Tempelpyramiden und lehrte sie ebensowol die Namen und das Wesen seiner Götter als die Mysterien ihres Dienstes kennen, um deren Trefflichkeit zu erhärten. Allein mit unwilliger Verstimmung zog er sich in seinen Palast zurück, als Cortez die fanatische Behauptung wagte, daß alle diese Götzenbilder vor dem bloßen Anblick des aufgerichteten Kreuzes in den Staub danieder sinken müßten.

Das Verhältniß beider Theile war an sich so sonderbar gestaltet, daß es nunmehr schnell zu irgend einer Entscheidung kommen mußte, von welcher vielleicht beide sich in diesem Augenblicke noch keine Rechenschaft zu geben vermochten. Hatte auch Cortez seinen Wunsch erreicht, bis zur Person des Kaisers vorzudringen, so galt es doch nunmehr die noch schwerer zu lösende Aufgabe, denselben aller seiner Macht zu entkleiden und sich die Millionen zu unterjochen, welche gewohnt waren, seinen leisesten Winken sclavisch zu gehorchen. Vielmehr mußte die Spanier selbst sehr bald die Ahnung überraschen, daß sie gerade hier, in Montezuma's Hauptstadt, zwischen den Seen und Dämmen derselben eingezwängt und von einer Bevölkerung von mehren Hunderttausenden umfluthet, sich gleichsam in einem großen Gefängnisse befanden, aus welchem es nur schwer ein Entrinnen galt, und wo auch

die erprobteste Tapferkeit, sobald es auf die Entscheidung der Waffen ankam, unter ihren eigenen Streichen endlich erlahmen mußte.

Auf der andern Seite schien es nicht minder außerordentlich, daß der nämliche Fürst, der bisher so ängstliche Bemühungen angewandt hatte, diese verdächtigen Fremdlinge von sich entfernt zu halten, sich in plötzlicher Umwandlung über ihre ihm abgetrotzte Gegenwart hoch erfreut bezeugte, sie, wetteifernd mit seinen Großen, mit den ehrenvollsten Rücksichten behandelte, es ihnen, als seinen Gästen, an nichts ermangeln ließ und sie im häufigen Umgang mit ihnen durch ein Vertrauen auszeichnete, das sich durchaus keines Argen zu besorgen schien. Konte ein Charakter, der sich schon so frühzeitig als launenhaft und hinterlistig erwiesen hatte, es mit diesem allen aufrichtig meinen? Oder hatten die wiederholten Warnungen, womit die anwesenden Tlascalaner Cortez Ohr belagerten, wol nur zu guten Grund, wenn sie darauf hindeuteten, daß gerade während dieser anscheinenden Stille und Ruhe über einer großen und allgemeinen Verschwörung, von den Priestern eingeleitet und durch ermuthigende Orakelsprüche fortgesponnen, gebrütet werde, die den Untergang aller dieser, den Göttern verhaßten Eindringlinge bezwecke?

Cortez, sowie jeder Verständige im Heere, konte diese Winke, die ihren eigenen, von der Vorsicht gebotenen Überlegungen und Besorgnissen entgegen kamen, nicht misachten. Er schwebte dicht am Abgrunde, oder hätte er sich selbst noch verblenden wollen, so mußte doch jeder Schleier fallen, als von der Küste her die geheime Meldung einging, daß eine mexikanische Kriegsmacht dort gegen seine Bundesgenossen unter dem Vorwande der Tributeinfoderung, feindselig und mit großen Gewaltthätigkeiten aufgetreten sey, so daß Eskalante mit der zurückgelassenen Besatzung von Vera Cruz den letztern habe zu Hilfe eilen müssen. Hienächst sey es zu einem Gefechte gekommen, worin der edle Spanier mit 7 der Seinigen den errungenen Sieg nur zu theuer mit dem Leben bezahlt habe. Einer der letztern sey dem Feinde verwundet in die Hände gefallen und abgeschlachtet, sein Kopf, zum Zeugniß der sterblichen Natur dieser Weißen, im Triumphe durch die Städte umhergetragen, dann aber an den Kaiser gesandt worden, der, wie die Tlascalaner zu wissen behaupteten, dessen sorgfältige Verbergung befohlen habe und also auch an diesen blutigen Vorgängen nicht ohne Antheil angenommen werden könne.

Jetzt war denn der Augenblick vorhanden, wo es Alles um Alles gelten mußte, und wo Cortez unrettbar verloren war, wenn er nicht, anstatt einige Furcht blicken zu lassen, die Gefahr durch den kühnsten Entschluß noch überbot. Er schwankte nicht lange, was hier zu thun sey, und während noch in dem gehaltenen, geheimen Kriegsrathe die Meinungen entweder für den fortgesetzten Anschein eines guten Vernehmens, oder für einen augenblicklichen Rückzug nach Vera Cruz stimten, erklärte der Feldherr seinen, anfangs mit scheuem Erstaunen, aber bald auch mit ungetheilter Billigung aufgenommen Entschluß, sich unverzüglich der Person des Kaisers selbst zu versichern und ihn im Quartier der Spanier als Geisel für das friedliche Betragen seiner Unterthanen aufzubewahren, deren abergläubige Verehrung und blinder Gehorsam gegen seine Person seine Wächter alsbald auch zu unbedingten Gebietern im ganzen Umfange seiner Staten machen werde.

Zur Stelle begab sich Cortez, im Geleit einiger seiner Getreuesten und Handfestesten, in den kaiserlichen Palast. Von ferne folgten ihm, wie zufällig zerstreut, mehre Gruppen Bewaffneter, sich bis zu ihren Quartieren zurück gleichsam die Hand bietend, wo in den innern Höfen seine ganze Macht, auf jedes mögliche Ereigniß vorbereitet, unter dem Gewehre stand. Von Montezuma mit gewohnter Freundlichkeit und ohne Zeugen empfangen, entsah sich der Castilier nicht, dem Bestürzten sein ganzes Gewebe von Arglist und Falschheit in harten Worten vorzuhalten und für die von seinem Feldherrn verübten Feindseligkeiten auf eine feierliche Genugthuung zu dringen. Mit Würde wies indeß jener jegliche Mitwissenschaft um einen solchen Vorgang von sich zurück, und erbot sich zur Bestrafung seines zur Rechenschaft gezogenen und schuldig befundenen Dieners. Doch mit überlegener Schlauheit und in gemildertem Tone erklärte Cortez sich mit dieser Versicherung für seine Person vollkommen zufrieden gestellt, nur dürften weder seine Gefährten, noch die eigenen Unterthanen des Fürsten sich von seiner Unschuld an jenen Freveln so leicht überzeugen lassen, wofern dieser nicht jeden Zweifel durch ein sprechendes Unterpfand seiner Freundschaft niederschlage, indem er die spanischen Quartiere auf einige Tage seiner persönlichen Gegenwart würdige.

Zorn und Erstaunen banden des beschimpften Monarchen Zunge nicht so sehr, daß er nicht endlich Worte gefunden hätte, ein solches Ansinnen stolz und entschlossen von sich zu weisen, und da seine Dränger sich gleichwol scheuten, zu offener Gewalt zu schreiten, so hatte sich dies Gehäder, zwischen Schmeicheleien und Drohungen, bereits in eine peinliche Länge gezogen, als endlich der junge Velasquez de Leon, mit dem vollen Übermuth der Jugend und eines aufbrausenden Charakters, seine Ungeduld in so wilder Geberde und trotziger Rede zu erkennen gab, daß Montezuma, sein Leben in augenblicklicher Gefahr wähnend, jedem ferneren Widerstreben alsbald entsagte. Er berief seine vornehmsten Hofbeamten, theilte ihnen seine auf den Rath der Götter gefaßte Entschließung mit, in dem Palaste seines Vaters Axajacatl und im Kreise seiner geehrten Freunde sich für einige Zeit ihrer unmittelbaren Gemeinschaft zu erfreuen und ließ sich, während jene noch in schweigender Verwunderung da standen, unter Cortez Geleite nach dem spanischen Quartiere, oder der sogenanten Fortaleza, tragen; — mittenhin durch eine ungezählte, von diesem Anblick zu Schmerz und Wuth erregte, aber dennoch unthätig zuschauende Volksmenge, da der Monarch durch freundlichen Blick und begütigende Worte diesen Besuch als eine Handlung seiner freien Willkür darzustellen bemüht war.

Angelangt in seinem Gefängnisse, hatte er wenigstens den traurigen Trost, sich ebensowol mit allem gebührenden kriegerischen Pomp empfangen, als mit Ehrerbietung behandelt zu sehen. Trotz der sorgfältigsten Bewachung,

fehlte nichts an seiner gewohnten kaiserlichen Bedienung; seine Großen genossen eines ungehinderten Zutrits, und alle Geschäfte der Regirung verblieben in ihrem herkömlichen Geleise. Selbst öftere Spazierfahrten auf den Seen und der Besuch seiner Landhäuser blieb ihm, wiewol unter zahlreicher Bedeckung seiner Kerkermeister, gestattet, deren Dienst, unter so seltsamen und bedrohlichen Verhältnissen, durch die ihnen obliegende angestrengteste Wachsamkeit aufs höchste erschwert wurde. Seinerseits behauptete der unglückliche Fürst eine schwer zu erringende Heiterkeit, ohne anscheinend in seinem Vertrauen gegen Cortez zu wanken. Doch gar bald sah er sich Prüfungen ausgesetzt, die nur zu sehr geeignet waren, seinen Gleichmuth bis in die Wurzel zu erschüttern.

Er hatte den Befehl ertheilen müssen, seinen im voraus für schuldig erklärten Feldherrn und dessen Unterbefehlshaber als Verbrecher nach der Hauptstadt abzuführen und an Cortez zur ferneren Untersuchung vor einem spanischen Kriegsgericht zu überantworten. Wie ausreichend aber auch ihre Vertheidigung ausfallen mochte, so entblödeten sich doch diese unbefugten Richter nicht, das Urtel der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen über sie auszusprechen; und während noch die Vorbereitungen zu einem so gräßlichen Schauspiel im Angesichte des kaiserlichen Palastes getroffen wurden, drang Cortez mit einem bewaffneten Gefolge in Montezuma's Gemach, um ihn mit bittern Vorwürfen zu überschütten, da die Geständnisse der Verurtheilten es außer Zweifel setzten, daß sie nur als blinde Werkzeuge seines Willens gehandelt. Möge er demnach auch zu Ehren der Gerechtigkeit büßen, was seine Thaten so vollkommen verdient hätten.

Verächtlich wandte sich hierauf der Spanier von dem Gefangenen ab und winkte seinen Schergen, ihm, der widerstandlos und wie vernichtet da stand, die mitgebrachten Fesseln auf der Stelle anzulegen. Mit rasendem Schmerzgeheul, aber zu keinem thätigeren Beistande ermuthigt, warfen sich die anwesenden Diener des Monarchen vor ihm nieder, küßten seine Hände und Füße und hoben seine Ketten empor, ihm das Gewicht derselben zu erleichtern, während die Verurtheilten den schrecklichen Flammentod vor seinen Augen erlitten. Kaum jedoch hatte jene empörende Hinrichtung geendigt, so erschien Cortez von neuem, jedoch mit völlig verändertem freundlichen Bezeigen, vor dem Unglücklichen, der sich jeden Augenblick eines ähnlichen Looses gewärtigte, erklärte sich durch die Bestrafung der Verbrecher versöhnt und gebot, seinen Freund nunmehr zu entfesseln. So ganz aber war der Stolz und Muth des charakterschwachen Fürsten gebrochen, daß er auf diese Kunde aus der tiefsten Trostlosigkeit schnell zu ebenso ausschweifender Freude überging, sich in Cortez Umarmungen stürzte und ihn dankbar als seinen Erretter und Wohlthäter pries. Die Erlangung eines solchen unbedingten Übergewichts über des Mexikaners bestandlosen Geist und die anscheinende Nothwendigkeit, den Mord auch nur eines einzigen Spaniers auf die abschreckendste Weise zu rächen, konten auch wol nur allein die Beweggründe seyn, welche, aus des Feldherrn kritischer Lage hergenommen, sich darstellen, um ein an den rohesten Muthwillen grenzendes Verfahren, wovor zugleich jedes Menschengefühl erschaudert, nicht sowol zu rechtfertigen, als nur einigermaßen zu erklären.

Das gehoffte Ergebniß einer so heillosen Politik sollte indeß nicht verfehlt werden. Kein Widerstand gegen den despotischen Willen dieser Fremdlinge regte sich ferner so wenig von Seiten des eingeschreckten Fürsten, als des sich leidend hingebenden Volkes. Zwar gingen immerfort alle Befehle von Montezuma in gewohnter Weise aus: allein Cortez war es, der sie ihm unter stetem Wechsel von Schmeichelwort und Drohung nach seinem Gutdünken einflüsterte, der seine getreuen Räthe von seiner Seite entfernte und sie durch nachgiebigere zu ersetzen wußte, und dessen Einmischung in die Statsverwaltung sich bald auch so wenig verschleierte, daß er mehre Spanier seines Gefolges in die innern Provinzen des Reiches aussenden durfte, um die Naturerzeugnisse derselben kennen zu lernen, den Reichthum der vorhandenen Erzgruben zu erforschen und die geeignetsten Punkte für feste Militairposten auszusuchen. Zugleich aber war auch mit dieser Mission die Erhebung eines ansehnlichen Tributs in Golde verbunden.

Denn immer höher ermuthigt durch seines Gefangenen schlaffe Nachgiebigkeit, hatte es dem frechen Usurpator kein zu gewagter Schritt geschienen, denselben an ein früheres Anerbieten zu mahnen, welches ihm doch nur unter ganz verschiedenen Voraussetzungen entschlüpft war. Feierlich sollte er sich zum Vasallen und Lehnsträger Karls V. erklären und dem gemäß zur Entrichtung einer jährlichen Lehnspflicht an diesen Monarchen verstehen. Der Unglückliche, wie unendlich viel ihm dies neue, abgefoderte Opfer auch kosten mochte, war dennoch bereits zu tief von seiner Höhe gesunken, um sich dieser von ihm selbst auszusprechenden, politischen Vernichtung zu verweigern. Seufzend berief er die Versamlung seiner Großen, in welcher er, an Cortez Seite thronend, unter schlecht verhaltenen Thränen seinen genommenen Entschluß aussprach, dem Willen der Götter und dem Ausspruch seines großen Ahnen Quitzalcoatl gemäß, die Oberherrlichkeit über das Reich Anahuac auf dessen Sprößling, den erhabenen Gebieter des Ostens, zu übertragen und demselben fortan Treue und Gehorsam zu geloben. Der Eindruck des misbilligenden Erstaunens, das diese feige Erklärung in dem Reichsrathe hervorrief, zeigte sich jedoch in so gefahrdrohender Weise, daß Cortez, um die empörten Gemüther zu besänftigen, sich zu der mildernden Erläuterung genöthigt sah: „Keineswegs sey es damit gemeint, den Regenten des Thrones zu berauben, oder die Verfassung des Reiches anzutasten, sondern es genüge, daß sein unüberwindlicher Monarch durch diesen öffentlichen Act als der Schutzherr des Reiches Anahuac anerkant werde." So fand denn eine Ceremonie ihren ungestörten Fortgang, deren leicht anzufechtende Legitimität fürderhin dennoch den Anspruch der kastilischen Krone auf diese weit ausgedehnten Gebiete für Jahrhunderte begründen sollte!

Mit dieser Huldigung war zugleich auch die Darbringung von prachtvollen Geschenken jeder Art verbunden, worin dem Beispiele ihres Fürsten nachzufolgen, seine Großen sich nicht minder veranlaßt fanden. Dem spani-

schen Anführer aber schien es nunmehr an der Zeit, mit diesen und so zahlreichen frühern Begabungen oder Erpressungen, die in den gemeinen Schatz geflossen waren, zu der von seinen Gefährten längst erwarteten Abrechnung zu schreiten. Die edlen Metalle wurden demnach in Stangen gegossen; und es fand sich solchergestalt eine Masse Goldes von 600,000 Pesos dueros, wogegen das Gewicht des Silbers nur unbedeutend ausfiel, weil das erstere überall in den Gebirgen im gediegenen Zustande zu Tage lag, das letztere aber, trotz der unermeßlichen Ergiebigkeit der mexikanischen Erzgänge, doch nur vermischt vorkam und deshalb von den Eingebornen nicht ohne Schwierigkeit gewonnen wurde. Jener gesamte Betrag nun ward, auf Cortez Anordnung, in fünf Antheile geschieden. Der erste derselben sollte der Krone zufallen, der zweite das Verdienst des Anführers belohnen, von den übrigen drei Fünfteln aber die Kosten der Ausrüstung an die Privaten auf Cuba (Velasquez mit seinen Vorschüssen nach Recht und Billigkeit nicht ausgeschlossen) vergütet und endlich der Rest unter die Mannschaften vertheilt werden. So geschah es denn, daß diesen letzteren, Kopf für Kopf, nur die geringe Summe von etwa 100 Pesos zufiel, und dadurch ihre habsüchtigen Erwartungen sich in dem Maße getäuscht sahen, daß überall die lautesten Klagen wegen geglaubter Bevortheilung sich erhoben. Cortez konte und wollte an dem königlichen gedoppelten Zehnten, der ihm die Gunst des Hofes sichern sollte, so wenig als möglich mindern: um so leichter entschloß sich sein höherer Sinn, jene Vorwürfe durch bedeutende Aufopferungen an seinem eigenen Antheil zu beschwichtigen.

Wie groß aber auch die Gunst des Glückes gewesen seyn mochte, welche bisher alle seine Schritte begleitete, so verschloß er doch keineswegs den Blick vor der schwindelnden Gefährlichkeit seiner Lage, so lange er, vermöge der eigenthümlichen Beschaffenheit der Hauptstadt, sich selbst in derselben gleichsam wie eingekerkert fand. Diese Riegel zu sprengen und seinen Waffen eine freiere Bewegung zu sichern, war es unumgänglich nothwendig, sich zum Meister der Seen zu machen, welche Tenochtitlan von allen Seiten umgaben. Es kam darauf an, Montezuma's Neugierde durch Beschreibungen von den Wundern der europäischen Schifffahrtskunde in dem Maße zu erregen, daß er sich davon durch den eigenen Anblick zu überzeugen wünschte. Leicht war dies Verlangen zu befriedigen, wenn die einzelnen Trümmer der spanischen Flotte, welche noch zu Vera Cruz vorhanden waren, durch eine hinreichende Zahl von Lastträgern an die Gestade jener Binnenseen geschafft und zur Erbauung einiger leichten Brigantinen verwandt wurden. Dies geschah; und während Regent und Volk sich in die Wette an der Gestalt und Lenksamkeit dieser schwimmenden Paläste ergötzten, beherrschte Cortez ohne ihr Ahnden die nämlichen Gewässer, die ihm sein Verderben zu drohen geschienen.

Allein um so unbeweglicher fand er den fast in allem Übrigen zur Willenlosigkeit herabgedrückten Fürsten, als er mit seinem gewohnten bigotten Eifer auch hier bei demselben die Entsagung von dem bisherigen Götzendienste zur ernstlichen Sprache brachte. Montezuma betheuerte fest und entschlossen, daß nichts ihn vermögen werde, dem Glauben seiner Väter untreu zu werden; und nur durch wiederholte fanatische Zunöthigungen gedrungen, gab er zuletzt seine Einwilligung, daß in einer Capelle des Haupttempels auch das Crucifix samt dem Muttergottesbilde gastfreundlich unter den heimischen Göttern ihre Stelle erhielten und die Messe vor ihnen gelesen werden durfte. Doch selbst auch diese geringe Vergünstigung war bereits viel zu viel für die eifersüchtige Besorgniß der aufgereizten und einflußreichen Priesterkaste, welche hierin ebensowol eine Beschimpfung, als die Vorbedeutung eines nahen Umsturzes der Landesreligion erblickte. Eifriger noch, als zuvor, ward demnach das Volk durch alle zu Gebote stehende Mittel aufgeregt, diese erlittene Unbilde aufs blutigste zu rächen; und sowie der schwierig gewordene Adel, so ward auch Montezuma selbst in heimliche Berathungen zu diesem Zwecke verflochten. Noch aber wünschte der Monarch, vermöge seines furchtsamen Charakters, sich den ihm noch immer zu waglich erscheinenden Weg der offenen Gewalt zu ersparen, und stellte deshalb in einer mit dem Spanier veranstalteten Berathung seinen Antrag in nachdrücklicher Weise dahin: daß jener, da der Zweck seiner Sendung nunmehr vollständig erfüllt und allen seinen Foderungen genügt worden, der Rathschluß der Götter und die Stimme der Nation seine nicht länger verzögerte Abreise erheische, und er gewarnt seyn möge, den schlummernden Unwillen beider nicht zu wecken. Eine so entschiedene Sprache war bis dahin aus des Fürsten Munde nicht erklungen; desto überraschender aber auch ihre Wirkung auf Cortez Gemüth, bis er die Fassung wieder fand, mit anscheinender Ruhe zu entgegnen: nichts liege so sehr in seinen eigenen Wünschen, als baldigste Heimkehr, da es ihm aber hiezu an Fahrzeugen mangle, werde er noch einige Zeit verweilen müssen, um dergleichen für diesen Zweck neu zu erbauen. Montezuma schien mit dieser ausweichenden Antwort zufrieden und erbot sich, diese Ausrüstung auch seinerseits in jeder Weise kräftig zu unterstützen.

Indeß war der Feldherr umsichtig genug, um aus diesem veränderten Benehmen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf das Vorhandenseyn irgend eines in der Stille angelegten und seinem Ausbruche nahen Planes zu seinem Untergange zu schließen. Allein auch die erlangte Gewißheit eines solchen Anschlags würde ihn schwerlich vermocht haben, seine jetzige Stellung früher aufzugeben, als bis der Erfolg seiner Sendung an den spanischen Hof sich näher entschieden hätte, von wannen er die förmliche Bestallung seines Monarchen, samt neuen Verstärkungen, nun schon seit neun Monaten mit steigender Ungeduld erwartete. Wie thätig er demnach die Anstalten zu seinem Abzuge zu betreiben schien und auch den nahen Zeitpunkt desselben öffentlich ankündigte, so blieb es doch seinen Vertrauten kein Geheimniß, daß er jetzt am allerwenigsten aus Tenochtitlan zu weichen gedenke.

Ungezweifelt auch schienen endlich jene Erwartungen aus dem Mutterlande her in eine befriedigende Erfüllung gegangen zu seyn, als dem Feldherrn von Montezuma selbst eine mexikanische Zeichnung vorgelegt wurde, welche diesem so eben durch seine Schnellläufer von der Küste her zugefertigt worden. Sie enthielt die in allen ihren Thei-

len nicht zu verkennende Darstellung einer zahlreichen, spanischen Flotte, wie sie an jenen Ufern sichtbar geworden. Jeder Augenblick mußte also dem jubelnden Heere die Bestätigung dieses frohen Ereignisses durch Sandoval, den neu bestellten Befehlshaber in Vera Cruz, überbringen. Sein Bericht traf auch wirklich ein: aber nur um zu melden, daß dieses vermeinte Hilfsgeschwader von Velasquez ausgerüstet und gesendet sey, und daß es die laut erklärte Bestimmung habe, Cortez mitten in seinen hochfliegenden Planen zu hemmen, ihn zur strengsten Verantwortung wegen seiner, dem Adelantado gebrochenen Treue zu ziehen, zugleich aber auch sein so glücklich begonnenes, großes Werk für alleinige Rechnung des ersten Urhebers zum Ziele fortzuführen.

Dieses so plötzlich über Cortez aufgezogene Ungewitter hatte seinen nächsten Grund in der Übertretung der seinem abgesandten Freunde Montejo ertheilten Weisung, sich auf der Fahrt nach Europa auf das weiteste von Cuba entfernt zu halten. Dennoch konte dieser der Versuchung nicht widerstehen, seine hier zurückgelassene Besitzung unweit des Cap Antonio im Vorübergehen zu berühren; und obwol er noch glücklich genug durch schnelles Ankerlichten der ihm auf das erste Gerücht seiner Erscheinung von Velasquez zugedachten Verhaftung entging, so erfuhr doch derselbe hiedurch nicht blos den beunruhigenden Zweck seiner Sendung, sondern auch die erste bestimte Kunde von dem Erfolge seiner Unternehmung, wie dieser in einem nie gehofften und eben darum nur um so kränkenderen Maße statt gefunden.

Velasquez kurz zuvor erfolgte Ernennung zum Adelantado von Neu-Spanien war die Frucht seines pomphaften Berichts von den durch Grijalva herbeigeführten Entdeckungen gewesen. Er fand darin, sowie den Beruf, so auch die feurige Ermunterung, diese glänzende und vielversprechende Laufbahn mit voller Kraft zu verfolgen und den Verräther Cortez, der hier so unerwünscht als sein Nebenbuhler aufgestanden, um jeden Preis zu verdrängen und zu verderben. Mit den reichen Mitteln, die ihm in seiner Stellung zu Gebote standen, und von der glühendsten Rachsucht gestachelt, betrieb er demnach in der kürzesten Frist die Ausrüstung einer Flotte von 18 Segeln, welche durch den schnell verbreiteten Ruf von den unermeßlichen Reichthümern Mexiko's, den wetteifernden Zulauf aller beutehungrigen Abenteurer auf der Insel erlangte; und es mag für die verhältnißmäßige Wichtigkeit dieser neuen Armada einzeugen, daß sie nicht weniger als 80 Reisige mit ihren Rossen, 200 Musketirer und Armbrustschützen und 600 Pikenirer, benebst 12 Feldgeschützen, ungerechnet die anderweitigen, ebenso bedeutenden Heergeräthe an ihrem Borde zählte. An die Spitze derselben hatte der Adelantado den Pamphilo de Narvaez gestellt, der sich ihm als tüchtiger und unerschrockener Soldat empfohlen, und von dessem Feuereifer er sich die vollesle Energie in der Vollziehung seiner Aufträge versprach. Diese lauteten dahin, vor allen Dingen Cortez, nebst den übrigen Häuptern der frühern Expedition, zur Haft zu bringen und der richterlichen Ahndung nach Cuba auszuliefern, und dessen Namen durch die fürder nicht schwer geglaubte Eroberung von Mexiko in Vergessenheit zu stellen. Mit der höchsten bürgerlichen Autorität versehene Beamte waren in seiner Begleitnng, um jeglichem dort anzustellenden Verfahren die volle Gesetzmäßigkeit zu sichern.

Diese Flotte nun war es, welche nach einer kurzen und glücklichen Fahrt (April 1520) im Hafen von St. Juan de Uloa den Anker geworfen hatte, wo Narvaez nicht säumte, sich durch einige Gefangene oder Überläufer von Cortez dort stationirten Truppen von dessen neuesten Fortschritten und dem dermaligen Zustande der Dinge eine vollständige, wenn gleich hinsichtlich der über ihrem bisherigen Anführer schwebenden Gefahr und des gegen ihn herrschenden allgemeinen Misvergnügens, eine bei weitem übertriebene Übersicht zu verschaffen. Alles, was er vernahm, stimte zu sehr zu seinen Wünschen, um nicht vollen Glauben bei ihm zu finden und seinen Operationen gegen den Empörer ein leichtes Spiel zu versprechen. Sandoval, der unverzagte Commandant in Vera Cruz, schien sich ihm auf seine erste Auffoderung ergeben zu müssen. Doch dieser stand nicht an, den deshalb an ihn gesandten Boten, Ruiz de Guevara, dessen übermüthiges Betragen er im ersten Aufwallen des Zorns schier zur Strafe des Stranges verurtheilt hätte, nebst seinen Begleitern als Gefangene an Cortez nach der Hauptstadt abführen zu lassen, wo jedoch der letztere es seiner Politik angemessener fand, sie als seine willkommenen Freunde zu empfangen und sofort auf freien Fuß zu setzen.

Sorglich fürwahr mußte ihm, wie gewöhnt auch an die seltsamsten Mislaunen seines Geschicks, die gegenwärtige, fast verzweifelte Stellung erscheinen, in welcher er sich, in der Mitte zwischen einer feindselig gesinten, unter königlicher Autorität auftretenden Heeresmacht seiner eigenen Landsleute, der seinigen an Doppelzahl überlegen, und zwischen den zum nahen Ausbruch reifen Gewaltschritten eines in seinen heiligsten Gefühlen verletzten und schwer gemishandelten Volkes wie eingeklemt befand. Es war in gleichem Maße bedenklich, sich mit jener Übermacht europäischer Waffen im offenen Felde zu messen, als den Angriff derselben unthätig und von innern Feinden umringt, zwischen den Lagunen von Tenochtitlan zu erwarten. Ein rascher und kühner Entschluß mußte jedoch ergriffen werden; Cortez fühlte sich als den geschickteren Feldherrn und zog es vor, es auf den Ausschlag eines Kriegszugs gegen seinen Nebenbuhler um so eher ankommen zu lassen, als er es zugleich nicht verschmähte, jeden Schleichweg der List oder der Verführung zu benutzen, um den großen Haufen seiner neu aufgetretenen Gegner ebenso zu seinem Vortheile zu bearbeiten, wie es ihm durch alle nicht gesparte Künste der Überredung bereits gelungen war, Guevara und dessen Gefährten für sich zu gewinnen. Sein Caplan Olmedo ward, sowie mit ostensiblen Vorschlägen an Narvaez zu einem gütlichen Übereinkommen, so auch mit geheimen Verhandlungen ähnlicher, aber lockenderer Art bei dessen Truppen und Umgebungen beauftragt.

Der Friedensbote fand den feindlichen Befehlshaber zu Zempoalla, doch sein Wort bei demselben eine stolze und verächtliche Zurückweisung. Hingegen in einem ungleich günstigeren Lichte erschien es seinen untergeordneten

Begleitern, meist aus der Zahl von Cortez alten Freunden und Waffenbrüdern, deren jeder sich auch jetzt einer freundlichen Zuschrift oder eines willkommenen Geschenks von ihm erfreute. Verbunden mit Guevara's und der übrigen Lobpreisungen seines edlen und großmüthigen Betragens stimte dies die Mehrzahl zu der allerdings sehr nahe liegenden Erwägung, daß in ihrer beiderseitigen Lage, wo das Glück der ganzen Unternehmung auf eine so wagliche Spitze gestellt sey, ihr gemeinsames Heil nicht das Wühlen im eigenen Eingeweide, sondern ein versöhnliches Entgegenkommen und festes Zusammenhalten erheische. Wie vernunftgemäß aber auch diese Vorstellungen seyn mochten, so verfehlten sie doch gänzlich des Eingangs in Narvaez starres Gemüth. Er erklärte Cortez feierlich als Feind und Verräther, setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf und gebot den beschleunigten Aufbruch zur Bekämpfung und Vernichtung des geächteten Gegners.

Während Olmedo solchergestalt seines Zweckes nur unvollkommen gewährt heimkehrte, hatte Cortez, auch auf ein solches Mislingen sich vorsehend, bereits jede Vorkehr getroffen, um jenem Angriffe nicht nur die Stirne zu bieten, sondern ihm sogar raschen Fluges zuvorzukommen. Nichts desto weniger lag es ihm zu Bezähmung der still gährenden Nation der Azteken gleich sehr am Herzen, nicht nur den Besitz der Hauptstadt nicht fahren zu lassen, sondern auch sich der Person Montezuma's, selbst in seiner Abwesenheit, zu versichern. Für beiderlei, ihrer Natur nach gleich schwierige Aufgaben versprach ihm Pedro de Alvarado, einer seiner schlagfertigsten und einsichtsvollsten Befehlshaber, zu bürgen, der auch bei den Eingebornen in besonderem Ansehen stand und den er mit einer Besatzung von 150 Mann in der Fortaleza zu Tenochtitlan zurückließ, um seinen erlauchten Gefangenen im genauesten Gewahrsam zu halten. Montezuma, wie er auch denken mochte (obwol ihm die eigentliche Lage der Dinge schwerlich ein Geheimniß geblieben seyn konte), gelobte, sich inzwischen vollkommen ruhig zu verhalten, und Cortez, der dieser Zusage auch nicht zu mistrauen schien, erneuerte dagegen seine Verheißung einer ebenso schleunigen Wiederkehr, als eines dann durch nichts mehr verhinderten völligen Abzugs aus seinen Staten.

Den durch keinerlei Art des Gepäcks und selbst durch kein Geschütz beschwerten Eilmärschen des Feldherrn gelang es, Cholulla und Tlascala, wo er die alte freundschaftliche Gesinnung wieder fand, noch vor seinem Gegner zu erreichen, wodurch demselben in der vortheilhaftesten Stellung am obern Rande der steilen Cordillere der Zugang zu dem vor allem wichtigen Thal von Tenochtitlan verwehrt wurde. Selbst Sandoval ersah noch glücklich den Augenblick, sich samt dem größten Theile der Besatzung von Vera Cruz dem Oberbefehlshaber anzuschließen. Wenn aber selbst auch jetzt die Macht des letztern sich immer auf nicht mehr als 250 Köpfe belief, so durfte er doch um so zuversichtlicher auf den Muth und die Kriegserfahrenheit, sowie auf die unverbrüchliche Treue dieser Tapfern rechnen. Dies und die fortdauernde Zögerung seines Gegners ermuthigte ihn sogar, selbst bis auf die Höhe von Zempoalla hinabzusteigen.

Im Angesichte dieses Ortes, in einer offenen Gegend, erwartete ihn Narvaez in voller Schlachtordnung, eines unmittelbaren Angriffs und dann auch des gewissen Erliegens desselben unter seiner dreifach stärkeren Heeresmacht gewärtig. Doch Cortez, nicht gesonnen, es ihm so leichten Triumphs zu geben, nahm, jenem gegenüber, gedeckt hinter einem kleinen Flusse, eine so vortheilhafte Stellung, daß es unräthlich gewesen seyn würde, ihn aus derselben vertreiben zu wollen. So verging der Tag in Unthätigkeit, als sich gegen den Abend der Himmel plötzlich verfinsterte und, von einem Orkan begleitet, die eben eintretenden tropischen Regengüsse dieser Jahreszeit (Juni) mit gewohnter Heftigkeit wie in Strömen losbrachen. Die Truppen unter Nervaez, dieser Erscheinung noch wenig gewohnt, verlangten ungestüm, in ihre Quartiere nach Zempoalla zurückgeführt zu werden, und ihr Anführer gab ihnen hierin um so unbedenklicher nach, da er voraussetzte, daß auch Cortez sich durch dies Naturereigniß zu jeder weitern Operation gelähmt fühlen müsse.

Nicht so urtheilte dieser, sondern hielt es vielmehr für den gelegensten Augenblick, einen Handstreich auszuführen, dessen anscheinendes Wagniß durch die lockende Möglichkeit, der unseligen Fehde auf ein Mal ein Ende zu machen, reichlich aufgewogen wurde. Auch durfte er so wackern und vielversuchten Soldaten, wie er die seinigen kante, wol zuversichtlich einen nächtlichen Überfall des feindlichen Standlagers in Vorschlag bringen, sowie er denn auch mit einstimmigem Jubel aufgenommen wurde. Selbst der hoch aufgeschwollene Bergstrom, den sie bis ans Kinn durchwaten mußten, hielt ihren stillen und beschwerlichen Marsch nicht auf, welcher in drei abgesonderten Haufen angetreten wurde. Sandoval, der Führer des ersten, hatte den Befehl, sich der neben einem Tempel aufgeführten feindlichen Geschütze, Christoval de Olid aber, mit dem zweiten sich des Tempels selbst, wo Narvaez seine Wohnung genommen hatte, zugleich mit der Person dieses Feldherrn zu bemächtigen, während Cortez mit dem dritten die Nachhut bilden und die beiden andern nach Bedürfniß unterstützen würde.

Narvaez, in stolzer Sorglosigkeit, hatte nur ein Paar verlorne Wachtposten ausgestellt, deren geräuschlose Aufhebung jedoch nur zum Theil gelang. Doch selbst der Entronnene, welcher die Annäherung des Gegners athemlos verkündigte, fand dann erst Glauben bei ihm, als Sandoval sich bereits der Batterie fast ohne Schwertstreich Meister gemacht und nun im Begriffe stand, die hohe Tempeltreppe hinanzustürmen. Hier erst, im Mittelpunkte der feindlichen Quartiere, bot sich ihm ein bedeutender Widerstand entgegen, und das Gefecht drohte sogar eine für ihn misliche Wendung zu nehmen, bis Olid mit seinen Truppen und bald auch Cortez selbst ihm zur Hilfe heranrückten. Aber auch Narvaez hatte indeß Zeit gefunden, die Seinen zu sammeln, und mit jedem Augenblick ward das Gefecht am Fuße des Tempels hitziger, als das Gebäude selbst in dem Getümmel in Brand gerieth und Narvaez sich genöthigt sah, mit seiner Leibschar aus demselben hervorzutreten, und sich mit tapferer Faust persönlich in den Kampf zu stürzen. Hier fand er in Sandoval einen seiner würdigen Gegner, bis er zuletzt im wü-

thenden Handgemenge einen Lanzenstich ins Auge empfing, überwältigt und die Treppe hinabgeschleift wurde.

Der Fall des Feldherrn zog unmittelbar auch die Entmuthung, die Niederlage und die allmälige Ergebung seiner ganzen, ohnehin nur ungern in diesen Streit gezogenen Partei nach sich. Selbst die entschlosseneren Kämpfer verloren die Besinnung und fürchteten, es mit einer weit überlegenen Macht zu thun zu haben, da sie ringsum im Dunkel der Nacht eine zahllose Menge leuchtender Punkte wahrnahmen, die sie für das Glimmen brennender Lunden in den Händen feindlicher Büchsenschützen hielten, ohne es in ihrer Unerfahrenheit zu ahnen, daß sie nur durch den Anblick herumhüpfender Leuchtkäfer getäuscht würden. Alle aber streckten die Waffen um so williger, da ihnen von Cortez unbedingte Verzeihung anerboten worden. Diesem Beispiele folgte endlich auch die Reuterei, welche sich gleich anfangs aus der Stadt gezogen und keinen Antheil an dem Gefechte genommen hatte.

So war es Cortez denn geglückt, noch vor Anbruch des Tages den entschiedensten Sieg über einen weit überlegenen Feind in seinen Händen zu sehen, ohne daß es ihn mehr als 2 Getödtete, die andere Partei aber 2 Officiere und 15 Soldaten an Gebliebenen gekostet hätte. Die Gefangenen erfreueten sich allzumal der mildesten, ja brüderlichsten Behandlung. Er stellte es sogar in ihre Wahl, ob sie sofort nach Cuba zurückkehren, oder sich unter seine Fahnen stellen und seinem Glückssterne folgen wollten. Bezwungen von dem Zauber seiner Persönlichkeit und den glänzenden Hoffnungen, die ihnen hier geboten wurden, stimte die große Mehrzahl freudig für dies lockende Erbieten: aber auch den Weigernden ward das erstere treulich gehalten. Nur Narvaez, verzweiflungsvoll über seinen selbstverschuldeten Unstern, mußte sich's gefallen lassen, einstweilen in eine strenge Haft nach Vera Cruz abgeführt zu werden.

Sein Obsieger, im stolzen Bewußtseyn durch sein überlegenes Genie gerade dasjenige Geschick, welches ihm den Untergang hatte bringen sollen, nicht nur muthig abgewandt, sondern auch zur Befestigung seines Ansehens und zur Verdreifachnng seiner Streitkräfte benutzt zu haben, hoffte sich jetzt mehr, als jemals, im Stande, sein begonnenes gefahrvolles Werk zu einem glücklichen Ziele zu leiten. Doch in der nämlichen Stunde schon erreichte ihn ein Eilbote, welcher ihn unlieblich aus diesen süßen Träumen weckte. Sein Abmarsch von Tenochtitlan, sowie der immer lautbarer gewordene Grund desselben, hatte nicht verfehlen können, den gesunkenen Muth Montezuma's und seiner Getreuen neu zu beleben. Jedenfalls mußte diese unter den Spaniern selbst ausgebrochene Fehde einen Theil derselben aufreiben und es dann um so leichter gelingen, den schwachen Überrest zu vernichten. In diesem Glauben arbeiteten Priester und Adel eifrig auf einen solchen Zweck hin, und ihren heimlichen Umtrieben gelang es ohne Mühe, die lange zurückgehaltene Wuth des Volks in einem immer höheren Grade gegen ihre gehaßten Unterdrücker zu entflammen.

Nur zubald mußte Alvarado auf seinem bedenklichen Posten diese unheildrohende Stimmung inne werden; allein er hätte zugleich mit seines Feldherrn höherer Intelligenz und Gewalt über die feindseligen Gemüther begabt seyn müssen, um dem gefürchteten Ausbruch dieser still lauernden Gluth zu wehren. Vielmehr schien ihm zu ihrer schnellsten Erstickung ein trotziger Gewaltstreich das ausreichende Mittel, demzufolge er den Zeitpunkt wählte, wo die Häupter der Stadt in dem den spanischen Quartieren am nächsten gelegenen Tempel ein religiöses Festmahl begingen, um unversehens mit einem bewaffneten Trupp unter sie einzubrechen, ein wildes Blutbad anzurichten und hierauf die festlich geschmückten Erschlagenen auszuplündern. Diese eben so unredliche als barbarische That gab sofort das Signal zu einem allgemeinen bewaffneten Aufstande der Hauptstadt und zu einem, nur mit Mühe und nicht ohne Verlust zurückgewiesenen Angriff auf die Fortaleza, wonächst auch die beiden, auf den Seen stationirten Brigantinen überfallen und zerstört wurden. Montezuma, Zeuge dieser Vorgänge, konte oder wollte ihnen eben so wenig durch sein gebietendes Ansehen wehren, als die enge Einschließung verhindern, zu welcher hiernächst die empörte Menge schrit, ohne es weiter auf ein mörderisches Handgemenge zu wagen. So ward auch den bedrängten Spaniern die Gegenwart des Fürsten in ihrer Mitte nur von geringem Nutzen, zumal es immermehr den Anschein gewann, als habe die Nation ihr unglückliches Haupt, das sich selbst verlassen hatte, auch ihrerseits aufgegeben.

Alvarado's dringender Aufruf zur Hilfe fiel bei Cortez in kein taubes Ohr. Nur zu gut sah er die Wichtigkeit ein, diesen vernichtenden Streich von seinem Haupte abzuwenden, und unverzüglich trat er, an der Spitze von 1000 Mann Fußvolks und 100 Reutern, alle wohl gerüstet und voll unverzagten Muthes, den eiligen Rückmarsch nach Mexiko an (17. Juni), wobei sich noch 2000 erlesene Tlascalaner von bewährter Anhänglichkeit seinem Zuge anschlossen. Minder freundschaftlich, als bei diesen Republikanern, war die Volksstimmung und sein Empfang, als er das Gebiet von Anahuac betrat, wo er die Städte größtentheils verlassen und seinen Unterhalt vernachlässigt fand. Um so unheimlicher mochte es ihm scheinen, daß sich ihm nirgend ein gewaffneter Widerstand darbot, und daß eben so wenig seine Befürchtung eintraf, sich durch Zerstörung der Dämme und Brücken vor der Hauptstadt von der Wiedervereinigung mit seinen dort zurückgelassenen Gefährten ausgeschlossen zu sehen, falls sie ihrem bedrohlichen Schicksale noch nicht unterlegen waren. Eine dumpfe Stille brütete über den verödeten Gassen und Plätzen, als er durch sie einzog; endlich nur unterbrochen durch das Freudengeschrei, welches die Außenposten der Belagerten erhoben, als sie die Colonnenspitzen ihrer nahenden Erretter erblickten, und schnell durchkreiste ein ähnlicher Jubel das gesamte spanische

Standquartier, während beide Theile sich entzückt in die Arme fielen und die einen den ausharrenden Muth, die andern die zuverlässige Treue ihrer Waffenbrüder priesen.

Auch Montezuma (was für Gedanken und Gefühle sich immer in seiner Sele wälzen mochten) war nicht der letzte, den mit Sieg gekrönten Feldherrn freundlich zu empfangen, sah sich aber von diesem nur kalt und sogar mit herben Vorwürfen über alles, was in seiner Abwesenheit geschehen und, wie jener glauben durfte, nur von ihm ausgegangen war, empfangen. Cortez fühlte es nur zu sehr, wie alle und jede Verhältnisse auf dem Boden, wo er stand, das düsterste Ansehen gewonnen hatten. Es litt ihm keinen Zweifel mehr, daß von dem Volke eine allgemeine und verzweifelte Anstrengung vorbereitet werde, das schimpfliche und lastende Joch seiner fremden Bedrücker abzuschütteln, und nur zu bald sollte es sich erweisen, daß ein ganz neuer heldenkühner Geist es besele. Zwar ging die nächste Nacht nach seiner Ankunft samt dem folgenden Tage in anscheinender träger Ruhe vorüber; aber nur um so dringender ward es, eine nähere und gewissere Kunde von dem, was außerhalb der Mauern des spanischen Palastes vorginge, entweder durch eignen Anblick, oder doch durch Einbringung einiger Gefangenen, zu gewinnen. Hiezu ward Ordaz mit einem Streifcorps von mehren hundert Spaniern und Tlascalanern entsandt, welcher sich jedoch, nachdem er durch das absichtliche Zurückweichen der ihm entgegenstehenden bewaffneten Volkshaufen immer tiefer in die Stadt hinein verlockt worden, plötzlich und von allen Seiten, selbst von den platten Dächern herab, so stürmisch angegriffen sah, daß er sich nur mit der äußersten Kraftanstrengung und nicht ohne blutige Einbuße, zu den Seinigen wieder hindurch zu schlagen vermochte.

Das ungewohnte Schauspiel, diese bisher Unüberwindlichen zu einem Rückzuge genöthigt zu sehen, konte nicht verfehlen, die Mexikaner mit hoher Begeisterung und gesteigerter Siegeshoffnung zu erfüllen. Diese offenbarten sich auch sofort am nächsten Morgen in einem, in gedrängten Massen gegen das feindliche Standlager unternommenen, wüthenden Sturme, wobei ihre Geschosse die Luft erfüllten, ihre steinernen Streitäxte gegen die gesperrten Thore herandonnerten und die Entschlossensten sich auf Leitern und Spießen an den Mauern hinauf zu schwingen versuchten. Furchtbar räumte der Hagel des spanischen Geschützes unter den Angreifern auf; aber augenblicklich und ohne Unterlaß wurden die Reihen der Gefallenen durch frische Kämpfer ersetzt, und es bedurfte der vollen Überlegenheit der europäischen Bewaffnung und Taktik, sowie der sich selbst überbietenden Einsicht des Führers und der unermüdlichen, tapfern Ausdauer seiner Gefährten, um sich hinter ihren Verschanzungen des in unermeßlichen Wogen heranfluthenden Andrangs zu erwehren.

Erst der sinkende Abend trente die erbitterten Gegner, und die Nacht ging, nur von leichten Scharmützeln beunruhigt, vorüber. Cortez jedoch, der nicht ohne Sorge den übeln Eindruck bemerkte, welchen das Bedrängniß seiner Lage, zumal bei seinen neu überkommenen Truppen erzeugte, beschloß ohne einiges Zögern von der lähmenden Vertheidigung zum herzhaften und thätigen Angriff überzugehen und der Glücksgöttin die bessere Gunst, deren er so sehr bedurfte, rasch abzuzwingen. Sich selbst an die Spitze der drei von ihm geordneten Haufen stellend, brach er von mehren Seiten gegen den ihn standhaft erwartenden Feind hervor. Das Gefecht entspann sich neuerdings aufs heftigste; allein in den engen Straßen konten die Spanier ihre kriegerischen Künste nur wenig entfalten, und so geflissen sie auch die Ordnung ihrer Glieder zu erhalten suchten, arteten doch bald Anfall und Abwehr in ein wildes Handgemenge aus, das um so weniger zu einem Ziele führte, als auch ihrerseits die Mexikaner, von ihren Häuptlingen zu hoher Todesverachtung und von ihren Priestern zur glühendsten Schwärmerei entflamt, jeden Fuß breit mit Erbitterung streitig machten, während sie unaufhörlich durch neu herzuströmende Scharen aus der Umgegend abgelöst wurden. Endlich doch, nachdem es Cortez gelungen war, in die Hauptstraße Tacuba vorzudringen, und er einen Theil derselben in Asche gelegt, sahen sich seine Gegner über hohe Leichenhügel der Ihrigen hinweg zum Weichen gezwungen. Grausamer, als je, hatte der Tod auf dieser Wahlstatt gewüthet, und selbst die Kanäle waren weit umher von Feindesblut geröthet. Aber auch in seinen eigenen Reihen zählte Cortez 12 Getödtete und über 60 Verwundete, so daß er es sich schmerzlich gestehen mußte, noch nie einen Sieg theurer erkauft zu haben.

Und hätte gleichwol nur dieser Sieg zu einer Entscheidung geführt! Selbst der folgende Tag erblickte mit dem abermals gewagten Ausfall nur die nämlichen mörderischen Scenen, die nämliche Niederlage des Feindes, aber auch die nämliche Unmöglichkeit, die so schwer errungenen Vortheile zu behaupten. Der Feldherr, tief erschüttert durch den Fall so mancher seiner Braven und selber durch einen Pfeilschuß an der Hand verwundet, erkante je mehr und mehr, daß er dem Andrang einer ganzen großen Nation, die für ihre edelsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, ja für ihre Götter selbst aufgestanden war, auf die Länge nicht gewachsen bleiben werde; oder wollte er diesen ungleichen Kampf sogar auch aufgeben, so mußte er es gleich schwer finden, sich in dem engen Raume, in welchen er gebant war, zu behaupten, als sich aus demselben zu befreien. Vergebens bot er seinen sonst an glücklichen Auskunftsmitteln so fruchtbaren Geist auf, ihn die Beschwörungsformel für diesen Sturm zu lehren.

Da war es der unglückliche Montezuma selbst, der ihn am frühen Morgen aufsuchte und ihm mit dem vollen Nachdruck eines wohlmeinenden Freundes zu seinem eigenen Heil die Nothwendigkeit vorstellte, sich ohne längeres Säumen diesem Bedrängniß durch Räumung der Hauptstadt zu entziehen. Cortez, plötzlich von einem lichten Gedanken ergriffen, stimte dieser Mahnung bei, wofern der Monarch seine Autorität dazu anwenden wolle, seine Unterthanen in die Schranken einer friedlichen Ruhe zurückzuweisen und Stillstand der Waffen zu gebieten. Jener zwar lehnte einen Versuch ab, dessen Erfolg ihm

selber vielleicht zweifelhaft erschien; jedoch auf wiederholtes Dringen ließ er sich endlich zu einem solchen Versprechen bewegen.

Aber schon fluthete das durch nichts mehr abzuschreckende Volk zu einer abermaligen Bestürmung der Fortaleza heran, welche, mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigt, nur noch, je länger, je kümmerlicher, gehalten werden konte. Mitten in diesem rasenden Getümmel trat nunmehr Montezuma, angethan mit seinem glänzendsten Schmuck und gefolgt von seinen mitgefangenen Ministern, auf den Zinnen der Palastmauer hervor, ins Angesicht der wildbewegten Menge, welche, durch diese unerwartete Erscheinung ihres, gleich einer Gottheit verehrten Hauptes, wie von einem elektrischen Schlage betäubt, die erhobenen Waffen ihren Händen entsinken ließ und, zur tiefsten Stille verstumt, sich in den Staub vor ihm darnieder beugte. Ruhig erhob der Fürst seine Stimme, ebensowol zum Dank für die sprechenden Beweise ihrer Liebe und Treue, als zu der Erklärung, daß er sich hier keineswegs als einen Gefangenen, sondern als den freiwilligen Gast seiner Gäste betrachte, welche eben jetzt im Begriffe ständen, seinen Hof zu verlassen, und daß er sie auf dem Wege in ihre Heimath auf keinerlei Weise gehindert wissen wolle.

Die Stille hielt an, nachdem er geendigt: allein anstatt, wie sonst, ihm blindlings zu gehorchen, löst das anfängliche Gemurmel sich allmälig auf in verworrenes Geschrei und wüstes Getöse. Vorwürfe und Verwünschungen werden laut; höhnende Stimmen schelten ihn einen Verräther an der Wohlfahrt seines Volks, einen feilen Knecht der fremden Gewalträuber. Steine fliegen; ein Hagel von Pfeilen fällt nieder. Mehrfach getroffen und zum Tode verwundet, bevor die spanischen Schilde seinen Leib bedecken können, sinkt der seinem Geschick Verfallene darnieder und wälzt sich in seinem Blute. Aber eben so schnell auch, als die heillose That geschehen, verschwindet der augenblickliche Wahnsinn, in welchem sie verübt worden. Starres Entsetzen drückt noch ein Mal das Schweigen des Grabes auf jeden Mund, jedes Herz fühlt sich von der schmerzlichsten Reue ergriffen, schaudert vor der augenblicklichen Rache der Götter und flieht vor dem nur zu sehr verschuldeten Strafgericht. Schon in den nächsten Augenblicken steht der ganze weite Umkreis des Palastes verödet von jedem athmenden Wesen.

Der Verwundete war indeß in die innern Zimmer zurückgetragen worden, wo Cortez jedes in seinen Händen ruhende Mittel aufbot, ihm Hilfe zu leisten. Allein wäre auch sein Zustand einer Linderung fähig gewesen, so verschmähete doch er selbst, aus seiner ersten Betäubung zurückgekehrt, jeden Beistand, der ihm hätte werden können, riß den Verband von seinen Wunden und starb des dritten Tages, treu seinen Göttern bis zum letzten Hauch, aber unter Verwünschungen gegen ein Volk, welches ihn nur vergöttert zu haben schien, um ihn desto schmähliger in den Staub zu treten. Sein Leichnam ward den in eine tiefe unthätige Trauer versunkenen Mexikanern von Cortez durch einige entlassene Hofbediente ausgehändigt und von den Seinen unter lauter, ringsum ertönender Wehklage feierlich an der Seite seiner kaiserlichen Ahnen zur Ruhe bestattet. Auch für die eingeschlossenen Spanier waren diese Tage eine kurze Frist der Ruhe und Erholung, deren die seitherige übermenschliche Anspannung aller ihrer Kräfte nur zu sehr bedurfte.

Allein um so dringender auch trat vor Cortez widerstrebenden Geist die Nothwendigkeit, in seiner schier rettungslosen Lage, und die es durch den Verlust eines so großen Unterpfandes, als ihm Montezuma's Person gewesen, nur noch mehr geworden zu seyn schien, irgend eine nahe Entscheidung herbeizuführen. Er erfuhr gar bald, wie ganz das gegenseitige Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien sich anders gestaltet habe, nachdem die Großen sofort nach des Monarchen Tode, mit Übergehung seiner, noch in spanischer Gewalt befindlichen Söhne, den Bruder desselben, Quetlabaca (eigentlich Cuitlahuatzin), Fürsten von Iztapalapan, zu seinem Nachfolger erwählt und ausgerufen, mit welchem zugleich auch die bisher ermangelnde Einheit in die kriegerischen Operationen zurückkehrte und dadurch den Nachdruck derselben noch verstärkte. Die Einschließung des spanischen Quartiers auf allen dahin führenden Straßen ward stündlich enger und undurchdringlicher, und die große Tempelpyramide, welche im Nordosten dasselbe in unmittelbarer Nähe hoch überragte, verwandelte sich in einen drohenden Angriffsposten, von wannen der Palast in mehren Richtungen mit Schleudern und Pfeilen bestrichen werden konte, während diese Kriegswarte ebensowol durch oben zusammengehäufte Steine und Balken, als durch eine starke und erlesene Besatzung vertheidigt wurde.

Dieser Punkt mußte den Mexikanern ungesäumt und um jeden Preis entrissen werden. Juan de Escobar, an der Spitze einer tapfern Schar seiner Landsleute, erhält den Befehl, die Tempelhöhe zu besetzen. Der Angriff gelingt; schon ist die Hälfte der hinaufführenden, großen Freitreppe erstiegen, als jene vorbereiteten schweren Massen von oben donnernd herniederpoltern und nur durch schnelle Öffnung der Glieder einigermaßen vermieden werden. Aber mit der gebrochenen Ordnung ist auch der feste Zusammenhang des Andrangs gewichen, und die Spanier stehen auf dem Punkte, zurückgeworfen zu werden, als Cortez selbst, das Schild an den verwundeten Arm gebunden, herbeifliegt, die Seinen durch Zuruf und Beispiel ermuthigt und, ihnen Allen voran, das platte Dach des Tempels gewint. Gerade hier jedoch entbrent der Kampf noch glühender. Die Indianer fechten wie Helden und strömen ihr Herzblut in tödtlichen Wunden aus, oder stürzen sich lieber freiwillig über die Brüstung der schwindelnden Höhe, als daß sie schimpflich die Waffen strecken. Zwei ihrer Jünglinge von edlem Geblüt, welche sich, dem spanischen Feldherrn näher tretend, diesen feigen Anschein gegeben, ergreifen ihn plötzlich, schwingen sich auf das Geländer und würden ihn mit sich in die Tiefe herniedergerissen haben, wenn es seiner gelenken Stärke nicht dicht am Rande noch gelungen wäre, sie von sich abzuschütteln.

Endlich war hier der blutige Sieg errungen, und die Brandfackel säumte nicht, jenes unheildrohende Gebäude in Asche zu legen. Allein während dieser Vorgänge hatte sich ein nicht minder verzweifelter Kampf um die Fortaleza

und zumal in der Straße Tacuba, entsponnen, wo
Spanier durch die Überzahl ihrer Gegner sich in ein
geringes Gedränge verwickelt sahen. Um auch hier
Gleichgewicht wieder herzustellen, warf sich Cortez
einigen Gefährten zu Roß, sah sich aber bald, ver-
durch seinen Muth, von jenen getrent und im dick-
feindlichen Gedränge befangen. Kein Rückweg mehr
offen; aber mit schneller Besonnenheit warf er sich
dem Gewühl in eine etwas lichtere Nebengasse und
nicht nur das Glück, sich selbst zu retten, sondern
seinen bereits gefangenen und dem Opferstein entge-
geschleppten Freund Andreas Duero zu befreien.
seinen Truppen mußte es an diesem verhängnißvol-
age für Gewinn gelten, den unverhinderten Rück-
ihre Quartiere mit schwerer Blutarbeit erstritten zu
.
Eine lichtere Aussicht schien sich ihnen zu eröffnen,
m nächsten Morgen, statt des erwarteten neuen An-
, Friedensboten bei Cortez erschienen, welche ihren
ter Quetlabaca zu Einstellung der Feindseligkeiten
gt erklärten, wofern die Spanier sich verpflichten
en, die Hauptstadt und das Reich ohne weiteren
g zu räumen. Der Feldherr, wie sehr er sich in sei-
Antwort auch die Miene gab, des Kaisers Macht
zu fürchten, mußte dennoch dieses glimpfliche Aner-
in seiner verzweifelten Lage überaus annehmlich
, und um so weniger stand er an, auf eine weitere
ndlung darüber einzugehen, mit welcher demnach
isher von ihm gefangen gehaltene und jetzt entlas-
Oberpriester des Kriegsgottes Mexitli oder Huitzilo-
i (entstellt in Vitzliputzli) beauftragt wurde. Nur
d jedoch entdeckten sich jene Friedensworte als leere
rügerische Vorspiegelungen und nur dahin gemeint,
u gewinnen und die Spanier mit immer neuen Hin-
sen ihres Abzugs zu umgarnen. Man erfuhr, daß
traßen der Hauptstadt rings umher verrammelt, die
en abgetragen und die Dämme durchstochen würden,
llerdings mußte es den Mexikanern leichter und ge-
ser erscheinen, durch solcherlei Vorkehrungen ihre
er nach bald erschöpften Vorräthen auszuhungern,
och ferner das wagliche Spiel der Waffen zu ver-
.
Diesen Plan zu vereiteln, blieb nur die schnellste
rnung übrig, bevor noch jene verderbliche Anstalten
llen Reife gediehen. In diesem Beschlusse waren
Häupter des von Cortez berufenen Kriegsrathes ei-
aber schwieriger war die Frage, ob man sich bei hel-
Lage durchschlagen, oder dazu die schützende Hülle
Nacht benutzen solle. Beides bot seine Vortheile,
eine Unbequemlichkeiten dar, bis sich endlich Cortez
er Mehrheit für das letztere absonderlich aus dem
de entschied, weil sich von dem mehr erprobten Na-
aberglauben des Feindes hoffen ließ, er werde sich
n, einen solchen Nachtmarsch zu beunruhigen.
auch der spanische Aberglaube neigte sich für diese
, da der Astrolog Botello die Stellung der Gestirne
nächsten Nacht als Glück verkündigend gepriesen.
Diesem gemäß wurden nunmehr die eiligen Anord-
n zu einem so verhängnißvollen Unternehmen ge-
troffen. Eine Vorhut, gebildet aus der gesamten Reuterei, 200 Köpfen spanischen Fußvolks und einem ausgewählten Trupp von Tlascalanern, sollte unter den Befehlen von Sandoval, Ordaz, Azevedo und einigen andern dem Heere die Bahn brechen, in ihrem Gefolge eine schnell zusammengezimmerte, tragbare Brücke, die bestimt war, über die etwanigen Durchstiche der Dämme, auf die man stoßen würde, geworfen zu werden. Cortez selbst führte das Mitteltreffen, zum Geleit der Geschütze, des allernöthigsten Gepäckes, der mit davongeführten Familie Montezuma's und mehrer mexikanischen Großen. Zunächst um seine Person hielt er überdem unter dem Gebot Olids und Alfonso's d'Avila einen Trupp von 100 seiner bewährtesten Krieger eng beisammen, um überall hin, wo es Noth thäte, eine wirksame Unterstützung zu tragen. Den schwierigsten Posten, die Nachhut, mehre hundert Spanier stark, vertraute er der Unerschrockenheit Alvarado's und Juans Velasquez de Leon. Von dem aufgehäuften Schatze ward nur des Königs Antheil der Rettung und Verpackung auf einige verwundete Gäule werth befunden, der gesamte Rest aber den Soldaten, auf ihr ungestümes Verlangen, preisgegeben.

Unter solchen Vorbereitungen brach (1. Juli 1520) unter dem Schutz eines dichten Regengewölkes, die merkwürdige Nacht heran, welche noch heute in jenem Lande selbst unter dem Namen „der Nacht der Trübsal" (la noche triste) unvergessen geblieben. Der Zug setzte sich still und geheimnißvoll in Bewegung durch die Straße Tlacopan und in der vom Feinde am wenigsten zu errathenden Richtung nordwestlich auf Tacuba, wo zugleich der zu überschreitende Damm in seiner Ausdehnung der kürzeste von allen war. Zwar erreichten die Spanier den Anfang dieses Engpasses wider ihr Verhoffen unangefochten; hatten sie aber gewähnt, daß die Mexikaner diesen von der Seeküste am meisten abgewandten Ausweg vernachlässigt haben würden, so sahen sie sich gleichwol betrogen. Denn sofort im Anbeginn stoßen sie auf den klaffenden Schlund einer abgetragenen Brücke; aber die im Vorrath mitgeführte wird hinübergespant, und glücklich dient sie dem Vortrab zum Übergange. Auch das Hauptcorps ist bereits in der Nachfolge begriffen, als urplötzlich von allen Seiten her der tausendstimmige Schlachtruf des Feindes erdröhnt und ein Hagel von Wurfgeschossen gegen die dichtgedrängten spanischen Reihen losbricht. Zu beiden Seiten wimmelt der See von Canots, angefüllt mit Bewaffneten, die sich wetteifernd ihren abziehenden Gegnern in die offnen Flanken werfen.

Nur zu sorgfältig hatten die Indianer jede Bewegung derselben gehütet, als daß ihnen ihre Absicht hätte entgehen können, und mit nicht minderer Anstrengung, aber glücklicher, waren sie bemüht gewesen, jener Flucht ein sicheres Mislingen zu bereiten. Ruhig ließen sie daher die größere Halbschied der Abziehenden sich auf dem schmalen Damme einklemmen, um dann gleichzeitig die beiden Ufer desselben zu bestürmen, von hinten aber über den schwächeren Nachzug herzufallen. Nie konte ein Gefecht unter nachtheiligeren Umständen angenommen und unterhalten werden; denn hätte die Dunkelheit und das dichte Gedränge nicht ohnehin schon jede freie taktische Bewe-

gung und den Zusammenhang derselben vernichtet und den Gebrauch der Feuerwaffen unwirksam gemacht, so war doch der Andrang der feindlichen Massen so ungestüm, ihre Kampfbegierde so voll Ausdauer und ihre Todesverachtung so kühn, daß die spanischen Schwerter und Piken bald nicht mehr hinreichend schienen, sich einen weiteren Weg zu bahnen oder auch nur den erkämpften Boden zu behaupten.

Gleichwol hatte man sich endlich nach einer zweiten Dammöffnung mühsam durchgerungen, wo es abermals der tragbaren Brücke bedurft hätte. Allein wäre diese auch durch den verwirrten Menschenknäuel längs des Dammes fortzuschaffen gewesen, so mußte man doch um so mehr auf ihren ferneren Gebrauch verzichten, da sich's mit Schrecken ergab, daß ihre Stützpfähle, nachdem sie das Gewicht der darüber weggeschrittenen Reuterei und Kanonen empfunden, viel zu tief und fest in den Schlamm des Seebodens eingedrungen waren, um noch ferner von der Stelle bewegt zu werden. Auch ward sie von den Mexikanern zerstört, bevor der Nachzug noch völlig hinüber gedrungen war, und hier nun insonderheit riß eine Verwirrung ein, welche alle Waffengattungen und Freund und Feind bunt durcheinander mischte. Blut floß von allen Seiten, und was der Niedermetzelung entging, hatte das noch entsetzlichere Loos der Gefangenschaft. Eines wie das Andere traf zumeist die Habsüchtigen, welche sich zum Übermaß mit dem preisgegebenen Golde belastet hatten und darunter früh erlagen. Botello, der Astrolog, war, im Widerspruch mit seinen Orakeln, unter den ersten, welche fielen. Aber unweit schmerzlicher war dem Heere die Einbuße solcher Helden, wie Juan Velasquez, Francisco de Morla, Salcedo und mancher andern, die hier rühmlich unterlagen. Selbst Alvarado würde, nachdem er das Pferd unter dem Leibe verloren, und rings vom Feinde umzingelt, ihr Schicksal getheilt haben, wenn er nicht mit riesiger Kraft auf seine Lanze gestützt den verzweifelten Sprung über die ansehnlich weite Dammöffnung gewagt hätte, der ihn wieder zu den Seinigen führte. Noch heute bewahrt der Name „Salto de Alvarado," welchen Platz und Brücke führen, das Andenken an diese, zwar oft bezweifelte, aber dennoch hinlänglich bewährte, eines homerischen Helden würdige That.

Inzwischen stand Cortez, der sich an die Spitze des Vortrabs gesetzt, bereits am zweiten Graben und setzte hier den erbitterten Kampf so lange fort, bis dessen Tiefe sich mit den Leichen der Erschlagenen füllte und ihm gestattete, über dieselben hinweg, wie auf festem Boden, zu schreiten. Ein dritter Durchstich bot mindere Schwierigkeit des Übergangs dar, da sich derselbe zur Noth durchwaten ließ, und so gelang es denn endlich, das Ende des Dammes zu erreichen, ohne daß dieser Ausgang, wie er leicht gekont, von feindlichen Truppen gesperrt befunden worden wäre. Was dem Feldherrn hatte folgen können, ward hier von ihm gesammelt und geordnet, allein noch befand sich der bei weitem größte Theil der Seinen mitten auf dem Damme im mörderischen Handgemenge mit dem verfolgenden Feinde, ein Anblick, der Cortez seiner eigenen Rettung vergessen ließ, um ihn augenblicklich wieder zurück in das verlassene Gewühl zu stürzen. Ihnen abermals mit seinem Schwerte vorankämpfend, öffnet und bahnt er ihnen einen Weg aus jenem Chaos, läßt das schwere Geschütz, welches nicht weiter fortzubringen ist, ins Wasser versenken und entreißt noch hie und da dem nachdringenden Feinde ein schon ergriffenes Schlachtopfer des schrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli, während er so manche Andere, mit erseufzender Sele zu dieser Abwürgung hinweggeführt sehen muß.

Der anbrechende Tag fand endlich die Trümmer des spanischen Heerhaufens am äußern Ufer des Sees, wo sie bei der Stadt Tacuba sich vereinigten, aber nun auch erst im Stande waren, ihre ganze schreckliche Einbuße zu überschauen. Neben so vielen der geachtetsten Anführer fehlten gegen 500 Spanier und mehr als 1000 Tlascalaner, todt oder gefangen, in den stark gelichteten Reihen. Was sich gerettet hatte, war mehrentheils nicht ohne Wunden. Sämtliches Geschütz nebst Schießbedarf, das Gepäck, der größte Theil des Schatzes und die mitgeführten mexikanischen Gefangenen gingen verloren. Die Entronnenen, die sich hier wie durch ein Wunder wieder zusammenfanden, fühlten ihren Muth gebrochen und sahen einer noch schwärzeren Zukunft entgegen. Cortez selbst, sie überzählend und die Mehrzahl seiner Getreuen vermissend, vermochte nicht, sich der Thränen zu erwehren. Wie aber mußte nächstdem der Untergang aller seiner stolzen Hoffnungen — das nur zu gewisse Ergebniß dieser Leidensnacht! — seine starke Sele bestürmen!

Allein in eben dieser fand er auch die Thatkraft, sich großherzig über sein Mißgeschick zu erheben. Allem Andern ging die Sorge vor, das geschwächte und entblößte Heer so schnell als möglich aus seinem gegenwärtigen Bedrängniß zu reißen und Tlascala, den nächsten befreundeten Punkt, wo sich ihm wieder einige Hilfsmittel darboten, zu erreichen. Freilich mußten dazu zuvörderst die großen Seen von Tenochtitlan umzogen und mehre Tagemärsche durch ein feindlich aufgeregtes Land und auf rauhen Gebirgswegen zurückgelegt werden. Die ganze bewaffnete Bevölkerung der Hauptstadt, durch ihre so eben errungenen Siege ermuthigt, mußte ihn entweder auf der Ferse verfolgen, oder ihm voraneilen und die Bergpässe verlegen, und als noch furchtbarerer Feind drohte der Hunger, der nirgend eine Befriedigung hoffen ließ.

Indeß durfte, allen diesen Gefahren zum Trotz, der Aufbruch keinen Augenblick verzögert werden. Die Tlascalaner, des Weges am kundigsten, bildeten, von Ordaz befehligt, die Spitze des Zuges, welchen die Spanier in möglichst weiter Ausdehnung unter Cortez eigner Anführung schlossen und deckten, während die Reuterei samt den wenigen Büchsenschützen die Flanken gegen die unaufhörlichen Angriffe des von allen Seiten sich zeigenden Feindes zu hüten suchten. Dennoch würden die ermattenden Truppen diesen sich stündlich mehrenden Neckereien endlich erlegen seyn, hätte sich ihnen nicht gegen Abend eine zur Vertheidigung wohlgelegene Tempelhöhe und im Bereich derselben (was nicht minder dringend war) ein Vorrath von Lebensmitteln dargestellt, um für die Nacht ebensowol Schutz als Nahrung zu gewinnen.

Unter ähnlichem Mühsal, stets mit der geschwunge-

Waffe in der Hand, allen Naturhindernissen Trotz
d und zu ihrer kümmerlichen Sättigung auf die grü-
Maisstengel des Feldes oder auf unschmackhafte Wur-
ngewiesen, beharrten sie dennoch fünf Tage hindurch
ten Fortrücken, fast allein nur noch gestützt durch
nbeugsamen Muth ihres Führers, der, indem er
Ungemach mit ihnen theilte, ihnen immer ein heitres
t und eine nicht ferne, glücklichere Zukunft zeigte.
itten sie am sechsten Tage die Bergspitze, von wan-
e Straße nach Tlascala durch das Thal von Otumba
dersteigt, und wo endlich ihr Zug gesicherter zu seyn
ß, vor sich im Gesichte, als voran entsandte Reisige
eldung brachten, daß ein unermeßliches feindliches
das ganze Thal erfülle. So war denn die geheime
chtung des Feldherrn, sich in diesem Passe den
gang versperrt zu sehen, nur zu genau in Erfüllung
gen! Cortez staunte; aber er wankte nicht! Hier
s mehr als jemals, Sieg oder Tod! und seine Krie-
eine dichte Colonne zusammen ordnend, deren beide
iten die Reisigen deckten, warf er sich unverzagt von
nhöhe herab in das dickste Gewimmel der erstaunten
r, durchbrach ihre Massen und arbeitete sich unter
tendem Gemetzel den Engpaß entlang, ohne gleich-
offen zu dürfen, daß es der immer steigenden Er-
ung der Seinigen gelingen werde, sich freie Bahn
chen. Schon stand der Kampf auf der mislichsten
, als Cortez in nicht zu weiter Ferne den mexikani-
Oberfeldherrn auf seinem Tragsessel und mit dem
rehrten Heiligthum der Nation, dem goldenen
Panier in den Händen, hervorragend erblickte.
tging ihm nicht, daß an die Eroberung dieses Klei-
das Schicksal des Tages geknüpft seyn werde, und
sammelte er seine Paladine Olid, Sandoval, Al-
o, Avila und wer sonst noch eines tüchtigen Gaules
ig geblieben, dicht um sich her, und mit der verei-
Kraft ihrer eingelegten Lanzen gegen jenes Palla-
ansprengend, warfen sie mit unwiderstehlicher Ge-
lles vor sich nieder, erreichten und stürzten den Ban-
ger von seinem Sessel, und Juan de Salamanka ist
lückliche, der dem Niedergeworfenen das goldene
nde Netz entreißt, um es seinem Feldherrn als Sie-
phäe zu überreichen.

Gleich einem Zauberschlage wirkt das plötzliche Ver-
den ihres geheiligten Paniers auf die gesamte mexi-
e Heeresmacht, alle übrigen Fahnen senken sich,
Widerstand hat ein Ende, ein jäher Schrecken hat
aust gelähmt, und in wilder verwirrter Flucht sucht
bis auf den letzten Mann sich in die Gebirge zu ret-
Die über ihren eigenen Sieg erstaunten Spanier
unbedingte Meister des Schlachtfeldes und einer
nselben zurückgebliebenen, reichen Beute; aber noch
item höher galt ihnen der freigewordene Weg nach
la und die Gewißheit, den alten Glauben an ihre
rwindlichkeit zurückerobert und den Feind für lange
ntmuthigt zu haben. Schon des nächsten Tages
n sie wieder auf befreundetem Boden; aber nur 420
Helden samt nicht mehr als 16 Reutern, hielten
chst ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt ihrer
unveränderlich treuen Bundesgenossen. Diese kaum er-
wartete Gesinnung zeigte sich in der hilfsbereiten Auf-
nahme, womit Cortez hier empfangen wurde, und die
vielleicht eben so sehr als das Werk seines persönlichen,
alle Gemüther bestechenden Verdienstes, als der einge-
wurzelten Feindseligkeit der Tlascalaner gegen das Volk
von Anahuac zu betrachten war. So fanden denn die
ausgehungerten Spanier hier reichliche Mundvorräthe,
die Verwundeten eine sorgsame Pflege und der Feldherr
selbst, den hier nach so unglaublichen geistigen und kör-
perlichen Anstrengungen eine schwere Krankheit befiel, die
unzweideutigsten Beweise einer Theilnahme, die ein Gro-
ßes zu seiner Wiederherstellung beitrug.

Inzwischen arbeitete seine große Sele unablässig an dem Gedanken, nicht, seinen Entwürfen ein bescheidneres Ziel zu setzen, sondern alles, was ihm ein treuloses Glück aus den Händen gerungen, mit Wucher zurück zu gewinnen und nochmals und für immer als Sieger in Tenochtitlan einzuziehen. Allerdings ein heroischer Entschluß! Denn wenn seine ihm noch übrigen Streitkräfte vielleicht nicht viel geringer waren als bei seinem ersten Auftreten auf diesem Boden, wenn Vera Cruz, sein Waffenplatz, sich noch im besten Zustande befand, und er sich von seinen Verbündeten des kräftigsten Beistandes versichert halten durfte, so stand ihm doch nunmehr eine durch hohe Begeisterung über sich selbst emporgehobene Nation und, statt des gehaßten und mit sich selbst zerfallenen Montezuma, ein Regent von ausgezeichneter Thatkraft gegenüber. Zwar war der sanfte Quetlabaca, kaum auf den Thron erhoben, bereits wieder das Opfer einer schnell tödtenden Seuche — der durch einen Neger unter Narvaez mit eingeschleppten Menschenblattern — geworden; allein schon auch hatte eine neue Volkswahl den Neffen und Schwiegersohn Montezuma's, den edlen Guatimotzin (richtiger Quauhtemotzin) zu diesem erhabenen Posten berufen, und alsobald auch ward jede Kraft seines Reiches von ihm in Anspruch genommen, dem fremden Dränger die Wiederkehr in das Herz desselben zu wehren. Zugleich erschienen seine Abgeordneten bei dem hohen Rathe der Tlascalaner, und nur an der Festigkeit dieser Versamlung scheiterten, zu Cortez nicht geringer Zufriedenheit, die lockenden Anerbietungen zu Schutz und Trutz, denen eine umsichtigere Politik, zum Untergange eines eben so gefährlichen Freundes als Feindes, vielleicht ein minder taubes Ohr geliehen haben würde.

Allein nicht minder thätig erwies sich seinerseits der spanische Feldherr, seine Verluste zu ersetzen und sich mittelst Absendung einiger Schiffe von Narvaez Geschwader, durch neue Werbungen auf Hispaniola und Jamaika, so wie durch Herbeischaffung von frischen Pferden und anderweitigem Kriegsbedarf mit dem Fehlenden zu versehen. Seine unmittelbare Gemeinschaft mit Vera Cruz, welche durch den feindseligen Sinn der dazwischen gelegenen Tepeaken (Tepeyacac) bedroht schien, sicherte er durch Bezwingung dieses unruhigen Volksstammes und die Gründung des befestigten Zwischenpostens Segura de la Frontera. Daneben war er eifrig bemüht, seinen Truppen durch eine Reihe, wenn gleich kleiner, doch glückhafter

kriegerischer Streifereien das stolze Selbstvertrauen zurückzugeben, das in mancher rauhen Brust unter dem Gewicht so rascher Glückswechsel sich sichtbar abzustumpfen begann. Besonders zeigten sich die letzten, von Narvaez übergetretenen Verstärkungen dergestalt getäuscht in allen ihren Erwartungen und niedergebeugt durch die erlittenen Drangsale, daß sie eine förmliche Vorstellung gegen einen zweiten Zug nach Mexiko einreichten und unverzüglich nach Cuba zurückgeführt zu werden verlangten. Kaum konten sie durch die Verheißung besserer Zeiten von Cortez dahin vermocht werden, nur noch für einige Zeit unter seinen Fahnen auszudauern. Was indeß seinen Bitten und Vorstellungen fehlschlug, sollte ihm in diesem nämlichen Augenblick des Bedrängnisses durch eine nochmalige, ungehoffte Gunst des Glücks ersetzt werden.

Die unglückliche Wendung, welche die Expedition unter Narvaez genommen hatte, war noch zu neu, als daß Velasquez auf Cuba bereits von derselben hätte unterrichtet seyn können. Vielmehr beeilte sich dieser, seinem entsandten Kriegsobristen, an dessen gutem Fortgang er nicht zweifelte, neue Unterstützungen zukommen zu lassen, welche Pedro Barba auf zwei Fahrzeugen herüberführte. Diese, mit List in den Hafen von Vera Cruz gelockt und Zeugen von der wahren Gestalt der Dinge, bedachten sich nicht lange, zu Cortez überzugehen, während ein drittes Schiff, durch den Speculationsgeist einiger spanischen Kaufleute mit mancherlei willkommenen Vorräthen befrachtet, hier einen reich belohnenden Markt, die Besatzung aber ein gern gereichtes Handgeld zum Kriegsdienste fand. Endlich erschien sogar noch eine völlig fremde Ausrüstung, welche der Statthalter von Jamaika unter den Hauptleuten Camargo, Ramirez und Michael Diaz auf Entdeckungen ausgeschickt hatte, aber an den nördlicher gelegenen Küsten des großen Golfs von Mexiko so übel empfangen worden war, daß ihr, von Noth und Hunger fast aufgerieben, kaum ein anderes Heil übrig blieb, als sich zu Cortez glücklicherer Fahne zu schlagen und ihm solchergestalt 150 wehrhafte Männer samt 17 Pferden zuzuführen.

Jetzt bedachte er sich denn auch nicht länger, die unzufriedenen Soldaten des Narvaez zu entlassen, indem ihm gleichwol noch 550 Mann Fußvolk und 80 Reuter, sämtlich Kerntruppen, nebst 9 leichten, von den Schiffen entnommenen Feuerschlünden, zu Gebote blieben. Öffentlich und bestimt erklärte er seinen Vorsatz, zur Belagerung von Tenochtitlan aufzubrechen und foderte alle seine Verbündeten, zumal Tlascala, auf, ihn dabei mit ihren willig und zahlreich gestellten Hilfstruppen zu unterstützen. Sollte jedoch jenes Unternehmen mit einem des Erfolgs gewissen Nachdruck betrieben werden, so war es eine unerläßliche Maßregel, sich durch abermalige Aufstellung einer kleinen Flotte zum Meister von den Seen und eben dadurch von jenen verhängnißvollen Dämmen der Hauptstadt zu machen. Zwölf Brigantinen sollten dies bewirken; wenn aber gleich das Holz zu denselben erst in den Waldgebirgen von Tlascala gefällt, das Eisenwerk, die Masten und Betakelung von Vera Cruz entnommen und alle diese Lasten allein durch Menschenhände einen eben so weiten als beschwerlichen Weg bis an den Rand der Binnenseen geschleppt werden mußten, so erschrack doch der gewaltige Geist des Spaniers vor einem so kühnen Gedanken nicht, und er war auch so glücklich, in Martin Lopez den rechten Mann zur Ausführung desselben zu finden.

Nicht minder gab ihm der täglich fühlbarer werdende Mangel an Schießpulver zu schaffen; denn wenn man auch Gelegenheit gefunden, sich einen Vorrath von Salpeter zu verschaffen, so fehlte es doch an dem zur Fabrikation jenes Bedarfs erfoderlichen Schwefel, bis man sich der unerschöpflichen Lagerstätte desselben in dem Schlunde jenes nahen Vulkans entsann, den Ordaz unlängst mit so viel Muth erstiegen hatte. Sogleich erbot sich Montana, der Geschützaufseher, diesen glücklichen Fund nochmals aufzusuchen und zu benutzen, und auch dieser Brave hielt treulich Wort, indem er sich nach erstiegenem Gipfel tief in den Crater hinabließ, um sich des gewünschten Minerals in ausreichender Menge zu bemächtigen.

Was indeß Cortez Geist mehr denn alles mit Ungewißheit und Sorge erfüllte, war das Schicksal seiner Sendung an Kaiser Karl V. und der von demselben gehofften Sanction seiner, in deren Ermangelung zur Werthlosigkeit, wenn nicht gar zum Verbrechen gestempelten Anstrengungen. Mehr als Jahresfrist war verronnen, ohne daß seine Agenten wieder von sich hatten hören lassen. Jetzt schien es ihm von höchster Wichtigkeit, die eifrige Betreibung dieses Anliegens in Gemeinschaft mit jenen erstern Abgeordneten, in die treuen Hände von Diego de Ordaz und Alfonso de Mendoza, mittelst einer abermaligen Sendung nach Spanien, zu legen. Seine umständlichen Berichte an den Monarchen von seinen bisherigen Verrichtungen, bekräftigt durch die gleichlautenden Erklärungen der Autoritäten von Vera Cruz und Segura, erhielten zugleich ihren noch sprechenderen Nachdruck durch die für königliche Rechnung zurückgelegten und auf dem unglücklichen Rückzuge nicht ganz verloren gegangenen Goldmassen und Kostbarkeiten.

Sechs Monate hatte Cortez bedurft, um seine Rüstungen zu dem neuen Zuge zu vollenden, der nunmehr mit frisch wieder aufblühenden Hoffnungen angetreten wurde. Tlascala hatte dazu ein Hilfsheer gestellt, das man (vielleicht mit Übertreibung) auf 60,000 Köpfe schätzte, und von welchen der Feldherr nur 10,000 unter Xicotencatl's Anführung in seine Reihen aufnahm, während die übrigen zum Bau und Transport der Flottille verwandt wurden. Der Widerstand an Verhacken und Fallgruben, oder selbst an gewaffneter Abwehr, welchen die Spanier auf ihrem Marsche fanden, war nicht von Bedeutung und wurde leicht hinweggeräumt. So ward denn die Stadt Tezcuco am östlichen Rande des gleichnamigen Sees und im Angesicht von Tenochtitlan gelegen, ohne Gefährde erreicht und von Cortez zum Waffenplatz und Schiffswerft für die vorhabende Belagerung ersehen. Nicht so leicht glückte die Besetzung von Iztapalapan, dessen noch nähere und feste Lage auf einer Insel des Sees wesentliche Vortheile versprach, obwol der Ort einer plötzlichen Überschwemmung wegen wieder verlassen werden mußte.

Die entschlossene Gegenwehr, welche die Spanier bei diesem Angriff gefunden hatten, konte sie belehren, daß Guatimotzin auf die hartnäckigste Vertheidigung seiner Hauptstadt gefaßt sey, in welche er alle waffenfähige Mannschaft aus der Umgegend zusammengezogen hatte, während die Brücken abgetragen, die Dämme mit Schanzen versehen und die Gewässer der Seen durch unzählige kleine Fahrzeuge gedeckt waren. Cortez sah sich dadurch genöthigt, in seinen Operationen ganz methodisch zu Werke zu gehen und zuvörderst eben sowol durch Unterwerfung der Plätze rings um die Seen her, als durch freundschaftliche Verbindungen mit einigen nahe gelegenen, unabhängigen Staten seinen Gegner in immer engere Grenzen zurückzudrängen, nachdem der Versuch, denselben durch eine halb drohende, halb schmeichelnde Botschaft zum Frieden einzuschüchtern, seines Zweckes verfehlt hatte.

Inzwischen waren auch die von Lopez geleiteten Arbeiten an dem Material der Flottille soweit vorgerückt, daß auf dessen Herbeiführung von Tlascala Bedacht genommen werden konte. Sandoval ging diesem großen Transport, der einen meilenlangen Zug von 8000 Lastträgern bildete, auf die Hälfte des Weges zur Bedekkung entgegen und hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß er denselben, obwol unaufhörlich von feindlichen Streifparteien umschwärmt und geneckt, wohlbehalten nach Tezcuco geleitete. Nicht minder schnell und glücklich ging hier nunmehr die Zusammenfügung von 13 Brigantinen von statten, welche, mittelst eines eigends dazu gegrabenen Canals vom Stapel gelassen wurden und in ihrer völligen Ausrüstung eine so drohende Stellung gewährten, daß darüber ein während dieser Arbeiten unternommener, aber fehlgeschlagener Versuch auf die Stadt Tacuba, dem ein hitziges, aber unentschiedenes Treffen an dem Damme gleiches Namens folgte, um so eher verschmerzt werden konte.

Eine neue und noch stärkere Ermuthigung mochte Cortez aus der Erscheinung von vier Segeln im Hafen von Vera Cruz schöpfen, welche ihm unmittelbar von Seiten der königl. Regirung zu Hispaniola eine Verstärkung von 200 Mann, 80 Pferden und mannigfachem Kriegsbedarf, unter der Anführung namhafter und kriegserfahrner Männer, zuführten. Nicht überflüssig war ihm dieser Zuwachs von Streitkräften, da die Ausfälle und Streifzüge der Belagerten ihm noch immer alle Hände voll zu ihrer Abwehr zu schaffen gaben. Er selbst gerieth bei einem dieser Gefechte, wo er sich plötzlich im Handgemenge von den Seinigen abgeschnitten, sein Pferd zusammenstürzen und sich hilflos unter der Last desselben begraben sah, in die dringendste Gefahr, von den Mexikanern lebendig ergriffen zu werden; ward aber ritterlich durch den Muth seiner sich zu ihm durchschlagenden Gefährten gerettet.

Allein nicht alle Theilnehmer an Cortez Gefahren besaßen zugleich auch den Muth oder den freudigen Willen, in denselben standhaft mit ihm auszudauern; und da sich ihrer Kurzsichtigkeit das letzte Ziel einer Unternehmung, die sie von eben soviel unerwartetem Mühsal, als raschem Glückswechsel begleitet sahen, je mehr und mehr verschloß, so schlich sich in gar manche Herzen eine Verdrossenheit und ein Unmuth, welche in Allem, was der Feldherr unternahm, und zumal in der begonnenen Belagerung der mexikanischen Hauptstadt, nur das Werk eines tolldreisten Starrsinns zu erkennen glaubte und es ihnen verleidete, sich ihm ferner zu willenlosen Werkzeugen herzuleihen. Als ein Mittelpunkt dieser stillen Unzufriedenen, die sich besonders unter den Resten von Narvaez Expedition noch immer finden ließen, warf sich Antonio de Villafagna auf, zwar nur ein Soldat von untergeordnetem Range, aber begabt mit dem kecken Geist der Intrigue und insgeheim dem Adelantado mit ganzer Sele ergeben. Angefacht und genährt von ihm, bildete sich schnell ein geheimer Bund im Heere, dessen Plan anfänglich darauf hinausging, das Heer zu verlassen und sich nach Cuba einzuschiffen. Als sich ihnen jedoch bei näherer Erwägung die Unthunlichkeit dieses Anschlags ergab, faßten sie auf der Stelle den noch kühnern, sich zuvor des Feldherrn und seiner getreuesten Anhänger durch Meuchelmord zu entledigen und einen andern Führer zu erwählen, dem Villafagna zunächst zur Seite stehen sollte. Ort, Zeit und Gelegenheit zur blutigen That waren bereits ersehen und die einzelnen Rollen unter die Verschwornen ausgetheilt, nachdem sie sämtlich eine Urkunde unterzeichnet und in die Hände ihres Hauptes niedergelegt hatten.

Bis zum Abend vor dem zur Ausführung bestimmten Tage blieb das Geheimniß, trotz der Menge der Theilnehmer, in tiefe Nacht verschleiert. Da aber trieb einen der Mitwissenden, der zu Cortez Veteranen gehörte, der stärkere Geist der Reue zu seinem Feldherrn, ihm die obschwebende Gefahr zu offenbaren. Dieser, wie sehr auch immer überrascht, verlor gleichwol die Besinnung nicht, sondern augenblicklich eilte er, von einigen zuverlässigen Freunden gefolgt, in Villafagna's Zelt, wo die Bestürzung des Verräthers ihm, neben dem Eingeständniß seines Verbrechens, auch die Bundesacte entriß, in welcher Cortez, mit Unwillen und Kummer, Namen las, die er hier nimmer gesucht hätte. Auf seinen Befehl büßte der Meuterer sogleich und über der Thüre seines Quartiers mit dem Strange; allein weit davon entfernt, in eine tiefere Untersuchung der Verschwörung einzugehen, welche der Schuldigen nur zu viele bloßgestellt haben würde, unterdrückte er sogar jene Namenliste mit kluger Sorgfalt und gab vor, daß Villafagna noch Zeit gefunden, ein Papier zu zerstückeln und zu verschlucken, wodurch es unmöglich geworden, den Faden der Verschwörung weiter zu verfolgen. Wenn aber auch diese Erklärung diejenigen, welche sich strafbar fühlten, für den Augenblick beruhigte, so fehlte doch viel, daß seine kluge Großmuth die Umtriebe des Misvergnügens und der Abkehr im Heere völlig verbant und ihm nicht noch manche stille Sorge bereitet hätte.

Ein ähnlicher Geist der Meuterei brach sogar, wenige Tage später, unter den tlascalanischen Bundestruppen hervor und hatte keinen Geringeren, als ihren Anführer Xicotencatl selbst, zum Urheber. Dieser eben

so kühnherzige, als helle Kopf, der die Politik und die letzten Zwecke der Spanier vielleicht richtiger, als irgend einer seiner Landsleute durchschaute, hatte schon länger an der Spitze einer kleinen Partei des Senats gestanden, welche Cortez heimlich anfeindete und die mit ihm eingegangene Verbindung misbilligte. Mochte nun auch wol noch hinzukommen, daß die Tlascalaner nach dem gewöhnlichen Loose untergeordneter Verbündeter, in den Belagerungsarbeiten zur Ungebühr angestrengt wurden; so zeigte sich doch Xicotencatl immer unverholener als misvergnügten Tadler dieser Unternehmung und sann endlich im Ernst darauf, seine Untergebenen, so viele derselben ihm folgen wollten, heimzuführen. Cortez, dem dies kein Geheimniß blieb, beschwerte sich bei dem Senat über das Misverhalten seines Truppenführers, und da jener die Bestrafung desselben ganz in seine Gewalt stellte, stand Cortez nicht an, die Verhaftung des Tlascalaners in eben dem Augenblick zu gebieten, da dieser seinen Aufbruch ins Werk zu richten gedachte. Sein Verderben vor Augen erblickend, wollte er der spanischen Wache nicht gutwillig folgen und, ward nach tapferem Widerstande und mit Wunden bedeckt von derselben niedergehauen. Sein Tod erstickte jede fernere Bewegung unter seinen Landsleuten.

Noch hatte der unmittelbare Angriff auf Guatimotzins Hauptstadt nur die Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen erwartet, als diese endlich, trotz allen feindlichen Versuchen zu ihrer frühzeitigen Zerstörung (28. April 1521), unter feierlichem Gepränge vom Stapel liefen, dann vollends zugerüstet, jede mit einem Artilleriestück versehen und mit 25 Spaniern und einer Anzahl Ruderer bemannt wurden. Auch das spanische Belagerungsheer war durch allerlei Verstärkungen wiederum auf 900 Mann zu Fuß und 86 Reuter angewachsen, und außer 13 leichten Falkonets hatte man es möglich gemacht, auch 3 Geschütze von schwerem Kaliber herbeizuschaffen. Mit dieser Macht, wobei freilich auf die Unterstützung von bedeutenden indianischen Hilfsvölkern (sollten sie auch nicht die angegebene Zahl von 100,000 Mann erreicht haben) gerechnet werden mußte, entschloß sich Cortez, die Operationen zugleich von drei verschiedenen Seiten zu beginnen. Peder Alvarado ward ersehen, den Angriff ostwärts her, von Tezcuco aus, zu leiten; Sandoval befehligte an der Westseite der Seen, zu Tacuba; und südlich derselben, aus dem Punkte von Cuyoacan her, sollte Christoval de Olid den Platz bedrohen; wogegen Cortez selbst sich den gewichtigsten Theil der Bestürmung, der den Brigantinen vorbehalten war, erwählte.

Während die Landtruppen damit begannen, sich an den benanten Punkten festzusetzen und die Wasserleitung von Chapoltepec zu zerstören, wodurch der Stadt ein trinkbares Wasser zugeführt wurde, (denn die Seen selbst, zum Theil stark mit Salz geschwängert, lieferten dergleichen nicht) richtete Guatimotzin sein vornehmstes Augenmerk auf die Abwehr der Flotte, deren gefahrdrohende Stellung er wohl erkante. Allein seine Tausende von zusammengebrachten Canots vermochten nichts in ihrem Angriff auf die zwar roh gezimmerten, aber dennoch an Größe und geschickter Leitung weit überlegenen Brigantinen, welche Alles vor sich her durchbrachen, in den Grund segelten, oder durch ihr Geschütz zertrümmerten. Cortez, solchergestalt Meister der Seen, sah sich jetzt weiter nicht gehindert, den Anmarsch seiner Kolonnen längs der Dämme kräftig zu unterstützen; so daß die Verhacke derselben durchbrochen, die Durchstiche mit Faschinen ausgefüllt und leichte Laufbrücken hinüber geworfen werden konten. Es gelang, die Stadt zu erreichen, und sogar jezuweilen und auf kurze Strecken in dieselbe hineinzudringen.

Wären diese heldenmüthigen Anstrengungen, anstatt nach drei Seiten hin zersplittert zu werden, auf einem einzigen Punkt vereinigt gewesen, so möchte ihnen schwerlich etwas widerstanden haben. Jedoch zu schwach, sich auf dem gewonnenen Boden zu behaupten, sahen sich die Spanier jedesmal genöthigt, in ihre früheren Stellungen zurückzukehren; wogegen die Belagerten die Nacht dazu benutzten, jene Bollwerke wieder herzustellen und die feindlichen Schanzen zu zerstören. Dieses fruchtlose Hin- und Herwogen der Kräfte erneuerte sich fast einen Monat hindurch im täglichen Wechsel. Wenn auch in den zahllosen Gefechten der Ausschlag sich gewöhnlich auf die Seite der Spanier lenkte, so war er doch stets mit Verlust verbunden, ohne daß man der Entscheidung näher gerückt wäre, nicht zu gedenken der gehäuften Mühseligkeiten eines solchen ununterbrochenen Kampfes, welche bald durch den Eintrit der Regenzeit noch höher gesteigert werden sollten.

Aber auch gegen ihre Flottille ermattete Guatimotzins Widerstand ebenso wenig, als seine Erfindungen, sie entweder zu vernichten, oder doch in ihrem Angriff zu hemmen. Bald verband er eine Anzahl größerer Barken zu einer schwimmenden Brücke, welche mit einer Brustwehr versehen, den Durchbruch der heransegelnden Brigantinen verhindern sollte; bald ließ er einige engere Durchfahrten heimlich mit zugespitzten Grundpfählen, die kaum den Wasserspiegel erreichten, ausfüllen, und lockte durch verstellte Flucht die feindlichen Schiffe in diese zubereiteten Fallen, deren zwei sich, hart beschädigt, nur mit Mühe, und nicht ohne den Verlust ihrer Anführer Pedro Barba und Juan Portilla wieder in Freiheit setzten. Beides hatte den Erfolg, daß Cortez jene schwimmende Brücken zum Gegenstande eines besondern Angriffs machen, seine Brigantinen aber durch ihnen zugetheilte leichte Canots unterstützen lassen mußte, um ihnen in seichterem Fahrwasser aus dem Gedränge zu helfen.

Je weiter indeß dies Alles die Belagerung in eine immer mislicher werdende Länge zog und seine Streitkräfte nutzlos erschöpfte, um so unumgänglicher auch that sich ihm die Nothwendigkeit eines Hauptsturmes dar, um endlich eine Entscheidung zu erzwingen; da zugleich auch ein letzter Versuch zur friedlichen Ausgleichung an Guatimotzins festem Felsenmuth gescheitert war, so feierlich seinerseits der spanische Feldherr auch erklärt hatte, daß er von dannen nicht weichen werde, bevor er nicht als Sieger in die Stadt eingezogen. Seiner Anordnung zufolge sollten alle drei Abtheilungen, im erneuerten, gleich-

zeitigen Angriff ihr Bestes thun, um jede Gegenwehr vor sich niederzuwerfen und in den Platz selbst vorzudringen, wo ihnen der große Marktplatz zum Punkt ihres Zusammentreffens bestimt wurde. Cortez selbst schloß sich an Olids Truppen an; und während an diesem Tage (3. Juli) alle in die Wette Wunder der Tapferkeit verrichteten, gelang es ihm und den Seinen, von Cuyoacan her, selbst den letzten Abschnit des Dammes, ungeachtet die Belagerten denselben bis zu einer Breite von 60 Fuß erweitert und jenseit mit einer starken hölzernen Brustwehr verrammelt hatten, zu überschreiten, indem er seine Canots und Brigantinen zur wirksamen Unterstützung herbei rief.

Jetzt stand ihm der Zugang in das Innere von Tenochtitlan offen, und Cortez ordnete seine Scharen, diesen errungenen Vortheil kräftigst zu verfolgen. Hinter sich, an dem Graben, ließ er Julian von Alderete mit einer Abtheilung zurück, um diesen Rückzugspunkt für jeden möglichen Fall zu hüten, zugleich aber auch die Tiefe desselben soviel in der Eile geschehen könte, auszufüllen. Sofort begann der weitere Angriff; in den Straßen und selbst von den Dächern herab, erhob sich ein wüthendes Gefecht, dessen Getöse aus immer fortschreitender Ferne das treu bleibende Glück der kühnen Bestürmer bezeichnete und so auch Alderete's Ohr erreichte. Dieser, voll brennender Kampfeslust, achtete es einem Spanier zur Schande, da, wo seine Gefährten Lorbeern ernteten, nicht gleichfalls mit dem Schwerte dreinzuschlagen; und ohne weiter des soviel wichtigeren, ihm anvertrauten Postens zu gedenken, stürzte er sich gleichfalls vorwärts in das wilde Getümmel.

Aber nicht sobald erfuhr Guatimozin die unbedachtsame Verlassung dieses wichtigen Punktes, als er denselben auch, auf Umwegen, durch seine Rückhaltsscharen stark besetzen ließ, während Cortez durch absichtliches Zurückweichen seiner Gegner vor ihm, immer tiefer in die Stadt hineinverlockt wurde. Plötzlich aber erbrausen von dem Haupttempel herab die dumpfen Klänge der heiligen Kriegstrommel des Mexitli und wecken die fanatische Wuth ihrer gläubigen Hörer. Von allen Seiten und mit gräßlichem Geschrei sieht Cortez sich angefallen. Seine entschlossene Abwehr wird noch mörderischer durch die Wirkung seiner Feuerwaffen gegen die sich mit jedem Augenblick verdichtenden feindlichen Massen, die ihn endlich dennoch bedrängen und zwingen, sich zum wohlgeordneten Rückzuge zu entschließen. Bis zum Damme hin verliert niemand der Seinigen den Muth und die Zuversicht; als aber auch hier Alderete's Unbesonnenheit sich offenbart und jeder Rückweg vom Feinde gesperrt erscheint, da erzeugt das Andenken an jene Nacht der Trübsal und das vor Augen schwebende Bild eines ähnlichen Looses eine momentane Lähmung jeglicher Kraft. Besinnung, feste Ordnung und Gegenwehr haben ein Ende; kein Befehl, kein Zuruf des Anführers wird mehr vernommen oder geachtet; alle Waffengattungen vermischen sich in bunter Verwirrung und drängen unaufhörlich der Öffnung des Dammes zu. Blindlings stürzen sie sich in die Tiefe, um sich schwimmend nach jenseits zu retten. Allein was nicht im Schlamme erstickt, wird von den Mexikanern gemetzelt, oder lebendig gepackt und fortgeschleppt. Selbst die Brigantinen gewähren nur wenigen eine Zuflucht, da der seichte Grund ihnen die unmittelbare Annäherung verbietet.

Lange hatte Cortez schier Übermenschliches versucht, die Flüchtlinge aufzuhalten und den Kampf zu erneuern. Kaum gelang es ihm, einige einzelne Unglückliche aus dem Gedränge zu reißen. Allein jetzt sinkt auch sein Roß; sechs mexikanische Häuptlinge stürzen über ihn her; schon sieht er sich ergriffen und auf dem Punkte, davon geführt zu werden, als Don Francisco Guzman, ebenso edel von Sinn, als von Geburt, sich für den Feldherrn opfert, indem er, sein Pferd verlassend, sich vor Cortez zur Brustwehr macht und diesem Luft genug verschafft, sich in den erledigten Sattel zu schwingen. Er selbst fällt unrettbar in Feindeshand; wogegen jener, obgleich mehrfach verwundet, das kaum noch gehoffte Glück genießt, sich auf eine Brigantine zu retten. Gleich ihm, waren fast alle Spanier an diesem schrecklichen Tage mit Wunden bedeckt, und 60 derselben, samt mehr als 1000 Tlascalanern, deckten das verlassene Schlachtfeld. An dem gräßlichen Todesloose des hochherzigen Guzman, so wie der übrigen Gefangenen ließ sich leider nicht zweifeln. Alderete, wie strafbar er auch erschien und reuig sich auch selbst der Todesstrafe für verfallen bekante, litt vielleicht noch schmerzlicher an dem ihm öffentlich ertheilten Verweise seines Feldherrn, der hier die Strenge der Kriegsartikel mit Vorbedacht nicht walten ließ, um das entmuthigte Heer nicht tiefer niederzuschlagen.

Ohnehin ward die Trauer desselben nur zu lebhaft genährt durch den wilden und geräuschvollen Jubel aus allen Quartieren der Stadt, der in der nächsten Nacht das barbarische Siegsfest der Mexikaner bezeichnete. Die Tempelhöhe des Kriegsgottes strahlte im hellsten Glanze; und mehre Spanier, die sich der Stadt in leichten Canots zu nähern wagten, vermeinten, neben den dunkeln Umrissen der geschäftigen Opferpriester auch die weißen Gestalten ihrer zur Abschlachtung herbeigeführten, unglücklichen Gefährten erkant zu haben. Kein Auge blieb trocken bei diesem Bericht; und wenn irgend jemals, bedurfte Cortez der vollen Kraft seiner großen Sele, um zugleich mit seinem eigenen Muthe auch die tiefe Gebeugtheit seiner Gefährten zu stützen. War nicht Alles, so war doch weit mehr, als seine heitere Miene ahnden lassen durfte, verloren. Nicht mehr an Angriff, sondern nur auf Selbsterhaltung, auf Pflege der Verwundeten, auf Herstellung der erlittenen Einbußen mußte Bedacht genommen werden; und mehr als zu hoffen stand, war schon gewonnen, wenn sich nur die engere Einschließung des Platzes fortführen ließ, um ihn vielleicht noch durch den schon einreißenden Hunger zu bezwingen.

Allein hätten sich ihrerseits die Mexikaner nicht auch bereits am nächsten Morgen zu einem kühnen, wiewol erfolglosen Ausfall gegen die spanischen Quartiere ermuthigt gefühlt; so beunruhigten sie doch Cortez Gemüth in einem ungleich höheren Grade, indem sie die blutigen

Häupter der Geopferten in alle umliegende Landschaften versandten und die dadurch bewirkte Versöhnung des bisher erzürnten Kriegsgottes verkündigen ließen, welcher nunmehr die Vertilgung dieser gottverhaßten Fremdlinge binnen einer Frist von acht Tagen verheißen habe. Dieses von den Priestern geflissentlich verbreitete Orakel fand selbst auch unter den Truppen der Verbündeten Zugang und willigen Glauben; demzufolge schon in den nächsten Tagen ihre Läger wie verödet standen. Ja, die bisher nie wankenden Tlascalaner erlagen dem gleichen Wahn so sehr, daß nur eine geringe Zahl muthigerer Selen es wagte, bei Cortez auszuharren. Was diesen aus einer so drohenden Lage allein nur retten konte und durch seine Besonnenheit auch wirklich rettete, war der Versuch, das Orakel zu Schanden zu machen, indem er bis nach Verlauf jener acht Tage, geflissentlich jede kriegerische Bewegung einstellte und so dem großen Huitzilopochtli die Gelegenheit raubte, sein Vernichtungsurtel zu vollstrecken. Jetzt erkanten und bereueten die lauersamen Verbündeten ihre Leichtgläubigkeit und kehrten willig auf ihren Posten zurück. Andere hinwiederum, welche bisher dem Bündnisse noch nicht beigetreten gewesen, schlugen sich nun erst auf die Seite der Spanier, da sie in jener unerfüllten Drohung vielmehr eine vorsätzliche Täuschung des Gottes ahneten, welche den von ihm beschlossenen Untergang des Reiches Anahuac unvermeidlich machen solle.

Kaum waren indeß die Wunden, welche jener Tag des Schreckens gekostet hatte, einigermaßen verharscht, so schrit auch der Feldherr mit wieder gewonnener Zuversicht zur Ausführung seines neuen Angriffsplanes, zu dessen Verbesserung die seither gemachten widrigen Erfahrungen sorgfältig benutzt wurden. Im Wesentlichen zwar blieb er derselbe; allein man ging nunmehr langsamer und methodischer zu Werke, indem jeder vorwärts erkämpfte Schritt auch entschlossen behauptet werden sollte, wobei insonderheit die Bundestruppen dazu benutzt wurden, dicht hinter den spanischen Vorkämpfern die Dammbrüche auszufüllen, während die Brigantinen, welche immer noch die Seen beherrschten, die Flanken der Streiter wie der Arbeiter deckten. Auf diese Weise hatte man Hoffnung, allmälig aber festen Schrittes von allen drei Seiten zugleich in die Stadt einzudringen. Dies geschah auch wirklich, Fuß vor Fuß und Straße vor Straße, wobei freilich alle Häuser zu beiden Seiten niedergebrant oder absichtlich zertrümmert werden mußten, um sich auf ihrem Schutte zu verschanzen. Viele Tausende der Verbündeten wurden zu diesem wilden Zerstörungswerke entboten, und sie gehorchten mit Freuden, weil ihr alter Haß in dem gehofften Untergange der Stadt seine Befriedigung für unzählige, von dorther erlittene Unbilden fand. Vorzüglich aber traf jenes Loos die hochragenden Tempelpyramiden, welche vermöge ihrer Bauart, eben so viele feste Schlösser bildeten und daher, hätten sie auch nicht den Fanatismus der Belagerer aufgeregt, doch schon zur eigenen Sicherheit derselben der Erde gleich gemacht werden mußten.

Vermittelst dieser ebenso außerordentlichen als beharrlichen Anstrengungen und überall durch blutige Spuren bezeichnet, gelang es (27. Jul.) der von Alvarado befehligten Abtheilung zuerst, den großen Markt, als den verabredeten Sammelplatz, zu gewinnen und sich zugleich eines daranstoßenden Tempels zu bemächtigen. Ein gegebenes Feuerzeichen von dem Gipfel desselben belehrte die anderwärts noch im harten Kampfe begriffenen Truppen von diesem glücklichen Erfolg und ward für sie zur Auffoderung, nicht länger dahinten zu bleiben. Bald auch arbeitete sich Olid mit den Seinen, in deren Mitte sich wiederum Cortez selbst befand, dahin durch; bis endlich auch Sandoval eintraf und keine noch so tapfere Gegenwehr der Belagerten dem spanischen Schwerte mehr gewachsen blieb. Was noch fliehen konte, eilte sich zur Behauptung der kaiserl. Burg, die nun unmittelbar bedroht schien, zu vereinigen.

Zwar lagen nunmehr drei Viertel der Stadt in Asche und Trümmern und waren in der Gewalt der Sieger; allein da Guatimotzin mit dem Kern seiner Truppen in jenem letzten Asyl noch einen verzweiflungsvollen Widerstand erwarten ließ, so wollte auch Cortez von seinem bisher beobachteten Verfahren nicht abgehen, sondern suchte sich zuvörderst auf dem großen Platze von allen Seiten zu verschanzen. Um aber auch zugleich seine Gegner durch immer neue Formen des Angriffs zu schrecken, nahm er seine Zuflucht selbst zu den Zerstörungswerkzeugen einer fernen Vorzeit, indem er auf einer ummauerten Anhöhe, welche einem mexikanischen Theater zur Grundlage gedient, einen großen Katapult von den stärksten Balken gezimmert dem Palast gegenüber errichten ließ. Wenn aber gleich die kolossale Maschine aus Ungeschick des Werkmeisters nicht zu ihrer verderblichen Wirksamkeit gelangte, so reichte dennoch ihr bloßer, Unheil verkündender Anblick hin, bei den Bedroheten ein geheimes Entsetzen zu erwecken und sie für den endlichen Ausgang dieses Riesenkampfes immer besorgter zu machen.

Eben darum fanden vielleicht die abermaligen Friedensanträge, womit Cortez einen gefangenen Häuptling an seinen Gebieter entließ, wenn auch kein augenblickliches Gehör, doch Beachtung genug, um vorläufig zu einem Stillstande der Feindseligkeiten zu führen. Die hierauf angestellten Berathungen im Palaste schienen auch wirklich einen ernsthaften Charakter anzunehmen, da sie nicht nur die Absendung kaiserl. Abgeordneten zur Folge hatten, um vorläufig die von Cortez zu bewilligenden Bedingungen zu vernehmen, sondern demnächst auch Guatimotzins persönliche Erscheinung verhießen, um durch mündliche Zusage das Siegel auf den Vertrag zu drücken. Jedoch eben diese plötzliche Bereitwilligkeit konte nicht umhin, bei dem Feldherrn einigen Verdacht gegen die Aufrichtigkeit derselben zu erzeugen und in gleichem Maße auch seine Vorsicht zu schärfen.

Und nicht ohne Grund war dieser Argwohn! Denn weit entfernt, daß je ein Gedanke an Unterwerfung in die Sele des großherzigen Regenten gekommen wäre, stand vielmehr sein Entschluß fest, die Hauptstadt, welche nicht länger gegen den Feind zu halten war, heimlich zu verlassen und Streitkräfte in den entfernteren Provinzen des Reichs aufzubieten. Alles lag ihm daran, hiezu Zeit zu gewinnen und den Plan seiner Flucht zu verbergen. Während

ch die Spanier mit jenen friedlichen Anerbietungen
alten wurden, zog man in der Stadt Alles, was
on Canots vorhanden war, in größter Stille zu-
n, um das Wagestück an dem nämlichen Morgen,
ne persönliche Zusammenkunft der beiden Kriegs-
r statt finden sollte, zur Ausführung zu bringen.
ortez, jedes mögliche Ereigniß im Geiste musternd,
auch einen Anschlag dieser Art nicht aus der Acht
n und, im geprüften Vertrauen auf Sandovals
samkeit, diesem den Oberbefehl der Flottille über-
, mit der Weisung, jede Bewegung des Feindes
n Seen streng zu hüten. Konte nun gleich an
Morgen (13. August) eine unter den mexikani-
Fahrzeugen sofort bemerkte Unruhe auf die bevor-
de Feierlichkeit gedeutet werden; so setzte doch San-
seine Brigantinen nur um so mehr in Bereitschaft
ar also auch darauf versehen, als plötzlich die Ca-
n einem stürmischen und mit unerhörter Erbitterung
etzten Angriff gegen ihn hervorbrachen. Noch mit
Abwehr beschäftigt, entging es gleichwol seinem ru-
Scharfblick nicht, daß einige größere Fahrzeuge sich
r feindlichen Masse absonderten und, mit aller an-
gten Kraft der Ruder, quer über das Gewässer
g dem Lande zueilten. Sogleich erhält Garcias
in, der schnellste Segler der Flottille, das Signal
erfolgung, holt die Flüchtlinge auf einem Wasser-
unweit der Brücke von Clerigo (oder Amaxac) ein,
im Begriff das vor allen ausgezeichnete, vorderste
in den Grund zu bohren, als augenblicklich die Ru-
sselben sinken und ein thränenvolles Geschrei sich er-
das um Schonung für die geheiligte Person des
s fleht.
Unerschrocken und mit Würde trat Guatimozin sei-
Verfolger entgegen, sich ihm zum Gefangenen zu er-
, aber auch, um eine geziemende Behandlung für
mit ihm an dem nämlichen Borde befindliche Fa-
zu fodern. Zugleich hatte beim vernichtenden An-
dieser verhängnißvollen Katastrophe, jeder fernere
f seiner Getreuen ein Ende; und der nämliche Er-
nd gleichzeitig auch auf dem Lande statt, wo die Be-
z der Kaiserburg die Spanier durch einen ebenmä-
Ausfall zu beschäftigen bemüht gewesen. Holguin
eits hatte geeilt, seine kostbare Beute dem Feld-
am Ufer vorzuführen. Cortez empfing den erlauch-
efangenen mit Achtung und zutraulichem Anstande.
Pause tiefen Schweigens erfolgte; dann berührte
nge Mann den Dolch, welchen der Spanier im
l trug, und rief schmerzlich: „Tödte mich! denn
m ich Alles versucht, was ich mir und meinem Vol-
ldig war, bleibt mir nur der Wunsch übrig, zu ster-
— Cortez, nicht ohne Rührung, sprach zu seiner
igung und gebot, den Fürsten seinem Range gemäß
andeln.
Noch an dem nämlichen Tage (dem 75sten der eigent-
Belagerung) rückten die Spanier über Trümmer
ügel von Erschlagenen, die einen verpestenden Ge-
erbreiteten, in die nunmehr widerstandlos geworde-
indlichen Quartiere ein, die der Soldateska zur
erung preisgegeben wurden. Die Todten warf
man in die Kanäle und zündete in allen Straßen große
Feuer an, um die verdorbene Luft zu reinigen. Von den
vorgefundenen, noch überbliebenen Einwohnern ward,
was die Waffen getragen hatte, durch Brandmark zu
Sklaven gestempelt und zu öffentlichen Arbeiten aufbe-
halten; während der anderweitige wehrlose Troß die
Vergünstigung erhielt, einen Ort zu verlassen, der wie
einst Troja oder Carthago einer förmlichen Zerstörung
geweiht worden. Ohnehin bot derselbe in seiner gegen-
wärtigen Gestalt selbst für die auf seinen Ruinen lagern-
den Truppen keinen angemessenen Aufenthalt mehr dar;
weshalb Cortez auch, nachdem alle Punkte zu Land und
See durch Olid und Alvarado militairisch gesichert wor-
den, sich schon am vierten Tage nach der Eroberung
mit Olids Mannschaften an den südlichen Rand der
Gewässer, nach Coyohuacan zurückzog, — einen Ort, für
welchen er auch in der Folge eine bleibende Vorliebe
zeigte, und wo er die nächsten vier oder fünf Monate
verweilte. Gleichzeitig wurden auch die Bundestruppen
mit Beute beladen und in der besten Stimmung in ihre
Heimath entlassen.

Die Spanier, stolz auf ihre Thaten und siegestrun-
ken von dem glorreichen Ausgange des großen Kampfes,
rechneten im ersten freudigen Taumel, weniger mit dem
ab, was ihr Triumph sie gekostet, noch um was er sie
reicher gemacht. Doch mit der wiederkehrenden ruhi-
geren Überlegung begannen sie auch, den einen Preis
gegen den andern sorgsamer abzuwägen. Man hatte
in der eroberten Hauptstadt unermeßliche Reichthümer
vorzufinden geglaubt, und war ebenso erstaunt als un-
zufrieden, da sich der Gesamtbetrag der zu vertheilen-
den Beute auf nicht mehr als 368,000 Pesos belief,
und also der Antheil des einzelnen nicht einmal den
Werth jener früheren Theilung erreichte. Viele wie-
sen ihre Quote mit Verachtung zurück; aber eine fast
allgemeine Stimme beschuldigte, wenn auch nicht gera-
dezu den Feldherrn und seine nächsten Umgebungen ei-
ner betrüglichen Unterschlagung, doch um soviel mehr
den gefangenen Monarchen einer böswilligen Verheim-
lichung seiner Schätze. Julian de Alderete, Schatzmei-
ster der Krone, drang vor allen auf die Offenbarung
der soviel besprochenen, unermeßlichen Kostbarkeiten,
welche Montezuma besessen; und mit jedem Augenblick
reifte der Samen einer furchtbaren und allgemeinen Em-
pörung.

Es steht kaum zu bezweifeln, daß Cortez kein Mit-
tel unversucht gelassen, diesen von blinder Habgier auf-
geregten Sturm zu besänftigen; und daß er es nicht
vermocht habe, bleibt am Ende wol die einzige, ob-
gleich ungenügende Entschuldigung der Partie, die er
ergriff oder die ihm vielleicht abgedrungen wurde; denn
um einen großen Charakter von dem schändenden Ma-
kel zu retten, womit die hienächst zu berichtende That
ihn zeichnet, wird man doch lieber eine bedrängende
Nothwendigkeit, als eine freiwillige Verirrung voraus-
setzen dürfen.

Von Guatimozin foderte das Heer den Ersatz für
seine getäuschten Hoffnungen; und Guatimozin, der Ge-

fangene; der unter die Obhut von des Feldherrn Ehre gestellt worden, ward, preisgegeben der barbarischen Willkür des Heeres, zu dem Geständniß, wohin er jene Schätze verborgen, oder an welcher Stelle des Sees, wie ein Gerücht umlief, versenkt habe, aufgefodert, indem man seine in Öl getauchten Füße an einem Feuer langsam braten ließ. Unbewegt und schweigend ertrug der über sein Schicksal erhabene Fürst diese Folter, während sein vertrautester Minister, der ein gleiches an seiner Seite erlitt, der Marter zu erliegen drohte. „Liege ich denn hier auf Rosen?“ strafte sein Herr ihn mit verweisendem Blick; und des treuen Dieners Mund blieb versiegelt. Nur Cortez zu späte Dazwischenkunft konte dieser empörenden Scene endlich ein Ziel setzen.

Noch war der Conquistador (denn mit diesem Namen begann man jetzt den glücklichen Eroberer und seine kriegerischen Gehilfen zu bezeichnen) damit beschäftigt, sich der Unterwürfigkeit der nahen und fernen Provinzen, die das Reich Anahuac bildeten, und die sich allesamt unter das bluttriefende Schwert des Siegers beugten, zu versichern; als ihm endlich, wiewol in sehr unerwarteter Weise, die erste Zeitung von dem Erfolg seiner wiederholten Sendungen nach Spanien von dorther zukam. Montejo mit seinen Gefährten war (im October 1519) zu Sevilla, dem Sitz des hohen Raths für die indischen Angelegenheiten, angelangt, unterlag hier aber alsbald dem vorgeltenden Einfluß der Agenten des Statthalters von Cuba, und erhielt nur mit Mühe die Vergünstigung, sich im Geleit des von ihnen aufgesuchten und über die Thaten seines Sohnes hocherstaunten Martin Cortez, nach Tordesillas, an das damalige Hoflager Karls V. zu begeben. Die wunderbaren Berichte nebst den mitgeführten sprechenden Beweisen derselben, welche sie diesem Monarchen vorzulegen hatten, verfehlten auch so wenig, sein besonderes Interesse zu erregen, daß er dieser glücklichen Entdeckungen wegen sogar ein feierliches Dankfest anordnete. Gedrängt aber, schnell nach seinen teutschen Staten abzugehen, überließ er die Untersuchung der streitigen Ansprüche zwischen Velasquez und Cortez seinem Principalminister, dem Cardinal Hadrian; dieser aber überwies sie dem Rath von Indien, wo sie außer der herkömlichen Verzögerung, noch überdem an Fonseca, dem Bischof von Burgos, den wir bereits als Verwandten und Gönner des Adelantado kennen, einen allerdings nur zu parteiischen Schiedsrichter fand, der es wenigens zu bewirken wußte, daß die Entscheidung der Sache bis zu des Kaisers Rückkehr ausgesetzt bliebe; und die nächste Folge dieses Stillstands war, daß Cortez, so wie ohne Antwort, so auch ohne Unterstützung gelassen worden.

In dieser nämlichen Zwischenzeit aber ging der Bischof in seinem entschiedenen Übelwollen gegen Cortez und im Misbrauch seiner geltenden Stellung, noch zu einem Gewaltstreich über, denjenigen nicht unähnlich, welchen von dieser nämlichen Hand geschleudert, vormals auch der große Colombo wiederholt unterlegen war. Christoval de Tapia, abgeschickt und bevollmächtigt durch den Rath von Indien, landete zu Vera Cruz und stellte sich, wie ganz anders er auch die Umstände auf diesem Boden finden mochte, als er sie sich geträumt haben mochte, dem Feldherrn dar, als beauftragt, ihn aller seiner angemaßten Gewalt zu entkleiden und als überwiesenen Statsverbrecher gegen ihn zu verfahren. Hätte aber auch ein solches Geschäft im Angesichte eines schlagfertigen und in Cortez Schuld mit verwickelten Heeres nicht schon an sich selbst sein großes Bedenken gehabt; so war doch warlich Tapia der Mann nicht, sich dessen mit Geschick und Kraft zu entledigen. Zwar ließ es Cortez in schneller und richtiger Abwägung seines Gegners an keinerlei Versicherungen seiner Ehrfurcht gegen die königlichen Anordnungen fehlen; allein er wußte zugleich auch den unerwünschten Überbringer derselben seine bereits befestigte Autorität so merklich fühlen zu lassen, ihn mit so verwirrenden Formen zu umspinnen und daneben auf alle seine Leidenschaften und Schwächen so gebieterisch einzuwirken, daß Tapia es gar bald für das rathsamste erachtete, ihm unverrichteter Dinge das Feld zu räumen.

War demnach die Absendung Montejo's nach Spanien, trotz seiner wohlgetroffenen Einleitung, von einer ganz entgegengesetzten Wirkung gewesen, und stand es ebensowol dahin, ob seine später abgefertigten Boten, Ordaz und Mendoza, in ihren Bemühungen glücklicher seyn würden; so ermüdete Cortez dennoch nicht, gewarnt durch das nur eben erst mit Mühe abgewandte Ungewitter, sich bei seinem Monarchen durch eine 3te Mission ein nochmaliges unmittelbares Gehör zu verschaffen. Alfonso d'Avila und Antonio de Guinones, seine zuverlässigen Freunde, übernahmen es, dem Kaiser seinen ferneren Bericht von der glücklich vollendeten Bezwingung des mexikanischen Reichs zu überbringen und, als Vergeltung eines so ausgezeichneten Dienstes, die Übertragung der Statthalterschaft über diese Länder für ihn zu erbitten. Der königliche Antheil an der Beute von Tenochtitlan samt einer Menge der kostbarsten Erzeugnisse jenes Bodens, war diesem Ansuchen beigefügt.

Allein auch über diesem neuen Versuche schien anfangs ein ungünstiges Gestirn zu walten. D'Avila's Gefährte starb während der Überfahrt; er selbst fiel bei den Azoren in die Hände eines französischen Freibeuters, der ihn nach Frankreich führte, wo jedoch König Franz I. den Edelmuth bewies, ihn zur Fortsetzung seiner Reise freizugeben. Bei dem endlichen Auftreten dieses Unterhändlers in Spanien, wohin auch der Kaiser gleichzeitig zurückgekehrt war, trafen überall die Verkündigungen von den nahe ans Fabelhafte grenzenden Fortschritten des Conquistadors zu innig mit der Bewunderung und dem Stolze jeder kastilischen Brust zusammen, als daß auch sein Souverain sich einem gleichen Gefühl und einer gerechten Würdigung seiner Verdienste hätte verschließen können. Eine besondere Commission zur Ausgleichung des Haders zwischen ihm und Velasquez ward niedergesetzt, welche nunmehr die Ansprüche des Adelantado auf die Statthalterschaft des Reiches Mexiko für unstatthaft, dagegen aber Cortez für verbunden erklärte, jenem des

vollen Betrag der auf diese Unternehmung verwandten Kosten zu erstatten; — eine Entscheidung, welche mit der Vereitelung aller seiner bisher genährten Hoffnungen, den Ehrgeiz und Racheburst seines Gegners dergestalt verletzte, daß bald auch der Gram das Leben desselben endigte.

Eine unmittelbare Folge jenes oberrichterlichen Anerkenntnisses der ungemeinen Dienste, welche Cortez der Krone geleistet, war nunmehr auch die Ausfertigung eines kaiserlichen Gnadenbriefs an denselben, welcher ebensowol Karls volle und dankbare Zufriedenheit mit seiner großen Unternehmung ausdrückte, als ihn mittelst eines beigefügten Diploms, sowie zum Oberbefehl der Kriegsmacht, so auch der Civilverwaltung auf dem ganzen von ihm eroberten Boden berechtigte. Sein so ruhmvoll beendigtes Werk zu behaupten und diese neue Colonie von unermeßlichem Umfang dem Mutterlande nutzbar zu machen, ward ihm zugleich von dorther die kräftigste Unterstützung in naher Zusendung von Truppen und Bedürfnissen jeder Art zugesichert.

Bis jedoch seine Agenten mit diesen für ihn ausgewirkten Gnadenbezeigungen in Neuspanien anlangten, hatte Cortez nicht gefeiert, mit weisem Bedacht alle Anordnungen zu treffen, welche sein neuer ausgezeichneter Standpunkt erfoderte. Zunächst hatte er die ungenügsamen und oft sich durchkreuzenden Ansprüche seiner Gehilfen jedes Ranges zu befriedigen, welche ungestüm ihm den Lohn ihrer Thaten abfoderten, und deren Trotz oder Hinterlist zu wiederholten Malen sein Leben bedrohte. Nicht nur die Conquistadores, sondern auch die Rechtsmänner und Mönche von seiner Begleitung, verlangten und erhielten auf der erkämpften Erde als Lehnsleute der Krone oder zur todten Hand im Namen der Kirche größere oder geringere Landbezirke, zusamt der darauf befindlichen Bevölkerung, zum Eigenthum, dessen Anbau fortan ihre friedliche Beschäftigung ausmachen sollte. Nicht alle diese Männer waren blos rauhe Kriegsdegen, sondern vertauschten zum Theil für den Rest ihrer Tage nicht ungern Helm und Schwert mit den Werkzeugen des Ackerbaues, indem sie zugleich die ausgebildetere, europäische Bodencultur auf diese dankbaren Länderstrecken übertrugen; während andere den noch schnellern Gewinn und die noch lockendere Ausbeute der reichen Erzgruben suchten. Leider aber ging Hand in Hand mit diesen Einrichtungen, auch das traurige und für die Freiheit und Wohlfahrt der Ureinwohner so unheilschwangere System der Encomiendas (vergl. diesen Art.) von den Inseln der neuen Welt auch auf diesen Continent über, fesselte den Indianer an seine Scholle und stellte alle Früchte seines Fleißes in die Willkür seiner neuen und nicht immer menschlich fühlenden Treiber.

Schmerzlich, jedoch ohne offnes Widerstreben schmiegten sich die Besiegten unter das Joch, welches der strenge, aber hier gleichwol mit seinen besseren Absichten und Wünschen im Widerstreit befangene Feldherr ihnen aufzuerlegen nicht umhin konte. Nur wo nicht selten bei der gesetzlosen Verpflanzung in andre Himmelsstriche, bei der Sklavenarbeit in den Bergwerken und im gezwungenen Gefolge der Heeresmärsche ihre Ketten mit zu erdrückendem Gewicht auf ihnen lasteten, geboten äußerster Nothdrang und wiedererwachendes Selbstgefühl bald hier, bald dort den verzweifelten Versuch einer gewaffneten Auflehnung; allein mit verstärkter Grausamkeit eilten dann die Spanier, eine jede solche Anstrengung, die in ihren Augen als frevelhafte Empörung galt, zu vereiteln und zu bestrafen. Andrerseits, während der mönchische Religionseifer es sich zur Aufgabe machte, mit dem blutigen Götzendienst des Landes auf nicht minder blutigem Wege auch die verhaßte und fanatische Priesterkaste (Teopixtli) von der Erde zu vertilgen, konte auch der tief zurückgesetzte mexikanische Adel die Einbuße seiner früheren Geltung und Bevorrechtungen zu wenig vergessen, um nicht mit jenen im stillen Bunde durch wiederholte, aber stets vergebliche Zusammenrottungen den Argwohn und die weitgetriebenste Ahndung seiner neuen Verdränger zu reizen. In solcher Erbitterung opferte, nicht ohne Cortez Beistimmung, Alvarado mehre Hundert solcher Edlen in der Provinz Panuco einem schmählichen Feuertode. Ja, auf einen ähnlichen, aber nicht einmal erwiesenen Verdacht, vermochte der gefangen aufbewahrte Guatimotzin selbst einem barbarischen Henkerstode, mitten auf den Gassen seiner ehemaligen Hauptstadt, nicht zu entgehen, wo der Unglückliche zusamt den, gleicher empörerischen Umtriebe angeschuldigten Fürsten von Alcohuacan (Tezcuco) und von Tlacopan (Tacuba) an einem Baume aufgeknüpft ward, und zwar an den Füßen, um ihre Qualen zu verlängern.

Die Regirung des Landes hielt sich, bis darüber die höheren Bestimmungen aus Spanien eingehen würden, genau in der Weise und den Formen, wie sie seither in den Niederlassungen auf den Antillen beobachtet worden; und so wie ein unzählbares Heer von armen Glücksrittern, welche fortan und in ununterbrochener Folge aus dem Mutterlande herüber strömten, um sich hier auf das schnellste zu bereichern, blieb auch ein Schwarm von hungrigen Beamten nicht aus, um sich in die verschiedenen einträglichen Zweige der Stats- und bürgerlichen Verwaltung zu theilen. Ebenso wenig auch blieben Missionarien und Mönche aller Farben zurück, um im Guten oder Bösen Neubekehrte zu werben und das Land mit Kirchen und Klöstern zu überdecken. Für alle diese neuen Anstalten aber bedurfte die Regirung eines wohlgelegenen Mittelpunktes, um schnell und kräftig nach allen Seiten hin zu wirken. In eben dem Maße nun ward auch die Vernichtung der alten Hauptstadt des Reichs lebhaft empfunden; und Cortez ließ es darum eine seiner ersten und angelegensten Sorgen seyn, einen neuen imponirenden Sitz seiner Macht zu gründen. Wenn er sich gleich in seiner Wahl unbedingt für das Thal von Tenochtitlan entschied, welches sich, so wie durch seine glückliche Lage und hohe Fruchtbarkeit, so auch durch seine wohlthuende Ähnlichkeit mit dem Clima Spaniens so vorzüglich empfahl; so entschloß er sich doch nur erst später, sein neues Mexiko auf der nämlichen Stätte der alten Residenz Tenochtitlan erblühen zu lassen, obgleich es ihm nicht entging, daß

dasselbe am äußern östlichen Rande der Seen den periodischen Überschwemmungen minder ausgesetzt seyn würde. Der (1524) begonnene Wiederaufbau schrit auch, da ihm Hunderttausende von dienstbaren Armen zu Gebote standen, so rüstig fort, daß die ganz in europäischer Form verjüngte Hauptstadt, obwol sie nie den Umfang und die Volksmenge jener früheren erreicht hat, dennoch jede andre spanische Schöpfung dieser Art auf amerikanischer Erde weit überragte.

Während Cortez sich solchergestalt unausgesetzt eben so thätig und einsichtsvoll in der neuen Organisation und Verwaltung seiner Eroberung bewies, als er sie heldenmüthig errungen hatte; während er Straßen und Herbergen in mehren Richtungen anlegte, für die öffentliche Sicherheit sorgte, den Landbau und die Bergwerksarbeiten begünstigte, den andalusischen Ölbaum und mit dem Maulbeerbaume die Seidenzucht einführte und die nutzbaren Gewächse Spaniens auf den Höhen der Cordilleren acclimatisirte; vermochte er dennoch nicht dem widerwärtigen Schicksal, welches seither allen Entdeckern der neuen Welt auf der Ferse gefolgt war, zu entgehen; — ja, gerade durch seine großen und seltenen Eigenschaften am Hofe und im Rathe seines Monarchen, den sie verherrlicht und bereichert hatten, ein Gegenstand der Misgunst und der Verdächtigung zu werden. Eben so viel trug dazu die Eifersucht und der Haß des Clerus bei, dessen beginnendes Übergewicht in Neuspanien er bei all seiner ungestümen Beeiferung für den Sieg des christlichen Glaubens frühzeitig fürchtete und zu beschränken suchte, als die Reibungen, in welche er unvermeidlich mit den eingewanderten Beamten der Krone gerathen mußte, welche sich lieber als seine Aufseher, denn als seine Untergebenen betrachtet hätten, und deren Berichte nach Spanien unaufhörlich nur von Klagen über seine unbefugten Gewaltschritte, seinen unersättlichen Ehrgeiz und sein geheimes Streben nach Unabhängigkeit erfüllt waren.

Beschuldigungen dieser Art fanden jederzeit im Mutterlande ein nur zu williges Gehör und bewirkten endlich auch hier die Absendung des Ponce de Leon, als königl. Bevollmächtigten (1525), um sich vom Grunde oder Ungrunde derselben an Ort und Stelle selbst zu belehren, erfoderlichen Falls aber sich selbst der Person des Statthalters zu versichern. Zwar ward dieser Königsbote fast im Augenblick seiner Landung das Opfer der ungesunden Luft von Vera Cruz; allein der Zweck seiner Erscheinung konte nicht lange ein Geheimniß für Cortez bleiben, der eben damals auf einem fernen Zuge nach Honduras begriffen war, um einen von Christoval d'Olid, seinem alten Waffengefährten, wider ihn erregten Aufstand zu begütigen. Hätte er den Mahnungen seiner Vertrauten Gehör geben wollen, so würde er im tiefen Gefühl dieser ihm zugedachten Kränkung die eitlen Befürchtungen der spanischen Regirung vielleicht wahr gemacht haben. Besonnener jedoch, als jene, zog er es vor, der ihm drohenden Schmach einer gerichtlichen Verfolgung zuvorzueilen, und in Spanien und vor dem Angesicht des Monarchen selbst seine gute und gerechte Sache zu führen.

Sein Auftrit auf vaterländischer Erde war so glänzend, sein Gefolge so stattlich und zahlreich und sein absichtlich zur Schau getragener Reichthum so unermeßlich, daß er vielleicht dadurch allein die Augen und das Urtheil der Menge für sich bestochen haben würde, wenn nicht auch der bessere Theil der Nation den edleren Drang gefühlt hätte, der Person, wie dem Geist und Verdienst ihres durch eigene Kraft so hoch gestellten Landsmannes wetteifernd zu huldigen. Dieser unzweideutige Ausdruck der öffentlichen Meinung entschied auch seinen ausgezeichneten und gnädigen Empfang bei Karl V. Ihn schmückte sofort der Ritterorden von St. Jago, zusamt der Würde eines Marquis de la valle de Oaxaca, der zufolge er fortan in Neuspanien einfach nur mit dem Ehrennamen „el Marquis,“ wie weiland Colombo mit dem des „el Almirante“ bezeichnet wurde. Das mit jenem Titel verbundene und in der genanten Provinz belegene Majorat seiner Familie bestand noch bis in die neueren Zeiten aus 4 Villas del Marquisado und 49 Dörfern, welche eine Bevölkerung von 17,700 Menschen umfaßten.

Wie ehrenvoll diese königlichen Verleihungen für den Empfänger auch seyn mochten, so reichten sie doch nicht hin, ihm den schöneren Lohn zu ersetzen, den ein unbedingtes Vertrauen in seinen loyalen Treueifer ihm gewährt haben würde. Das weitere Regiment über das weite, der Krone erworbene Ländergebiet kehrte nicht wieder in seine Hände zurück, sondern ging an die dazu bestellte Audiencia von Neuspanien über. Er selbst auf den bloßen Oberbefehl der Kriegsmacht in jener Provinz beschränkt, suchte oder erhielt dagegen ein neues Feld für seinen immer noch unerloschenen Unternehmungsgeist, indem ihm die fortgesetzte Entdeckung jener westlichen Welt übertragen und Behufs dieser veränderten Bestimmung, der Titel als Generalcapitain des großen Südmeeres beigelegt wurde.

Trotz allen bisherigen Bereitelungen der spanischen Seefahrer, eine dennoch vielleicht vorhandene Durchfahrt nach Ostindien in dieser nächsten Richtung zu entdecken, hatte dieser Gedanke ebenso wenig aufgehört, die Regirung, als die Phantasie einzelner unternehmender Köpfe zu beschäftigen. Auch Cortez hatte seinerseits schon in früherer Zeit den Entwurf lebhaft in sich herum getragen, daß die Ausführung sicherer gelingen möchte, wenn man die Nachforschung an der jenseitigen Küste und im Norden des amerikanischen Continents begönne. Sein dazu vorgelegter Plan war genehmigt worden; und kaum zurückgekehrt nach Mexiko, beschäftigte er sich eifrig und auf eigene Kosten mit einer Reihe kleinerer Ausrüstungen, welche unter der Leitung erfahrner Piloten, zwar nichts dazu beitrugen, jene Aufgabe zu lösen, aber doch (es ist ungewiß, ob 1526 oder 1532) die große Halbinsel Kalifornien auffanden, jedoch seinen Anordnungen zu einer sorgfältigeren Erforschung so unvollkommen entsprachen, daß er sich endlich entschloß, diese Untersuchung in eigener Person zu übernehmen. Zwar erreichte ihn, nach begonnener Fahrt, die für seinen Stolz und seine gerechten Ansprüche nicht wenig beugende Kunde von der Herüberkunft des ersten, von der Krone bestellten Vicekönigs von Neu-

spanien, Don Mendoza; allein vielleicht bestärkte eben dies nur um so mehr seine Beharrlichkeit in Beschiffung des tiefen Golfs, der jetzt den Namen des grünen Meeres (vermejo) trägt, und zu Erforschung einer Stadt, Namens Cibola, welche, einer weit verbreiteten Sage nach, in dieser nördlichen Richtung anzutreffen und an Umfang, Pracht, Reichthum und weit vorgeschrittener Civilisation ein mit Nichts vergleichbares Weltwunder seyn sollte. Seine in diesem vergeblichen Bemühen verzögerte Rückkehr hatte bereits das Gerücht von seinem Untergange veranlaßt, und eine von seiner zweiten Gattin, Juana de Zuñiga, ausgerüstete Flottille war im Begriff, seine verschwundene Spur aufzusuchen, als er nach unzähligen überstandenen Gefahren in jenen klippenvollen Gewässern wieder im Hafen von Acapulco landete und die weitere Fortführung seiner Entdeckungsfahrten in Francisco's de Ulloa Hände legte.

Cortez Stellung zu der neuen Regirungsbehörde in Mexiko konte indeß nicht verfehlen, mit jedem Tage drückender für ihn zu werden; noch aber schmeichelte er sich, derselben durch ein abermaliges persönliches Auftreten am spanischen Hofe eine günstigere Wendung zu geben. Hier aber war der Glanz und Zauber seines Namens längst verblichen, und neue von gleichem oder noch höherem Erfolg gekrönte Verdienste hatte er nicht aufzuweisen. So wie ihn denn der Kaiser mit abgemessener, kalter Höflichkeit behandelte, war dies das Signal für die Minister desselben, ihn ihr Gegengewicht und nicht selten ihren Übermuth empfinden zu lassen. Jahre schlichen hin unter fruchtlosen Gesuchen oder leeren Vertröstungen, und selbst die Wiedererstattung seiner auf die Entdeckung Kaliforniens verwandten Kosten blieb ihm vorenthalten. Ebenso wußte man seiner Rückkehr nach Mexiko unbesiegbare Erschwernisse in den Weg zu legen. Dagegen begleitete er den Kaiser auf dem so übel gerathenen Seezuge gegen Algier (1541), ohne daß seine angestrengten Dienste ihm die Gunst des Monarchen und die Herstellung in seine Ämter und Würden zu erwirken vermochten. Gram und Unmuth, aber in mancher stillen Stunde der Selbstprüfung auch wol die peinliche Reue über so manchen blutgerötheten Fleck im Gemälde seiner Thaten, oder Scrupel über die Rechtmäßigkeit seiner Besitzthümer, zumal an Leibeigenen, (wie einige Stellen seines Testaments darauf hinzudeuten scheinen) machten je mehr und mehr seinen Geist trübe und nagten an den Wurzeln seines Lebens, bis er endlich (2. Dec. 1547) zu Castilleja de la Costa, unweit Sevilla, seine glänzende, aber excentrische Laufbahn beschloß. In den Mauern von Cuyoacan, das ihm eine dauernde Vorliebe abgewonnen, und wo er auch ein Frauenkloster gestiftet, wollte er seine Gebeine zur Ruhe gelegt wissen. Diese Verfügung ward von seinen Erben gleichwol dahin abgeändert, daß die Kirche des heil. Francisco zu Mexiko diese merkwürdigen Überreste empfing, und erst in neuerer Zeit ließ ebendaselbst einer der Nachkommen des großen Conquistadors seinem Andenken in einer Capelle des Hospitals de las Naturales ein, seiner würdiges und auch als Kunstwerk schätzbares Monument von den Händen des Bildhauers Tolsa errichten.

Cortez hinterließ einen Sohn, Namens Don Martin, als Erben seines Titels und seiner großen Besitzungen. Beide gingen in späterer Zeit auf die neapolitanische Familie der Herzoge von Monteleone über, bis die neueste große Umwälzung in den Länderstrecken des ehemaligen spanischen Amerika auch hier den Wechsel alles früheren Anspruchs und Eigenthums herbeigeführt hat *).
(*Haken.*)

CORYNA. Hymenopteren-Gattung aus der Familie der Tenthredinen von Le Peletier de Saint-Fargeau und Serville [1]) aufgestellt. Neungliederige, kurze Fühler, gegen die Spitze zu etwas dicker werdend, zwei Radialzellen auf den Oberflügeln und eine kurze Legeröhre des Weibchens, sind die unterscheidenden Merkmale. Es sind gegen 70 Arten dieser Gattung bekant, die jedoch füglich mit Tenthredo vereinigt bleiben kann. (*Germar.*)

COSTUM. Dieses aus dem Italienischen genommene Wort bezeichnet in seiner allgemeinsten Bedeutung das unter den Menschen Übliche, insofern es durch Zeit, Ort und gesellschaftliche Verhältnisse bestimt und damit zugleich verschieden ist. Dieses Übliche ist nicht lediglich aus menschlicher Freiheit hervorgegangen, es ist unter Einfluß und Zusammenwirkung jener Verhältnisse von den Einzelnen meist ohne Absicht angenommen worden und in die Gewohnheit übergegangen. Als solche übt es nun eine große Macht aus, und ob es gleich mehr zur äußern Erscheinung der Menschen gehört, so spiegelt sich darin doch auch, mehr oder weniger, die Bildung größerer oder kleinerer Menschengruppen, die dadurch äußerlich verwandt erscheinen, so daß auch das Costum zu dem Charakteristischen der Menschendarstellung gehört. Jenes Übliche nun zeigt sich vornehmlich in äußern Sitten, Gebräuchen, Trachten, Geräthschaften (z. B. Waffen, Hausrath) und in der Einrichtung und Verzierung menschlicher Umgebungen, und diese Gegenstände erscheinen nach den Perioden der geschichtlichen Entwickelung theils nach örtlichen, besonders climatischen Verhältnissen, theils endlich nach der Eigenthümlichkeit der Stämme und Völker sehr verschieden. Daher redet man z. B. von antikem und modernem, von orientalischem und occidentalischem Costum, ferner von Stammes- und Nationalcostum. Vorzugsweise aber hat man das Wort Costum auf Kleidertrachten, womit auch Putz und Schmuck zusammenhängt, bezogen, und die Kentniß derselben zum Behuf der Menschen- und Völkerkunde, so wie insbesondere zur Belehrung der Künstler, welche Menschen verschiedener Zeiten, Gegenden und Abstammung darzustellen haben, durch große Samlungen bildlicher Darstellungen zu befördern gesucht. Wir führen hier zuerst die hauptsächlichsten Werke dieser Art auf: 1) Werke über das Costum des Alterthums schrieben der Maler d'Andrée Bardon (s. Thl. VII. S. 380), dessen Werk über die Costume der ältesten Völker zum Behuf für

*) Lopez de Gomara Conquista de Mexico. — Clavigero Storia del Messico. — Lorenzana Historia de Nueva España. — W. Robertson History of America. Tom. II. — Cortez, der Eroberer Mexiko's, von C. Curths. — F. A. v. Humboldt Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien.

1) Encyclopedie methodique. Entomologie (Paris 1825). Tom. X. p. 569.

Künstler W. G. Becker zu übersetzen anfing. Auch gehört des letztern Abhandlung über das Costum an Denkmälern hieher. Ferner Andr. Lens Le costume, ou essai sur les habillemens et les usages de plusieurs peuples de l'Antiquité, prouvé par des monuments, Liege 1776. 4., übersetzt von G. H. Martini. Dresd. 1784. 8.; Rocheggiani und Willemin recueils des costumes antiques; Baxters Darstellung des ägyptischen, griechischen und römischen Costums, a. d. Engl. von C. F. Michaelis. Leipz. 1815. 2) Hegi gab heraus Costume des Mittelalters. Zürich 1807. 3) Costume der Völker aus neuerer Zeit, fingen die Venediger seit dem 16. Jahrh. an zu sammeln (Bertelli, Vecelli u. a.). Von den Neuern gehören hieher die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von Silv. Marechal und St. Sauver; ferner die große seit 1800 in London herausgekommene Samlung, welche die Costums von China, der Türkei, Rußlands, Östreichs, Großbritanniens und Englands, der Niederlande rc. in einzelnen Abtheilungen enthält. — Hieran schließen sich die italienischen Costums: Divers habillemens suiv. le costume d'Italie, d'apres les dessins de Mr. Greuze gr. p. Moitte. Par. 1768 f.; die alt- und neuengländischen von Strutt, views of the manners, customs arms, habits of the inhabitants of England, from the Saxons to the present time 1775. 4. III. Voll.; die spanischen von Juan de la Crux Cono y Hoimedilla, colleccion de Trajes de España tants antiguos come modernos, Madr. 1777. f. II. Voll. und Devere costumes espagnoles ant. et modernes, und mehre neuere illum. Kupferwerke, welche Nationaltrachten darstellen, z. B. ungerische und steiermärkische Nationaltrachten. 4) Werke, welche zugleich Alterthum, mittlere und neue Zeit umfassen, sind: Spalart Versuch über das Costum der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neuern Zeiten, herausgeg. von Ign. Albrecht, fortgesetzt von Kaiserer. Wien 1796—1810. 7 Bde. m. K. und das neueste italienische Werk von Gironi über alte und neue Costume, (erschien 1819). 5) Costums der geistlichen und militairischen Orden hat J. C. Bar (recueil de tous les costumes des ordres relig. et milit. Paris 1778. 4. — auch bei Helyot findet man Abbildungen der ersteren) herausgegeben; — Costume, Rang und Würden bei verschiedenen Völkern betreffend, findet man in dem recueil d'estempes representant les grades, les rangs et les dignités de toutes les nations existantes. Par. 1780. f.

Außer jenem allgemeinen Interesse hat das Costum noch ein besonderes für den Künstler, welcher Menschendarstellungen liefert, mithin vornehmlich für bildende Künstler, Schauspieler, ja auch für den epischen und dramatischen Dichter, besonders wenn man das Wort in jenen weiteren Umfange nimt, in welchem es auch die Sitten und Gewohnheiten der Völker bezeichnet. Denn sobald der Stoff zu jenen Darstellungen des Menschlichen aus der Geschichte bestimter Zeiten und Völker genommen oder in dieselbe versetzt ist, und die Beobachtung der Sitten und Gewohnheiten derselben zugleich das Dargestellte verständlich macht, oder es nach seiner Bestimtheit schildert, kurz sobald auf historische Wahrheit etwas ankomt, dann ist die Beobachtung des Costums wichtig, ja oft nothwendig. Ist dies letztere aber auch nicht der Fall, so ist doch die willkürliche Verletzung des Costums in der Kunst wenigstens für den Kenner störend. Wie nun überhaupt eine solche Störung erträglicher und verzeihlicher ist, sobald sie sich auf Nebengegenstände bezieht (weshalb z. B. die Verletzung des Zeitüblichen in den römischen Dramen Shakespeare's von demjenigen gern übersehen wird, der sich an der großartigen Wahrheit in der Schilderung des römischen Charakters, was hier das Wesentliche war, erfreut): so ist die Beobachtung des Costums in den äußerlich darstellenden Künsten weit wichtiger, als in der Dichtkunst, weil in ihnen eben das Äußerliche in gewisser Beziehung zum Wesentlichen wird, und eine Verletzung bekanter Sitten und Trachten hier wenigstens auffallender ist, als dort. Xerxes, der durch ein Fernglas sein Heer übersieht, Kanonen bei der Belagerung von Troja, vestalische Jungfrauen in der Kleidung der Benedictinerinnen, die Jüdin Esther in einem steifen Fischbeinrocke, ein orientalischer Königspalast mit toskanischen Säulen oder mit Verzierungen gothischer Bauart — solche Fehler gegen das Costum werden in einer bildlichen Darstellung sogar Lachen erregen und könten daher nur in launigen Darstellungen einen Platz finden. Und doch finden sich Fehler gegen das Costum, wenn auch nicht so grobe, so häufig, daß Winkelmann sagte: in der Bekleidung sind wenige neue Künstler ohne Tadel, und im vorigen (dem 17.) Jahrhundert, den einzigen Poussin ausgenommen, sind alle fehlerhaft. Wenn diese Fehler, was die Darstellung antiker Stoffe in Werken der bildenden Kunst anlangt, größtentheils nur aus Unkunde hervorgegangen sind, so scheint dies doch mit der Darstellung biblischer Gegenstände zum Theil eine andere Bewandniß zu haben. Das innige, fromme Bedürfniß der Gläubigen, sich die Gegenstände ihrer Verehrung und ihres Glaubens so nah als möglich zu bringen, sie gleichsam in den Kreis der Familie eintreten und einwirken zu lassen, scheint die Gewohnheit vieler ältern christlichen Künstler, besonders der Maler, begünstigt zu haben, die heiligen Personen des alten und neuen Testaments, besonders aber den Erlöser, seine Jünger und die Frauen, die ihn begleiten, in den Trachten ihrer Zeit darzustellen und sie mit Personen späterer Zeit, z. B. Kirchenvätern, Heiligen oder aus der unmittelbaren Gegenwart zu umgeben. Hiebei wirkte allerdings auch die Neigung der neuern Künstler zum Charakteristischen und zum Portraitiren bedeutend mit. Da nun ferner die christliche Religion überhaupt, verglichen mit den Mythen der antiken Welt, einen mehr allegorischen Charakter hat, zufolge dessen das Faktische in ihr eine allgemeine, auf alle Menschen und Zeiten bezügliche Bedeutung gewint; so erklärt es sich, warum wir Neuere in religiösen Bildern älterer christlicher Künstler, in denen fromme Einfalt und Andacht und überhaupt ein christlicher Geist das Beseelende der Darstellung ist, das Costumwidrige im Einzelnen leichter übersehen oder entschuldigen, wenn es in Kleidungen oder in einzelnen Geräthschaften, z. B. Crucifixen, Scapulieren rc. vorkomt. Das Sitzen am Tische bei Einsetzung des Abendmahls in dem großen Bilde von

L. da Vinci ist sogar malerischer, als die Beobachtung des Costums gewesen seyn würde. Das ist jedoch nicht zu läugnen, daß das Costumwidrige in bildlichen Darstellungen ebenfalls übertrieben und störend, ja sogar lächerlich werden könne, indem es mit ungereimten Einfällen verbunden wird. Letzteres finden wir besonders in Bildern niederländischer Maler, z. B. wenn Capuziner Christum zum Tode vorbereiten, wenn bei der Kreuzigung Christi sich Marquetender sehen lassen — dagegen die größten italienischen Maler, welchen die Ideale des griechischen Kunstalterthums näher standen, diesem Fehler meistens entgingen und, indem sie das byzantinische Costum ausbildeten, sich zu einem den Körperformen günstigeren Idealcostum erhoben. Was wir oben zur Entschuldigung älterer christlicher Bilder gesagt haben, kann aber nicht eben so gelten bei Darstellung antiker Personen in modernen Gewändern, wie z. B. für Netschers Darstellung seiner sterbenden Kleopatra im Atlaskleide.

Aber das gegebene Costum gewisser Zeiten und Völker bezeichnet oft einen hohen Grad von Unnatur und Geschmacklosigkeit, besonders wo es ein Gegenstand des Luxus und ausschweifender Mode geworden ist. Was daher das Costum in Beziehung auf die bildende Kunst überhaupt anlangt, so ist nicht zu vergessen, daß die historische Wahrheit, durch welche das Costum bedingt ist, in der Kunst der Schönheit, welche deren Prinzip ist, untergeordnet werden soll. Hieraus folgt, daß eine peinliche, ängstliche Beobachtung des Costums da, wo dasselbe mit der Schönheit der Form streitet, besonders in den plastischen Werken, welche das Geistige in der Körpergestalt darzustellen haben, verwerflich ist und die Freiheit der Kunst beeinträchtigt. Es streitet aber mit der Schönheit, wenn es die menschliche Form verunstaltet, z. B. einzelnen Theilen eine unförmliche Größe gibt (wie große Perücken, oder die ellenlangen Schuhspitzen im Mittelalter), andere dagegen unmäßig verkleinert. Hier muß der Künstler mildern, wo er das Gegebene nicht verwerfen kann. Schwer jedoch ist oft die Aufgabe einer wahren Verbindung des historischen Costums mit der Schönheit der Form zu lösen, da wo es zugleich auf diese historische Wahrheit wesentlich ankomt. Dieses ist besonders der Fall bei Portraits berühmter Personen aus der neuern Zeit. Hier ist es ebenso störend, wenn dieselben durch ein ihrer Zeit ganz fremdartiges Costum aus dieser Zeit gleichsam herausgerissen und in eine andere versetzt werden (z. B. wenn ein Friedrich der Große im griechischen Costum abgebildet wurde, was man oft fälschlich Idealisirung des Costums genant hat), als uns die steife Tracht und Mode ihrer Zeit anstößig seyn kann. Wie ein wahrhafter Künstler solche Aufgaben löst, sehen wir an Rauchs Bildwerken, wodurch er Helden und Scenen des teutschen Befreiungskrieges verewigt hat, denn in denselben sind die militairischen Trachten dieser Zeit, welche freilich auch vor jenen des siebenjährigen Krieges in ästhetischer Hinsicht den Vorzug verdienen, auf eine Weise benutzt worden, daß die lebendige Vergegenwärtigung jener denkwürdigen Epoche mit den Foderungen der Kunst und des Geschmacks im vollkommenen Einklange steht. Daß übrigens in der Malerei und den ihr verwandten Künsten, z. B. Zeichnenkunst, Kupferstecherkunst rc. die Beobachtung eines dem fortgeschrittenen Geschmacke späterer Zeiten widerstrebenden Costums minder anstößig ist, und hiebei die Anwendung des Komischen einen größern Spielraum hat, als in der Bildnerei, erklärt sich aus der Natur jener Künste, welche durch ihre Flächenbilder mehr für die Einbildungskraft wirken. Über das Costum in der Malerei haben von Hagedorn (in s. Betrachtungen über die Malerei, 15—17. Betrachtung), Algarotti (trattato sulla pittura, 8. Abschn.), A. Tischbein (in s. Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerei, 3. Buch), C. L. Junker (in s. Grundsätzen der Malerei S. 63) u. a. manche wichtige Bemerkungen mitgetheilt. Schriften über die Fehler gegen das Costum in den Werken der Plastik und Malerei hat Sulzer in s. Theor. der schön. K. unter dem Art. Übliches angeführt.

In der Schauspielkunst endlich gelten zwar im Allgemeinen dieselben Grundsätze, welche wir hier für die Malerei aufgestellt haben, doch erscheint hier das Costum im engern Sinne mehr untergeordnet, als in der bildenden Kunst, und der Darsteller in der Anwendung desselben freier, da diese Kunst die poetischen Bilder von Handlungen und Charakteren zunächst durch mündlichen Vortrag und Geberden zu vergegenwärtigen hat, wobei Costum und Scenerei nur unterstützend wirken sollen. Hier komt es nicht sowol darauf an, daß Personen erscheinen, wie sie waren, sondern wie sie der Dichter vorgestellt hat. Soll das poetische Bild ein äußeres Leben erhalten, so muß sich das, was demselben von außen komt, Kleidung, scenischer Apparat, nicht störend hervordrängen. Tadel verdient daher eine allzu große Genauigkeit, die zu sinnlichem Luxus oder zum Unschönen und Steifen führt. Der Darsteller kann daher zuweilen sich aus freier Erfindung ein Costum entwerfen, ein geschmackloses Costum verwerfen, ungeachtet der Treue desselben, wenn es die freie Bewegung hindert, auf welche hier so viel ankomt, weil die Schauspielkunst durch lebende Figuren darstellt; die gemeine und unedle Wahrheit aber soll er ganz verschmähen. Letzteres gilt besonders bei der Anordnung von Kleidungen niederer Stände und Menschenklassen, z. B. bei Bettler- und Räuberkleidung, welche nie so zerlumpt und verwirrt, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen kann, auf der Bühne erscheinen soll. Um es kurz zusammenzufassen, so hat der Schauspieler das Costum, auf welches die dramatische Handlung hinweist, mit dem darzustellenden Charakter, mit seiner Persönlichkeit und mit der Würde der Kunst zu vereinigen. Dieses Gesetz gilt im Allgemeinen auch von der komischen Darstellung, wird aber durch die komische Aufgabe eigenthümlich bestimt, indem hier ebenso, wie wir es bei der Malerei andeuteten, die Abweichung von dem historischen Costum, ja auch die Anwendung eines an sich geschmacklosen Costums zu komischer Wirkung dienen kann, wie wir bei den burlesken Travestien sehen.

Nach poetischen Grundsätzen betrachteten auch die Griechen das Theatercostum, welches im Ganzen ein und dasselbe blieb, und mittelst dessen die poetische Handlung, welche auf der Bühne dargestellt wurde, zugleich von der

gemeinen Wirklichkeit unterschieden werden sollte. Nach Millin's description d'une mosaique antique du Musée Pio-Clementin a Rome representant des scenes de tragedies (Par. 1819; vergl. Götting. gel. Anz. St. 124. Jahrg. 1821) war das tragische Theatercostum für Männer und Frauen eine bunte Tunika mit Ärmeln, bis auf die Knöchel reichend; oft wurde noch eine andere darüber gezogen, welche bis zu den Knien herabfiel; die Obertunika scheint der Peplos gewesen zu seyn. Darüber wurde das Himation geworfen, welches gefüttert und inwendig von anderer Farbe, gewöhnlich blau, war. Auf dem Kopfe trug man eine Art von Diadem, an den Füßen Stelzen von 10 Zoll Höhe.

Auf der engländischen Bühne zu Shakespeare's Zeit wurde das Äußere nur angedeutet. Auf der französischen Bühne wurde das moderne französische Costum herrschend; man fand es nicht anstößig, wenn die Heroen des griechischen und römischen Alterthums in gravitätischen Steifröcken und mit Alongenperücken versehen, die Heroinen und Matronen mit gesperrten Reifröcken und in modischer Coeffiere erschienen. Zwischen Morgenländern und Abendländern, Muselmännern und Christen war kein Unterschied. Lange behauptete sich dieser Ungeschmack des Costums, und erst Talma soll auf der Pariser Bühne eine völlige Reform des Costums durchgesetzt haben.

Auf den teutschen Bühnen ahmte man in der neuern Zeit lange den Franzosen nach. Aber eine Reform trat hier früher ein durch das unter den Teutschen sich damals mächtig regende Natürlichkeitsprincip. In der neuesten Zeit aber ist man in der Beobachtung des wirklichen Costums auf der Bühne so weit gegangen, daß es in der That scheint, als setze man in die Nachahmung des Äußern mehr Werth, als in das Wesentliche der Darstellungskunst. Einestheils hat man mit den Costumen neuerdings einen solchen Luxus getrieben, daß der Aufwand für dieselben den größten Theil der Einkünfte einer Bühne verschlingt, und das Interesse der Zuschauer vorzugsweise auf das Sinnliche der Darstellung hingeleitet worden ist; anderntheils hat man nach einer pedantischen Genauigkeit und einer peinlichen Treue in den Costumen gestrebt, als solle der Zuschauer von der Bühne aus die Kleidertrachten und Moden der Völker kennen lernen. Um die Wahrheit des Costums zu behaupten, hat man auch häufig, wo es um historische Wahrheit nicht im mindesten zu thun war, z. B. bei einer Darstellung der Zauberflöte die widrigsten, unkleidsamsten Costume der alten Völker hervorgesucht *) und anderntheils auch die Nachahmung des Gemeinsten nicht unter der Würde des Schauspielers geachtet. Seitdem nun die Theatergarderobe zu einem eignen Studium der Directionen bei großen und bemittelten Bühnen geworden ist, haben die letztern auch zum Vergnügen ihres Publikums und um die untergeordneten Bühnen mit Musterbildern zu unterstützen, ihre bei den gangbarsten theatralischen Stücken angewendeten Costums abbilden lassen. Solche Samlungen bildlicher Darstellungen, größtentheils heftweise herausgegeben, waren die Costumes et Annales des grands théâtres de Paris. Costums des königl. Nationaltheaters zu Berlin erschienen seit 1789 bis 1810 in 21 Heften, und neue Costums der beiden Theater in Berlin seit 1816 bis 1823. 14 Hefte. kl. Fol. Costums des k. k. Hoftheaters in Wien erschienen mit illuminirten Kupfern seit 1807 bis 1812 mehre Lieferungen, und neue seit 1813. Münchener Theatercostume wurden dem Münchener Theaterjournal, welches in den Jahren 1813—1815 erschien, beigegeben; auch erschienen Costume des k. sächs. Hoftheaters, herausgeg. von Becker, Leipz. 1809, die aber beide jenen weit nachstehen. Überhaupt wird der Künstler durch solche Abbildungen der eignen Sorge um ein angemessenes Costum nicht überhoben, da viele solcher Abbildungen sehr unzuverlässig, andere zu reich und luxuriös, noch andere unmalerisch, und unter den malerischen viele wiederum den einzelnen Schauspieler in Hinsicht seiner äußern Persönlichkeit nicht kleiden. Über das antike Costum wird er aus archäologischen Werken und Denkmalen alter Kunst, über das Costum der mittlern und neuern Zeiten aus den malerischen Darstellungen, welche diesen Zeiten zunächst standen, die beste Auskunft erhalten. (*Wendt.*)

COULE, auch Goule (cucullus, teutsch Gugel) war eine Art Mütze oder Kappe, die wider die Kälte dient und in der Regel von den Armen getragen wurde, ferner von Seeleuten und Reisenden der Bequemlichkeit halber. Man nante sie auch die Bearner Kappe. Es gab Zeiten, wo sie auch von den Vornehmen aller Art, selbst von Hofleuten gebraucht wurden. Sie sollen bis zu Karls VII. Zeiten in Frankreich Mode gewesen seyn. In der Regel des heil. Antonius und Basilius wird dieser Kappen schon gedacht, und sie werden den Mönchen als eine zweckdienliche Bedeckung vorgeschrieben. Die Cisterzienser nanten ihre Kappen immer Coules. Andere Leute vertauschten den Namen mit Chapperon (Helyot). (*G. W. Fink.*)

COULISSEN sind die Flügel der Bühne eines Schauspielhauses, auf beiden Seiten derselben aufgestellt, um hier die Bühne zu begrenzen. Durch die aufgebrachten Gemälde bezeichnen sie den Ort, wo die Handlung vor sich geht, durch Bäume einen Wald oder Garten, durch Häuser eine Straße oder einen freien Platz, durch Pfeiler und Säulen eine Kirche oder einen Saal, durch Felsen eine wilde Gegend oder eine Höhle, durch Theile einer Wand ein Zimmer oder einen Saal, u. dergl. Mit diesen Vorstellungen müssen sie mit dem die Tiefe der Bühne schließenden Vorhange übereinstimmen, welcher den Ort der Handlung durch ein großes Gemälde noch bestimter erkennen läßt.

Was die Stellung der Coulissen betrifft, so darf die vordere Linie, die ihnen auf dem Fußboden der Bühne die Grenze gibt, an den hinteren Vorhang nicht in einem rechten Winkel sich anschließen, sondern sie muß schräg laufend auf ihn zugehen, vorn von der Breite des Prosceniums an bis nach einem hinter der Bühne angenommenen Augenpunkt gerichtet, um die perspectivische Stellung der Coulissen hervorzubringen. Zwischen den Coulissen muß hinlänglicher Raum zum Durchgehen gelassen

*) S. über diesen Gegenstand auch einen Aufsatz von Müllner in dem Almanach für Privatbühnen. Bd. 2. (1818) und in dessen Schriften.

werden, wenigstens drei Ellen. Sie sind so zu stellen, daß die vordere die hintere deckt, damit die Zuschauer, welche die Plätze nahe an der Bühne an beiden Seiten des Parterres oder in den letzten Seitenlogen einnehmen, nicht dazwischen hinter die Bühne sehen, wodurch die perspectivische Vorstellung der Decoration unterbrochen wird, und alle Täuschung verloren geht. Um diese Deckung bei dem vorgeschriebenen Raume zwischen den Coulissen hervorzubringen, dürfen sie nicht zu schmal seyn, sondern müssen wenigstens die Breite von drei bis vier Ellen haben.

Auf solche Weise gewint man auch den Vortheil, bei perspectivischen Vorstellungen von Kirchen, Sälen, Zimmern, Straßen u. dergl., einen größern Theil dieser Gegenstände auf einer Coulisse abbilden zu können, und dadurch das Ganze besser zu verbinden, als die Gemälde schmaler Coulissen gestatten.

Ferner ist bei der Stellung der Coulissen zu beobachten, daß sie mit der vorderen geraden Linie der Bühne parallel laufen. Eine schräge Stellung erschwert ihre Bewegung bei Veränderungen der Bühne und gibt auch kein gutes Ansehn. Die Vorstellungen auf der Bühne würden sehr gewinnen, vorzüglich perspectivische, wenn man die Coulissen ganz weglassen könte, um an ihrer Statt Vorhänge anzubringen, wie sie der Hintergrund der Bühne hat, wo keine Unterbrechung der Gemälde statt findet, wie dies der Fall bei den Coulissen ist. Man hat damit auch den Versuch gemacht. Da aber die so nöthige Beleuchtung der Bühne von den Seiten her dabei leidet, und man bis jetzt keine andere Vorrichtung kent, diese anders als durch die Räume zwischen den Coulissen zu befördern, so ist eine solche Einrichtung nicht zur Ausführung gekommen.

Die Veränderung der Coulissen, welche während der Aufführung eines Schauspiels bei der Verlegung des Ortes der Handlung sehr häufig nöthig ist, wird auf verschiedene Weise bewerkstelligt. Die gewöhnlichste Art, bei kleinen Theatern angewendet, ist, daß die Coulissen wie ein Fenstervorhang aufgerollt und, sobald eine Veränderung nöthig, herabgelassen werden. Um nicht bei jeder Coulisse einen Mann zum Aufziehn und Niederlassen anstellen zu dürfen, ist eine Vorrichtung nöthig, wenigstens die Coulissen einer Seite zugleich auf einmal in Bewegung zu setzen. Man bringt die Leinen, durch welche die Coulissen gezogen werden, hinter der letzten Coulisse jeder Seite zusammen, führt sie oben über eine Rolle hinweg, und befestigt daselbst die Leinen an einem Haken. Auf solche Art müssen zwei Männer Hilfe leisten. Nur einer aber ist nöthig, wenn nach der Breite der Bühne, hinter der letzten Coulisse jeder Reihe eine Walze angebracht wird, wodurch in der Mitte ein Holz gesteckt ist oder ein Paar Arme sich befinden, oder auch an dem einen Ende eine Kurbel steckt. Dreht man nun die Arme oder die Kurbel vorwärts, so werden die Coulissen herunter rollen, so wie sie sich aufrollen, wenn die Walze rückwärts gedreht wird.

Bei solchen Coulissenvorhängen kann man die Ersparung anbringen, eine Coulisse zu zwei verschiedenen Vorstellungen zu gebrauchen. Die Coulisse wird auf einen Rahmen gespant, und auf der Hälfte der Höhe ein Vorhang angeheftet, dieser Hälfte gleich, welcher aufgezogen und herabgelassen werden kann, und der auf beiden Seiten mit verschiedenen Vorstellungen bemalt ist. Hat z. B. die feste Hälfte Bäume, so muß die obere Hälfte des Vorhangs diese Bäume fortführen zur Darstellung eines Waldes oder Gartens. Wird nun der Vorhang herabgelassen, so zeigt die Rückseite eine andere Vorstellung, Haus, Saal, Zimmer, oder was es sey, was nun ebenfalls an der obern Hälfte der Coulisse fortgeführt ist. Auf solche Art lassen sich zwei bis vier Vorhänge übereinander in der obern Hälfte der Coulisse anbringen, um sie bei verschiedenen Scenen gebrauchen zu können.

Eine andere Art zur Veränderung der Scene ist die, wenn die Coulissen auf Rahmen gespant sind, die auf der Bühne so aufgestellt werden, daß sie oben und unten in einem Zapfen gehn, in welchem sie sich leicht herumdrehen lassen. Auf jeder Seite der Coulisse ist ein besonderer Gegenstand gemalt. Hierüber lassen sich auch andere Vorstellungen anheften. Soll nun die Veränderung der Coulissen geschehen, und anstatt der vordern Ansicht die hintere sich zeigen, so müssen sie herum gedreht werden. Um alle Coulissen einer Seite auf einmal zu wenden, so bediene man sich hiezu eines Gegengewichtes, das an einer Leine hängt, die mit den Coulissen verbunden ist, und hinter den Coulissen auf einer daselbst befindlichen Rolle hängt. Durch dieses Gegengewicht lassen sich die Coulissen leicht herum drehen. Da aber der Fußboden der Bühne nach vorn zu einen Fall hat, so dürfen, zur Erleichterung der Herumdrehung, die Coulissen nicht ganz auf dem Boden aufstehen, und es muß zwischen beiden, dem Fußboden und den Coulissen, ein geringer Raum bleiben.

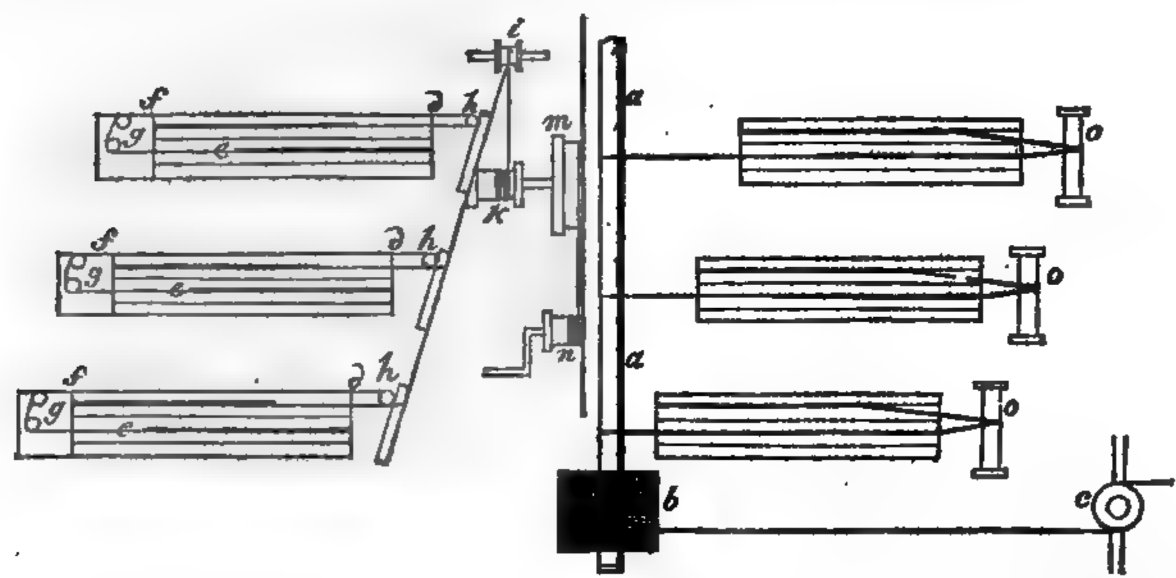
Solche Einrichtungen zur Veränderung der Coulissen können bei kleinen Theatern hinlänglich seyn, größere Theater aber erfodern andere Mittel dazu. Hier ist die Sache nicht anders, als durch eine unter der Bühne angebrachte Maschinerie zu bewerkstelligen, so eingerichtet, daß alle zu einer Decoration nöthigen Coulissen an beiden Seiten der Bühne zu gleicher Zeit vor und hinter gezogen werden können. Zu den Coulissen werden nach ihrer Höhe und Breite hölzerne Rahmen bereitet, die ungefähr ein Drittel der Coulissenhöhe auf der Bühne, unter derselben auf einen Wagen gestellt werden, welcher in einer Rinne läuft und sich hin und her ziehen läßt. Es werden aber stets ungefähr vier bis fünf Coulissen neben einander angebracht und in einem Satz vereint. In der Bühne selbst befinden sich Öffnungen oder Kanäle, wodurch jeder Rahmen hindurch geht, was ihm auch einen noch festeren Stand gibt und für Schwanken sichert. Auf diese Rahmen werden auf dem Theile, der auf der Bühne sich befindet, die mit den Vorstellungen bemalten Coulissen befestigt, welche aus Leinwand oder Pappe, auf Blendrahmen gespant, bestehen.

Sollen nun die Coulissen vor- und rückwärts gezogen werden, so verbindet man allezeit zwei mit einander, die, welche bereits auf der Bühne gesehen wird, und die, welche bei einer Veränderung der ersteren Stelle einnehmen soll.



Die erstere muß rückwärts, die andere vorwärts gezogen werden. An die Coulissen, welche vorwärts gezogen werden sollen, wird vorn eine Leine d befestigt, die, welche hinter gezogen werden, erhalten hinten eine Leine, e. Diese Leine wird ebenfalls an den hintern Theil der Coulisse, welche vorgezogen wird, bei f, angeheftet, und sie geht über zwei horizontal liegende Rollen, g, hinweg. Zieht man nun die Leine d vorwärts, so rückt die Coulisse, an der sie vorn befestigt ist, vor, indeß die andere sich zurück begibt.

Das Vorziehen und Zurückziehen aller Coulissen einer Decoration muß zu gleicher Zeit geschehen, welches auf folgende Weise bewerkstelligt wird, wobei hier nur drei Coulissensätze angenommen sind.



Es werden die Leinen, d, über horizontale Rollen, h, hinweggeführt bis zu der Scheibe, i, im Hintergrunde der Bühne. Vor dieser Scheibe befindet sich eine Trommel, k, mit einer Welle, die zugleich durch die große Trommel, m, geht. Von der Rolle, i, werden die Leinen über die Trommel, k, geführt. Um die große Trommel, m, ist ein Seil gewickelt, das von da nach dem Haspel, n, geht. Wird der Haspel in Bewegung gesetzt, so wird dadurch die Trommel, m, herumgedreht, und zu gleicher Zeit die Trommel, k, wodurch alle Leinen, d, sich um diese Trommel wickeln und auf solche Weise die Coulissen in Bewegung bringen, die eine vorrücken, die andere zurückziehen.

Eine andere Vorrichtung ist die, daß hinter den Coulissen eine lange Welle, a, liegt, an welche die Coulissen, die hintergezogen werden sollen, und die zugleich mit den Coulissen, die vorzurücken sind, mit Leinen verbunden werden, mit einer Leine gehangen sind. An der Walze, a, befindet sich ein Korb, b, von welchem Stricke nach dem Tummelbaum, c, gehen. Wird dieser nun herumgedreht, so dreht sich auch die Walze, a, und zieht durch Aufrollung der Leinen die eine Coulisse zurück, die andere vor. Beide Coulissen sind mit einer Leine verbunden, welche über die Rolle, o, geht.

Coulisse wird auch die Fuge genannt, die in einem Fensterrahmen sich befindet, in der man das Fenster, oder ebenfalls einen Laden, auf- und niederziehen kann. Bisweilen wird das Fenster oder der Laden selbst Coulisse genannt. *(Stieglitz.)*

COURTENAY. Das Geschlecht derer von C. wurde zuerst bekannt durch die Burg, die Hatto, des Castellans von Château-Renard (südwestlich von Courtenay) Sohn, dabei um das J. 1010 anlegte. Hatto's Sohn, Josselin (Goscelinus) von Courtenay, war in erster Ehe mit Hildegardis, des Grafen Gottfried von Gâtinais Tochter, verm. um 1060, in anderer Ehe mit Elisabeth von Montlhéry verheirathet und wurde in der zweiten Ehe Vater von drei Söhnen, Milo, Josselin II. und Gottfried. Der jüngste, Gottfried, mit dem Beinamen Capillatus, fiel 1189 in der Schlacht gegen den Emir von Mosul, der das Schloß Montferrand in der Grafschaft Tripoli belagerte, und der Fall eines so ausgezeichneten Ritters, schreibt Wilhelm von Tyrus, trug nicht wenig dazu bei, das christliche Heer zu zerstreuen. Josselin II. war ebenfalls an des Grafen von Blois Seite in den heiligen Krieg gezogen und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa, und 1119 von seinem Vetter, König Balduin II., die Grafschaft Edessa, die dieser bisher selbst besessen hatte, und als die Vormauer aller christlichen Eroberungen, nur einem geprüften Helden anvertrauen wollte. Unglaublich sind die Thaten, die Josselin in diesem ge-

fährlichen Posten verrichtete; Sieger in unzähligen Gefechten, belagerte er 1131 ein Castell in der Nähe von Aleppo, als ein Thurm einstürzte und ihn beinahe unter seinen Ruinen begrub. Er wurde mehr todt als lebendig aus dem Schutte hervorgezogen und lag, aufgegeben beinahe von den Ärzten, auf dem Siechbette; da erscholl die Nachricht, der Sultan von Iconium habe sich aufgemacht, seines gefährlichsten Feindes Schwachheit zu benutzen, und belagere bereits die Burg Croisson. Josselin mahnte seinen ältesten Sohn, den Entsatz zu wagen, aber dieser meinte, es sey Thorheit, sich mit einem so überlegenen Feinde messen zu wollen, und, den Feigen zu beschämen, rief der sterbende Josselin sofort seine Mannen zusammen, und indem er sich in einer Sänfte tragen ließ, rückte er kühn dem Sultan entgegen. Dieser aber fand es nicht räthlich, der schweren, so oft gefühlten Hand zu warten, er hob die Belagerung auf, wie er von des Grafen Annäherung hörte; Josselin sah noch der Feinde Flucht, ließ seine kleine Armee einen Kreis um seine Sänfte bilden, dankte Gott inbrünstig für die große, eben empfangene Gnade und starb in diesem Dankgebete in den Armen des Siegs. Sofort trat die Armee, die keinen Feind mehr zu bekämpfen hatte, ihren Rückzug an; die Sänfte mit der Leiche mußte ihr aber wieder vorausgehen und an ihrer Spitze bleiben, bis Josselin in Edessa zur Erde bestattet wurde (1131). Seine erste Gemahlin war Leo's, eines mächtigen armenischen Fürsten, die andere des Fürsten Richard von Antiochia Tochter. Aus der zweiten Ehe war Stephanie von Courtenay, Äbtissin zu S. Maria Major in Constantinopel; aus der ersten Josselin III., der unwürdige Sohn, dessen wir bereits gedacht haben. Josselin III. ließ sich nach und nach seine ganze Grafschaft, und 1145 seine Hauptstadt Edessa selbst durch die Ungläubigen entreißen; wurde von ihnen aufgefangen, als er in Jerusalem eine Zuflucht suchen wollte und starb 1147 in Aleppo als Gefangener vor Kummer und Elend. Sein Sohn, Josselin IV., wurde in der Schlacht von Harenc, den 10. August 1165, von den Türken gefangen und mußte bis zum J. 1175 in Aleppo aushalten, bis er endlich durch seiner Schwester Agnes (sie war des Königs Amalrich von Jerusalem geschiedene Gemahlin und König Balduins IV. Mutter) Verwendung seine Freiheit und zugleich die Würde eines Seneschall von Jerusalem erhielt. Mit Agnes, Heinrichs le Butle Tochter, erheirathete er Castel-Real und Montfort, Güter, die seiner ältesten Tochter, Beatrix von Courtenay, Eheherr, ein teutscher Graf, an die teutschen oder marianischen Ritter verkaufte. Josselins IV. jüngere Tochter (einen Sohn hatte er nicht), Agnes, war mit Wilhelm de la Mandelée verheirathet. Josselins I. ältester Sohn, Milo, stiftete 1124 für Cisterziensermönche die Abtei Fontaine-Jean, südlich von Courtenay, war mit Irmgard, des Grafen Reynald II. von Nevers und der Ida von Forez einziger Tochter verheirathet und starb nach dem J. 1127, mit Hinterlassung dreier Söhne, von denen der mittlere, Josselin, nur dem Namen nach bekant; der älteste, Wilhelm, starb in Ludwigs VII. Kreuzzuge 1147 unvermählt; der jüngste aber, Reinhard, Herr von Courtenay, Montargis, Château-Renard, Champignelles, Tanlay, Charny, Chantecocq und andern in Gâtinais gelegenen Gütern, vermählte sich mit einer Tochter Friedrichs von Donjon (der seinen Namen von dem in Corbeil erbauten Donjon entlehnte) und hinterließ zwei Töchter, von denen die jüngere mit Hevelo von Seignelay in unfruchtbarer Ehe lebte, während die ältere, Elisabeth, die Gemahlin des Prinzen Peter von Frankreich, des jüngsten Sohnes von König Ludwig VI. und die Stammmutter des neuen Hauses Courtenay wurde. Wir müssen aber, bevor wir dieses abhandeln, noch die Seitenlinie des alten Hauses, die sich in England niedergelassen hat, betrachten.

Ihr muthmaßlicher Stammvater war Hatto's, des Erbauers der Burg Courtenay, jüngerer Sohn, der mit dem Heere Wilhems des Eroberers nach England gekommen seyn mag (gewiß ist es wenigstens, daß ein Courtenay sich in diesem Heere befand). Reynald von Courtenay, des Florentius Sohn, erheirathete mit Hedwig (Havoise), einer Tochter Roberts von Avranches, die Baronie Okehamton in Devonshire und starb den 1. August 1209, sein Sohn Robert den 26. Julius 1247, sein Enkel Johann den 3. Mai 1273, sein Urenkel Hugo I. den 27. Februar 1297. Letzterer, Baron von Okehamton, gleich seinen Vorgängern, wurde in seiner Ehe mit Eleonore le Spencer, Hugo's Tochter, Vater von 7 Kindern. Ein Sohn, Philipp, Herr von Monedon, fiel bei Stirling 1314, der älteste aber, Hugo II., erhielt vom König Eduard III., dessen Gunst er sich erworben, am 22. Februar 1335 die Würde eines Grafen von Devonshire und starb im J. 1340. Hugo's II. jüngster Sohn, Thomas, war mit der Erbin des Hauses Mules verheirathet und Vater mehrer Kinder; eine seiner Töchter heirathete in das Haus Peverill. Hugo's II. ältester Sohn, Johann, war Abt von Tavistock in Devonshire; der zweite endlich, Hugo III., Graf von Devonshire, empfing von Eduard III. zur Belohnung seiner ausgezeichneten Kriegsthaten, den Hosenbandorden und starb 1377, daß er demnach die drei ältesten der Söhne, die ihm Margaretha Bohun geboren, den Hugo, Thomas und Eduard, überlebte. Der vierte Sohn, Wilhelm, widmete sich dem geistlichen Stande und bekleidete das Bisthum London, als Wycliffe, dessen grobe Schmähungen endlich die Geduld der Regirung erschöpft hatten, genöthigt wurde, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen. Um seinen Gegnern Furcht einzuflößen, ließ Wycliffe sich durch die beiden mächtigsten Unterthanen in England, den Herzog von Lancaster und den Marschall Lord Piercy, begleiten. Ohne hierauf zu achten, wollte der Bischof sein Amt üben, da befahl der Herzog, man solle für Wycliffe einen Stuhl geben. Der Bischof erwiederte, es sey nicht gebräuchlich, daß der Beklagte sich in Gegenwart der Richter und ohne deren Erlaubniß niedersetze. Es entspann sich ein heftiger Zank, Lancaster erlaubte sich die beleidigendsten Reden gegen den Bischof, und die Anwesenden, auf das höchste aufgeregt, erklärten, sie seyen entschlossen, den Prälaten mit Gefahr ihres Lebens zu schützen. Ein wüthender Haufen schleifte den Marschallshof, plünderte die Savoy, des Herzogs Palast, riß sein Wapen, als das eines Ver-

räthers ab, mordete einen Geistlichen, den er für den Lord Piercy hielt, und würde über den Herzog selbst ein gleiches Schicksal verhängt haben, hätte der Bischof sich nicht für ihn auf das ernstlichste verwendet. Wilhelm starb als Erzbischof von Canterbury. Hugo's III. fünfter Sohn, Philipp, war mit Powderham-Castle in Devonshire, unweit der Mündung der Ex, abgefunden und wurde der Stammvater einer Linie, die noch heute Powderham-Castle samt dem Titel Viscount Courtenay besitzt. Der sechste Sohn, Peter, starb 1408, nachdem er König Richard II. als Obrist-Kämmerer gedient; die älteste Tochter, Margaretha, war des kühnen Oberhauptes der Lollards, des Lords Cobham, Johanns von Oldcastle, Gemahlin. In den Gütern und dem Titel eines Grafen von Devonshire succedirte dem Großvater, dem Grafen Hugo III., Eduard II., der älteste von Eduards I. Söhnen (der jüngere, Hugo, gründete die Linie in Baunton, von welcher unten), der unter der Regirung König Richards II. als Anführer der Flotte erscheint, und mit Hinterlassung von drei Söhnen am 5. Decbr. 1419 das Zeitliche gesegnete. Der mittlere dieser Söhne, auch Eduard genant, befand sich in König Heinrichs V. Heere, in den glorreichen Feldzügen von 1415 und 1416, diente auch zur See mit 5 Rittern, 184 Knappen und 400 Bogenschützen, und zwar waren ihm für jeden Knappen 4, für jeden Bogenschützen 2 Sols täglich, während der auf 40 Tage bestimten Dienstzeit, bewilligt. In den spätern Feldzügen in Frankreich diente er mit 30 Helmen und 90 Schützen, dann vom Mai bis August 1428 als Admiral. Im J. 1439 erhielt er einen förmlichen Bestallungsbrief als Admiral von Frankreich (für den Dienst König Heinrichs VI. von England und Frankreich). Sein älterer Bruder, Hugo IV., Graf von Devonshire, war mit Anna Talbot, einer Schwester des berühmten Grafen von Shrewsbury verheirathet, wurde in den französischen Kriegen als einer der tapfersten Ritter berühmt, und starb den 16. Juni 1422, dessen Sohn, Thomas I., den 3. Februar 1458. Letzterer ist der Graf von Devonshire, den Hume unter den ersten Anhängern des Kronprätendenten, des Herzogs von York, aufführt, und den er fälschlich als einen französchen Prinzen von königlichem Geblüte bezeichnet. Des Thomas drei Söhne, Thomas II., Heinrich und Johann, vertauschten die weiße mit der rothen Rose, und starben alle drei für das Haus Lancaster, und zwar wurde der älteste, Thomas II., Graf von Devonshire, der in der Schlacht bei Tonton den 29. März 1461 gefangen worden, fünf Tage später, den 3. April auf Eduards IV. Geheiß, zu York enthauptet. Heinrich, der sofort den Titel eines Grafen von Devonshire annahm, wiewol er von dem Sieger an Humfried Stafford verliehen worden, auch Thomas II. zwei Söhne, Thomas III. und Heinrich hinterlassen, starb auf dem Blutgerüste zu Salisbury im J. 1468. Johann, der nach seinen Brüdern als Graf von Devonshire vorkömt, und der als solcher hauptsächlich es war, der nach der Schlacht bei Barnet die Königin Margaretha ermuthigte, den gewählten Zufluchtsort, die Abtei Beaulieu zu verlassen, fiel mit seinem Neffen, Thomas III. (von dessen Bruder Heinrich ist weiter keine Rede), dem wahren Grafen von Devonshire, in der Schlacht bei Tewkesbury, den 4. Mai 1471. — Noch haben wir der Nachkommenschaft von Eduards I. jüngerem Sohne, von Hugo von Courtenay in Baunton, zu gedenken. Hugo's Sohn, auch Hugo genant, besaß Boconnok. Dieses Sohn, Eduard, auf Haccomb in Devonshire, wurde von Heinrich VII. unmittelbar vor seiner Krönung (30. Octbr. 1485) mit der Würde eines Grafen von Devonshire geziert, auch in den Hosenbandorden aufgenommen; war mit Elisabeth von Courtenay, Philipps auf Moland Tochter, verheirathet und starb 1509; sein Sohn, Wilhelm I., Graf von Devonshire, Herr von Okehamton, den 9. Juni 1511. Letzterer war mit der Prinzessin Catharina, einer Tochter König Eduards IV. verheirathet, folglich König Heinrichs VII. Schwager, ein Umstand, der den König doch nicht hinderte, ihn der Freiheit zu berauben, als er eines Einverständnisses mit dem Grafen von Suffolk und andern Misvergnügten beschuldigt worden (1506); Heinrich VIII. setzte ihn jedoch gleich nach seiner Thronbesteigung in Freiheit. Eduards und der Prinzessin Catharina Sohn, Heinrich, Graf von Devonshire und Herr von Okehamton, wurde am 5. Juni 1525 zum Marquis von Exeter und Bridewell, und zum Ritter des Hosenbandordens ernant, war einer der Richter der Königin Anna Boleyn, leistete in der Unterdrückung der Empörungen in Lincolnshire und in den nördlichen Grafschaften (1536) Dienste von Wichtigkeit, daher er in dem Gerichtshofe, der angeordnet worden, um die Häupter der Empörung, die Lords Darcy und Hussey zu bestrafen, das Präsidium führte, gerieth aber selbst bald in den Verdacht verbrecherischer Umtriebe. Man beschuldigte ihn, daß er sich mit dem Cardinal Pole und dessen Brüdern in eine Verschwörung wider den König eingelassen, nachtheilige Reden von demselben geführt und den Cardinal mit Gelde unterstützt habe. Eine Anklage unter Heinrichs VIII. Regirung war stets einem Todesurtheile gleich zu achten, darum mußte auch der Marquis Verbrechen, an die er höchst wahrscheinlich niemals gedacht hatte, mit dem Leben büßen. Er wurde im J. 1538 enthauptet, und seine Gemahlin, Gertrude Blount (sie war seine zweite Frau, die erste, Elisabeth Gray, starb kinderlos), war bereits eingekerkert und durch eine Parlamentsacte zugleich mit der Gräfin von Salisbury des Hochverraths schuldig erklärt, fand aber doch, weil keine Regel ohne Ausnahme, Gnade und überlebte den König. Dagegen wurde ihr einziger Sohn, Eduard Courtenay, obgleich noch in der zartesten Jugend, in des Vaters trauriges Schicksal verwickelt, daher er seine Kinderjahre als Statsgefangener im Tower verleben mußte. Die Königin Maria gab ihm bei ihrer Thronbesteigung die Freiheit wieder, und seine Jugend und Schönheit, seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, sein frühes unverdientes Leiden, sowie die große Vorliebe, die die Nation für ihn bezeigte, schienen tiefen Eindruck auf der Königin Herz gemacht zu haben. Sie erneuerte zu seinen Gunsten am 3. Septbr. 1553 die Würde eines Grafen von Devonshire, sie suchte ihn durch mancherlei Künste in ihrer Nähe zu behalten, was um so leichter, da seine Mutter schon früher ihre liebste Gesellschafterin gewesen, sie machte es sich zum Ge-

schäfte, für seine im Tower gänzlich vernachlässigte Bildung zu sorgen. Am Hofe sprach man mit Zuversicht von der bevorstehenden Vermählung der Königin mit dem jungen Courtenay, und Gardiner betrieb dieselbe mit seinem ganzen Einflusse. Hatte aber Eduard Eindruck auf die Königin gemacht, so verwischte er ihn bald wieder durch seine üble Aufführung. Er wollte, nachdem er einmal die Freiheit gekostet, sie in vollen Zügen genießen. Er besuchte die schlechteste Gesellschaft, verlor viele Zeit mit lüderlichen Weibspersonen und überließ sich Vergnügungen, die seinem Range unanständig waren und das Gefühl und den frommen Sinn der Königin verletzten. Vergebens beauftragte sie einen der Edelleute ihres Hofs, den Unerfahrnen zu führen; vergebens warnten ihn der französische und der venedigsche Gesandte: er spottete ihres Raths, achtete nicht seines Hofmeisters und verfolgte seinen wilden Lauf, bis er der Königin Achtung und Gunst unwiederbringlich verloren hatte. Maria wählte den spanischen Infanten zu ihrem Gemahl, und der Graf, der seine Hoffnungen selbst vernichtet hatte, überließ sich, jetzt endlich seinen Verlust erwägend, uneingedenk der großen Verpflichtungen, die ihm die Königin auferlegt hatte, den selbstsüchtigen Rathschlägen treuloser Freunde. Sie schlugen die Ermordung Arundels und Pagets, als der vornehmsten Beförderer der spanischen Heirath vor; eines so gewichtigen Beistandes beraubt, meinten sie, würde Maria leicht durch Überredung oder Furcht dahin gebracht werden, dem Grafen ihre Hand zu reichen. Widerstehe sie, so solle er, ihr zum Trotze, die Prinzessin Elisabeth heirathen, mit ihr nach Devonshire oder Cornwallis, wo die ganze Bevölkerung seinem Hause ergeben, flüchten und die Fahne des Aufstandes erheben; jeder wahre Engländer werde ihm zufallen. Aber die Zucht, die im Tower eingeführt, war nicht geeignet, die Charakterstärke und Kühnheit zu entwickeln, deren ein Verschworner bedarf. Courtenay war scheu und behutsam aus dem Gefängnisse hervorgegangen, willig lauschte er den Entwürfen seiner angeblichen Freunde, doch zum Handeln fehlte ihm der Muth. Endlich machte die förmliche Ankündigung der Vermählung der Königin (14. Januar 1554) wenigstens der Ungewißheit der übrigen Verschwörer ein Ende. Sie beschlossen (15. Januar) die Ankunft Philipps, die für den Frühling angekündigt war, abzuwarten, bei der ersten Nachricht von seiner Annäherung die Waffen zu ergreifen, um ihm das Landen zu verwehren, den Grafen von Devonshire mit der Prinzessin Elisabeth zu vermählen, sie dem Schutze der Einwohner von Devonshire anzuvertrauen, und als Könige von England auszurufen. Es ist kein Beweis vorhanden, daß Elisabeth und der Graf einander schon früher geliebt hätten; allein die Prinzessin fand gegen die Heirath und ihre Folgen nichts zu erinnern, nachdem ihr beigebracht worden, diese Heirath sey ihr einziger Schutz gegen Maria's Verdacht und Philipps Bosheit, und der Graf erblickte in ihr das Mittel, die verscherzte Krone doch noch zu gewinnen. Aber seine Einfalt oder Furchtsamkeit verrieth in einer Unterredung mit Gardiner das ganze Geheimniß (20. Januar); die Verschwornen, die sich beobachtet sahen, zerstreuten sich in den Provinzen, um für eigne Rechnung das Wagestück zu beginnen, und nur Courtenay blieb bei der Königin, mit seiner Treue zu prunken, die doch verdienter Maßen nur mit Mistrauen und Verachtung erwiedert wurde. Als aber Wyat, an der Spitze der Rebellen aus Kent, London bestürmte, da war Courtenay, sey es Zaghaftigkeit oder Verrath, der einzige beinahe, der seinen Posten verließ und mit dem Rufe, alles sey verloren, floh; er wurde aber, nachdem drei aufgefangene Chiffrebriefe des französischen Gesandten Noailles vom 26, 28 und 30. Januar seinen Antheil an der Verschwörung vollständig aufgeklärt hatten, in dem Hause des Herzogs von Suffolk verhaftet und nach dem Tower gebracht. Er ward mit Wyat confrontirt, der ihm vorwarf, daß er, Courtenay, der erste gewesen, der zum Aufstande gerathen; es wurde ihm bewiesen, daß er mit Carew, dem Oberhaupte der Insurrection in Devonshire, nach deren Ausbruche einen Briefwechsel unterhalten, und nur Gardiners mächtige Verwendung rettete ihn von der Strafe der Verräther. Er wurde, nachdem die Prinzessin Elisabeth der Haft entlassen worden, aus dem Tower nach Fotheringaycastle gebracht (Juni 1554), dann im Januar 1555 begnadigt. Er empfing, nachdem er den Königen aufgewartet, die einem Befehle gleichkommende Erlaubniß, zu seiner Bildung zu reisen; hielt sich eine Zeit lang an dem Hofe zu Brüssel auf und ging dann, von König Philipp mit Empfehlungsschreiben an mehre Höfe versehen, nach Italien. Er starb zu Padua, wahrscheinlich an den Folgen der Ausschweifung, nicht aber vergiftet, den 4. Octbr. 1556, und wurde in der Kirche des heil. Antonius beerdigt, wie eine sehr schwülstige Grabschrift besagt.

Der Prinz Peter von Frankreich, der durch seine Vermählung mit Elisabeth von Courtenay Herr von Courtenay, Montargis, Château-Renard, Champignelles, Tanlay, Charny u. s. w. geworden ist, war nur 22 Jahre alt, wie er seinem Bruder, dem Könige Ludwig VII., in den Kreuzzug von 1147 folgte. Im J. 1178 war er einer der drei Barone, welche dem Könige von England als Geisel für die genaue Beobachtung der eingegangenen Friedensbedingnisse gegeben wurden. Im J. 1179 unternahm er einen zweiten Kreuzzug in Gesellschaft des Grafen von Champagne, des Bischofs von Beauvais und anderer. In einer Urkunde vom Palmsonntage 1183 kömt er als verstorben vor. Von seinen fünf Söhnen, die sämtlich den Namen und das Wapen von Courtenay annahmen, wurde der zweite, Robert, der Ahnherr der Barone von Champignelles; von dem vierten, von Wilhelm, stammen die Herren von Tanlay ab; den fünften, Johann, hält man für den Stammvater der Herren von Yeres (von allen diesen Linien wird unten die Rede seyn); der älteste Sohn endlich, Peter II., Herr von Courtenay und Montargis, vermählte sich in erster Ehe 1184 mit der Gräfin Agnes von Nevers, Guido's I. Tochter, die ihm die Grafschaften Nevers und Auxerre zubrachte, und 1191 auch noch die Grafschaft Tonnerre erbte, und, nach deren tödtlichem Abgange, durch Vertrag von Mai 1193, mit Yolantha von Hennegau, einer Schwester der lateinisch-griechischen Kaiser, Balduins I. und Heinrichs. Im J. 1191 begleitete er den König Phi-

lipp August nach dem heil. Lande; im J. 1194 ertheilte er der Stadt Auxerre, die eben großen Brandschaden erlitten, bedeutende Privilegien, worüber er aber mit den dasigen Bischöfen, mit Hugo von Noyers und Wilhelm von Seignelay in vielfältige Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe er sogar excommunicirt und genöthigt wurde, am Passionssonntage 1204 öffentliche Buße zu thun. Er vertrieb auch die Juden aus seiner Stadt Auxerre, nahm Ende des J. 1210 mit andern Herren das Kreuz gegen die Albigenser, und befand sich 1211 bei der Belagerung von Lavaur. Im J. 1213 fiel seiner Gemahlin, der Gräfin Yolantha, durch den Tod ihres Bruders Philipp (ihr einziger noch unter den Lebenden befindlicher Bruder, Heinrich, regirte die Trümmer des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel und dachte nicht an das entfernte Erbgut) die Grafschaft Namur anheim, und Peter säumte nicht, von der wichtigen Erbschaft Besitz zu nehmen, wurde aber bald darin beunruhigt. Kaiser Otto IV. nahte sich mit einem furchtbaren Heere, um den König von Frankreich zu bekriegen, und sodann einige ungehorsame, niederländische Vasallen, wie den Bischof von Lüttich und den neuen Grafen von Namur zu züchtigen. Aber Otto unterlag in der großen Schlacht bei Bouvines, und Peter von Courtenay, der mit allen seinen Streitkräften zu dem französischen Heere gestoßen war, während sein Sohn Philipp den kaiserlichen Adlern folgte, hatte sogar das Glück, seinen Vetter, den König von Frankreich, an diesem Tage aus dringender Lebensgefahr zu erretten. Die Ruhe, die Peter hiedurch gewonnen, war indessen nur von kurzer Dauer. Walram von Limburg, der Gemahl der Gräfin Ermesinda von Luxenburg, erhob Namens ihrer Anspruch an Namur und suchte ihn durch Heereskraft zu unterstützen (1215). Er belagerte Bouvigne und sodann Namur, mußte aber von beiden Orten abziehen, verlor auch auf der Flucht in der Maas viele Leute. Dagegen nahm er im J. 1216 das wichtige Schloß Samson, und während Peter sich, wiewol vergeblich, bemühete, dasselbe wieder zu gewinnen, auch noch die Schlösser Autreppe und Ville, zwischen Maas und Mehaigne, die jedoch bei Peters Annäherung wieder geräumt wurden. Unter abwechselnden Erfolgen dauerte der Krieg noch fort, als Peters Schwager, der Kaiser Heinrich, in Salonichi das Zeitliche gesegnete (11. Juni 1216); sofort traten die lateinischen Barone zusammen, ihm einen Nachfolger zu geben, und wenn gleich die meisten Stimmen sich für den König Andreas II. von Ungern, den Schwiegersohn des Herrn von Courtenay, erklärten, so wußten doch die statsklugen Venediger, denen eine solche Erweiterung der ungrischen Herrschaft allzu bedenklich schien, die Sache dahin zu drehen, daß statt des Königs der Schwiegervater, dessen Ruhm von einem Meere bis zum andern gedrungen war, der auch, als der beiden letzten Kaiser Schwager, besondere Rücksicht verdiente, auf den Thron Constantins erhoben wurde. Peter trat sogleich seinem ältesten Sohne die Grafschaft Namur ab, und begab sich mit seinen übrigen Kindern und seiner Gemahlin auf die Reise. Er durchzog an der Spitze eines auserlesenen Heeres von 5500 Mann Italien, empfing zugleich mit der Gräfin Yolantha am 9. April 1217 in der St. Laurentiuskirche zu Rom aus den Händen des Papstes Honorius III. die Kaiserkrone, und schiffte sich zu Brindisi auf der venedigschen Flotte ein. Während aber seine Familie sich geradesweges nach Constantinopel wendete, landete Peter in der Nähe von Durazzo, um diese Stadt, wie es der mit den Venedigern errichtete Vertrag wollte, zu belagern. Dieses Unternehmen mißglückte, der Kaiser mußte die Belagerung aufheben und wollte sich zu Lande Bahn nach Constantinopel brechen, verwickelte sich aber in den Engpässen des Drino. Theodor Comnenus, der Despot von Epirus, eben derjenige, der Durazzo den Venedigern vorenthielt, und der dem lateinischen Heere stets in den Flanken und im Rücken folgte, that nun selbst Friedensvorschläge. Sie wurden angenommen, und Peter, der, ihnen gemäß, seinen friedlichen Marsch fortsetzte, ließ sich bewegen, bei dem Despoten ein feierliches Mahl anzunehmen; während desselben überfielen die Griechen die verhaßten und sorglosen Franzosen, die erschlagen oder versprengt wurden, und der Despot, der seinen Gast nicht mehr fürchten mußte, ließ ihn mit allen Baronen seines Gefolgs während des Gelags festnehmen. Peter lebte noch einige Zeit im Kerker, starb aber, wahrscheinlich von Mörderhand, vor dem Januar 1218; seine Witwe, die Kaiserin Yolantha, die als Vormünderin das griechisch-lateinische Reich mit Weisheit und Festigkeit regirte, bald nach dem Monat Juni 1219. Sie war in ihrer Ehe Mutter von 13 Kindern, von Philipp, Peter, Robert I., Heinrich, Balduin II., Margaretha, Elisabeth, Yolantha, Maria, Agnes, Eleonora, Constantia und Sibylla geworden.

Peters einzige Tochter erster Ehe, Mathilde, Gräfin von Nevers, Auxerre und Tonnerre, vermählte sich Ende 1199 mit Hervé IV., Freiherrn von Donzy, von dem sie aber durch ein Breve des Papstes Innocentius III. vom 20. Decbr. 1213, wegen Verwandtschaft in verbotenem Grade, geschieden wurde. Im Februar 1221 versprach sie dem Könige Ludwig VIII., ihm wider alle und jede zu dienen, auch nicht ohne seine Zustimmung zu heirathen. Im J. 1223 befreiete sie die gesamte Bürgerschaft von Auxerre ohne alle Ausnahme, gab ihr das Gemeinderecht und die Erlaubniß, nach Willkür die Traubenlese zu bestimmen; Wohlthaten, deren Andenken in Auxerre noch nicht erloschen ist. Im J. 1226 kömt sie als des Grafen Guido IV. von Forez Gemahlin vor, und sie stiftete zu dessen Lebzeiten die Abtei du Reconfort, oder de la Consolation de S. Marie in Nivernais, für Nonnen des Cisterzienserordens. Sie wurde Witwe am 29. Octbr. 1241, indem Guido am besagten Tage im Kampfe gegen die Ungläubigen fiel; nahm 1255 den Schleier in der Abtei Fontevrault und starb daselbst den 12. Oct. n. J. Ihre Besitzungen fielen an ihre Enkelin, Mathilde von Bourbon, Eudo's von Burgund Gemahlin. — Philipp von Courtenay, Peters II. ältester Sohn zweiter Ehe, wurde nach seines Vaters Tode von den Baronen des griechischen Reichs. eingeladen, ihren Thron zu besteigen, dankte aber für ihren guten Willen und begnügte sich mit dem Besitze der Grafschaft Namur, in dem ihn jedoch Walram von Limburg noch geraume Zeit beunruhigte. Beide Parteien wurden endlich des Haders müde, und

beschlossen im J. 1220, denselben der Entscheidung des Erzbischofs von Cöln zu überlassen. Diese schiedsrichterliche Entscheidung erfolgte im Januar 1222, und wurde im März n. J. durch den Frieden von Dinant, welcher die Grafschaft Namur nochmals dem Hause Courtenay zusicherte, besiegelt. Einige Jahre später, 1226, folgte Philipp dem Könige Ludwig VIII. in den Kreuzzug gegen die Albigenser; er erkrankte während der Belagerung von Avignon, ließ sich nach der Heimath führen, starb aber unterwegs in der Nähe von St. Flour in Auvergne, und wurde in der Abtei Vaucelle in Cambresis beerdigt. Er führt den Beinamen a labro, oder, wie Grammaye liest, a dolabra, und starb unvermählt. Peter kömt in einer Urkunde von 1210 als Cleriker vor. Robert I. wurde durch seines ältern Bruders freiwillige Verzichtung Kaiser von Constantinopel. Er verließ Frankreich zu Ende des Jahres 1220, durchzog Ungern, dessen König sein Schwager, ihn mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen aufnahm, und die Bulgarei, und wurde den 25. März 1221 in der Sophienkirche zu Constantinopel gekrönt. Sein erster Gedanke war, Rache für seines Vaters Tod zu nehmen, zu welchem Ende er mit Theodor Lascaris, dem Kaiser von Nicäa, Frieden schloß, und sich mit dessen Tochter Eudoxia verlobte, aber Theodor starb, wie die Prinzessin eben die Reise nach Constantinopel antreten sollte, und sein Nachfolger, Johann Ducas Vataces, schien wenig geneigt, die eingegangenen Verpflichtungen zu beachten. Dieses benutzten des vorigen Kaisers Brüder, Alexis und Isaac Lascaris, die nur ungern dem Vataces gehuldigt, um den lateinischen Kaiser für ihre Ansprüche zu gewinnen, und sie fanden bei Robert nur zu geneigtes Gehör. Das Heer, das er ihnen zum Beistande ausgerüstet, erlitt aber bei Panormo an dem Marmormeere eine vollständige Niederlage (1224); Alles, was die Lateiner in Asien inne hatten, ging verloren, der Griechen Flotte verheerte die Küsten von Thracien, und das Misvergnügen der Einwohner von Adrianopel eröffnete ihnen die Thore dieser wichtigen Stadt. Constantinopel wurde nur durch Theodors, des Despoten von Epirus, Eifersucht und Beistand gerettet, und der Kaiser von Nicäa ließ sich einen Frieden gefallen, welcher die Lateiner auf die Mauern der Hauptstadt und auf den Besitz einiger Schlösser in der Gegend von Nicomedia beschränkte, wogegen wiederholt die Auslieferung der Prinzessin Eudoxia versprochen wurde. Daran dachte aber Vataces weniger als jemals, und Robert, der endlich alle Hoffnung, seine Braut nur zu sehen, aufgeben mußte, verliebte sich in die Tochter Balduins von Neuville, eines Ritters aus der Landschaft Artois, und heirathete sie, die doch mit einem burgundischen Edelmanne versprochen war. Der betrogene Burgunder säumte nicht, Rache zu nehmen; er erstieg, im Bunde mit einigen Misvergnügten, bei Nacht den kaiserlichen Palast, bemächtigte sich der Kaiserin und ihrer Mutter, die vorzüglich die Verbindung mit Robert gewünscht hatte, und ließ diese ersäufen, der Kaiserin aber Lippen und Nase abschneiden. Robert, zu schwach, solche Gräuel zu ahnden, floh nach Rom, dem heiligen Vater seine Schmach zu klagen und um Bestrafung der Mörder zu bitten. Gregor IX. versprach ihm alle Hilfe, über die er verfügen könne, rieth ihm aber, vor allem nach Constantinopel, wo seine Gegenwart so nothwendig sey, zurückzukehren. Er gehorchte, erkrankte aber auf der Rückreise und starb in Achaja im J. 1228, indem er das Reich im kläglichsten Verfalle zurückließ. — Heinrich, Peters II. vierter Sohn, folgte seinem Bruder Philipp in dem Besitze der Grafschaft Namur, stand aber noch unter Vormundschaft, als er 1229 das Zeitliche verließ. Balduin, der jüngste Sohn, wird sogleich vorkommen. Margaretha war zuerst mit Radulf III. von Issoudun, dann mit dem Grafen Heinrich von Vianden verheirathet, bemächtigte sich nach ihres Bruders Heinrich Tode der Grafschaft Namur, wurde aber bald in deren Besitze durch den Grafen Ferdinand von Flandern gestört, und nach dem Verluste von Floresse und anderer minder bedeutender Plätze genöthigt, unter des Grafen Philipp von Boulogne Vermittelung den Frieden von Cambray 1232 durch die Abtretung der Ämter Viéville und Golzinne und mehrer Herrschaften in Flandern und Hennegau zu erkaufen. Im J. 1231 stiftete sie, in Erfüllung des letzten Willens ihres Bruders Philipp, die Abtei Grandpré Cisterzienserordens, gleichwie die Kapelle zu Geronsart, und, wenigstens theilweise, das Franziskanerkloster zu Namur. Sie erweiterte auch die Stadt Bouvigne, und war noch mit andern Entwürfen zum Besten der Grafschaft beschäftigt, als sie gezwungen wurde, die Regirung in die Hände ihres Bruders Balduin niederzulegen (1237). Sie lebte noch 1248, und starb als Nonne in dem Kloster Marienthal in dem Luxenburgschen. — Elisabeth vermählte sich in erster Ehe mit Galcherus, Grafen von Bar-sur-Seine († vor Damiata 1219), und in anderer Ehe mit dem Freiherrn von Montagu, Eudo I. von Burgund. — Yolantha vermählte sich 1215 mit König Andreas II. von Ungern, der seit 1213 Witwer, und wurde ihr als Morgengabe das Einkommen der Comitate Warasdin, Sümegh, Szolth und Syrmien, sowie des ganzen Banats von Slavonien und Kroatien verschrieben; später, nachdem ihre Krönung im J. 1216 erfolgt war, und Andreas sich zu seinem Kreuzzuge anschickte, bestimte er ihr in seinem Testamente vom 11. Februar 1217, für den Fall seines Abgangs und zu ihrer Abfertigung, die Summe von 8000 Mark Silber, zu deren Sicherheit die Salzgruben in der Marmaros, die Abgaben der Ismaeliter zu Pesth und die Gefälle des Bodroger Comitats dienen sollten. Sie starb im J. 1233, und wurde in der Nähe von Erlau in der Abtei Egresch beerdigt. — Maria wurde im J. 1219 des Kaisers von Nicäa, des Theodor Lascaris, dritte Gemahlin, und starb kurz nach ihm im J. 1222. — Agnes wurde an Gottfried II. von Villehardouin, den Fürsten von Achaja und Morea, verheirathet, und lebte 1247 als Witwe in Frankreich. — Eleonore, Philipps I. von Montfort auf la Ferté-Alais, erste Gemahlin, kömt 1230 als verstorben vor, und ruhet in der Abtei St. Antoine-des-champs zu Paris. — Constantia wird nur ein Mal in einer Urkunde von 1210 genant. — Sibylla, Nonne zu Fontevrault, starb, nur 13 Jahre alt, im Mai 1210.

Balduin, Peters II. jüngster Sohn, war während dessen Gefangenschaft zu Constantinopel Ende des J. 1217

geboren, zählte demnach, wie sein Bruder Robert starb, nur 12 Jahre. Die Lage des Reichs erfoderte aber einen kräftigen Vorsteher; nach reiflicher Überlegung wurde Johann von Brienne von den Baronen dazu ausersehen, und ihm für seine Lebtage die Krone versichert, dagegen für Balduin die Nachfolge in derselben, standesmäßiger Unterhalt bis zu seinem 20sten Jahre, und alsdann der Besitz des noch zu erobernden Königreichs Nicäa stipulirt. Johann erfüllte alle übernommenen Verpflichtungen mit Rittertreue, und sein Verhältniß zu dem jungen Balduin war so vertraulich, daß er keinen Anstand nahm, denselben 1237 nach Italien und Frankreich abzuordnen, um Hilfe zu suchen gegen die Griechen sowol, als gegen den König der Bulgaren, der es nicht vergessen konte, daß der von Brienne ihn um das Amt eines Reichsverwesers und seine Tochter um ihren Bräutigam, den Prinzen Balduin, gebracht. Gregor IX. verkündigte zu dem Ende einen Kreuzzug, und Balduin, der die deshalb erlassene Bulle nach Frankreich brachte, fand auch bei Ludwig IX. und der Königin Blanca die günstigste Aufnahme, und eine große Zahl ausgezeichneter Ritter nahm das Kreuz. Bevor der Zug wirklich angetreten wurde, fand Balduin jedoch für gut, auch ein persönliches Geschäft abzumachen. Seine Schwester, die Gräfin von Vianden, hatte sich in den Besitz der Grafschaft Namur gedrängt und wollte, troß aller Mahnungen, dem rechtmäßigen Eigenthümer nicht weichen. Balduin, von dem Könige von Frankreich und der Gräfin Johanna von Flandern mit Truppen versehen, erschien in dem Lande zwischen Sambre und Maas, die Mehrheit des Namurschen Adels fiel ihm bei, und Margaretha wurde nach hartnäckigen Kämpfen genöthigt, denjenigen als Grafen von Namur zu erkennen, den sie anfänglich nicht einmal als ihren Bruder erkennen wollen, indem sie sich bemühet hatte, ihn zu einem Betrüger zu stempeln, demjenigen gleich, durch den einige Jahre früher Flandern und Hennegau beunruhigt worden. Balduin, für den die Grafschaft keine Wichtigkeit hatte, als insofern sie ihm ein Mittel werden konte, den wankenden Thron von Constantinopel, der durch Johanns von Brienne Tod noch mehr erschüttert worden, zu befestigen, eilte nach Paris, um sie dem Könige um 50,000 Pfund zu versetzen, und hiedurch mit dem ersten Bedürfnisse versehen, gab er der Kreuzarmee, deren Vortrab unter Johanns von Bethune Befehlen bereits den Marsch angetreten hatte, das Zeichen zum Aufbruch. Sie zählte damals nach einigen 60,000, wenigstens aber 30,000 Mann, worunter allein 700 Ritter, verlor aber, weil Sold und Lebensmittel bald ausgingen, mit jedem Tage an Stärke, daß sie, in Ungern angelangt (Herbst 1239), kaum mehr eine Armee zu nennen. Demungeachtet wußte Balduin so zu imponiren, daß selbst die unbändigen Cumaner ihm ein Friedens- und Freundschaftsbündniß antrugen, und dasselbe nach ihrer Sitte mit einem Bluttranke und einem Hundeopfer besiegelten. Er empfing sodann im December 1239 in der Sophienkirche die Kaiserkrone, nahm das feste, von den Griechen tapfer vertheidigte Tzurulum, das heutige Tschorlü in Thracien, mit stürmender Hand, und besiegte in einem Seetreffen des Vataces Flotte, konte aber doch nicht verhindern, daß dieser sich für den Verlust in Thracien durch die Wegnahme aller Besitzungen der Lateiner in Asien, das Castell Schile oder Scieli am schwarzen Meere allein ausgenommen, entschädigte. Hiemit waren aber auch beider Kaiserreiche Kräfte erschöpft, obgleich Balduin, um sich Geld zu verschaffen, die vornehmsten Heiligthümer seiner Kapelle versetzt hatte, wie z. B. das größte Stück des wahren Kreuzes, das man beinahe noch gesehen; die Lanze und ein Stück des Schwammes, des Rohres und des Purpurmantels Jesu Christi; ein Stück des heil. Schweißtuches; das Tuch, womit Jesus der Apostel Füße abgetrocknet; das Kreuz des Triumphes, also genant, weil es jederzeit den Heeren, denen es vorgetragen worden, den Sieg verliehen hatte; den weltbekanten Onyx u. s. w. (alle diese Heiligthümer erwarb Ludwig IX. für die heil. Kapelle in Paris, und wurden sie am 14. Septbr. 1241 darin niedergelegt, samt der Dornenkrone, die Balduin schon früher an die Venediger versetzt, der König aber von ihnen eingelöst hatte. Vollkommenes Eigenthum des heil. Ludwigs wurden diese Gegenstände aber erst durch den Vertrag von St. Germain-en-Laye vom Juni 1247). Es wurde ein Waffenstillstand auf zwei Jahre abgeschlossen, und Balduin unternahm nochmals eine Reise nach dem Occident, sich um Hilfe zu bewerben. Es glückte ihm auch, in Rom zwischen seinem Schwager, dem Kaiser Friedrich II. und dem Papste Innocentius IV. am 1. April 1244 einen Vergleich zu Stande zu bringen, daß beide demnach Muße gehabt hätten, sich mit den Angelegenheiten des Orients zu beschäftigen; als er aber vor dem Concilium von Lyon erschien, die Gefahren und Bedürfnisse der lateinischen Kirche und Herrschaft im Morgenlande darzustellen, fand er nur eine kalte Aufnahme, und die sparsam und langsam wirkende Bewilligung der Hälfte des Ertrags aller Beneficien, deren Inhaber nicht wenigstens 6 Monate des Jahres residirten, und eines Drittels des Ertrags aller Beneficien von 100 Mark Einkommen, konte kaum als eine Hilfe angesehen werden. Mit schwerem Herzen, so scheint es, verließ Balduin den Kirchenrath, denn das Gefühl, vielleicht der Wunsch eines nahen Todes spricht sich in allen den Vorkehrungen aus, die er in seinem Stammlande Namur traf. In einer Instruction, z. B. vom Mittwoch nach Barnabas 1245, an alle seine Diener und Lehensleute in der Grafschaft, auch an den Dechant und die Chorherren zu St. Peter gerichtet, und worin er jede Verfügung oder Veränderung hinsichtlich des Schlosses Namur, ohne des Königs von Frankreich, der Prinzen, seiner Brüder, und der Königin Blanca Vorwissen, untersagt, handelt er mit besonderer Sorgfalt von allen den Zufällen, die ihn persönlich treffen könten, namentlich auch von einer Gefangenschaft. In einem solchen Falle sollen sie selbst einem von seiner Hand geschriebenen und unterschriebenen Befehle, sobald er der gegenwärtigen Instruction zuwiderlaufe, nicht gehorchen. Auf den Fall seines Todes bestimt er die Grafschaft seiner Schwester, der Gräfin von Vianden, oder, wenn sie nicht mehr bei Leben, der Frau von Montagu, oder in deren Ermangelung der Prinzessin von Villehardouin. Nachdem er also sein Haus bestellet, kehrte er nach Thracien zurück, wo Vataces den Ablauf

des Waffenstillstandes durch die Einnahme von Tzurulum bezeichnet hatte, und bald, da Balduin nur einen müßigen Zuschauer abgeben konte, seine Eroberungen bis an die Thore der Hauptstadt ausdehnte. Vataces starb indessen im Laufe seiner Siege, und die Schwachheit und Uneinigkeit seiner nächsten Nachfolger gestattete den Lateinern nochmals eine Gnadenfrist, die Balduin nicht unbenutzt ließ. Kaum sah sich aber Michael Paläologus auf dem Throne von Nicäa befestigt, so überschwemten seine Heere die Ebene von Thracien; die Festungen in der Umgebung von Constantinopel wurden schnell genommen; denn Balduin, statt im Felde erscheinen zu können, mußte, um sich einige Geldmittel zu verschaffen, erst die bleiernen Dächer der Kirchen und Paläste abnehmen und vermünzen lassen; die Griechen kamen der Hauptstadt so nahe, daß sie mit ihren Landsleuten in derselben verhandeln konten, und als Balduin sich endlich soweit gerüstet hatte, daß er den besten Theil seiner Völker zur Belagerung von Daphnusium abzuordnen vermochte, wurden in der Nacht vom 25—26. Juli 1261 mehre Thore der Kaiserstadt den Morgenländern geöffnet. Sie überwältigten ohne sonderliche Anstrengung die wenigen Franzosen; Balduin aber warf den Purpur ab und entkam zur See in einem Kahne nach Negroponte, von dannen er sich nach Neapel zu König Manfred wandte. Hilfe fand und konte er bei ihm nicht finden, dagegen aber war Balduin rastlos bemüht, auf anderm Wege sich die Mittel zu verschaffen, die verlorne Krone wieder zu gewinnen. Eines der nächsten war der Verkauf der Grafschaft Namur. Schon 1248 war der Kaiser derselben von dem römischen Könige Wilhelm verlustig erklärt worden, weil er unterlassen hatte, sie von Johann von Avesnes, dem anmaßlichen Grafen von Hennegau, als dem Lehensherrn zu empfangen; die Sache war jedoch ohne Folgen geblieben, da die Königin Blanca als Regentin während dem Kreuzzuge ihres Sohns sich anschickte, die Grafschaft gegen jeden feindlichen Überzug zu vertheidigen, und wenn auch Johann von Avesnes seine Rechte an Namur 1254 an den Grafen von Luxenburg verkauft hatte, so versprach er sowol, als sein Bruder Balduin von Avesnes in einer spätern Urkunde, d. d. Peronne, Sonntag vor Michaelis 1256, daß sie auf alle Ansprüche an Namur verzichten, auch den zu erwählenden römischen König bestimmen wollten, die ihnen vormals von Wilhelm von Holland gegebene Belehnung zu vernichten. Sie widerriefen zugleich den Verkauf an Luxenburg, machten sich anheischig, alles mögliche aufzubieten, um den Grafen von Luxenburg zu bestimmen, daß er seinerseits von dem Kaufe abstehe, und Balduin von Avesnes versprach noch besonders, daß er, im Falle der Graf von Luxenburg durchaus seinen Handel geltend machen wolle, mit aller seiner Macht dem Kaiser gegen den Grafen beistehen werde. Die Kaiserin Maria, die ihr Gemahl, Kaiser Balduin, seit 1249 nach dem Abendlande verschickt, und der die Königin Blanca, ihre Tante, kurz vor ihrem Tode, die bisher noch auf Namur lastende Schuldverschreibung über 50,000 Pfund zurückgegeben hatte, blieb demnach im ruhigen Besitze der Grafschaft, bis die Zerstörung eines Schönen-Frauenhauses in der Nähe der Abtei Salzinne, die die Kaiserin ihrer Freundin, der Äbtissin Imagina, nicht versagen konte, tiefen Unwillen in dem Lande, das ohnehin vieler neuen Auflagen halber schwierig, erzeugte. Der Hofbeamte, der die Schönen-Frauen ausgetrieben hatte, wurde am lichten Tage ermordet, und da die Kaiserin ihre Entrüstung über diesen Frevel nicht verbergen, auch die Verbrecher, eine Anzahl junger Edelleute, zur gebührenden Strafe ziehen wollte, so vereinigten die bedrohten Familien sich zum Widerstande. Sie zogen beinahe die gesamte Bürgerschaft der Stadt in ihr Interesse, riefen den Grafen Heinrich von Luxenburg zum Beistande herbei, und übergaben diesem in der Christnacht 1256 die Stadt Namur. Die Kaiserin entkam, nicht ohne Schwierigkeit, nach Champagne, rief ihre Brüder, Johann und Ludwig von Brienne, zum Beistande auf und sammelte mit ihrer Hilfe ein kleines Truppencorps, mit dem sich auch einige Hilfsvölker aus Flandern, die die Gräfin Margaretha, ihren Sohn Balduin von Avesnes an der Spitze, abgesendet, vereinigten. Seit 18 Monaten vertheidigte der tapfere Bastard von Wesemale das Schloß von Namur, und des von Avesnes erste Angelegenheit mußte es seyn, diesen wichtigen Platz zu entsetzen. Er setzte sich auch wirklich auf den Höhen vor Namur, verlor 14 Tage, um den Feind zu beobachten, und schloß dann mit den Luxenburgern einen Waffenstillstand auf andere 14 Tage, so zwar, daß in dieser Frist weder Menschen noch Lebensmittel in das Schloß gebracht werden sollten. Darüber ergrimten die Champagner, sie ahnten Verrath und zerstreuten sich, worin die Flamänder ihnen willig folgten; Franco von Wesemale wurde nach einer glänzenden Vertheidigung gezwungen, zu capituliren, und die ganze Grafschaft war hiemit verloren. Um so leichter wurde es demnach dem Kaiser, sie zu veräußern. Zu dem Ende ertheilte er seinem Sohne, dem Prinzen Philipp, von Paris aus im J. 1262 die nöthige Vollmacht, und schon nach wenigen Monaten verkaufte dieser Namur um 20,000 Pfund an den Grafen Guido von Flandern, sowie die Herrschaften Onain und Couroube bei Valenciennes an die Gräfin Margaretha. Mit solchen Summen war indessen keine Seerüstung zu bestreiten, und Balduins Thätigkeit mußte sich fortwährend auf Verträge beschränken. So beschenkte er 1265 den Herzog Hugo von Burgund mit dem Königreiche Thessalonich, in partibus infidelium, mit der Baronie Ainnes und mit einer zweiten Baronie nach der freien Wahl des Herzogs, nur daß sie 50 Meilen von Constantinopel entfernt seyn sollte; so errichtete er am 27. Mai 1267 und im J. 1268 zwei verschiedene Verträge mit Karl von Anjou und mit dem Grafen Theobald von Champagne wegen der Wiedereroberung seines Reichs. Er starb Ende des Jahres 1272. Seine Gemahlin, die Kaiserin Maria, lebte noch den Sonntag nach Kreuzerfindung 1275, und zwar seit dem Verluste von Namur, in Frankreich, wo sie die Herrschaften Blaton und Courtenay als Witthum besaß. Sie war Johanns von Brienne, des Königs von Jerusalem und Kaisers von Constantinopel, und der Prinzessin Berengaria von Castilien Tochter, und bereits als Kind, d. d. Perugia den 19. April 1229, mit dem nachmaligen Kaiser Balduin verlobt worden. Ihr einziger Sohn,

Philipp von Courtenay, Titularkaiser von Constantinopel, geb. 1243, mußte in seiner zarten Jugend Schulden halber an einige venedigsche Edelleute versetzt werden. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, besuchte er 1269 Castilien, wo er von König Alfons X. den Ritterschlag empfing, und den Hof Karls von Anjou, mit dessen zweiter Tochter, der Prinzessin Beatrix, er zu Orvieto den 27. Mai 1267 verlobt worden. Die Ehe selbst erfolgte im J. 1273, und am 3. Juli 1281 errichtete Philipp, unter des Papstes Martin IV. Vermittelung, mit seinem Schwiegervater und der Republik Venedig ein Bündniß gegen Michael Paläologus, zu Wiedereroberung des griechischen Reichs. Er starb im J. 1285; seine einzige Tochter, Catharina von Courtenay, Kaiserin von Constantinopel, den 2. Januar 1307 oder 1308 zu Paris, oder, nach andern, den 8. October 1307 in dem nahem St. Ouen. Sie war am Hofe König Karls II. von Neapel erzogen, zuerst von dem Despoten Johann Paläologus, dem ältesten Sohne des ältern Kaisers Andronicus, zur Ehe begehrt, dann am 24. Januar 1299 mit dem Prinzen Jacob, dem ältesten Sohne des Königs Jacob I. von Mallorca verlobt worden, heirathete aber 1300 oder 1301 zwischen dem 28. Januar und 8. Februar mit päpstlicher Dispens ihren Vetter, den Grafen Karl von Valois, dem sie vorher die Herrschaften Courtenay, Blaton u. s. w., dann ihre Rechte an Griechenland und Namur geschenkt hatte, doch so, daß er auf den Fall ihres kinderlosen Abganges nur die Leibzucht davon haben, und das Ganze dereinst an ihre Erben zurückfallen solle. Sie ruhet in der Jacobinerkirche zu Paris.

Robert von Courtenay, des Prinzen Peter zweiter Sohn, der Ahnherr der Linie von Champignelles, besaß, außer Champignelles bei Tonnerre, das benachbarte Charny, Château-Renard zum Theile, Chantecocq, Vermanton, Cloyes, Baillet, und erheirathete mit Mathilde von Mehun, † 1240, die Herrschaften Mehun-sur-Yevre und Selles in Berry, wurde auch von König Philipp August mit den confiscirten Herrschaften Conches und Nonancourt in der Normandie beschenkt. Im J. 1223 wurde er von König Ludwig VIII. zu seinem Obristmundschenken ernant, und er folgte als solcher dem Könige 1224 in den mühsamen Feldzug nach Poitou und zur Einnahme von Rochelle, so wie er 1226 bei der Eroberung von Languedoc und der Belagerung von Avignon gebraucht wurde. Auch dem Könige Ludwig IX. leistete er Dienste von Wichtigkeit, besonders 1229 in dem Kriege mit Theobald VI., dem Grafen von Champagne. Im J. 1237 stiftete er in der Nähe von Mehun die Abtei Beauvoir, für Nonnen Cistercienserordens. Er starb 1239 in dem heiligen Lande, sein ältester Sohn, Peter I., in Ägypten, und zwar dieser an den in der Schlacht bei Massura empfangenen Wunden. Peter hatte mit Petronilla von Joigny einen Theil der Herrschaft Château-Renard, den eine Courtenay des ältern Geschlechts in das Haus Joigny gebracht, erheirathet, hinterließ aber nur eine Tochter, Amicia, die Conches, Mehun-sur-Yevre, Selles, Château-Renard und Charny ihrem Gemahle, dem Grafen Robert II. von Artois, zubrachte und 1275 zu Rom starb. Radulf I., Roberts I. dritter Sohn, besaß Illiers und Neuvy in Auxerrois, Paudy in Berry, Tramelay und Pymorin in Hochburgund, folgte 1247 dem Grafen von Anjou in den Zug nach Neapel, wofür er 1269 mit der Grafschaft Chieti in Abruzzo belehnt wurde, und starb 1271, von Alix von Montfort nur eine Tochter hinterlassend. Diese, Mathilde von Courtenay, Gräfin von Chieti, Frau auf Paudy, Neuvy, la Motte-les-Champignelles und Villeneuve-les-genets, wurde durch Vertrag vom J. 1284 mit Philipp von Dampierre, des Grafen Guido II. von Flandern ältestem Sohne, verheirathet, und starb kinderlos in Italien im J. 1300 oder 1303, daher ihre Güter am 4. Mai 1304 unter ihre nächsten Erben vertheilt wurden, und zwar erhielten ihre Neffen, der Erzbischof von Rheims und sein Bruder, Johann I. von Courtenay, die Herrschaften la Motte, Villeneuve-les-genets, Vermanton und Lorant, und die Kinder Philipps von Artois die Herrschaften Neuvy und Paudy. In Gemeinschaft blieben Tramelay und Pymorin, als im Auslande gelegen. Robert von Courtenay, Roberts I. vierter Sohn, Herr von Damville und Ronancourt in der Normandie, auch von Vermanton und Baillet zum Theil, war bereits 1251 Domdechant zu Chartres, wurde 1258 zum Bischofe von Orleans gewählt, folgte 1270 dem h. Ludwig nach Afrika, verkaufte 1274, den Montag vor Estomihi, die Herrschaft Damville, und starb den 4. August 1279. Johann, Roberts I. fünfter Sohn, auf Cloyes bei Meaux und Baillet zum Theil, wurde 1266 zum Erzbischofe von Rheims erwählt, folgte an der Spitze von 30 Rittern, für die ihm 4000 Pfund an Geld und ein eigenes Schiff angewiesen waren, dem h. Ludwig nach Tunis, und starb in dieser Expedition den 20. August 1270. Der sechste Sohn endlich, Wilhelm I., Herr von Champignelles, Baillet, Cloyes, Ronancourt und la Ferté-Loupière, pflanzte durch seinen einzigen Sohn zweiter Ehe, Johann I., die Linie fort, während sein ältester Sohn erster Ehe, Robert, im J. 1299 den erzbischöflichen Thron von Rheims bestieg. Robert, der seinem Bruder Johann I. die Verwaltung des Erzbisthums in weltlichen Dingen übertragen hatte, fügte zuerst dem Stifswapen das Geschlechtswapen bei, nante sich in einer Urkunde vom 1. August 1319 zum erstenmale Erzbischof und Herzog von Rheims, was überhaupt das erste Beispiel dieser Art, setzte in Zeit von sechs Jahren drei Königen von Frankreich die Krone auf, und starb den 3. März 1323, sein Bruder, Johann I., über dessen Abstammung einige erhebliche Zweifel walten, vor dem 5. December 1318. Von Johanns I. Söhnen setzte Johann II. die Hauptlinie in Champignelles fort, Philipp wurde der Stammvater der ersten Linie in la Ferté-Loupière, deren Mannsstamm jedoch bereits mit dessen Enkel, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erloschen ist, Stephan endlich wurde nach Hugo's von Arcy Tode zum Erzbischofe von Rheims erwählt, starb aber den 7. November 1352, bevor seine Bestätigung eintreffen können. Johann II., Herr von Champignelles, la Motte-les-Champignelles, Villeneuve-les-genets und S. Briçon in Berry, erheirathete mit Margaretha von S. Verain die Herrschaft Bleneau in der Nähe von Briare, und starb den 4. December 1334. Seines Sohnes,

Peters II. Kinder, theilten abermals, und zwar stamt von dem jüngern Sohne, von Johann, der mit den Herrschaften Bleneau, Villar, la Ferté-Loupière, Chevillon, Chassenay, Marquant, Arrablay, Croquetaine und Tonnerre abgefunden war, die Linie in Bleneau ab, der ältere Sohn hingegen, Peter III., der mit Johanna Braque die Herrschaften S. Maurice-sur-Laveron, Châtillon-sur-Loing, Courcelles-le-roi, Dannemarie-en-Puisaye erheirathete, setzte das Haus Champignelles fort, das doch bereits mit dessen Sohne, Johann IV., im J. 1472 erloschen ist, nachdem dieser vorher alle seine Güter verschleudert hatte. Johann von Courtenay, Peters III. Bruder, der Ahnher des Hauses Bleneau, † 1460, hatte fünf Söhne. Von dem jüngsten, von Karl, stamt die Linie in Arrablay ab, die bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bestand. Der dritte, Peter, gründete das neue Haus la Ferté-Loupière, von dem unten; der älteste, Johann II., Herr von Bleneau, Villar und Champignelles, † 1480, wurde der Großvater von Franz I., der mit König Ludwig XII. als dessen Ehrenknabe erzogen, und von König Franz I. 1528 zum Amtmann zu Auxerre ernant wurde, der Königin Eleonora als erster Pannetier diente und 1561 verstarb. Mit dieses Franz Urenkel, Caspar II., der am 1. April 1653 seinem Vetter, Ludwig von Courtenay in Chevillon, die Herrschaft Bleneau schenkte, ist die Hauptlinie in Bleneau erloschen (1655).

Peter I., Johanns I. in Bleneau dritter Sohn, und der Ahnherr des neuern Hauses la Ferté-Loupière, besaß außer der Herrschaft dieses Namens unweit Joigny, auch Chevillon, Frauville, Bontin, Martroy, Prenay, la Ville-au-Tartre und Yville-sur-Seine, und wurde Vater von sechs Söhnen, Hector, Johann, Karl, Ludwig, Peter und Edmund. Der älteste, Hector, succedirte in la Ferté-Loupière und Villeneuve-la-Cornuë und wurde in seiner Ehe mit Claudia von Ancienville, Vater von sechs Kindern, worunter zwei Söhne. Der älteste, Renat, ein tapferer Krieger, der mit Anna de la Magdelaine in kinderloser Ehe lebte, wurde 1562 vor Bourges erschossen, der jüngere, Philipp, starb unverehelicht um 1551. Ludwig, Peters I. vierter Sohn, auf Ville-au-Tartre, Yville-sur-Seine, Bontin und la Cattiniere, gründete die Linie in Bontin, sie erlosch aber bereits mit dessen Sohne Franz, auf Bontin, Beaulieu, la Cattiniere, le Petit-Frauville, Beauregard, Martroy-Saint-Denis, Suraine und Sommeraise, der sich zu der reformirten Kirche bekant hatte, und vor dem J. 1578 verstarb, nachdem er mit Louise von Jaucourt zwei Töchter erzeugt, von denen die jüngste, Anna von Courtenay, die Erbin von Bontin, Beaulieu und andern nicht unbedeutenden Besitzungen, sich den 4. October 1583 auf dem Schlosse Bontin mit Maximilian von Bethune, dem großen Sully, vermählte. Sie starb zu Rosny im Juni 1589. Peters I., des Ahnherrn des neuen Hauses la Ferté-Loupière zweiter Sohn, Johann, gründete die Linie in Chevillon unweit Montargis, in dessen Nähe er auch noch Martroy, Frauville und theilweise Moulins besaß. Er starb den 24. Mai 1534 und ruhet in der Kirche zu Chevillon. Sein Enkel, Johann II. von Courtenay auf Chevillon, Frauville und Briant, diente dem Könige Heinrich IV. in allen seinen Kriegen bis zum Frieden von Vervins, und starb den 3. Februar 1639, nachdem er sich zuerst wieder bemühet, die königliche Abkunft seines Hauses geltend zu machen, und zu dem Ende im J. 1607 eine eigene Druckschrift erscheinen lassen unter dem Titel: de stirpe et origine domus de Courtenay, quae coepit a Ludovico Crasso, hujus nominis sexto Francorum rege, sermocinatio; cui inserti sunt supplices libelli regi ad hanc rem oblati, una cum repraesentatione juris et meritorum praesentis instantiae. Diese Druckschrift blieb jedoch eben so erfolglos als eine Bittschrift, die Johann 1603 dem Könige übergeben, und worin er darauf angetragen, für einen Prinzen von königlichem Geblüte anerkant zu werden, oder als die den Ansprüchen des Hauses Courtenay günstigen Artikel, die der Prinz von Condé in den Vertrag von Loudun vom J. 1616 einrücken lassen. Johanns II. ältester Sohn, Ludwig I., Prinz von Courtenay, wie er sich nante, um den Anspruch seines Hauses an den Tag zu legen, geb. den 25. August 1610, erheirathete mit Lucretia Christina von Harlay die Grafschaft Cesy, und starb den 23. November 1672. Er hatte bei Ludwig XIV. einen neuen Versuch gemacht, seine Rechte als ein Capetinger geltend zu machen, erhielt aber von dem Könige folgende Antwort: „wenn mein Vater und Großvater euch wehe thaten, indem sie euch der Prinzen von Geblüt Titel und Rechte versagten, so bin ich bereit, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Wir sind indessen von der jüngern Linie, beweiset mir, daß die ältere Linie meines Hauses euch anerkant hat, und ich werde euch auf der Stelle anerkennen." Was man den Courtenays hauptsächlich entgegensetzte, war, daß ihr Ahnherr, der Prinz Peter, Namen und Wapen des königlichen Hauses mit denen der Herren von Courtenay vertauscht, also seinen Heerschild erniedrigt hatte; weil aber doch seine königliche Abkunft nicht geleugnet werden konte, so ließ der Monarch sich herab, mit den Courtenays zu unterhandeln. Sie sollten die Lilien wieder in ihr Wapen aufnehmen, sie jedoch, gleich Bastarden, mit einem linken Schrägbalken durchschneiden, dagegen aber standesmäßige Versorgung empfangen. Davon wollte der Prinz Ludwig aber niemals hören, nur auf dem Todesbette ermahnte er mit vieler Wärme seinen ältesten Sohn, den Prinzen Ludwig Karl, die dargebotene königliche Gnade anzunehmen. Er schilderte ihm mit lebendigen Farben das Unglück, so der Anspruch ihm zugezogen, die bittere Armuth, so er um seinetwillen ertragen. Wie der junge Mann demungeachtet unbeugsam blieb, da drückte der Vater ihn mit Inbrunst an sein Herz und zeigte ihm zugleich eine Pistole, die im Bette verborgen gewesen: „Sie sollte dein Leben endigen," setzte er hinzu, „wärest du schwach genug gewesen, vielmehr meinen Rathschlägen, als meinem Beispiele zu folgen." Dieses Sohn, Ludwig Karl, Prinz von Courtenay, Graf von Cesy, geb. den 25. Mai 1640, diente in der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Barbarei, 1664, auch, nicht ohne Auszeichnung, in den Kriegen, die durch den Nimweger und Ryswicker Frieden geendigt wurden, vermählte sich in erster Ehe mit Maria von Lameth, und nach

ihrem am 18. Juni 1676 erfolgten Ableben zum andernmale den 14. Juli 1688 mit Helena von Besançon, übergab am 1. October 1715 dem Pariser Parlament eine neue Protestation, seine Rechte als ein Abkömling des königlichen Hauses zu verwahren, und starb den 28. April 1723. Sein ältester Sohn, Ludwig Gaston, geb. den 9. October 1669, blieb vor Mons 1691, der jüngere Sohn, ebenfalls aus der ersten Ehe, Karl Roger, Prinz von Courtenay, Graf von Cesy, Herr von Chevillon, Bleneau, Frauville und Briant, geb. den 21. Juli 1671, diente in den Jahren 1690 und 1691 als Garde-marine, trat später als Hauptmann in der Königin Dragonerregiment, und starb den 7. Mai 1730 als der letzte echte männliche Nachkomme des Prinzen Peter von Frankreich, denn seine am 17. November 1704 mit Maria Clara Genovefa von Bretagne eingegangene Ehe blieb kinderlos. Maria Clara selbst war des Marquis Claudius von Avaugour und der Anna Judith le Lievre Tochter, auch des Gonzalez Joseph Carvalho Patalino, des Großmeisters der königlichen Bauten in Portugal, Witwe, starb zu Paris den 24. October 1740, und es wurden für sie in Gemäßheit ihres letzten Willens 3000 Seelenmessen gelesen. Noch lebte eine Tochter des Prinzen Ludwig Karl aus der zweiten Ehe, Helena von Courtenay, geb. den 7. April 1689, und seit dem 5. März 1712 mit Ludwig Benignus von Beaufremont, Marquis von Listenois, verheirathet. Sie machte im J. 1736 neue Versuche, ihre königliche Herkunft anerkennen zu lassen, legte sich auch in einer zu dem Ende ausgegebenen Denkschrift den Titel einer Prinzessin von königlichem Geblüte bei, dessen Gebrauch ihr aber das Pariser Parlament durch Spruch vom 7. Februar 1737 untersagte, gleichwie die Denkschrift selbst unterdrückt wurde, und starb den 29. April 1768, nachdem sie den 22. Juni 1755 Witwe geworden.

Die Hauptlinie in Tanlay wurde, wie wir gehört haben, von Wilhelm I. von Courtenay, des Prinzen Peter von Frankreich viertem Sohne, der mit Tanlay, Mailly-le-Château, Joux, Ravières und St. Winemer (sämtlich in Tonnerrois oder Auxerrois) abgefunden worden, begründet. Wilhelms Urenkel, Robert II., auf Tanlay, Ravières und St. Winemer, starb 1310. Roberts II. Enkel, Philipp I., Herr von Tanlay, Ravières, St. Winemer, St. Thierry, Poisy, St. Savine und Poligny, stritt in der Schlacht von Crecy an der Spitze von 11 Edelknechten, die zu seinem Gefolge gehörten. Mit seinem Sohne Stephan ist diese Linie zu Ende des Jahres 1384 erloschen. Der Ahnherr der Linie in Yeres, des Prinzen Peter fünfter Sohn, Johann von Courtenay, hinterließ seinem Sohne, Wilhelm I., außer Yeres auch Bondoufle, Revigny und Coms-la-ville, sämtlich in Isle-de-France, an oder bei dem Flüßchen Yeres gelegen. Von einem von Wilhelms Enkeln, auch Wilhelm genant, stamt die Anfangs des 15. Jahrhunderts mit einer Jakobine von Courtenay erloschene Nebenlinie in Bondoufle ab; der ältere hingegen von Wilhelms I. Enkeln, Johann II., der noch im J. 1315 vorkomt, setzte das Haus Yeres fort. Mit dieses Johann Urenkel, Johann IV. auf Yeres, so er doch zur Hälfte verkauft hat, Coms-la-ville, Revigny und Courpalay, dessen einzige Tochter, Isabella, sich mit Gottfried Tout-Outre verheirathete, ist solches aber ebenfalls vor Anfang des 15. Jahrhunderts erloschen, daß demnach von der Mitte des 17. Jahrhunderts an nur noch die einzige Linie in Chevillon bestand, die auch sogar alle Bastardlinien, von denen hier nicht die Rede seyn kann, überlebte. Denn obgleich noch viele, zum Theile nur bäuerliche Familien in dem alten Beauce den Namen Courtenay führen, so sind es doch nur weibliche Abkömlinge, die nach französischer Sitte gar gern den angebornen Namen einem vornehmern aufopferten. Daß sie aber wirklich mit einem edlern Stamme verwandt, scheint die körperliche Schönheit, die in diesen Familien erblich, und die vorzüglich auffallend in einer Provinz, deren Physiognomien gewöhnlich so flach sind als ihr Boden, zu bestätigen.

Der Courtenay Wapen sind drei rothe Kugeln im goldnen Felde; ihr Erbbegräbniß hatten sie noch in den letzten Zeiten in der Abtei Fontaine-Jean. Vergl. *Du Bouchet*, histoire généalogique de la maison de Courtenay. Paris 1661. fol. (*v. Stramberg.*)

COUSTANT, Pierre, Benedictiner, geboren den 30. April 1654 zu Compiegne, wo die Jesuiten seine Lehrer waren. In seinem 17. Jahre trat er zu Rheims in die Congregation des h. Maurus, und kam bald in die Abtei St. Germain-des-Prés zu Paris. Ungern verließ er sie, als er 1693 das Priorat zu Nogent-sous-Coucy übernehmen mußte, kehrte 1696 nach St. Germain-des-Prés zurück, und starb als Dekan dieser Abtei den 18. October 1721. Die Congregation, der er angehörte, zählt ihn unter ihre gelehrtesten Mitglieder, und als Patristiker zeichnete er sich durch den Umfang seines Wissens, eine gesunde Kritik und große Genauigkeit aus. Zum Beweise dient besonders seine Ausgabe des Hilarius: *Opera ad mss. codd. nec non ad vett. edd. castigata, aucta, locupletata et illustr.* Par. 1693. fol., die Frucht vieljähriger Arbeit, und eine der besten Benedictinerausgaben eines Kirchenvaters. Einen rühmlichen Antheil hatte er an der Ausgabe von *Augustini opp.* Par. 1679—1700. Vol. VIII. fol., indem er besonders seinen kritischen Scharfsinn durch den *Appendix tomi quinti, complectens sermones suppositios*, und den *Appendix tomi VI, continens subdiditia opuscula* beurkundete *). Zur Vertheidigung der Diplomatik Mabillons gegen den Jesuiten Germon schrieb er: *Vindiciae msstorum codd. a P. Barth. Germon impugnatorum.* Par. 1706. 8. *Vindiciae veterum codd. confirmatae, in quibus plures Patrum et Conciliorum illustrantur loci.* Ib. 1715. 8. Seine letzte Arbeit war eine schätzbare Ausgabe *Epistolarum romanor. pontificum et quae ad eos scriptae sunt a Clemente I. usque ad Innocentium III. ad veterum codd. fidem recog. et emend., notis crit. et diss. illustr. Tom. I. ab a. Ch. 67 ad a. 440.* Par. 1721. fol.; neu herausgeg. *ex rec. P. Coustantii cum ejusdem admonitionibus et select. annotat. C. T. G. Schönemann.* Gött. T. I. 1796. 8., beide unvollendet. Einen 2. und 3. Bd. hinterließ Coustant größtentheils ausgearbeitet. Wie die Kirchenväter,

*) Baillet jugem. des Sav. T. II, 492.

deren Studium ihn zeitlebens beschäftigte, führte er eine sehr strenge Lebensart, versagte sich die gemeinsten Bequemlichkeiten, bewohnte im strengsten Winter ein ungeheiztes Zimmer, that aber auch den Armen viel Gutes **). (*Baur.*)

COVARRUVIAS, ein berühmtes, durch gelehrte Verdienste ausgezeichnetes spanisches Geschlecht, das seinen Namen von einer Landschaft in der Diöces Burgos ableitet. Der berühmteste dieses Geschlechts ist der Canonist und Bischof zu Segovia Diego (Didacus) de Covarruvias y Leyva, Sohn eines Architekten zu Toledo, wo er den 25. Juli 1512 geboren war. Er studirte die Rechte zu Salamanka, und wurde bald daselbst als Lehrer des kanonischen Rechts angestellt. Er war Rath in dem Obergerichte von Granada, als ihn Karl V. 1549 zum Erzbischof von St. Domingo ernante, allein er verbat sich diese Ehre, bekleidete dagegen die bischöfliche Würde von Cindad Rodrigo, die ihm Philipp II. 1560 übertrug. Einige Zeit darauf entwarf er auf höhern Befehl für die hohe Schule zu Salamanka Statuten, die bis auf die neuesten Zeiten ihre Giltigkeit behielten, und auf der Kirchenversamlung zu Trident, wohin er bald darauf gesandt wurde, verfertigte er allein das Reformationsdecret, dessen Entwerfung ihm und dem Cardinal Hugo Buoncompagno (nachmaligem Papst Gregor XIII.) gemeinschaftlich übertragen worden war. Nach seiner Rückkunft wurde er 1565 Bischof von Segovia, 1572 ernante ihn Philipp II. zum Präsidenten des Rathes von Castilien, 2 Jahre darauf wurde er Präsident des Statsraths, und den 27. September 1577 starb er zu Madrid. Ein Patriot in Wort und That, ein kluger und redlicher Geschäftsmann, war er auch einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit, ein gelehrter Kenner der Sprachen, Alterthümer und Theologie, nicht nur in Spanien hochgepriesen, sondern auch von den ersten Gelehrten des Auslandes (Grotius, Conring, Boccalini zc.) verehrt. Der Präsident Fabert nent ihn virum praestantissimi judicii, Menochius primarium inter jurisconsultos suae aetatis, und gewöhnlich hieß er der Bartolus Spaniens. Seine Schriften wurden oft zusammen gedruckt, zu Lyon 1568; 1606; 1661. Fol.; zu Antwerpen, von J. Meursius, 1638. 2 Bde. Fol.; am besten mit Zusätzen von Ybannez de Faria, 1762. 5 Bde. Fol. Bemerkenswerth sind besonders die Abhandlungen: *De mutatione monetarum*, und *Collatio nummorum veterum cum modernis*, vorher einzeln 1556. Fol. Unter den übrigen zeichnen sich aus die drei Bücher *Variarum resolutionum ex pontificio, regio et caesareo jure* [1]). — Sein Bruder, Don Antonio Covarruvias, war ebenfalls ein berühmter Lehrer des bürgerlichen Rechts zu Salamanka, begleitete den Diego auf die Kirchenversamlung zu Trident, ward nachher Mitglied des königl. Rathes von Castilien, zuletzt, da er das Gehör verloren hatte, Kanonikus zu Toledo, wo er im December 1602 starb. Man hielt ihn in Spanien für den gelehrtesten Hellenisten seiner Zeit, und betrachtete ihn als das Orakel der Gelehrten; Justus Lipsius nent ihn Hispaniae magnum lumen, und Andreas Schottus omni doctrinae genere et juris scientia excellentem. Gedruckt ist nichts von ihm, aber an den Variis resolut. seines Bruders hatte er vielen Antheil [2]). — Der Neffe dieser beiden, Don Sebastian Covarruvias y Orozco, war Kaplan bei König Philipp III., Kanonikus von Cuença und Rath des heiligen Officiums. Er besaß gute humanistische Kentnisse, schrieb *Emblemas morales*. Madr. 1610. 4., und einen öfters gedruckten *Tesoro de la lengua castellaana o española*. Madr. 1611. fol., verm. u. verb. von Benito Remigio Noydens. Ebend. 1674, 2 Bde. Fol. Sein Bruder, Don Juan Covarruvias y Orozco, zu Toledo geboren, war Kanonikus zu Sevilla, Archidiakonus zu Cuellar und Bischof von Girgenti (Agrigent) in Sicilien. Eine Buchdruckerei, die er daselbst anlegte, zog ihm viele Verdrießlichkeiten zu, denn da die Werke, die er drucken ließ, seine Rechtgläubigkeit verdächtig machten, so mußte er sich in Rom verantworten, und es währte lange, bis er losgesprochen wurde. Clemens VIII. dispensirte ihn von der Rückkehr nach Sicilien, und Philipp III. verlieh ihm in Spanien ein Bisthum, er starb aber schon 3 Jahre nachher, 1608. Man hat von ihm: *De la verdadera y falsa profecia*. Segov. 1588. 4. *Emblemas morales*. Ib. 1589. 4.; in Prosa und Versen, vom Verfasser selbst ins Lateinische übersetzt, und in beiden Sprachen gedruckt unter dem Titel: *Symbola sacra*. Agrigent. 1601. 8. *Paradoxas christianas contra las falsas opiniones del mundo*. Segov. 1592. *Consuelo de Affligidos*. Agrig. 1605. 8. *Doctrina de principes, enseñada por el santo Job*. Valladol. 1605. 4. *Origen y principio de las lettras* [3]). (*Baur.*)

COVERN, starkes Kirchdorf, auf dem linken Ufer der untern Mosel, zwei starke Stunden oberhalb Coblenz, in der Bürgermeisterei Winningen des landräthlichen Kreises Coblenz gelegen, ist weniger bekant durch eine gedoppelte, malerische Schloßruine und durch einige Spuren von spathischem Eisenerze, als durch die St. Matthiaskapelle, die sich, ein Sechseck, nahe bei dem Thurme der obern Burg erhebt, und durch ihre merkwürdige Bauart, ganz den Constantinischen Baptisterien (nur daß diese fast immer achteckig oder rund) ähnlich, zu den mannichfaltigsten Hypothesen Veranlassung gegeben hat. Gewöhnlich, doch ohne allen historischen Grund, wird ihre Erbauung den Tempelherren zugeschrieben. Der Ort selbst muß bereits im grauen Alterthum von einiger Bedeutung gewesen seyn, denn im 4ten Jahrhundert gab ihm der Triersche Erzbischof Maximinus II. in der Person des h. Lubentius (13. October) einen eigenen Selsorger, und dieser Apostel der Lahngegend beschloß auch in Covern sein Leben. Im J. 980 vergabte der Erzbi-

**) Eloge du P. Coust. im Journ. des Sav. 1722. Fevr. 227. Continuat. de la biblioth. des auteurs eccles. de XVIII. siecle. T. I. 199. Tassins Gel.-Gesch. v. St. Maur. 2. Bd. 30—48.

1) Antonii biblioth. hisp. nova. T. I. 276. Miraeus de scriptor. sec. XVII. Pancirollus de claris leg. interpret. 379. Terrasson hist. iurisprud. P. IV. 435.

2) Antonius et Miraeus l. c. Teissier eloges des sav.

3) Biogr. univ. T. X. (von Villenave).

schof Egbert seine Güter in Couerne an die Abtei St. Märien, bei Trier, wogegen der Graf Walram von Arlon 1052 seine hiesigen Besitzungen an die Triersche Kirche abtrat. Im J. 1129 kömt unter den Ministerialen der Trierschen Kirche ein Ludwig de Couerna, und in einer Urkunde von 1181 ein Wilhelmus de Couerna vor; letzterer, wahrscheinlich Domherr zu Trier, wird unter den Zeugen geistlichen Standes genant, daß es demnach nicht zu entscheiden, ob er, gleich jenem Ludwig, militaris conditionis, oder ob er dem Dynastengeschlechte von Covern angehörte, das vielleicht eines Herkommens mit den großen Grafen von Are, und dessen Erbtochter die Herrschaft Covern an ihren Gemahl, Gerlach II. von Isenburg, brachte. Einer der Söhne dieser Erbtochter, Gerlach, nahm seiner mütterlichen Vorfahren Namen und Wapen an, bestätigte als dominus Gerlacus Kobrunensis im Jahr 1189 den Verkauf eines Hofs zu Lonnig, den sein Dienstmann, Bertoldus de Kobruna vorgenommen, verglich sich im J. 1190 mit der Abtei Laach wegen der Leistungen, die er von der Abtei Höfen zu Heimbach und Bendorf zu fodern berechtigt war, gerieth aber, weil er neben dem alten Schlosse zu Covern ein neues erbauet, mit dem Erzbischofe Johann von Trier in Fehde, wurde gefangen und mußte, durch Vertrag vom J. 1195, beide Schlösser als Triersches Mannlehen anerkennen. Seine Söhne, Heinrich und Gerlach, kommen in Urkunden von 1195 und 1217 vor, gleichwie dieses jüngern Gerlach und der Jutta Sohn, Heinrich, der 1235 von Erzbischof Theoderich von Trier die Trierschen Lehen empfing, wie sie sein Oheim Heinrich empfangen hatte, von 1229 an, als alleiniger Besitzer von Covern erscheint. Heinrich starb nach dem J. 1260, ohne Kinder von seiner Gemahlin Mechthildis zu haben, und weil sein Bruder, Lothar, ein Geistlicher und Propst zu St. Kunibert in Cöln, so fiel die Herrschaft Covern, nicht aber der Antheil an den Isenburgschen Stamgütern in Engersgau, an ihrer Schwester Adelheid Sohn, Friedrich von der Neuerburg. Friedrich, der sich bald von der Neuerburg, bald von Covern nante, zu Zeiten auch beide Namen zusammenfügte, verpfändete 1274 der Abtei St. Matthias bei Trier das Vogteirecht über derselben Hof zu Polch um 200 Mark, versprach 1277, gegen ein anderweitiges Darlehen, so er von dem Erzbischofe Heinrich von Trier empfangen, daß er die beiden Schlösser zu Covern niemals veräußern wolle, und verpfändete dem nämlichen Erzbischofe nochmals die schon früher von seinem Oheim Heinrich um 100 Mark Heller versetzte Vogtei zu Münster-Mayfeld, so wie den Hof zu Kärlich. Seine Gemahlin, Irmgard, hatte ihm mehre Söhne geboren: den ältesten, auch Friedrich genant, wußte der Vater zur Verzichtleistung auf die Erbfolge in Covern zu bestimmen, den jüngern, Robin, verheirathete er, durch Vertrag vom Donnerstage nach St. Urban 1272, mit Lise von Epstein, deren Witthum, 100 Mark jährlich, auf dem Hofe zu Kärlich radicirt war, und die 1306 als Witwe vorkömt. Robin, als Herr zu Covern, veräußerte 1281 auf Wiederkauf seine Vogteirechte über des St. Simeonsstiftes Hof zu Lehmen, ließ es sich gefallen, daß der römische König Adolf im Jahr 1293 sein Schloß Covern wegen einer Schuld von 2000 Mark Heller an das Erzstift Trier verpfändete, scheint auch einen Antheil an Rhein-Metternich besessen zu haben, und starb 1301 mit Hinterlassung dreier Töchter, von denen Kunegunde den Grafen Johann von Sayn, Mechthilde den Salentin von Isenburg, und Jutta den Arnold von Püttingen und Dachstuhl heirathete. Der Kunegunde Sohn, Graf Johann von Sayn, verkaufte 1347 seinen Antheil an der Herrschaft Covern um 17,000 kleine Gulden an den Erzbischof Balduin von Trier, worin ihm sein Vetter, Salentin von Isenburg, der Sohn der Covernschen Erbtochter Mechthild, im J. 1350 nachfolgte. Letzterer erhielt für seinen Antheil nur 2300 kleine Gulden. Den Püttingenschen Antheil erkaufte das Triersche Domcapitel im Jahr 1379 um 2900 schwere Gulden, daß also die Herrschaft Covern, zu der auch Polch, Lehmen, Lonnig und ein Antheil an dem Polcher Dingtage gehörte, gänzlich dem Erzstifte Trier, und zwar dem Amte Münster-Mayfeld, einverleibt wurde.

Noch bestand das Rittergeschlecht von Covern, aus dem 1235 Enolphus, 1248 Gillo, 1281 Heinrich, 1292 Sifried und sein Sohn Eberhard vorkommen. Am Dienstage in der Charwoche 1360 verzichtet Petersen, weiland Gobel Rumelians von Covern Witwe, auf allen Anspruch an die Vogtei Wolken und eine von einem Burglehen zu Covern herrührende Gülte von 8 Ohmen Wein, wogegen der Erzbischof Boemund ihren Sohn Johann Rumelian mit dem Hofe Sollich und verschiedenen Gütern zu Covern belehnte. Dieterich Lutter von Covern verkauft 1386 sein Haus zu Wesel um 1200 schwere Gulden an den Erzbischof Kuno. Johann Romelian erhielt von Erzbischof Otto die Zusage, daß seine Töchter, im Falle er ohne männliche Leibeserben abgehen sollte, ihm in den Lehen folgen könten (10. Mai 1419). Johann Lutter von Covern wird, Freitag nach Allerheiligen 1491, mit dem Hofe Lohbusch belehnt, wie ihn seine Voreltern inne gehabt, gab ihn aber, da er keine Leibeserben hatte, 1529 an das Erzstift zurück. Er wohnte zu Moselweiß bei Coblenz, und trieb, der Sage nach, zu Zeiten der Schnapphahne Gewerb. Endlich wurde er mit seinem Gesellen Weißgerber, unweit Cochem, ergriffen und nach Coblenz abgeführt. Er hatte damals freilich niemanden überfallen, die Kappen, Knebel und Stricke, die er bei sich geführt, schienen aber den Richtern hinreichender Beweis, daß er die Absicht gehabt, niederzuwerfen, und darum verurtheilten sie ihn zum Tode. Er wurde 1536 enthauptet, seine Güter aber, doch mit Ausnahme der Vogtei Waldesch, insbesondere die Höfe Sollich und Eulich und den Hof zu Moselweiß, ließ der Erzbischof Johann durch Entscheidung vom 12. November 1537 den Töchtern Johann Romelians von Covern, oder vielmehr ihren Erben, denen von Boos, Breidbach und Elz zukommen.

Der Herren von Covern Wapen war ein einfacher Adler, die Ritter von Covern hingegen führten drei kleine Adler (Alérions) im Schilde. (*v. Stramberg.*)

CRAKAU (Krakow) 50° 3′ 52″ Br. 17° 35′ 45″ L. vom Paris. Meridian, liegt am linken Ufer der Weichsel, angeblich, wo ehemals das vom Ptolemäus erwähnte Carrodunum gelegen, (ed. Bertii 1618 p. 160), 51° 30′

Longit. 42° 50′ Latit. Nach polnischen Sagen hat es Krakus I. erbaut, dessen künstlicher Grabhügel auf dem Berge Lassotria, am rechten Ufer der Weichsel, der Stadt gegenüber, dies bezeugen soll. Seiner Tochter Wanda's Hügel befindet sich eine Meile weiter bei dem Cistercienserkloster Mogila (Clara tumba) und einen dritten Hügel der Art auf dem Berge Sikornik, bei der Kapelle der h. Bronislawa ¼ Meile von der Stadt nach Westen zu, hat man dem Kosciuszko zu Ehren 1820—1825 geschüttet. Mehr als 40,000 Rthlr. kostete dieser künstliche Bau, der aus milden Beiträgen zu Stande gebracht wurde.

Böhmische Sagen lassen Krakau von ihrem Herzog Krok erbauen, und noch andere, selbst in Polen, wollen Krakau von Krakus II. erbaut wissen, denn die Landleute von Krakuszowice, jenseit der Weichsel, haben auch einen ähnlichen Krakushügel, nur drei Meilen von dem hiesigen entfernt, von dem sie dreist behaupten, daß er Krakus I. Grabmal sey. Neuere Schriftsteller machen den Erbauer Krakau's zum Fürsten von Groß- oder Weißchrobatien noch lange vor der Gründung des polnischen Reichs (a. 700), dessen Hauptstadt es bald unter den Piasten geworden, so daß Boleslaus III. 1139 dem Besitzer von Krakau bei der Theilung Polens unter seinen Söhnen den Vorrang und die Anführung des Heerbanns gegeben. Doch zur eigentlichen Residenzstadt der Könige von Polen ward es erst unter Wladislaus Lokietek 1305—11. In der prächtigen Kathedralkirche auf dem Schlosse, auf dem Felsen Wawel, liegen alle Könige von Polen von diesem Wladislaus Lokietek an 1333 bis Friedrich August II. 1733, zwei Könige ausgenommen, nämlich Wladislaus III., der bei Warna geblieben 1444, und Alexander I., der in Wilna († 1506) liegt. Dieses Schloß enthielt sonst drei Kirchen, den königlichen Palast, mehre geistliche und weltliche Gebäude. Jetzt ist nur die Kathedralkirche, der königliche Palast oder kurzweg das Schloß, Zamek, das Armenhaus, eine Tuchfabrik und mehre Häuser der niederen Geistlichkeit da, denn die höhere Geistlichkeit wohnt in der Kanonikusstraße unten am Berge. Die königliche Residenz war sonst, wie das ganze Schloß und alle Schlösser im Norden, hölzern. Erst Casimir der Gr. ließ seinen Palast mauern, nachdem er unter seinem Vater 1306 abgebrant war, und ihre jetzige Gestalt hat die Domkirche dem Bischof Nanker nach 1320, die kön. Residenz Siegmund I. 1512, und Siegmund III. 1596 zu danken, nach mehren abermaligen Bränden, welche die alte Form derselben längst geändert, so daß nur die Nordseite uralt seyn dürfte. Die Aussicht vom königlichen Schlosse ist herrlich, aber da es 1795—1809 zu Magazinen gebraucht worden, 1813—1815 zu Lazarethen, so ist es wüste und öde, und von seiner schönen Gestalt hat es durch Verengerung der Fenster und andere Bauten von innen und außen viel verloren. Stanislaus August IV. hatte (a. 1768—87) den zweiten Stock des seit 1702 wüste stehenden Palastes wieder herstellen lassen, weil alles ein zufälliger Brand unter Karl XII. verwüstet hatte, aber auch von dieser Reparatur sind jetzt fast keine Spuren mehr da. Der Dom hat seine alte Pracht behalten. Die ältesten Denkmäler der Könige sind von röthlichweiß gemischtem, schwedischem Marmor, der nach einigen aus Schweden, nach andern aus Ungern, am wahrscheinlichsten von Chencin oder sonst woher aus Polen gekommen. Auf Casimir IV. Denkmale hat sich Veit Stoß 1492 genant. Er war ein geborner Krakauer und ist im hohen Alter als einer der ersten Künstler in Nürnberg gestorben 1545. Die schönste Kapelle hat Siegmund I. angefangen 1520 und seine Tochter, die letzte Jagellonin, vollendet († 1596). Hier liegen Siegmund I., Siegmund August II. und Anna in einer Gruft unter der Erde, und in einer andern unter der Psalteristenkapelle, einer Stiftung Johann Casimirs V., liegen die andern Könige von Polen nebst ihren Gemahlinnen und den meisten Prinzen, die zwei Könige Stephan und Michael ausgenommen, die in andern Theilen der Kirche bestattet sind. Der Eingang zu diesen beiden Grüften ist bei dem nördlichen Thore der Kirche zwischen beiden Kapellen. Den König Johann Sobieski hat Stanislaus Augustus hier herausnehmen, und ihm am westlichen Haupteingange der Kirche eine besondere Gruft machen lassen 1787—1790. Hier wollte er selbst dereinst begraben werden. Er liegt aber in Petersburg, hier hat man aber Kosciuszko († 1819), und Fürst Joseph Poniatowski erst 1816 beigesetzt. Besondere Monumente in der Kirche zerstreut zieren überall dieselbe, so wie auch die fast ganz silberne Kapelle des heiligen Stanislaus. Die Stadt Krakau an sich hat jetzt 683 Häuser, die fünf Vorstädte Kleparz, Wesola, Piasek, Smolensk 601, Kazimir Christenstadt 193, Judenstadt 211. Alles zusammen 1788 Häuser, 32,905 Einwohner, worunter 9732 Juden. Sonst waren Kasimir und Klepar besondere Städte, und jede hatte ihren besondern Magistrat, jede Vorstadt aber besondere Vogteigerichte, manche eins, manche zwei. Erst 1790—1791 wurde alles zu einem Ganzen vereinigt. Als die Tatarn ganz Polen verwüstet hatten 1241, so lag auch Krakau in der Asche. Boleslaw V., der Keusche, gab der Stadt 1257 Magdeburgisches Recht: „so wie es Breslau haben sollte, nicht wie es dasselbe hat," sagt er ausdrücklich. Schon 1287 war die Stadt stark genug, sich der Mongoten (Tatarn) zu erwehren. Seit Casimirs des Großen Zeiten 1333—1370 fing man in Krakau an, die Häuser im teutschen und italienischen Geschmack zu bauen, so daß Hartmann Schedel in seiner Chronik 1491 es unter die schönsten Städte Europa's rechnet. Der Handel mit Rußland und Ungern, so wie mit dem übrigen Europa, machte die Stadt reich. Sie gehörte zur Hanse bis 1518. Hier hatten die Fugger, die Bethmann Comtoire und die Thurso aus Ungern wurden hier reich, da sie zuerst das Silber vom Olkußer Blei schieden. Noch sind in vielen Häusern Laboratorien in den Kellern zu ähnlichen Processen. Krakau gerieth erst in den Verfall, als der unduldsame König Siegmund III. die Residenz 1609—1616 nach Warschau verlegte, weil der reformirte Adel im Krakauschen ihm sehr verhaßt war. Damals hatte die Stadt an 80,000 Einwohner, aber seitdem sank sowol die Einwohner- als Häuserzahl allmälig sehr herab bis 1655, wo Krakau durch Karl Gustav, König von

Schweden, eingenommen wurde. Alle Vorstädte, ein großer Theil der Stadt ward verbrant, und die dreijährige Belagerung der Stadt durch Polen und Kaiserliche brachten vollends allen Wohlstand herunter. Kaum 20,000 Einwohner machten die Volkszahl von dem ganzen Krakau aus. Die Verfassung des kleinen, nur über ein Sechstheil der Stadt gebietenden Magistrats war ganz aristokratisch. Es bildeten sich bürgerliche Patricier, die vollends alles herunter brachten. Vladislaus IV. schützte die Religionsfreiheit, und da mehre Handwerksinnungen nicht mehr das Meisterrecht den Unkatholischen gestatten wollten, so verbot er dies streng und ernstlich, aber sein Bruder, der Cardinal Johann Albrecht, Bischof von Krakau 1633, widersetzte sich dem königlichen Befehle, und der Magistrat wollte lieber dem Bischofe, als dem Könige gehorchen! — Die Universität, ursprünglich von Casimir dem Großen 1343 mit zwei oder drei Fakultäten gestiftet, war unter Ludwig von Ungern fast eingegangen. Jagello hatte sie restaurirt und auch die theologische Fakultät dazu errichtet. Die Universität war unter den Jagellonen im blühenden Zustande. Siegmund III. brachte sie sehr herunter, indem seit 1606 alle Professoren geistlich seyn mußten, die Mediciner ausgenommen. Auch eröffneten die Patres Societatis Jesu nun ihre Schulen zu Krakau, sie wollten die Universität, wie in Wilna und Löwen, allein haben, und der König, ihr Schützling, wollte ihnen sogar die ganze Universität zuwenden. Vladislaus IV. nahm sich der Universität an. Die Jesuiten mußten ihre Schulen 1635 schließen. Aber der blühende Zustand der Universität war auf lange Zeit verloren, da die Jesuiten fast den ganzen Adel in ihre wohlbesetzten Schulen zu Posen, Lublin, Sandomir und Warschau gezogen hatten. — Unter Johann Casimir V. waren aber auch die meisten Fonds der Universität darauf gegangen oder in geistliche Hände gerathen. Doch studirten noch manchmal einige von Adel in Krakau. So selbst die Brüder Sobieski, aber nach 1702 hörte auch dies auf, und die Universität eilte sichtlich ihrem Untergange zu, wenn sie nicht Stanislaus Augustus IV., so gut wie er konte, 1780 durch die Schenkung der Propstei Miechow und durch Anstellung weltlicher Professoren gerettet hätte. Da aber kaum 60 Zuhörer jährlich die Universität wirklich besuchten, nach der ersten Theilung Polens 1772 die letzten Fonds jenseit der Weichsel an Östreich fielen, das, was der König Stanislaus Augustus geschenkt hatte, zum Theil durch Intriguen der Universität wieder entzogen ward, das, was der Primas, Bruder des Königs, Michael Fürst Poniatowski, der Universität von den Summen, die Joseph II. zum Ersatz der eingezogenen geistlichen Fonds zahlte von 500,000 Rthlr. (der Universität allein 400,000 polnische Fl.) in einem Bankerot verloren ging; so konte die Universität nicht sehr blühen. — Krakau zählte 1787 innerhalb der Stadt 536 Häuser, 9440 Einwohner, und über 1000 Einwohner waren weggezogen; nimt man auch Casimir und die fünf Vorstädte, die sich aber sehr langsam von dem Brande bei der Belagerung durch die Russen 1768 erholten, dazu, so waren kaum 15,000 Menschen im Allgemeinen hier wohnhaft. Nach 4 Jahren hatte Krakau ein neues Unglück betroffen, als die Barer Conföderirten das Schloß 1772 überrumpelten. Die Belagerung desselben dauerte mehre Monate, und Stadt und Vorstädte litten von neuem großen Schaden. So konte Krakau 1795 kaum viel mehr, als 18,000 Einwohner haben. Die vielen Kirchen, 72 an der Zahl, wovon aber nur etwa 30 schön waren, gaben der Stadt noch einiges Ansehen. Viele baufällige Häuser verunstalteten sie hingegen, wenn auch gleich die sorgfältige Regirung alles that, um die Stadt empor zu bringen und der Transitohandel etwas zu blühen angefangen hatte. Unter den 8 schönsten, mit Kupfer gedeckten Kirchen dürfte die Rangordnung folgende seyn: S. Maria Stadtkirche, Dominicaner zur h. Dreifaltigkeit, Karmeliter auf dem Sande. Dieses Kloster war schon eingezogen unter Östreich; jetzt soll es wieder fort bestehen, weil es an Novizen nicht fehlt. Beschuhete Franciskaner, wo Heinrich XI. von Liegnitz, man weiß aber nicht wo, für 100 Dukaten begraben liegt, denn nur die unbeschuheten Franciskaner (Minoriten) waren so aufgeklärt, 1588 die Leiche des Ketzers anzunehmen, als dieser Piast in Krakau nach der Schlacht bei Pitschen, wo er tapfer gefochten, sein Leben hier friedlich aber kummervoll beschloß. Die unbeschuheten Franciskaner, hier Bernhardiner von ihrer dem heil. Bernhard von Siena gewidmeten Kirche also in ganz Polen genant. — Wer mehr wissen will, muß Grabowski (Ambros.) Beschreibung von Krakau lesen. Die erste Ausgabe 1822 mit vielen niedlichen Kupfern, die zweite 1830. — In den Kriegen 1792, 1794 hat Krakau wenig gelitten, denn in dem erstern war hier nicht der Schauplatz der Kriegsheere, und 1794 dauerte der Krieg um Krakau nicht lange. Durch den Sieg bei Ratzlawice deckte Kosciuszko Stadt und Land. Nach der Schlacht bei Szczekocin ergab sich Krakau dem Könige von Preußen, den 15. Juni 1794. An Östreich ward die Stadt geräumt den 5. Januar 1795. Da Östreich hier ein Gubernium errichtete, so stieg die Volkszahl der Stadt bald bis an 36,000. Wie aber das Gubernium nach Lemberg verlegt wurde, so zogen sehr viele Leute von hier weg und noch mehr nach 1809, als Fürst Poniatowski den 15. November hier einrückte. Ungeachtet der König von Sachsen alles für Krakau that, es zu einer freien Handelsstadt erhob, so hatte es doch nicht mehr als 22,000—24,000 Einwohner, und die schweren Kriege 1809, 1812—1815 hinderten auch das Aufkommen der Stadt gar sehr.

Der Wiener Congreß machte die Stadt Krakau zu einer freien und neutralen Stadt nebst Gebiet. Eine besondere Commission der drei hohen Mächte Östreich, Rußland und Preußen ordnete die Freiheit und neue Regirungsform 1816—1818. Das Gebiet der Stadt enthält 20¼ Quadratmeile, ist 11 Meilen lang und ½—3 Meilen breit, damals waren etwa 90,000 Einw. auf dem platten Lande; jetzt 121,0000 mit Inbegriff von 12,636 Juden, und die Bevölkerung der Stadt wie besagt 32,905. Die Regirungsverfassung ist der Art eingerichtet: 17 Landgemeinen, 6 Gemeinen der Stadt (2 Judengemeinen nicht mitgerechnet), also 26 Gemeinen wählen alljährig einen Deputirten zum Landtage, wozu noch das Domkapitel und die Universität jedes 3, zusammen also 6 Deputirte, der

3 Senatoren und 6 Friedensrichter sendet, so daß ...ze Landtag aus 41 Personen, die Repräsentanten ..., bestehet. Diese Versamlung wählt binnen 24 ...en (im December und Januar) unter einem Mar... der immer ein Senator ist, die fehlenden Regi...mitglieder, gibt Gesetze, nimt Rechnungen ab und die nöthigen Verordnungen nach der Initiative des ...s, welcher die vollziehende Gewalt hat. Der Se...tehet aus dem Präses, der alle drei Jahre gewählt ...estätigt wird, 12 Senatoren, wovon 10 weltlich, ...ich seyn müssen. 6 sind lebenslänglich, 6 wähl... ...er Landtag wählt nämlich 4 wählbare Senatoren ...Jahre, gewöhnlich alle Jahre einen, die Universität das Domkapitel einen. Diese Corporationen ha...ch jede einen Senator auf zeitlebens, die unter den ...slänglichen sich befinden. In Todesfällen werden ...iese Senatoren durch die Wahl ersetzt. Die Ein... der Stadt und des Gebiets sind etwa 220,000 ..., die Kriegsmacht 318 Mann zu Fuß, 29 Gens...s zu Pferde. Graf **Stanislaus Wodzicki**, ...t 1815 Präses des Senats ist, hat die Stadt ...erschönert. Aus den alten Wällen, die meistens ...nken waren, sind die schönsten Promenaden rings ... Stadt geworden, und jetzt werden auch um das ... Spaziergänge gemacht, die ihrer Aussicht we...ter die schönsten gehören werden. Hier bei die...nlagen hat der Graf **Straszewski** besonders ...höpferisches Genie gezeigt.

...as Hochstift Krakau ist im J. 1000 von **Boles...** dem Tapfern oder Großen gestiftet. Als aber ...einem Tode das Heidenthum die Oberhand nahm **Miecislaus II.**, so ward es vermuthlich auch ... **Casimir I.** restituirte es, wie alle andere ...mer 1050, und damals wollte auch der Bischof ...rakau Erzbischof von Kleinpolen und Rothrußland **Cosmas** von Prag und **Martin Gallus** be...es. Aber der erzbischöfliche Titel ging bald ver... Dennoch hatte der Bischof von Krakau eine weit ...e Diöces, als der Erzbischof von Gnesen, und über ... Rthlr. mehr Einkünfte. Er besaß nämlich große ...aften im Sandomirschen, Kielce, Borzencin und ... Das Fürstenthum Scewier, was **Zbigurew** ...nucki von Schlesien an sich brachte 1455, drei ...hen und die Herrschaft Koziegłowy 1499 machten ...enigste aus. Gewöhnlich gab man die Einkünfte ...ischofs von Krakau auf 40,000 Dukaten an, aber ...ar nur in den schlimmsten Zeiten der Fall. Die ... umfaßte ganz Kleinpolen, die Woywodschaften ..., Sandomir und Lublin, über 1400 Quadratmei... Aber 1374 als **Ludwig** Halitsch, Premyel, Chelm ..., fielen alle Ansprüche des Bischofs von Krakau ...threussen, 1772 wurden die 4 Dekanate jenseit der ...el im Sandomirschen und Krakauschen etwa ei...llion Selen zu einem besondern Bisthum zu Tar...on den Gütern des Klosters Tyniętz Benedictiner... erhoben. Doch geringer war dieser Verlust, als ...ge, den der Bischof erlitt, daß alle Stiftsgüter jen... Weichsel eingezogen wurden. Nach dem Jahre 1795 ward das Bisthum Tarnow wieder aufgehoben und zur Hälfte zur Diöces Krakau geschlagen, der Bischof er...hielt aber seine Stiftsgüter nicht zurück, sondern nur eine Pension von 30,000 Kaiserfl. Es wurde für das Radomsche und Sandomirsche das Bisthum Kielce gestiftet, und Lublin ward zu Chelm geschlagen. Der letzte reiche Bischof von Krakau war **Cajetan Soltyk** (†1789). Aber schon 1790 hatte Polen die Bischöfe auf Pensionen von 100,000 Fl. polnisch gesetzt, die sie sich in Gütern nehmen konten. **Felix Tuiski**, sonst Bischof von Lutzk, war der erste Bischof, der nicht mehr die alten Einkünfte bezog, die immer noch weit über 100,000 Rthlr. betrugen. Unter dem König von Sachsen hatten die Bischöfe auch Pensionen, und der treffliche **Gewronski** hatte wol kaum 100,000 polnische Fl., da während der Kriege Napoleons die Pensionen niemals richtig gezahlt wurden. Sein glücklicherer Nachfolger, einer der ersten Dichter Polens, **Johann Paul Woronicz**, hatte 80,000 Fl., und von der Freistadt noch obendrein 12,000 Fl. Er hat sich auch noch ein Landgut vindicirt, was zu den Gütern der freien Stadt Krakau gehörte. Den bischöflichen Palast hat er auch wiederhergestellt und von dem Maler **Stachowicz** auf das schönste malen lassen. Als er als Warschauer Erzbischof 1829 in Wien starb, so machte er in seinem Testamente die Verordnung, daß er hier begraben seyn wollte. Er ruht nun in der Kapelle, 1830, nicht weit von den Gebeinen des wohlthätigen Bischofs **Stanislaus Załuski** († 1765). Die jetzige Krakauer Diöces enthält in dem Gebiete der Stadt Krakau 3 Dekanate mit 33 Pfarrkirchen, im jetzigen Königreiche Polen aber 18 Dekanate mit 230 Pfarreien, welche in die zwei Distrikte Kielce und Miechow vertheilt sind. Bis zum Jahre 1795 hatte die Krakauer Diöcese 976 Kirchen, ohne die Kloster- und Stiftskirchen. (*Bandtke.*)

CRANZ, August Friedrich, ein berüchtigter teutscher Schriftsteller, zu Marwitz bei Landsberg an der Warte den 26. Septbr. 1737 geboren. Er war zum geistlichen Stande bestimt, verließ aber die theologische Laufbahn, und kam als königl. preußischer Kriegs- und Steuerrath nach Cleve. Da er sich nicht an die verfassungsmäßige Subordination binden wollte, sein Amt vernachlässigte und ausschweifend lebte, so erhielt er ums Jahr 1773 seine Entlassung. Von dieser Zeit an war Schriftstellerei seine Erwerbsquelle, und sein Wohnort abwechselnd. Am längsten hielt er sich in Berlin, Hamburg, Altona und Frankfurt am Main auf, besuchte auch Holland, war überhaupt öfters auf Reisen, bekam mehrmals das consilium abeundi, oder mußte sich dem Ungestüm seiner Gläubiger durch die Flucht entziehen. Der Tod fand ihn zu Berlin, wo er elend in einem Dachstübchen auf dem Strohlager, von Gattin und Kindern, bis auf zwei, verlassen, den 19. Oct. 1801 starb. Es gab eine Zeit, da Cranz als Schriftsteller Aufsehen machte, ein zahlreiches lesendes Publikum um sich her versammelte, und selbst von mehren geistlichen und andern kleinen Fürsten und Statsmännern, die seine Satyre fürchteten, oder sich seiner Feder zur Erreichung gewisser Zwecke bedienen wollten, ansehn...

liche Pensionen bezog. Ein Gelehrter war er nicht *), seine Kenntnisse waren überhaupt nur mangelhaft und oberflächlich; er schrieb höchst incorrect und versündigte sich gegen die ersten Regeln der teutschen Grammatik. An Fähigkeiten, Gewandtheit des Geistes und einer gewissen ansprechenden Gabe der Darstellung fehlte es ihm nicht, auch sagte er mit echtem Freimuth manche kräftige Wahrheit, und geiselte Thorheiten und Laster mit derber Satyre. Da ihm aber der Absatz seiner Schriften mehr galt, als verfeinerte Sinnes- und Denkungsart, und da er über Sittlichkeit und wahre Menschenwürde sehr leicht dachte, so verfiel er auf die verächtlichsten Mittel, um Leser zu locken und Geld zu erwerben **). Die Kunstgriffe, deren er sich bediente, um den Beifall des großen Haufens zu erhaschen, waren ganz einfach: er brachte Familiengeheimnisse vor das Publikum, erzählte Stadtgeschichten mit satyrischen Anmerkungen und Erweiterungen, raisonnirte mit großer Keckheit über die neuesten Verordnungen des Stats, spielte den Freigeist, machte schmutzige Späße und Pasquille, und behandelte Laster, welche die gemeinste Bescheidenheit zu nennen verbietet, in fliegenden Blättern mit einem leichtsinnigen, witzig seyn sollenden und wol gar nach Empfehlung lautenden Ton. Seine Dreistigkeit, die Wahrheit frei und laut zu sagen, und sein Talent, Thorheiten zu geißeln, würde der Menschheit haben wohlthätig werden können; da aber sein Freimuth oft in Frechheit, und sein Muthwille in Cynismus ausartete, so zog er sich mehrmals obrigkeitliche Ahndungen zu und fiel endlich in verdiente Verachtung. Daß er sich in spätern Jahren selbst einiger gelieferter Produkte schämte, die sich durch ihren obscönen und anstößigen Inhalt auszeichneten, gereicht seinem späterhin erwachten Gewissen zur Ehre. Zu den bessern seiner vielen, meistens anonym erschienenen Schriften, möchten gehören: der Freund der Wahrheit und des Vergnügens; eine Wochenschrift. 4 Thle. 1773—1782. 8. Galerie der Teufel, bestehend in einer auserlesenen Samlung von Gemälden, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzutreffen sind. Düsseldorf, 6 Stücke, 8.; 4 Mal aufgelegt; hin und wieder wichtige Wahrheiten, eindringend und freimüthig vorgetragen. Meine Lieblingsstunden. Berl. 1779. 3 Thle. 8.; 4 starke Auflagen und mehre Nachdrücke. Die Bockiade, oder Fragmente über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Gelehrten. Frankf. a. M. 1779. 8. Fragmente über verschiedene Gegenstände der neuesten Zeitgeschichte. Berl. u. Leipz. 1790—92. 12 Hefte. 8. Ein Wort zur Beherzigung, den Fürsten und Herren Teutschlands gewidmet. German. 1797. 8. Seine letzte Schrift führt den Titel: Das Experiment mit der Messe zu Frankfurt an der Oder. 1800. 8. ***). (*Baur.*)

*) Er selbst sagte das unumwunden, denn als er aufgefodert wurde, zu dem von Mehring und Schmidt 1795 herausgegebenen gelehrten Berlin ein Verzeichniß seiner Schriften einzusenden, antwortete er schriftlich: „Eigentlich gehöre ich gar nicht unter die Rubrik des gelehrten Teutschlands, denn noch habe ich nichts drucken lassen, wodurch ich in der gelehrten Welt eine Rolle spielen wollte. Meine Schriften hatten nicht einmal das Gepräge des Katheders, noch die Correctheit der Schule — sie waren in der Sprache der Höfe, welche so ziemlich die verdorbenste ist, oder im Conversationston ohne schulgerechte Correctur — und gehören vielmehr ins Reich des nicht gelehrten Teutschlands."

**) Er selbst sagt in einem Aufsatze über seine schriftstellerische Geschichte in den Fragmenten über verschiedene Gegenstände der neuesten Zeitgeschichte, Heft 1, S. 14 ganz treuherzig: „Mein Plan war, auffallende Dinge zu schreiben, um das Publikum stark in Contribution zu setzen, weil ich Geld brauchte." Einst war er sogar gesonnen, weil er sich überzeugt hielt, daß diese Schrift Abgang finden werde, eine Satyre über sich selbst zu schreiben, sich treu und wahr zu schildern, und dabei über seine eigenen Thorheiten zu lachen.

***) Meusels gel. Teutschland. Mehrings u. Schmidts neuestes gel. Berlin, 1. Th. Gisekens Handb., 1. Th. 424—428. Koßmanns Denkwürdigkeiten der preuß. Staten, 1801. Novbr. S. 1188—1199. Decbr. S. 1331—1340. (Schulz) literar. Reise durch Teutschl. 1. Heft 41. Roßmanns Handworterb. der teutsch. Dichter. 242. — Sein Bildniß vor der 2ten Ausgabe seiner Lieblingsstunden und vor seinem Blumenkörbchen. Hamb. 1785. 8.

CRAON (Geschichte. — Geogr. s. Bd. XX. S. 97). Craon, in dem alten Anjou; vielleicht das alte Cronium oder Cronio, dessen Gregor von Tours erwähnt, und in der neuern Geschichte durch die Belagerung vom J. 1592 und des Prinzen von Conty Niederlage merkwürdig, war der Hauptort der ersten und wichtigsten Baronie der Provinz, deren Gerichtsbarkeit sich über 24 Kirchspiele und 5 Antheile von Kirchspielen ausdehnte, und das Eigenthum Warins und Suchards des Jüngern, mächtiger Freiherren, die, um nicht den Grafen Gottfried Martel von Anjou als ihren Lehnsherrn anzuerkennen, sich dem Grafen Conan II. von Bretagne ergeben hatten. Darüber zog Gottfried nach langem Kampfe die Herrschaft ein, und er gab sie um 1167 an Robert von Nevers, den Pflegesohn seiner Gemahlin, der burgundischen Prinzessin Agnes, und einen jüngern Sohn des Grafen Reynald I. von Nevers und Auxerre, und der Prinzessin Adela von Frankreich, den er zugleich mit Havoise von Sablé, Gottfrieds des Alten von Sablé einziger Tochter, verheirathete. Havoise starb, nachdem sie fünf Mal Mutter geworden, und Robert, gewöhnlich nur der Burgunder genant, schritt um das J. 1078 zur zweiten Ehe mit Bertha von Craon, einer Tochter jenes Warin, dessen Eigenthum er inne hatte. Bertha blieb kinderlos, Robert aber starb um 1098 in dem heiligen Lande. Von Robert Vertrob, dem dritten seiner Söhne, kommen die Herren von Sablé her, von denen am Schlusse dieses Artikels gehandelt wird; der zweite hingegen, Reynald der Burgunder, folgte dem Vater in der Baronie Craon, besaß auch Brion und Lion d'Angers, stiftete 1096 auf des seligen Robert von Arbrissel Veranlassung die Augustinerabtei la Roë, in der Nähe von Craon, und hinterließ aus seiner Ehe mit Canogina von Vitré drei Söhne und eine Tochter. Ein Sohn, Robert von Craon, der Burgunder genant, war mit Jordans Eschivat II. auf Chabanois und Confolant einziger Tochter verlobt, weil ihm aber seine Braut vorenthalten wurde, pilgerte er aus Verdruß nach dem heiligen Lande, wo er in den Orden der Templer trat, endlich von 1136—1149 ihr Großmeister wurde. Der älteste von Reynalds I. Söhnen, Moritz I., erheirathete mit Tiphaine von Champtocé die Herrschaften Champtocé in Anjou, und Ingrande in Tou-

und wurde der Großvater von Moritz II., der 1196 i Orden von Grammont das Priorat la Haye-aux-bommes, an dem Walde von Craon, stiftete, und n J. 1215 die Welt verließ. Dieses Sohn, Amal- Baron von Craon, Champtocé, Ingrande, Sa- :andé in Anjou (6 Castellaneien und mehr als 40 richtsherrschaften hingen von dieser Baronie ab), il an der Loire (die Gerichtsbarkeit dieser Baronie te sich über 18 Kirchspiele), Segré unweit der ine, Baugé und le Lude, erheirathete mit Johanna :ches, verm. vor 1214, die Baronien Sablé, Châ- uf-sur-Sarthe, Pressigny, Brion und Briolé, das Erbamt eines Seneschalls von Anjou, Tou- ind Maine, wurde 1222 in einer Fehde mit dem e von Bretagne, mit Peter von Dreux, dessen Ge- er, lösete sich im folgenden Jahre mit einer schwe- eldsumme und war im Begriffe, einen Kreuzzug die Albigenser anzutreten, als der Tod ihn im vol- inze des Lebens ereilte. Er starb den 12. Mai 1226. lrenkel, Moritz VI., Baron von Craon, Sablé, , Champtocé und la Suse, erbauete bei der Mino- :che zu Angers und zu einem Erbbegräbnisse die Ca- u St. Johann Baptist, errichtete zu Paris am 1. ır 1292, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Eng- wohin er als Gesandter gegangen, sein Testament rb am 11. Febr. n. J.; seine Gemahlin, Mathilde lecheln, aus dem großen Hause der Berthouden, i. Septbr. 1306. Eine seiner Töchter, Isabelle, an Olivier II. von Clisson verheirathet, und die iutter des Connétable von Clisson; sein Sohn, :ch III., Baron von Craon, Sablé, Champtocé, ıde, Briolé, veräußerte das Erbamt eines Sene- von Anjou, Maine und Touraine an den König, er, um einige Foderungen zu tilgen, 1321 jenes uraine abtrat, und 1330 jenes von Anjou und gegen eine Rente von 1500 Pfund vertauschte; in erster Ehe mit Isabelle von St. Maure, die als in der Hauptlinie ihres großen Hauses, St. Maure, azon, Nouastre, wozu allein 17 Kirchspiele gehör- Pressigny, Savonières (sämtlich in Touraine), ac und Moncontour in Poitou, Jarnac in Angou- esaß, und in anderer Ehe mit Beatrix von Roucy, ochter des Grafen Johann IV. von Roucy, der aus rlichen Verlassenschaft die große Baronie la Suze ne (sie enthielt 30 Kirchspiele und 76 Lehen) an- l, verheirathet. Der jüngere Sohn der ersten Wilhelm, stiftete die Linie der Vicomtes von Châ- ı; der dritte Sohn der zweiten Ehe, Peter, die ı la Suze (von beiden wird unten die Rede seyn); te Sohn der zweiten Ehe, Johann, ward Dom- Paris Bischof von Mans und im J. 1355 Erzbi- n Rheims. Als solcher übte er, vornehmlich nach)lacht bei Poitiers, großen Einfluß auf die Reichs- nachdem man ihn aber eines Einverständnisses Engländern beschuldigt, vertraute er die Bewah- r Stadt Rheims dem Stadtrathe; er selbst, der sein Amt als Landeshauptmann niederlegte, zog h seiner Stiftsburg Mouzon zurück. Die Nach- aß die Engländer die Burg Roucy erstiegen, und seinen Vetter, den Grafen, gefangen weggeführt, störte ihn in dieser Einsamkeit. Er sammelte seine Vasallen, belagerte Roucy 28 Tage lang, und nöthigte endlich die feindliche Besatzung zum Abzuge (1359). Dafür Rache zu nehmen, erschien der König von England selbst mit der schönsten Armee, die England in 100 Jahren gesehen, vor Rheims (14. December 1359); der Erzbischof ver- theidigte seine Stadt aber so tapfer, daß die Feinde am 11. Januar 1360 die Belagerung aufheben mußten. Er starb zu Paris, nachdem er noch mancherlei Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt Rheims gehabt, den 26. März 1373. Moritz VII., der älteste Sohn Amalrichs III. und der Isabelle von St. Maure, erheirathete mit Margare- tha von Mello die Herrschaft St. Hermine in Poitou, und starb den 8. August 1330. Seine jüngste Tochter, Yolan- tha, kömt nur ein Mal in einer Verhandlung vom J. 1404 namentlich vor. Sein Sohn, Amalrich IV., Baron von Craon, St. Maure, Champtocé, Ingrande, Sablé, Rochecorbon u. s. w., diente den Königen Philipp von Valois, Johann und Karl V. in ihren Kriegen, und kömt 1351 als des Königs Generallieutenant in Poitou, Limosin, Saintonge, Angoumois und Perigord, und 1352 in gleicher Eigenschaft in Languedoc vor. Er wur- de bei Poitiers gefangen, starb den 30. Mai 1371 ohne Kinder von Petronilla von Thouars, des Vicomte Lud- wig und der Gräfin Johanna von Dreux ältester Tochter, zu haben, und wurde daher von seiner älteren Schwester, Isabella von Craon, beerbt. Isabella starb den 2. Febr. 1394, nachdem sie drei Mal, mit Guido XI. von Laval, mit Johann Bertrand von Briquebec, und mit Ludwig I. von Sully verheirathet gewesen. Die großen Güter des Hauses Craon fielen an ihre einzige Tochter, Maria von Sully.

Der Ahnherr der Linie in Châteaudun, Wilhelm I. von Craon, der Große genant, war Amalrichs III. und der Isabelle von St. Maure zweiter Sohn, und mit den Herrschaften la Ferté-Bernard in Maine, St. Maure, Moncontour und Marnes abgefunden, auch des Herzogs Ludwig I. von Anjou besonderer Liebling. Er erkaufte Dommart und Bernardville in Ponthieu, erheirathete mit Margaretha von Flandern-Dendermonde die Vicomté Châteaudun in Dunois, und lebte noch 1382. Von sei- nen Söhnen gründete der zweite, Peter, die Nebenlinie in la Ferté-Bernard; der dritte, Johann, die Neben- linie in Dommart; der älteste, Wilhelm II., besaß die Vicomté Châteaudun, Marsillac, Montbazon, St. Maure, Marnes, Moncontour, Montsereau, Nouastre und Jar- nac, erkaufte auch Lessart in Vendomois. Dieses Wil- helm ältester Sohn, Wilhelm III., Vicomte von Châ- teaudun, Herr von St. Maure und Montbazon, wurde am 14. April 1392 von dem Könige mit Verneuil, Mont- bazon und St. Maure belehnt, verkaufte Marsillac um 9000 Thaler an seinen Schwager, Guido von la Roche- foucaud, starb aber kinderlos; daher sein jüngerer Bru- der, Johann von Craon, ihm in der Vicomté Château- dun folgte. Johann war seit dem J. 1413 Großmund- schenk von Frankreich, und seit dem Anfange des J. 1415 Amtmann von Touraine, Anjou, Maine und Poitou; lebte in kinderloser Ehe mit Jakobine von Montagu, blieb

bei Azincourt und wurde von seinen Schwestern beerbt: namentlich erhielt Margaretha, Guido's VIII. von la Rochefoucaud Gemahlin, durch den Theilungsvertrag vom 13. Novbr. 1419 die Herrschaften Montbazon, St. Maure, Brandon und Nouastre, und Maria, des Ludwig Chabot Gemahlin, die Herrschaften Pressigny, Verneuil und Ferrières. — Der Ahnherr der Nebenlinie in la Ferté-Bernard war jener berühmte Peter von Craon, der den Herzog von Anjou auf seinem Zuge nach Neapel im J. 1384 begleitete, aber bald nach der Heimath zurückgeschickt wurde, um neue Gelder aufzutreiben. Wirklich erhielt er von der Herzogin eine starke Summe, statt aber damit nach Apulien zu eilen, belustigte er sich in Venedig, bis Mangel und Seuchen das Heer und endlich den Herzog selbst wegrafften. Jetzt kehrte er nach Frankreich zurück, nicht, gleich den Trümmern jenes Heeres, das durch seine Nachlässigkeit zu Grunde gerichtet worden, in Bettlergestalt, sondern in dem glänzendsten Aufzuge, der den allgemeinen Unwillen der Nation gegen ihn nicht wenig erhöhete. Als er zum ersten Male am Hofe erschien, suchte der Herzog von Berry ihn festzunehmen: „du Verräther", zürnte der Herzog, „bist meines Bruders Mörder"; aber niemand wollte an den mächtigen, von zahlreichen Dienern umgebenen Verbrecher Hand legen; doch verurtheilte ihn das Parlament, 100,000 Pfund als Schadenersatz an die verwitwete Herzogin von Anjou zu bezahlen, was denn auch geschah. Im J. 1389 kömt er als des Königs, und 1390 als des Herzogs von Touraine und Orléans Kammerherr vor, und er wurde bald des letztern entschiedener Günstling, so daß der Prinz ihm vorzüglich alle seine Liebeshändel anvertraute. Davon ließ er einiges in der Herzogin Gegenwart fallen, und die eifersüchtige Valentina, die ungleich mehr errathen, als erfahren hatte, verfehlte nicht, dem ungetreuen Ehemann ihren ganzen Unwillen zu bezeigen, worüber der von Craon bei seinem Herrn in Ungnade fiel, auch nicht mehr an des Königs Hofe erscheinen durfte. Peter, der sich seines Fehlers in seinem Dienste bewußt war, hielt den Connétable von Clisson, mit dem er kurz vorher einigen Verdruß gehabt, für den Urheber seines Unglücks, und beschloß, sich an ihm zu rächen, wozu der Herzog von Bretagne nach Kräften aufmunterte. Von Sablé, wo Peter sich einige Zeit aufgehalten, kam er im strengsten Incognito nach Paris, um am 13. Juni 1392 den bekannten Mordversuch zu machen. Clisson entging den Mördern, Craon mußte entfliehen, wurde verfolgt, als Majestätsverbrecher zum Verluste seiner Güter, die er vorher an den Herzog von Bretagne abgetreten, die sich aber demungeachtet der Herzog von Orléans mehrentheils schenken ließ, verurtheilt und endlich gezwungen, Bretagne, wo er Zuflucht gesucht hatte, zu verlassen. Er wendete sich nach Barcellona, unternahm eine fernere Seereise, wurde von Seeräubern gefangen, erlegte ein starkes Lösegeld und kam nach Bretagne zurück, wo der Herzog doch Mittel fand, ihm Verzeihung zu erwirken. Er scheint sogar wieder zu einiger Gunst gekommen zu seyn, denn auf sein Ansuchen bewilligte Karl VI., was die frühern Könige Päpsten und Concilien abgeschlagen, nämlich, daß den zum Tode verurtheilten Verbrechern ein Beichtvater gegeben werde (1401), und Craon stiftete, diese Bewilligung zu vervollständigen, für ewige Zeiten in dem Franciskanerkloster zu Paris einen solchen Beichtvater, ließ auch neben dem Galgen ein steinernes Kreuz mit seinem Wapen errichten, zu dessen Füßen Jahrhunderte hindurch die Missethäter ihre letzte Beichte abzulegen pflegten. Außer la Ferté-Bernard besaß Peter auch Brunetel, Maisy und Sablé, welches er samt der reichen Baronie, von der 15 Kirchspiele und mehr denn 50 Lehen abhingen, eingelöst hatte, auch erheirathete er mit Johanna von Châtillon (die am 30. Juli 1410 als Witwe vorkömt), die Herrschaft Rozoy in Laonais. Sein Sohn, Anton von Craon, erkaufte 1409 Beauverger in Vermandois, wurde am 7. Novbr. 1411 zum Groß-Pannetier von Frankreich ernant, aber bereits 1413, als des Herzogs von Burgund Anhänger, abgesetzt. Er blieb bei Azincourt, ohne daß er aus seiner Ehe mit Johanna von Hondescoote Kinder gesehen. — Der dritte von Wilhelm I. des Großen Söhnen, Johann, besaß Dommart, Bernardville, Nouastre und Montsoreau, erheirathete auch mit Maria von Châtillon die Vicomté Laon und die benachbarte Herrschaft Clacy, verkaufte die Vicomté am 6. Mai 1389 um 9000 Pfund, und starb um 1410, nachdem noch seine Güter, wegen seinen Verbindungen mit England, eingezogen worden. Sein Urenkel, Anton, Herr von Dommart, Bernardville und Clacy, Amtmann von Amiens, geb. 1434, war in dem burgundischen Interesse und verlor darüber alle seine Güter, die König Ludwig XI. an Johann von Soissons verlieh. Letzterer war mit Antons Schwester, Johanna auf Preure, Longroy und Clacy, verheirathet. Anton selbst lebte in kinderloser Ehe mit Claudia von Crevecoeur.

Die Linie in la Suze wurde von Amalrichs III. und der Beatrix von Roucy drittem Sohne, von Peter von Craon, der neben la Suze auch Champtocé, Briolé und Ingrande besaß, gestiftet. Peter starb den 15. Novbr. 1376, nachdem er mit seiner zweiten Gemahlin, mit Catharina von Machecoul, sehr große Güter in der Nähe von Nantes, als la Benaste, le Coustumier, le Bourgneuf, überhaupt beinahe das ganze Land Retz und die Insel Bouin erheirathet. Seine Tochter Johanna vermählte sich in zweiter Ehe mit Peter von Beauvau, und wurde durch ihren Sohn, Johann IV., um dessentwillen sie sich dem Kaiserschnitte unterzogen hatte, die Stammmutter des ganzen Hauses Beauvau, das zu ihrem Andenken den Beinamen Craon führt. Sie starb den 28. Decbr. 1421, ihr Bruder, Johann von Craon, den 15. Decbr. 1432. Letzterer überlebte demnach seinen bei Azincourt gefallenen Sohn Amalrich, und hinterließ eine einzige Tochter, Maria, durch welche die großen Güter dieser Linie an ihren Gemahl, Guido von Laval, kamen.

Noch sind die Herren von Sablé übrig, die den Namen Craon nicht führten, aber von Roberts des Burgunders drittem Sohne abstammen; von einem jüngern Robert, der abwechselnd die Beinamen der Burgunder oder Vestrob führte und mit der mütterlichen Herrschaft Sablé abgefunden war. Dieses Roberts Urenkel, Robert IV., Herr von Sablé, la Suze, Briolé, stiftete im J. 1189, gemeinschaftlich mit Peter von Brion, die Prämonstraten-

le Perray-neuf, unweit Sablé, befehligte im
Jahre die Flotte, die den König Richard Lö-
und seine Kreuzfahrer nach dem Orient übersetzte,
in den Tempelherrenorden aufnehmen und war
J. 1195 dessen Großmeister. Sein Sohn, Gui-
r von Cormillé in Anjou, starb ohne Kinder;
ster, Margaretha, wurde 1201 mit Wilhelm
es verheirathet, und vererbte Sablé, la Suze
n ihre Nachkommenschaft. (*v. Stramberg.*)

ASSINA, *Lamarck* (Mollusca). Diese aus
réschen Gattung Venus gesonderte Gattung
iger Muscheln gehört in die Familie Crassatella-
russac's, und ward zuerst von Sowerby un-
Namen Astarte aufgestellt, der jedoch nicht allge-
enommen worden ist. Ferussac gibt von der-
gende Kennzeichen an: Muschel fast kreisförmig
', gleichschalig, fast ungleichseitig, die Schalen
hließend; die innern Ränder oft gekerbt, das
er rechten Schale besteht aus zwei starken, diver-
Zähnen und einem minder deutlichen Seiten-
ter dem sogenannten Aftereindruck (Anus *L.*, lu-
Franzosen), das der linken Schale aus zwei un-
ähnen, mit einer undeutlichen Grube für den
n; das außen liegende Band befindet sich auf
en Seite. — Blainville läßt die hieher ge-
uscheln unter seiner Gattung Venus, und sie bil-
rselben die Abtheilung O. — Mehre der von
y selbst aufgeführten Arten, dürften nach Fe-
Dictionaire class. d'hist. nat. II. p. 33.) wol
er gehören, und als bestimt hieher gehörige gibt
ur folgende an:

r. scotica *Maton* et *Rakett* (Transact. of the
Soc. VIII. p. 81. t. 2. f. 3. — Venus scot.
). Findet sich an den Küsten Schottlands.

r. sulcata, *Montagu* (Test. brit. p. 131. —
ans. ib. f. 2. — Pectunculus truncatus *Da*
Daselbst.

r. Danmoniensis, *Montagu* (Testac. brit.
29. f. 4.) An den Küsten von Devonshire.

r. Montagui, *Dillwyn* (Catal. of brit. Shells.
Venus compressa, *Montagu* (Suppl. t. 26.
n den schottländischen Küsten.

r. triangularis, *Montagu* (Testac. t. 17. f. 3.)
angularis *Dillwyn* (p. 178). Komt an den Kü-
Devonshire und Yorkshire vor.

fossilen Arten, die meist im körnigen Kalk vor-
führt Sowerby (Miner. Conch. T. II.
lgende Arten, alle aus England, auf: Cr. lu-
eata, elegans, lineata, plana, obliquata, ex-
lanata und rugosa. (*D. Thon.*)

TZ von Scharfenstein. Unter den verschiede-
lechtern, die von der kurmainzischen Hauptburg
tein bei Kiderich im Rheingau ihren Namen ent-
ist keines an Reichthum und Berühmtheit den
n Scharfenstein zu vergleichen, wenn gleich die-
kaum über das 15. Jahrhundert hinausreicht.
von Scharfenstein, mit den Steinen, 1340,
' Söhne; einer davon, Heinrich, wie der Vater
ührte nun 1390 zuerst den Beinamen Cratz, den
seine Nachkommen nicht mehr lassen wollten. Caspar Cratz von Scharfenstein, Amtmann zu Simmern, starb 1513. Sein Enkel, Hugo Cratz von Simmern, Dompropst zu Speier und Propst zu St. Paulin in Trier, wurde im J. 1582 Archidiaconus major, am 4. Februar 1588 Domdechant und im J. 1623 Dompropst zu Trier. Philipp, dieses Hugo Bruder, komt 1595 als Dompropst zu Mainz vor, wurde am 4. Mai 1604 Bischof zu Worms und starb den 13. Juli n. J. Friedrich, der jüngste Bruder, war nach und nach Amtmann zu Lichtenberg (1562), französischer Kriegsobrister, lothringischer Rath (1584) und des Kurfürsten von Trier Obrister und Commandant zu Ehrenbreitstein. Dieses ältester Sohn, Anton, kurtrierischer Rath und Amtmann zu Coblenz und in der Bergpflege, war in erster Ehe mit Catharina von Metternich, in anderer Ehe mit Barbara von Merode verheirathet und hinterließ aus der ersten Ehe sechs Kinder. Hugo Eberhard, der zweite Sohn, komt 1610 als Domherr zu Mainz, Trier und Worms, von 1627—1650 als Archidiaconus der trierschen Kirche, tit. S. Lubentii, vor, hatte im J. 1651 die größte Hoffnung, dem Kurfürsten Philipp Christoph als Coadjutor beigegeben zu werden, wurde im J. 1653 Dompropst zu Trier und 1654 Bischof zu Worms, und starb im März 1663 zu Regensburg, woselbst er sich wegen des Reichstages eingefunden hatte. Teutschland verlor an ihm einen seiner größten Fürsten. Sein älterer Bruder, Johann Philipp, Domherr zu Worms, resignirte 1621, wiewol er schon früher in kurmainzische Kriegsdienste getreten war, seit 1619 ein Regiment Reuter als Obrister geführt und sich an dessen Spitze besonders in der Schlacht von Weißenberge ausgezeichnet hatte. Denn er war es, der die Baiern, die zum Theile schon die Flucht ergriffen hatten, zum Stehen brachte und durch einen kühnen Angriff gewissermaßen die Schlacht entschied. Er mußte, weil Tilly ihn nicht mehr lassen wollte, baiersche Dienste nehmen, den Feldzügen in der obern und untern Pfalz, wie auch in Westphalen, 1625 aber der Belagerung von Breda beiwohnen und 1626 ein zweites Regiment errichten. Der Krieg mit Dänemark brachte ihn mit Wallenstein in Berührung, er misfiel dem gewaltigen Gebieter, mußte sein Regiment entlassen und endlich selbst vom Heere scheiden. Die Unthätigkeit wurde ihm bald zur Last, er nahm französische Bestallung und errichtete ein Regiment, was der kaiserliche Hof sehr übel empfand, zumal da Johann Philipp, nachdem er im J. 1625 seine erste Gemahlin, Maria von Metternich, durch den Tod verloren, durch seine zweite Heirath mit Eleonora Colonna von Fels, einer reichen böhmischen Erbin, gewissermaßen ein kaiserlicher Unterthan geworden. Um ihn vollkommen dazu zu machen, begünstigte der kaiserliche Hof ein Geschäft, das Johann Philipps Schwäger auf die Bahn gebracht hatten, den Austausch ihrer großen Herrschaft Riesenberg, in dem heutigen Klattauer Kreise von Böhmen, gegen die lothringische Pfandschaft Saaralb und Saargemünd, die der von Cratz von seinem Vater ererbt hatte. Den französischen Dienst mußte er nun freilich aufgeben, er folgte neuerdings den baierschen Fahnen, nahm 1631 Neu-Brandenburg, befehligte ein eigenes Corps, welches den Landgra-

sen von Hessen-Cassel von dem Leipziger Bunde abwendig machen sollte und trat, nachdem Tilly in der Vertheidigung des Lechs tödtlich verwundet worden, auch noch auf dem Todbette ihn als den fähigsten aller Generale empfohlen hatte, an dessen Stelle. Er entriß den Schweden Landsberg, Friedberg und Weißenburg im Nordgau, konte sich aber dennoch nicht im Commando behaupten, weil Wallenstein ihn bei der combinirten Armee nicht dulden, seinen Berichten nicht glauben wollte und zulezt dem Kurfürsten allen Beistand versagte, falls der von Cratz das Commando über die baierschen Völker behalten würde. Nothgedrungen mußte der Kurfürst ihn demnach zurückrufen, und die Commandantenstelle in Ingolstadt konte eine so große Beleidigung nicht vergüten. Doch wurde diese Festung durch Johann Philipps tapfere Vertheidigung gerettet; als aber im folgenden Jahre eine eigene Armee in Baiern gebildet und Altringer zu ihrem Befehlshaber ernant wurde, da glaubte der zweimal Gekränkte sich aller Pflichten entbunden. Er wollte seine Festung dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar überliefern, wurde aber, weil die Schweden sich verspäteten, in dem bösen Beginnen betroffen, verließ die Stadt unter dem Vorwande, sich in Wien zu rechtfertigen, und begab sich zu dem schwedischen Feldherrn, der ihn als General-Feldmarschall anstellte, ihn auch, als die Hauptarmee gegen die Donau zog, in Franken zurückließ, um die Belagerung von Vorchheim fortzusetzen. Er wurde indessen bald abgerufen, da das katholische Heer nach dem Falle von Regensburg auch Schwaben bedrohte, zeichnete sich an dem Vorabende der Schlacht von Nördlingen besonders aus, wie er denn den Ritter Octavio Aldobrandini mit eigener Hand erlegte, wurde aber in der Schlacht selbst von einem ungrischen Obristen, dem er für seine Freiheit, doch vergeblich, 30,000 Rthlr. bot, gefangen. Der Herzog Bernhard wollte ihn gegen den Bischof von Regensburg auswechseln, sein geschworner Feind, der Graf Heinrich Schlick brachte es aber dahin, daß er nach Wien abgeführt und peinlich behandelt wurde. Nun entkam er zwar in einer Mönchskutte am 16. März 1635 aus seinem Gefängnisse, er wurde aber an der schlesischen Grenze von des Grafen Palfy Husaren eingeholt, nach Wien zurückgebracht, durch das Kriegsrecht zum Tode verurtheilt und, ungeachtet der Verwendung des Königs von Polen, am 26. März 1635 enthauptet. Er hatte einige Jahre früher die reichsgräfliche Würde, und noch früher das Prädicat eines Freiherren von Riesenberg erworben. Sein einziger Sohn erster Ehe, Lothar Hugo, war Domherr zu Mainz, Trier und Speyer, der älteste Sohn der zweiten Ehe aber, Johann Anton (der jüngere, Friedrich Karl, Domicellar zu Trier, Mainz und Würzburg, starb frühzeitig), Graf Cratz von Scharfenstein, Freiherr von Riesenberg, kurtrierscher Geheimerrath und Hofmarschall, vermählte sich in erster Ehe mit Anna Francisca von Sötern, in anderer Ehe mit der Rheingräfin Anna Maria von Dhaun, und hinterließ aus der ersten Ehe (die andere war unfruchtbar; vier Töchter starben gar jung) einen Sohn, Hugo Ernst. Dieser war kurtrierscher Geheimerrath und Oberamtmann zu Boppard, starb 1721 als der lezte seines Geschlechtes, Namens, Schildes und Helms, und hinterließ durch sein Testament das schöne Gut in Kamp bei Boppard, seinen gewöhnlichen Wohnsitz (den er noch wirklich durch mancherlei Spukgeschichten beunruhigt) dem Kloster Oberwerth, wo eine seiner Freundinnen den Schleier genommen hatte; alles übrige erbte seine seit dem 3. April 1654 an den Grafen Johann August von Solms-Rödelheim verheirathete Schwester Eleonora Barbara Maria, und das fürstliche Haus Solms besitzt als Entschädigung für diese aus vielen einzelnen Gütern in dem Trierschen, Mainzischen und auf dem Hundsrücken bestehende Erbschaft, woraus zwar der Reichsdeputations-Hauptschluß vom J. 1803 eine Grafschaft Cratz-Scharfenstein gemacht hat, die Abteien Arnsburg und Altenberg. Der Cratze Wapenschild zeigt einen rothen Balken im silbernen Felde mit 13 schwarzen Steinen, oben 4 und 3; unten 3. 2. 1. (*v. Stramberg.*)

CREDERE, del. Unter diesem Ausdruck versteht man im Handel die Bürgschaft des Commissionärs für die Zahlfähigkeit desjenigen, mit dem er im Namen seines Committenten über eine künftige Leistung einen Vertrag eingeht. Um die Nützlichkeit einer solchen Verbürgung gehörig zu würdigen, muß man sich in die unangenehme Lage des Kaufmanns denken, der zur Besorgung eines Verkaufes oder einer Seeassecuranz an einem entfernten Handelsplatze sich eines Commissionärs zu bedienen genöthiget ist, und von dessen Redlichkeit, Kentniß und Sorgfalt in Ansehung einer vielleicht sehr beträchtlichen Summe abhängt. Der geringere Eifer, den die meisten Menschen unwillkürlich fremden Angelegenheiten zuwenden, hat viele Verluste solcher Committenten zur Folge gehabt, indem die Commissionäre sich nicht genug um die Vermögensumstände derer, mit denen sie die Geschäfte abschlossen, bekümmerten, oder in der Einfoderung der schuldigen Zahlungen säumig waren. Diese Nachtheile werden verhütet, wenn der Commissionär, die Sache seines Auftraggebers zu seiner eigenen machend, sich bereit finden läßt, für die Bezahlung der Kaufsumme, oder bei Assecuranzen für die Entrichtung des Ersatzes im Falle eines Seeschadens, zu haften. Dieses Delcredere muß noch besonders, neben der Provision für die Besorgung des Auftrages, vergütet werden, und es wird dafür eine, bisweilen einige Procente der Hauptsumme erreichende Belohnung ausbedungen. Die starke Concurrenz unter den Commissionären hat dieselbe in der neusten Zeit merklich erniedriget, doch macht es immer einen großen Unterschied, ob diejenigen, für welche sich der Commissionär verbürgt, wohlbekante und sichere Einwohner an seinem Wohnorte sind, oder entfernt, vielleicht sogar in einem andern Lande wohnen. Übrigens verändert dieser Nebenvertrag das Commissionsverhältniß in seinem Wesen nicht und gibt dem Commissionär nicht das Eigenthum der zum Verkaufe übernommenen Waren, weshalb der Absender dieselben, so weit sie noch unverkauft sind, auch aus dem Concurse des Commissionärs noch in Anspruch nehmen kann. Die von Büsch aufgeworfene und richtig verneinte Frage, ob das Delcredere in Assecuranzfällen etwa auch darauf Bezug habe, daß die Versicherer die Bezahlung des Schadens nicht streitig machen, beantwortet sich leicht, denn wo ohne Verschulden des Commissionärs die Verpflichtung

zum Ersatze nach gerichtlichem Erkentniß überhaupt nicht vorhanden ist, da kann sich der Committent auch nicht an den Beauftragten halten. — Vergl. Büsch Darstellung der Handlung, 3. A. von Norrmann, I, 210. I, 328. II, 464. — Mittermaier Grundsätze des gem. t. Privatrechts, II. §. 498. (*K. H. Rau.*)

CREDIT. Von dem Worte: der Crėdit unterscheidet sich das Crėdit, und in Beziehung auf Gesellschaftshandlungen, das Credunt in der kaufmännischen Geschäftsführung oder dem Buchhalten (s. dieses). Etwas auf einen persönlichen oder nicht persönlichen Conto in das Crėdit tragen, dafür creditiren, heißt es (z. B. im Hauptbuche auf die rechte Blattseite seines Conto oder seiner Rechnung) als erhalten oder jenem Conto schuldig geworden, anschreiben. Daher: Ich creditire (erkenne) Sie, Dich, für 1000 Thaler, ich trage diese Summe in Ihr, in Dein Crėdit; ich schreibe sie als empfangen Ihrem Conto gut. Der Creditor, der Gläubiger, ist dann derjenige, welcher einem andern Ware oder Geld anvertrauet, gegeben hat, wofür dieser nun eine Schuld, jener eine Foderung erhält. Derjenige, an welchem der Creditor zu fodern hat, ist sein Schuldner, Debitor. Der Creditor debitirt (belastet) seinen Schuldner in seinem Hauptbuche, d. h. er schreibt ihm die Summe der Foderung in das Debet seines Conto als Schuld, die ihm abzutragen ist, an; der Debitor creditirt (erkent) seinen Gläubiger in seinem Hauptbuche, d. h. er schreibt auf der Creditseite des Conto desselben die Summe, als ihm schuldig, an, er schreibt sie ihm gut. Auf dem gegenseitigen Conto zweier Handlungen komt daher stets das umgekehrte Verhältniß zum Vorschein.

Der Credit überhaupt ist die allgemeine gute Meinung anderer von dem Willen und dem Vermögen einer Person (oder einer Gemeinheit, Regirung u. s. w.), ihre eingegangenen Verbindlichkeiten völlig und pünktlich in Erfüllung zu bringen. Oder nach Rau (Lehrbuch der polit. Ökonomie) ist der Credit überhaupt das Vertrauen, in welchem Jemand bei anderen steht, und welches ihn in den Stand setzt, sich im Güterverkehre Leistungen zu verschaffen, ohne daß er den vertragsmäßigen Gegenwerth sogleich erstatten müßte. Das Wesen des Credits besteht daher darin, daß man statt einer gegenwärtigen Leistung sich mit der Wahrscheinlichkeit einer künftigen begnügt; die Grundlage des Credits bleibt die Überzeugung desjenigen, der an den andern eine Foderung erhält, daß er in Gemäßheit der Vertragsbedingungen werde befriedigt werden. Auf der einen Seite müssen also diejenigen Eigenschaften, wodurch Jemand das Vertrauen erweckt, daß er seine Leistungen erfüllen werde, vorhanden seyn; auf der andern aber die Meinung, daß der, welcher eine Verbindlichkeit übernommen hat, dieselbe erfüllen wolle oder könne. Sicherheit heißt bei dem Credit die praktische Unmöglichkeit, seine Bezahlung oder Befriedigung nicht zur bestimten Zeit und nicht ganz zu erhalten, und diese gewährt der Credit, wenn die Überzeugung von dem Willen und Vermögen des Schuldners, zu befriedigen, fest begründet ist. Bei Darlehen auf ein vollgiltiges Unterpfand ist kein Credit nöthig, weil es hier auf keine Wahrscheinlichkeit, auf kein Vertrauen mehr ankomt. Diese vollkommene, den Credit ausschließende Sicherheit findet sich bei Faustpfändern. Ein Gläubiger erhält gerade dadurch völlige Sicherheit, daß ihm der volle Werth der Schuld in seine Gewalt gegeben wird, und zwar mit dem Recht, sich zur bestimten Zeit, wenn der Schuldner seine Verbindlichkeit nicht erfüllt, daraus bezahlt zu machen. Solche vollkommene Sicherheit findet sich aber nicht immer bei Hypotheken, weil dem Gläubiger noch immer der Zweifel bleiben kann, ob die Taxe des verpfändeten Grundstücks richtig ist, und ob im Falle eines erzwungenen Verkaufs so viel gelöst werden kann, als die Foderung beträgt (was selbst bei einer doppelt hohen Taxsumme oft nicht geschieht), weil ferner der Gläubiger meistens nicht geneigt ist, das verpfändete Grundstück oder Gebäude selbst zu übernehmen und in jedem Falle sich scheut, in einen Concurs des Schuldners verwickelt zu werden. Da übrigens, nach dem Wesen und der Grundlage des Credits, die Wahrscheinlichkeit oder Überzeugung für künftige Leistungen aus den persönlichen Verhältnissen des Schuldners hergeleitet oder auf diese zurückgeführt wird; so ist, genau betrachtet, der Credit immer persönlich, und es zeigt sich überall die Voraussetzung, daß der Schuldner seine Verbindlichkeiten zu erfüllen nicht blos Willens, sondern auch fähig sey, daß also in der ersteren Beziehung seine moralischen und geistigen Eigenschaften, in der zweiten sein Vermögenszustand und seine Erwerbsart keine Besorgnisse erwecken. Aus diesen Gründen ist aber der Credit der Einzelnen nothwendig sehr ungleich; in einem ganzen Lande wird der Credit desto größer seyn, je mehr der herrschende sittliche Geist, die wirthschaftlichen Gewohnheiten und die Güte der Rechtspflege den Gläubigern im Allgemeinen Sicherheit gewähren.

Wie einflußreich und für einzelne Fälle fast unübersehbar der Credit in der Volkswirthschaft für den Güterverkehr und den Geldumlauf auch wirkt, so darf man doch im Übrigen keine zu überspante Meinung davon hegen. Der Credit ist keine selbständige Güterquelle, er kann, den Fall des Borgens im Auslande ausgenommen, an und für sich weder die Masse der Capitale in einem Lande vermehren, noch ihre Stelle im Ganzen vertreten, ob er gleich den Einzelnen dasjenige Capital verschafft, welches sie nicht selbst besitzen, und dessen sie zu ihren beabsichtigten Unternehmungen bedürfen.

Die Wirkungen des Credits im Allgemeinen betrachtet, können also nur in der Belebung des Güterumlaufs und Güterverkehrs, und recht eigentlich in einer leichteren und häufigeren Übertragung der vorhandenen Capitale bestehen. Die Äußerungen dieser Wirkungen, wiewol sie nicht für sich selbst, sondern nur mittelbar zur Vergrößerung des Capitales in einem Lande beitragen können, bringen höchst wichtige Vortheile.

1) Es wird die beste productive Anwendung des beweglichen Vermögens veranlaßt, indem dasselbe vermittelst des Credits leicht an diejenigen Menschen gelangen kann, welche die meiste Geschicklichkeit und Neigung haben, sich mit hervorbringenden Gewerben zu beschäftigen. Den Capitalisten und Grundeigenthümern fehlt sehr oft diese Fähigkeit oder diese Neigung; ihre Ersparnisse wür-

den daher zum Theil unfruchtbar angesammelt oder verzehrt werden, wenn nicht der Credit sie in die Hände der Unternehmer brächte. Ebenso ziehen sich die Capitale oder Vermögenstheile leicht von der minder ergibigen zu der einträglicheren Benutzung hinüber.

2) Die Leichtigkeit, Vermögen auszuleihen, ohne daß man etwas dabei wagte, ist eine große Ermunterung zum Übersparen.

3) Man wird in den Stand gesetzt, den Güterumlauf mit einer geringeren Münzmenge zu bestreiten, indem theils die Zahlungen verringert, theils wohlfeile Umlaufsmittel eingeführt werden. Dieses Ersparniß an dem Münzbedarfe komt ebenfalls dem Volkseinkommen zu Statten, indem nun der entbehrlich gewordene Theil der Münzen ins Ausland gesendet und zum Eintauschen anderer Güter verwendet werden kann.

Für den Geldumlauf haben aber die Wirkungen des Credits noch einen besonderen und bedeutenden Einfluß. Durch sie werden verschiedene, theils für den Geldverkehr überhaupt, theils für gewisse Vereine, theils für einzelne Stände wichtige Einrichtungen möglich, welche dazu dienen: 1) die Zahlungen ohne Ersparung der Münzmenge wenigstens bequemer, leichter, wohlfeiler zu verrichten; — Girobanken, Anweisungen und Wechsel; 2) den Bedarf von Münze zu Zahlungen zu verringern, indem man einen Theil der Geschäfte im Verkehre ohne baare Zahlungen vollbringt; — Abrechnungen, Überweisungen; 3) ein höchst wohlfeiles Umlaufsmittel einzuführen, welches einen Theil der Münzen entbehrlich macht; — Papiergeld.

Alle Creditverhältnisse lassen sich ganz einfach auf die zwei Hauptabtheilungen 1) des öffentlichen und 2) des Privat-Credits zurückführen.

Jener zeigt sich in dem Zutrauen zu einem State, welcher Anleihen unter der Bedingung gemacht hat, daß sie nicht aufgekündigt werden dürfen, dabei aber verspricht, daß jährlich ein verhältnißmäßiger Theil der Summe, entweder als Zinse, oder zur Abtragung eines Theils des angeliehenen Capitals bezahlt werden soll, und zur Sicherheit einen bleibenden jährlichen Fonds anweiset, sich aber doch die Freiheit vorbehält, das Ganze nach Gefallen wieder zu bezahlen, wenn nicht etwa das Gegentheil ausgemacht ist. Aber auch bei den mit Privatleuten abzuschließenden Lieferungen, so wie bei Dienstleistungen ꝛc. gibt sich der Credit des Stats oder der Regirung zu erkennen.

Der Privat-Credit unterscheidet sich in solchen im weiteren Sinne, welcher überhaupt auf einer persönlichen oder wesentlichen Sicherheit von einem hinlänglichen Werth zur Erfüllung der Verbindlichkeit in Bezahlung von Capital und Zinsen beruht, und in solchen im engeren Sinne, d. i. den kaufmännischen Credit, welcher auf dem Vertrauen des Darleihers oder Creditgebers beruht, daß Redlichkeit und Handelseinsicht den Borgenden oder Creditnehmer in den Stand setzen werden, das angeliehene Capital nebst den bedungenen oder üblichen Zinsen zur bestimten Zeit zu bezahlen oder seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Aus der Erklärung des Credits und den obigen Betrachtungen lassen sich nun kurz drei Seiten desselben angeben:

1) Die physische oder natürliche, d. h. der Credit, welcher sich allein auf Besitz und Vermögen gründet, wobei anzunehmen ist, daß derjenige den größten Credit haben müsse, der am meisten selbst besitzt, und daß der Credit immer im Verhältnisse zu dem Besitz oder Vermögen stehen, und mit diesem seine Stufen, sein Ab- und Zunehmen haben müsse, deren Beachtung oder Schätzung dann die Grade der Creditfähigkeit ausmachen.

2) Die moralische Seite, d. i. der gute Wille, das Bestreben, seine Verbindlichkeiten gern, genau und richtig zu erfüllen. Gegen den unredlichen, chicanirenden, reichen Mann, der jede Verpflichtung hinauszuschieben und durch Ränke zu verkürzen sucht, wird man sich eben so verhalten, wie gegen den physisch-creditlosen.

3) Die intellectuelle Seite, wohin Kentnisse, Ordnung und Fleis in den Geschäften, Klugheit und Sparsamkeit zu zählen sind. Jemehr davon Privat- und Kaufleute in ihren Geschäften zeigen, desto stärker wird der Glaube an den guten Fortgang ihrer Geschäfte seyn.

Mit Recht sagt Stewart (Grundsätze der Statswirthschaft): der Credit muß in seiner Kindheit durch Verordnungen unterstützt und durch Strafen aufrecht erhalten werden. Wenn er aber einmal fest begründet ist, so zeigt er sich von so zarter Natur, daß die Hilfe der Gesetze ihm sehr oft schadet. Der Credit eines Handeltreibenden und überhaupt eines jeden Volks ist daher um so allgemeiner und fester, je weniger es der Anwendung und Hilfe, oder der Vollziehung der Gesetze bedarf, um jeden zur pünktlichen Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anzuhalten.

In Hinsicht auf die Zinsen genießt der Credit eines Kaufmanns nicht leicht in einem State so niedrige Zinsen, als der hypothekarische, blos deswegen, weil er ein persönlicher ist. Es sind der Erfahrungen von verschuldetem oder nicht verschuldetem Unglück eines Kaufmanns zu viele, als daß die Disponenten, wie man die reichen Geldverleiher oder Creditgeber nent, nicht immer einige Unsicherheit, auch bei dem besten, besorgen sollten. Dies steht besonders dem jungen Kaufmanne sehr entgegen, welcher nicht leicht anders, als von einem Freunde oder Verwandten, Geld- oder sonstigen Vorschuß zur Betreibung seiner Handlung bekommen wird. Nur die Begierde, hohe Zinsen zu gewinnen, wird den Wucherer bewegen können, mit baarem Vorschuß zu dienen. Die Hauptregel dieser Leute ist indeß, daß sie ihr Geld bald wiedersehen müssen und folglich kein Capital lange stehen lassen. Das aber ist dem Kaufmanne sehr entgegen und setzt ihn in Verlegenheit, indem er mit dem zu hoch verzinsten Gelde nicht den Gewinn machen kann, auf welchen er rechnete, als er das Capital anlieh. Wie die trocknen Wechsel hiebei gemisbraucht werden, ist bekant. Bei diesen ist es gewöhnlich von Seiten des Wucherers auf ein Prolongiren abgesehen, wozu er sich, und zwar nicht selten unter den schmählichsten neuen Opfern, dann erbitten läßt, wenn er nach Ablauf der Zahlungsfrist noch keinen Grund hat, seine Meinung von der Zahlfähigkeit seines Schuldners zu verändern. Das größte Verderben liegt überall darin, wenn jemand glaubt, der Wechsel

credit sey unerschöpflich. Diese Meinung erzeugt nur zu leicht die berüchtigte Wechselreuterei. An den Warenhandel knüpft sich dagegen ein Credit, der dem seine Sache ordentlich treibenden Kaufmanne äußerst vortheilhaft ist. Er kann mit der creditirten Ware sich mehr Gewinn verschaffen und seine Umsätze besser machen, als wenn ihm baares Geld vorgeschossen wird. Es müssen freilich sehr gangbare Artikel seyn, welche diesen Vortheil geben sollen; woran bei Waren, deren Absatz auf bloßer Liebhaberei beruht, nie oder doch nur in seltenen Fällen zu denken ist. Die Zinsen des in einer Handlung angewandten Geldes verstecken sich übrigens in jede Rechnung, die man über ein Handelsgeschäft macht, es mag wirklicher Geld-, Wechsel- oder Warenhandel seyn.

Die Schulden sowol als die Gläubiger, welche aus den verschiedenen und sehr mannichfaltigen Credit-Verhältnissen und Geschäften entstehen, zerfallen endlich in hypothekarische, Wechsel- und Buch- oder chirographarische Schulden und Gläubiger, und in Concursen und vielen andern Fällen hat die Priorität den Vorzug. (Vergl. Büsch sämtliche Schriften über die Handlung; Leuchs System des Handels; Rau Lehrbuch der politischen Ökonomie, Heidelberg 1826 ff.; Simonde de Sismondi, de la richesse commerciale etc.)

(*Süpke.*)

CRELL, CRELLIUS, Johann, Christoph und Samuel, Vater, Sohn und Enkel, Lehrer bei den Socinianern, durch sittliche Eigenschaften und gelehrte Kentnisse ausgezeichnete und hochachtungswerthe Männer. 1) Johann war den 26. Juli 1590 zu Helmetsheim, einem Dorfe in der Grafschaft Limburg in Franken, geboren, wo sein Vater, ebenfalls Johann, Prediger war. Mit trefflichen Talenten von Natur ausgestattet, machte er auf den Schulen zu Nürnberg, Stolberg und Marienberg in Sprachen, und seit 1606 auf der hohen Schule zu Altdorf in Theologie und Philosophie große Fortschritte. Einer seiner altdorfschen Lehrer, der berühmte Arzt und Professor der Philosophie, Ernst Soner, der heimlich den Grundsätzen Socins anhing, machte auch ihn denselben geneigt. Als er daher Aufseher der Stipendiaten werden und bei Erlangung der Magisterwürde den Eid auf die augsburgsche Confession ablegen sollte, weigerte er sich dessen, weil er sich nicht durch ein Glaubensbekentniß binden wollte, das seiner Überzeugung entgegen war. Da seine wahren Gesinnungen allmälig bekant wurden, und er überdies Proselyten zu machen trachtete, so sah er sich veranlaßt, 1612 Altdorf zu verlassen und zu den Socinianern nach Polen zu gehen. Er fand in Rakau, wo er seitdem beständig blieb, eine freundliche Aufnahme, und der Woiwode von Podolien, Jakob Sienienskÿ, reichte ihm die Mittel, seine Studien fortzusetzen. Er predigte in teutscher, lateinischer und polnischer Sprache, erhielt ein Lehramt an der Schule zu Rakau, und 1616 das Rectorat derselben. Nachdem er dieses bis 1622 verwaltet hatte, wurde er zum Kirchendienst bei der dortigen socinianischen Gemeinde befördert, die am 11. Juni 1633 seinen Tod betrauerte, denn er war nicht nur ein geistreicher, beredter Prediger, sondern auch ein Mann, der wegen seiner Sanftmuth, Bescheidenheit, Klugheit und muthvollen Ertragung des Misgeschicks allgemein verehrt wurde. Von seiner umfassenden, gründlichen, theologischen und exegetischen Gelehrsamkeit, und von seinem philosophischen Scharfsinn zeugen seine Schriften, die sich auch durch eine klassische lateinische Diction auszeichnen. Er ist unter den Socinianern der einzige, welcher ein moralisches System schrieb, dessen wesentlicher Charakter gleich anfangs dadurch richtig angedeutet wurde, daß man es fast allgemein für Pelagianisch erklärte: *Ethica Aristotelica, ad sacrarum literarum normam emendata, nec non ethica christiana, seu explicatio virtutum et vitiorum, quarum in sacris literis fit mentio. Salenoburgi*, ohne Jahr, wahrscheinlich Amsterd. 1656. 4.; Cosmopoli (Amst.) 1681. 4. [1]). Ein theologisches System hat Crell nicht geschrieben, aber verschiedene dogmatische Schriften, unter denen die wichtigste ist: *De uno vero Deo lib. II., in quibus multa etiam de filii Dei et spir. s. natura disseruntur.* Racov. 1631. 8. Lugd. Bat. 1639. 4. *cum refutatione Bisterfeldii*; zuerst gedruckt vor Joh. Völkels (Volkelius) von Crell edirter Schrift: *De Deo et ejus attributis.* Racov. 1630. 4. Teutsch von Walzogenius unter dem Titel: Von dem einigen Gott dem Vater. 1644. 4.; auch ins Engl. u. Holländ. übersetzt. Die Absicht Crells war, die Lehre von der Einheit Gottes, im Gegensatz der Lehre von der Dreieinigkeit, ausführlich zu beweisen [2]). Die Vertheidigung der Genugthuung Christi, welche Grotius wider den Socin herausgab (*Defensio fidei cathol. de satisfactione Christi* 1617) bestrit er in seiner *Responsio ad librum H. Grotii de satisfactione Christi.* Racov. 1623. 4. mit so viel Mäßigung, daß Grotius wiederholt dem Verfasser brieflich seine Achtung zu erkennen gab [3]). Außer den bisher angezeigten Schriften hat man von ihm: *Declaratio sententiae de causis mortis Christi.* 1637. 8. *Vindiciae pro religionis libertate.* 1637; Eleutheropoli 1650. 8. unter dem Namen Junius Brutus Polonus; franz. unter dem Titel: *De la tolerance dans la religion.* Londr. (Amst.) 1769. 12. mit einer Abhandlung des Baron Holbach *sur l'intolerance*, herausgegeben von Naigeon. *De spiritu sancto, qui fidelibus datur.* 1650. 8. *Catechesis ecclesiarum polonicarum reformata et redacta primum per Faustum Socinum et alios, nunc a J. Crellio, Jona Schlichtingio, M. Ruaro et A. Wossowatio recognita.* Irenopoli, post. 1659; 1684. 8. oft, auch mit der *Ethica* 1681. Eine teutsche Übersetzung des neuen Testaments, gemeinschaftlich mit Joach. Stegmann, Rak. 1630. 8. und Commentare über den Matthäus, die Briefe an die Galater, Thessalonicher, Hebräer rc., die von eigener Forschung zeugen: *Opera exegetica.* Irenop. 1656. fol. Alle seine Werke

---

1) Von den verschiedenen Ausgaben dieses Buches s. Sandii biblioth. Antitrinit. 116. Baumgartens Nachr. von einer Hall. Bibl. 3. Bd. 213. Stäudlins Gesch. der christl. Moral 686. Ebend. Gesch. der theol. Wissensch. 1. Bd. 521. 2) Zeltneri hist. crypto-socinianismi, Altorfinae quondam acad. infesti, arcana. Lips. 1729. 4. p. 360. Sandius l. c. 96. Baumgarten a. a. O. 6. Bd. 172. Ebend. Nachr. von merkw. Büchern. 1. Bd. 419. Bock hist. Antitrinit. T. I. P. II. 992. Schröckhs Kirchengesch. seit d. Ref. 5. Bd. 583. 3) Schröckh a. a. O. 310.

stehen auch im 3. und 4. Bde. der *Biblioth. fratrum Polonorum, quos Unitarios vocant.* Irenop. (Amst.) post annum 1656. Vol. VI. fol.[4]). — Sein Sohn

2) Christoph, Prediger bei den Socinianern in Polen, verließ dieses Reich 1657, weil der König Karl Gustav von Schweden in demselben den Meister spielte und die Einwohner hart bedrängte. Er begab sich zuerst nach Kreutzburg im Fürstenthum Brieg in Schlesien, und als er von da vertrieben wurde, wandte er sich nach Preußen, war der erste socinianische Prediger zu Andreaswalde, und starb auf einer Reise nach Polen, 2 Meilen von Krakau, im December 1680. Er schrieb eine Dissertation *de virtute christiana et gentili*, die bei der Ethik seines Vaters abgedruckt ist. Handschriftlich hinterließ er Briefe über den Zustand der Unitarier in England, über ein Colloquium zwischen den Socinianern und Katholiken rc. Einer seiner Söhne, ebenfalls Christoph, eigentlich Christianus, lebte und starb als praktischer Arzt in London [5]). Sein Bruder, Christophs Sohn, war:

3) Samuel, geb. zu Kreutzburg in Schlesien 1657, besuchte die Schulen in Rastenburg und Lick in Preußen, und das arminianische Gymnasium zu Amsterdam, wo Philipp von Limborch und Joh. le Clerc sich um seine wissenschaftliche Ausbildung verdient machten. Nachdem er 10 Monate zu Leiden den akademischen Unterricht genossen hatte, begab er sich zu seinem Bruder nach London, besuchte Cambridge und Oxford, und hielt sich mehre Jahre an verschiedenen Orten in Holland und Teutschland, unter andern in Berlin, auf. Seitdem die Socinianer 1660 aus Polen vertrieben worden waren, hatte der Kurfürst von Brandenburg die Flüchtlinge in seine Staten aufgenommen und ihnen bei Frankfurt an der Oder, in dem Ort Neuendorf und dem Städtchen Königswalde, einen sichern Aufenthalt gegeben. Bei der kleinen Gemeinde daselbst, die nur aus 72 Personen bestand, versah Crell mehre Jahre das Amt eines Lehrers und Predigers, allein da sie zu arm war, um ihm seinen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, so mußte er sich von ihr trennen. Er hielt sich seit der Zeit öfters in England, dann wieder in Teutschland, am längsten aber in Holland auf, und lebte von dem geringen Ertrag seiner literarischen Arbeiten und der Unterstützung seiner Freunde, zwar in beschränkten Umständen, aber nicht in Dürftigkeit. Einige Jahre vor seinem Tode kam er mit dem Grafen von Zinzendorf und den Herrnhutern in Verbindung, und sie rühmten sich, ihn in Ansehung der Lehre von der Genugthuung auf andere Gedanken gebracht zu haben; ja er soll sogar nicht abgeneigt gewesen seyn, nach Herrnhut zu ziehen. Davon abgehalten, habe er den Brüdern vor seinem Ende für alle ihre bewiesene Treue herzlich danken lassen, und sey, nach unaufhörlichem Flehen zu dem theuern Gotteslamm, mit den Worten aus der Welt gegangen: Da komt ein armer Sünder her, der gern fürs Lösgeld selig wär [6]). Andere, glaubwürdigere Nachrichten bezweifeln diese Behauptungen [7]); gewiß ist es, daß Crell den 12. Mai 1747 zu Amsterdam starb. Unter den Socinianern seiner Zeit war er der angesehenste und gelehrteste, und viele berühmte Männer standen mit ihm in freundschaftlichem Verkehr: Locke, Cudwarth, Shaftesbury, Newton und Garbe in England, Bayle in Holland und la Croze in Berlin, ohne deswegen seinen Meinungen zu huldigen. Da es ihm bei viel Gelehrsamkeit, Lebhaftigkeit des Geistes und Erfindungskraft an einer penetrirenden, scharfen Beurtheilung fehlte, so gerieth er auf sonderbare Hypothesen, und fand in willkürlichen und gesuchten Deutungen der Schrift und der Kirchenväter Beweise für seine Meinungen. Im Wesentlichen war sein System socinianisch, da er ihm aber mehre eigenthümliche Bestimmungen gab, so wollte er kein Socinianer heißen, sondern nante sich auf mehren seiner Schriften Artemonius, nach einem Bestreiter der Gottheit Christi im 2. Jahrhundert [8]). Mit Verwerfung der eigenthümlichen Lehren des Faustus Socinus, eines platonischen Logos, und der arianischen, besonders aber der die Anbetung des Sohnes bestreitenden, beharrte er bei der Lehre von einem Gott dem Vater, als auch bei der von Christi Erhabenheit über alle Propheten und seiner Theilnahme an Gottes Herrschaft, so weit es möglich sey, und der Versöhnungslehre, wie sie von den Arminianern gelehrt wurde. Nur die Worte Satisfaction und Verdienst waren ihm theils als unbiblisch, so wie alle kirchliche Kunstwörter, theils auch deswegen anstößig, weil er meinte, daß sie der Güte und Weisheit Gottes, welche seinen Tod veranstaltet habe, nachtheilig wären. Der Tod Jesu sey nur die Bedingung gewesen, unter welcher die Menschen von dem ewigen Tode befreit werden sollten, nicht aber der Beweggrund, die Menschen von demselben zu befreien. Das meiste Aufsehen unter seinen Schriften machten die beiden folgenden: *Cogitationum novarum de primo et secundo Adamo, sive de ratione salutis per illum amissae per hunc recuperatae compendium.* Amst. 1700. 8. und: *Initium evangelii S. Joannis apostoli ex antiquitate ecclesiastica restitutum indidemque nova ratione illustratum, per L. M. Artemonium. s. l.* 1726. 8. Widerlegungen erschienen von Pfaff, Weismann, Bengel, Mosheim, Buddeus, Baratier u. A. Außer diesen beiden Schriften hat man von ihm: *Duae considerationes vocum, terminorum et phrasium, quae in doctrina Trinitatis a theologis usurpantur.* Amst. 1684. 8. *Fides primorum Christianorum ex Barnaba, Herma et Clemente romano demonstrata, defensioni fidei Nicenae G. Bulli opposita.* Lond. 1697. 8. (unter dem Namen *Lucas Mel-*

4) Joach. Pastorii (ab Hirtenberg) vita J. Crellii vor dessen Opp. in der bibl. fr. Pol. T. III. auch bei der Ethic. Aristot. J. F. Mayeri diss. de J. Crellio. Bock l. c. T. I. P. I. 116—158. König bibl. vet et nov. voc. Baillet Jugem. T. VI. 117. Cronii animadv. philol. P. V. 262. Fabricii hist. bibl. P. II. 74. P. VI. 379. Clement bibl. cur. T. VII. 324. Rich. Simon hist. crit. du V. T. 846. Walchs Religionsstreit. 4. Th. 598. 5) Bock l. c. T. I. P. I. 158. Erharts Presbyteriale des evangel. Schlesiens. 2. Th. 469.

6) Alethophilus Tacitus (Richters) Gedanken über die vielen, die herrnhutischen Brüder betreffenden Schriften. 1749. 8. Cranz Brüderhistorie 259. und Spangenbergs Leben des Grafen Zinzendorf 946. 7) Bock hist. Antitrinitar. T. I. P. I. 168. Stosch Fortsetz. der Jablonskischen Kirchenhist. 3. Th. 424. 8) Kapp diss. de hist. Artemonis et Artemonitarum. Lips. 1737. 4.

lierus, anagrammatisch *Samuel Crellius*). *Defensio confessionis fidei Unitariorum impugnatae in berolinensibus actis.* 1720. 8. Kurze und einfältige Untersuchung, ob und warum die reformirte evangelische Kirche die also genanten Socinianer mit gutem Gewissen dulden, oder auch in ihre Gemeinschaft aufnehmen könne und solle. o. O. 1700. 4. Kurzer Unterricht in der christl. Religion nach der Lehre der Unitariorum. (Hamb.) 1717. 8.; vorher von andern Unitariern in Preußen in polnischer Sprache geschrieben und zu Amsterdam gedruckt, von Crell mit Zusätzen verteutscht, weswegen er von den Geistlichen der herrschenden Kirche mancherlei Verfolgungen erdulden mußte. Mehre Aufsätze und Abhandlungen von ihm, einzeln und in Journalen, z. B. in der *Bibliotheca Bremensi*, in dem von la Roche herausgegebenen *Literary Journal*, in dem haagischen *Journal literaire etc.* Der Styl in seinen Schriften ist rauh, verworren und ohne allen Schmuck, und sowol dies, als der Mangel an Licht und Ordnung, macht das Lesen derselben unangenehm und erschwert das Verstehen [9]). (*Baur.*)

CREPIDULINA, *Blainville* (Mollusca). Eine Gattung einschaliger Mollusken, meist nur im fossilen Zustande vorkommend, auch ist das Thier derselben noch nicht bekant. Sie gehört nach **Blainville** zur Familie Cristacea, der Ordnung Polythalamacea. Die Kennzeichen sind: die Schale eiförmig, in die Länge gezogen, mit sehr kleinem Gewinde, die letzte Windung sehr groß, eiförmig, in ihrer ganzen Ausdehnung fast gerade; die Mündung sehr weit, eiförmig, durch eine gleichgestaltete Scheidewand geschlossen. — Es sind in dieser Gattung **Montforts** Astacolus, Cancris, Periplus enthalten, und bilden in derselben drei Abtheilungen mit den Typenformen. Cr. Astacolus (*Fichtel* testac. microsc. t. 19. f. g. h. i.) — C. auricula (ib. 2. fg. d. e. f.) — Cr. elongata (*Soldani* testaceol. var. 190. bb. 4. — **Orbigny** hat diese Gattung nebst Lenticulina, Polystomella und Placentula **Blainville's** in seine Gattung Nonionina gebracht. Vergl. den Art. (*D. Thon.*)

CREQUI, Crequy, Kirchdorf in dem französischen Departement Pas-de-Calais, Bezirk von Montreuil, ist das Stammhaus einer hochberühmten Familie, die in frühern Zeiten auch die benachbarten Orte Torcy, Royon, Hémont, Fressin, Raimboval, Sains-les-Fressin, Planques, Awondance, Wambercourt, Lisbourg, samt dem Walde von Crequy und dem Gehölze von Fressin, überhaupt ein wohl zugerundetes Gebiet besaß. Arnold der Bärtige oder der Alte, der muthmaßliche Ahnherr des Hauses, fiel 897 im Kampfe für Karl den Einfältigen. Ramelin II., Herr von Crequy und Fressin, stiftete 986 die Abtei Ruisseauville, südöstlich von Crequy, für Mönche Augustinerordens. Sein Sohn Balduin erheirathete mit Margaretha, Gräfin von Löwen, die Freiherrschaft Vierbeeck in Brabant, hinterließ solche aber seinem jüngern Sohne, Heinrich (dessen Linie bis um die Mitte des 13ten Jahrhunderts blühte), während der ältere, Burkard, eben derjenige, der in seines Bruders Schenkungsbriefe für die Abtei Tongerloo vom 1. August 1052 vorkömt, die Hauptlinie fortsetzte. Burkards Urenkel, Balduin II., der in erster Ehe mit einer Clementia, in anderer Ehe mit Alix von St. Omer verheirathet gewesen, wurde der Großvater von Philipp und Balduin. Letzterer, der 1241 als Eigenthümer von Torcy und Royon vorkömt, bildete die Nebenlinie in Royon, deren letzter Sprößling, Eduard (Oudart) von Crequy, Herr auf Royon und Waubercourt, im J. 1465 bei Montlhéry kämpfte und starb. Philipp, der mit Alix oder Ida von Pecquigny verheirathet, starb 1255. Sein jüngster Sohn, Ingelram von Crequy, Kanonikus zu St. Walpurgis in Furnes, wurde im J. 1275 oder 1276 zum Bischof von Cambray erwählt, resignirte um 1292, wurde 1306 Bischof von Therouanne und starb 1326. Hugo, Philipps zweiter Sohn, erhielt in der brüderlichen Theilung vom Januar 1256 die Herrschaften Annebroc und Planques mit den Hölzungen von Marquais-à-l'eau, die einen Theil des Waldes von Crequy ausmachen, später auch die Herrschaft Raimboval, und wurde der Stammvater der Linien in Raimboval (sie ist zu Anfang des 17. Jahrhunderts erloschen), in Rouverel, Langles, Saucourt, Frohans und Tillencourt. Philipps ältester Sohn, Balduin IV., Herr von Crequy, Fressin und Beaurain, war mit Alis, Frau von Heilly und Rumilly, verheirathet und Vater dreier Söhne, von denen der mittlere, Philipp auf Heilly, Namen und Wapen derer von Heilly annahm, und der Stammvater des neuen Geschlechts Heilly wurde, aus welchem vornehmlich Jakob III. von Heilly, gewöhnlich der Marschall von Guyenne genant, zu merken. Jakob III. war 1409 einer der vornehmsten Anführer des Heeres, welches der Herzog von Burgund zu Gunsten des Bischofs Johann von Baiern gegen die aufrührischen Lütticher aussendete, wurde 1411 von König Karl VI. nach Poitou geschickt, um des Herzogs von Berry Festungen wegzunehmen, was ihm auch mit Poitiers, Niort, Chisay glückte, und verrichtete 1412 bei der Belagerung von Bourges, statt des von Boucicault, die Dienste eines Marschalls von Frankreich. Im J. 1413 wurde er als des Königs Generallieutenant nach Guyenne geschickt; er konte jedoch, weil ihn die größten Barone des Landes, der Graf von Armagnac und der von Albret, wegen seiner Verbindungen mit dem Herzoge von Burgund tödtlich haßten, nur wenig gegen die Engländer ausrichten, und wurde endlich gar in einem Ausfalle der Besatzung von Soubise ihr Gefangener. Er entwischte jedoch, wie es scheint, wenigstens wurde er, nachdem er in der Schlacht bei Azincourt nochmals in Ge-

9) Götters jeztleb. gel. Europa. 3. Th. 277—304. Zusätze dazu u. Verbess. aus Crells eigener Feder, in Strodtmanns neuem gel. Europa. 1. Th. 200—227. Schmersahls Nachr. v. jüngstverst. Gel. 1. Th. 35. Moshemi diss. de raptu Christi in coelum, quem Sociniani fingunt, contra S. Crellium seu L. M Artemonium. Helmst. 1729. 4. und in dessen Syntag. diss. ad sanct. disc. pertin. enthält eine Prüfung der Crellschen Schrift über den Anfang des Ev. Johannis, und Crells ausführliche Biogr. aus handschriftlichen Nachrichten S. 333—403. Chaufepié Dict. T. II. p. 88. Walchs Religionsstreit. 4. Bd. 616. Von seinen Schriften Deff. bibl. theol. T. I. 914. und Bocks Hist. Antitrinit. T. I. P. I. 168—203. Schröckh a. a. O. 9. Th. 456—460. v. Einem Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 2. Aufl. 2. Bd. 698—701. Schlegels Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 2. Th. 985—990. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengesch. 2. Bd.

fangenschaft gerathen, von den Engländern als wortbrüchiger Ausreißer behandelt und niedergestoßen. Mit ihm erlosch das neuere Haus Heilly, denn sein Neffe, Johann III., war bereits 1413 vor Soubise umgekommen.

Balduin IV., ältester Sohn Johann I., succedirte dem Vater in Crequy und den übrigen Stammgütern. Sein Sohn, Johann II. von Crequy, der in dem Treffen bei St. Omer 1340 mit 5 Rittern und 32 Edelknechten seines Gefolges gefochten hatte, erheirathete mit Johanna von Pecquigny die Herrschaft Canaples, unweit Doullens, und blieb 1348 in dem vergeblichen Unternehmen auf Calais. Johanns II. Urenkel, Johann V., Herr von Crequy, Fressin, Canaples und Moliens, war Philipps des Gütigen Rath und erster Kämmerer, leistete ihm auch in seinen Kriegen ersprießliche Dienste, daher er gleich bei der Errichtung des Ordens des goldenen Vließes unter die Zahl der Ritter aufgenommen wurde. Im J. 1457 erkaufte er die Herrschaft Pont-de-Remy, gewöhnlich Pontdormy genant, unweit Abbeville; im J. 1461 überbrachte er in großer Pracht dem Könige von Aragonien den Orden des goldenen Vließes; im J. 1464 ging er als Gesandter an den Hof Ludwigs XI. Er starb im J. 1474, von seiner zweiten Gemahlin, Louise von la Tour-d'Auvergne, neun Kinder hinterlassend. Der dritte Sohn, Franz auf Dourier, Guerieu und Gueans, Statthalter und Seneschall der Landschaft Boulonais, stiftete 1480 zu Dourier an der Authie ein kleines Collegiatstift und lebte in kinderloser Ehe mit Margaretha Blondel. Der älteste Sohn, Johann VI., war in erster Ehe mit Francisca von Rubempré, Frau auf Bernieulles, bei Hesdin und Blequin, unweit St. Omer (verm. 1478), in anderer Ehe mit Maria von Amboise auf Ricey bei Bar-sur-Seine († 1519), verheirathet. Der einzige Sohn dieser zweiten Ehe, Georg von Crequy, besaß Ricey und Bagneux, war mit Johanna von Humières verheirathet und durch sie der Stammvater der Nebenlinie in Ricey, die jedoch mit seinem Urenkel, Urban von Crequy, der nach dem J. 1617 im Zweikampfe blieb, erloschen ist. Von Johanns VI. Kindern erster Ehe sind nur Johann VII., Anton und Philipp zu bemerken. Philipp, mit dem Zunamen der Weise, wurde mit den Baronien Bernieulles, Blequin und Wicquinhem abgefunden, vertheidigte als Gouverneur, Hauptmann und Amtmann von Therouanne im J. 1537 diese wichtige Grenzfestung mit Muth und Glück und starb 1566. Von dem jüngern seiner Enkel, von Claudius, stamt die Seitenlinie in Hemont, oder der Marquis von Crequy und Hemont, die noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühete, ab, während die ältere Linie in Bernieulles, von einem andern Enkel Philipps des Weisen, von Claudius II. abstammend, bereits im J. 1702 mit Alexander, Grafen von Crequy-Bernieulles und Clery auf Combon und Champ-de-bataille, erloschen war. Anton, Johanns VI. mittlerer Sohn, auf Pontdormy, erwarb sich durch seine Unerschrockenheit in 100 Gefechten den Beinamen der Kühne. In dem Treffen bei Bicocca führte er die Reserve, und er bewahrte das geschlagene Heer vor gänzlicher Vernichtung, indem er mit wenigen Cürassieren ein starkes feindliches Corps, dem Prosper Colonna die Verfolgung aufgetragen hatte, in seine Verschanzungen zurückwarf. Nach dem Verluste der Schlacht war Cremona zunächst bedroht, zumal da Besatzung und Commandant gleich unzureichend; ohne zu überlegen, trat Pontdormy mit seiner Compagnie und einigen Freiwilligen den Marsch dahin mitten durch die feindlichen Quartiere an, und es gelang ihm, die Stadt zu erreichen, den Muth ihrer Vertheidiger neuerdings zu beleben und sie bis zur Ankunft des eigentlichen Commandanten, des Marschalls von Foix, zu erhalten. In dem folgenden Jahre, 1523, stand er an der niederländischen Grenze, wo er, besonders während der Belagerung von Hesdin, die Belagerer, die Engländer, durch unaufhörliche Überfälle beunruhigte. Ihn dafür zu züchtigen, wollten sie seines Bruders Eigenthum, das benachbarte Schloß Bernieulles, einäschern; Pontdormy wurde noch zu rechter Zeit davon benachrichtigt, machte sich sogleich mit seiner Compagnie auf den Weg, diese häusliche Angelegenheit, wie er es nante, abzumachen, erreichte den zwei Mal stärkern Feind und vernichtete das ganze Detachement. Als im Spätsommer des nämlichen Jahres Englands gesamte Streitmacht auf dem Kriegsschauplatze erschien und alles vor sich her trieb, warf sich Pontdormy mit 150 Lanzen und 1500 Fußgängern in das schlecht verwahrte Bray-sur-Somme, in der Meinung, der Feinde Marsch durch Zerstörung der dasigen Brücke aufzuhalten. Er wurde aber so lebhaft verfolgt, daß die Brücke unversehrt bleiben mußte, und sein Fußvolk war umringt und verloren, hätte er nicht mit wenigen Lanzen gegen alle Angriffe der Engländer die Auffahrt zu einem Damme behauptet, bis mittelst desselben auch der letzte Mann in Corbie geborgen war. Unaufhaltsam drangen jetzt die Feinde auf der pariser Straße vor, die nur mehr durch das einzige Montdidier vertheidigt war, und in eben diesem Montdidier lag nur eine geringe Besatzung ohne Anführer. Pontdormy wußte auch hier zu helfen. In der nächsten Nacht brach er mit einer kleinen Schar, aus Reuterei und Fußvolk zusammengesetzt, von Corbie auf, und er erreichte Montdidier, ohne von dem Feinde bemerkt zu werden. Nachdem er eine hinreichende Besatzung unter einem gesuchten Führer zurückgelassen, trat er mit nur 160 Lanzen den Rückweg an. Er war nicht weit gekommen, als sich ihm eine Abtheilung von 600 Reutern entgegenstellte; er brach in sie ein und sprengte sie aus einander. Dicht hinter den Flüchtlingen zeigte sich aber ein zweites Corps von 2000 Reutern, welches zu erwarten Thorheit gewesen seyn würde. Pontdormy zog sich also zurück, stellte sich aber an die Spitze des Nachtrabes, mit dem er vielfache Angriffe abschlug und glücklich entkam, obgleich sein Pferd getödtet und er selbst nur durch die großmüthige Aufopferung seines Bruders Bernieulles und seines Neffen Canaples, die beide in Gefangenschaft geriethen, gerettet wurde (1523). Er blieb, nachdem er noch oft genug die niederländischen Grenzen beunruhigt und besonders 1525 den wichtigen Posten von Neufossée bei St. Omer eingenommen, und ein starkes, aus den Besatzungen von Aire, Bethune und Lillers zusammengesetztes Armeecorps auf das Haupt geschlagen, gelegentlich eines Anschlags der Kaiserlichen auf das Schloß von Hesdin. Sie wollten sich hiezu eines ihrer Gefange-

von Sault, Vicomte von Doullens, Baron von la Tour-Daiguen, Châteauregard, Carrou, Gonnault; diente zuerst bei der Belagerung von Laon im J. 1594, in den folgenden Jahren aber, nachdem er sich den 24. März 1595 mit des berühmten Lesdiguieres einziger Tochter erster Ehe, mit Magdalena von Bonne, verheirathet, mehrentheils in Dauphiné und Savoyen, wo er sich durch manche kühne That auszeichnete; doch 1598, als er zum Entsatze von Aiguebelle herbeieilte, von den Savoyarden geschlagen und gefangen wurde. Der Frieden von Vervins lösete seine Bande, er mußte sich aber, als er kaum in Freiheit gesetzt worden, mit Philippin von Savoyen, einem natürlichen Bruder des Herzogs, den er durch einige lose Reden beleidigt hatte, schlagen. Philippin wurde besiegt und genöthigt, um Gnade zu bitten, erschien aber bald, weil der Herzog ihm, bis dahin er diese letzte Schmach getilgt haben würde, den Hof verbieten ließ, auch die Frauen seiner spotteten, neuerdings auf dem Kampfplatze, schlug sich wie ein Rasender, erlag aber den Streichen seines Gegners, der einer der geübtesten Fechter (1599). In dem neuen Kriege mit Savoyen, 1600, nahm Crequy die wichtige Stadt Montmélian, in der er, nach dem Falle der Citadelle, als Gouverneur angestellt wurde; 1601 begleitete er den Marschall von Biron in seiner Gesandtschaftsreise nach England, und 1604 erkaufte er von Crillon um 30,000 Thaler die Stelle eines Mestre-de-Camp in dem Garderegiment; der König wollte ihn nämlich dem Obristen dieses Regiments, dem herrischen Epernon, entgegenstellen. Im Octbr. 1609 verheirathete er seine älteste Tochter, Francisca von Crequy, mit dem Marquis von Rosny, Maximilian II. von Bethune, und konte die enge Verbindung mit dem großen Sully, welche durch diese übrigens nicht glückliche Ehe herbeigeführt wurde, nicht anders, als höchst vortheilhaft für ihn seyn. Es scheint jedoch, daß Crequy sich in dieser ganzen Periode mehr mit Vergnügungen, besonders mit dem Würfelspiele, welches ihn unermeßliche Summen kostete, befaßte, als mit Geschäften. Unter der folgenden Regirung stritt er mit Auszeichnung in dem Gefechte bei der Brücke von Cé, 1620, gleichwie in den Kriegen mit den Reformirten, wofür er am 27. Decbr. 1621 den Marschallsstab empfing. Im J. 1625 diente er in Piemont gegen die Spanier; Asti und Verua wurden durch seine treffliche Vertheidigung gerettet, und der Herzog von Feria erlitt auf dem Rückzuge von Verua eine nicht unbedeutende Niederlage. Im J. 1630 befehligte er unter des Cardinals von Richelieu oberster Leitung die Armee, die Pignerol wegnehmen mußte, worauf er mit einem fliegenden Corps ganz Maurienne zur Unterwürfigkeit brachte. Im J. 1632 ernante der König ihn zu seinem ersten Kammerherrn, 1633 aber zu seinem außerordentlichen Gesandten an dem römischen Hofe, um dem Papste Urban VIII. die Obedienz zu leisten. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit, gleichwie in einer im folgenden Jahre in Venedig verrichteten Gesandschaft, in der größten Pracht. Im J. 1635 befehligte er die Armee, die dem Herzoge von Savoyen zu Hilfe geschickt worden; er gerieth aber bald in Uneinigkeit mit dem Herzoge, dem er als dem Generalissimus der combinirten Armee gehorchen sollte, und die anfangs errungenen Vortheile wurden nur zu sehr durch das Misgeschick vor Valenza, mit dessen vergeblicher Belagerung man 50 Tage verloren hatte, aufgewogen. Dagegen siegte Crequy am 23. Juni 1636 bei Tornavente über ein Corps Spanier, welches den Übergang über den Ticino streitig machen wollte, und bei Montalban am 8. Septbr. 1637, gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Savoyen, über die gesamte Kriegsmacht des mailändischen Stats. Eine Kanonenkugel machte seinem Leben ein Ende, als er am 17. März 1638 das von den Spaniern belagerte Brema entsetzen wollte und im voraus ihre Werke in Augenschein nahm; sein Leichnam ruhet in der Schloßkapelle zu Lesdiguieres [2]). Von seiner ersten Gemahlin (die andere, Francisca von Bonne, ebenfalls eine Tochter des Connétable von Lesdiguieres, aus seiner zweiten Ehe, mit Maria von Vignon, blieb kinderlos) hinterließ er, außer der Tochter Francisca, noch eine andere Tochter, Magdalena von Crequy, die sich, laut Heirathsbriefs vom 11. Juli 1617, mit dem Herzoge Nicolaus von Neufville-Villeroy (weshalb auch, ein Jahrhundert später, die Villeroy die mehrsten Güter des Hauses Crequy erbten) verehelichte, dann zwei Söhne, von denen der jüngere, Karl, die Linie in Canaples pflanzte, von der unten. Der ältere, Franz von Bonne, Crequy, Agoult, Vesc, Montlaur und Montauban, Herzog von Lesdiguieres, Graf von Sault, Marquis von Ragny, des heil. Geistordens Ritter und Gouverneur von Dauphiné, mußte zufolge großväterlichen Testaments derer von Bonne Namen und Wapen annehmen und starb, 77 Jahre alt, den 1. Januar 1677, von seiner zweiten Gemahlin (die erste, Catharina von Bonne, die jüngere Tochter des Connétable von Lesdiguieres und der Maria Vignon, vermählt durch Heirathsbrief vom 10. Februar 1619, starb kinderlos im J. 1621), Anna von la Magdelaine, Marquisin von Ragny bei Avalon in Burgund, zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere, Karl Nicolaus von Crequy, Marquis von Ragny, Obrister bei der Cavalerie und königlicher Generallieutenant in Dauphiné, starb unvermählt in der Armee Turenne's den 28. Novbr. 1674; der ältere, Franz Emanuel von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Gouverneur von Dauphiné, den 3. Mai 1681. Er hatte sich am 12. Mai 1675 mit Paula Margaretha Francisca von Gondy, Herzogin von Retz, Gräfin von Joigny, Marquisin von la Garnache, Frau auf Mortagne und la Hardouinaye († 21. Januar 1716) verheirathet und hinterließ einen Sohn, Johann Franz Paul von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Grafen von Sault, geb. 3. Octbr. 1678, der als Brigadier und Obrister des Regiments von Sault bei der Armee von Italien diente, und zu Modena am 6, Octbr. 1703 verstarb, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Louise Bernhardine von Durfort, verm. 17. Januar 1696, zu hinterlas-

ganz besondere Gnade des Königs, indem ihm gleich bei Errichtung des Herzogthums Lesdiguieres, im Mai 1611, die Nachfolge in demselben zugesichert wurde.

2) Vergl. Chorier histoire de la vie de Charles de Crequy de Blanchefort. Grenoble 1695. 2 vol. 12.

fen. Er hatte seiner Mutter alles dasjenige, worüber er verfügen konte, vermacht; sie selbst wurde von den Neufville-Villeroy beerbt.

Karls I., des Herzogs von Lesdiguieres jüngerer Sohn, auch Karl genant, besaß die Stammgüter des Hauses Crequy, Crequy selbst, Canaples und Poix, war Mestre-de-camp bei der Garde-françoise und starb den 15. Mai 1630 an den Folgen einer Wunde, die er in der Belagerung von Chambery empfangen. Seine Gemahlin, Anna de Beauvoir du Roure, hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen doch nur Karl, Alfons und Franz, letzterer als der Ahnherr der Marquis von Crequy, zu merken. Der erstgeborne, Karl III., Herzog von Crequy, Prinz von Poix, Ritter der königlichen Orden, erster Kammerherr, ließ im Junius 1652 das Fürstenthum Poix, unter dem Namen Crequy, zu einem Herzogthum und Pairie erheben, wurde im J. 1675 Gouverneur der Stadt Paris, war auch im J. 1662 außerordentlicher Gesandter an dem päpstlichen Hofe, und eine Beleidigung, die er am 20. Aug. n. J. von der corsicanischen Leibwache des Papstes empfangen, gab Ludwig XIV. Gelegenheit, auch in Rom seinen ganzen Übermuth an Tag zu legen. Karl III., zuletzt nur mit den Freuden der Tafel und dem unsinnigsten Spiele beschäftigt, starb den 13. Februar 1687, von seiner Gemahlin, Anna Armanda de St. Gelais de Lansac, eine Tochter, Margaretha von Crequy, hinterlassend. Margaretha war Palastdame der Königin, vermählte sich den 3. April 1675 mit Karl Belgicus von la Tremouille, Herzog von Thouars, und starb den 12. August 1707. Crequy und Poix kamen mit der Hand ihrer Tochter, Maria Armanda Victoria von la Tremouille, an den Herzog Emanuel Theodosius von Bouillon. Alfons, des Herzogs von Crequy Bruder, besaß ursprünglich nur die Grafschaft Canaples, wurde aber durch seines Vetters, des Herzogs Johann Franz Paul von Lesdiguieres, Tod Herzog von Lesdiguieres, worauf er als Pair von Frankreich am 11. Februar 1704 seinen Sitz im Parlamente nahm, verheirathete sich am 12. Sept. 1702 mit Gabriele Victoria von Rochechouart und starb, 85 Jahre alt, ohne Kinder, als der letzte Crequy-Blanchefort, den 5. August 1711. Franz, Karls II. jüngster Sohn, hieß anfangs nur der Marquis von Crequy, später aber Marquis von Marines (bei Pontoise), widmete sich den Waffen und diente zuerst bei der Belagerung von Arras, 1640. Er wurde Generallieutenant im J. 1655, und General der Galeeren von Frankreich im J. 1661; verlebte einige Zeit im Exil, wurde aber 1667 zurückgerufen, um an der Spitze eines Armeecorps die Belagerung von Lille zu decken. Am 31. August n. Jahres schlug er an dem Kanal von Brügge den General von Marsin und den Prinzen von Ligne, die den Entsatz versuchen wollten. Marschall von Frankreich seit dem 8. Juli 1668, wurde er im J. 1670 beordert, an der Spitze von 18,000 Mann Lothringen wegzunehmen. Mirecourt und Pont-à-mousson ließ er sogleich ihrer Festungswerke berauben; Epinal ergab sich nach sechstägiger, Chaté nach achttägiger Belagerung, Longwi ohne allen Widerstand; die Eroberung des Landes war hiemit vollendet. Im J. 1672 sollte Crequy unter Turenne als Generallieutenant dienen; er weigerte sich dessen, wurde exilirt, bald wieder zurückgerufen und in den J. 1673 und 1674 in Holland und den Niederlanden beschäftigt. Im Mai 1675 nahm er Dinant und verschiedene Schlösser in dem Luxenburgischen, als er aber im August das von den Alliirten belagerte Trier entsetzen wollte, und der mit dem Commandanten verabredete Ausfall, weil dieser im Momente des Auszugs den Hals gebrochen hatte, unterblieb, erlitt er bei Conz, an der Mündung der Saar, eine vollständige Niederlage (11. August 1675), die in Frankreich um so schmerzlicher empfunden wurde, weil sie seit dem Überfalle bei Duttlingen, 1643, das erste Ereigniß dieser Art. Auch versuchte Crequy, der Spott und Tadel [3]) mehr fürchtete, als den Tod, alles Mögliche, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er war nach Saarburg entkommen, kehrte aber sogleich zurück, täuschte durch eine Verkleidung der Belagerer Aufmerksamkeit und erreichte Trier mit dem Entschlusse, sich unter den Ruinen der Stadt begraben zu lassen. Beinahe vier Wochen hatte er sie vertheidigt, da empörte sich die Besatzung, die seine Verzweiflung nicht theilte, und sich durch seine Hartnäckigkeit bedroht sah; sie capitulirte ohne sein Zuthun und übergab am 3. Septbr. die Stadt; Crequy aber warf sich mit etwa 400 Mann in die Domkirche, dann in den Hauptthurm, wurde endlich aber doch am 6ten überwältigt, gefangen genommen und nach Coblenz abgeführt, wo der Kurfürst ihn auf das Ehrenvollste empfing. Er wurde auch bald gegen eine schwere Geldsumme freigegeben, schloß im April 1676 die Festung Condé ein, leitete im Mai die Belagerung von Bouchain, nahm im nämlichen Jahre auch noch Bouillon, erhielt 1677 das Gouvernement von Lothringen, samt dem Oberbefehl in dem Luxenburgschen und dem Bisthum Metz. An der Spitze der Rheinarmee vereitelte er alle Versuche des Herzogs von Lothringen, sich in diesem Lande festzusetzen; dem jungen Herzoge, der bald so berühmt werden sollte, blieb, als er alles Mögliche versucht, seinen Gegner zu einem Fehltritte zu verleiten, nachdem er bis in die Gegend von Nancy vorgedrungen, nur der Rückzug nach dem Trierschen übrig. Noch stand der Herzog von Sachsen-Eisenach mit den Reichstruppen im Elsaß, dahin flog Crequy, und bald war der Herzog so weit gebracht, daß er um die Erlaubniß, über den Rhein zurückzugehen, bitten mußte. Nur die Annäherung des Herzogs von Lothringen, der auf weiten Umwegen den Elsaß zu erreichen suchte, konte sie ihm erwirken. Nicht zufrieden mit diesen Resultaten, führte Crequy, nachdem er den Herzog von Lothringen durch das Gefecht bei Kochersberg eingeschüchtert, seine Truppen über den Rhein, und die Einnahme von Freiburg, am 17. Novbr. 1677, krönte den mühsamen Feldzug. Auch der nächste war für Crequy nicht minder rühmlich. Er ging am 24. Mai 1678 über den Rhein, schlug den Grafen von Ligneville, der sein Gefangener wurde, schloß Rheinfelden ein, siegte am 6. Juli über die Kaiserlichen, die zum Entsatze anrückten, konte zwar die Stadt, auch durch das hef-

3) Denn nicht jedermann urtheilte so mild, als der Prinz von Condé. „So ist er denn", sagte der Prinz, als die Schreckenspost eintraf, „einer der großten Generale der Welt geworden, denn ihm fehlte nur eine Niederlage."

tigste Bombardement nicht zur Übergabe bringen, nahm aber dagegen Sekingen, Offenburg, das Fort Kehl, dessen Festungswerke geschleift wurden, und verbrante, Angesichts des Herzogs von Lothringen, am 10. August ein Stück der Straßburger Rheinbrücke; zum Beschlusse mußte sich auch das hanausche feste Bergschloß Lichtenberg, nach einer Belagerung von acht Tagen, am 15. Octbr. an ihn ergeben. Der Nimweger Frieden mit Kaiser und Reich war zum Theil das Resultat dieser Ereignisse, weil aber der Kurfürst von Brandenburg es verschmähte, demselben beizutreten, mußte Crequy sich in dem Cleveschen ausbreiten, und nach mehrmals erneuerter Waffenruhe im Mai 1679 den Rhein, und im Juni die Weser überschreiten, bis endlich des brandenburgischen Generals von Spaën, der sich hinter der Weser zu vertheidigen suchte, Niederlage den Frieden von St. Germain herbeiführte. Er war eigentlich, gleich jenem von Nimwegen, nur ein Waffenstillstand, denn 1682 und 1683 erschienen neuerdings französische Heere auf dem Reichs-, namentlich auf dem luxenburgschen Boden, und jedesmal wurde Crequy ausersehen, sie zu befehligen, auch leitete er, vom 22. Decbr. 1683 an, das Bombardement der Hauptstadt Luxenburg, welches sich vom 8. Mai 1684 an in eine förmliche Belagerung verwandelte, worauf die Festung am 4. Juni dem Marschall übergeben wurde. Er erlebte jedoch nicht mehr den Ausbruch des eigentlichen Kriegs und starb zu Paris den 4. Febr. 1687, von seiner Gemahlin, Catharina de Rougé († 5. April 1743), zwei Söhne überlassend. Der jüngere, Nicolaus Karl, Marquis von Blanchefort, geb. 1669, Obrister in dem Regiment von Anjou und Maréchal-de-camp, ein ausgezeichnet tapferer Officier, starb unverehelicht zu Tournay den 16. März 1696; der ältere, Franz Joseph, Marquis von Crequy, geb. 1662, erhielt 1678 das Regiment von la Fère, und im Mai 1680 das Regiment Royal; wurde den 10. März 1690 Brigadier, im April 1691 Maréchal-de-camp, den 3. Januar 1696 Generallieutenant und blieb in der Schlacht bei Luzara 1702. Seine Gemahlin, Anna Charlotte von Aumont, hatte ihm drei Töchter geboren, von denen doch keine das Kindesalter überschritt. (*v. Stramberg.*)

CRESCENZAGO. Diese Congregation erhielt ihren Namen von dem unweit Mailand gelegenen Flecken Crescenzago, welcher ein ansehnliches, ziemlich reiches, der heiligen Jungfrau gewidmetes, im Jahre 1140 erbauetes Kloster aufzuweisen hatte, das sich gleich anfangs, wie damals mehre Klöster und kleine Congregationen, unter die Disciplin der verbesserten, regulirten Chorherren begeben hatte. Schon der erste Prior dieses vormals im Rufe guter Aufführung stehenden Klosters, Otto von Morbi, aus Mailand gebürtig, führte jene Disciplin daselbst ein und hielt auf die Beachtung derselben so sorgfältig, daß sich mehre andere Klöster dem in Crescenzago anschlossen und sich von ihm, als dem Haupte, eigenthümliche Einrichtungen vorschreiben ließen und also mit ihm eine Congregation ausmachten. Alljährlich wurde daselbst Generalcapitel gehalten, obgleich das Kloster nur den Titel einer Propstei führte. Im J. 1502 brachte sie der Cardinal von San Severino, dem das Kloster als Commende gehörte, mit den regulirten Chorherren vom Lateran in Verbindung, jedoch ohne ihnen die Einkünfte, welche sich auf 15,000 Thaler beliefen, zu überlassen, die ihm und seinen Nachfolgern und dem Kloster verblieben. Damals waren diese Chorherren so in Ansehen gekommen, daß bereits mehre Klöster sich mit ihnen verbunden hatten und andere dem Beispiele der Congregation von Crescenzago folgten. (*G. W. Fink.*)

CRICETINI, *Desmarest* (Mammalia). Eine Familie der Säugethiere, welche die Gattungen Arctomys, Cricetus und Hypadaeus umfaßt. (*D. Thon.*)

CRICETUS, *Cuvier* (Mammalia) Hamster. Diese Gattung der Nagesäugethiere ward von Linné zu den Mäusen (Mus) gerechnet, Pallas bildete aus derselben die vierte Abtheilung der eben genanten Gattung [1]) unter dem Namen mures buccati, andere Naturforscher ordneten die hieher gehörigen Arten bald unter die Gattung Glis, bald, wie Blumenbach, unter die Gattung Marmota. In neuerer Zeit hat man zu derselben einige von Rafinesque errichtete Gattungen gebracht, welche derselben zunächst zu stehen scheinen. Die Kennzeichen der Hamster sind folgende: in der obern und untern Kinnlade stehen zwei Schneidezähne, von welchen die obern meiselförmig sind, die untern eine zusammengedrückte, spitzige Schneide haben, statt der Eckzähne ist eine Lücke vorhanden, Mahlzähne stehen in der obern und untern Kinnlade zu jeder Seite drei, sie sind einfach, zusammengerückt, stumpfhöckerig und der erste ist der größte. — Die Schnauze ist spitz und kurz, innen an den Seiten des Mundes befinden sich Backentaschen, die Ohren sind eiförmig oder zugerundet und etwas behaart, der Körper ist dick, die Füße sind Gangfüße, die vordern haben vier Zehen und an der Stelle des Daumens meist nur eine warzenähnliche Erhöhung, die hintern haben *fünf Zehen*, die krallenförmigen Klauen haben eine mittlere *Länge*; an Brust und Bauch stehen sechs bis acht Zitzen; der Schwanz ist kurz, geringelt, mit wenigen Haaren besetzt.

Was das Eigenthümliche des innern Baues dieser Thiere betrifft, so hat Pallas zuerst genauere Aufschlüsse darüber gegeben. Bei den von ihm untersuchten Arten fand sich der Magen dergestalt durch eine Einschnürung in zwei Säcke getheilt, daß die Nahrungsmittel nur in den rechten derselben gelangen können, wenn sie vorher im linken ganz verarbeitet worden sind. Hiezu kommen die merkwürdigen, bei einzelnen Arten sehr vergrößerten Backentaschen. Die Zahl der Rippen steigt von zwölf auf dreizehn, die der Lendenwirbel von sechs auf sieben. Das Skelett des gemeinen Hamsters weicht von dem der Wasserratte (Arvicola amphibia), mit dem es sonst viel Ähnlichkeit hat, in mehrfacher Hinsicht ab. Mit demselben komt es unter andern in der Größe des Riechbeines (os ethmoideum) überein, welches nach den Augenkreisen eine dicke Scheidewand und bei der Gattung Arvicola eine große Höhle für die großen Hirnschenkel bildet. Diese Höhle fehlt bei den Hamstern in der Art, daß die Riechbeinplatte nicht wie bei Arvicola die Gelenkhöhle der äußern Knochenwand für den Kronfortsatz (processus

1) De son genre *Murinum* sagt das Dict. class. d'hist. nat.!! — Auch in ein teutsches Werk ging dies über.

ideus) und Gelenkfortsatz (proc. condyloideus) sondern sich ganz gegen diese Gelenkhöhle erhebt, ß der Gelenkfortsatz, statt wie bei Arvicola aufrecht en, fast horizontal liegt oder doch die Richtung des iefers hat, wodurch die aufsitzenden Schläfemus ne größere Wirkungskraft erhalten. Auch bildet umen bei den Hamstern in seiner ganzen Länge eine e, ununterbrochene Wölbung, statt wie bei Ar- über den Gaumenknochen noch eine besondere Ver zu haben. — Einen eigenen Bau haben die Vor knochen (ossa antibrachii), indem der Ellenbogen t (ulna) und die Speiche (radius) breit und schief ten nach vorn und von außen nach innen dergestalt cht sind, daß die innern Ränder dieser Knochen in anzen Länge sich berühren, wodurch die Vorwärts ickwärtswendemuskeln (musc. pronatores et supi-) einen festern Ansatz bekommen, als wenn der zwischen beiden Knochen nur durch ein Band aus ist, wie bei andern Nagethieren. Deswegen kön ch die Hamster besser graben, als die Arvicolae. — sophagus mündet gerade in die Einschnürung des s, aber Pallas hat sich bei Cricet. arenarius igt, daß die Nahrungsmittel erst in den linken ommen und der rechte so lange zusammengezogen als sie in jenem sich befinden; auch fand er bei In n, welche eine kurze Zeit gefastet hatten, den lin ck leer, den rechten dagegen mit Speisebrei gefüllt. olche Theilung des Magens in zwei Säcke findet ar auch bei andern Nagethieren, aber die Hamster n sich durch die Falten der innern Magenwendun so wie durch die gefranzten Ränder dieser Falten wodurch sie in diesem Bau einigermaßen den Wie ern sich nähern; daß aber bei ihnen ein Wieder nicht statt finden kann, zeigt die diesem entgegen e Klappe am Magenmund. Bei allen Arten, wel llas untersuchte, fehlte die Gallenblase, doch mentlich bei Cr. vulgaris allerdings Gallengänge paration der Galle vorhanden. — Wie bei andern ieren sind die Halbkugeln des Gehirns glatt und ltenlos, und sind bei dem gemeinen Hamster eben t als lang. — Die Backentaschen sind, wenn sie d, innen mit Falten versehen.

ie meisten Hamsterarten bewohnen den Norden des Continents, und dieser ihr Bereich scheint westlich en Rhein begrenzt zu seyn, denn der gemeine Ham det sich zahlreich vom östlichen Ufer des Rheins bis Jenisey. Westlich von dem erstern dieser Flüsse sich noch nicht gezeigt. Die weiter unten vorkom t, vorläufig zu den Hamstern gezählten Nagethiere, in Amerika vorkommen, sind ihrer ganzen Organi nach noch zu wenig bekant, als daß man mit Be it sagen könte, daß die Hamster auch Amerika an n.

ie Thiere dieser Gattung leben unter der Erde in , die sie zum Theil sehr kunstvoll graben, und näh im Allgemeinen von Sämereien und Wurzeln.

ır Erleichterung der Übersicht und um sogleich die näher zu bezeichnen, welche künftig vielleicht eigene Gattungen bilden dürften, wollen wir die sämtlichen Arten in mehre Abtheilungen bringen.

A) Eigentliche Hamster.

1) Cr. vulgaris, Desmarest [2]). Der gemeine Hamster, — Hamster, Hamstermaus, Amster, große Feldmaus, Kornhamster, Kornferkel, Kornfarle, Krietzsch, Grentsch, Grutschel.

Die gewöhnliche Färbung dieses Thieres ist folgende: Der Mund ist weiß eingefaßt; von der Mitte des Kopfs bis zu dem Hinterrücken ist die Farbe hasengrau, indem die Seitenhaare lichtgrau, die einzelnen Stachelhaare schwarz sind; Augen und Ohren sind mit fuchsrothen Haaren umgeben, ebenso gefärbte stehen inwendig an den Ohren, in den Seiten, an dem äußern Theil des Rückens, auswendig an den Schenkeln und am Schwanz; die Kehle, Füße und Schwanzspitze sind weiß, unter dem äußern Ohrwinkel steht ein großer, weißer Punkt und in den Seiten drei weiße, lichtgelbe, länglichrunde Flecken; die Brust, der Bauch und die innere Seite der Schenkel ist schön schwarz. Hiedurch ist der Hamster auch in der Hinsicht merkwürdig, daß er zu den wenigen Säugethieren gehört, welche auf der untern Körperseite dunkler gefärbt sind, als auf der obern. Die Haare stehen übrigens dicht und fest und bilden demnach einen guten Balg. — Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, welches zehn bis zwölf Zoll lang wird und einen zwei Zoll langen Schwanz hat. Von den acht Zitzen des Weibchens, welche bei dem Männchen kaum bemerkbar sind, stehen vier auf der Brust, zwei hinter dem Nabel und zwei in den Weichen.

Es gibt von diesen Thieren mehre Farbenabänderungen. — A. Der schwarze Hamster [3]). Er ist schwarz, die Füße, die Spitze der Schnauze, der Ohrenrand sind weiß, oft komt er auch ganz schwarz vor. Diese Abänderung findet sich besonders im russischen Gouvernement Kasan, südlich vom Ural, namentlich bei Simbirsk und Ufa, aber auch in Thüringen. Nach Pallas begattet sich diese Varietät mit dem gewöhnlich gefärbten Hamster; die jungen aber, welche aus einer solchen Verbindung fallen, sollen immer schwarz seyn. B. Der gescheckte Hamster. Er ist schwarz mit weißen Flecken oder weiß mit schwarzen Flecken. Auch dieser findet sich in Rußland und in Thüringen. C. Der gelbe Hamster, er ist blaßgelb oder erbsgelb. Unter dieser Abänderung kommen auch Kakerlaken, d. h. solche mit rothen Augen vor. D. Der weiße Hamster erscheint als reiner Kakerlak, gelblichweiß oder rein weiß, mit rothen Augen.

Von den drei Mahlzähnen hat der erste der obern drei

2) Mus Cricetus, *L.*; Glis Cricetus, *Erxleben;* Marmota argentoratensis, *Brisson;* Marmota Cricetus, *Blumenbach;* Hamster commun, Marmotte de Strassbourg, französ.; Hamster rat, *Shaw;* German marmot, *Pennant;* Chomeck, Karbusch, russisch; Skrzeczek, Mysz Ziemna wielka, polnisch. Monographie: Sulzers Naturgeschichte des Hamsters. Göttingen 1774. 8. m. K. 3) Sulzer, auf dem Titelkupf. — Mus Cricetus niger. Schreber Säugethiere. t. 198. B — Hamster, variété noir de l'Ural. *Geoffroy* et *Cuvier* Hist. nat. des Mammifères.

Paar Wurzeln und drei Paar Höcker, welche durch Querfurchen gebildet werden, von den beiden folgenden hat der erste zwei Paar Wurzeln und eben so viel Höcker, der zweite drei Wurzeln und drei Höcker. Der erste untere Mahlzahn hat fünf Wurzeln und ebensoviel Höcker, und von den beiden hintern, welche einander ganz ähnlich sind, hat jeder vier Wurzeln und vier Höcker. Wenn bei zunehmendem Alter die Furchen sich verwischen und die Höcker abgenutzt sind, kann man beide noch an ihren Umrissen erkennen, indem die Vertiefungen und die Vorsprünge den früher vorhandenen Furchen und Höckern entsprechen. Die ziemlich kleinen kugeligen Augen treten wenig hervor und haben eine runde Pupille, die Ohren sind groß, zugerundet und zum Theil nackt, die offen stehenden Nasenlöcher stehen seitlich an dem nackten Schnauzenende, welches durch eine tiefe Furche in der Oberlippe dergestalt getheilt ist, daß deshalb und wegen der kurzen, die Zähne ebenfalls kaum bedeckenden Unterlippe, der Mund immer fast ganz offen erscheint und die vier Schneidezähne sichtbar werden. Der Nabel ist kahl und in der Mitte desselben wird eine schmierige Feuchtigkeit abgesondert. Bei allen Farbenabänderungen und wenn der Pelz auch noch so dicht ist, findet sich an jeder Seite in der Nierengegend ein nackter, langer, mit kurzen, braunen Borsten besetzter Fleck, der mit dem Rückgrat parallel läuft und den Stellen zu entsprechen scheint, welche sich in derselben Gegend bei den Spitzmäusen vorfinden und bei diesen eine eigene Feuchtigkeit absondern. Die Backentaschen sind wahre häutige Blasen, in der Substanz den Schwimmblasen der Fische ähnlich, von elliptischer Form. Sie liegen von den Schläfen längs des Halses bis hinter dessen Mitte und öffnen sich vorn gegen die Mahlzähne. Ein Sack kann auf drei Loth Körner fassen. Vom hintern blinden Ende eines jedes Sacks entspringen Muskelfasern, die sich zu einem wahren Muskel vereinigen, der sich von der vierten bis zur letzten Rippe ansetzt.

Der Hamster ist ein äußerst zorniges Thier und lebt kaum mit seinem Weibchen, viel weniger mit seines Gleichen in Frieden. Er erschrickt nicht vor größern Feinden und fürchtet sich nicht vor denselben, ja er wehrt sich sogar gegen Hunde, Pferde und Menschen, wenn er von jenen oder diesen, oder gegen Pferde, wenn er von einem Reiter angegriffen wird. Er beißt scharf genug mit seinen großen Zähnen, um tiefe und gefährliche Wunden zu machen, weshalb sein Biß sonst auch als giftig galt.

Das Vaterland des Hamsters ist der größere Theil von Teutschland bis in das niedere Elsaß, wobei, wie schon bemerkt, der Rhein die Grenze zu machen scheint, außerdem findet er sich in Polen, in der Ukraine, in dem südlichen und gemäßigten Theile Rußlands und in Sibirien. Da er nur unter der Erde lebt, so trifft man ihn nur in Gegenden, welche einen für seine Gräbereien geeigneten Boden haben, auch vermeidet er allzu sandiges und leicht überschwemmtes Land. Seine Wohnung ist eine Grube (nach der Jägersprache Bau) unter der Erde in einer Tiefe von drei bis vier, im Winter von fünf bis zehn Fuß angelegt. Es führen zwei Öffnungen (Röhren) in dieselbe, von welchen die eine senkrecht hinunter geht (das Fallloch), die andere schräg läuft (der Auslauf). Das Fallloch dient eigentlich dazu, den verfolgten (flüchtigen) oder mit gefüllten Backentaschen heimkehrenden Hamster aufzunehmen, doch benutzt er dasselbe auch, um sich vor seinen Ausgängen, oder wenn äußerliche Unruhe ihm Gefahr zu drohen scheint, vorher umzusehen. Der Auslauf dient theils zum Ausgang aus seiner Wohnung, theils um die Erde und andern Unrath herauszuschaffen. Beide Röhren sind nur wenige Fuß von einander entfernt, und zwischen ihnen befinden sich mehre Behältnisse (Kammern), welche die Größe einer Rindsblase und darüber haben, inwendig schön ausgeglättet sind, und von welchen eine zur eigentlichen Wohnung, eine andere für den Unrath, die übrigen größern zu Vorrathskammern dienen. Die Zahl der letztern steigt von drei auf fünf, je nachdem der Bewohner des Baues ein alter oder junger Hamster ist. Auch in dem Baue beider Geschlechter findet ein Unterschied statt, denn beide leben außer der Begattungszeit getrennt. In dem Bau des Weibchens findet sich die Nestkammer, welche einen Durchmesser von mehr als einem Fuß hat und mit Stroh und Grashalmen ausgefüttert ist, und außer dieser ist nur noch eine Nebenkammer vorhanden, weil das Weibchen während der Heckzeit keine Vorräthe einträgt, und der Bau selbst später entweder von einem jungen Hamster eingenommen, oder von dem Weibchen zu einer Winterwohnung eingerichtet wird. Ein solcher weiblicher Bau hat zwar auch nur einen Auslauf, dagegen aber mehre Falllöcher, welche acht bis zehn Fuß von einander sind. Wenn ein Hamster seine Wohnung in Gärten oder Weinbergen aufschlägt, so bringt er sie gern tief unter Baumwurzeln, alten Weinstöcken oder unter Mauern an.

In dem Bau bringen die Hamster auch den Winter schlafend zu. Bei Eintrit der ersten Kälte ziehen sie sich in denselben zurück, verstopfen die Eingänge, graben sich tiefer ein und schlafen gegen Ende des Jahres ein. Ihre Erstarrung hängt aber keineswegs blos von der Kälte ab, sondern von dem Mangel an Luft und Licht, denn manchmal trifft man sie auf dem Schnee an, und wenn man eingefangene einer großen Kälte, zugleich aber der Luft und dem Tageslicht aussetzt, so schlafen sie nicht ein. Der wachende Hamster hat eine Blutwärme von 90—95° F. Im Winter sinkt diese so weit herab, daß er eiskalt wird. Er liegt in seinem Bau auf der Seite, die Augen sind geschlossen, der Kopf, von den Vorderfüßen umfaßt, ist so weit unter den Bauch gebogen, daß die Hinterfüße vor den Mund zu liegen kommen. Alle Glieder sind steif und schnellen, aus ihrer Lage gebracht, wieder zurück. Ob man gleich keine Athembewegung an den Schläfen bemerkt, so ersticken sie doch, wenn sie unter Wasser gebracht werden, und daß die Athembewegung fortgeht, ergibt sich auch aus dem fortdauernden Kreislauf, dessen Gang jedoch so langsam ist, daß, wenn man einen solchen schlafenden Hamster öffnet, das Herz sich in einer Minute nur funfzehnmal zusammenzieht, während dies bei einem wachenden Thiere in derselben Zeit hundert und funfzigmal geschieht. Auch die Därme sind in diesem Zustande ohne Bewegung, nicht reizbar, kalt anzufühlen, und das

schwarze, stehen höher im Preise als die blassen. Leipzig und Wien treiben damit großen Handel. Am theuersten sind die russischen schwarzen Hamster, Karbysch genant, welche man über Petersburg und Archangel bezieht. Die Hamsterfelle werden meistens zu Unterfutter benutzt und geben ein leichtes, aber dicht mit Haaren besetztes Pelzwerk, welches deshalb, ohne sehr zu erhitzen, doch sehr warm hält. — Nächst seinem Fell nutzt der Hamster durch sein Fleisch, welches eßbar ist, von den Hamstergräbern aber auch den Schweinen gefüttert wird, so wie durch sein Fett, welches zum Brennen in Lampen verwendet werden kann. — Unmittelbar wird dieses Thier nützlich durch seine Nahrung, indem es manche Feldmaus und manche schädlichen Insecten vertilgt, mittelbar aber, indem es für die ärmere Menschenklasse, die sogenanten Hamstergräber, Nahrung einträgt. Der Hamster wählt immer das beste Getreide für seine Vorräthe, und da man nach der Ernte davon oft fast einen Centner antreffen soll, ein Hamstergräber aber in manchen Jahren leicht mehre Tausend Stück ausgraben kann, so ist der Gewinn nicht gering. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß die Obrigkeit ein wachsames Auge auf die Hamstergräber führen sollte, welche, trotz des Fanggeldes, welches für die Hamster selbst bezahlt wird, diese doch gern laufen lassen, um ihrer Ernte im nächsten Jahre desto sicherer zu seyn.

Aus dem eben angeführten Nutzen ergibt sich auch der Schaden, der für den Landmann desto bedeutender ausfällt, je schneller diese Thiere, trotz aller Verfolgung, in manchen Jahren sich vermehren, so, daß nicht selten um Gotha herum wol auf 30,000 Stück ausgegraben worden sind.

Die gewöhnlichste Art, der Hamster sich zu bemächtigen, ist sie auszugraben, wozu jedoch Gewandtheit und Eile gehört, indem sie sich sonst leicht durch Weitergraben oder Verwühlen ihrer Ausgänge und Falllöcher verstecken. Außerdem fängt man sie in eingegrabenen, mit einer niederfallenden Steinplatte bedeckten Töpfen, erstickt sie mit Schwefeldampf, den man mit einem Blasebalg in die Löcher treibt, schwemt sie durch eingegossenes Wasser aus und vergiftet sie auch wol. Letztere Vertilgungsweise ist aber wegen des Schadens, den sie den Menschen bringen kann, verwerflich.

2) Cr. Accedula, *Pallas* [4]). Der Hagri. Unterscheidet sich vorzüglich durch seine ausgebuchteten Ohren und den oben grauen, unten weissen Körper. — Er ist kleiner als die vorige Art, ungefähr vier Zoll lang, der Schwanz mißt acht Linien. Die Schnauze ist zugerundet und etwas behaart, so wie die Oberlippe durch eine tiefe Furche getheilt. Die Unterlippe und die Mundwinkel sind sehr aufgeschwollen, die sehr großen Backentaschen laufen unter der Halshaut bis an die Schultern. Die obern Schneidezähne sind kürzer und gelb, die untern länger, weißer, mehr pfriemenförmig. Die vordern Schnurrhaare (Bartborsten) sind weiß, die hintern länger und schwarz, die Gegend um den Mund, um die Nase und oben auf den Backentaschen ist weiß. Der übrige Körper ist oben gelblichgrau, unten weißgrau, die Füße sind weiß, der Schwanz oben braun, unten weiß. — Die Heimath ist das Orenburgische Gouvernement am Flusse Jaik in Rußland.

3) Cr. arenarius, *Pallas* [5]). Der Sandhamster. Kennzeichen: Grau, die Seiten und der Bauch weiß, Schwanz und Füße weiß, die Ohren eiförmig, ganzrandig. — Die Länge beträgt 3 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 10 Linien. — Der längliche Kopf läuft in eine spitzige Schnauze aus. Die weißen Schnurrhaare stehen sehr dicht und sind länger, als der Kopf; die großen Ohren sind eiförmig und gelblich, der Daumen der Vorderfüße ist mit einem Nagel versehen. Der ganze Körper ist oben grau, unten und in den Seiten ist weiß, dieselbe Farbe haben die Füße und der Schwanz, so wie die Klauen. Die Heimath sind die sandigen Ebenen am Irtisch. Das Männchen macht einen mehre Ellen großen Bau und darin ein Lager von den faserigen Wurzeln des Elymus arenarius. Die Hauptnahrung besteht in den Schoten des Astragalus Tragacanthus.

4) Cr. phaeus, *Pallas* [6]). Der Phé-Hamster. — Diese Art unterscheidet sich besonders durch ihren braungrauen, unten weißen Körper und Schwanz, so wie durch große, faltige Ohren. — Die Länge beträgt 3 bis 4 Zoll 2 Linien, der Schwanz mißt 9 Linien. Die Nase ist nackt und die Nasenlöcher sind von einer Furche umgeben, deren oberer Rand behaart ist. Die Schnurrhaare sind länger als der Kopf, schwarz, mit weißen Spitzen. Die eiförmigen, an der Spitze haarigen Ohren sind braun. Die Hauptfarbe des Pelzes ist ein weißliches Aschgrau, das auf dem Rücken mehr ins Braune, am Bauche mehr ins Weißliche übergeht, so wie auf der Stirne und an der Schnauze. Der Umkreis des Mundes und die vier Füße sind weiß. — Pallas fand diese Art nicht weiter nördlich als in der Astrakanischen Steppe, von wo sie bis nach Persien und in die Bucharei sich verbreitete. Dieser Naturforscher fand ihren Magen noch im December gefüllt, und Gmelin erzählt, daß sie in Persien im Winter sehr häufig sey und in die Wohnungen dem Reise nachgehe. Lichtenstein (in Eversmanns Reise in die Krim S. 122) hält diese Art nur für ältere Individuen der vorigen.

5) Cr. Songarus, *Pallas* [7]). Der Rücken ist grau, an jeder Seite des Rückgrats läuft eine schwarze Linie weg, die Seiten sind weiß und braunbunt, der Bauch ist weiß. — Diese Art wird nur 3 Zoll lang und der Schwanz mißt 4½ Linie. — Der Kopf ist gedrängt, die Schnauze stumpf, die Schnurrhaare sind kürzer als der Kopf, an der Spaltung der Lippe steht die Öffnung der Backentaschen; die eiförmigen Ohren sind faltbar. Der Daumen der Vorderfüße ist nagellos, die Sohle der Füße behaart. An jeder Seite stehen vier weiße Flecken, deren oberer Umkreis rostroth eingefaßt ist, der erste steht am Halse, der zweite hinter der Schulter, der dritte vor dem

4) Mus Accedula, *Pallas* Glires t. 18. f. A. Cric. migratorius *Desmarest*.

5) *Pall.* Glir. pl. 16. A. 6) Glir. t. 15. A. — Franz. Le Phé, Rat habliz. 7) Glires t. 16. B. Glis oeconomicus, *Erxleben*.

sich bis an die Schultern. In jeder Kinnlade stehen auf beiden Seiten vier Mahlzähne. Der Körper ist cylindrisch, und Schwanz und äußere Ohren mangeln. Die Augen sind unter der Haut verborgen, an allen Füßen vier Zehen. In den Ebenen am Missuri gibt es zwei Arten dieser Gattung, welche unter der Erde leben und sich von Wurzeln nähren.

1) D. fusca. Die Länge zwölf Zoll.

2) D. alba. Die Länge sechs Zoll. (*D. Thon.*)

CRINOLIN, Haarleinwand, nent der Franzose Oudinot-Lutel sein neu erfundenes, wasserdichtes Haargewebe zu Jagdkleidern, Pantalons &c. Es soll der mannichfaltigsten Nuançen fähig seyn; die Probekarte weist deren 2500 nach. An Glanz und Leichtigkeit gleicht es dem Seidenzeug, und an Weichheit, Dauerhaftigkeit und schönem Ansehen übertrifft es die schönsten Stoffe aus Wolle und Linnen. In Paris &c. soll es deshalb vielen Beifall und Absatz finden. (*Th. Schreger.*)

CRIVELLI, Antonio, geb. zu Mailand den 2. Febr. 1788, starb am 18. August 1829 zu Bergamo. Seine Bildung hatte er im erzbischöflichen Seminar seiner Vaterstadt erhalten, und schon im Lyceum der Brera zeigte er Anlagen für Mathematik und Physik, die Ungewöhnliches versprachen. Ein Preis der Mathematik, den er in Pavia davontrug, verschaffte ihm einen Antrag zu einer Professorstelle an dem projectirten Lyceum in der Hauptstadt des Frankreich einverleibten Dalmatiens, in Zara. Da aber die Kriegsereignisse ihm nicht gestatteten, dorthin zu gehen, nahm er eine einstweilige Anstellung in Mailand an, die bald durch eine wirkliche, als Professor der Physik in Trento, ersetzt ward, trat aber hierauf ins Geniecorps und wurde als Ingenieur beim Bergdepartement der obern Etsch angestellt, wo er zum erstenmale vor den Augen der erstaunten Trentiner Pulversignale vor ihren Bollwerken gab. Mehr in seine wahre Sphäre führte ihn die östreichisch-lombardische Regirung zurück, die ihn zum Professor der Physik in Bergamo ernante, und recht eigentlich schien er in dieser gewerbfleißigen Stadt an dem Platze, der seiner Eigenthümlichkeit zusagte. Im J. 1817 erhielt er von der Regirung Urlaub zu einer Reise nach Persien, welches er aber wegen eines Krieges gegen Rußland nicht erreichte. Er beschränkte sich daher auf einen Besuch der Krim, ging nach Constantinopel und durchreiste ganz Griechenland. Damals richtete er so eifrig seine Aufmerksamkeit auf die berühmten Damascenerklingen, daß er im Stande war, diesen bisher in Europa noch nicht erlangten Industriezweig, selbst mit wesentlichen Verbesserungen, seinem Vaterlande zuzuführen. Die k. k. Hofkriegskammer ließ Versuche anstellen, die den Vorzug der seinigen vor allen ähnlichen darthaten. Das Institut der Wissenschaften in Mailand beehrte ihn dafür mit der goldenen Medaille, und der Monarch selbst mit noch entschiedenern Zeichen seiner Gunst. Der glückliche Erfolg ermuthigte, weiter zu gehen. Er versuchte, Gußstahl zu bereiten, machte gefährliche Experimente, Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas zu vereinigen, verbesserte das Löthrohr, gab sich noch in den letzten Tagen seines Lebens mit Untersuchungen über konische Brennspiegel ab, und zulezt mit Forschungen über das Mumisiren nach ägyptischer Weise. Das, was er ausstellte bei den großen Industrieausstellungen zu Mailand, wurde stets so scharfsinnig und zweckmäßig erfunden anerkant, daß ihm öfters die silbernen Ehrenpreise, außer dem erwähnten goldnen, zufielen, und er selbst zu dem Ausschuß erwählt ward, der über ihre Vertheilung entschied. Die Klarheit seines Vortrags, die ihm auch in der schriftlichen Mittheilung eigen war, trug sehr dazu bei, seine Belehrungen fruchtbringender zu machen. Selbst in den ins Teutsche übersetzten Abhandlungen über die Damascenerklingen, über die Unsicherheit der Combinationsschlösser, welche die „Annalen des k. k. polytechnischen Instituts" aufnahmen, hatte man dies rühmend anerkant. Er wurde aber bald ein Opfer seines Eifers. Die zum Theil gefahrvollen Versuche, die er anstellte, zogen ihm eine Verzehrung zu, der er nach 16monatlichem Leiden erlag. (S. Blätter für liter. Unterhaltung. Lpzg. 1830. Nr. 58. S. 212.). (*H.*)

CROCODILUS (Reptilia) κροκόδειλος[1]), Krokodil, Panzereidechse; ein fast in alle Sprachen der civilisirten Völker unverändert aufgenommener Name, nur im Italienischen Cocoodrillo. — Das Reptil, welches Linné (Syst. Nat. ed. XII.) unter dem Namen Lacerta Crocodilus aufführte, ward von dieser Gattung zuerst durch Gronov getrent, und gab in den neuern Zeiten nicht blos Cuvier Veranlassung, die schon früher von Laurenti (Synops. Reptilium p. 58.) begründete Gattung Crocodilus anzunehmen, sondern sie auch als eine eigene Familie Crocodiliens (Crocodilii — Crocodilini, *Oppel*) an die Spitze der Saurier (Eidechsen) zu stellen. Anderen Naturforschern schienen aber diese Thiere so bedeutend von den Eidechsen abzuweichen, daß sie dieselben zu einer eigenen Ordnung oder Abtheilung der Reptilien erhoben, welche Blainville Emydosauri, Merrem (und nach ihm Fitzinger) Loricata (Panzer-Pholidoten) nanten.

Die Kennzeichen dieser Gattung mit ihren drei Untergattungen (oder mit andern Worten der Familie Crocodilii) sind nach Cuvier (Regne animal. Ed. 2. t. II. p. 17.) im Allgemeinen folgende. Die hieher gehörigen Thiere erreichen in der Regel eine bedeutende Größe, der Schwanz ist zusammengedrückt, an den vordern Füßen fünf, an den hintern nur vier Zehen, von welchen an jedem Fuße nur die drei innern mit Klauen versehen sind, alle mehr oder weniger durch eine Schwimmhaut verbunden; in jeder Kinnlade nur eine Reihe spitziger Zähne; die fleischige, platte Zunge ist bis nah an den Rand verwachsen, kann deshalb nicht vorgestreckt werden und hat aus diesem Grunde den Alten Veranlassung zu der Fabel gegeben, daß sie gänzlich mangele; die männliche Ruthe einfach, der After eine Längenöffnung bildend; Rücken und Schwanz sind mit großen, hornartigen, sehr starken, in der Mitte kielförmig erhöhten Schildern bedeckt, und über den Schwanz läuft ein gezahnter, an der Basis doppelter Kamm. Die Bauchschilder sind viereckig, dünn

1) Dieser griechische Name kam ursprünglich einer in Griechenland einheimischen Eidechse zu, ward aber später von den Griechen dem Nilcrocodil beigelegt. *Herodot.* lib. II.

ältern, durch ihn abgesprengten und verdrängten umgeben und findet dies sogar bei fossilen Schädeln.

Was die Skelettbildung der Crocodile betrifft, so gedenken wir nur des besonders Merkwürdigen derselben.

Der eigentliche Schädel ist im Vergleich mit dem ganzen Kopfe unverhältnißmäßig klein, seine Höhle unmittelbare Fortsetzung des Wirbelkanals; das Hinterhauptloch, mit einem einfachen, untern Gelenkhöcker versehen, liegt an der hintern, gerade abgestutzten Fläche des Hinterhauptes. Die Scheitelbeine (Stirnbeine! Geoffroy's) sind zu einem Stücke verwachsen, und neben denselben führen zwei runde Öffnungen zu den Schläfenhöhlen, welche durch einen Jochbeinfortsatz von den Augenhöhlen geschieden sind. Das Stirnbein ist nur eine einfache Platte. Am Keilbein, dessen vorderes Stück vom hintern geschieden ist und in die Augenhöhlen hereinragt, finden sich große und kleine Flügelfortsätze, und seine Processus pterygoidei sind sehr breit, legen sich an die vordern Gaumenbeine und bilden eine breite Platte, in welche sich unten der sehr lange Nasenkanal nach hinten öffnet. Von den Schläfenbeinen erscheint auf der obern Schädelfläche nur ein kleiner Theil als Schuppenbein (pars squamosa), ein ebenso kleiner umschließt, als Felsenbein (pars petrosa), die Gehörknochen; der größere Theil, nach unten und hinten gerichtet, dient zur Aufnahme des Unterkiefers. Die Antlitzknochen sind bei jüngeren Individuen kürzer, bei erwachsenern mehr in die Länge gezogen. Sie bestehen aus folgenden einzelnen Knochen. Als Siebbein erscheinen zwei Knochenstücke unter der vordersten Spitze des Stirnbeins, welche einen Ring für den Durchgang des Riechnerven bilden. An diesen stoßen nach außen die Thränenbeine mit dem Thränenkanal. Nach vorn reihen sich die breiten mit den Zähnen besetzten Oberkiefer und Zwischenkiefer an, sowie die Nasenknochen. An der Spitze des Oberkiefers oben steht die vordere Öffnung des engen und langen Nasenkanals, welcher etwas weiter nach hinten durch zwei dünne, röhrenförmige Knochen in zwei Kanäle getheilt wird, welche nach unten durch die Gaumenbeine geschlossen sind, die nach hinten an die schon erwähnten processus pterygoidei (interni) stoßen. Die Jochbeine endlich umgeben nach unten die Augenhöhlen, verbinden sich nach vorn mit dem Thränenbein, nach hinten mittelst dreier Fortsätze mit dem Scheitel-, Schläfen- und hintern Gaumenbein. — Der Unterkiefer, welcher bei den erwachsenern Individuen fast so groß ist, als der Oberkiefer, besteht aus zwei Ästen, die wieder aus mehren (6—7) Knochenstücken zusammengesetzt sind, und hat hinter seiner Gelenkfläche einen starken, fast hakenförmigen Fortsatz. — Der Knochenbau des Crocodilkopfs ist besonders auch noch in der Hinsicht merkwürdig, weil er in mehrem Betracht bedeutend von dem der andern Eidechsen abweicht. — Was das übrige Skelett der Crocodile betrifft, so zählt man an ihnen sieben Halswirbel[3], zwölf Rücken-, fünf Lenden-, zwei Kreuz- und dreißig bis sechsunddreißig Schwanzwirbel. Diese letztern haben an ihrer untern Fläche einen nur durch Knorpel angehefteten Dornfortsatz. Die breiten Querfortsätze der Kreuzwirbel dienen zur Unterstützung der Hüftbeine. Von den zwölf Paar Rippen sind die vier ersten mit zwei Ästen in zwei Querfortsätze der Wirbel eingelenkt. Die beiden ersten und letzten Paare sind falsche Rippen, indem sie nicht mit dem Brustbeine verbunden sind, dies letztere dagegen verlängert sich bis zu den Schambeinen, und hat fünf Paar cylindrische Knorpelbogen, welche die Vorderfläche des Bauchs unterstützen. — Der Oberarmknochen ist fast wie beim Menschen gebildet, Handwurzelknochen sind vier, Mittelhandknochen finden sich fünf, der Daumen hat zwei, der zweite Finger drei, der dritte und vierte vier, der fünfte Finger nur drei Glieder. — Was das Becken betrifft, so legt sich das Darmbein mit einem breiten Rande an die Kreuzwirbel; das Sitzbein, fast wie ein Schlüsselbein gestaltet, schließt mit dem der andern Seite die Vorderwand des Beckens. Das Schambein aber, mit dem Sitzbeine nur beweglich verbunden, nimt das hintere Ende der knorpeligen Bauchrippen auf. — Als Fußwurzelknochen finden sich außer dem Fersen- und Springbeine noch drei Knöchelchen. An dem innersten Mittelfußknochen stehen zwei, am zweiten drei, am dritten und vierten vier Zehenglieder. — Was das Gehirn und Nervensystem der Crocodile betrifft, so fand Carus (Zootom. S. 216) sie in einem jungen Crocodile bedeutend groß, das kleine Gehirn war mehrmals in die Quere gefaltet, und unter demselben zeigten sich deutliche kleine Ganglien am Ursprunge des Hörnerven zu beiden Seiten der vierten Hirnhöhle. Nach demselben Anatomen scheint das Hirn bei den Crocodilen, wie überhaupt bei den Amphibien, früher zu wachsen aufzuhören, als der gesamte Körper, indem er auch bei sehr großen Crocodilen die Schädelhöhle doch nicht bedeutend geräumiger fand, als bei kleinen, wo sie das Hirn äußerst genau umschloß. — In Bezug auf die Sinneswerkzeuge ist besonders die Entwickelung des Gehörorgans zu bemerken. Es findet sich nämlich an dem genau von Knochen umschlossenen, mit drei kreidenartigen Kronen versehenen Labyrinth deutlicher, als in andern Eidechsen, ein unterer, vorwärts gebogener Anhang, dessen Inneres durch eine Querwand in zwei Gänge geschieden ist, von welchen der eine in den Vorhof, der zweite mittelst eines kleinen, durch Häute verschlossenen Lochs in die Paukenhöhle mündet; welcher Anhang nach Lage, Bildung und Öffnung als erste Anlage einer Schnecke zu betrachten ist. Das Trommelfell ist aufwärts gerichtet. Besonders ausgezeichnet ist aber die Entwickelung einer Art von äußerm Ohr, in Gestalt zweier fleischiger Lippen. — Das Auge der Crocodile ist noch durch eine besondere Nickhaut, oder drittes Augenlied, im vordern Augenwinkel befindlich, beschützt, welches mittelst eines besondern, um den Augapfel laufenden Muskel über jenen gezogen werden kann. Die Pupille ist eine senkrechte Spalte und die Ciliarfortsätze sind schön entwickelt. — Was die Verdauungswerkzeuge (im weitern Sinne) der Crocodile betrifft, so finden sich in dieser Hinsicht manche Merkwürdigkeiten bei denselben. Von den Zähnen und den Kieferknochen war

3) Vergl. hierüber die interessanten Nachweisungen in Carus von den Urtheilen des Knochen- und Schalengerüstes. Leipz. 1828. fol. S. 141 folg., und Huschke in Isis (Okens) 1825. S. 1105. — Davon hier ein Mehres beizubringen, würde zu weit führen.

en die Rede, weshalb diese hier übergangen wur-
)er Zungenknorpel ist mit einem platten, schild-
n Körper und zwei größern Seitenästen versehen,
ze selbst ist sehr groß und füllt fast den ganzen Raum
i den Ästen des Unterkiefers aus, ist auf dem Bo-
Mundhöhle aufgewachsen und mit einer derben,
)rnig-gefurchten Haut überzogen, hinterwärts
einem freien, querlaufenden, die Stimmritze zum
deckenden Rändchen geendigt. Carus will auch
: von Gaumensegel, doch ohne Uvula bemerkt ha-
otomie S. 372). Besonders merkwürdig ist aber
, wie die Crocodile ihre Kiefern bewegen, obwol
ersuchungen darüber noch nicht als abgeschlossen
et werden können. Wir haben oben schon der Mei-
:r Alten über diesen Gegenstand gedacht, einer
g, welche, wie Geoffroy gezeigt hat (Anna-
Mus. d'hist. nat. II. p. 40 folg.), von den Neuern
nügenden Grund ganz verworfen worden ist. In
t ist auch, wie dieser Anatom bemerkt, der Kopf-
l Crocodils ganz paradox, im Vergleich mit dem
r anderer Thiere; denn die Theile, welche sonst
u liegen pflegen, wie die Wangen und die Organe,
ie Kiefern bewegen, sind bei den Crocodilen ganz
iten gedrängt, und man kann mit einigem Rechte
daß ihr Schädel eigentlich nur aus zwei Kiefern
Weitere Abweichungen finden in der Hinsicht
aß 1) die Unterkinnlade um ein Sechstheil länger
die obere mit dem Schädel; 2) daß die Unter-
: eine Gelenkhöhle mit doppelter Abflachung zeigt,
)er die Fortsätze des Schläfenbeins gliedern; 3)
Gelenkkopf des Hinterkopfs mit den vier Gelenk-
der Schläfenbeine in einer Linie liegt, und daß
)eiden Kiefern gar keine Seitenbewegung haben.
an endlich äußerlich für den eigentlichen Schädel
n meinen dürfte, auf die Wölbung achtend, welche
rn Thieren den Schädel verräth, so besteht dieses
n Muskeln, welche sehr umfangreich sind. Nun
)ber die starken, an der seitlich fast unbeweglichen
)belsäule befestigten Muskeln den Kopf in einen
von 45° in die Höhe, und diese Biegung wird
)rch die sehr dünne Haut unterstützt, welche
)indungsstelle des Schädels mit dem Halse bedeckt
)nehmend dünn und biegsam ist, dagegen die Un-
ade von einer runzeligen, wenig biegsamen Haut
sen ist. Wenn man aber nun auch eine Muskel-
rausfetzt, die im Stande wäre, die Unterkinnlade
ten zu ziehen, so würde dabei doch schon die Haut
h seyn. Außerdem ist die Unterkinnlade auch in
ewegung noch durch ihren hintern Theil gehemt,
r langer Fortsatz hinter dem Gelenke bewegt sich
einem Bogen gerade an der Stelle, wo ein star-
ld das Aufsteigen des Fortsatzes dergestalt hindert,
aß, obwol nicht ganz unmöglich wird. Übrigens
s zwei schwache Muskeln zum Niederziehen der
)nlade bestimt. — Der Magen des Crocodils ist
d kugelich, und in der Gegend des nahe am Ma-
)e befindlichen Pförtners läßt sich eine eigene
Abtheilung unterscheiden. Der Dünndarm ist,
ivier, oberwärts auf seiner innern Fläche mit
kleinen Zellen, unterwärts mit einer Drüsenschicht beklei-
det. — Was die Respirations- und Stimmorgane der Crocodile betrifft, so öffnet sich der Kehlkopf in eine Längsspalte, welche weit hinten liegt und vom Zungenrande etwas bedeckt wird. Vorn zeigt sich am Kehlkopfe eine große, spitzige Knorpelplatte, als Spur eines Schildknorpels. Die Lungen, doppelte, zellige Säcke, liegen nicht so weit nach hinten, über die Leber herab, wie bei andern Gattungen der Reptilien, sondern mehr im Thorax. Höchst merkwürdig ist aber noch ein eigenthümlicher Athmungsmechanismus. Aus der Peritonalhöhle gehen nämlich zwei Kanäle gerade in die Cloake, und da sie keine Klappen haben, so kann durch sie jede Flüssigkeit aus der Bauchhöhle und in diese hinein treten. Bei dem männlichen Crocodile gehen von diesen Kanälen noch zwei Zweige, jederseits einer, an die Ruthe und endigen blind unter der Eichel. Über den Zweck dieser Kanäle spricht sich Geoffroy, der Entdecker derselben [4]), folgendermaßen aus [5]): „Das Crocodil besitzt eine Lunge, welche viel vollkommener ist, als die irgend eines andern Reptils, indessen wird die Energie dieses Thiers durch den Lungenathmungsprozeß nur wenig gesteigert. Auf dem Lande, wo nur dieser statt findet, ist es furchtsam, seinen Kräften gleichsam mistrauend; es fühlt, daß dieselben seiner Wildheit nicht entsprechen würden. Aber im Wasser wird es sogleich ein ganz anderes Thier; seine Energie ist außerordentlich, sein Schwimmen reißend. In diesem Elemente entwickelt es das Feuer und die Kraft des Löwens, alle Energie eines Thieres, welches mit einer sehr vollkommenen Respiration begabt ist. Alle Lebenskraft, alle Muskelthätigkeit hängt aber vom Athmen und dessen Wirkungen ab. Indessen kann das Crocodil eine solche Steigerung seiner Activität nicht durch den Lungenathmungsproceß erreichen, welcher eines Theils zu einem solchen Zwecke nicht vollkommen genug organisirt ist, auf der andern Seite aber im Wasser eine Unterbrechung erleidet. Hier treten nun die Hilfsorgane in Function — und das Crocodil athmet im Wasser mittelst einer Organisation, welche derjenigen der Holothurien sehr ähnlich ist, indem alle Blutgefäße des Unterleibes zu den Wirkungen des Athmungsprocesses mit beitragen müssen. Durch die gedachten beiden Kanäle tritt Wasser in die Bauchhöhle. Wie wir ebenfalls oben schon gesehen haben, besitzt das Crocodil, außer dem eigentlichen Brustbeine, auch ein anderes am Unterleibe, jeder dieser Knochen mit seinen Muskeln wirkt aber seinerseits bei dem Athmungsproceß, das eigentliche Brustbein auf dem Lande, das am Bauche liegende im Wasser. Ohne die Entdeckung dieser Kanäle konte man die Gewohnheiten des Crocodils nicht begreifen, es entwickelte im Wasser die Activität eines warmblütigen Thieres, und bis jetzt wußte man doch nicht, wie dies zuging, da man eine Organisation, bei welcher dies möglich, nicht kante. Die Peritonalkanäle vertreten hier gewissermaßen die Stelle einer zweiten Luftröhre, indem sie das Respirationselement in eine andere Art von Respirationshöhle führen." — Offenbar

4) Annales des Sc. nat. XIII p. 153. 5) Cours de l'histoire naturelle des Mammifères. Paris 1829. Leçon III. p. 28.

wird auf diese Weise der Zweck des Athmens erfüllt, und man darf annehmen, daß hier schon eine Art von Wasserathmung statt findet und das Blut den nöthigen Sauerstoff aus dem Wasser aufnimt. (Vergl. auch Carus Zootomie S. 562). — Die Leber ist, der Form nach, der menschlichen ähnlicher, als die anderer Reptilien; die Gallenblase liegt an der concaven Fläche derselben, und Gallenblasengang und Lebergang senken sich theils getrent, theils verbunden, in den Darmkanal; die kleine längliche Milz liegt am Grunde des Magens. — Die Bauchspeicheldrüse fand Carus zwischen den Blättern des Gekröses an der ersten Krümmung des Darmkanals, und den Ausführungsgang bemerkt Cuvier als doppelt. — Die Nieren sind, wie bei den Schlangen, doch in weniger deutliche Lappen getheilt. — Was das Gefäßsystem betrifft, so ist das Herz am Herzbeutel durch ein sehniges, von der Spitze ausgehendes Band befestigt. Die Herzkammer ist, nach Cuvier, in drei anastomosirende Zellen getheilt, dergestalt, daß das Blut der Hohlvenen aus der rechten Herzkammer in die zwei rechten, untern, verbundenen Herzzellen tritt, aus welchen die Lungenarterie und die linke absteigende Aorte entspringt, dagegen das Lungenvenenblut aus der linken Vorkammer in die linke obere, von den vorigen mehr abgesonderte Herzkammer sich ergießt, aus welcher der rechte Aorten-, Karotiden- und Axillararterienstamm entspringt. — Den Chylus sah Hewson weiß, da er bei andern Reptilien wasserhell angetroffen wird. — Hinsichtlich der Geschlechtsorgane findet man Nebenhoden und eine einfache Ruthe. — Über die Entwickelung der Crocodile im Ei sind noch keine Untersuchungen vorhanden, doch bemerkt Carus, daß er bei einem jungen, wahrscheinlich erst aus dem Eie geschlüpften Crocodile den Dottersack noch sehr groß und gefüllt in der Bauchhöhle liegend und deutlich mit einer Darmwindung verwachsen fand. —

Die Crocodile leben im Allgemeinen nur am und im Süßwasser, ob man gleich behauptet, daß sie auch ins Seewasser gehen. Sie halten sich an großen Bächen, Flüssen, Strömen, Seen u. s. w. auf, und bringen die meiste Zeit im Wasser zu, meist so darin liegend, daß nur die Schnauzenspitze und die Augen über den Wasserspiegel hervorragen. Außerdem ruhen sie auch am Ufer auf trocknen Stellen, oder auch auf Steinen und Felsen über der Wasserfläche. Besonders sonnen sie sich gern nach eingenommenem Fraß. In der heißen Zone und in weniger menschenreichen Gegenden sind sie oft so zahlreich, daß man kaum begreift, wo sie ihre Nahrung hernehmen. In den kältern Zonen, oder in denjenigen, welche eine Art von Winter, die sogenante Regenzeit, haben, sollen die Crocodile während desselben schlafen, wenigstens versichert Humboldt dieß vom Crocodil am Orinoco. Auf dem Lande sollen die Crocodile, wenigstens die erwachsenen, langsam und unbehilflich seyn, und schon den Alten war es bekant, wie schwer ihnen das Umwenden wird. Ihre Verbreitung beschränkt sich auf die heißen Zonen, zwischen den Wendekreisen und nur wenige Grade weiter nördlich. Sie sollen im Allgemeinen in den bewohnten Gegenden weniger wild und gefährlich seyn, ob es gleich viele Ausnahmen von dieser Regel geben möchte.

Die Nahrung der Crocodile ist animalisch, doch verschlingen sie auch Kiesel und andere Steine in Menge, vielleicht zur Beförderung der Verdauung. Sie sind ungeheuer gefräßig und raubsüchtig, und verschonen selbst den Menschen nicht, der ihnen nicht selten zur Beute wird. Außerdem werden sie den Säugethieren gefährlich, welche die von ihnen bewohnten Wasser zu durchschwimmen haben oder in denselben tränken. Sie verschmähen aber auch todte Thiere und deren Theile nicht. Nähere Angaben hierüber kommen bei den einzelnen Arten vor.

Was die Fortpflanzung der Crocodile betrifft, so soll bei der Begattung das Weibchen auf dem Rücken liegen. Es legt dann seine Eier an sonnige Stellen, scharrt sie etwas ein und bewacht sie, wie Rüppell wenigstens vom Nilcrocodile, Audubon vom Alligator erzählt. Zur Zeit der Brunst erhöht sich der Moschusgeruch der Männchen. Eier und Junge sind vielen Gefahren ausgesetzt; jene werden von mehren Thieren aufgesucht und ausgesoffen, auch von Menschen benutzt; diese werden von größern Fischen u. s. w. verfolgt. Sie sollen sehr langsam wachsen, so, daß gefangene in zwei Jahren von 6 Zoll erst zu 20 Zoll heranwachsen. Man schreibt deßwegen dem Crocodile ein sehr langes Leben zu. Wenn eigentlich sein Wachsthum in Bezug auf Fortpflanzung vollendet, ist noch unbekant; ebenso weiß man nicht, ob es nach dieser Periode noch fortwächst, was fast annehmbar scheint, wenn die Angabe der Alten von 50 Fuß langen Crocodilen richtig ist, wie wohl zu glauben, denn da es von dieser Größe jetzt keine mehr gibt, so müßten die jetzigen, im gedachten Sinne, lauter unausgewachsene und also zur Fortpflanzung untüchtig seyn, was nicht der Fall ist.

Von dem Nutzen der Crocodile ist wenig zu sagen. Von den alten Ägyptern wurden sie göttlich verehrt (siehe den Art. Suchus). Der König von Saba, in Africa, soll zur Pracht Crocodile in Teichen ernähren. Unter Kaiser August wurden sie mit bei den Thiergefechten gebraucht. In ihren Eingeweiden will man auch Bezoare gefunden haben. Die Berber und die südamerikanischen Wilden essen ihr Fleisch, deswegen und wegen ihres Schadens wird überall auf diese Thiere Jagd gemacht. Der letztere ergibt sich aus ihrer Nahrung und wird dessen, sowie des Fangs bei den einzelnen Arten gedacht werden.

Zu leichterer Übersicht und bei den auffallenden Verschiedenheiten der einzelnen Arten hat Cuvier dieselben in drei allgemein angenommene Untergattungen zusammengestellt.

I. Gavials (Gavialis *Oppel.*). Die Schnauze ist dünn und sehr in die Länge gezogen; die Zähne fast gleich groß; die vierten der Unterkinnlade liegen bei geschlossenen Kiefern nicht in Höhlen des Oberkiefers, sondern nur in Ausrandungen desselben; die hintern Füße sind am äußern Rande gezähnelt, und die Schwimmhaut derselben reicht bis an die Zehenspitzen; in dem Schädel stehen hinter den Augen zwei große Löcher, deren Vorhandenseyn man durch die Haut hindurch bemerkt. Die Arten finden sich nur auf dem alten Continent.

Zahl der Rückenreihen ist 18. Die doppelten Schwanzkämme reichen bis zur 19ten Schilderreihe. Cuvier ist nicht gewiß, ob diese Art wirklich eigene Art ist; Merrem hält beide für eine, ob er gleich die letztere aufführt, deren Vaterland nach ihm Indien ist, da sich doch nach Cuvier hierüber Bestimtes noch nicht sagen läßt.

II. Eigentliche Crocodile.

8) C. niloticus [10]). Das Nil-, gemeine, gewöhnliche Crocodil. — Kennzeichen. Die Schnauze ohne Leisten, im Nacken sechs Schilder und ebenso viele in jeder Rückenschilderreihe. — So genau auch diese Art, das Crocodil vorzugsweise genant, schon den Alten bekant war, so viel es auch in Samlungen vorkam, so lieferte doch erst Geoffroy (a. a. O.) eine gute Abbildung davon und eine genaue Beschreibung, der wir hier folgen. Der Kopf des gemeinen Crocodils ist halb so breit als lang. Die Augen stehen mehr aus einander, als an andern Arten, und der Raum zwischen ihnen ist riemenförmig ausgehöhlt, ohne Spur einer Erhöhung. Auch die Schnauze ist nach vorn vollkommen flach, die zwei letztern Schilderreihen auf dem Halse sind einander mehr genähert, und die Schilder sind mehr breit als lang; die der ersten Reihe stehen ziemlich in gleicher Weite von einander. Auf dem Rücken stehen siebenzehn Schuppenreihen, auf dem Schwanze, soweit er zwei Kämme hat, achtzehn und auf der hintern Hälfte ein und zwanzig. Die Schilder des Rückens sind durch die Gleichheit ihrer Größe merkwürdig, so wie durch ihre genau viereckige Form und ihre wenig und gleichförmig erhobenen Kiele. Die Farbe ist broncegrün, schwarz verbreitet sich strahlenweise vom Mittelpunkte der Kiele aus, es macht auf der Oberseite der Beine und in den Seiten nur Nüancirungen und der Bauch ist ganz grün. — Was die Zähne betrifft, so sagt Cuvier (Recherches sur les ossem. foss. V, 2. p. 50.), daß die erstern Zähne der Unterkinnlade in einem gewissen Alter die obere durchbohren. Dagegen streitet aber Wiegmann (Isis. XXII. S. 622.) mit folgenden Worten: „Dies ist aber wol nicht gut möglich, da bereits bei kleinen, folglich jüngern Exemplaren der Crocodile und Caimane die vordern Zähne des Unterkiefers den Zwischenkiefer durchbohren, wenigstens durchgehende Löcher im Zwischenkiefer vorhanden sind, in welche die beiden Unterkieferzähne eindringen, während oft bei sehr großen Exemplaren derselben Art äußerlich solche durchgehende Löcher im Zwischenkiefer nicht zu sehen sind. Bei einem Exemplare des Crocod. niloticus unseres (Berliner) Museum's von acht Fuß Länge finden sich durchgehende Löcher im Zwischenkiefer, ja bei einem viel kleinern von 3½ Fuß ebenfalls, während sie bei dem größten Exemplare unserer Samlung von zwölf Fuß Länge sich nicht vorfinden. Verhältnißmäßig ist bei letzteren die Schnauze breiter, als bei den beiden andern. Bei einem Exemplare des C. niloticus Var. (Sachus Geoffroy) von drei Fuß Länge ist der Zwischenkiefer ebenfalls undurchbohrt. Ein Gleiches findet bei einem fünf Fuß langen Exemplare des C. biporcatus statt, während ein anderes Exemplar derselben Art von mehr als zehn Fuß Länge die Durchbohrung des Zwischenkiefers in hohem Grade zeigt. — Bei einem C. Lucius von sieben Fuß Länge ist es nicht der Fall, so auch bei einem C. sclerops von gleicher Größe. Dagegen sind bei einem Exemplare der letztern Art von fünf Fuß Länge nicht nur die vordern Löcher im Zwischenkiefer durchgehend, sondern auch die ersten seitlichen, welche den vierten Zahn des Unterkiefers aufnehmen. Es scheint demnach nicht mit dem Alter des Thiers in Bezug zu stehen und kann nur eine sexuelle oder individuelle Verschiedenheit seyn. Da über das Geschlecht unserer Exemplare keine weiteren Notizen vorhanden sind, so sehe ich mich außer Stande, hierüber eine bestimtere Meinung auszusprechen, hoffe aber, daß die Pariser Naturforscher, denen bei einer größern Anzahl von Exemplaren, gewiß auch sichere Notizen über das Geschlecht derselben nicht mangeln, diesen noch zweifelhaften Punkt einer genauern Untersuchung werth halten werden." — Über manche Dunkelheiten in der Naturgeschichte dieses Thieres geben die Beobachtungen Aufschluß, welche Blainville (Journal de Physique 1823. Mai) an einem lebenden anzustellen Gelegenheit hatte, welches Exemplar, ungeachtet er es nicht genau beschreibt, schon nach der Angabe des Vaterlandes zu dieser Art gehörte. Es war etwa sechs Fuß lang. Man hielt es mit einer mäßigen Menge Wasser in einem Kasten. Die Wärme des Wassers war 10 — 12 Grad über 0 und diese Temperatur schien auch die des Thieres zu seyn. Sein Gang war langsam, und seine Bewegungen beim Schwimmen bestanden in einer abwechselnden Bewegung der Füße, auf die Art, wie man sie bei den Schildkröten und Salamandern bemerkt. Es war durchaus nicht bösartig und schien Gefallen daran zu finden, wenn man ihm die Kehle strich. Sein Athmen war langsam, unregelmäßig, und schien manchmal 20 — 40 Minuten lang aufgehoben. Die Bewegung der Nasenlöcher und der faserig knorpeligen Erhöhung, welche denselben als Deckel dient, waren mit denen der Respiration isochronisch. Der Mechanismus dieser Function schien von dem, wie man ihn bei den eigentlichen Eidechsen beobachtet, abzuweichen, und in gewisser Hinsicht eher dem der Chelonier (Schildkröten) ähnlich zu seyn. Die Zusammenziehungen, statt unter der Kehle oder am Thorax sich zu zeigen, hatten an den Wänden des Unterleibs, etwas vor den Beckengliedern, statt. Der Sinn des Gesichts schien gut zu seyn, die Iris war graulich, die meist rhomboidale Pupille stand vertikal und behielt ihre Form, wenn sie sich zusammenzog, was oft geschah, ohne daß eine Veränderung des Lichtes statt hatte. Die Nickhaut ward oft bewegt, aber langsam, wenn das Thier gereizt war. Die Ohren waren meist genau durch die Deckel geschlossen. Die Zähne hatten eine Art von Halbdurchsichtigkeit, kreuzten sich beim Schluß der Kiefern und waren, mit Ausschluß der Spitze, außen vollkommen sichtbar. Von den Lippen kann man sagen, daß sie gänzlich man-

10) *Seba* Thesaur. I. t. 104. f. 12. *Cuvier* Annales du Mus. X. pl. 1. f. 5. 12. pl. 2. f. 7. — *Geoffroy* ib. pl. 3. f. 1. — *Oppel* a. a. O. t. 8. — Croc. palmatus? *Schneider* H. amph. II. 146. — Croc. (Champse) *vulgaris*. *Merrem* Crocod. Champse, *Bory de St. Vincent*, nicht *Brongniart* wie im „Wörterbuch der Naturgeschichte" steht. Diction. class. d'hist. nat. V. 105. Crocod. niloticus *Auct.*

Die Körperhaut war weicher und biegsamer, als
[g]lauben mochte, und nur die Nacken- und Rücken-
[…]r waren wirklich hart. Dies Thier ward mit
[…]iberz gefüttert. Wenn es den Rachen öffnete, so
[…]an die Bewegung des Zungenschildes, Behufs des
[…]gens, es war gelb und hatte einige Querrunzeln.
[G]aumen und das Zungenschild berührten sich hinten,
man weder die Öffnung des Kehlkopfs, noch die des
[…]ndes bemerken konte. — Das Nilcrocodil erreicht
[b]edeutende Größe, und die Alten sprechen von funfzig
[…]angen Exemplaren. Man findet es wahrscheinlich
[…] meisten, wenn nicht in allen großen Flüssen Afri-
[…] sicherlich aber, außer dem Nil, noch im Senegal,
und Isaliba. Sonst war es bis in das Delta her-
sehr gemein, ist aber durch die beständigen Verfol-
[…]n so vermindert, daß man den Nil ziemlich weit
[…]rts verfolgen muß, wenn man es finden will. —
[…]hat ihm eine ungeheuere Gefräßigkeit und Raubgier
[…]d gegeben, es scheint indessen, daß dies Übertrei-
[…]st und nur der Hunger es zuweilen zum Menschen-
[…]reibt. Meist lebt es von andern Thieren, die sich
[…]asser finden oder an dieses kommen. Daß es nicht
[…]z unzähmbar, beweiset, daß die alten Ägypter es
[…]en Tempeln hielten, wenn dies nicht etwa, wie
[…]froy behauptet, eine andere Art (C. Suchis) war.
[D]as Nilcrocodil legt an die Ufer in den Sand gegen
[…]rt Eier, welche etwa die Größe eines Gänseeies haben.
[…]ungen schliefen etwa nach einem Monat aus und sind
gegen 9 Zoll lang. Viele Eier werden durch die
[…]umons (Viverra Ichneumon) zerstört, auch von ei-
[…]t Eidechse (Varanus Dracaena *Merr.*) aufgefressen.
[V]on dem Nutzen des Nilcrocodils ist nicht viel
[…]en, man müßte denn das sonstige Heiligseyn [1])
[d]arunter begreifen, deswegen wollen wir dies und
[…]ang hier zugleich abhandeln. — Das Croco-
[…]erichtet uns Herodot, war in einigen Gegenden
[…]ens geehrt, und in andern war es ein Gegenstand
[A]bscheues und des Schreckens. Halbgott bei den
[…]iten, besaß es einen Tempel, am Gestade des See
[…] erbaut; eine Gesellschaft von Priestern bestrebte
[…]ber seine geringsten Bedürfnisse zu wachen; für die
[…]hner des Nilufers war es aber nichts, als ein wildes
[f]urchtbares Thier, der gemeinsame Feind der gesam-
[B]evölkerung. Dort war die Tödtung eines Thieres
[a]bscheuliche Entheiligung; hier eine rühmliche That,
[…]st eine Wohlthat für die Bewohner der ganzen Um-
[…]. Diese Erzählungen der griechischen Geschichts-
[…]er wälzen auf die alten Ägypter den Vorwurf eines
[…]eimten und abergläubischen Widerspruchs, dieser
[…]ber nur in Worten und nicht in der That vorhanden.
[Ä]gypter waren nur billig und folgerecht in ihren Ge-
[…]gen, denn sie verabscheuten und verfolgten das
[…]dil t'Emsah wegen des Schadens, welchen diese
[…] ihnen verursachten, und sie gaben einer ganz na-
[…]en Regung von Dankbarkeit nach, wenn sie das
[…]dil Suk verschonten, welches die Griechen auch
Suchus nanten. Was das größere, das t'Emsah be-
trifft, welches beständig sich erneuernde Bedürfnisse, eine
unersättliche Gefräßigkeit wild gegen die Ruhe der Völker
aufregten, so befahl die Religion, nach welcher ein böser,
den Osiris verfolgender Genius sich in diesen Thieren ver-
barg, deren Verfolgung. Das andere Crocodil, der
Suchus (s. diesen Art.), ist eine schwache unschuldige Art,
welche wegen ihrer Kleinheit vor den andern im Innern
des Landes anlangen muß, wenn die überschwemmenden
Wasser austreten. Die Ägypter betrachteten diese Ge-
wohnheit wie eine Quelle des Wohls für sie, und so ent-
stand die Ursache einer Erkentlichkeit, welche sie durch öf-
fentliche Ehrenbezeugungen ausdrückten. Die zeitige Er-
scheinung des Suchus an den entfernten Orten traf mit
der größten Begebenheit für das Land zusammen, dem
wunderbaren Ereigniß der Befruchtung des Bodens. All-
jährlicher Vorläufer der Gewässer der neuen Überschwem-
mung schien er den sein Bett verlassenden Nil auf die
brennenden und dürstenden Gefilde zu führen, oder um
in theogonischer Sprache zu reden, der Suchus kam alle
Jahre, um der schmachtenden Isis die Annäherung eines
mit Anmuth und ewiger Jugend geschmückten Gemahls
anzuzeigen. Mehr war zur Heiligung nicht erfoderlich.
Nur in den vom Flusse entfernten Städten, wie Onibos,
Arsinoë, Coptos, hatte man dem Suchus Tempel errich-
tet, weil nur dort seine Sendung einen Charakter von
Nützlichkeit hatte. Sie war natürlicher Weise den Men-
schen vorzüglich angenehm, welche durch die von den Hoch-
ebenen, welche das Nilthal umschließen und begrenzen,
zurückprallende Hitze gegen die beständige und unerträg-
liche Wirkung der brennenden Sonne viel empfindlicher
waren, als die Bewohner des mittleren Landes. Diese
konten das Steigen des Flusses aus eigends dazu gewid-
meten Anstalten, den Mequias, kennen; der Suchus er-
setzte dieselben der Bevölkerung der entfernteren Gegenden;
wandernde Mequias, war er selbst der Überbringer der
großen Neuigkeit. Langte er früher als gewöhnlich an,
so nahmen ihn die Völker mit Festlichkeiten auf, mit gro-
ßen Freuden- und Dankbezeugungen; denn dies Ereigniß
war eine sichere Anzeige von einer bedeutenderen Über-
schwemmung und also einer reicheren Ernte. Seine Ab-
wesenheit oder verzögerte Ankunft, Vorbedeutung eines
trocknen Jahres und einer Hungersnoth, wurden im Ge-
gentheil Ursache einer allgemeinen Trauer, weil die Reise
des Suchus und die Ankunft der Gewässer nur eine und
die gleiche Begebenheit für einfache und in entfernten Ge-
genden wohnende Menschen war. Wirklich gehen die
Crocodile, gezwungen, von Zeit zu Zeit die Erde zu betre-
ten und zwischen hohe und senkrechte Ufer versetzt, noth-
wendigerweise etwas vor dem Gewässer her, sie sind dem-
nach seine Vorläufer, wenn es sich über das Land ergießt;
eigentlich hängen sie davon ab, obgleich sie dasselbe nach-
zuziehen scheinen. Alle diese sonst dunkeln, von keinem
Commentator begriffenen Thatsachen sind nun aufgeklärt.
Wir wissen nun, daß es blos der Suchus war, welcher
in mehren Städten Ägyptens feierlich verehrt wurde, er
ist es allein, welchen man mit so vieler Sorgfalt und
Liebe in den Tempeln erzog, welchen man mit reichen
Armbändern und Angehängen zierte, den man mit dem

[1]) Wir folgen hiebei Geoffroy in Revue encyclop. Mai

Fleisch der Schlachtopfer nährte. Aber war er es auch allein, welchem nach dem Tode die Ehre des Einbalsamirens zu Theil wurde? Bestattete man ihn nur allein in geheiligten Zellen? Die Untersuchungen, welche Geoffroy an den in den ägyptischen Grabdenkmälern aufbewahrten Crocodilmumien anstellte, haben darüber Aufschluß gegeben. Nicht nur das geheiligte Crocodil, der Suchus, war es, welchen die Ägypter nach seinem Tode zur Erde bestatteten, sondern auch ohne Unterschied alle fünf Arten der Crocodile des Nils. Herodot berichtet noch, wenn das Crocodil das Land betrete, sey es den Angriffen sehr kleiner Thiere ausgesetzt, welche sich auf der ganzen Ausdehnung seines Gaumens anzusetzen wissen, um sich von seinem Blut zu ernähren. Indessen wage es ein kleiner Vogel, von dem Erzähler Trochilus genant, diese Insecten, von denen er sich vorzüglich nährt, bis in den Rachen des Crocodils zu verfolgen, welches dafür dankbar ihm kein Leid anthut. Geoffroy überzeugte sich an Ort und Stelle von der Wahrheit dieser Erzählung, er sah den Rachen der Crocodile von diesen schnackenartigen Insecten, wie mit einer schwärzlichen Kruste bedeckt, sah wie die Vögel die Insecten ablasen. Dieser Vogel ist Hasselquist's Charadrius aegyptius (Cursor charadrioides *Wagler*). — Wir kommen nun zur Jagd oder dem Fang des Nilcrocodils [12]). Eine eigene Kaste, in der berberischen Sprache Hauauit genant, beschäftigen sich außer dem Fischfang und der Hippopotamus-Jagd auch mit der auf Crocodile. Die günstige Jahreszeit hiezu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling nach der Begattungszeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier eingescharrt hat. Der Hauauit merkt sich den Ort; auf der Südseite desselben, d. h. unter dem Winde, gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Crocodil erwartet. Der Jäger verbirgt sich dort; bleibt er unbemerkt, so komt das Crocodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit einer Harpune an; das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Crocodil eilt ins Wasser und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehilfe zueilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Crocodil nimt; man faßt den Strick und zieht das Thier an die Wasserfläche, wo es bald ein zweiter Wurfspieß verwundet. Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Crocodil bleibt nicht müssig, es gibt derbe Schläge mit seinem Schwanze und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um letzterem vorzubeugen, bestehet dieser Strick aus etwa dreißig neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle in einer Entfernung von zwei Fuß zusammengebunden sind. Diese dünnen Stricke legen sich nun in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus dem Wasser aus der Fleischmasse aus, und das Crocodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, erzählt Rüppell (a. a. O.), so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzehn Fuß langes Crocodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zu binden, dann die Füße über dem Rücken zusammenknobeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Nacken des Thieres stoßen und es durch die Theilung des Nervenstranges der Wirbelsäule tödten. Die zur Crocodiljagd übliche Eisenharpune ist spannenlang, nach der Spitze zu ist sie scalpellenförmig, am Ende und an der einen Seite zugeschärft; ein starker Widerhaken ist gleich hinter der Schneide, und am andern Ende ist ein Vorsprung zur Befestigung des Seils. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. — Das Fleisch und Fett der Crocodile wird von den Berbern gegessen und gilt selbst für einen Leckerbissen, beides hat immer einen moschusartigen Geruch. So oft Rüppell es kostete, mußte er es immer wieder wegbrechen, vermuthlich wegen dieses Geruchs. Die vier Moschusdrüsen des Crocodils sind mit ein Hauptgewinn bei dieser Jagd. Zwei derselben öffnen sich am Unterkiefer zu Seiten des Zungenbeines und zwei an der Mündung der Cloake. Die Berber unter sich bezahlen für diese vier Drüsen oft zwei Speciesthaler und bedienen sich derselben zur wohlriechenden Einreibung für das Haupthaar.

4) C. Suchus, *Geoffroy* [13]). Das Suchuscrocodil. — Es unterscheidet sich von dem vorigen eigentlich nur durch einen etwas platteren, mehr in die Länge gezogenen Kopf. Überhaupt nähert es sich mehr dem Crocodil von St. Domingo durch seine schlankere Form und die Verhältnisse seines Schädels. Vor den Augen fehlen die Erhöhungen, und die Oberseite der Schnauze ist weder gefurcht noch abgeplattet, dagegen komt es in der Form und Stellung der Schilder mehr mit dem Nilcrocodil überein. Sie finden sich auch in gleicher Anzahl und mit eben solchen Kielen versehen, nur die Schilder auf dem Halse sind viel breiter, und hinsichtlich der Farbe weicht es darin ab, daß das Schwarz in kleinen Flecken auf einem hellgrünen Grunde steht. — Diese Art, sowie die folgenden, nämlich C. marginatus, welches im Genick hinter dem Schädel sechs Schilder hat, und im Nacken sechs bis acht; C. lacunosus, mit zwei Schildern im Genick und sechs im Nacken; C. complanatus, welches sich vom Nilcrocodil nur durch einige Abweichungen des Schädelbaues auszeichnet, hält Cuvier (regne animal ed. 2. Tom. II. p. 21.) durchaus nur für Varietäten des Nilcrocodils, ob sie gleich Geoffroy als eigene Arten betrachtet. Dieser letztere, welcher den Suchus zuerst nach dem aus einer Mumie gezogenen Schädel bestimte, sagt darüber: Wenn ich nur den Mumienschädel gehabt hätte, so würde ich es nicht gewagt haben, diese Art als eine solche zu bestimmen, befürchtend, daß die angegebenen Verschiedenheiten individuell oder vom Alter abhän

12) Rüppell Reisen in Nubien ꝛc. Frankf. a. M. 1829. S. 50.

13) Ann. d. Mus. X. p. 84. pl. 3. f. 2. 3. 4. — Cr. vulgaris Par. B. *Merr.* Sept. 37.

Farbe ist oben dunkelgrün, schwarz gefleckt und marmorirt, unten blaßgrün. Man verdankt Descourtils genauere Beobachtungen über diese Art. Nach ihm gibt es viel weniger Männchen als Weibchen, und jene liefern sich hartnäckige Kämpfe. Die Begattung findet im Wasser, in einer Seitenlage, statt und dauert etwa fünf und zwanzig Sekunden. Die Männchen sind zehn Jahre, die Weibchen acht bis neun Jahre zur Fortpflanzung tüchtig, doch dauert die Fruchtbarkeit dieser letzteren selten über vier oder fünf Jahre. Die Weibchen graben in den Sand an eine etwas erhöhte Stelle ein zirkelförmiges Loch. In dieses legen sie acht und zwanzig mit einer klebrigen Feuchtigkeit befeuchtete Eier in mehren Lagen über einander, welche durch Zwischenlagen von weniger Erde getrent und mit etwas geschlagenem Schlamme bedeckt sind. Die Eier werden im März, April und Mai gelegt, die Jungen schliefen nach Verlauf eines Monats aus. Sie sind beim Auskriechen nur neun bis zehn Zoll lang, wachsen aber bis in ihr zwanzigstes Jahr und erreichen überhaupt eine Länge von wenigstens 16 Fuß. Wenn sie ausschliefen, so krazt die Mutter die Erde auf, um sie frei zu machen, führt, vertheidigt und ernährt sie während dreier Monate, das leztere, indem sie ihnen den Fraß vorspeit. Die Vertheidigung ist besonders gegen das Männchen gerichtet, welches in dieser Zeit den Jungen nachstellt. Wie die andern Crocodile, so kann auch das von St. Domingo nicht unter dem Wasser fressen, ohne zu ersticken, wol aber zieht es seinen Raub unters Wasser, gräbt ihn dort für einige Tage in den Schlamm und verzehrt ihn erst, wenn er anfängt zu faulen. Das Fleisch der Neger ist diesem raubsüchtigen Thiere lieber, als das der weißen Menschen. Nach der Angabe des obigen Naturforschers ist diese Art auch gelenkiger als seine Gattungsverwandten, indem es die Schwanzspitze bis an den Mund bringen kann.

9) C. rhombifer, *Cuvier* [18]). Das rautige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze ist gewölbt (hinter dem zweiten großen Zahn), zwei stumpfe, erhöhte Leisten gehen von den Augenwinkeln aus und vereinigen sich nach vorn, im Genick stehen vier, im Nacken sechs Schilder, die viereckigen Rückenschilder stehen in sechs Reihen, die Schuppen der Gliedmaßen sind dick und gekielt. — Die Farbe ist grünlich, oben braun gefleckt. Das Vaterland ist Mexico, wo es im Flusse Alvarado von Deppe gefunden ward. Im Berliner Museum befindet sich ein acht Fuß langes Exemplar. — Die beiden gedachten Leisten scheinen mit vorgerücktem Alter zu verschwinden.

10) C. galeatus, *Cuvier* [19]). Das gehelmte Crocodil. Kennzeichen. Auf dem Scheitel ein erhabener, zweizähniger Kamm, im Nacken sechs Schilder. — Diese Art ist noch sehr unvollständig bekant und häufig mit dem Nilcrocodil verwechselt worden. Das a. a. O. beschriebene Exemplar war zehn Fuß lang.

11) C. biscutatus, *Cuvier* [20]). Das zweischildrige Crocodil. Kennzeichen. Im Nacken stehen zwei Schilder, die mittleren Rückenschilder sind viereckig, die äußern unregelmäßig und zerstreut stehend. — Die Schnauze ist schwach erhaben, etwas mehr in die Länge gezogen als am Nilcrocodil, an der Spitze wulstig. Die Farbe ist dunkler als an andern Arten. — Auch diese ist noch nicht genau bekant. Ihr Vaterland ist Ceylon.

12) C. planirostris, *Graves* [21]). Das flachschnauzige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze glatt, an der Basis flach, im Nacken stehen sechs Schilder, alle übrigen Schilder sind höckerig, in jeder der sechsfachen Rückenreihen stehen fünf Schilder, die Beine sind mit keinem Kamme besezt. — Die Länge beträgt 3 Fuß 10 Zoll 6 Linien, wovon der Kopf 5 Zoll 9 Linien wegnimt. Diese Art ist besonders merkwürdig wegen der Dicke des Leibes und der Glieder, wodurch es ein stämmiges Ansehen erhält und so schwerfällig aussieht, wie keine andere Eidechse. Die Rückenschilder sind mit Knötchen besezt, wovon einige in Nagelkuppen, andere in etwas zurückgebogenen Spitzen, noch andere in scharfe Klingen auslaufen. Die Kämme auf dem Schwanze sind wenig bemerklich. Die Hauptfarbe ist dunkelbraun, oben schwärzlich, unten dunkelgelb. Das Exemplar, wonach Graves seine Beschreibung machte, schien, nach der Dicke der Knochen und der Stärke der Knoten zu urtheilen, sehr alt. Nach dem Catalog der Samlung (es befindet sich in Bordeaux) kam es aus Afrika. Es scheint fast eine neue Gattung bilden zu müssen.

13) C. cataphractus, *Cuvier*. Diese, durch ihren gepanzerten Nacken sich auszeichnende Art ist in der neuen Ausgabe der Ossemens fossiles. Tom. V. 2. pl. 5. f. 1. u. 2. abgebildet, wohin wir verweisen müssen.

III. Caimans oder Alligators.

14) C. sclerops, *Schneider* [22]). Der Brillen-Caiman; das Jacaré. Kennzeichen. Vor den Augenhöhlen eine vorspringende Querleiste der Haut; oberes Augenlied in eine kleine Kegelspitze verlängert; auf dem Nacken vier knöcherne Binden. — Diese Art ist uns am genauesten durch die Nachrichten bekant geworden, welche der Prinz von Neuwied davon gegeben hat, weshalb wir denselben auch hier folgen. — Der Charakter, welchen das obere Augenlied zeigt, besteht darin, daß die rauhe, warzige Haut dieses Theils in der Mitte des äußern Randes in eine kegelförmige, etwas nach hinten geneigte Spitze von vier bis fünf Linien Länge ausgedehnt ist. Diese kegelförmige Verlängerung fehlt indessen bei jungen Thieren gänzlich und verschwindet bei den ausge-

18) Ann. d. Mus. X. p. 51. 65. XII. p. 5. pl. 1. f. 1. 2. 3. 4. 5. Oppel Naturg. t. 10. 19) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 9. — Memoires de l'Academie de Paris 1693. t. 1. 2. 3. *Faujas de St. Fond* hist. d. l. Mont. d. St. Pierre. pl. 43. 20) Ann. d. Mus. X. pl. 2. f. 6. — Oppel Naturgesch. t. 12. Croc. carinatus, *Schneider* hist. amph. II. p. 164. 21) Graves Ann. general. d. S. ph. II p. 348. — Crocodilus Gravesii *Bory de St. Vincent*. in Dictionaire classique d'hist. nat. V. p. 108. Abbildungen in den planches dies. Diction. Isis VIII. 540. 22) Jacare, *Marcgraf* Brasil. p. 342. — Surinam. Crocod. *Merian* Surin. t. 69. *Seba* Thes. I. t. 104. f. 10. Caiman femelle. *Cuvier* in *Wiedem.* Arch. II. 2. p. 166. t. 2. f. 3. 4. Cr. Caiman. *Daudin* rept. II. 399. — C. Sclerops *Schneider* hist. amphib. II. 162. — *Cuvier* Ann. d. Mus. X. t. 1. f. 7. 16. t. II. f. 3. — Oppel Naturgesch. d. Amph. t. 5. — Maxim. v. Neuwied Beiträge z. Naturgeschichte von Brasilien I. S. 69. — Dess. Abbild. Heft 12. *Spix*. nov. Spec. Lacert. t. 2. Jacaretinga punctulatus.

stopften Exemplaren der Museen. Das Genick und der Nacken sind mit einer weichen, lederartigen Haut bedeckt, auf welcher folgende Schilder sich zeigen. In der ersten Querreihe stehen an jeder Seite zwei gekielte Schilder, in der zweiten drei größere an jeder Seite, zwei kleinere in der Mitte; dann kommen vier Querbinden, die erste mit zwei, die zweite mit vier, die dritte mit zwei und die vierte mit zwei noch kleinern, welche letztere mehr abgeplattet erscheinen und den Anfang zu einer Längsreihe machen, welche über den ganzen Rücken hinabläuft; diesen bedecken sechzehn Querbinden, deren erste und letzte aus vier, alle übrigen (einige Abweichungen von fünf und sieben Schildchen ausgenommen) aus sechs Schildern bestehen. Alle diese Schilder haben nur schwache Längskiele. Von der Schwanzwurzel an erhöhen sich diese Kiele, werden mehr scharf zusammengedrückt und am hintern Ende abgeschnitten, und bilden so zwei sägeförmig gezähnte Kämme, welche sich auf der Mitte des Schwanzes vereinigen, wodurch alsdann auf diesen ein hoher, tief eingeschnittener, sehr zusammengedrückter Kamm entsteht. Der Schwanz ist überhaupt an seiner spitzigen Hälfte zusammengedrückt. Übrigens variiren die Zahlen der Schilder, doch bleiben ihre Hauptverhältnisse beständig. — Die männliche Ruthe trit bei einem Drucke sogleich hervor; sie ist etwa drei Zoll lang, aufwärts gekrümt, mit verdickter, oben geöffneter Eichel, welche an ihrer untern oder vordern Seite einen zugespitzten, wenig abstehenden Fortsatz hat (Beiträge Taf. I. Fig. 5.). — Die Pupille des Auges bildet eine längliche, senkrechte Spalte; die Iris ist hellgrünlich, fein grau punktirt, die Pupille schwarz, sehr fein gelblich eingefaßt. Alle untern Theile des Thieres haben eine grün-gelblich-weiße Farbe, unter dem Kopfe und an den Seiten grau marmorirt. Alle obern Theile haben eine dunkle, olivengraue Farbe, auf dem Rücken mit vier undeutlichen, schwärzlichen Querbinden. Alle Schilderstücke sind, wenn man sie genau betrachtet, graugelb und fein schwarz marmorirt, wodurch eben im Ganzen die olivengraue Farbe entsteht. Auf dem Schwanze zeigen sich neun bis zehn undeutliche, schwarze Querbinden, welche an den Seiten mehr in die Augen fallen. Die vier Beine sind grau und gelblich fein marmorirt und mit runden, schwarzen, größern Flecken besetzt. Auf dem Halse sind die Schilder schwärzer gefärbt, als an dem übrigen Obertheil; die Seiten sind mit undeutlichen, dunkeln Flecken bezeichnet. — Was die innern Theile anbelangt [23], so fand der Prinz von Neuwied die Lunge klein und aus großen Gefäßzellen zusammengesetzt; die Leber in zwei längliche, beinahe dreieckige Lappen getheilt; die Gallenblase groß und lang; der Magen war ein starker, häutiger Sack; das Herz klein mit sehr großen Ohren und mit geräumigem Herzbeutel versehen. Merrem unternahm die Zergliederung eines jungen Thieres dieser Art (Beiträge Taf. I. Fig. 1—4.) und fand unter andern Folgendes. Die Zunge ist mit feinen Geschmackkörnern bedeckt und kann zum Schmecken, aber ihrem übrigen Baue nach, nicht zum Kauen dienen. Wenn die Ohrenklappe weggenommen ist, so erblickt man den äußern Gehörgang, welcher länglich-keulenförmig ist und sich mit dem Trommelfelle endigt. Dieses ist unten am Rande der Gehöröffnung befestigt, oben aber, besonders nach vorne hin, ragt der Hinterhauptsknochen stark über dasselbe hervor. Es ist doppelt und an der innern Seite seiner innern Haut ist der Hammer befestigt. Dieser hat zwei Schenkel, von welchem der am obern Rande des Trommelfells befestigte platt, dünn und linienförmig ist. Von diesem senkt sich der andere Schenkel in das Innere der Pauke. Zwischen beiden Schenkeln ist eine dünne Haut ausgespant. Der zweite Schenkel gliedert mit einem Stück des zweiten Knochens, welcher die Stelle des Amboßes und des Steigbügels vertrit, und mit seinem elliptischen, nach außen etwas erhabenen Kopf, der wie eine Platte darauf befestigt ist und ihm das Ansehn des Gehörknöchelchens bei Vögeln gibt, das eiförmige Fenster anfüllt. Die innere Höhle der Pauke wird durch eine knöcherne mit dem Trommelfell gleichlaufende Platte in zwei Höhlen abgetheilt. Diese Platte hat hinten einen halbkreisförmigen Ausschnit, welcher beide Höhlen, oder die Pauke und das Labyrinth verbindet, welches also die Stelle des eiförmigen Fensters vertrit. Das Labyrinth ist durch Scheidewände in drei Abtheilungen getheilt, in der obersten derselben befindet sich ein Loch, durch welches vielleicht die Höhlen beider Ohren zusammenhängen. In der zweiten ist das Fenster und in der dritten ein anderes Loch, wodurch das innere Ohr mit den Schlafbeinzellen in Verbindung steht. Die Aorta hat über dem dicken Herzbeutel eine Erweiterung. Das Herz hat ein einziges großes Herzohr und eine einzige Kammer, in die Fleischmasse scheinen aber einige walzenförmige Höhlen einzutreten, die mit der Herzkammer in Verbindung stehen. Der Zwölffingerdarm verliert sich in den stark verschlungenen, ziemlich engen Dünndarm, welcher sich in den weiten Mastdarm endigt. Dieser hat noch zwei Erweiterungen, eine kleinere an seinem Anfange und die große Cloake. Vor der Vereinigung der Schamknochen endigt sich die Cloake in einen kleinen Hügel, der ein äußerst feines Loch in seiner Mitte hat, durch welches indeß die von Merrem eingebrachte Borste nicht eindrang. Auf der andern Seite des Afters liegt hinter dem Schamknochen eine andere, noch größere Warze ebenfalls mit einer Öffnung. Der Raum zwischen beiden, aufgeschnitten, zeigte demnach einen engen Kanal mit vielen Längsfalten, mit einer halbmondförmigen Klappe vor der hintern Öffnung.

Der Brillen-Caiman lebt in dem größten Theile von Südamerika, geht bis zum 31° der Breite hinab, findet sich in Brasilien und geht nördlich bis Guiana, Surinam und Cayenne herauf. Er findet sich in den meisten Flüssen und Landseen, und liebt besonders ruhiges Wasser. In diesen auf Raub lauernd, liegt dies Thier mit Nase und Augen über dem Wasserspiegel; hat es aber seinen Fraß erfaßt, so würgt es denselben ganz mit aus dem Wasser gehobenem Kopf hinab. Gesättigt ruht es am Ufer, oder noch lieber auf sonnigen Felsstücken im Wasser; durch Menschen gestört, taucht es schnell unter. Die Nahrung besteht in Vögeln, Fischen und kleinen vierfü-

23) Wir bedauern, die anatomische Beschreibung des Croc. sclerops von Vrolick in Büdragen to te naturkund. Wetenshapen. I. 153. nicht haben benutzen zu können.

ßigen Thieren, man findet auch größere und kleinere Steine im Magen. Brasilianische Fischer behaupteten, daß es auch Menschen angreife, indessen fand der Prinz von Neuwied, daß diese Thiere sehr schüchtern waren und schon bei einer Annäherung von 80 bis 40 Schritt die Flucht ergriffen. Auf dem Lande aber blieben sie selbst bei einem Angriffe unbeweglich und unbehilflich, junge Thiere ausgenommen, welche gewandt und wild sind, geneckt, Bauch und Kehle aufbliesen, wie eine gereizte Gans zischten, den Rachen weit aufrissen, scharf bissen, auch mit dem Schwanze schlugen. Mit diesem sollen alte Thiere sogar ein Canoë umwerfen können. Dies mag allerdings möglich seyn, da diese Art eine Länge von 14 Fuß erreichen soll. Einige Neger und die brasilischen Wilden essen das weiße, fischartige Fleisch, besonders das der Schwanzwurzel, erhalten es aber nicht leicht, da diese Thiere im Wasser eigentlich nur mit Harpunen gefangen werden können, und die Gelegenheit, sie auf dem Lande todt zu schlagen, sich selten findet.

15) C. Lucius, *Cuvier* 24). Der **hechtrüsselige Caiman; Alligator. Kennzeichen.** Die platte Schnauze ist parabolisch, im Genicke stehen zwei Schildchen, im Nacken vier Schilder. — Auf dem Rücken stehen 18 Querreihen gekielter Schilder; die erste Reihe enthält zwei, dann folgen zwei mit vier, drei mit sechs, sechs mit acht, zwei mit sechs und in den übrigen stehen viere, ohne die überzähligen zu rechnen, die sich manchmal an den Seiten finden. Die Farbe ist oben ein dunkeles Braungrün, nach Spix mehr schwärzlich mit lichtern und gelben, Binden ähnlichen Flecken; die Unterseite ist weiß, ins Grüne fallend und die Seiten sind aus beiden Farben gestreift. Diese Art erreicht eine Größe von 14 Fuß. — Die Naturgeschichte dieser Art ist ziemlich genau bekant. Audubon und Bosc haben sie hauptsächlich aufgeklärt. Der erstere 25) gibt besonders Folgendes an. Dieses Thier, welches er namentlich im Missisippi und in dessen Nebenflüssen beobachtete, ist bei weitem nicht so wild und gefährlich, als die Reisenden es schildern. Seine Bewegungen sind langsam, gleichsam faul; ein Mensch kann ihm sehr nahe kommen, ohne Furcht, angegriffen zu werden, und ohne daß es entflöhe. Seine größte Kraft besitzt es im Schwanze und in den Kiefern. Um diese Thiere zu tödten, muß man sie von vorn angreifen und ihnen eine Kugel in das Auge oder etwas darüber schießen, was schnell ihren Tod herbeiführt, indessen sie den schwersten Verletzungen an andern Körpertheilen nicht erliegen. In Louisiana tödtet man sie in großer Anzahl, um ihr Fett zu gewinnen, das man zum Einschmieren der Maschinenräder braucht. Im Herbste, wenn es kalt wird, suchen sie ihre Winterquartiere, werden dann sehr schwerfällig und die Neger tödten sie, ohne Gefahr dabei zu laufen, indem sie ihnen mit einem Beile den Schwanz abhauen. Auf diese Weise tödtet ein einziger Mensch oft ein Dutzend und mehr in einem Abend. Das Fett gewint man durch Aussieden der zerhackten Thiere im Wasser. Es gibt indessen eine Zeit, wo es gefährlich ist, sich ihnen zu nahen, und das ist im Frühjahr die Zeit der Brunst. Die Männchen liefern sich dann wüthende Kämpfe, und die Jäger hüten sich sehr, sich unter sie zu begeben. In den ersten Tagen des Juni bereitet das Weibchen in einiger Entfernung vom Wasser das Nest; es legt zehn Eier hinein, welche mit allerlei Pflanzenresten und Schlamm bedeckt werden, worauf wieder eine Lage Eier folgt und so fort, bis fünfzig oder sechzig gelegt sind. Das Ganze ist sehr sorgfältig mit langen Grashalmen bedeckt, die dergestalt in einander gedreht und geflochten sind, daß es schwer hält, ein solches Nest zu öffnen. Das Weibchen behält das Nest immer im Auge. Die Eier sind so groß wie Gänseeier, aber länger, und ihre äußere Hülle hat die Beschaffenheit von Pergament und ist keineswegs kalkartig, wie Bosc angegeben hat. Nach dem letztern werden sie von den Einwohnern gegessen, dienen aber nach Audubons Angabe den Geiern nicht zur Nahrung. Die Jungen werden von der Mutter in kleine, entlegenere Sümpfe geführt, wo sich keine erwachsene Männchen finden, welche sie hundertweise verschlingen würden. Ohne dies sind sie vielen Feinden ausgesetzt und werden besonders von großen Sumpfvögeln verfolgt. Nach Bosc ernähren sie sich im ersten Jahre nur von Insektenlarven und ganz kleinen Fischen. Er beobachtete fünfzehn Stück, welche er erhielt, mehre Monate lang. Sie fraßen nur lebendige Insecten und auch diese mußten sich erst bewegen, wenn sie sich auf sie stürzen sollten, was aber dann mit großer Heftigkeit geschah und oft nicht ohne Streit abging. Übrigens suchten sie ihm auf keine Weise zu schaden, wenn er sie in die Hand nahm, und überhaupt erhalten sie ihre furchtbaren Zähne und einen starken Schädel, der sie gegen Verletzungen sicher stellt, erst im Verlauf des zweiten Jahres. Im Allgemeinen scheint ihr Wachsthum sehr langsam vorzurücken, und Audubon ist der Meinung, daß es wol fünfzig Jahre bedürfe, ehe sie ihre vollständige Größe erreicht hätten. — Nach Bosc leben sie an dem Ufer großer Flüsse, noch lieber aber in sumpfigen Seen, wo sie hinlängliche Nahrung an Fröschen, Fischen, Wasservögeln finden, und überhaupt an allen Thieren, deren sie habhaft werden können. So stellen sie Hunden, Schweinen ꝛc. nach, und selbst die Ochsen sollen nicht sicher seyn für ihnen, wenn sie zur Tränke kommen, indem sie dieselben erfassen und unters Wasser ziehen, um sie zu ersäufen. Bosc erzählt, daß er sich oft das Vergnügen machte, sie aus ihren Schlupfwinkeln dadurch herbeizulocken, daß er seinen Jagdhund am Ufer bellen ließ. Er schoß dann meistentheils seine beiden Flintenröhre auf sie ab, oft aber ließ er sie nahe genug kommen, um ihnen einige Stockschläge zu ertheilen, aus denen sie sich indessen nicht viel machten. Nie ward er von ihnen angegriffen, und sie zogen sich ernsthaft zurück, wenn sie sahen, daß da nichts für sie zu holen war. Er fand oft von den Negern getödtete Exemplare, denen man, wie oben angegeben, den Schwanz abgehauen hatte, und wünschte sehr, diese Äser zu untersuchen, besonders weil er hoffte, manche Insecten an denselben zu finden; es war ihm jedoch nie möglich, sich diesen Äsern zu nähern,

24) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 8. 15. pl. 2. f. 4. — *Seba* Thes. I. t. 103 f. 11. — Naturg. d. Amph. t. 4. — Crocodilus Missisipiensis. *Daudin* hist. nat. d. Rept. II. 412. — Caiman niger *Spix* nov. spec. Lac. t. IV. 25) Edinburgh new philos Journ. 1827. Jan. — März p. 270.

weil sie einen ganz unausstehlichen, ammoniakalischen Fäulnißgeruch verbreiteten. Selbst die Geier, welche mit Begierde faules Fleisch aufsuchen, rühren dieses nicht an, wenn es erst einen gewissen Grad der Fäulniß erreicht hat. Bartram versichert in seinen Reisen, daß er diesen Alligator in dem Wasser einer Vitriolquelle gefunden habe, welches einen ziemlichen Wärmegrad hatte.

Wir theilen nun noch die Beobachtungen mit, welche Heutz und Harlam in anatomischer Beziehung bei dieser Art gemacht haben, da sie die genauesten sind, welche wir bis jetzt besitzen und sich auf die Untersuchung mehrer Individuen verschiedenen Alters und zu verschiedenen Zeiten angestellt, gründen[26]). — Der Ösophagus ist sehr dick und großer Erweiterungen fähig, der Magen hat eine länglich-runde Form. An der Seite dieses Eingeweides, nahe der Mündung des Ösophagus, findet sich die des Zwölffingerdarms, welcher einen Zoll vom Pförtner entfernt, eine Einschnürung hat, dann mit einer Krümmung die Pancreas umgibt. Durch diese geht der Gallengang durch und öffnet sich in den Zwölffingerdarm, nahe am Ende der zweiten Krümmung. Nahe am Ende des Dickdarms finden sich manchmal an jeder Seite zwei Blinddärme. Die Schleimhaut des Magens ist glatt. In den Därmen finden sich keine Klappen, wol aber zellenähnliche Einschnürungen, die ihre Stellen vertreten. Die Muskeln sind nicht sehr zahlreich, aber stark, sie zeigen sich zu Ende des Winters weiß und schlaff, im Sommer roth, fest und denen der warmblütigen Thiere ähnlich. An den Seiten des Afters stehen drei Drüsen, welche eine dicke, gelbe, stark nach Moschus riechende Flüssigkeit enthalten. Cuvier spricht von drei Öffnungen ähnlicher Drüsen an den Seitentheilen des Halses, Heutz aber hat nur einen sehr kleinen offenen Beutel an der Wurzel des Kiefers auffinden können. Er enthielt etwas Sand, der Grund war durch eine weiße, scheinbar drüsige Substanz geschlossen, welche sich mit zwei Verlängerungen bis an die Äste des Zungenbeins erstreckte. Bei der Zergliederung dieses Gewebes war jedoch keine Aushöhlung sichtbar, auch fehlte der Geruch und nur bei einem jungen Exemplare fand sich eine nach Moschus riechende Materie in demselben. Die herabsteigende Hohlader folgt in ihrem Verlauf eine Strecke der rechten Schlüsselknochenvene, trit in den obern Theil des Herzbeutels ein und verbindet sich mit der innern Haut desselben, bis dahin, wo sie mit der aufsteigenden Hohlvene zusammenkomt. Diese steigt an der rechten Seite der Rückenwirbel bis zum innern und untern großen Leberlappen herab, dringt in dieses Organ ein und verläuft in einen ganz geraden Kanal, welcher durch die Substanz dieses Eingeweides gebildet wird, nimt eine große Anzahl Venen auf und trit etwas oberhalb der rechten Gallenblase aus der Leber, worauf sie in Begleitung von fünf oder sechs Lebervenen in den Herzbeutel heraufsteigt. Eine andere Vene bringt das Blut aus der linken Achselgegend und trit gesondert in das rechte Herzohr, welches, etwas weiter als das linke, oben an der rechten Herzseite liegt. In der rechten, weitern Herzkammer finden sich an der Mündung des Herzohrs zwei Klappen, welche den Rücktrit des Bluts verhindern. Diese Kammer steht mit zwei Arterien in Verbindung, die eine ist die linke oder Bauchschlagader und hat an ihrer Öffnung zwei entgegengesetzte, halbmondförmige Klappen, die andere ist die Lungenschlagader am Ursprunge der linken Schlagader. Die Lungenvenen gehen unter dem Äste durch, durchbohren den Herzbeutel von hinten, vereinigen sich und treten in das linke Herzohr, welches am obern Hintertheile der Basis des Herzens liegt. Die linke Herzkammer hat ebenfalls zwei Klappen vor der Öffnung des Ohrs und der Verbindung mit den Arterien, die erste mit der Bauchschlagader. Sie ist von der Öffnung der rechten Herzkammer in diese nämliche Arterie nur durch die knöcherne Scheidewand des Herzens getrent und eine Klappe schließt sie fast vollständig. Die andere Schlagader-Verbindung öffnet sich in ein röhriges Gefäß, welches sich in drei Äste theilt, nämlich in die eigentliche oder allgemeine Schlagader, in die rechte Schlüsselknochen-Schlagader und die Carotis, welche, schnell zur linken biegend, die linke Schlüsselknochenschlagader abgibt, und vor ihrem Eintrit in den Schädel in zwei Äste sich theilt. Dieser gemeinschaftliche Stamm bildet mit der linken einen weiten, oberhalb des Herzens liegenden Sack, der indessen, wie dieses, mit im Herzbeutel eingeschlossen ist und mehr Blut zu fassen vermag, als das Herz mit allen seinen Höhlen. Die linke Schlagader, wenn sie den Unterleib erreicht hat, gibt, bevor sie ihre Zweige an die Eingeweide vertheilt, einen bedeutenden Ast an die rechte, absteigende Schlagader ab. Wenn das Thier atmosphärische Luft athmet, so empfangen die beiden Herzkammern eine fast gleiche Quantität Blut, das, welches aus dem Körper komt, geht zum Theil in die Lungenschlagader, zum Theil in die Bauchschlagader; andererseits bringen die Lungenvenen das Lungenblut in das Herzohr und in die linke Herzkammer, welche es in die rechte Schlagader, Schlüsselknochenschlagader und Carotis treibt. Wenn die Triebkraft beider Herzkammern im Gleichgewicht ist, so geht kein Blut durch die Klappen, welche die Verbindung der linken Herzkammer mit der linken Schlagader schließen; diese Theile empfangen fast reines rothes Blut und die Lunge läßt keins zu, welches nicht seinen Lauf durch dem Leib des Thieres gemacht habe. Aber während dem Ausathmen, wenn die Lunge zusammengedrückt ist, was bei dem Untertauchen des Thieres unter Wasser statt findet, stellt die Lunge zum Theil ihre Function ein, es geht weniger Blut durch ihr Gewebe, die rechte Herzkammer schickt deswegen eine größere Quantität in die linke Schlagader, und da diese überschüssige Menge nun weniger Widerstand findet, so trit sie, den Widerstand der Klappen überwältigend, gerade zu von der Bauchschlagader in die eigentliche Schlagader. Diese Anordnung des Blutumlaufs wird nicht blos durch die Lage und Verbindung der Theile, sondern auch durch Einspritzungen bewiesen, über welche wir bei der Enge des Raums uns hier nicht weiter verbreiten können. Wir bitten nur noch mit dieser Darstellung dasjenige zu vergleichen, was oben über die eigene Athmungsweise des Crocodils im Wasser und Geoffroy's desfallsige Entdeckung gesagt wurde.

26) Transactions of the Americ. Philos. Soc. 1825. vol. II p. 216.

16) C. palpebrosus, *Cuvier* 27). Der knochenbraunige Caiman. Kennzeichen: Die Augenbraunen bestehen aus drei Knochenplatten, im Genick stehen eine oder zwei, im Nacken vier oder fünf Querreihen Schilder. — Die Naturgeschichte dieses Thieres ist noch sehr im Dunkeln, man kent es, aus Amerika kommend, gewiß; nach einem von Adanson bezeichneten Exemplare im pariser Museum wäre es aber vielleicht auch im Niger einheimisch, wenn beide wirklich eine Art sind.

17) C. fissipes, *Spix* 28). Kennzeichen: Oben grünlich, die Hinterfüße ohne Schwimmhaut, die Nackenschilder etwas flach, die Genickschilder in drei, breit auslaufenden Reihen stehend, die mittleren Nackenschilder vier Reihen bildend, von welchen die erstern vier-, die übrigen zweispitzig sind; der Kopf oben zwischen den Augen rinnenförmig ausgehöhlt und mit einem Querkamm versehen. Die Kehle gelblich. — Die Farbe hier und da schwarz gestellt. — Länge fünf Fuß fünf Zoll. Wird im St. Franciscusstrome in Brasilien gefunden und von den dortigen Einwohnern Jacquaré com poppo amarello genant.

18) C. Cuvierii, *Leach*. Im Dictionaire classiq. d'hist. nat. Tom. V. p. 104, von Bory de St. Vincent Alligator Cuvierii genant, ist von dem erstern Schriftsteller t. 102 seiner Zoological Miscellany abgebildet und auf der Prinzessininsel des südamerikanischen Archipels (île Dauphine) einheimisch. Vielleicht nur Varietät. (*D. Thon.*)

CROMFORD, eine Anlage zur Baumwollenspinnerei, welche nahe bei der Stadt Ratingen an der Anger, zwei Stunden von Düsseldorf liegt. Sie zeichnet sich nicht allein durch ihre Größe aus, da sie gegen 500 Menschen beschäftigen kann, sondern besonders dadurch, daß sie die erste Baumwollenspinnerei in Teutschland war, welche engländische Spinnmaschinen hatte und in Teutschland verbreitete. Sie wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Kaufmann J. G. Brügelmann gegründet. Dieser thätige und unternehmende Mann wagte sein ganzes Vermögen daran, um die Baumwollenspinnerei nach Teutschland zu verpflanzen. Er hatte mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, die Kunst der Engländer einheimisch zu machen, und als er endlich so weit gekommen war, da stellte sich ihm die kurzsichtige Selbstsucht der einheimischen Fabrikanten entgegen, so daß er zuerst gezwungen war, seine Garne selbst weben und färben zu lassen. Indessen siegte seine Ausdauer; die Anlage, die er gemacht hatte, erweiterte sich mit jedem Jahre, und er nante sie Cromford, wozu ihm das in England liegende Cromford, wo der berühmte Arkwright die ersten Spinnmaschinen angelegt hatte, Veranlassung gab. Der Kurfürst von Baiern, Karl Theodor, dem damals das Herzogthum Berg gehörte, ertheilte ihm ein Privilegium auf 30 Jahre, und ehrte die Verdienste dieses ohnehin durch Gemeinsinn und Wohlthätigkeit ausgezeichneten Mannes dadurch, daß er ihn zum Commerzienrath ernante. Brügelmann starb im J. 1802. Das von ihm geschaffene Cromford liegt in einer angenehmen Gegend; es besteht aus etwa zehn zum Theil großen Gebäuden, und die Umgebungen desselben sind von den Besitzern auf mannichfache Weise verschönert worden. Der Industrie und dem Handel des Vaterlandes hat es einen unberechnenbaren Vortheil gebracht. (*v. Oven.*)

CROMWELL, Thomas, war als der Sohn eines armen Grobschmidts in einem Stande geboren, der ihm wenig Aussicht auf politische Bedeutung eröffnete. Die Kirche war damals der einzige Weg, auf welchem man sich aus untergeordneten Verhältnissen in die Höhe bringen konte, allein statt der geistlichen Laufbahn hatte Cromwell die militärische gewählt, ohne jedoch weder im einheimischen, noch im ausländischen Kriegsdienste sein Glück machen zu können. In dem Dienste des Cardinals Wolsey dagegen, welchen er mit den Waffen vertauschte, fand er Gelegenheit, eine Fähigkeit nach der andern zu entwickeln, und an seinem Herrn selbst einen Mann, der Talente zu erkennen, sie gehörig zu benutzen, und wenn sie ihm nicht gefährlich waren, auch zu belohnen verstand. Wolsey hob den ihm ergebenen und unter seiner Leitung in Statsgeschäfte eingeweihten Diener empor. Cromwell war schon ein angesehenes Mitglied im Unterhause des Parlaments, als im Jahre 1529 die Gunst des Königs Heinrich VIII. sich von Wolsey abwandte und die zahlreichen Feinde dieses mächtigen Günstlings sich zu seinem Verderben wider ihn erhoben. Wolsey war nämlich durch die von Heinrich mit Ungestüm gewünschte und betriebene Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina in eine Lage gekommen, die ihn entweder mit den Interessen des heiligen Stuhls oder mit den Begierden des Königs in einen Conflict brachte. Er wollte ebensowenig dem päpstlichen Hofe, der die Ehescheidung einige Jahre lang hinzog und endlich verweigerte, als dem Könige, dessen Geduld erschöpft war, misfallen; er suchte sich daher durch eine parteilose Stellung gegen die Nothwendigkeit zu sichern, entweder den Papst oder den König beleidigen zu müssen. In einer Sache aber, die ihm so sehr am Herzen lag, hatte der König von seinem Günstling den größten Eifer erwartet; Wolsey fiel daher in des Königs Augen und Gunst. Das Reichssiegel wurde ihm abgenommen und er selbst wurde vom Hofe verwiesen. Die Folge der königlichen Ungnade war, daß seine Feinde sich gegen ihn erhoben und seine Freunde ihn verließen. Cromwell hatte dem Cardinal seine Erhebung zu verdanken, und mußte fürchten, in seinen Fall verwickelt zu werden. Wäre er blos eine Creatur des Cardinals und eine gemeine Natur gewesen, so würde er sein Schicksal von dem des gefallenen Ministers getrent und seine frühere Verbindung mit ihm durch Theilnahme an der herrschenden Stimmung gegen denselben in Vergessenheit gebracht haben, allein er übernahm im Unterhause die Vertheidigung Wolseys mit ebenso viel Geist als Muth. So wenig Heinrich VIII. Widerspruch vertragen konte, so hatte er doch Gefühl für ein edelmüthiges Beneh-

27) Caiman mâle *Cuv.* in Wiedem. Arch. l. c. p. 168. — Annal. d. Mus. X. t. 1. f. 6. 17. t. 2. f. 1. 2. — Oppels Naturg. d. Amph. Tb. 6. 7. — Croc. trigonatus *Schneider*. II. 161. — *Seba* Thes. I. c. 105. f. 3. — Jacaretinga moschifer. — *Spix* l. c. t. 1. 28) Novae spec. Lacert. t. 3. p. 4. Caiman fissipes.

men [1]). Cromwells Vertheidigungsrede erregte daher, statt des Königs Unwillen, seine Aufmerksamkeit; sie ließ ihm Cromwell in dem Lichte eines talentvollen und edeln Mannes erscheinen und nahm ihn so für denselben ein, daß er die dem Cardinal entzogene Gunst nach und nach auf dessen Freund und Vertheidiger übertrug. Ein König, der wie Heinrich VIII. seine verfassungsmäßig beschränkte Gewalt überschreitet und willkürlich regirt, wählt seine Werkzeuge am liebsten aus einem Stande, der keine angebornen Rechte zu vertheidigen hat; er sucht seine Günstlinge unter Männern, die ihm ihre Erhebung allein zu verdanken haben und daher ihm allein ergeben sind. Cromwell vereinigte Eigenschaften genug in sich, um ihn, nachdem er einmal die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, demselben werth zu machen; er wurde Statssecretär und hatte als solcher Gelegenheit, auf die in England neu sich bildende Ordnung der Dinge einen großen Einfluß auszuüben.

Durch seine wider den Willen des Papstes vollzogene Ehescheidung und durch die von dem römischen Hofe nicht anerkante Vermählung mit Anna Boleyn hatte sich Heinrich VIII. von dem heiligen Stuhle losgerissen, allein er war weit davon entfernt, sich zu den von ihm selbst bekämpften Grundsätzen Luthers zu bekennen. Der Anfang der Reformation wurde indessen damit gemacht, daß im Jahre 1534 der König in Übereinstimmung mit dem Parlamente die Autorität und Gewalt des Pabstes in England für erloschen erklärte, und für sich und seine Nachfolger die Rechte und Einkünfte des Papstes in Anspruch nahm. Obgleich Heinrich nicht weiter in kirchlichen Neuerungen gehen wollte, so hatte doch die der Reformation ergebene Partei an des Königs Unwillen gegen den Papst einen Anhaltpunkt, um durch Erweiterung des Bruches mit dem römischen Hofe die engländische Kirche in demselben Grade dem Protestantismus näher zu bringen, als sie dieselbe von dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl entfernte. Cromwell war der Sache der Reformation günstig, und er benutzte seinen Einfluß auf den König, um ihr zu dienen. Dies mußte aber äußerst vorsichtig geschehen, weil der geringste Widerspruch Heinrichs Zorn und Leidenschaft aufzuregen pflegte; eine dem Anscheine nach blinde Ergebung in seinen Willen, um sich unter dieser Maske seines Willens zu bemächtigen und ihn zu leiten, vermochte allein etwas über ihn. Cromwell schlug in Verbindung mit dem Erzbischof Cranmer von Canterbury diesen Weg ein. Er wurde im Jahre 1535 unter dem Titel eines Generalvicars (vicar-general, vicegerent) als Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche bekleidet, welche Heinrich vom Papste auf sich übertragen hatte. Das erste, was Cromwell in dieser neugeschaffenen Würde that, war die Aufhebung der Klöster. Für diese Maßregel ließ sich der König um so leichter gewinnen, da sie seinem Schatze eine ansehnliche Bereicherung versprach und ihn zugleich von den Mönchen befreite, die ihn einen zweiten Ahab, dessen Blut die Hunde lecken würden, nanten und das gemeine Volk auf jede Art wider seine Regirung aufhetzten. Cromwell ernante eine Commission zur Untersuchung der Klöster. Diese Untersuchung führte zur Entdeckung von Lastern und religiösen Betrügereien, die schon an und für sich groß genug waren, die aber bei der Bekantmachung noch übertrieben wurden, um die Aufhebung der Klöster nicht blos zu rechtfertigen, sondern auch als eine Pflicht zu gebieten. Das im Februar 1536 zusammen berufene Parlament gab seine Einwilligung dazu und wies die Klostereinkünfte dem Könige an. Obgleich bald darauf die Königin Anna, welche Cromwell und seinen reformatorischen Bestrebungen günstig war, der Neigung des Königs zu einem andern Frauenzimmer aufgeopfert wurde, so verlor doch Cromwell von seinem Ansehen ebenso wenig, als Heinrich geneigt war, die dem Papste abgenommene geistliche Gewalt jetzt, wo sich dieser ihm wieder zu nähern suchte, demselben zurückzugeben. Es wurde vielmehr noch in der Mitte desselben Jahres zugleich mit dem Parlamente das Nationalconcilium versammelt, um die Angelegenheiten und die Glaubenslehre der engländischen Kirche festzustellen. Als Generalvicar führte Cromwell dabei den Vorsitz. Von dem hohen Clerus waren der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe von Worcester, von Salisbury, von Rochester, von Hereford und von St. David auf seiner Seite; als Gegner traten der Erzbischof von York und die Bischöfe von London, von Durham, von Winchester, von Lincoln, von Chichester, von Norwich und von Carlisle auf. Obgleich die niedere Geistlichkeit im Allgemeinen der Reformation abgeneigt war, so hielt sie doch die Furcht vor dem Könige von einer Opposition zurück; sie erklärten vielmehr, daß sie nicht die Absicht hätten, etwas zu thun oder zu reden, was dem Könige misfallen möchte, daß sie ihn als ihr oberstes Haupt betrachteten und seinen Befehlen zu gehorchen entschlossen wären. Die Beschlüsse der Versamlung waren eine bunte Mischung aus katholischen und protestantischen Lehrsätzen, und befriedigten weder die eine noch die andere Partei. Die Protestanten verlangten mehr, als die festgesetzten Artikel bewilligten, während den Katholiken jede Abweichung von dem alten Glaubens- und Kirchensystem zu viel nachgegeben schien. Am unzufriedensten war die Geistlichkeit über die Unterjochung der Kirche durch die weltliche Macht; die neue Gewalt eines Generalvicars war ihr unerträglich und doppelt, da sie in den Händen eines aus dem Staube emporgestiegenen, und aller wissenschaftlichen Bildung ermangelnden Günstlings, wie Cromwell, war, und von ihm mit Energie und ohne Rücksicht auf die Privatinteressen des Clerus ausgeübt wurde. Cromwell entschied über die wichtigsten Kirchenverhältnisse durch Ordonnanzen, die er im Namen des Königs ohne Mitwirkung des Parlaments oder der Geistlichkeit erließ. Er schaffte auf diese Art viele Feiertage ab und hob Einrichtungen auf, die durch langes Bestehen geheiligt und außerdem den Geistlichen einträglich waren, wie Wallfahrten, Bilder und Reliquien; er griff endlich den Pfarrern selbst an ihre Einkünfte, indem er einen Theil derselben für die Armen jedes Kirchspiels zurückzulegen befahl. Die Folge davon war, daß die Prie-

1) Camden beurtheilt Heinrichs VIII. Charakter richtig und treffend, wenn er sagt: Princeps erat magnanimus, in cujus maximo ingenio inerant confuso quodam temperamento virtutes magnae et vitia non minora.

ster das ihnen aufgelegte unwürdige Joch der weltlichen Willkür mit Hilfe von Volksaufständen abzuschütteln suchten, und das Volk war auch über die neue Ordnung der Dinge misvergnügt genug, um ihren Anreizungen Gehör zu geben, und auf ihre Auffoderungen in verschiedenen Provinzen die Waffen zu ergreifen. Der König ließ sich jedoch durch diese Empörungen, welche mit leichter Mühe unterdrückt wurden, gegen Cromwell so wenig einnehmen, daß er ihn vielmehr zum Zeichen seiner Gunst und Zufriedenheit im Jahr 1538 in den Pairstand erhob. Der schwankende und halbe Zustand der Kirche erzeugte indessen immer mehr abweichende Meinungen und Secten; der König dagegen beharrte so fest auf seinem System [2]), daß er alle, die es angriffen oder sich davon lossagten, mit Feuer und Schwert verfolgte. Im April 1539 berief er ein Parlament, um durch dasselbe alle Meinungsverschiedenheit in Religionssachen ausrotten zu lassen. Das unterwürfige Parlament faßte zur Begründung und Erhaltung der Einigkeit des Glaubens das **Gesetz der sechs Artikel** oder, wie es von den Protestanten genant wurde, das **Blutgesetz** (bloody bill) ab. Die sechs Artikel stellten nämlich die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im h. Abendmahle, das Verbot des Laienkelchs, die Unverbrüchlichkeit der Keuschheitsgelübde, die Zweckmäßigkeit der Privatmessen, den ehelosen Stand der Geistlichkeit und die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte als Grundgesetze der engländischen Kirche auf. Wer diese Grundgesetze nicht anerkante oder dagegen fehlte, wurde mit dem Scheiterhaufen oder dem Strange bestraft. Dieses Gesetz gab die Katholiken und Protestanten auf gleiche Art dem Tode und der Verfolgung Preis. Obgleich Cromwell alles that, um die Vollziehung des Blutgesetzes zu mildern, so zwang ihn doch seine Stellung, sich als ein gehorsames Werkzeug des Königs zu benehmen. Er verdarb es dadurch mit allen Parteien. Der Adel haßte in ihm den Emporkömling und sah mit Neid, daß ihm als Generalvicar der Vorrang vor allen übrigen Statsbeamten zugestanden wurde; dem Adel kam es eben so unerträglich vor, den Sohn eines armen Schmids der königlichen Familie zunächst gestellt zu sehen, als der Geistlichkeit, einen ungebildeten Mann an der Spitze der Kirche zu erblicken. Die Katholiken betrachteten ihn als einen Feind ihrer Religion und die Protestanten seit dem Blutgesetz als ihren Verfolger. Cromwell hatte daher blos an dem Könige eine Stütze und mußte fallen, wenn ihm diese entzogen wurde. Heinrich war seit dem Tode seiner dritten Gemahlin, Johanna, Witwer und sah sich nach einer neuen Vermählung um. So gefährlich es war, sich bei dem delicaten Geschmacke des Königs in diesen Punkt einzumischen, so glaubte doch Cromwell, sich in der Gunst seines Gebieters zu befestigen, wenn er seine Wahl so leiten könte, daß er zugleich die Neigung und die politischen Interessen desselben befriedigte. Er schlug ihm daher die Prinzessin Anna von Cleve vor, und ein schmeichelhaftes Bildniß derselben bewog den König, in diesen Vorschlag einzugehen und sich mit Anna zu vermählen. Unglücklicherweise für Cromwell fehlten aber der Prinzessin die Reize, welche ihr der Maler in dem Bilde geliehen hatte. Er sah mit Schrecken, daß der König von dem ersten Augenblicke an, wo er seine Braut erblickte, eine unüberwindliche Abneigung gegen dieselbe empfand, und daß er die am 6. Januar 1540 vollzogene Ehe als ein schweres, ihm aufgelegtes Joch betrachtete. Er hoffte vergebens, daß die Brautnacht eine Veränderung in den Gefühlen des Königs hervorbringen werde; als er sogleich am Morgen nach der Hochzeit zu dem Könige eilte, fand er denselben noch bei weitem unzufriedener mit der neuen Ehe, als vorher. Heinrich erklärte seinem Günstlinge, daß er entschlossen wäre, sich mit seiner Gemahlin gar nicht abzugeben, da ihm ihre Person widerlich sey. Es war natürlich, daß des Königs Widerwillen gegen seine Gemahlin ihm auch einen Widerwillen gegen den Unterhändler dieser Ehe beibrachte. Wie er indessen gegen Anna höflich blieb, so setzte er auch seine Gunst gegen Cromwell fort; er erhob ihn sogar im April 1540 zum Grafen von Essex und zum Ritter des Hosenbandordens. Allein er schmückte damit sein Opfer zum Tode. Die Neigung, welche der König zu der Nichte des Herzogs von Norfolk, Katharina Howard, faßte, vermehrte seine Ungeduld, die Ehe mit der Prinzessin von Cleve zu trennen; sie gab zugleich dem Herzoge den Einfluß auf den König, welchen bisher Cromwell ausgeübt hatte, und Norfolk benutzte ihn sogleich, um diesen Günstling des Königs zu stürzen. Cromwell wurde verhaftet, und auf die Anklage des Hochverraths und der Ketzerei von dem Oberhause, das ihm noch kurz zuvor aufs niedrigste geschmeichelt und ihn für würdig erklärt hatte, Generalvicar der ganzen Welt zu seyn, ohne Prozeß, ohne Verhör und Beweis zum Tode verurtheilt. Er suchte vergebens den König zum Mitleiden zu bewegen; Heinrich glaubte, allen Haß gegen seine Regirung auf Cromwell wälzen und durch die Aufopferung desselben die Zuneigung seiner Unterthanen wieder gewinnen zu können. Cromwell unterwarf sich daher seinem harten Schicksale ohne Murren; er suchte wenigstens seinen Sohn dem Unwillen des Königs dadurch zu entziehen, daß er ebenso wenig auf der Betheuerung seiner Unschuld bestand, als sich über das gegen ihn gesprochene Urtheil beschwerte. Seine Hinrichtung erfolgte

2) Heinrich VIII. that sich auf seine theologische Gelehrsamkeit etwas zu Gute, und wurde durch die Schmeichelei seiner Höflinge und Creaturen in der Meinung bestärkt, daß er ein Licht der Kirche sey. Im Jahre 1538 disputirte er selbst über die Lehre vom h. Abendmahle mit einem Calvinisten. Cromwell hat diese Disputation in einem Briefe an Sir Thomas Wyat, der damals engländischer Gesandter in Teutschland war, beschrieben, und die Bewunderung, mit welcher er dieses that, gibt uns eine Vorstellung, mit welchen Augen Cromwell den König betrachtete, und mit welchen Künsten er sich in seiner Gunst behauptete. Es heißt in diesem Briefe: It was a wonder to see, how princely, with how excellent gravity and inestimable majesty his highness exercised there the very office of supreme head of the church of England; how benignly his grace essayed to convert the miserable man, how strong and manifest reasons his highness alledged agniust him I wish the princes and potentates of Christendom to have had a meet place to have seen it. Undoubtedly they should have much marvelled at his majestys most high wisdom and judgment and reputed him no otherwise after the same, than in a manner the mirror and light of all other kings and princes in Christendom. Wenn Cromwell an einen entfernten Freund so schreiben konte, wie muß da erst das Lob geklungen haben, welches er dem König persönlich ertheilte! S. *Collier* ecclesiast hist. Vol. II. p. 152.

am 28. Juli 1640. Cromwell war ein Mann von großen Fähigkeiten und von einer festen und würdigen Gesinnung; er vermied den Hochmuth, der sich so leicht eines Emporkömlings bemächtigt, ohne jedoch dem Neide über sein schnelles und glänzendes Glück zu entgehen. Das einzige, dessen man ihn beschuldigen kann, war seine blinde Ergebung in den Willen des Königs; es war eine Art von gerechter Vergeltung, daß er als ein Opfer der Tyrannei fiel, deren Werkzeug er gewesen war [3]). (*Fr. Lorentz.*)

CRYPTOCEPHALA, *Latreille* (Mollusca). In den familles naturelles du regne animal. Paris 1825, führt die zweite Familie der Ordnung Megapterygia (der ersten der Pteropoda) diesen Namen. Sie umfaßt nur die Gattung Hyalaea und ihre Kennzeichen fallen mit den dieser Gattung zusammen. Vergl. Hyalaea. (*D. Thon.*)

CRYPTOCOCHLIDES (Mollusca) (κρυπτός verborgen, κόχλος Schale). Latreille belegt (famill. d. regn. anim. 1825) mit diesem Namen die zweite Abtheilung der Gastreopoden. Kennzeichen: Schale im Mantel des Thiers verborgen; dieser groß, vorn mit einem Ausschnit und Kanal statt der Athmenröhre; Schale wenig gewunden, ohrförmig; der Deckel fehlt. — Nur eine Familie Macrostoma mit den Gattungen Sigaretus, Cryptostoma, Lamellaria. (*D. Thon.*)

CRYPTODIBRANCHIATA (Mollusca). Blainville *) hat unter diesem Namen eine Ordnung der Weichthiere aufgestellt, welche nach seiner eigenen Angabe der Gattung Sepia *L.* und somit der neuern Abtheilung Cephalopoda entspricht, weshalb auch hier die Kennzeichen übergangen werden können und nur die Eintheilung anzuführen ist. Sie zerfällt in die Familien: Octocera, mit acht Tentakeln und Decacera, mit zehn Tentakeln. Jene enthält die Gattungen Octopus (Eledone *Leach*, Ocythoë *Rafinesque*), diese Loligo (Sepiola *Leach*, Cranchia *ej.*, Onychotheutis *Lichtenstein*, Pterotheutis *Blainv.*, Sepiotheutis *id.*) und Sepia. (*D. Thon.*)

CRYPTODON (Mollusca). Eine aus Tellina von Turton gesonderte Gattung mit folgenden Kennzeichen: Die Muschel ist dreieckig, kugelig, gleichschalig, fast gleichseitig, geschlossen; das Schloß hat einen einzigen, undeutlichen, durchgehenden Zahn, mit schmaler Seitengrube, die Seitenzähne fehlen, das Band ist außen. Typus der Art, C. flexuosus (Tellina flexuosa, *Montagu*, *Pennant*, *Wood*, *Dillwyn*; Venus sinuosa *Donovan*). *Turton* Conchylia insularum Britannicarum. London 1822. 4. tab. 7. f. 9. 10. (*D. Thon.*)

CRYPTOGENA (Animalia microscopica). Die erste Klasse derjenigen Thiere, welche Latreille (familles naturelles du regne animal. Paris 1825) Agastrica genant hat. Als Kennzeichen der Cryptogenen gibt er nur das an, daß sie im Innern verschiedener Thierkörper leben und es ihm scheine, daß sie auf die Entozoen (Helmintha) folgen müssen! — Es umfaßt diese Klasse die Samenthierchen und vielleicht die Gattung Acephalocystis Länner's. (*D. Thon.*)

CRYPTOPETRA (Radiaria fossil.). Bei Mercati eine Art versteinerter Seeigel aus der Gattung Spatangus. (*D. Thon.*)

CRYPTOPHTHALMUS, *Rafinesque* *) (Crustacea). Diese Gattung wird von ihrem Begründer in dessen Familie Palaemonea gesetzt, gehört sonst zu der Abtheilung Macroara und zwar zu der Section der Salicoquen, nach Latreille's neuester Eintheilung in die Zunft Carides. — Sie hat mit Aglaope drei Fäden an den innern Fühlern gemein, unterscheidet sich aber durch folgende Kennzeichen: die zwei vordern Füße sind scheerenförmig, das zweite Paar ist weniger dick, zweifingerig, elfgliederig; die andern sind einfach, die Schuppe der äußern Fühler ist gezähnelt, die Augen liegen unter zwei Verlängerungen des Brustschildes verborgen. — Die Gattung selbst ist aber im Allgemeinen zu wenig charakterisirt, um sie als vollständig bestimt anzunehmen. — Die einzige von Rafinesque angeführte Art: C. ruber, ist glatt, röthlich, das Brustschild ist ganzrandig, der Kopf ist vorn in einen eindornigen, schnabelförmigen Fortsatz verlängert, die Scheeren der Füße sind platt, seitlich mit borstigen Haaren besetzt; die größte ist unten dreikantig; das Schwanzende ist vierzähnig und gefranzt. — Das Vaterland ist das Meer um Sicilien. (*D. Thon.*)

Cryptoplax, *Blainville* (Mollusca) s. Chiton.

CRYPTOPODA, *Latreille* (Crustacea). Die vierte Zunft der zehnfüßigen, kurzschwänzigen (decapoda brachyura) Krebse. Sie unterscheidet sich von allen übrigen bekanten Crustaceen dadurch, daß bei den zu ihr gehörigen Thieren die hintern Winkel des Brustschildes sich erweitern und eine Wölbung bilden, in die sich die Füße, mit Ausnahme der Scheeren, wenn sie die Thiere einziehen, zurückziehen und verbergen; die Scheeren sind sehr groß, zusammengedrückt, kammförmig; das Brustschild ist fast dreieckig oder quereiförmig; der Raum zwischen der Mundhöhle und dem Ursprunge der mittleren Fühler ist kaum etwas breiter, als lang. Es gehören hieher nur die beiden Gattungen Calappa und Aethra (unrichtig Oethra geschrieben.) (*D. Thon.*)

CRYPTOPS, *Leach* (Myriapoda). Eine Gattung der Myriopoden, aus der Familie Chilopoda, nach Linné zu Scolopendra gehörig. Kennzeichen: Fühler kegel-borstenförmig; siebenzehngliederig; die Glieder kugel-, fast kegelförmig; 46 Füße, das hintere Paar länger, das erste Glied innen unbewaffnet; das zweite Fußpaar mit blattförmigen Schenkeln, die vorn schwach ausgerandet und unbewaffnet sind; die Augen undeutlich. Leach führt [1]) zwei Arten auf: C. hortensis, ziegelrostroth, der Rücken dunkler, die Füße etwas behaart; etwas über einen Zoll lang. In den Gärten des westlichen Englands. — C. Savignii, ziegelrothgelb, der Kopf blaßrostfarben, die Füße, besonders die hintern, mit kleinen Stacheln besetzt. Im Garten des britischen Museums. (*D. Thon.*)

3) *G. Burnet*, the hist. of the reformation of the church of England. *The first part*: of the progress made in it during the reign of King Henry VIII. Lond. 1679. fol.

*) Manuel de Malacologie. Paris 1815. p. 364.

*) Précis de découvertes et de travaux semiologiques. Palermo. 1818. 8.

1) Zoological Miscellany. Tom. III. London 1817. p. 42. t. 139.

CRYPTOPUS, *Latreille* (Crustacea). Der Begründer dieser Gattung hat die Kennzeichen derselben nicht angegeben, stellt sie jedoch in die Zunft Schizopoda (Ordnung Decapoda, Familie Macroura), und in die erste Section derselben, welche dadurch charakterisirt ist, daß der Hinterleib in eine fünfblätterige Flosse endigt. Es ist nur eine Art bekant, bei welcher das Brustschild an den Seiten erweitert und nach unten so umgebogen ist, daß es eine Art Büchse bildet, welche die Füße umschließt; das Vordertheil stellt einen Kopf vor, mit einem gebogenen Schnabel und zwei Hörnern oben darauf. (*Latreille* familles naturelles du regne animal. Paris 1825. 8. p. 282 u. 567.) (*D. Thon.*)

CRYPTOSTOMA, *Blainville* (Mollusca). Diese zuerst im Supplement zur Edinburger Encyclopädie aufgeführte Gattung stellt der Errichter in die Ordnung Chismobranchiata, zwischen Sigaretus und Oxinoë; Ferussac unter die Adelodermae und in die Familie Sigareteae, welche sämtlich zu den Gastreopoden gehören; Cuvier hat sie übergangen. Die Kennzeichen, wie sie der erstere angibt *), sind folgende: Der zungenförmige Körper besteht meist in einem sehr langen und sehr dicken Fuß, der nach vorn schmäler und an den Seiten mit einer Furche versehen ist, überall aber weit über die zusammengedrehte Masse der Eingeweide vorragt, welche sehr klein und oben wenig gewölbt zum mittlern Drittheil durch eine innere Schale bedeckt wird, die in jeder Hinsicht der ganz ähnlich ist, welche man bei Sigaretus findet; die Mundöffnung ist sehr klein, verborgen unter dem vordern und obern Rande des Fußes, gegen welchen die erwähnten (vier) Furchen zusammenstoßen; die beiden Tentakeln sind zusammengedrückt und an der Basis mit Anhängseln versehen; es ist nur ein einziger großer Kiemenkamm vorhanden und der After liegt an der rechten Seite des freien Mantelrandes. — Bei dieser Thiergattung ist die ungeheuere Größe des Fußes besonders auffallend, welcher den eigentlichen Körper vier oder fünf Mal an Umfang übertrifft. Der vordere Theil desselben ist länger, als der hintere und läuft in eine stumpfe Spitze aus. An ihm findet sich auf jeder Seite eine Furche oder Halbkanal, welcher etwas nach hinten und näher an der rechten Seite anfängt. Diese zwei Furchen führen in eine große Querspalte, in welcher der Mund und die Tentakeln liegen, die zum größern Theil durch den stark vorragenden Rand der Schale verdeckt werden. Zwei andere ähnliche Furchen am Rande des hintern, dünnern Fußtheiles gehen ebenfalls in jene Querspalte. Der vordere Rand dieser letztern wird von einem scharfen, freien Saum gebildet, der fast in der Mitte und noch tiefer nach dem linken Rande hin ausgerandet ist. Wenn man diesen Saum von hinten nach vorn aufhebt, so sieht man darunter den etwas trichterförmigen Mund und nach hinten ein querliegendes, scharfes, mit dem vordern Rande angewachsenes Band, auf dessen beiden Enden ein kurzer, kegelförmiger, an der Basis mit einem Anhang versehener Tentakel steht, rechts liegt unter diesem dünnen Saume des Fußes das Ende des männlichen Geschlechtstheiles. Wenn man dagegen den Saum des Mantels, welcher den hintern Theil der Querspalte bildet und durch die Schale verdeckt ist, aufhebt, so sieht man 1) die etwas schiefe Querspalte, welche in die Kiemenhöhle führt, an deren Boden sich ein einziger, schiefer, unregelmäßiger Kiemenkamm findet; 2) das Ende des Afters, welches als freier schwebender Kanal von der linken nach der rechten Seite gerichtet ist, und 3) am Vereinigungspunkt des Mantels mit dem Fuße an der rechten Seite eine trichterförmige Öffnung für die weiblichen Geschlechtstheile. Der eigentliche Körper, oder die Eingeweide zusammengenommen, bildet auf dem fünften Theil des Fußes (von vorn nach hinten) eine kleine, etwas platte und spiralförmig gewundene Masse. Diese ist ganz in eine sehr flache, niedergedrückte Schale mit großer, ganzrandiger Öffnung, deren Hinterrand in eine Spalte eingeschlossen ist, welche der vordere Rand des hintern Fußtheiles bildet, aufgenommen. Die Schale zeigt sich ganz mit einer dicken Haut bedeckt, die offenbar in die Körperhaut fortsetzt, so daß die Schale als eine innere betrachtet werden kann, um so mehr, als sie ungefärbt ist. Die Masse der Eingeweide besteht aus zwei Theilen. Der obere enthält die Organe der Respiration und der Circulation und ist durch die Schale bedeckt; der untere ist durch eine Einschnürung, in welcher der Rand der Schalenöffnung liegt, von dem obern getrent, liegt in einer Aushöhlung des Fußes und enthält die Verdauungsorgane. Der Magen ist doppelt, der hintere groß und häutig; die Leber ist ungetheilt; der Mundtheil (Masse buccale in der französischen Terminologie) ist von mittlerer Größe; die Höhle, welche er enthält, sowie der erste Magen und das Zungenband, sind von dem der Leber durch eine Haut (diaphragme) getrent. Das Centralnervensystem besteht aus einem unten liegenden, vierseitigen Ganglion, ist von einer körnigen Masse umgeben und gibt auf jeder Seite vier Äste ab, von denen der eine vordere für den vordern Theil des Fußes, die andern für die Seiten und hintern Theile bestimt sind. — Es sind bis jetzt nur zwei Arten dieser Gattung bekant, welche sich im britischen Museum befinden und aus Indien herstammen sollen. Sie sind: 1) C. Leachii **). Fast drei Mal so lang als breit, der vordere Theil des Fußes länger als der hintere; die Tentakeln kleiner, als an der folgenden Art, kegelförmiger, weiter aus einander stehend, die Anhängsel kleiner. 2) C. breviculum. Der Körper breiter als die Hälfte seiner Länge, weshalb er flacher, kürzer und breiter erscheint; der vordere Theil des Fußes fast so groß, als der hintere; die Tentakeln viel größer, breiter, platter, einander mehr genähert, die Seitenanhänge des Bandes, worauf sie stehen, größer. — Die Schale der letztern Art ward nicht beobachtet, doch muß man schließen, daß sie wenigstens in der Größe von der der vorigen Art abweicht. (*D. Thon.*)

*) Manuel de Malacologie. p. 467.

**) *Blainville* Manuel. Planches. pl. XLII. f. 3.

Ende des einundzwanzigsten Theiles.

Spitze des Fußes; b. der Schwerpunkt ist auf der Ferse. — XXVIII. Der Punkt bedeutet, ob auf der Spitze oder Ferse gebogen, gehoben, gestrichen, gesprungen wird; a. auf der Spitze biegen; b. auf der Ferse biegen; c. auf dem platten Fuße biegen; d. auf der Spitze gehoben; e. auf der Ferse gehoben; f. auf dem platten Fuß gehoben; g. auf der Spitze gehüpft; h. auf der Ferse gehüpft; i. auf dem platten Fuße gehüpft; k. auf der Spitze gestrichen; l. auf der Ferse gestrichen; m. auf dem platten Fuße gestrichen. — Fig. XXIX. Bewegungen der Füße auf der Stelle, ohne einen Schritt zu thun. Die Zeichen dazu werden an die Figur des Fußes gemacht: a. gebogen mit einem oder beiden Füßen; b. gehoben; c. gehüpft; d. gesprungen; e. auf den Spitzen stehen; f. auf den Fersen stehen; g. den Fuß gehoben und wieder auf die Spitze gesetzt; h. auf den Spitzen links gedreht; i. auf den Fersen rechts gedreht; k. ein Fuß auf der Spitze, der andere auf der Ferse gedreht; l. erst biegen, dann hüpfen; m. erst hüpfen, dann biegen; n. Sprung auf beiden Füßen; o. im Hüpfen eine Viertels-Wendung links; p. im Hüpfen eine halbe Wendung rechts; q. im Hüpfen eine ganze Wendung des Körpers um seine Achse (*Salto rondo*). — Fig. XXX. Wenn sich beide Füße zugleich bewegen, wie bei dem pas echappé, so werden die Schrittlinien mit einem gebogenen Strich verbunden: a. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die zweite Position hüpfen; b. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die vierte Position hüpfen; c. mit beiden Füßen zugleich gestrichen in die zweite Position gehen; d. mit beiden Füßen zugleich gestrichen in die vierte Position; e. mit beiden Füßen gestrichen aus einander und in der zweiten Position in die gebogenen Knie gefallen; f. das nämliche in die vierte Position. — Fig. XXXI. Das Drehen der Füße: a. auf den Spitzen stehen und die Fersen auswärts drehen; b. auf den Fersen stehen und die Spitzen einwärts drehen; c. auf den Spitzen stehen, die Fersen auswärts und sogleich wieder zurückdrehen; d. auf den Fersen stehen, die Spitzen einwärts und wieder auswärts drehen; e. den Fuß in der Luft mit der Spitze ein- und auswärts gedreht; f. den Fuß in der Luft mit der Ferse aus- und einwärts gedreht; g. auf den Spitzen beide Fersen rechts gedreht; h. auf den Spitzen beide Fersen links drehen; i. auf den Fersen beide Spitzen links drehen; k. auf den Fersen beide Spitzen rechts drehen. — Fig. XXXII. Sprünge mit beiden Füßen zugleich: a. vorwärts aus der ersten in die zweite Position; b. rückwärts; c. seitwärts aus der ersten Position wieder in die erste; d. vorwärts als Kreuzsprung (*Saute croisé*) aus der ersten in die fünfte Position; e. rückwärts oder vorwärts aus der fünften wieder in die fünfte Position; f. seitwärts aus der fünften wieder in die fünfte Position gesprungen. — Fig. XXXIII. Battements der Füße: a. mit dem rechten Fuße aus der zweiten Position mehrmals vor und hinter dem linken battirt, und den rechten Fuß wieder in die zweite Position setzen; b. mit dem linken Fuße um dem rechten battirt, und in der fünften Position vor dem rechten Fuße geschlossen. — Fig. XXXIV. Ein Entrechat. Mit beiden Füßen zugleich in die Höhe gesprungen und in der Luft so oft verwechselt, als es die kleinen Zeichen anzeigen. Am Ende zeigt die fünfte Position mit den Punkten, daß der Tänzer blos auf die Spitzen herabfallen soll. — Fig. XXXV. Wenn die Schrittlinie einfach, doppelt oder dreifach ist, zeigt es das Langsame, Geschwinde und Schnelle an: a. langsamer Schritt; b. geschwinder Schritt; c. sehr schneller Schritt. Die größere Geschwindigkeit der Schritte durch vermehrte Linien anzuzeigen, hat man von der Unterstreichung der Noten entlehnt. — Fig. XXXVI. a. Ein Menuet-Pas seitwärts; b. Menuet-Pas vorwärts; c. Menuet-Pas rückwärts. — Fig. XXXVII. Eine kleine Zusammensetzung von figurirten Tanzschritten als Exempel. 1) Der rechte Fuß battirt, biegt und macht einen gestrichenen Pas rechts in die zweite Position. 2) Der linke Fuß macht mehre Battements um den rechten, biegt, streicht gegen die vierte Position, hebt sich in die Luft und setzt sich dann mit der Spitze nieder. 3) Der rechte Fuß battirt einmal leicht vor dem linken, macht einen gestrichenen Pas vorwärts und setzt sich auf den platten Fuß. 4) Der linke Fuß hebt sich in die Luft, battirt hinter dem rechten und springt leicht seitwärts. 5) Der rechte Fuß biegt, streicht und streckt sich in die Luft, macht eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) rechts und springt auf die Spitze in die fünfte Position vor dem linken Fuß, welcher den Sprung mit macht, ohne seinen Platz zu verändern. 6) Der rechte Fuß hebt sich sogleich wieder, es folgt auf dem linken Fuße eine ganze Wendung des Körpers links um (ganze *pirrouette*), der rechte Fuß setzt sich in die fünfte Position hinter dem linken, welcher sich vor dem rechten anschließt. 7) Das Anschließen und Nachfolgen des linken Fußes. 8) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und setzt sich rückwärts in die vierte Position. 9) Der rechte Fuß battirt vor dem linken und setzt sich hinter demselben in die fünfte Position. 10) Beide Füße hüpfen zugleich in die zweite Position. 11) Beide Füße springen leicht in die Höhe, während dem der rechte vor und hinter demselben battirt, und sich beim Niederfallen wieder in die zweite Position setzt. 12) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und springt in die zweite Position. 13) Der rechte Fuß biegt und macht einen gestrichenen Pas, der sich mit Heben endet, in die fünfte Position hinter dem linken. 14) Der linke Fuß hebt sich seitwärts in die Luft, und schließt hüpfend wieder vor dem rechten, welcher zu gleicher Zeit mithüpft und sich hinten anschließt. Die Linie, welche beide Punkte verbindet, welche den Anfang des Pas bezeichnen, zeigt an, daß beide Füße sich zugleich bewegen. — Fig. XXXVIII. Zeichen für die Bewegungen der Arme und Hände. 1) Der ausgestreckte Arm; a. die Schulter; b. der Ellenbogen; c. die Hand. 2) Arm mit gebogener Hand. 3) Der gebogene Arm. 4) a. Der Arm in die Höhe gehoben; b. hängende Arm. 5) Beide Arme gehoben. 6) Ein Arm gestreckt, der andere aufwärts gehoben. 7) a. Handwegung von unten aufwärts; b. Handbewegung von oben abwärts. 8) a. Bewegung des Ellenbogens von unten aufwärts; b. Bewegung des Ellenbogens von oben abwärts. 9) a. Kreisbewegung des ganzen Armes von unten aufwärts; b. Kreisbewegung des ganzen Armes von oben abwärts. 10) Zeichen zum Hände geben und loslassen: a. die rechte

Hand geben; b. die linke Hand geben; c. beide Hände geben; d. der senkrechte Strich durch das Handzeichen bedeutet, daß die Hände losgelassen werden. (*Roller.*)

Zu CRUSTACEA.

Taf. I. Man verdankt dem französischen Naturforscher Desmarest die Beobachtung *), daß die Vertheilung der Erhöhungen und Vertiefungen, welche man auf der Rückenschale (clypeus, franz. carapace) der Crustaceen bemerkt, nicht unregelmäßig, sondern bestimten Gesetzen unterworfen ist. — Die Massen nämlich, oder Vorsprünge, welche die ersteren bilden, entsprechen genau jenen der unter ihnen liegenden Eingeweide, und die Grenzen dieser Massen sind durch vertiefte Linien angedeutet.

Diese Entdeckung verspricht für die genauere Beschreibung der Krustenthiere nicht unbedeutende Vortheile, indem nach derselben der innere Bau nach dem äußern, wenn auch nicht ganz genau, doch ziemlich sicher bestimt und dadurch unterscheidendere Kennzeichen gewonnen werden können. Um aber auch sogleich die Terminologie (Kunstausdrücke) gehörig festzustellen, hat Desmarest jene Erhöhungen u. s. w. „Gegenden" (regiones) genant und bezeichnet sie auf folgende Weise: Magengegend (regio stomachalis) heißt ein vorn auf der Mittellinie liegender Raum, unter dem im Innern der Magen seinen Platz hat; Zeugungsgegend (regio genitalis) heißt eine, ebenfalls auf der Mittellinie, hinter der erstern liegende, kleinere Stelle, unter welcher sich die Geschlechtsorgane des Männchens sowol als des Weibchens befinden; die Herzgegend (regio cordicalis) liegt hinter jener zweiten und bezeichnet die Stelle des Herzens; die Kiemengegenden (regiones branchiales) haben einen ziemlichen Umfang zu beiden Seiten der Mitte und bedecken die Kiemen; vor ihnen zur Seite der Magengegend liegen die vordern Lebergegenden (regiones hepaticae anteriores), und hinten an der Mitte des hintern Randes der Schale befinden sich die hintern Lebergegenden (r. h. posteriores), und beide zusammen bezeichnen die Stellen, wo die Leber sichtlich hervortrit; ein Organ, welches bei allen kurzschwänzigen Crustaceen sehr umfangreich ist, und sich fast auf der ganzen innern Seite ihres Körpers ausbreitet.

Diese Gegenden haben bei den kurzschwänzigen Crustaceen eine verschiedene Größe. Bei den Gattungen Leucosia, Dromia, Pinnotheres und Corystes sind sie kaum zu unterscheiden, während sie bei Parthenope, Inachus, Doripe und vielen eigentlichen Krabben sehr deutlich hervortreten. Andere Krabben: Portunus, Ocypode, Gonoplax u. s. w. halten das Mittel zwischen diesen beiden Extremen. Bei den meisten dieser Crustaceen ist die Magengegend sehr entwickelt und liegt mit den vordern Lebergegenden in einer Querlinie. Bei einigen Gattungen aber, z. B. Inachus, Maja, Macropodia, Leptopodia, Doripe, trit sie nach vorn vor und gibt dadurch dem Körper eine ziemlich dreieckige Form. Die Zeugungsgegend ist im Allgemeinen sehr entwickelt und verlängert sich fast immer in der Mitte der Magengegend in eine Spitze, welche diese letztere gleichsam in zwei Hälften theilt. Ebenso ist die Herzgegend immer sichtbar und liegt auch immer an derselben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkte des Rückenschildes, und nur bei Doripe stößt sie an dessen hintern Rand an und verdrängt die hintere Lebergegend. Am meisten ändern die Kiemengegenden ab, die bei den eigentlichen Krabben (Cancer) und Portunus nichts Ausgezeichnetes haben; dagegen bei den Gattungen Doripe, Inachus, Maja u. s. w. sehr deutlich hervortreten und stark gewölbt sind. Bei den beiden letztern Gattungen ist dies in der Maßen der Fall, daß sie hinten zusammentreten und die Stelle der hintern Lebergegend mit einnehmen. Bei den Gattungen Ocypode, Gelasimus u. s. w. sind sie oben flach und helfen die viereckige Gestalt dieser Crustaceen bilden. Bei der Gattung Grapsus zeigen sie sich ebenso, haben aber bei mehrern auf der Oberfläche schiefe vorspringende Linien, welche den unter ihnen liegenden Kiemenbündeln zu entsprechen scheinen. Bei den meisten derjenigen Crustaceen, bei welchen die Seitenwinkel des Rückenschildes sehr deutlich gebildet sind, z. B. bei den Gattungen Portunus, Podophthalmus und Lupa, geht von diesen Winkeln eine Querlinie aus, welche den vordern Rand dieser Kiemengegenden bezeichnet. Bei Gegarcinus, wo der Kopf herzförmig und hinten stark abgestutzt ist, sind die Kiemengegenden so stark nach vorn gewölbt, daß sie an die Stelle der vordern Lebergegenden treten. Endlich bilden sie bei Ixa auf jeder Seite des Körpers eine cylindrische oder kegelförmige Verlängerung.

Was die Lebergegenden anbetrifft, so springen sie nie bedeutend vor, ja sie unterscheiden sich von den andern sogar durch ihre flache Bildung. Die beiden vordern sind meist bei denjenigen Crustaceen, deren Rückenschild viereckig oder halbzirkelförmig ist, ziemlich deutlich, verschwinden aber fast ganz bei denjenigen, bei welchen es dreieckig ist. Fast auf gleiche Weise verhält es sich mit der hintern Lebergegend.

Die langschwänzigen Crustaceen haben zwar auch ein Rückenschild, das in der Regel halb cylindrisch, wie bei den Gattungen Astacus, Palinurus, Palaemon, doch mitunter auch mehr oder weniger platt, wie bei Scyllarus, Ibacus, Eryon u. s. w. ist. Oft ist dieses Rückenschild oben mit einer tiefen, nach hinten bogigen Querlinie versehen, durch welche gleichsam die Trennung eines Kopfs von einem Bruststück angezeigt wird. In der Mitte und hinter dieser Linie finden sich zwei andere, einander parallel laufende, doch etwas getrente Längslinien. Der Theil, den man nun als den Kopf ansehen kann, enthält nicht allein die diesem zukommenden Organe, sondern auch die Magen- und vordere Lebergegend. Zwischen den hintern Furchen liegen die Zeugungsgegend, die Herzgegend und die hintere Lebergegend mehr oder weniger in einander übergehend, und zu jeder Seite der Längsfurchen und hinter der Querlinie liegen die Kiemengegenden.

Bei der Gattung der Flußkrebse ist die Magengegend mit den vordern Lebergegenden, und die andern drei, wel-

*) Dessen et Brongiart Histoire nat. des Crustacés fossil. Paris 1822. 4. p. 73.

che nach derselben kommen, unter einander verflossen. Die Gattung Galathea hat eine Magen-, eine Herz-, zwei Kiemen- und zwei Lebergegenden, welche ganz, wie bei den Krabben, auf der Seite liegen. Bei der Gattung Scyllarus ist die Magengegend dreieckig und nach vorn sehr breit, zwei kleine Lebergegenden liegen seitlich, die Zeugungsgegend ist sehr gewölbt und stachelig, die zwei Kiemengegenden sind schmal. Bei der Gattung Palinurus bemerkt man einen mehr zusammengesetzten Kopf, die Zeugungsgegend ist deutlicher und bei einigen Arten bilden die Kiemengegenden auf jeder Seite einen sehr auffallenden Vorsprung. Der weiche und scheinbar verbildete Kopf der Pagurus-Arten zeigt doch die Magen- und vordern Lebergegenden, welche von der Herz- und den Kiemengegenden durch eine Querfurche getrent sind.

Diese verschiednen Gegenden werden bei den langschwänzigen Crustaceen, deren sehr dünner und biegsamer Kopf doch noch ein hornartiges Ansehen behält, wie bei den Gattungen Palaemon, Peneus, Crangon u. s. w. undeutlich, und sind deswegen schwerer zu bezeichnen.

Unsere Tafel I. ist nun bestimt, diese Verhältnisse bildlich darzustellen.

Fig. 1. zeigt das Rückenschild von Carcinus maenas L., einer der gewöhnlichsten Krabben der nordteutschen Meere; aa. die Magengegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; dd. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemengegenden; ff. die vordern Lebergegenden.

Fig. 2. zeigt denselben Krebs, jedoch das Rückenschild oben abgenommen; aaaa. ist der Magen; bb. sind die Zeugungsorgane; c. das Herz; dd. die Kiemen; eff. die Leber.

Fig. 3. Astacus fluviatilis, der Flußkrebs, mit Wegnahme der Gliedmaßen, wie in voriger Figur, so weit sie zur Erläuterung des Gegenstandes nicht erfoderlich sind: a. die Magengegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; d. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemengegend.

Fig. 4. zeigt dieselbe Figur nach Wegnahme des Rückenschildes: aaaa. ist der Magen; b. die Zeugungstheile; c. das Herz; ddddd. die Leber; ee. die Kiemen; ff. sind Muskeln der Kiefern.

Fig. 5. stellt Telphusa fluviatilis in etwas geringerer als natürlicher Größe vor, indem bei dieser der Quer- und Längsdurchmesser des Rückenschildes zwei Zoll beträgt. — Diese Figur, als Maßstab angenommen, wird sich auch ergeben, in wiefern die folgenden Figuren mehr oder weniger vergrößert, oder auch in natürlicher Größe abgebildet sind. Zugleich mag dieser Krebs als Typus der kurzschwänzigen Crustaceen dienen.

Fig. 6. stellt den äußern rechten Kieferfuß (pied machoire) vor: A. ist sein innerer Stamm, abcdel sind seine Glieder; B. ist der äußere Stamm, oder die geiselförmige Fühlspitze (Freßspitze, palpe).

Fig. 7. ist ein Kiefer des vierten Paares mit der Fühlspitze.

Fig. 8. ein dergl. des dritten Paares.

Fig. 9. ein dergl. des zweiten Paares.

Fig. 10. ein dergl. des ersten Paares.

Fig. 11. eine Kinnlade (mardibula) mit Palpe.

Fig. 12. die obere —

Fig. 13. die untere Lippe oder Zunge.

Fig. 14. ein hinterer Fuß: a. die Hüfte, b. der Gelenkkopf, c. der Schenkel, d. das Schienbein, e. der Metatarsus, f. der Tarsus oder die Klaue.

Fig. 15. eine Scheere: a. der bewegliche Finger; b. der unbewegliche (die Hand); c. der Arm, (franz. carpe).

Fig. 16. äußerer rechter Fühler (antenna).

Fig. 17. desgl. der innere.

Fig. 18. Untere Ansicht eines weiblichen Thieres, nach Wegnahme einiger Glieder: abcde. die zum Bruststück (untere Seite des Rückenschildes) gehörigen Theile; fghi. die diesen Stücken zur Seite liegenden Theile; kk. Öffnungen der weiblichen Geschlechtstheile; llll. die sogenanten falschen oder Schwimmfüße; n. ein dergl. einzelner.

Fig. 19. das Bruststück des Männchens mit den Zeugungsorganen.

Fig. 20. a. eine der männlichen Ruthen, nebst b. einem falschen Fuße.

Taf. II. Fig. 1. zeigt als Typus der Stomapoda, Squilla scabricanda *Latr.*, männliches Exemplar, von unten gesehen: aa. sind die mittleren Fühler; bb. die äußeren Fühler (antennae); cc. die Augen; dd. die Kieferfüße des ersten; ee. des zweiten Paares, oder die Scheeren; ff. gg. hh. Kieferfüße des 3ten, 4ten und 5ten Paares; ii. die Freßspitzen (palpi) der Mandibeln; ii. das Bruststück; kk. ll. mm die eigentlichen Füße; nn. eigenthümliche, fußähnliche Anhängsel des Männchens; o. letztes Körpersegment; pp. Seitenflossen; q.q.q.q. Flossenfüße oder Schwimmfüße. — Hauptfigur natürliche Größe.

Fig. 2. Cyamus Ceti, die Wallfischlaus. Sehr vergrößert. Die natürliche Größe beträgt etwa 3 Linien.

Fig. 3. Bopyrus squillarum *Latr.* Monoculus crangorum *Fabr.*, Weibchen (?) von der Seite gesehen, vergrößert. Die natürliche Größe ist etwa ½ Zoll.

Fig. 4. desselben als Männchen angenommenes Exemplar von unten; sehr vergrößert. Natürliche Größe 2 Linien. — Gehört mit Fig. 2. zu der Abtheilung Entomostracea.

Fig. 5. Limulus (Monoculus *L.*) Polyphemus, von unten gesehen, das Schwanzende abgeschnitten, ebenfalls noch zu den Entomostraceen gehörig: — aa. scheerenförmige Anhänge (nach Cuvier Palpen, nach Savigny Anhangs-Mandibeln); b.c.d.e.f.g. Füße, am Ende mit Scheeren, deren stachelige Hüften Kieferstelle vertreten; k. die untere Lippe; l. der Kehlkopf; m.n. Platten, welche die Kiemen bedecken.

Fig. 6. Apus cancriformis *Latr.* Schäffers fischförmiger Kiefenfuß. — Weibliches Exemplar, von unten gesehen, natürliche Größe: a. das Rückenschild; cc. die Fühler (antennae); ii. die Mandibeln; kk. die ästigen Füße des ersten Paares; ll. die Kiemenfüße; mm. die Schwanzfäden (um Raum zu sparen in der Figur abgekürzt); o. Kiefer des zweiten Paares; p. die gespaltene Zunge, an welcher ein gefranzter Kanal gerade in den Magenmund führt.

7. Cyclops vulgaris *Leach*, Monoculus qua-
Linn. Weibchen, von oben gesehen, sehr ver-
natürliche Größe $\frac{1}{4}$ Linien; aa. Fühler; cc. die
d. die innern Eierbehälter.
8. Junges Exemplar von C. vulgaris.
9. Polyphemus stagnorum *Lamarck*, Mo-
ediculus *L.* Stark vergrößerte Seitenansicht;
Größe $\frac{1}{2}$ Linie. Mit den vorigen und den nach-
zu den Entomostraceen gehörig.
10. Daphnia Palex, von der Seite gesehen,
rößert; die natürliche Größe beträgt nur eine

11. desgl. nach Wegnahme der Schale; a. das
. der schnabelförmig verlängerte Kopf; c. der
satz; dddd. die Körpersegmente; e. das Kör-
mit seinem Haken; f. der After; g. der Mund;
Magenmund; i. der Magen; kk. der Darm;
rz; m. der Blinddarm; nnnn. der rechte Eier-
die Höhle auf dem Rücken, in welcher die Eier
pppp. die untern Gliederpaare.
12. Cypris fusca, *Strauss*; stark vergrößert,
nommenen Schalen; natürliche Größe $\frac{1}{2}$ Linien:

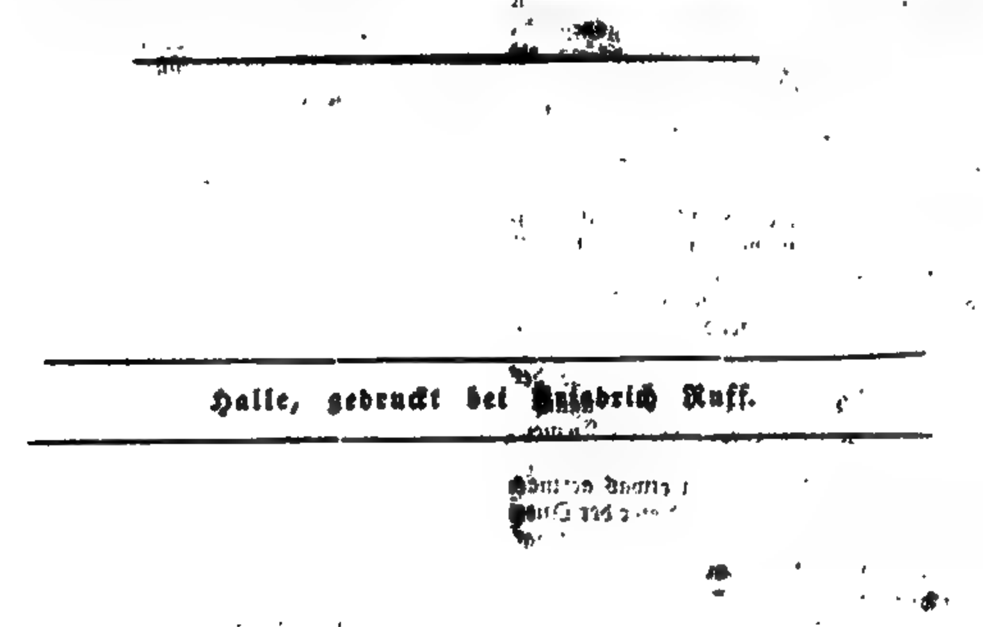
aa. der Umriß, welchen die Schalen bilden; b. Ursprung der sie verdoppelnden Haut; c. das Auge; dd. Fühler, jedoch mit Weglassung der Borsten; e. erstes, f. zweites, g. drittes Fußpaar; h. der Schwanz; i. die [illegible] k. die Mandibel; l. die Freßspitze; m. Kiefer des [illegible], n. des zweiten Paares; o. Kieme; pp. hinterer Theil des linken Eierstocks; r. Einfügung des Gefäßes, welches als Testikel betrachtet wird.

Fig. 13. Cypris ornata, von der Seite gesehen. Natürliche Größe $\frac{1}{2}$ Linien.

Fig. 14. Cypris unifasciata, von der Rückenseite. Natürliche Größe $\frac{1}{8}$ Linien.

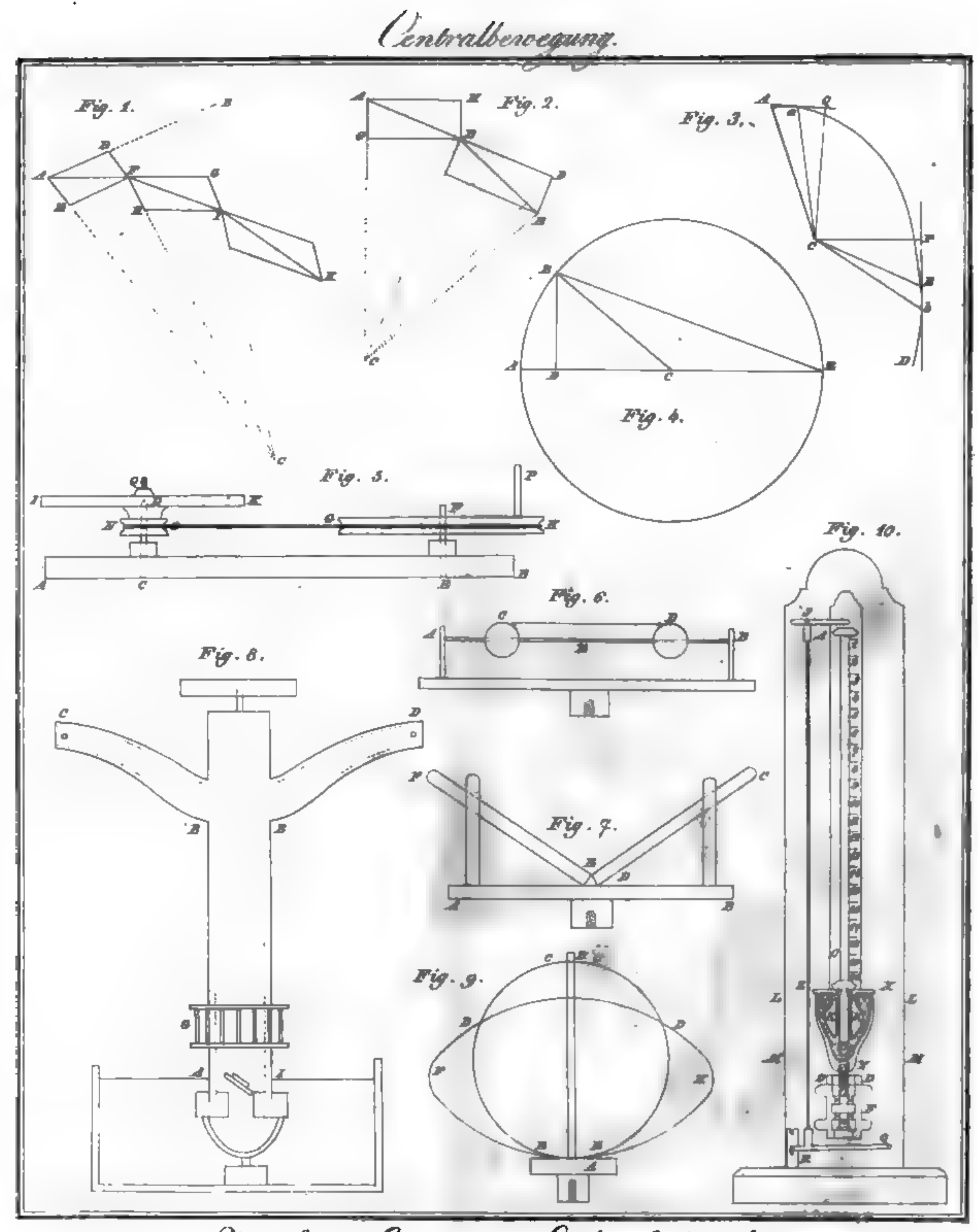
Fig. 15. Branchipus stagnorum. Männchen, von der Seite gesehen; natürliche Größe 1 Zoll: a. die netzförmigen Augen; b. die Fühler; cc. die mandibelförmigen Hörner; dd. die rüsselartigen Tentakeln, welche beweglich und spiralförmig eingerollt sind; e. das kleinere, nicht netzförmige Auge; fff. die Schwimmfüße; g. die Ruthen; hh. der Schwanz; ii. die Endfaden desselben.

Fig. 16. Ein junger Branchipus, nach der ersten Häutung, um die große Verschiedenheit desselben vom erwachsenen zu zeigen. (D. Thon.)
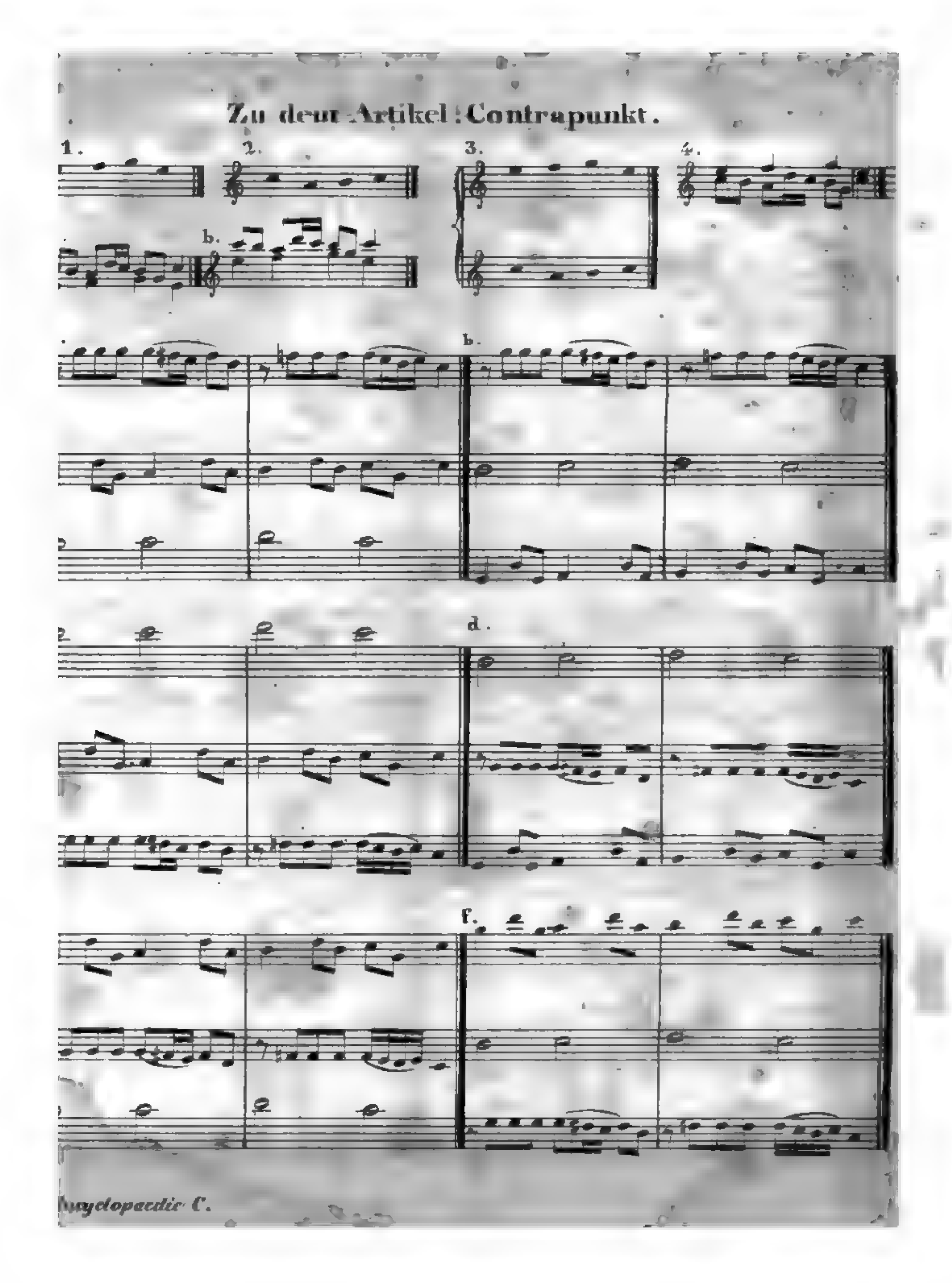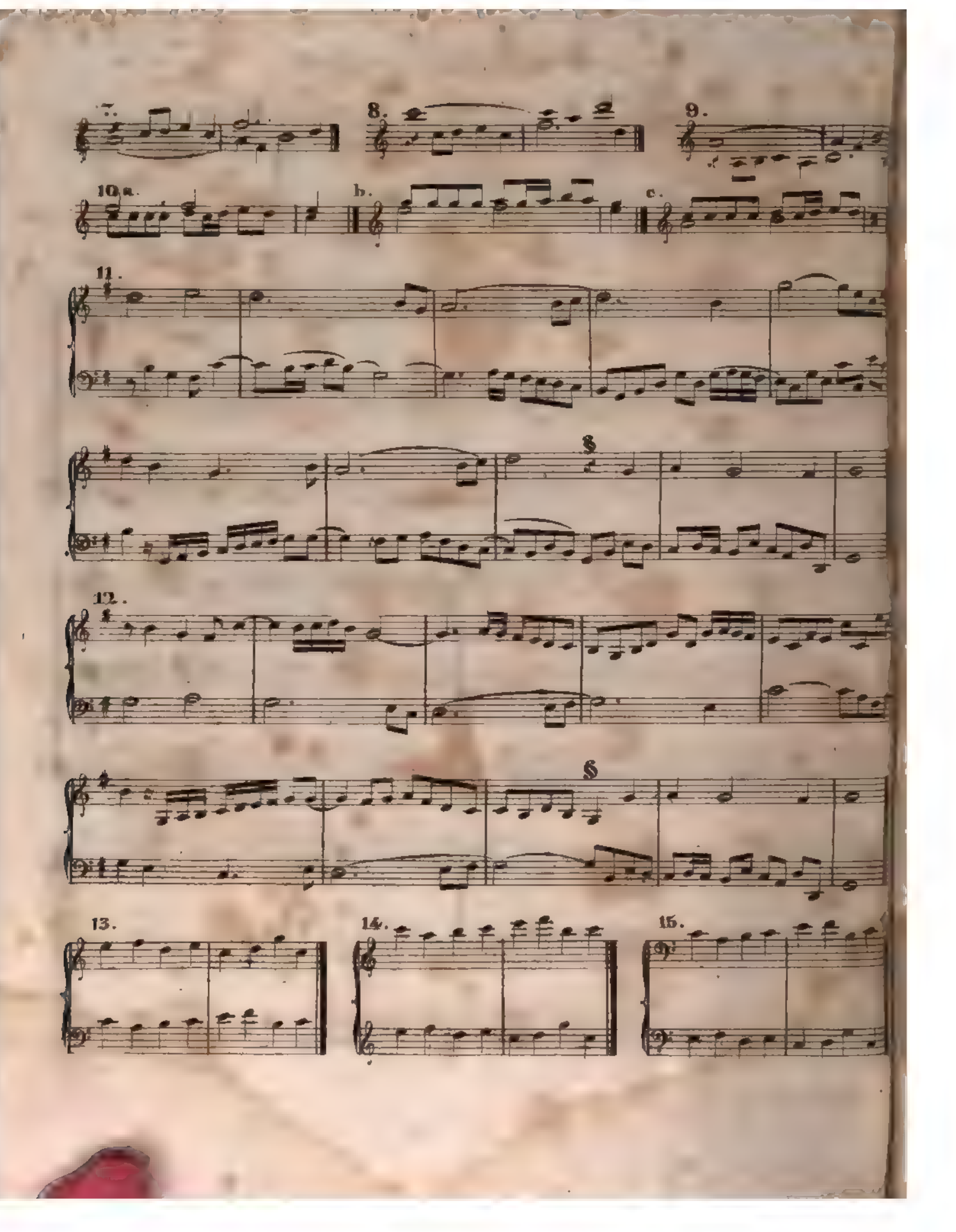


Halle, gedruckt bei Friedrich Ruff.

Centralbewegung.
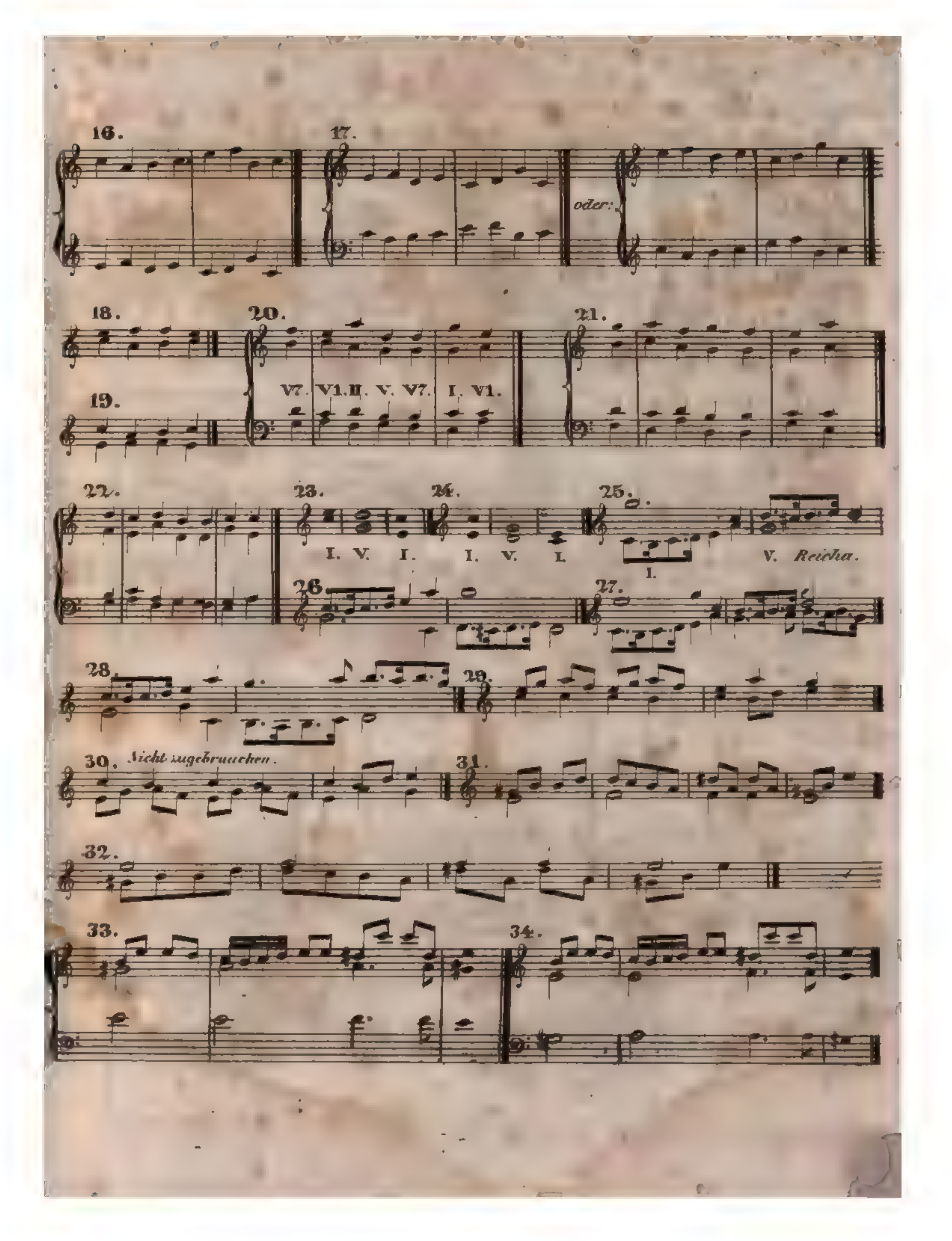


Zur Allgem. Encyclopädie v. Ersch u. Gruber gehörig.
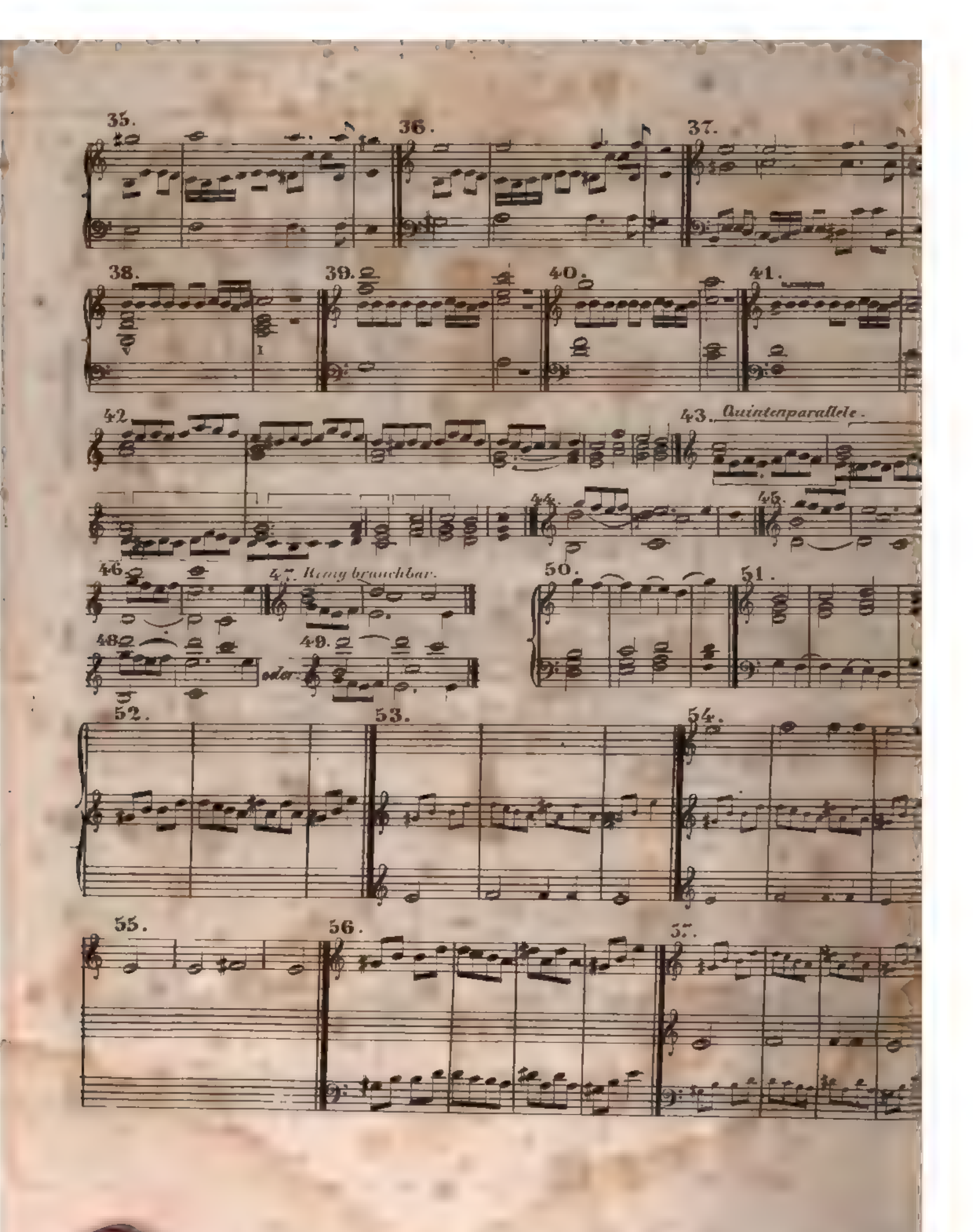

Zu dem Artikel: Contrapunkt.
1.
2.
3.
4.
b.
b.
d.
f.
ncyclopaedie C.



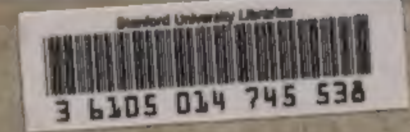
7.
8.
9.
10. a.
b.
c.
11.
12.
13.
14.
15.



16.
17.
oder:
18.
19.
20.
V7. VI.II. V. V7. I. VI.
21.
22.
23.
24.
25.
I. V. I. I. V. I.
I.
V. Reicha.
26.
27.
28.
29.
30. Nicht zugebrauchen.
31.
32.
33.
34.


35.
36.
37.
38.
39.
40.
41.
42.
43. Quintenparallele.
44.
45.
46.
47. Wenig brauchbar.
48.
oder
49.
50.
51.
52.
53.
54.
55.
56.
57.


Crustacea.
II.



A6
Sect. 1
V. 21

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

